

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr 1

Sonntag, den 4. Januar

1914

## Die Seemannsbraut.

Ein deutscher Seeroman  
von D. Elster.  
(Nachdr. verb.)

### 1. Kapitel.

O, sieh das Schiff, dem stolzen Schwane gleich zieht es so ruhig seine Bahn. So hoffnungsvoll und so erwartungsreich Wie je den Hafen nur verließ ein Kahn. Zu fernem Landen zieht es wieder fort, Umbraust von Sturm und Wogen-ungestüm, Kehrt es zurück zum heimatlichen Port? Wird auf dem Meeresgrund ein Grabmal ihm? — Pisa.

Der Morgen eines nebel-  
fällten Märztaages graute. Im  
Osten begann es sich zu lichten, und  
aufs neue erwachte das Leben in  
der Stadt und dem Hafen. Schnei-  
dend fauste der Ostwind durch die  
mit einer dünnen Schneeschicht  
bedeckten Straßen Bremerhavens.  
Flackernd schimmerten die Later-  
nen durch den Nebel. Arbeiter und  
Matrosen eilten zum Kai, wo ihr  
schweres Tagewerk von neuem be-  
gann.

Auch im Hafen und auf den  
Schiffen wird es lebendig. Drau-  
ßen auf der Reede liegt gleich  
einem ungeschlachten Ungetüm  
ein großer Auswandererdampfer.  
Mit Saß und Paß harren die Aus-  
wanderer auf das Zeichen zur Ein-  
schiffung. Agenten und Kommiss  
der großen Reedereien eilen hin  
und her. Matrosen begeben sich  
mit gemächlichen breiten Schritten  
zu ihren Fahrzeugen, auf dem  
Wasser des Hafens schießen kleine  
Boote hin und wieder, der Wind  
pfeift in den schlanken Masten der  
Segelschiffe, die Raaen und die  
gerafften Segel knarren und äch-  
zen; in den mächtigen Kesseln der  
Dampfer erwacht das Feuer und  
zischend und fauchend steigt der  
Dampf aus den schwarzen Schorn-  
steinen.

Auch auf der großen Bark, die  
am äußersten Kai festgemacht ist,  
herrscht bereits reges Leben. Sie  
tillet sich zur Fahrt nach dem fer-  
nen Indien. Kapitän Ewarsen,



Profit Neujahr! Originalzeichnung von Ewald Krudt.

ein alter erfahrener Seemann,  
empfängt von dem ersten Buch-  
halter der großen Firma Mainberg  
und Söhne die Papiere und letzten  
Befehle des Chefs, dann geht er  
an Bord, wo ihm der alte Steuer-  
mann entgegentritt und meldet,  
daß alles zur Abfahrt bereit steht.  
„Ist der Schlepddampfer da,  
der uns herausbuggieren soll?“  
fragt der Kapitän.

„Jawohl, Herr!“ entgegnet  
der Alte, eine breite, vierdrötige  
Gestalt mit einem roten Bull-  
doggenesicht, das ein rötlichblon-  
der Bart umrahmt, „der „Ass-  
courabeur“ liegt bereit, die Trosse  
ist ebenfalls befestigt.“

„So laßt den Anker lichten.“  
Der Kapitän begibt sich in  
seine Kajüte, um die Papiere zu  
verschließen.

„Alle Mann Anker lichten! —  
Gangspill bemannt!“ erschallt die  
rauhe Stimme des Steuer-  
manns über das Deck. Die Matrosen be-  
eilen sich, den Befehl auszuführen.

Es ertönt noch ein Komman-  
do des zweiten Steuer-  
manns, eines jungen Seemanns von fünf-  
undzwanzig Jahren. In takt-  
mäßigem Schritte dreht die Mann-  
schaft das Gangspill, kreischend,  
knirschend windet sich die Anker-  
kette auf, langsam bewegt sich die  
Bark nach der Stelle, wo der An-  
ker im Grunde liegt.

„Auf und nieder,“ ruft der  
zweite Steuermann. Das Schiff  
steht über dem Anker, nur noch  
eines Ruckes bedarf es, um es  
ganz loszulösen.

Der erste Steuermann geht  
nach vorn. Ein kleiner, schwarzer,  
eiserner Dampfer, der „Asscou-  
rabeur“ liegt da, zischend und fau-  
chend.

„Fertig, Kapitän?“ fragt der  
Steuermann.

„All right,“ ertönt die Ant-  
wort aus der Tiefe von dem nie-  
drigen Dampfer her.

„Na, denn los!“

Ein gellender Pfiff, kräftiger  
faucht und zischt der kleine Damp-  
fer, die Schraube weicht rauschend  
in das Wasser, der Dampfer setzt  
sich in Bewegung, die Trosse, die  
ihn mit der Bark verbindet, strafft  
sich, das Schiff beginnt langsam  
sich in Bewegung zu setzen.

Auf dem Kai haben sich in-  
dessen Menschen angesammelt;

Verwandte und Freunde der Mannschaft. Hüte und Mägen werden geschwenkt. Ein dreimaliges Hurra ist der Abschiedsgruß der Matrosen, dann rauscht die Bark den sich immer mehr ausbreitenden Wasserstrom hinab, dem offenen Meere zu. Weiter und weiter entschwindet die Küste, die Stadt, der Hafen; die Schiffe werden immer undeutlicher, jetzt verschwinden die letzten Umrisse, ein letzter Blick der Küste zu, — in ungeheurem Kreise dehnt sich das Meer, über dem sich der wolkenlose Himmel wölbt.

Aber jetzt ertönt auch wieder die rauhe Stimme des ersten Steuermanns.

„Segel los!“

Die Matrosen eilen in die Wanten und klettern empor zu den Raaken.

„Leg aus!“

Die Segelsalten der Zugringe fallen.

„Laß fallen!“

Die breiten weißen Flächen fallen rauschend herab.

„Marsschraaten vor. — Hiß! Marssiegel!“

Straff werden die großen Flächen der Segel nach unten gespannt.

„Laßt die Schlepptrosse lösen, Bahnsen,“ wandte sich der erste Steuermann an seinen jüngeren Kameraden, „wir können jetzt unsere Fahrt alleine machen.“

Der zweite Steuermann eilte mit mehreren Matrosen zur Trosse. Rasch wird diese gelöst und dann über Bord geworfen; die Matrosen des kleinen Dampfers halten sie auf.

Die „Nympe“, das schmucke Barkschiff, war frei und wiegte sich stolz auf den grünen Wogen. Schwer drehen sich die Vorraaken, bis die Segel im frischen Winde flattern. Die „Nympe“ scheint still zu stehen, doch nur einen Augenblick, dann folgt sie willig dem Drucke der Segel und beginnt langsam das Wasser zu teilen. Majestätisch neigt sich die „Nympe“ auf die Seite, schäumend brechen sich die Wellen an dem Bug, der eilends die Wogen durchschneidend, eine lange Furche weißen Schaumes zurückläßt.

Der erste Steuermann geht zur Kajüte des Kapitäns, um diesem Meldung zu machen.

Henning Bahnsen, der junge zweite Steuermann, geht auf dem Achterdeck auf und ab, die Segel und den Himmel beobachtend. Zuweilen wirft er einen Blick auf den Mann am Steuer, doch dieser, ein alter Matrose, der schon seine fünf- und zwanzig Jahre auf dem Wasser fährt, kennt den Kurs, er steht da in seiner sicheren Ruhe wie ein Bild aus Stein.

Die übrigen Matrosen sind auf dem Vorderdeck beschäftigt. Als Henning Bahnsen vom Großmast zurückkehrte, sah er an dem Eingang der Treppe, welche zur Kapitänskajüte führte, ein junges Mädchen stehen im einfachen, staubgrauen Jackettanzuge. Der Wind spielte in ihrem reichen blonden Haar, daß es in kleinen, krausen Locken ihr frisches Gesicht umrahmte.

Henning Bahnsen lästete erkaunt seine Nähe. Er wußte nicht, daß eine Dame sich an Bord der „Nympe“ befand, er vermutete jedoch, daß sie eine Angehörige des Kapitäns war, da sie aus dessen Kajüte zu kommen schien.

Das junge Mädchen mochte das Erstaunen des ihr begegnenden Mannes wohl bemerkt haben, ein Lächeln huschte über ihr hübsches Gesicht.

„Guten Morgen,“ grüßte sie, „Sie sind wohl der neue zweite Steuermann?“

„Jawohl, Fräulein,“ entgegnete Henning, indem er unwillkürlich leicht errödete.

„Es ist Ihre erste Fahrt als Steuermann?“

„Ja, — ich habe erst vor einem Vierteljahr mein Examen gemacht.“

„Und da sind Sie bei der Firma Mainberg und Söhne eingetreten, — mein Vater sagte mir davon. Ja so — Sie wissen ja gar nicht wer ich bin, — ich bin die Tochter des Kapitäns Ewarssen. — Grete Ewarssen.“ —

Henning lästete höflich seine Nähe.

„Meinen Namen kennen Sie wohl, Fräulein?“

„Ja, Herr Bahnsen, — Sie sind ein Holsteiner?“

„Erraten, Fräulein.“

„Sehen Sie, das freut mich, — meine Mutter war nämlich auch aus Husum. Meine Großeltern leben noch dort.“

„Ach, wirklich, — in meiner Heimatstadt?“

Sie nickte. „Kennen Sie vielleicht den alten Kapitän Weierdicks?“

„Gewiß, Fräulein. Er wohnt draußen in einer hübschen Villa.“

„Na,“ lachte Grete, „sagen wir, ein hübsches Häuschen. — Leben Ihre Eltern noch?“

„Mein Vater ist tot, — er war früher auch Seemann, hatte ein eigenes Schiff, mit dem er nach Norwegen fuhr auf den Holz-

handel. In der Nähe der schleswigschen Küste scheiterte das Fahrzeug und mein Vater erkrankte. Meine Mutter lebt noch in Husum.“

„Das ist traurig — aber Ihrer Mutter geht es doch gut?“

„Nun, sie schlägt sich so durch. Meine Schwester hat einen Kaufmann geheiratet und unterstützt die Mutter so gut sie kann.“

Daß er selbst einen großen Teil seines Verdienstes seiner alten Mutter schickte, davon sagte er nichts. Grete schien es aber zu erraten, sie warf ihm einen forschenden Blick zu. Nach einer Weile begann sie wieder: „Wir werden wohl gutes Wetter behalten?“

„Ich denke wohl,“ entgegnete er mit einem Blick zum Himmel, der sich ganz aufgeklärt hatte, so daß heller Sonnenschein auf dem Meere lag.

„Aber wollen Sie diese ganze Reise mitmachen, Fräulein?“ fragte er.

„Weshalb denn nicht?“

„Nun, die Fahrt ist weit und beschwerlich —“

„Was macht das? Seit Jahren schon begleite ich meinen Vater auf seinen Reisen. Sie müssen wissen, Herr Bahnsen, daß ich auf See geboren bin!“

„In der Tat? — Und Ihre Mutter?“

„Ach, sie starb leider vor drei Jahren. Sie hat meinen Vater auch immer begleitet, bis sie kränzlich wurde.“

Der graue Kopf des Kapitäns Ewarssen erschien in der Luke, hinter ihm das rote Gesicht des ersten Steuermanns.

Henning grüßte höflich.

„Na, habt Ihr schon Freundschaft geschlossen?“ fragte der Kapitän, in dessen Augen es merkwürdig leuchtete, als ob er etwas zu stark gefrühstückt hätte.

Der erste Steuermann lachte spöttisch auf.

„Was lacht Ihr, Binnerweis?“

„Ewarssen in einem leicht ärgerlichen Ton. „Gewöhnt Euch doch

das verdamnte Grinsen ab, ich kanns nicht leiden!“

„Na, na, nur lachte, Kapitän,“ entgegnete der Steuermann. „Wir kennen uns doch lange genug, wir zwei.“

„Ja, an die zehn Jahre. Erinnerere mich noch genau, wie Ihr als Leichtmatrose zu mir kamt. Wart ein rechter Windhund damals.“

„Das gibt sich alles mit der Zeit, Kapitän.“

„Muß es auch. Und Ihr, Bahnsen, seid Ihr auch so hinter den Mädchen her, wie Euer Kollege?“

Henning errödete. „Ich wüßte nicht“ — — —

„Na, tut nur nicht so verlegen,“ lachte Ewarssen. „Aber das sage ich Euch, hier gibts kein Herumflanieren, ich halte auf strenge Ordnung.“

„Ich denke, Sie sollen nicht über mich zu klagen haben, Kapitän.“

„Wills hoffen. — Wie stehts mit dem Wetter, Binnerweis?“

„Alles gut, Kapitän.“

„Wenn wir nur erst aus dem verdamnten Kanal heraus sind! Ich atme jedesmal ordentlich auf, wenn der freie Ocean



Prinz Wilhelm zu Wied, der erste Träger der neu geschaffenen albanischen Fürstenkrone.

vor mir liegt. Hier ist mir das zu eng. Haben übrigens eine hübsche Brise — laßt noch mehr Tuch sehen, Binneweis."

Der Kapitän folgte dem Steuermann nach dem vorderen Teil des Schiffes.

"Sie müssen meinem Vater seine etwas derben Worte nicht übelnehmen, Herr Bahnsen," sagte Grete lächelnd. "Er meint es nicht schlimm."

"Ich bin weit entfernt davon," gab Henning lachend zurück. "Ich bin seit acht Jahren an Bord und weiß, wie es dort zugeht."

"Nun, so wollen wir gute Kameradschaft halten," sagte sie lachend, reichte ihm freimütig die Hand und drückte die seine kräftig.

"Wo steht Ihr denn, Bahnsen?" rief in diesem Augenblick der erste Steuermann. "Ist das eine Art, auf den Dienst zu passen?"

"Ich komme schon," gab Henning gelassen zurück, und ging rasch nach dem Vorderdeck.

Binneweis stand breitbeinig da, die Hände in den Hosentaschen und nahm den Ankommenden scharf ins Auge. Sein rotes Gesicht zeigte einen ärgerlichen, finsternen Ausdruck.

"Ich will Euch einen guten Rat geben, junger Mann," empfing er Henning, und seine Stimme klang wie das Knurren eines gereizten Hundes. "Laßt Euch mit Fräulein Ewarfen nicht allzu viel ein, der Alte ist höllisch eifersüchtig auf seine Tochter. Wenn Ihr gut mit ihm auskommen wollt, so laßt das Scharmützerien mit dem Mädchen."

"Ich denke nicht daran, Steuermann," entgegnete Henning gekränkt. "Wie kommt Ihr zu einer solchen Warnung?"

"Na! Ihr habt dem Fräulein doch so herzhaft die Hand gedrückt."

"Ich denke doch, da ist nichts Unrechtes dabei!"

"Ich sage Euch nur, nehmt Euch in acht. Jetzt aber besorgt Euren Dienst. Die Brise ist steifer geworden. Ich denke, wir werden da noch 'ne ganz hübsche Mühe voll Wind kriegen; ich traue der Wolkenbank im Norden nicht!"

Henning faßte grüßend an seine Mühe und empfahl den Matrosen größte Kecksamkeit.

Er hatte das letzte Jahr auf einem Kriegsschiff gedient und war an die strengen Formen, die auf den Kriegsschiffen herrschen, gewöhnt.

Der erste Steuermann, der sein ganzes Leben nur auf Handelsfahrzeugen gefahren war, lachte leise hinter ihm her.

"Den wollen wir schon klein kriegen," murmelte er zwischen den Zähnen, spuckte giftig aus und schob ein neues Stück Kautabak in den breiten Mund.

## 2. Kapitel.

Vor uns die grüne, wogende See,  
Über uns tiefblauen Himmel,  
Hinter uns all das Leid und Weh,  
All des Lebens Getümmel,  
Fernhin schäumen die Wellen am Riff,  
Kreischen der Möwen Scharen,  
Rauschend durchfurcht die See das Schiff,  
Tropend des Sturmes Gefahren. Pisa.

Die "Nymphe" war eine schmale Bark von ungefähr sechshundert Tonnen. Ihre drei Masten ragten schlank und zierlich zum Himmel auf, ihre Takelung war tadellos. Scharf rechtwinklig und wagerecht hingen die Raaien an den beiden eisernen Masten, und die Sprattsegel, d. h. die Segel am Bugspriet waren so leicht beweglich, daß sie dem leisesten Winddruck gehorchten.

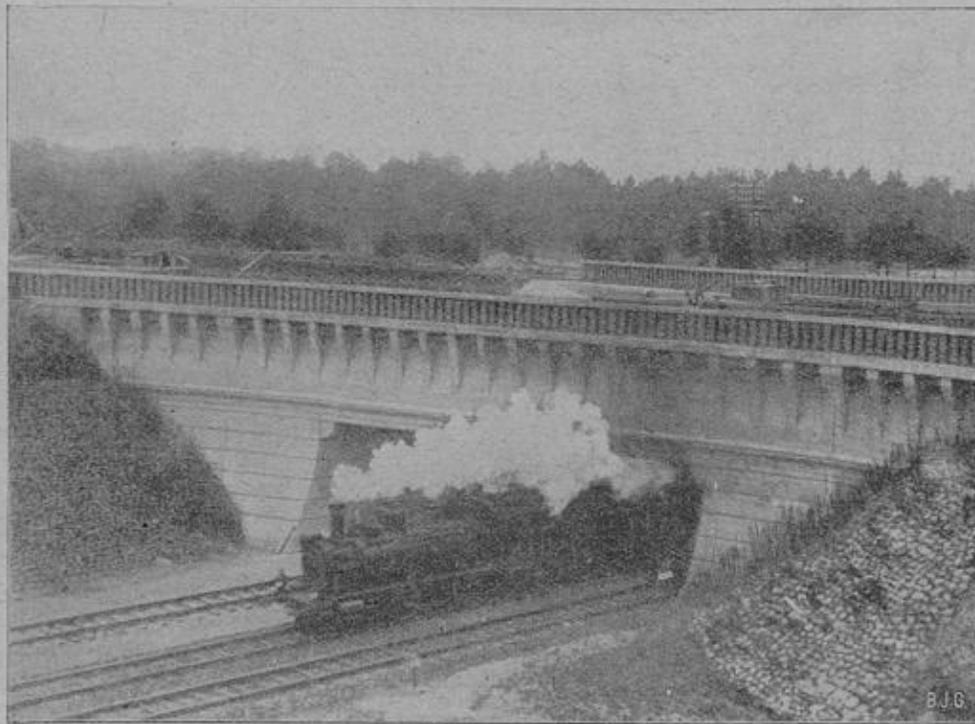
Die Bark war ein ganz besonders schneller Segler, sie eignete sich für weite Fahrten außerordentlich gut, deshalb wurde sie auch zu der Reise nach Brasilien, Südamerika und der Südsee gebraucht, um dort mit den Eingeborenen Tauschhandel zu treiben. Bunte Stoffe und kleinere verschiedene Luxusgegenstände führte sie

hinaus, um mit den Erzeugnissen der Tropenländer reich beladen zurückzukehren. Kapitän Ewarfen führte die Bark schon seit längeren Jahren. Er war ein erfahrener Seemann, aber seit dem Tode seiner Frau hatte er angefangen, die Flasche etwas zu sehr zu lieben, dadurch war es dem schlauen Steuermann Karl Binneweis, der mit Ewarfen schon mehrere große Reisen gemacht, gelungen, großen Einfluß auf den alten Seemann zu gewinnen. Man konnte sich ja auch in bezug auf den Dienst und die Handhabung des Schiffes sehr wohl auf Binneweis verlassen; als Mensch war er jedoch weniger vertrauenswürdig, wegen seiner schroffen und barschen Art besaß er wenig Freunde unter der Mannschaft. Namentlich der alte Obermatrose Theising war schlecht auf den ersten Steuermann zu sprechen.

"Ich habe ihn schon als Schiffsjungen gekannt," erzählte er seinen Kameraden, wenn sie auf dem Vorderdeck zusammen saßen, "damals war er schon ein ganz unleidlicher Bengel und ein paarmal hat er von mir das Tausende zu schmecken getriegt. Ich hätte ja auch Steuermann werden können, und ich denke, ich kann jetzt ebenjogut wie er ein Schiff führen; das ist keine Kunst, wenn man an die dreißig Jahre auf dem Salzwasser fährt. Aber er hat die Schule besucht und ich nicht, das ist der einzige Unterschied zwischen uns."

Die anderen Matrosen stimmten ihm zu und der Schiffsjunge Fritz Grünig starrte ehrfurchtsvoll mit weit offenem Munde den alten Seemann an.

Inzwischen segelte die "Nymphe" den Kanal entlang. Das Wetter war schön geblieben, und schon hatte man die engste Stelle des Kanals passiert und die Küste Englands wich weiter zurück. Fritz Grünig stand am Vorderdeck und starrte auf das wogende Meer hinaus, das sich in seltsamer Bewegung befand, als ob in der Ferne ein schwerer Luftdruck auf dem Meere ruhte. Fritz hätte gar zu gern wie die andern Matrosen eine kurze Pfeife zwischen die Zähne geklemmt, doch hatte ihm der erste Steuermann das Rauchen streng verboten, dafür entschädigte er sich an einem Stückchen Kautabak, das er eifrig im Munde hin- und herschob.



Der neue Großschiffahrtsweg Berlin—Stettin.

Der alte Theising bemerkte es.

"Kannst Dein Mundwerk auch besser in acht nehmen," brummte er. "Stech Deine Nase in das Wetter hinaus, da kannst Du riechen, daß wir heute noch eine derbe Mühe voll Wind kriegen."

"Ich rieche nichts," entgegnete Fritz und schnupperte in die Luft hinaus.

"Siehst Du die Wolkenbank im Westen und darüber den dunklen Streifen? Das bedeutet Wind, Du Gelschnabel, und nun warte noch eine Stunde, dann kannst Du erleben, daß es Dich umweht, als wärst Du ein Blatt Papier oder etwas dergleichen, — da geht's schon los."

Theising begab sich zum Ruder, wo er einen jungen Matrosen ablöste.

Der alte Seemann hatte richtig prophezeit. Eine schwarze Wölfe löste sich von der Wolkenwand im Westen aus und flog schnell wie auf Sturmesflügeln heran.

Aber auch der erste Steuermann hatte die Wolkenbank beobachtet und seine Vorkehrungen getroffen. Ohne Schaden anzurichten flog die Wölfe vorüber, nur ein Regenschauer prasselte auf das Deck nieder.

Der Wind aus Südwest ist aber nach Westen umgesprungen und weht sehr heftig. Die breiten Segel erzittern, sie werden nochmals straff angepannt, das Schiff neigt sich langsam zur Seite. Die See bricht sich in langen, schaumgetränkten Linien, die Vorboten des bereits in der Ferne aufgepeitschten Meeres. Woge auf Woge vollt heran, immer höher schäumt die See und das Schiff fliegt eilender dahin.

Kapitän Ewarfen ist auf dem Deck erschienen und hat das Kommando übernommen.

Auch Grete steht an der Kajütentreppe, eine Lederjacket übergezogen, den Südwesten auf den blonden Haaren. Ihre Augen schauen ruhig auf die erregten Wogen.

Henning eilt an ihr vorüber.

„Schlecht Wetter, Fräulein,“ sagte er, „wollen Sie nicht in die Kajüte gehen?“

„Ich bin nicht furchtbar,“ entgegnete sie lachend.

Henning eilt weiter. Der Dienst ruft. Jeder muß auf seinem Posten sein.

„Raafegel bei!“ kommandiert Ewarfen. Die Matrosen folgen eilig jedem Wink ihres Herrn. Der Kapitän und der erste Steuermann stehen beisammen.

„Das wird heute eine unruhige Nacht geben, Binneweis,“ sagt Ewarfen. „Paßt ordentlich auf, wir sind der Küste verdammt nahe; und wenn uns der Sturm gegen die Felsen drückt, dann kann es gefährlich werden. Wenn wir lieber auf hoher See wären; da fürchte ich die Mühe voll Wind nicht. Also, jeder tue stramm seine Pflicht, — so wird's schon gehen.“

Ein erhabenes Schauspiel bietet jetzt die See. Die Wogen erheben sich mit Brausen mehr und mehr und brechen sich schäumend am Bug des Schiffes, das bald auf dem Rücken einer Welle getragen, den glänzenden Kupferbeschlag seines Rumpfes zeigt, bald im Wogentale niedertaucht im rastlosen Tanz. Schwer stampft das Fahrzeug durch den Wogenwall.

„Alle Mann auf,“ erschallt die laute Stimme Ewarfens, das Heulen des Windes und das Tosen der See über-tönend. In der Gefahr zeigt sich der alte Kapitän, der es sich sonst gern etwas bequem macht, als waderer Seemann.

Die Mannschaft tut wader ihre Pflicht. Der alte Theising stemmt sich mit aller Macht gegen das Ruder, um das Schiff im richtigen Kurs zu halten.

Doch der Sturm nimmt zu und wächst zum Orkan aus. Sämtliche Segel müssen geborgen werden, nur das festgeraffte große Marssegel bietet dem Sturm seine Fläche dar. Die Raan sind alle an den Wind gebracht, soweit es die Wanten gestatten. Auf offener See wäre nichts zu fürchten, aber zu nahe ist hier die Küste, und schäumend und brausend bricht sich die Brandung an den vorgelagerten Riffen.

„Wir müssen Anker werfen,“ sagte Ewarfen.

„Aber wo, Kapitän?“ fragte Binneweis und sein rotes Gesicht nimmt einen noch finsternen Ausdruck an, als gewöhnlich. „Hier ist es unmöglich, Anker zu werfen. Ja, wenn wir in der Bucht dort jenseits der Riffe wären, — aber wie da durchkommen?“

„So kann uns das leicht zum Verhängnis werden,“ sagt Ewarfen dumpf. „Dieser verdamnte Kanal.“

„Kapitän,“ nimmt Henning das Wort, „wenn wir nicht durch die Riffe können, so sollte man versuchen, drüber weg zu kommen.“

„Ihr seid wohl verrückt?“ Inurrt Binneweis.

„Durchaus nicht, — ich denke, die Wogen tragen uns dorüber weg.“

„Versuchen könnte man es immerhin,“ meint Ewarfen nachdenklich.

„Wollt Ihr es mir überlassen, Kapitän?“

„Meinetwegen, — ob wir so oder so unkommen, bleibt sich gleich. Mir tut's nur leid um die Grete — —“

Der Alte fuhr sich über die Augen.

Henning sah nach dem jungen Mädchen hinüber. Dieses stand noch immer an der Treppe gelehnt. Das schöne Gesicht ist blaß geworden; aber die schlank Gestalt steht ruhig und aufrecht da, nur das blonde Haar flattert aufgelöst im Sturme.

„Ich will versuchen, das Schiff zu retten,“ flüstert Henning ihr zu.

Sie lächelt wehmütig und nickt ihm zu.

Ihre Augen hängen sekundenlang aneinander. Die blassen Wangen färben sich purpurrot. Grete preßt die Hand auf das klopfende Herz.

Doch es ist jetzt keine Zeit zu längeren Gesprächen. Henning gibt dem alten Theising am Ruder die nötigen Weisungen, stellt die Mannschaft an die Anker und bezieht ihnen, auf den ersten Wink die Anker fallen zu lassen.

„Der Bursche ist toll,“ Inurrt Binneweis.

„Paßt ihn,“ sagt Ewarfen, „vielleicht wird das unsere Rettung.“

„Ja, wenn es gelingt,“ brummt der Steuermann.

Die Nacht bricht herein. Kein Strahl des Mondes, kein Stern durchschimmert die dichten Wolkenmassen, die den Himmel bedecken. Während heult der Sturm durch die Tafelung, donnernd brechen die Wogen sich übereinander, türmen sich am Schiff, ihren weißen Gischt über das Deck schleudernd. Die Balken knarren und die Stangen krachen und zittern. Das Schiff treibt in rasender Eile dem Felsenriff zu, — jetzt ein Stoß, ein Krach, daß das Schiff in allen Fugen erbebt. Die Mannschaft hält sich mühsam aufrecht, Geschrei ertönt, — „Ruhe!“ donnert die Stimme des alten Kapitäns über das Deck hin; dann trat verhältnismäßige Stille ein.

„Seht Ihr dort die dunkle Stelle, Theising?“ fragt Henning den Mann am Ruder.

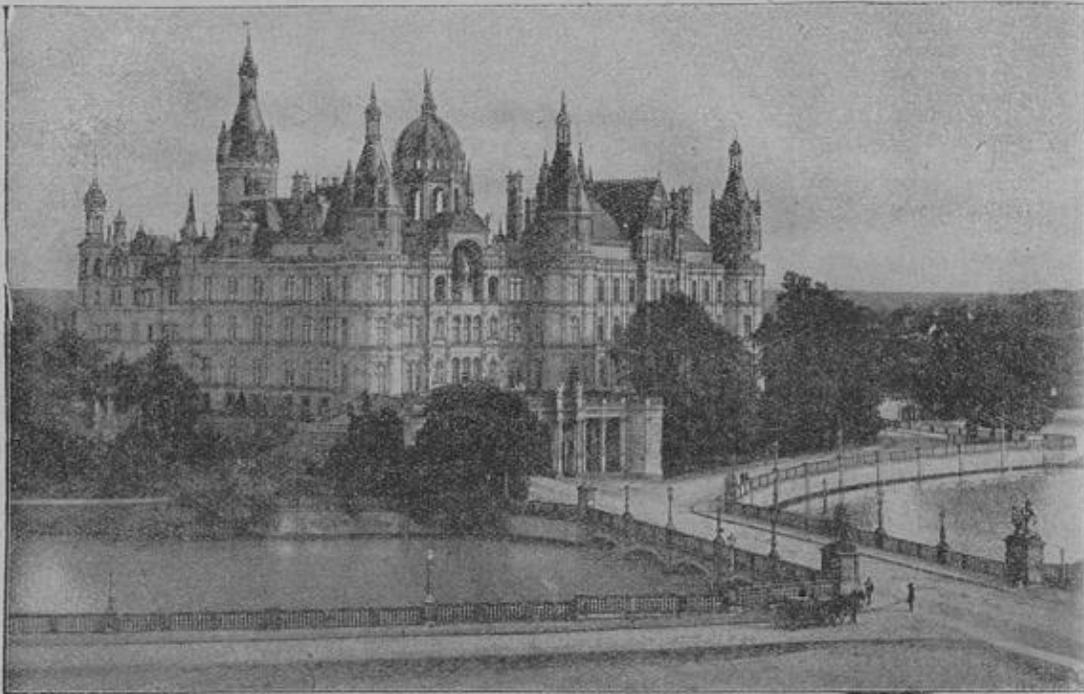
„Jawohl!“

„Habt Ihr das Schiff noch in der Gewalt?“

„Jawohl!“

„Dort liegt das Riff etwas tiefer, — also darüber müssen wir weg.“

„Ja, Herr,“ entgegnet der Alte und wirft das Ruder herum. Noch folgt das Schiff dem Ruder. Es stößt, stampft und kracht. Es ist auf ein Riff gestoßen, aber die Wogen gehen hoch.



Das Großherzogliche Schloß in Schwerin, das durch einen Brand heimgesucht wurde.

Sie nehmen das Schiff auf ihren Rücken, sie heben und tragen es förmlich, — da, es ist schon wieder flott, nun gleitet es über das zweite Riff hinweg, knarrend und klirschend, genau an der Stelle, die Henning bezeichnet hat, und befindet sich jetzt in tiefem Wasser. Alles ist zum Ankerwerfen bereit. Henning gibt das Zeichen, die beiden Buganker stürzen in die Tiefe, donnernd rasseln ihnen die schweren, eisernen Ketten nach — ein Augenblick höchster Spannung, — ha, — die Anker haben gefaßt, — das Schiff steht.

Alle atmen erleichtert auf.

Doch die nächste anrollende See schleudert mit Riesengewalt den Bug des Schiffes in die Höhe. Mit klingendem Ton spannen sich die Ketten, — noch halten sie, werden sie auch dem nächsten Anprall widerstehen?

Die beiden Rißanker, — die schwersten des Schiffes, stürzen ebenfalls in die Tiefe.

Wieder kommt die See angebraust, wieder hebt sie den Bug hoch und gewaltig auf ihren Rücken — furchtbar ist der Stoß, ein klingendes Geräusch, — eine Ankerkette ist wie splitterndes Glas zersprungen, — doch die anderen Ketten halten — das Schiff rollt und stampft gewaltig, — aber die nächste See hat schon weniger Kraft, — das Schiff scheint gerettet.

In einigen hundert Meter Entfernung steigt steil und schroff die Felsenküste empor. Wäre das Schiff dorthin geschleudert worden, wäre es rettungslos verloren gewesen.

(Fortsetzung folgt.)

## Hoher Mut.

Wie er auch rollt, dein Schicksalswagen,  
Ob er dir manches auch zerschellt,  
Stets sollst du Mut im Herzen tragen,  
Ein höh'rer Wille lenkt die Welt!

Und tat die Welt dich noch so kränken,  
Laß wachsen keinen Haß und Groll,  
Mit Gott! — So magst du immer denken:  
Es kommt doch, wie es kommen soll!

Und fühlst die Kräfte du erlahmen,  
Weil ach, so manches fehl dir schlug,  
So vielen, die schon vor dir kamen  
Gab's neuen Mut zu neuem Flug!

Drum schlag dir Unmut aus den Sinnen  
Und streue mutig frische Saat! —  
Mit Gott magst alles du beginnen,  
Denn Segen folgt jed' edler Tat!

Wie er auch rollt, dein Schicksalswagen,  
Ob er dir manches auch zerschellt,  
Stets sollst du Mut im Herzen tragen,  
Ein höh'rer Wille lenkt die Welt!

Marie v. Wildenradt-Schuylen.

herwarten müssen, und man selbst fliegt sozusagen, befraglich in die Polster zurückgelehnt, vornehm an ihnen vorbei?"

Frau Emma brach in ein ärgerliches Lachen aus und tippte mit einer bezeichnenden Gebärde gegen ihre Stirn.

Zacharias Stripp rührte es wenig, daß er bei seiner besseren Ehehälfte so wenig Verständnis für seine hochfahrenden Pläne fand. Schweigend machte er sich über seine Leibspeise, Leberknödel mit Kraut, her und schlug in die Schüssel eine gewaltige Bresche.

Nichtsdestoweniger dachte er im stillen: „Und wenn ich auch jeden Tag mein Leibgericht bekomme — im Automobil will ich doch noch mal fahren!“

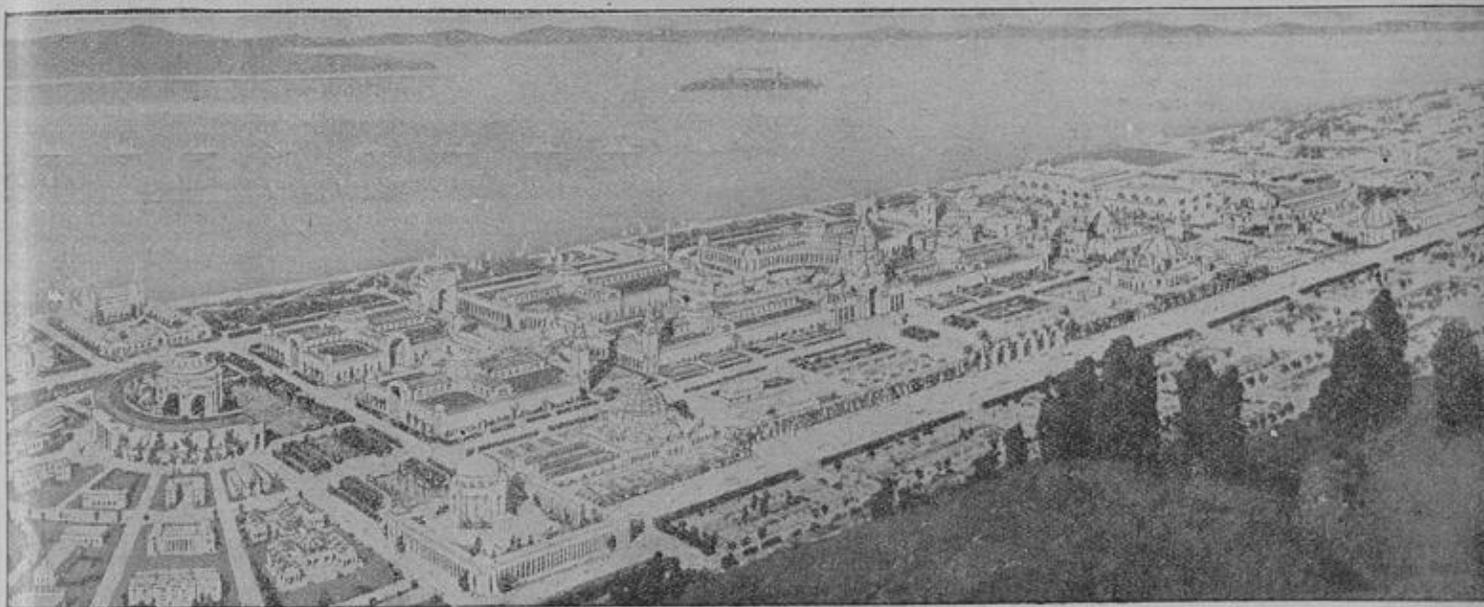
Nach dem Essen setzte sich Herr Zacharias Stripp in den bequemen Lehnstuhl, um bis zum Kaffee ein kleines Nickerchen zu riskieren.

Die Augen halb geschlossen, die Hände über dem runden Bäuchlein gefaltet, lehnte er sich behaglich zurück und horchte, wie seine Frau in der Küche mit dem Geschirr klapperte.

Nach und nach verschwammen diese Geräusche und schwere Müdigkeit legte sich auf seine Lider.

Plötzlich fuhr er empor. — Hatte es nicht eben an der Zimmertür gepocht? — Auf sein schlaftrunkenes „Herein!“ betrat ein älterer, feingeleideter Herr die Stube.

„Guten Tag, Zacharias! — Du kennst mich wohl nicht mehr?“ forschte er mit einem leichten Lächeln um den scharfgeschnittenen Mund, der von einem englisch gestuften Schnurrbart beschattet wurde.



Die Gesamtansicht der Weltausstellung in San Franzisko 1914.

## Wie Zacharias Stripp furiert wurde.

Erzählung von Werner Granville-Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

„Mein, es ist nicht mehr zum aushalten!“ schalt Frau Emma Stripp und stellte energisch die Schüssel mit den dampfenden Leberknödeln auf den Tisch. „Man kann Dir Deine Leibspeise kochen, man kann Dich verhätscheln wie ein kleines Kind, niemals macht man es Dir zu Dant, und immer quängelst Du herum. Nun sitzen Dir die Automobile wieder im Kopf. Was willst Du auf Deine alten Tage noch in so einem Teufelstarren? Jeden Tag liest man in den Zeitungen von Unglücksfällen, die nur von den alten ekligen Automobilen kommen. Du solltest Dich freuen, daß Du hier in Gemütlichkeit Deine schöne Pension verzehren kannst; statt dessen möchtest Du Dir wohl lieber Arme und Beine brechen!“

Nach dieser geharnischten Philippika ließ sich Frau Emma auf den Stuhl nieder und machte sich zornentbrannt über die Knödel her; denn den Appetit konnte ihr der Ärger Gott sei Dant nicht verschlagen.

Zacharias Stripp wagte noch eine schüchterne Einrede.

„So nimm doch Vernunft an, liebe Emma! Ist mein Wunsch denn so ungeheuerlich? Wenn man sich sein Leben lang als kleiner Steuerbeamter abgetrieben hat, dann möchte man sich auch einmal so recht als freier Mann fühlen. Ja, das ist mein höchster Wunsch, daß es mir noch mal vergönnt ist, so im Automobil dahinzusausen. Muß man sich da nicht wie ein König fühlen, wenn alle anderen Menschen so langsam auf der Straße in Staub oder Schmutz un-

Zacharias Stripp blickte den Fremden fragend an und suchte in seiner Erinnerung. Und mit einem Male bligte es wie ein Erkenntnis in ihm auf:

Das war ja der Joseph Pulvermüller, sein Jugendfreund, mit dem er zusammen die Schulbank gedrückt hatte, und der später nach Amerika gegangen war.

„Joseph! — Ja, bist Du's denn wirklich, alter Junge!“ jubelte er laut, und im nächsten Augenblick lagen sich die beiden alten Knaben gerührt in den Armen.

Als die erste Begrüßung zu Ende war, ging's an ein Fragen und Erzählen.

Zacharias Stripp hatte nicht viel zu berichten. Er hatte seiner Vaterstadt vierzig Jahre lang treu als Steuerbeamter gedient und lebte nun von seiner bescheidenen, aber auskömmlichen Pension.

Ganz anders der Joseph Pulvermüller. Der war blutarm nach Amerika gegangen und hatte es da zu Reichtum gebracht.

„Ja, da drüben liegt das Geld sozusagen noch auf der Straße,“ schloß er seine Erzählung. „Nur das Büden danach, das muß man verstehen. Jetzt kann ich mir alles erlauben. Jeden Tag fahre ich mir im eigenen Auto einen gehörigen Hunger an, und dann gibts Kalbskuzen, Bachhähndel und worauf ich nur grad Appetit hab!“

Mit leuchtenden Augen hörte ihm Zacharias Stripp zu. „Ein Automobil hast Du auch?“ forschte er noch halb ungläubig, denn in der Schule hatten sie alle gedacht, aus dem Joseph Pulvermüller würde im Leben nichts Geseheites werden.

„Willst es sehen!“ Der Deutsch-Amerikaner schlug mit einer gönnerhaften Handbewegung die Gardine zurück und wies aus dem Fenster.

Wahrhaftig, hart am Bürgersteig, gerade vor Zacharias Stripps Haustür, stand ein großes, ockergelb gestrichenes Automobil. Das war so blitzsauber und schön, wie Stripp es sich in seinen kühnsten Träumen kaum ausgemalt hatte.

Dem Freunde schien das begehrlche Funkeln in den Augen des Schulfameraden nicht entgangen zu sein.

„Wächstest Du auch einmal mitfahren?“ fragte er freundlich. „Geschwind, zieh' Dich an, dann machen wir eine schöne Spazierfahrt.“

Und ob Zacharias Stripp wollte! Aufjubeln hätte er mögen vor lauter Glückseligkeit. Wie der Blitz hatte er sich in den Sonntagsstaat geworfen und betrat voll zitternder Erwartung mit dem Freunde die Straße.

Just ging der Steuerdirektor vorbei. Sonst hatte er auf Stripps ergebungsvollen Gruß kaum mit einem Kopfnicken geantwortet; heute aber, wo er ihn in Begleitung des seinen Herrn sah, dem das große Automobil gehörte, zog er tief den Hut.

Stripp schwamm einfach in Seligkeit, und als er sich nun in die weiche Sammetpolsterung zurücklehnte, da dünkte ihm alles nur ein herrlicher, märchenhafter Traum zu sein.

Der Freund drückte nun einen Hebel herunter, und geräuschlos, kaum bemerkbar, setzte sich das Automobil in Bewegung.

Nein, daß es so sanft ging, hatte er sich doch nicht gedacht. —

Nachdem Zacharias sich etwas an das Ungewohnte dieser Situation gewöhnt hatte, lugte er verstoßen nach beiden Seiten zum Fenster hinaus, ob ihn die lieben Nachbarn auch sahen.

Ja, da standen sie in Gruppen vor den Haustüren, blickten mit offenem Munde dem Prachtautomobil nach und schlugen vor Verwunderung die Hände überm Kopf zusammen, als sie ihren alten Freund und Nachbarn Zacharias Stripp in so vornehmer Gesellschaft sahen.

Plötzlich gab es einen kleinen Ruck. Das Auto hielt vor dem „Gasthaus zum roten Ochsen“. Wirt und Kellner standen schon dienernd in der Haustür, als Stripp mit seinem Begleiter die breite Stein-  
treppe hinaufstieg.

Stripp hatte hier schon manchmal einen Dämmerchoppen getrunken; aber weil er vom billigsten „Roten“ nahm und dem Kellner nie ein Fünfer gab, behandelte man ihn sehr von oben herab.

Heute hatte sich das mit einem Schlage geändert. Man führte sie sogleich in das Honoratiorenstübchen, der Kellner nahm ihm den Hut ab und hatte ihm im Diensteifer beinahe noch die Sonntagsjoppe ausgezogen; der Wirt aber titulierte ihn nur noch „Herr Steuerrat!“

Nachdem man ein paar Flaschen vom besten Rotspohn getrunken hatte, sollte die Fahrt weitergehen.

Zacharias Stripp bestieg zuerst den Führersitz; denn es dünkte ihm noch interessanter, neben dem Lenker seinen Platz zu haben. Im stillen hoffte er auch, der Freund würde ihn auf der ebenen Chaussee auch einmal ein Stückchen fahren lassen.

Joseph Pulvermüller kam würdevoll, wie es sich für einen reichen Deutsch-Amerikaner und Automobilbesitzer geziemt, hinterher. Schon hatte er den einen Fuß auf das Trittbrett gesetzt, da fiel ihm ein, daß er vergessen hatte, noch ein paar Zigarren zu kaufen.

Er ging also noch einmal in den Gasthof zurück.

Derweilen hatte Stripp genügend Muße, sich auf dem Führersitz gehörig umzusehen. All die verschiedenen blanken Hebel packten seine Neugierde gewaltig und er unterzog sie einer eingehenden Besichtigung.

Schüchtern wagte er es, auf den Ball zu drücken, der mit der Nupse in Verbindung steht. Erschreckt zog er die Finger zurück, als nun ein dumpfer Warnungston dem metallenen Schalltrichter entfloß. Vorsichtig drehte er jetzt das Steuerrad einige Male nach

rechts und nach links. Als alles gut ging, wurde er etwas dreister und machte sich an den blanken Hebeln zu schaffen.

Da, was war das? — mit einem Male gab es einen leisen Ruck und das Automobil setzte sich langsam in Bewegung.

Erblickend griff Zacharias Stripp nach einem beliebigen Hebel und zog ihn zurück. Die Folge war, daß das Auto mit vermehrter Geschwindigkeit seinen Weg die Chaussee hinunter nahm.

Dem Unvorsichtigen perkten die hellen Schweißtropfen auf der Stirn und seine Glieder zitterten vor Angst und Erregung. In seinem Unverstand riß er bald an diesem, bald an jenem Hebel; aber es wollte ihm nicht gelingen, das Fahrzeug zum Stillstand zu bringen.

Völlig niedergeschmettert ließ er sich zuletzt in den Sitz zurücksinken und versuchte wenigstens noch, das Automobil mit Hilfe des Steuerrades in der Mitte der Chaussee zu halten.

Nachdem er eine Weile dahingesaust war, bemerkte er, wie ihm in der Ferne eine dunkle Masse entgegentam.

Nach einigen Sekunden erkannte er, daß es der Stadtschäfer war, der da mit seinen zahlreichen vierbeinigen Pflegebefohlenen heimkehrte.

Was sollte er tun? — Auszuweichen getraute er sich bei der rasenden Fahrt nicht und abspringen konnte er nicht mehr.

Stöhnend schloß er die Augen, um nichts sehen zu müssen.

Nun mußte er ganz nahe sein — nun geschah das Gräßliche.

Das Automobil prallte irgendwo an, raste dann aber weiter. Stripp hörte ringsum ängstliches Blöken, und dann wie aus weiter Ferne das verhallende Wutgeschrei des Stadtschäfers.

Wenn er mich nur nicht erkannt hat! — dachte Zacharias Stripp und ein eisiges Furchtgefühl rann ihm über den Rücken. Ich vermag den Schaden ja nie zu ersetzen. O, ich Unglücklicher, wäre ich doch nie auf die törichte Idee gekommen, in einem Automobil fahren zu wollen. Hätte ich doch nur auf meine Frau gehört! — Aber nun ist es zu spät; nun muß ich fürchtbar für meinen Leichtsinns büßen.

Das ganze Glend seiner verzweifeltsten Situation überkam ihn und er fing bitterlich an zu weinen.

Näh aber riß ihn eine neue, furchtbare Entdeckung aus seiner Verzweiflung. In der Ferne spannten sich zwei Schlagbäume quer über die Chaussee. Dort also lag der Schienenstrang der Zweigbahn, und die niedergelassenen Schlagbäume deuteten darauf hin, daß in jedem Moment der Zug heranbrausen mußte.

Noch einmal nahm Zacharias Stripp seine ganze physische Kraft zusammen. Wie ein Verzweifelter rüttelte er an allen Hebeln; aber wie ihm zum Hohne flog der Wagen förmlich auf sein Verderben zu.

Nun kommt der Tod! schon es dem Unglücklichen durch den Kopf. Er kniff wieder mit aller Gewalt die Augen zusammen und

hielt sich mit beiden Händen krampfhaft an der Lenkstange fest. Und dann kam die Katastrophe. Splitternd, krachend baß der erste Schlagbaum vor der Wucht des anprallenden Automobils.

Stripp wagte es, sekundenlang die Augen zu öffnen. Da sah er dicht zur Linken die Lokomotive des heranpolternden Zuges auftauchen.

Nun gab es keinen Ausweg mehr; nun war sein letztes Stündlein rettungslos gekommen.

„Hilfe!“ schrie er noch einmal; sinnlos, verzweifelt, obwohl er ja wußte, daß niemand ihm mehr helfen konnte.

Und von seinem gellenden Hilferuf — erwachte er. —

„Aber Zacharias, was hast Du mich erschreckt!“ zürnte Frau Emma. „Grad komm ich mit dem Kaffee herein, da schreist Du laut um Hilfe und suchstest mit den Händen in der Luft umher. — Was hat Dir denn geträumt, Dir siehst ja der helle Schweiß auf der Stirn?“



Das Hauptgebäude der Weltausstellung in San Francisco 1914.

„Geträumt? — Sieh ich denn nicht im Automobil?“ forschte Stripp ganz fassungslos.

„Nein, in Deinem Lehnstuhl sitzt Du und hast Dein Mittags-schlafchen gehalten,“ lachte Frau Emma. Neugierig fügte sie hinzu: „Was hat Dir denn geträumt, so erzähle doch?“

„Nachher, beim Kaffee!“ wehrte Zacharias Stripp ab. „Aber das kann ich Dir jetzt schon sagen, in so ein Automobil da kriegen mich nun keine zehn Pferde mehr hinein!“

\*

## Eine sonderbare Spinne.

Über eine südafrikanische Spinne, die zu ihrer Nahrung Fische fängt, macht der Zoologe G. C. Chubb, Assistent am Rhodesia-Museum in Bulawayo, in der „Nature“ nähere Mitteilungen. Das seltsame Geschöpf gehört einer Spezies an, die den Naturforschern als *Thalassius Sponari* bekannt ist. Das Tier frisst auch kleine Kröten. Der erste Beobachter dieser Fische-Spinne erzählt anschaulich, wie er auf das eigenartige Gebaren des Tieres aufmerksam wurde. Er lebte zu Greytown in Natal und fing kleine Fische und Wasserinsekten für ein Aquarium. Dabei benutzte er ein kleines Netz und fing zufällig auch eine Spinne, die er dann mit den anderen Tieren in ein großes Aquarium setzte. Die Spinne maß etwa drei Zoll, wenn ihre Beine ausgebreitet waren. Der Körper ist klein, aber die Beine sind lang. Nachdem das Tier eine Zeitlang auf den Steinen des Aqua-

riums gefressen hatte, nahm es eine sehr interessante Stellung ein. Es ruhte mit zwei Beinen auf einem Stein, die anderen sechs lagen auf dem Wasser, weit ausgebreitet, so daß die Enden der sechs Beine einen ziemlich großen Umfang des Wassers beherrschten.

„Ich kümmerte mich zunächst wenig um diese Stellung,“ erzählte der Beobachter, „aber plötzlich stürzte mein Diener in mein Arbeitszimmer und rief, die Spinne, die ich in das Aquarium gesetzt hatte, fräße einen meiner Lieblingsfische. Ich lief nun hin und sah die Spinne auf der Spitze der im Aquarium aufgeschichteten Steine sitzen und einen schönen kleinen Fisch fest umklammert halten, der etwa viermal so viel wog, wie seine Bestegerin. Einen Augenblick war ich starr vor Verwunderung. Wie war diese Spinne imstande, die doch nicht schwimmen konnte, einen lebendigen, rasch schwimmenden Fisch zu fangen? Ich schaute bewundernd auf dieses Tier, das Fische fing wie eine Kake Mäuse. Die Spinne verzehrte unterdessen ihre Beute und hatte nach kurzer Zeit nichts anderes von dem Fisch übrig gelassen als die Mittelgräte. Nun beobachtete ich die Spinne bei ihrem Fang genauer. Bald nahm das Tier wieder die vorhin beobachtete Stellung ein; es breitete seine langen Beine über das Wasser, auf dem die Extremitäten leicht ruhten, so daß der Wasserspiegel nirgends gebrochen wurde, sondern die Oberfläche ruhig blieb. Mit den Enden zweier Hinterbeine hielt sich die Spinne an einem Stein fest, der gerade über die Oberfläche des Wassers ragte; der ganze Körper ruhte über dem Wasser, der Kopf im Mittelpunkt des durch die Beine gebildeten Umkreises. Bald sah ich einen kleinen Fisch um den Stein schwimmen und unter die ausgestreckten Beine der Spinne kommen. Augenblicklich tauchte sie unter, die langen Beine legten sich mit einer wunderbaren Schnelligkeit rund um den Fisch und im Nu war er fest umklammert. Die Spinne schleppte ihre Beute sorglich zu dem Stein und verpeiste sie langsam.“

O. v. B.

## Sprüche.

• Das erste sichere Kennzeichen einer gesunden Seele ist die Ruhe des Herzens und ein inwendig gefühltes Vergnügen.

• Wer das Beste will, muß oft das Bitterste kosten.

• Ich glaube nicht an die Gewalt; ich glaube nur an die Gerechtigkeit.

• Erst seit ich liebe, ist das Leben schön, erst seit ich liebe, weiß ich, daß ich lebe.

• Man kann nicht leben, ohne daß die Leute sprechen, Nicht Rosen sammeln, ohne daß die Dornen stechen.

## Unsere Bilder.

**Prinz Wilhelm zu Wied, der erste Träger der neu geschaffenen albanischen Fürstenthrone.** Prinz Wilhelm zu Wied bestieg am 1. Januar 1914 den Thron des neuen Fürstentums Albanien. Nachdem die Großmächte sich lange Zeit über eine geeignete Be-

setzung des Thrones nicht schlüssig geworden sind, ist endlich ihre Wahl auf den deutschen Prinzen gefallen.

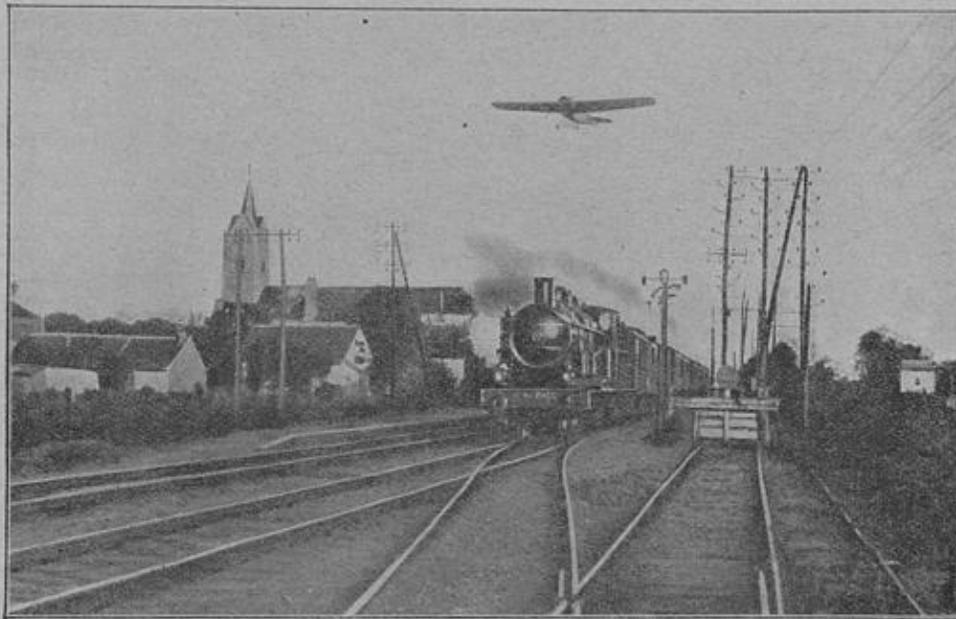
**Der neue Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin.** Eine der kühnsten Kanal-Anlagen, die je gemacht wurde, ist der Groß-Schiffahrtsweg, der Berlin mit Stettin verbindet. Gewaltige Terrain-schwierigkeiten aller Art haben sich bei dem Bau ergeben. Ein eigenartiges Bild ergab sich bei Eberswalde, indem die Eisenbahnschienen unter dem Kanalbett hindurchgeführt werden.

**Das Hauptgebäude der Weltausstellung in San Franzisko 1914.** Das höchste und schönste Gebäude auf der dies-jährigen Panama Pacific Internationalen Ausstellung in San Franzisko, an der sich

bekannterweise die deutsche Industrie nicht beteiligen will, ist das wunderbare Turmtor an dem Südeingang bei dem Hofe der „Sonne und Sterne“. Der Turm ist 430 Fuß hoch und der untere Bau des Turmes mit seinen verschiedenen kleinen Nebentürmen hat einen ungeheuren Umfang. Der Turm ist in Terrassen aufgebaut und gekrönt mit einer Figurengruppe, die die Weltkugel tragen. Auf der ersten hohen Terrasse sind die Figuren von Erforschern der Ozeane und von bewaffneten Reitern aufgestellt. Die Bildhauer arbeiten mit Hochdruck, um alles rechtzeitig fertigzustellen und die Gemälde und Mosaiken werden unbeschreiblich schön wirken.

**Die Gesamtansicht der Weltausstellung in San Franzisko 1914.** Unser Bild zeigt den Lageplan und die bis jetzt fertigen Gebäude der großen Ausstellung aus der Vogelperspektive, am linken Flügel die Pavillons der Vereinigten Staaten und der teilnehmenden Nationen. Die Ausstellung liegt am San Franzisko-Hafen und ist zweieinhalb englische Meilen lang. Am Horizont sehen wir die Alcatraz-Inseln mit dem Marine-Gefängnis.

**Schnelligkeitskonkurrenz zwischen Schnellzug und Aeroplan.** Unser Bild zeigt einen packenden Moment vom Flug des französischen Fliegers Hélen um den Michelin-Pokal. Hélen überflog bei Orleans mit seinem Eindecker einen von Paris kommenden Schnellzug und hielt sich lange mit gleicher Durchschnittsgeschwindigkeit über ihm. Schließlich mußte er den Wettstreit aufgeben, dafür aber schlug er sämtliche Flug-Konkurrenten aus dem Felde, stellte mit 20 787 Kilometer einen neuen Weltflug-Rekord auf und gewann also auch den Michelin-Pokal.



**Schnelligkeitskonkurrenz zwischen Aeroplan und Eilzug.**

Der französische Flieger Hélen, der in der Konkurrenz um den Michelin-Pokal den Fernflug-Rekord Journo's schlug, im Wettflug mit einem Eilzug der Strecke Paris-Orleans.





## Ernst und Scherz.



### Sprüche.

Wärst du so klug, die kleinen Plagen  
Des Lebens willig auszusteh'n,  
So würdest du dich nicht so oft genötigt  
seh'n,  
Die großen Übel zu ertragen.

Ich brauche keinen Freund, der sich jedesmal mit mir verändert und mein Köpfchen erwidert, denn das tut mein Schatten weit besser.

**Kaiser Friedrich und sein Sohn als Bonner Studenten.** Kaiser Friedrich hat in Bonn, geleitet von seinem Lehrer Curtius, vom Herbst 1848 bis 1852 studiert. Wohl niemals ist ein Bonner Student in den Kreisen der Universität und der Bürgerschaft so beliebt gewesen wie der spätere Kronprinz Friedrich Wilhelm. Er hatte viel im Hause des Professors Ferdinand Walter verkehrt, und noch in späteren Jahren benutzte er gern die Gelegenheit, seinem verehrten Lehrer seine dankbare Erinnerung zu beweisen. Als er 1877 seinen Sohn auf die Universität führte, ließ Walter, damals schon erblindet, sich entschuldigen, daß er sich nicht vorstellen kann. „Wenn er nicht zu mir kommen kann,“ sagte der Kronprinz, „muß ich zu ihm gehen.“ Er kam mit seinem Sohne, und sein Erscheinen wirkte wie ein Lichtstrahl in der Nacht, die den müden Greis umgab. Seit langer Zeit ist Bonn die Fürstenuniversität. Kaiser Wilhelm II. hat seine Studienjahre in Bonn verlebt und hält sie in treuer Erinnerung. Am 5. Mai 1891 abends nahm der Kaiser einen Fackelzug der Bonner Studentenschaft entgegen, empfing aber vorher seine ehemaligen Lehrer aus den Bonner Universitätsjahren, Justi, Kukulé, Meyer, Wilmanns und Voersch, in der Villa seines Schwagers in Bonn. Der damalige Rektor der Universität Bonn, Hermann Dülffer, erzählt in seinen Lebenserinnerungen: „Der Kaiser gab jedem die Hand und sprach einige Sätze mit ihm. An Justi gewendet, sprach er von spanischen Bauten, kam dann auf seine Reisen in Italien und pries die Markuskirche in Venedig, die aber mit der Sophienmoschee in Konstantinopel nicht zu vergleichen sei, diesem Prachtbau komme sogar St. Peter in Rom nicht gleich. Kein Gebäude habe größeren Eindruck auf ihn gemacht, als diese weiten Hallen; die Koransprüche auf der weißen Lünche könnten den Eindruck nicht stören. Ich erinnerte an das Werk von Salzenberg, der infolge eines günstigen Zufalls die von der Lünche zeitweilig befreiten Mosaiken abbilden konnte. Über den Charakter der Türken urteilte der Kaiser sehr günstig,

aber die Beamten seien durch und durch forrumpiert; ein großer Mann könne den gesunkenen Staat noch einmal wieder zur Macht bringen; überhaupt habe der Islam noch eine große innere Stärke. Daß der junge Kaiser nicht nur studentische, sondern auch gesellschaftliche Erinnerungen treu bewahrte, konnten die Familien erfahren, mit denen er bei seinem früheren Aufenthalt freundschaftlich verkehrt hatte. Als ich mit Schaafhausen am Abend des 6. Mai zusammentraf, fand er noch völlig unter

kommend, zu einem Besuch in Bonn eintraf, wurde zur Teilnahme an der Rheinfahrt eingeladen, ohne daß man auf dem Schiffe sonderlich von ihm Notiz genommen hätte. Der Kaiser faß die meiste Zeit mit zwei Vorurussen in studentischer Tracht auf einem Tisch, um ihn die Bonner Bekannten, mit denen er in der heitersten Laune scherzte, indem er an alte Erlebnisse erinnerte. Nach der Rückkehr nach Bonn begleitete der Kaiser den Großherzog, der über Köln nach Dessau weiterreiste, an den Bahnhof. Es fiel auf, daß er an der Seite eines deutschen Souveräns mit dem Vorurussenstürmer im Wagen saß. Zur Erklärung hörte ich später, daß der Kaiser gar nicht auf eine Begleitung dieser Art sich vorbereiten konnte, da der Meinung war, der Großherzog werde vom Schiff nach Neuwied zurückkehren.“

**Beinahe getroffen.** „Aun, Karlchen! Freust Du Dich nicht, daß Du gerade zu Deinem Geburtstag ein Schwesterchen bekommen hast?“ — „Ja Tante... eigentlich hatte ich mir einen zahmen Raben gewünscht.“

**Nicht anders.** Berliner Lokal-Patrioten (auf einer Rheintour in der Wasbeinsamkeit): „Du, Willem, wenn hier ab und zu ein Automobil lang käme, dann wär' es eben so schön, wie in'n Grunewald — meinstest nich' auch?“

**Sein Kalender.** Feldwebel: „Und Du, Ratschmared, seit wann bist Du hier?“ — Rekrut: „Weiß ich nicht genau mehr. — Gab sich aber grade Kohl zu Mittag, Herr Feldwebel!“

**Maßstab.** „Hastest schon gehört — der Robert soll neunhundert Mark in de Lotterie gewonnen ha'm!“ — „Neunhundert Mark, Donnerwetter, det sind ja dreihundert Dage Haft!“

**Zu zoologischen Gärten.** Besucher: „An diesem Löwentäfel hing doch früher ein Schild: Geschenk des Herrn Konsuls Klingelhöfer?“ — Aufseher: „Das ist auf Wunsch des Herrn Konsuls wieder entfernt worden, weil der so arg viel belästigt wurde — jeden Tag sind 'n Dutzend Leute zu ihm gekommen und wollten auch 'n Löwen geschenkt haben!“



Die wiedergefundene „Mona Lisa“.

das Meisterwerk Lionardo da Vincis, das aus dem Pariser Louvre-Museum vor zwei Jahren gestohlen und jetzt in Florenz wiedergefunden wurde.

dem Eindruck des hohen Besuches. Der Kaiser hatte ganz den alten, vertraulichen Ton angeschlagen, auch ein Glas Markobrunner sich gefallen lassen. Er sprach seine Freude aus, daß alle in den zwölf Jahren sich nicht verändert hätten. Als Schaafhausen das gleiche von ihm behaupten wollte, erwiderte er: „Nein, ich bin alt geworden; meine Frau muß mir an jedem Morgen die grauen Haare ausziehen.“ Am Nachmittag des 7. Mai hatte der Kaiser die ihm nahestehenden Familien v. Sandt, Voersch, Schaafhausen zu einer Rheinfahrt eingeladen, um sich einmal ganz in die alten Tage zurückzuversetzen. Auch der alte Großherzog von Luxemburg, der, von Neuwied

dem Eindruck des hohen Besuches. Der Kaiser hatte ganz den alten, vertraulichen Ton angeschlagen, auch ein Glas Markobrunner sich gefallen lassen. Er sprach seine Freude aus, daß alle in den zwölf Jahren sich nicht verändert hätten. Als Schaafhausen das gleiche von ihm behaupten wollte, erwiderte er: „Nein, ich bin alt geworden; meine Frau muß mir an jedem Morgen die grauen Haare ausziehen.“ Am Nachmittag des 7. Mai hatte der Kaiser die ihm nahestehenden Familien v. Sandt, Voersch, Schaafhausen zu einer Rheinfahrt eingeladen, um sich einmal ganz in die alten Tage zurückzuversetzen. Auch der alte Großherzog von Luxemburg, der, von Neuwied

### Rätsel.

Wer den Schaden hat, braucht nicht  
Für mein erstes lang zu sorgen.  
Wem am zweiten es gebriecht,  
Woll' es nicht bei Dichtern borgen,  
Denn um's Ganze wandern Myriaden  
Ihrer Verse in den Bücherladen.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Draufschag.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Besitz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur E. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fiedebent & Roenen, Essen (Ruhr).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr 2

Sonntag, den 11. Januar

1914

## Die Seemannsbraut.

Ein deutscher Seeroman von D. Elfer.

(Nachdruck verboten.)

Auf dem Felsenufer sammeln sich Menschen, die erregt gestikulieren und nach dem Schiffe zeigen. Sie wollen der hart bedrängten Mannschaft zu Hilfe kommen; ein Raketen-Apparat wird herbeigebracht, aber er braucht nicht in Tätigkeit zu treten, die „Nymphe“ liegt fest in ihren Untern, die sich in den Meeresgrund eingebohrt haben.

Der Sturm scheint etwas nachzulassen. Hinter den Klüffen wird das Wasser ruhiger, wenn auch draußen die See noch tobt und brüllt wie ein rasendes Ungeheuer, das in Wut geraten, weil ihm seine Beute entschlüpft ist.

Erwarten tritt auf Henning zu.

„Das habt Ihr brav gemacht, Bahnsen,“ sagt er mit leicht bebender Stimme und drückt dem jungen Mann herzlich die Hand. Ohne dieses Eingreifen läge vielleicht unser Schiff zerschellt dort am Felsen, — ich danke Euch! —“

„Keine Ursache, Kapitän,“ entgegnete Henning lächelnd. „Es war kein so großes Kunststück, ich kenne die Stelle, habe hier vor drei Jahren mal Schiffbruch gelitten, so etwas vergißt man nicht wieder. Aber dem alten Theising müßte Sie danken, Kapitän, — ohne sein sicheres Auge und seine feste Hand wären wir nicht durchgekommen.“

„Ja, ich weiß, — mein alter Theising versteht sein Handwerk. Brav, alter Kamerad!“ Er klopfte dem Alten kräftig auf die Schulter. Dieser lachte.

„Ich fahre seit dreißig Jahren auf dem Salzwasser, Kapitän!“

Winneweis trat heran.

„Wenn nur die Anker halten,“ sagte er mit mürrischem Gesicht. „Es ist felsiger Grund.“

„Sie werden schon halten, Steuermann,“ entgegnete Erwarten.

„Die See beruhigt sich ja zusehends. Aber Ihr müßt nachschauen, was an der Tafelung in Ordnung zu bringen ist.“

Winneweis entfernte sich verdrießlich. „Ich muß Euch noch einmal danken, Bahnsen,“

sagte der Kapitän, indem er die Hand vertraulich auf Hennings

Schulter legte. „Es ist nicht meinetwegen, und auch nicht des Schiffes wegen, — da tut ja jeder seine Schuldigkeit, — und wenns einmal zum Sterben kommt, na, wir Seelente müssen ja stets darauf gefaßt sein. Ich bin auch alt genug dazu, — aber um mein Mädels hätte es mir leid getan, — sie ist noch so jung und hat noch wenig vom Leben gehabt. Ich wollte gern, sie sollte zu Hause bleiben, aber das Blismädels war nicht zu halten. He, Gretel, — wo steckst Du denn?“

Auch Henning sah sich nach dem jungen Mädchen um, aber es war von seinem Plage verschwunden. „Ihre Tochter wird in die Kajüte gegangen sein,“

sagte Henning.

„Ei, das ist doch sonst ihre Art nicht, wenn der Wind ein wenig bläst, — will doch einmal nachsehen.“

Damit entfernte er sich. Henning ging nach vorn, um der Mannschaft beim Alarmieren des Decks zu helfen.

### 3. Kapitel.

Groß, majestätisch, einzig, erhaben

Liegst du, o Weltmeer, heute vor mir.

Laß meine Seele sich an dir laben,

Freudig, begeistert vertraue ich dir.

Endlose Masse, Wüste voll Leben,

Nur in der Ferne vom Himmel begrenzt,

Was kann die schwärmende Seele erheben,

Wie deine Fläche, sonnenbeglänzt? Letzter.

Hell und freundlich strahlet die Sonne vom wolkenlosen Himmel. Eine laue Nordostbrise wehte, und mit vollen Segeln eilte die „Nymphe“ über die leicht geträufelten Wogen dahin. Der Kanal war passiert. Hinaus ging es in den endlosen Ozean. Länger und tiefer wurden die Atemzüge des Meeres; freier und leichter atmete auch die Brust, zuberstlicher schweifte das Auge in die Ferne, denn hier waren keine scharfen, versteckten Klippen mehr zu fürchten; und mochte der Wind auch noch so sehr sausen, die Wellen sich noch so hoch türmen, offene Bahn lag vor dem eilenden Schiffe, da brauchte die



Zum Stapellauf des „Columbus“.

Das Kronprinzenpaar auf dem Wege zur Taufkanzel.

„Nymphe“ Sturm und Wogenbrang nicht zu scheuen. Wie ermattet von den Kämpfen mit dem Sturm der letzten Tage schien der Ozean jetzt zu schlummern. Sein Riesenleib atmete fast un-

merklich, die Wellen hoben und senkten sich ganz leise. Geräuschlos und gleichmäßig schaukelte sich die „Nympe“. Alle Segel sind an den Raagen entfaltet, um den schwachen Wind aufzufangen, der kaum die Kraft hat, sie zu fällen.

Es ist Sonnabend Nachmittag. Die Reinigung des Schiffes ist vollendet, es gibt für die Mannschaft nicht viel zu tun. Friedliche Stille herrscht auf dem Schiff. Der Kapitän ist in der Kajüte. Der erste Steuermann schläft. Henning hat die Wache. Auf dem Vorderdeck, im Zwischendeck, sitzen und stehen die Matrosen umher in leisem Gespräch. Die Wache hat sich um den Fockmast gefagert. Regungslos steht der alte Theising am Ruder. Allmählich frischt der Wind etwas auf und füllt schmetternd die Segel. Flüchtig durchschneidet der Kiel die kristallene Flut. Die blauen Wellen spielen tänzelnd am blanken Bug, sie spritzen mutwillig ihren Silberschaum hinauf und lassen ihn im Sonnenglanz in allen Regenbogenfarben spielen. Sie rauschen schmeichelnd an den Seiten dahin, um dann weißschäumend im breiten Kielwasser zu zerfließen. Henning lehnte am Relling des Achterdecks und schaute sinnend in die Weite, gedankenvoll, träumend.

Wie er es liebte, das große, gewaltige Meer! Niemals, das fühlte er, würde er es verlassen können! Stets mit geschwellten Segeln über die geheimnisvolle Tiefe dahinschweben. Hier hemmten keine Schranken den Flug seiner Phantasie, seiner Träume. Grenzenlos dehnte sich vor seinen Blicken das All, grenzenlos wie die Träume seiner Seele, die ihn auf leichten Schwingen forttrugen in das Zauberreich der Liebe.

Er dachte an Grete, die er in den letzten Tagen nur flüchtig gesehen hatte. Es schien ihm fast, als hielte sie sich geflüchtlich von ihm fern; und doch konnte er ihren Blick nicht vergessen, mit dem sie ihn in jener Schreckensnacht angeschaut.

So innig, so zärtlich, so liebevoll!

Plötzlich sprach eine sanfte Stimme neben ihm: „Weshalb so nachdenklich, Herr Bahnsen?“

Grete stand neben ihm und sah ihn lächelnd an. „Fräulein Ewarfen,“ sagte er mit freudigem Erstaunen, „entschuldigen Sie, ich hörte Sie nicht kommen.“

„Hat nichts zu sagen, Herr Bahnsen. Das schöne Wetter hat mich an Deck gelockt. Da drinnen in der Kajüte ist's nicht zum Aushalten. Mein Vater und Binneweis sitzen da zusammen und erzählen sich ihre Abenteuer. Wer von den beiden mehr zusammenkunftert, weiß ich nicht.“

Sie lachte fröhlich auf. Gleich wurde sie wieder ernst und fuhr fort: „Ich habe Ihnen noch gar nicht gesagt, wie ich Ihre Tapferkeit und Umsicht neulich bei dem Sturm bewundert habe.“

„Aber ich bitte Sie, Fräulein Ewarfen. Das war doch gerade kein Kunststück.“

„Aber es gehörte Mut und ein schneller Entschluß dazu. Vielleicht retteten Sie uns dadurch das Leben.“

Henning erröte leicht. Er sah bewegt in das schöne, von der frischen Seeeluft leicht gebräunte Gesicht Gretes, die nachdenklich auf das Meer hinausschaute. Sein Herz war so voll, und wenn er nur hätte sprechen dürfen, so würde er ihr alles gestanden haben, was sein Herz und seine Seele seit einigen Tagen mit seliger Lust und doch mit geheimem Weh erfüllte. Aber durfte er, der junge, mittellose Seemann, der eben erst die Stelle als zweiter Steuermann erhalten hatte, seine Augen zu der Tochter des Kapitäns erheben, der, wie er wohl wußte, ein wohlhabender Mann war? Er mußte sich ja den Bissen vom Wunde absparen, um seine arme alte Mutter zu unterstützen. Wie konnte er daran denken, zu Grete von seiner Liebe zu sprechen? Und doch drückte es ihm fast das Herz ab.

„Wissen Sie, Fräulein Ewarfen,“ sagte er mit leiser, scheuer Stimme, „an wen ich neulich zumeist gedacht habe?“

Sie sah ihn mit leichtem Erstaunen an.

„Wahrscheinlich an Ihre alte Mutter,“ — — entgegnete sie zögernd.

„Ja, auch an sie, — aber vor allem galt mein Gedanke Ihnen, Fräulein Grete.“

„Mir? — Wie seltsam!“

„Ja, — Ihnen! Denn wenn ich mir vorstellte, daß Sie von den Trümmern des zerschellten Schiffes zerschmettert werden könnten, — Sie, so jung, so voll Lebenslust, — dann wollte es mir das Herz zerreißen, und ich nahm all meine Kraft und meinen Mut zusammen, um das Schiff und damit auch Sie zu retten!“

„Ich danke Ihnen, — aber dachten Sie nicht auch ein wenig an sich selbst? Sie sind auch jung und das Leben liegt vor Ihnen, wer weiß, welche Freuden die Zukunft für Sie birgt.“

„Ich dachte nicht an mich, — wir Seeleute müssen uns ja daran gewöhnen, dem Tode ins Auge zu sehen. Früher oder später

wird uns ja doch ein Grab in den Wellen. Aber Sie, Fräulein Grete, weshalb setzen Sie sich den Gefahren der See aus?“

„Ich liebe die See,“ entgegnete sie mit einem leichten, stolzen Zurückwerfen des schönen Hauptes.

„Auch ich liebe die See,“ fuhr er fort, „aber mein Liebstes möchte ich ihr nicht anvertrauen.“

Jetzt war die Reihe des Erötens an ihr.

„Sie haben wohl in der Heimat eine Braut?“ fragte sie rasch aufblickend.

„Nein, — wie kommen Sie darauf?“

„Nun, weil Sie von Ihrem Liebsten sprachen,“ erwiderte sie lächelnd. „Darunter versteht man doch gewöhnlich eine Braut.“

Er senkte die Augen. Eine leichte Verlegenheit lag auf seinem Gesicht. Er rang nach Worten, doch ehe er antworten konnte, fuhr sie fort: „Wenn ich die Braut oder die Frau eines Seemannes wäre, würde ich nicht daheim bleiben, während mein Mann draußen mit den Gefahren des Meeres kämpft. Ich würde ihn begleiten in diesen Kampf, — ich würde an seiner Seite stehen in den Stunden der Gefahr, ich würde mit ihm gehen, sei es in den Tod!“ — —

„Ach, — Fräulein Grete!“

„Ich würde mir feige vorkommen, wenn ich ruhig und sicher daheim bleiben sollte, wie es freilich so viele Seemannsfrauen tun, oder tun müssen. Da sitzen sie dann und warten und schauen

hinaus auf das Meer, ob der Mann nicht zurückkommt, der ihnen aus fernem Lande hübschen bunten Tand mitbringt, mit dem sie sich schmücken. Ich könnte ein solches Warten nicht ertragen, — ich glaube, ich würde daran zugrunde gehen! Und wenn mir die Nachricht käme, er, den ich liebe, wäre ohne mich in den Tod gegangen, dann, — dann hätte ich keine ruhige Stunde mehr, — dann — —“

Sie vermochte nicht weiter zu sprechen, eine tiefe Erregung schien ihre Stimme zu ersticken. Hingerissen ergriff er die Hände des Mädchens.

„Grete, — Fräulein Grete, — wer Sie zum Weibe gewinnen könnte!“ —

Sie befreite errötend und verlegen ihre Hände.

„Als meine Mutter starb,“ fuhr sie leise fort, „da nahm sie mir das Versprechen ab, den Vater nicht allein zu lassen. Sie hatte auch alle seine Reisen und seine Gefahren geteilt. Sie war die rechte Seemannsfrau gewesen. Sie fürchtete nicht Sturm und Wetter, sondern liebte die See, so wie ich sie liebe. Mutter hat mir oft erzählt, als sie den Vater heiratete, da vermählte sie sich zugleich dem Meere. Wir versprachen uns, sagte sie, wir wollten uns nie verlassen, weder auf dem Lande, noch auf dem Wasser. Und jetzt muß ich ihn dennoch verlassen, deshalb bleib Du bei ihm. Du sollst mein Erbe auch in der Sorge für Deinen Vater antreten. Ich habe meiner Mutter versprochen, bei dem Vater zu bleiben.“

„Und — wenn Sie sich verheiraten?“

„So müßte mein Mann das Meer ebenso lieben, wie ich, — ich würde mich von ihm niemals trennen.“

Sie wandte sich rasch um, damit er ihr Erröten nicht sähe. Da quoll es heiß in dem jungen Mann empor. Er trat dicht zu ihr, so daß sein Atem ihre Wangen streifte und flüsterte: „Grete, — ich liebe Sie, — verzeihen Sie mir die Kühnheit, — ich weiß wohl, daß ich jetzt nicht um Sie werben darf, — es können noch Jahre vergehen, ehe ich es wagen darf, — können Sie mich lieb haben? Werden Sie auf mich warten? Wollen Sie mein Weib werden, das Weib eines einfachen Seemannes, der wie Sie das Meer mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele liebt? Des Mannes, der sich nie von Ihnen trennen wird, es sei denn, daß der Tod uns trennt?“

Er hatte ihre Hand ergriffen, er fühlte ihren Gegendruck.

„Auch im Tode nicht,“ entgegnete sie leise, aber mit fester Stimme und sah ihm ernst in die Augen. Er wollte sie in die Arme ziehen. Doch dann besann er sich, daß der Mann am Ruder nur einige Schritte von ihnen entfernt war, und daß die Augen der Mannschaften auf sie gerichtet waren. Er preßte nur des Mädchens Hand.

„Ich danke Ihnen, Grete!“

„Halloh, Bahnsen, wo steckt Ihr?“ rief die raue Stimme des ersten Steuermanns, der unbemerkt auf Deck gekommen war.

„Es müssen noch einige Segel gesetzt werden.“

„Ich komme,“ erwiderte Henning.

Noch ein flüchtiger Händedruck, ein ausleuchtender Blick ihrer Augen, und Grete entfernte sich rasch.

Henning begab sich auf das Vorderdeck. Binneweis empfing ihn mit verdrießlicher Miene.



Kardinal Rampolla †

Rom, früher erster Minister Leo's XIII.

„Was steht Ihr da herum und schwagt?“ brummte er. „Solltet lieber auf Euren Dienst passen.“

„Ich habe nichts veräumt,“ entgegnete Henning mit leichtem Troß. „Die Segel sind alle in Ordnung.“

Der erste Steuermann stampfte zornig mit dem Fuß auf. „Widersprecht mir nicht immer! Ein Schiff ist kein Boden zum Scharnuzieren.“ Henning sagte nichts. Er bemerkte jetzt erst, daß die Brise frischer wehte, es mußten einige Segel geborgen werden. Schweigend entfernte er sich, um die Befehle zu erteilen. Dann wandte er sich wieder dem Achterdeck zu, während Binneweis, nachdem er einen scharfen Blick über das Deck geworfen und sich überzeugt hatte, daß Grete nicht mehr auf Deck weilte, zur Kapitänskajüte hinabstieg. — Die Dämmerung sank nieder. Die „Nymphe“ durchschnitt rasch und sicher die dunklen Wogen. Henning stand abseits von den anderen und schaute empor zu dem gestirnten Himmel und lauschte der Musik des Windes und der Wellen. Er dachte an Grete, und in heimlicher Seligkeit schlug sein Herz ihr entgegen. Es dünkte ihm, als stünde er in einem gewaltigen Dome, und eine mächtige Orgel ließe ihre halb tiefen, bald hellen Töne erschallen.

Der Wind sang und fauste in dem Tafelwerk. Oben in dem dünneren Tauwert pfeifen und jubilierten die helleren Stimmen; weiter nach unten wurden die Töne tiefer und voller; öfter bei plötzlich aufstollenden Böen erschallten auch gellende Akkorde, welche die stete Harmonie der Melodie des Windes schroff unterbrachen. Und diese pfeifenden, gellenden, laujenden Töne der Windsbraut, die immer stärker wurden, begleitete in brausenden Akkorden die ewige Melodie des Meeres; bald schwoll sie an zu stürmischem Grollen, bald flüsterte sie in heimlichem Murmeln. Aber immer groß, gewaltig, geheimnisvoll. Ein andächtiges Gefühl zog in die Seele des einsam Dastehenden. Er faltete die Hände unwillkürlich und dachte an die Geliebte, und träumte von einer seligen Zukunft.

Da legte sich eine leichte Hand auf seinen Arm. Grete stand neben ihm.

„Pst,“ machte sie lächelnd. „Vater und Binneweis sitzen beim Kartenspiel, da habe ich mich herausgeschlichen, um mit Ihnen zu plaudern.“

„Grete — wie soll ich Ihnen danken!“ Sie ergriff seine Hand und zog ihn an die Seite des Kompaßhäuschens, wo sie an der Seeite Platz nahmen. Nur der einsame, stille Mann am Ruder hatte sie bemerkt. Ein gutmütiges Lächeln schwebte um seine Lippen, aber er störte die beiden nicht.

Durch die hohen, sich schäumend überstürzenden Wellen jagte die „Nymphe“ dahin. Sie trug jetzt nur noch wenige Segel, aber die frische Brise kam ihr zu Hatten, und so flog sie gleich einem jener mächtigen Seevögel über die Wogen, die nach der Erzählung alter Mütterchen niemals der Ruhe bedürfen. Dann und wann jagten die wilden Schaumköpfe stürmend hoch und füllten fast das ganze Mitteldeck mit Wasser, bis an die Kehling; aber das hatte nichts auf sich, solange das Achter- und Nordende verschont blieben. Die Luken und Türen waren fest verschlossen, und ohne Schaden anzurichten strömte das Wasser wieder ab.

Und im tiefen Schatten des Kompaßhäuschens sitzen die beiden Liebenden Hand in Hand, eng aneinander geschmiegt, und träumen schweigend von der Zukunft, von dem Leben, von dem Glück.

Grete hat ihr blondes Haupt an die Schulter des Mannes gelehnt, und sein Arm stiehlt sich schmeichelnd um ihre schlante, kräftige Gestalt. Innig preßt er sie an sich, da schaut sie lächelnd zu ihm empor, und ihre Lippen finden sich zu dem ersten, langen Kuß der Liebe.

Der stille einsame Mann am Ruder lächelt; er denkt wohl der eigenen Jugend.

„Habt Euch nur lieb,“ flüstert er, „ich will schon für Euch aufpassen.“ Das Meer und der Wind aber singen ihr ewiges Lied vom Werden und Vergehen.

#### 4. Kapitel.

Nun laßt die Flasche kreisen, ihr Jungs —  
Und laßt uns fröhlich sein.

Woll'n klären die Pumpen im Fall für'n Leck,  
Doch dann zu Grog und Wein.

Salzwasser gibt's Hülle und Fülle umher,  
Dhn' daß wir pumpen noch mehr.

Drum laßt das Weinen den Weibern am Land,  
Denn denen fällt's nicht schwer. Seemannslied.



Königin Elisabeth von Rumänien.

(Carmen Sotva) feierte ihren 70. Geburtstag.

Unter dem erhöhten Achterdeck befanden sich die Wohnräume des Kapitäns sowie die Kojen der beiden Steuerleute. Die ersteren bestanden aus der eigentlichen Kajüte, in der Kapitän Ewarfen wohnte und er und die beiden Steuerleute aßen, ferner aus dem Schlafraum des Kapitäns sowie einem Raum für Grete, der ganz im Achterteil des Schiffes lag.

Die Kajüte mit den Nebenräumen war recht behaglich eingerichtet. Man merkte sogleich, daß hier eine Frauenhand geholfen hatte, sie auszuschnüden, da Kapitän Ewarfen schon jahrelang die „Nymphe“ führte, so hatten die Kajütenräume einen mehr intimen Charakter erhalten. Die Eigenschaften des Kapitäns, sein Geschmack und seine Liebhabereien zeigten sich auch in der Ausstattung der Räume. Auf dem Schreibtisch sah es allerdings bunt genug aus, er duldete nicht, daß eine fremde Hand seine Papiere und Bücher berührte. Dagegen herrschte sonst in dem Raume eine musterhafte Ordnung und Sauberkeit. Die Pfeifen in dem Ständer waren in tabelloser Ordnung, in dem kleinen Schrank blühten die Gläser und Flaschen, und vor den winzigen Seitenfenstern blühten sogar einige Blumen. Eine Hängelampe schwebte über dem Tisch in der Mitte. Kapitän Ewarfen und sein alter Steuermann saßen an dem Tisch, jeder die qualmende Pfeife im Munde und ein dampfendes Glas heißen Grog vor sich. Eine Kanne mit heißem Wasser, eine Flasche echten, alten Rum und eine wohlgefüllte Zuderdose standen in den Vertiefungen des Tisches, um bei den manchmal heftigeren Bewegungen des Schiffes vor dem Umfallen geschützt zu werden.

Binneweis braute schon das vierte Glas Grog. Dem roten Gesicht mit den feuchtschimmernden Augen Ewarfens sah man schon die Wirkung des starken Getränkes an, während das Gesicht des Steuermanns seinen gewöhnlichen Ausdruck zeigte.

Karl Binneweis war aber auch schlau und vorsichtig genug, sein eigenes Glas fast zu Dreiviertel nur mit heißem Wasser zu füllen, während er das Glas des Kapitäns mit demselben Quantum Rum bedachte. Eine Pause in dem Gespräch war eingetreten. Beide Männer saßen schweigend den Rauchwolken ihrer Pfeifen nach.

Nach einer Weile hub Binneweis wieder an: „Was ich Euch noch sagen wollte, Kapitän,“ — habt Ihr schon bemerkt, daß der Bahnsen höllisch um Eure Grete herumsherwenzelt?“

„Hab' auch schon so was bemerkt,“ entgegnete Ewarfen mit leicht lallender Stimme. „Aber ich traue meiner Grete keinen dummen Streich zu.“

„Om, der Bahnsen ist ein verdammt hübscher Kerl.“

„Das ist er wohl, und ein vorsichtiger Bursche, der seine Sache gut versteht.“

„Wollt's nicht leugnen, aber zum Heiraten ist er doch ein bißchen jung.“

„Wer spricht denn vom Heiraten? Ihr meint doch nicht, Karl, daß die Grete daran denkt? Na, zum Donnerwetter, da hab' ich doch auch noch ein Wort mitzusprechen.“

Er schlug mit der Faust auf den Tisch und trant in der Erregung sein Glas Grog auf einen Zug aus. Binneweis

beeilte sich, es zu füllen. Dann sagte er: „Ja, ja, Kapitän, wer kann's wissen? Junge Leute sind unberechenbar. Solange ein Mädchen keinen festen Unterplatz findet, suchen die Augen überall umher. Na, und so ein junger Bursch, der sieht zu, was er kriegen kann.“

„Na, Karl, — Ihr mögt wohl recht haben,“ lallte Ewarfen. „Aber mir paßt die Geschichte nicht, meine Grete soll nicht einen Seemann heiraten, mit dem sie dann wieder auf allen Meeren herumfährt; die tenne mein Mädels, — die bleibe nicht allein zu Haus.“

„Ja, Kapitän, weshalb habt Ihr sie dann immer mit Euch genommen?“

„Ich will Euch was sagen, Karl. Solange meine Alte lebte, ging das auch anders. Und jetzt, ja, wo sollte ich denn mit dem Mädels hin? Verwandte habe ich nicht, und ganz allein mag ich sie auch nicht zu Hause lassen.“

„Weshalb seid Ihr denn nicht selbst zu Hause geblieben? Ihr dürft Euch doch die Ruhe gönnen.“

Ewarfen kratzte sich hinter den Ohren.

„Ich wollt es ja auch, Karl. Aber Mainberg und Söhne ließen mich nicht in Ruhe und quälten mich, ich sollte doch nur noch diese eine, sehr wichtige Reise machen, und mein Mädels quälte mich auch, na, und da habe ich nachgegeben. Aber seit jenem Abend, wo wir in dem Sturm Gefahr liefen, an den Felsenklippen zerfchellt zu

werden, hab' ich mir zugeschworen, daß dies meine letzte Reise sein soll, und daß meine Grete, wenn's auf mich ankommt, den Fuß nicht wieder auf eine Schiffsplanke setzt, wenn wir wieder glücklich daheim sind."

"Na, dann dürft Ihr aber auch nicht das Scharmugieren zwischen Bahnsen und Eurer Grete dulden."

"Dulde ich auch nicht! Gleich morgen werde ich mit der Grete ein ernstes Wort sprechen!"

"Nicht so rasch, Kapitän. Ihr macht das Mädchen nur kopfscheu. Ich wüßte schon ein besseres Mittel, — aber laßt Euren Grog nicht kalt werden, trinkt noch einmal."

Er stieß sein Glas an das des Kapitäns, und dieser nahm einen herzhaften Schluck.

"Und nun heraus mit der Sprache, Karl!" rief er.

"Ja, ja, Kapitän, es wird mir zwar nicht leicht, aber wir kennen uns nun schon so lange Jahre, daß Ihr mir ein offenes Wort nicht übel nehmen werdet."

"Nein, Karl, das tue ich gewiß nicht."

"Nun dann, Ihr müßt die Grete verheiraten —"

Ewarfen lachte auf.

"Du bist gut, Karl," sagte er, sich der vertraulichen Art bedienend. "Wo soll ich denn so geschwind einen Mann herbesommen? Und dann," setzte er ernsthafter hinzu, "jeden wird sie auch nicht wollen. Die Leute meinen alle, ich hätte ein Stück Geld verdient, ja, hat sich was! Ich bin auf die Pension von Mainberg und Söhne angewiesen; die paar tausend Mark, die für Grete auf der Sparkasse liegen, wollen nicht viel sagen."

"Ich wüßte schon einen, der sie nähme."

"Nun, wer?"

"Ich selbst, Kapitän."

Der Alte sah ihn erstaunt an.

"Du, — Karl, — Du willst mein Mädel heiraten?" rief er und lachte,

daß ihm die Tränen über die Backen liefen, — "ne, Karl, das schlage Dir aus dem Kopf, ich sagte schon, Grete soll keinen Seemann heiraten!"

"Wer sagt denn, daß ich immer Seemann bleiben will?"

Ewarfen sah ihn offenen Mundes an.

"Ja, aber" —

"Hört mir zu, Kapitän," fuhr Binneweis fort, seine breite Hand auf die des Kapitäns legend.

"Ich gehe schon lange mit dem Plane um, mich zur Ruhe zu setzen. Ich hab's nicht nötig, anderer Leute Geschäfte zu betreiben und für einen Hungerlohn zu arbeiten; ein Bruder meiner Mutter hat mir sechzigtausend Mark hinterlassen."

"Was, so eine Riesensumme?" schrie der Kapitän, überrascht aufspringend.

"Ja, er hat das Geld in Amerika verdient, womit, das weiß ich nicht, ist mir auch egal. Kurz und gut, die sechzigtausend Mark liegen für mich auf der Bank in Bremen — kann sie alle Tage haben."

"Und da fahrt Ihr noch als Steuermann, Binneweis?"

"Das ist nur wegen Eurer Grete."

"Wegen meiner Grete?"

"Ja, das Mädchen gefiel mir schon lange, und ich dachte mir, daß ich sie nicht allein auf diese weite Fahrt gehen lassen dürfte. Ihr wißt, Ewarfen, daß ich letztes Jahr auf einem andern Schiff fuhr, — hätte sogar Kapitän werden können. Als ich aber erfuhr, daß Ihr wieder mit der „Nymphen“ hinausgingt und die Grete mit Euch nehmen würdet, da besann ich mich keinen Augenblick, als die Stelle des ersten Steuermanns frei war, dieselbe anzunehmen, um bei dem Mädchen zu sein."

"Und weiß das Mädel davon?"

"Ich hab' ihr so eine kleine Andeutung gemacht, aber sie ist noch ein wenig kopfscheu. Doch wenn Ihr ein vernünftiges Wort mit dem Mädchen sprechen wolltet —"

"Das will ich! Donnerkeil, sechzigtausend Mark, — das ist keine Kleinigkeit. Und den Seedienst willst Du aufgeben, Karl?"

"Ja, wenn wir von dieser Reise zurück sind, und Ihr mir Eure Tochter gebt. Ich habe mir schon ein hübsches Haus in Bremerhaven angesehen, — klein und niedlich zwar, aber ein hübscher Garten dabei mit dem Ausblick auf das Wasser, so daß man alle ein- und ausfahrenden Schiffe beobachten kann. Ihr könntet dann den ersten Stock bewohnen, Kapitän, — drei Zimmer und ein kleiner Balkon, unten wohnten wir. Das könnte hübsch gemütlich werden, nicht wahr?"

"Ein feiner Gedanke ist das von Dir, Karl! Wenns auf mich ankommt, sollst Du die Grete haben!"

"Ist das Euer Ernst, Kapitän?"

"Mein voller Ernst, — aber Du mußt mir nur versprechen, nicht mehr zur See zu gehen."

"Das verspreche ich Euch gern."

"Deine Hand darauf!"

"Hier!"

Die beiden breiten Praken der Seeleute schlugen kräftig zusammen.

"Ein Mann, ein Wort, Kapitän!"

"Kannst auf mich bauen, Karl!"

"Ihr sprecht mit Grete?"

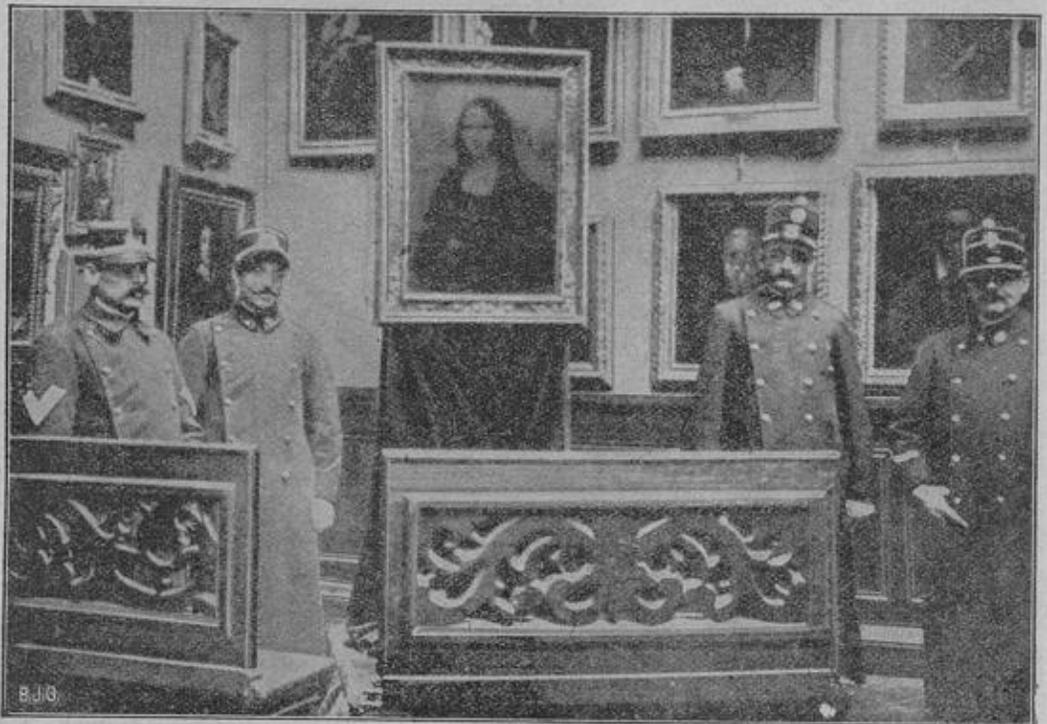
"Gleich morgen."

"Nein, Ewarfen, keine Uebereilung! Wir haben noch eine lange Fahrt vor uns, und kopfscheu wollen wir die Grete nicht machen. Sorgt nur dafür, daß der Bahnsen ihr fern bleibt, — ich will mich dann ein bißchen um sie bemühen, und wenn's so weit ist, dann gebe ich Euch einen Wink. Seid Ihr einverstanden?"

"Ja, und den Bahnsen soll der Teufel holen, wenn er das Mädel nicht zufrieden läßt."

"Darauf laßt uns noch ein Glas trinken, Kapitän."

Ewarfen war nur allzusehr damit einverstanden. Der Grog war ihm schon zu Kopfe gestiegen, seine Augen blickten starr, seine



Zur Ausstellung der wiedergefundenen „Mona Lisa“ in der Gemälde-Galerie von Florenz.

Wangen nahmen eine blaurote Färbung an.

"Die Grete muß Deine Frau werden, Karl," stammelte er. "Sechzigtausend Mark, — alle Wetter, Du bist ja ein gemachter Mann, — das Mädel wird schon zugreifen!"

"Nicht so laut, Kapitän!"

"Ach was, ich kann hier machen, was ich will, wir wollen ein singen, Karl!"

Und mit lauter Stimme begann er ein altes Seemannslied zu singen, als die Tür sich öffnete und Grete hastig mit erschrockenem Gesicht hereintrat.

"Vater!" rief sie, auf ihn zuweisend und die Arme um seinen Hals schlingend, "ich bitte Dich, sei ruhig, —"

"Weshalb soll ich denn ruhig sein, Mädel? Darf Dein alter Vater nicht mal mehr ein Lied singen?"

"Ja doch, Vater, — aber es ist schon spät —"

"So? — Spät sagst Du? — Und wo warst Du denn so lange?"

"Es ist eine herrliche Nacht, und so frisch und schön auf dem Deck," entgegnete Grete, leicht erröthend.

"Und da hat man wohl die Zeit verplaudert? Ge — was? — Mit dem Henning Bahnsen?"

"Ich bitte Dich, Vater! —"

"Ich will Dir was sagen, Mädchen," lachte Ewarfen, indem er versuchte, sich eine würdevolle Haltung zu geben, "laß Dich mit dem jungen Seehund nicht ein, sonst komme ich dazwischen."

Grete stand wie mit Blut übergossen da. Sie vermochte kein Wort zu sagen.

(Fortsetzung folgt.)

## Preisgekrönt.

Eine lustige Geschichte aus dem Gesangsvereinsleben.

Von W. de Vries. (Nachdruck verboten.)

Der Gesangsverein „Haubenlerche“ von Molldorf war in der ganzen Gegend berühmt. Diesen guten Ruf hatte er aber nicht seiner Leistungsfähigkeit zu verdanken, sondern der Verwandtschaft seines Präsidenten mit dem Musikkritiker des Kreisblattes. Letzterer war der Schwiegersohn des Herrn Präsidenten, und zwar ein guter Schwiegersohn, der seinem Schwiegervater gerne eine Freude machte. Und dazu gab ihm sein Beruf nicht selten Gelegenheit. Ließ sich die „Haubenlerche“ irgendwo hören, so verfehlte er nicht, dem Konzerte beizuwohnen, und ein paar Tage später war im Kreisblatte zu lesen: „Ein musikalisches Ereignis für K. war das Auftreten des Gesangsvereins „Haubenlerche“ von Molldorf, der herrliche Perlen des Männergesanges mit wunderbarer Präzision zu Gehör brachte. Die „Haubenlerche“ zählt zweifellos zu den leistungsfähigsten Männergesangsvereinen des ganzen Bezirks.“

Angesichts dessen war es kein Wunder, daß die Molldorfer auf ihre „Haubenlerche“ außerordentlich stolz waren und mit großer Begeisterung die Nachricht aufnahmen, daß ihr Verein an dem geplanten großen Wettstreit in der Kreisstadt B. teilnehmen werde. Nachdem das Lokalblatt diesen Entschluß des Vereinsvorstandes bekanntgegeben hatte, sprach man in Molldorf wochenlang von nichts anderem mehr.

Als dann der Termin des Wettstreites immer näher heranrückte, veranstaltete der Verein ein Probekonzert, zu dem der Präsident natürlich seinen Schwiegersohn, den bereits erwähnten Kritiker des Kreisblattes, einlud. Wenige Tage später lasen die guten Molldorfer im Kreisblatt, daß ihre „Haubenlerche“ die für den Wettstreit gestellten Aufgaben brillant gelöst habe und ohne allen Zweifel einen der ersten Preise davontragen werde. Von diesem Augenblicke an begannen die Damen des Vereins mit ihren Toilette-Vorbereitungen für den Empfangs- und Festabend zu Ehren des „preisgekrönt“ Vereins, die Gärtner sicherten sich in der Stadt die Lieferung einer großen Zahl von Vorbeerkränzen, und der Vereinswirt beauftragte den ersten Molldorfer Maler und Anstreichermeister, ehestens seinem Hause und besonders dem Vereinslokale ein schöneres Aussehen zu verleihen.

Dann kam der Tag des Wettstreits. In aller Frühe wurden die Molldorfer durch fröhliche Musiklänge aus dem Schlafe aufgeweckt: die Ordstapelle geleitete die „Haubenlerche“ zum Bahnhof. Die Sänger waren voller Begeisterung und Siegeszuversicht und fuhren frohen Mutes der Kreisstadt zu. Während sie dort um den Vorbeer stritten, beschlossen ihre Freunde in der Heimat, ihnen bei der Rückkehr auf dem Bahnhof eine große Ovation zu bereiten und dazu nicht nur die Ordstapelle zu bestellen, sondern auch das Schützenkorps und den Gesangsverein des Nachbarorts zur Beteiligung einzuladen. An den Sieg der „Haubenlerche“ zweifelte niemand.

Mit demselben Zuge, mit dem die „Haubenlerche“ die Sängerfahrt antrat, fuhr der Knecht des Molldorfer Großbauern Wellmann in einem Kupes fünfter Güte mit einem Prachtexemplar von einem Ochsen zur Rindviehausstellung, die in der Kreisstadt B. stattfand. Hans — so hieß der Knecht — war fest überzeugt, daß sein Ochse einen Preis erhalte, und diese Ueberzeugung war wohlbegründet; denn der Großbauer Wellmann hatte das beste und schönste Vieh im weiten Umkreise. Dann dachte Hans an das schöne Trinkgeld, das er im Falle einer Prämierung seines vierbeinigen Gefährten einheimen werde, und lachte vergnügt vor sich hin. Da drangen die Klänge eines Männerchors in das Asteil — die „Haubenlerche“ ließ sich vernehmen. Der Ochse brüllte ob der ungewohnten Störung seiner Morgenruhe, und Hans stellte schadenfrohe Betrachtungen darüber an, welche Gesichter die guten Molldorfer machen würden, wenn sein vier-

beiniger Genosse preisgekrönt heimkehren würde, die „Haubenlerche“ aber nicht.

In der Kreisstadt B. ging's außerordentlich lebendig zu. In dem größten Lokal inmitten der Stadt war Gesangswettstreit, draußen auf der großen Wiese vor dem Tore Rindviehausstellung. Es wimmelte von Gästen in der sonst von Fremden wenig besuchten Stadt, und die Bürgerschaft nahm regen Anteil an den Ereignissen des Tages. Am Spätnachmittag gab das Lokalblatt das Resultat des Wettstreits bekannt, das in allen Wirtshäusern auf das lebhafteste besprochen wurde. Es entsprach den allgemeinen Erwartungen: die beiden ersten Vereine der Kreisstadt hatten die Hauptpreise davongetragen. Die „Haubenlerche“ war merkwürdigerweise ganz leer ausgegangen. Die Sänger waren darob ganz konsterniert und dachten mit tiefer Wehmut an die Vorschusslorbeeren, die man ihnen in der Heimat gespendet hatte. Was würde nun aus dem projektierten Empfangs- und Festabend werden? Und wo blieb der Sängerruhm der „Haubenlerche“?

Nur ein Molldorfer freute sich über das Malheur der heimischen Sänger, und das war Hans,

der Knecht des Großbauern Wellmann. Sein vierbeiniger Gefährte hatte nämlich den ersten Preis erhalten, und dieser glänzende Erfolg würde jetzt in der Heimat zweifellos voll und ganz gewürdigt werden, während er, wenn die „Haubenlerche“ einen Preis erkritten hätte, gänzlich unbeachtet bleiben würde. So kalkulirte Hans und beschloß dann, den Großbauern telegraphisch von der Auszeichnung seines Prachtochsen in Kenntnis zu setzen. Das war aber leichter gesagt, als getan; denn Hans stand der modernen Kultur mit ihrer Kunst des Telegraphierens so fern, wie ein australischer Busch neger. Und da er seine Unkenntnis niemanden gestehen mochte, mußte er auf seinen schönen Plan verzichten. Das betrückte ihn nicht wenig, und mürrisch trottete er an der Seite seines preisgekröntem Gefährten daher. In diesem Augenblicke kam ein junger Molldorfer, der in B. die höhere Schule besuchte, des Weges. Der wunderte sich nicht wenig über das finstere Gesicht des sonst immer so fröhlichen Hans, das so gar nicht zu der glänzenden Ausstattung seines prämierten Begleiters paßte. Sofort begrüßte er den Bekannten aus der Heimat und frug ihn nach der Ursache seiner Bekümmernis. Die Mienen unseres Hans erhellten sich, als er den jungen Mann vor sich sah, denn nun war ihm geholfen; der Student konnte sicher telegraphieren und würde ihm gerne den Gefallen tun. So war es auch. Hans hatte kaum seine Bitte, die er mit Mangel an Zeit begründete, ausgesprochen, da wandte sein junger Molldorfer Freund schon seine



Der ausgebrannte „goldene Saal“.

Der Brand des Großherzoglichen Schlosses in Schwertu l. M.

Schritte dem Postamte zu, um die Depesche an den Großbauern aufzugeben. Das wollte er ganz gewiß und hätte es auch getan, wenn ihm nicht unterwegs ein gar lustiger Gedanke gekommen wäre. Der Ochse des Großbauern war preisgekrönt, die „Haubenlerche“ aber nicht — diese Nachricht würde die guten Molldorfer aufs tiefste betrüben, und dazu wollte, dazu konnte er nicht beitragen. Darum telegraphierte er das inhaltschwere Wort „Preisgekrönt“ nicht an den Großbauern, wie er es hätte tun sollen, sondern — an den Ehrenpräsidenten der „Haubenlerche“, den Bürgermeister von Molldorf.

Dieser war gerade im Begriffe, die Stätte seines Wirkens zu verlassen, als ihm die Depesche gebracht wurde. Die „Haubenlerche“ preisgekrönt! Wie konnte es anders sein! Zwar verriet das Telegramm nicht, welchen Preis der Verein erhalten habe, und die Unterschrift des Präsidenten fehlte, aber das hatte man gewiß in der großen Freude vergessen. Nun galt es, die letzten Vorbereitungen zum Empfang der preisgekröntem Sänger zu treffen. Um 10,50 Uhr würden sie eintreffen; das war für den Fall des glücklichen Ausganges der Sängerfahrt verabredet worden. Jetzt war's bereits 6 1/2 Uhr. Da tat Eile not. Doch wozu hat ein Bürgermeister seinen Sekretär und seine Schreibgehilfen? Diese wurden sofort zum Chef des Schützenkorps,

zum Kapellmeister der Ortstapelle und zum Dirigenten des Gesangsvereins des Nachbarortes gefandt, um ihnen die freudige Nachricht zu überbringen und sie zu bitten, sich mit ihren Leuten gegen 10,40 Uhr auf dem Bahnhofe zum Empfange der „Haubenlerche“ einzufinden. Nachdem der Herr Bürgermeister diese Anordnungen getroffen hatte, ging er seelenvergnügt in sein Stammlokal, um mit den ersten Bürgern von Molldorf das Tagesereignis zu besprechen. Wie ein Lauffeuer ging die Kunde von dort durch den ganzen Ort, und eine Stunde später prangte dieser bereits im Festschmucke. In den Wirtshäusern ging's hoch her. Eine Lobrede auf die „Haubenlerche“ löste die andere ab, und wer nicht reden konnte, trank desto mehr auf das Wohl der siegreichen Sängerschar. Die Begeisterung erreichte ihren Höhepunkt, als gegen 10,30 Uhr das Schützenkorps und der Gesangsverein des Nachbarortes, begleitet von der Ortstapelle, unter den Klängen eines schneidigen Marsches zum Bahnhofe zogen. Alles, was marschieren konnte, schloß sich den Schützen an; ganz Molldorf war auf den Beinen. Am Bahnhof übernahm der Herr Bürgermeister das Kommando. Die Bürger erhielten die Weisung, vor dem Bahnhof das Eintreffen des Zuges abzuwarten; das Schützenkorps, der erwähnte Gesangsverein und die Ortstapelle wurden auf dem Bahnsteig postiert. Punkt 10,50 Uhr kam der Zug von B. in Sicht. Ein kurzes „Gewehr auf!“ des Bürgermeisters, und das Schützenkorps stand in Paraderstellung da, indes der Gesangsverein den Begrüßungschor intonierte und die Kapelle in wuchtigen Akkorden ihn begleitete. Diese der „Haubenlerche“ zuge dachte Ovation war im besten Fluß, als der Zug hielt. Der Bürgermeister eilte hinzu, um den Präsidenten und den Dirigenten des Vereins sowie die wackeren Sänger mit einer sorgfältig präparierten Rede zu begrüßen. Aber was war das? Aus den Wagen, die er zunächst ins Auge faßte, stiegen nur ein paar harmlose Reisende aus, von der „Haubenlerche“ war niemand zu sehen. Dem Bürgermeister wurde es schwül zumute. Wie, wenn man ihn zum Besten gehalten hätte? Vielleicht aber hatten die zu einem fröhlichen Scherz stets aufgelegten Sänger absichtlich die letzten Wagen gewählt. Im Halbdunkel der spärlichen Perronbeleuchtung sieht der Bürgermeister nun vom Ende des Zuges her ein dunkles Etwas sich nähern — das werden gewiß die Erwarteten sein, denkt er. Es kommt näher und näher, indes die Begrüßungssänger wacker drauf losjungen, die Kapelle die kräftigsten Töne von sich gibt und die Schützen strammstehen, wie wenn es gelte, einem Fürsten die Honneurs zu machen. Nun seh'n sie's alle — und mit einem wütenden Donnerwetter gebietet der Bürgermeister Sängern, Mustern und Schützen: Halt, rührt Euch! Es war aber auch wirklich rührend — denn auf dem Bahnhofsperron spazierte unter den Klängen des Begrüßungschores an den verblüfften Schützen vorbei — Hans, der Knecht des Großbauern mit seinem preisgekrönten Ochsen! Die Wut des Bürgermeisters kannte keine Grenzen. Er fluchte und wettelte, wie's die Molldorfer noch nie gehört hatten, und wünschte den Teufelskerl, der ihm die ominöse Depesche gefandt, tausendmal auf den Bloßberg. Doch es half alles nichts, die fürchterliche Blamage ließ sich nicht mehr aus der Welt schaffen. Nicht dem Bürgermeister ärgerten sich am meisten die Schützen; wußten sie doch, daß diese Schützenparade vor einem preisgekrönten Ochsen bald in der ganzen Gegend bekannt werden und sie zur Zielscheibe des Spottes der übrigen Schützenvereine machen werde. Einigermassen gemüthlich wurde die Stimmung erst wieder, als ein Wigbold trocken meinte, es sei aber doch immerhin ein preisgekrönter Molldorfer gewesen, dem der schöne Empfang gegolten habe. Darüber mußten alle lachen, und schließlich faßte auch der Herr Bürgermeister die Sache von der lustigen Seite auf, und unter klingendem Spiel, wie man gekommen war, zog man in den Ort zurück, Hans mit dem preisgekrönten Ochsen voran.

Die „Haubenlerche“ traf erst am anderen Morgen mit einem Frühzuge ein; still und bescheiden suchte jeder Sänger sein Heim auf. Im Laufe des Tages erst wurde ihr Schicksal allmählich im Orte bekannt; es gab eine ernste Unterredung zwischen dem Bürgermeister und dem Vereinspräsidenten, und dann beschloß man, Gras über die ärgerliche Geschichte wachsen zu lassen. Aber wie überall, so gab es auch in Molldorf böse Menschen, die in der Zeitung alles ausplaudern, und so stand eines Tages die Geschichte von der verunglückten Sängerfahrt der „Haubenlerche“ und dem festlichen Empfang des preisgekrönten Molldorfer Ochsen haarklein in dem Intelligenzblatt des Nachbarstädtchens. Und wenn in Zukunft dort einer aus Molldorf einmal den Mund ungewöhnlich weit aufst und mehr wissen wollte, als andere Leute, dann höhnte man ihn mit den Worten: „Du bist auch wohl so ein preisgekrönter Molldorfer, he?“

## Eine amerikanische Sitte.

Von D. v. B.

(Nachdruck verboten)

Auf einer meiner großen Fußtouren durch die Vereinigten Staaten von Nordamerika langte ich eines Nachmittags in der im Staate Iowa gelegenen Stadt Stuart an. Da mir unmittelbar vor dem Orte ein Herr begegnete, trat ich an ihn heran und fragte ihn, ob er mir nicht ein gutes Hotel nennen könne. „Das kann ich wohl,“ antwortete er in deutscher Sprache, da er hinter meinem Englisch jedenfalls den Germanen vermutet hatte, „aber ich möchte Ihnen einen anderen Vorschlag machen, wenn Sie hier vielleicht längeren Aufenthalt nehmen und Beschäftigung suchen sollten!“

Ich antwortete ihm, daß dies meine Absicht sei, worauf er erklärte, er möchte mich, wenn es mir passe, mit zu seinem Schwiegervater nehmen, der eine große Villa ganz in der Nähe besitze. Für gewöhnlich vermiete er allerdings nicht, habe aber sehr gern mal einen Landsmann bei und um sich, mit dem er plaudern könne. „Sie bezahlen dort übrigens nicht die Hälfte für ein hübsches, nach dem Garten gelegenes Zimmer und völlige Verpflegung und werden übrigens ganz komische Bräuche kennen lernen,“ meinte der lebenswürdige Herr, der, wie er mir mitteilte, ein Kaufhaus im Orte besaß.

Als ich mich, bestens dankend, mit dem Vorschlag einverstanden erklärt hatte, schritten wir zu der fraglichen Villa. Das Gebäude machte einen recht stattlichen Eindruck und lag mitten in einem sehr ausgedehnten, prächtigen Garten. Vor der Tür trafen wir den Besitzer, einen betagten Herrn, der aber noch sehr rüstig erschien. Nachdem mein Begleiter mich bekannt gemacht und als Mieter vorgestellt hatte, reichte mir der Besitzer die Hand und sagte: „Das ist nett von meinem Schwiegersohn, daß er mir mal wieder einen Gast bringt, mit dem man sich vernünftig Deutsch unterhalten kann.“

Wir gingen ins Haus, der Alte rief seine Frau, eine würdige, gleichfalls sehr rüstige Matrone und forderte sie auf, das nach dem Garten gelegene Fremdenzimmer in Ordnung bringen zu lassen und mich vor allem mit einem Imbiß zu versorgen. Waschen und die Sachen säubern ging schnell, dann ließ ich mir das Besper schmecken, das die Hausfrau mir aufsticht und darauf entführte mich der Schwiegersohn für einige Stunden, um mich mit seiner Gattin bekannt zu machen und betreffs einer Beschäftigung mit mir Rücksprache zu nehmen. Er sagte mir nun in seinem Heim, wo ich sehr freundlich empfangen wurde, er werde mir für morgen schon eine Stelle besorgen können, da er annehme, daß ich den europäischen Menschen in der alten Welt gelassen und hier sofort erkannt habe, daß man, wenn es sich um Erlangung einer Beschäftigung handle, nicht wählerisch sein dürste, sondern nehmen müsse, was sich biete; keine Arbeit, auch nicht die



Oberstleutnant von Lettow-Vorbeck,  
der neue Kommandeur der Schutztruppe  
für Kamerun.

allergeringste, schände den Menschen.

Ich stimmte ihm vollkommen zu. Als seine Frau uns verlassen hatte, um noch Geschäfte in der Stadt zu besorgen, gingen wir in das Hausgärtchen, und er weichte mich in die mir jedenfalls sonderbar erscheinenden Verhältnisse, die im Hause seines Schwiegervaters herrschten, in Kürze ein. Hier seine Mitteilungen: „Mein Schwiegervater ist ein geborener Württemberger, der Sohn eines wohlhabenden Bauern, der eine ganz gute Erziehung genossen hatte und sich noch jung drüben verheiratete. Meine Frau, sein ältestes Kind, ist in Deutschland geboren und kam, schon zehnjährig, mit den Eltern nach Amerika. Da er ein perfekter Landwirt war und einige tausend Taler Geld mitbrachte, so kaufte er, sechs englische Meilen von hier entfernt, für einen billigen Preis einen bedeutenden Landkomplex, den er viele Jahre hindurch mit großem Erfolge bewirtschaftete. Vor zehn Jahren verkaufte er die Besitzung und zog sich hierher zurück, wo er sich die große Villa baute und seine Gartenanlagen pflegte. Die sehr geräumige Villa ist völlig bewohnt, nicht etwa vermietet, sondern nur Verwandte bevölkern sie. Hier ist der einzige wunde Punkt des ferndeutschen Schwiegervaters zu suchen. Die anderen drei Kinder desselben sind nämlich in Amerika geboren und wollen vom Deutschtum nichts mehr wissen. Sie sind stöckamerikanisch, und leider ist vom Vater die Schwäche beangenen worden, hier nicht frühzeitig einen Niegel vorzuschieben. Nun ist er völlig in ihren Händen und tanzt nach ihrer Flöte. Es sind zwei Töchter und ein Sohn, die in dem großen Hause mitwohnen. Darin wäre ja nichts Absonderliches zu finden, wären nicht beide Töchter

mit Amerikanern verheiratet, die es für richtig halten — in Amerika trifft man dies ja nicht selten — im Hause des Schwiegervaters zu bleiben und diesen in allem und jedem für sich sorgen zu lassen. In diesem speziellen Falle bewohnen die beiden jungen Paare je ein Stockwerk und für den Sohn hat ein kleiner Anbau an dem einen Flügel stattfinden müssen. Nun führen nicht etwa die Töchter ihre Wirtschaften, nein, das überlassen sie der Mutter, die mit zwei tüchtigen Mädchen alles besorgt. Es wird seitens der Matrone für sämtliche Bewohner unten in der großen Küche gekocht und dann zu den beiden Familien und dem Sohn befördert; ebenso erfolgt die große Wäsche und das Reinmachen der Wohnungen durch die elterlichen Dienstboten. Die beiden jungen Chemannner sind Angestellte mit guten Gehältern, die sich um nichts in ihren Wohnungen bekümmern. Ihre Frauen schlafen lange, dann sind sie stundenlang mit der Toilette beschäftigt und die sonstige Zeit sitzen sie im Schaukelstuhl und lesen Romane, das ist die ganze Tätigkeit dieser amerikanisierten Dämchen. Der Sohn, der jüngste der Familie, der erst zwanzig Jahre zählt, tut nichts als im Wagen spazieren fahren und allerlei Sport treiben, angeln, jagen, Fußball spielen usw., zu jeglicher Arbeit fehlt ihm die Lust.

Die Schwiegereltern, die so gut wie gar nicht Englisch sprechen, werden von den bei ihnen wohnenden Angehörigen gemieden, auch im Garten nimmt man verschiedene Plätze ein.

Daß sich unter so seltsamen Verhältnissen die alten Leuten in ihren vier Pfählen nicht ganz heimlich fühlen, liegt auf der Hand und sie, fast möchte ich sagen, flüchten häufig zu uns, zumal sie sich auf die Zuverlässigkeit der schon Jahre lang bei ihnen befindlichen Dienstboten verlassen können und sicher sind, daß zu Hause alles den vorgeschriebenen Gang geht. Hier haben Sie ein Beispiel, welches nicht vereinzelt dasteht, wie es zugeht, wenn den Kindern zu sehr der Willen gelassen wird.

Was bin ich froh, daß unser Junge ganz anders geartet ist, als die Geschwister meiner Frau, der ich dieses günstige Resultat der Erziehung einzig zu danken habe.

Zum Schluß muß ich Sie noch mit einer originellen Marotte des Schwiegervaters bekannt machen.

Der alte Herr, der seit mehreren Jahren wegen mancherlei Nergers über drei seiner Kinder nicht gut schlafen kann und dies am Tage nachholen muß, hat sich für die Nachtzeit eine Beschäftigung gesucht, er ist nämlich — Nachwächter von der nahe bei seiner Villa gelegenen Fabrik geworden. Diese absonderliche Idee erregt auf den ersten Blick vielleicht den Verdacht, man habe es hier mit einem bodenlosen Geizhals zu tun, das ist jedoch ein gewaltiger Irrtum. Den Lohn für seinen Nachwächterposten liefert er zu Weihnachten regelmäßig an den Bürgermeister ab, das Geld zu gleichen Teilen an die zehn ärmsten Familien der Stadt zu geben, ohne daß der Name des Sponsors genannt werden darf. Gewiß ein edler Zweck!

Was mir mein medlenburgischer Freund vorstehend mitgeteilt hatte, habe ich durch eigene Anschauung in kurzem vollkommen bestätigt gefunden.

Meine Person anlangend, hatte mir der Landsmann bereits für den nächsten Tag eine Beschäftigung besorgt, die gut bezahlt wurde und mich etwa sechs Wochen am Orte festhielt, bis ich mich weiter westlich auf den Marsch machte.

## Vom Begegnen mit Schlangen.

Bei den meisten Menschen regt sich, wenn sie einer Schlange begegnen, zunächst der Gedanke, sie auf den Kopf zu treten, und doch ist dies das Törichtste, was man tun kann, — schreibt ein praktischer Kenner der Reptilienwelt.

Der Grund hierfür ist sehr einfach. Gerade der Kopf einer Schlange ist außerordentlich stark und zähe, mindestens im Verhältnis zu den übrigen Teilen ihres Körpers. Das entspricht auch ganz dem natürlichen Bedürfnis dieser Tiere, welche ohne Ausnahme sehr kurzichtig sind und jederzeit gewärtigen müssen, mit dem Kopf gegen Steine usw. zu stoßen. Dies ist wesentlich der Fall, wenn sie in der Eile sind; wenn sie es gemächlich nehmen können, so pflegen sie mit ihrer langen, gegabelten Zunge vorwärts zu tasten.

Andererseits kann der Rücken der gewöhnlichen Schlangen schon mit einem leichten Schläge gebrochen werden. Denn der-

selbe bildet ein System von Gelenken, die nur schwach zusammengefügt sind.

Im übrigen tut man, wenn die Schlange zu einer harmlosen Gattung gehört, entschieden am besten, sie ganz in Ruhe zu lassen. Falls es jedoch eine von einer gefährlichen Gattung ist, so ist es, wenn man mit einem Revolver bewaffnet sein sollte, das Sicherste und Wirksamste, auf sie zu feuern. Steht kein Revolver zur Verfügung, so genügt auch ein kräftiger Schlag mit einem Stod auf den Rücken — nur muß man sich dabei unter allen Umständen vom Kopf des Tieres fernhalten.

Der Kopf der Schlange ist nicht nur sehr stark, sondern hat auch eine furchtbare Ausrüstung; sechs Reihen scharfer Zähne sitzen an den Kinnladen — vier Reihen oben und zwei unten — und können, wenn der Kopf vorwärts gestoßen wird, wie eine Schleudermaschine mächtig in den Körper des Angegriffenen einschlagen. Eine Voakonstriktor, wenn auch nur sehr mäßiger Größe, kann mit ihrem Kopf einen genügend starken Stoß ausführen, der einen Mann unwiderstehlich umreißt.

## Rühret nicht daran.

Wo still ein Herz von Liebe glüht,  
O, rühret, rühret nicht daran;  
Den Gottesfunken löscht nicht aus —  
Fürwahr, es ist nicht wohlgetan.

Wenn's irgend auf dem Erdenrund  
Ein unentweihetes Plätzchen gibt,  
So ist's ein junges Menschenherz,  
Das fromm zum ersten Male liebt.

O, gönnet ihm den Frühlingstraum,  
In dem's voll ro'ger Blüten steht;  
Ihr wißt nicht, welch ein Paradies  
Mit diesem Traum verloren geht.

Es brach schon manch ein starkes Herz,  
Da man sein Lieben ihm entriß,  
Und manches duldend wandte sich  
Und ward voll Haß und Finsternis;

Und manches, das sich blutend schloß,  
Schrie laut nach Lust in seiner Not  
Und warf sich in den Staub der Welt;  
Der schöne Gott in ihm war tot!

Dann weint ihr wohl und klagt euch an,  
Doch keine Träne heißer Reu'  
Macht eine welcke Rose blühen,  
Erweckt ein totes Herz aufs neu'.

Emanuel Geibel.

## Unsere Bilder.

**Zum Stapellauf des „Columbus“.** Der größte Dampfer der Flotte des Norddeutschen Lloyd „Columbus“ lief von der Schichauwerft in Danzig vom Stapel. Das Kronprinzenpaar war anwesend und zwar vollzog Kronprinzessin Cecilie die Taufe des Schiffes.

**Kardinal Rampolla.** Mit Kardinal Rampolla ist einer der bedeutendsten Kardinalen dahingegangen. Unter Papst Leo XIII. war er Unterstaatssekretär für auswärtige Angelegenheiten. Er war damals einer der aussichtsreichsten Kandidaten auf den päpstlichen Stuhl.

**Zur Ausstellung der wiedergefundenen „Mona Lisa“ in der Gemälde-Galerie von Florenz.** Um einem erneuten Raub der „Gioconda“ vorzubeugen, wurde das kostbare Gemälde dauernd von italienischen Gendarmen bewacht. Tausende von Menschen drängten sich täglich, um das Gemälde zu bewundern, dessen Echtheit jetzt unzweifelhaft feststeht.

**Karl Wilhelm Diefenbach,** bekannter Maler und Naturphilosoph, starb in seinem Heim auf Capri im 63. Lebensjahr nach einem an Entbehrungen und schweren Enttäuschungen reichen Leben. Er war ein begeisterter Verehrer der Natur und ein Feind aller Gebundenheit durch Konvention. Zu seinen bekanntesten Gemälden gehört der Inklus Per aspera ad astra und der große Kinderfries über dem Eingang seiner Behausung auf Capri, zu seinen bekanntesten Schülern der Maler Fidus.



Der Maler Diefenbach †  
Capri, bekannter Naturapostel.



### Sprüche.

Erröten macht die Häßlichen so schön:  
Und sollten Schöne nicht noch schöner  
werden?

Der, welcher einsam duldet, duldet schwer,  
Denn Glück und Freude sieht er rings-  
umher;

Doch ist der Schmerzen Hälfte überwunden,  
Wenn man des Grams Genossen aufge-  
funden.

Das neue starre französische Luftschiff.  
Ein Uffizier mit Namen Spieß hat der  
französischen Militärverwaltung das starre  
Luftschiff, das dem Zeppelin-Luftschiff in  
seinem ganzen Bau nachgebildet ist und  
täuschend ähnlich sieht, angeboten. Be-  
merkenswert ist, daß erst unmittelbar nach  
dem Vorfall in Luneville, wo das Luftschiff  
L. Z. 4 unfreiwillig landete, dieses fran-  
zösische Luft-  
schiff seine er-  
sten Probe-  
aufstiege unter-  
nahm und jetzt  
die weiteren  
Probeaufstiege  
von der fran-  
zösischen Mi-  
litärverwaltung  
vorgenommen  
werden.

### Die Zukunft der drahtlosen Telegraphie.

Die Katastro-  
phe des Damp-  
fers „Volturno“  
hat von neuem  
der Welt die  
Bedeutung der  
drahtlosen  
Telegraphie vor  
Augen geführt;  
ohne sie hätte  
das brennende  
Schiff keine  
Hilfe herbeiru-  
fen können, und  
damit wäre die  
Wahrscheinlich-  
keit, auch nur einen geringen Bruchteil  
der Passagiere zu retten, auf ein Minimum  
herabgesunken. In den letzten Jahren ist  
die Zuverlässigkeit der drahtlosen Tele-  
graphiesysteme unablässig vervollkommenet  
worden; während man vor zwei Jahren  
noch zögernd daran ging, die Übermittlung  
von Meldungen auf Entfernungen von  
3000 Kilometer praktisch zu versuchen, rech-  
net man heute kaufmännisch bereits mit  
regelmäßigen drahtlosen Nachrichtenüber-  
mittlungen auf Distanzen von 6000 und  
mehr Kilometer. Und doch weisen alle  
Anzeichen darauf hin, daß gerade die  
nächsten Monate auf dem Gebiete der  
drahtlosen Telegraphie gewaltige neue Er-  
oberungen bringen werden, über die in der  
„Daily Mail“ ein bekannter englischer Fach-  
mann, der Ingenieur Thorne Baker, einige  
beachtenswerte Mitteilungen macht. Die  
drahtlose Telegraphie steht zurzeit mitten in  
einer bedeutungsvollen Umwandlung: nur  
kurze Zeit noch, und wohl überall werden  
die drahtlosen Meldungen nicht mehr wie  
jetzt durch den Hörer aufgenommen werden.  
Der Empfangsapparat wird die Gestalt  
eines verfeinerten Gegenstandes zu dem  
gewöhnlichen Morse-Apparat annehmen:  
und auf einem selbsttätig ablaufenden  
Papierstreifen werden auch im Handels-

verkehr die durch die Atmosphäre in Form  
von elektrischen Wellen herbeigetragenen  
Nachrichten automatisch aufgezeichnet wer-  
den. Bisher lag die Schwierigkeit, die der  
Einführung dieses Zuverlässigkeit, Schnellig-  
keit und Sicherheit erhöhenden Systems  
darin, daß man nicht genug elektrische Kraft  
aufzufangen wußte, um an der Empfangs-  
stelle einen automatisch arbeitenden Me-  
chanismus in Tätigkeit zu setzen. In den  
ersten Tagen der drahtlosen Telegraphie  
war das auf kurze Entfernungen oft ge-  
lungen, aber mit der wachsenden Anzahl  
der die Atmosphäre kreuzenden elektrischen  
Signalwellen wurde es immer schwieriger,  
die korrespondierenden Wellen herauszu-  
finden, der Sucher, der „Kohärer“, war zu  
empfindlich und reagierte schlechthin auf alle,  
auch auf die atmosphärischen Elektrizitäts-  
strömungen. So blieb man auf großen  
Entfernungen auf die Entgegennahme der  
drahtlosen Meldungen durch das Gehör  
angewiesen, der Telegraphist lauschte den  
Geräuschen in seinem Empfangsapparat

die drahtlose Telegraphie in ganz anderem  
Maße als bisher der allgemeinen Benutzung  
durch die Öffentlichkeit zugänglich machen.

**In Vertretung.** Die Braut des Arztes  
(enttäuscht): „Da wollte ich meinen Bräu-  
tigam zum Spaziergang abholen, und jetzt  
höre ich, daß er verreist ist!“ Wirt-  
schafterin: „Ja, es ist 'n Telegramm ge-  
kommen, gnädiges Fräulein — aber gehen  
Sie doch nebenan zu dem Herrn Doktor  
Meier, der vertritt uns heute!“

**Tagewejen.** Komiteedame: „Sie haben  
diesmal unser Wohltätigkeitskonzert nicht  
besucht, Herr Direktor?“ Direktor: „D,  
gewiß! Leider hatte ich mich etwas ver-  
spätet und kam erst zu Anfang der Pause!“  
Komiteedame: „Wann sind Sie dann  
wieder gegangen?“ Direktor: „Als die  
Pause zu Ende war!“

**Die Hauptsache.** Frau (von ihrem Mann  
Abschied nehmend, der ins Ausland ent-  
fliehen muß): „Nun laß es Dir gut gehen,  
Liebster — und bring' mir etwas recht

Häßliches mit,  
wenn die Ge-  
schichte verjährt  
ist!“

**Aus Erfah-  
rung.** Jung-  
geselle: „Das  
Leben wird mir  
jetzt recht lang-  
weilig, ich er-  
lebe gar nichts  
mehr.“ Ehe-  
mann: „Getra-  
ten Sie doch,  
dann können  
Sie 'was er-  
leben!“

**Ein Gutmü-  
tiger.** Junger  
Mann, welcher  
in einem Re-  
staurant ein  
Rendezvous  
hat: „Nun ha-  
be ich des War-  
tens halber  
schon drei  
Schnitzel ge-  
essen, nun be-  
stelle ich mir  
noch eins . . .“

wenn sie dann aber auch noch nicht da ist,  
geh' ich.“

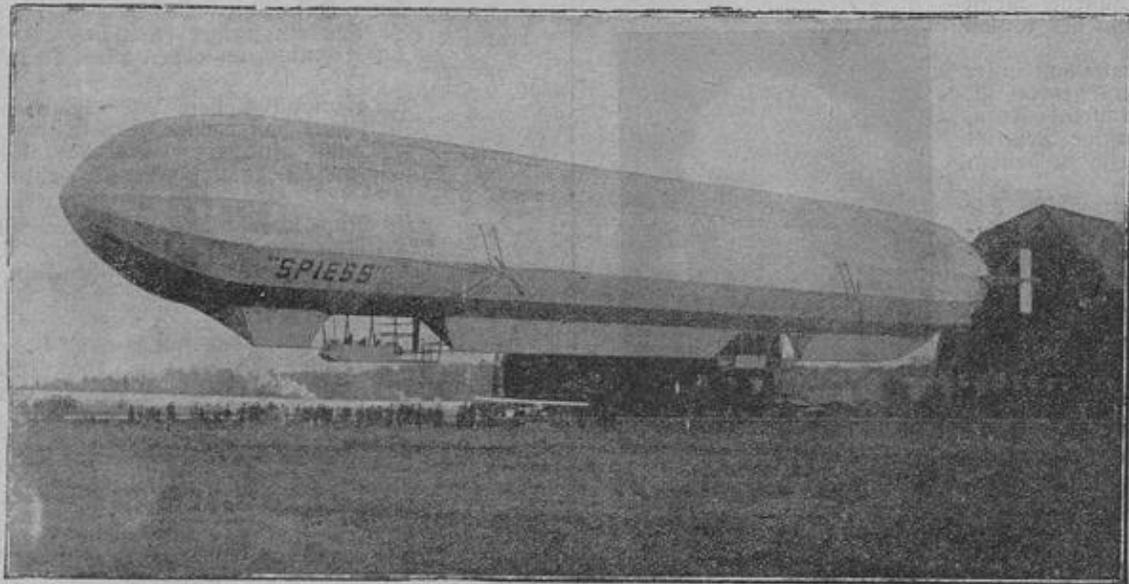
**Der Literat.** A.: „Was macht denn Ihr  
Sohn in Berlin?“ — B.: „Er schreibt.“ —  
A.: „Zum Vergnügen oder um Geld?“ —  
B.: „Wenn er an mich schreibt, immer um  
Geld.“

### Rätsel.

Der arme Tropf ist zu beklagen,  
Der mich am hellen Tage sieht;  
Der ist ein Tor, der nur mit Plagen  
Und Arbeit sich um mich bemüht.  
Durch mich belohnen manchmal Fürsten  
Den treuen Diener unberhofft;  
Die hungrig sind, und die da dürsten,  
Erhalten mich zum Labfal oft.  
Beim Taugenichts bin ich zu Hause,  
Der Müß'ge kürzt die Zeit damit;  
Wer mich genießt vor einem Schmause,  
Dem bring' ich guten Appetit.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Spottgeld.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Besetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. Heraus-  
gegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).



Das neue starre französische Luftschiff.

und überseht sie, wobei es ihm vielleicht  
gelingt, 25 Worte in der Minute zu be-  
wältigen. Mit der Einführung der un-  
unterbrochenen Wellenabgabe erwächst die  
Möglichkeit, dieses Verfahren zu beseitigen.  
Bisher signalisierte man im allgemeinen  
drahtlos mit Hilfe einer immer wieder-  
kehrenden Unterbrechung der Wellen und  
benutzte diese Stoppausen gewissermaßen  
als einen Code. Nachdem jetzt das von  
Poulsen entwickelte Prinzip der ununter-  
brochenen Wellenabgabe durchdringt, wird  
es möglich, automatisch arbeitende Emp-  
fangsstationen zu errichten, denn die un-  
unterbrochene Wellenabgabe übermittelt  
der Empfangsstation eine größere Summe  
elektrischer Kraft: und damit ist der Weg  
gegeben, das menschliche Ohr durch einen  
Mechanismus zu ersetzen, der die Meldung  
in Form von Zeichen und Punkten selbst-  
tätig auf die Papierrolle aufgezeichnet.  
Dieser Fortschritt ist von gewaltiger Be-  
deutung, denn während man bisher  
in der Minute durchschnittlich nur 20 Worte  
übermitteln konnte, wird man dann Mel-  
dungen von 150 bis 200 Worten in der Mi-  
nute drahtlos weitergeben können. Das  
wird ganz von selbst zu einer gewaltigen Er-  
mäßigung der Kosten für drahtlose Tele-  
gramme führen und mit einem Schlage

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr 3

Sonntag, den 18. Januar

1914

## Die Seemannsbraut.

Ein deutscher Seeroman von D. Elfer.

(Fortsetzung.)

(Nachdr. verb.)

Da legte sich Binneweis ins Mittel.

„Laßt's gut sein, Kapitän," sagte er beruhigend, „Fräulein Grete weiß selbst, was sich schickt, Ihr dürft sie nicht schelten." „Recht hast Du, Karl, — aber Grete, sieh Dir mal den Mann da an, he, — das ist ein Mann, hat seine sechzigtausend Mark auf der Bank liegen."

„Aber Kapitän, was fällt Euch denn ein? Ich denke, es ist Zeit, daß Ihr zur Koje geht. Es ist Mitternacht, und ich muß zur Wache aufs Deck."

„Ja, Vater, geh zu Bett," bat Grete. „Aha, wollt wohl gern allein sein?" lachte der Alte. „Nun, den Gefallen will ich Euch gerne tun! Gute Nacht, — Grete, denke: sechzigtausend Mark und ein Haus mit einem Balkon — Donnerkeil!"

Damit wankte er in seinen Schlafraum, die Tür hart hinter sich zuschlagend.

Grete stand einen Augenblick schweigend da. Als sie hörte, daß sich ihr Vater auf sein Bett geworfen hatte, wandte sie sich zu Binneweis.

„Es war nicht recht von Ihnen, daß Sie meinen Vater zum Trinken verleiteten," sagte sie streng.

„Bitte um Verzeihung, Fräulein," entgegnete er lächelnd. „Das Verleiten war nicht nötig, hab' ich auch nicht getan, Ihr Vater besorgt das ganz allein."

„Sie hätten ihn zurückhalten sollen."

„Ich hab' es versucht, Fräulein. Aber er ist zu halstarrig. Wenn er einmal im Zuge ist, dann geht er durch wie ein Schiff, dem ein frischer Nordwest die Segel bläst. Sie müssen nicht schlecht von mir denken, Fräulein."

„Was ich von Ihnen zu denken habe, weiß ich allein," erwiderte sie stolz. „Gute Nacht, ich glaube, Ihre Wache beginnt."

Sie wandte sich ab.

„Fräulein Ewarfen," rief er, und in seiner Stimme lag eine versteckte Drohung.

Sie blieb stehen. „Was wollen Sie denn noch?!"

„Fräulein Ewarfen, ich will Ihnen einen guten Rat geben, — hätten Sie sich vor dem da oben."

Er deutete nach der Decke.

„Ich verstehe Sie nicht," entgegnete Grete errötend.

„Ich sehe, daß Sie mich wohl verstehen," sagte er.

Mit einem stolzen Achselzucken wandte sie sich ab und ging in ihre Kammer.

5. Kapitel.

Und das Meer lag still und eben,  
Einem reinen Spiegel gleich.

Keines Windes leises Wehen  
Regte das kristallne Reich.  
Luftige Delfinenscharen  
Scherzten in dem silberklaren  
Reinen Element umher.  
Und in schwärzlich gauen Zügen  
Aus dem Meergrund aufgestiegen  
Kam der Thetis buntes Heer.

(Schiller.)

Unaufhaltsam jagte die „Nymphe" durch die leichtbewegten rollenden Wogen dem Äquator zu. Wie ein scheuer Renner eilte das Fahrzeug dahin, ein märchenhaftes Gebilde von schwellendem, schneeigem Leinen, gleich einer leichten Federwolke auf tiefblauem Himmelsplan.

Es herrschte beständiges, schönes Wetter, die Mannschaft hatte leichten Dienst. Mit immer gleichgestellten Segeln und gleichem Ruder schwebte das Schiff dahin. Wie ein dunkles Wölkchen im lichterfüllten Aether tauchte hier und da ein einsames Inselchen aus der leuchtenden Flut empor. Seebögel umkreisten die einsamen Felsen, umflatterten neugierig die schlanken Masten des Schiffes, um auf raschen Schwingen in die nebelblaue Ferne zu entschwinden.

Eine farbenprächtige Glut lag leuchtend auf der unendlichen Tiefe, deren Bläue, unterbrochen von dem schneeigen Weiß der heranrollenden Wellenkämme, bis in die Tiefe jonnendurchstrahlt und von einer fast kristallinen Durchsichtigkeit war.

Im bligenden Silberlicht huschten zitternd und flimmernd in dichten Scharen die fliegenden Fische über die Wellen, berührten hier und da die Wogenkämme, tauchten dort unter, um sich im nächsten Augenblick, aufgeschreckt durch die unheimliche Erscheinung des Klippfischers, aufs neue in das helle Sonnenlicht emporzuschnellen. Mit ausgebreiteten Flossen eilten sie dahin, die Wassertropfen perlten von ihren glänzenden Leibern, die Sonnenstrahlen

bligten auf der nassen Silberhaut, in vielfarbigen Reflexen erstrahlend. Und ebenso herrlich wie am Tage zeigte sich das Meer im nächtlichen Sternenglanze. Höher und höher stieg der prächtige südliche Sternenhimmel empor; schon erglänzte über dem Horizont das Kreuz des Südens mit seinen flammenden Diamanten, und der ferne Nordstern sowie das Sternbild des nordischen Morgens sanken tiefer und tiefer zum Horizont hinab.

Man näherte sich der Linie. Der Wind war schwächer und schwächer; man war in die Region der Kalmen gelangt.

Auf der Bark herrschte in diesen Tagen ein reges Treiben. Besonders der alte Theising, der Zimmermann und die andern älteren Matrosen nahmen an diesen Beratungen teil, und eines Tages erschien Theising vor Kapitän Ewarfen und sagte: „Kapitän, mit Verlaub, — morgen passieren wir die Linie."

„Ja, Theising, die haben wir schon öfter passiert."



Menelik II., Negus Negessi von Abessinien ist gestorben.

„Freilich, — aber es sind da einige Neulinge, und ich glaube, der alte Neptun hat es auf sie abgesehen.“

Ewarfen lachte.

„Ach so, Ihr wollt Euch einen Spaß machen! Na, man immer zu, Theising. Wenn der alte Neptun erscheint, will ich ihn mit einem heißen Grog bewirten.“

„Danke schön, Kapitän, ich werd's ausrichten.“ Er ging zu seinen Kameraden zurück, die eifrig zusammen flüsterten.

„Hättet den dummen Spud nicht erlauben sollen, Kapitän,“ sagte Binneweis mürrisch, der neben dem Kapitän stand.

„Warum nicht, Karl? Die Leute wollen auch mal eine kleine Abwechslung haben, und zu tun gibt es ja in diesen verdammten Kalmen auch wenig.“

„Ich denke, wir werden morgen oder übermorgen eine ganz hübsche Brise haben. Das Wasser kräuselt sich schon.“

„Soll mich freuen, Karl!“

Am andern Tage wehte allerdings eine leise Brise, welche das Schiff in ruhiger, angenehmer Fahrt weiter trug. Binneweis, der die Berechnungen angestellt hatte, meldete, daß man um drei Uhr die Linie passieren würde.

„Na, dann wollen wir um diese Zeit uns alle auf dem Achterdeck versammeln,“ sagte Ewarfen lächelnd. „Und alle Mann sollen an Bord kommen, der alte Neptun wird wohl nicht lange auf sich warten lassen.“

Selber strahlte die Sonne vom wolkenlosen Himmel auf das leicht gekräuselte Meer. Die Hitze war freilich drüdend, doch erträglich durch den erfrischenden Hauch der Brise, zumal über dem Achterdeck ein großes Sonnensegel gespannt war. Hier nahm Kapitän Ewarfen mit Grete und den beiden Steuerleuten Platz. Die Mannschaft gruppierte sich um sie, wie sie gerade Platz fand, der Koch stand mit einem großen Glas Rum mit Zuder bereit. Das Meerfest konnte beginnen. Plötzlich ertönte vom Bug des Schiffes, scheinbar vom Meere kommend, der Ruf:

„Schipp ahoi!“ —

„Halloh, — halloh!“ antwortete Ewarfen lachend.

„Wie hant dat Schipp?“ läßt sich die kräftige Stimme wieder vernehmen, an der man jedoch unschwer den alten Theising erkannte.

„Die Nympe.“

„Wo kommt sie her?“

„Von Bremerhaven!“

„Wo wullt sie hin?“

„Nach Rio.“

„Wie lang sind Se of de Reis?“

„Zwanzig Tage!“

„Kann ich an Bord kommen?“

„Komm' nur, offer Neptun!“

Und nun stieg Neptun an der Spitze seines Hofstaates an Bord. Aber der Meergott erschien nicht in antiken Kostüm, sondern befundete eine augenscheinliche Vorliebe für großkarriertes Zeug mit breitem Streifenmuster. Ein weiter Mantel, mit allerhand bunten Lappen verziert, umhüllte die behäbige breite Gestalt. Eine riesige Vodenperücke und ein bis zum Boden reichender Vollbart aus ausgedrehtem Tauwerk umrahmte das buntbemalte Gesicht, in dem besonders die grellrot leuchtende Nase auffiel. In der Hand hielt er einen mächtigen Dreizack. Der Sekretär des Meergottes, der ein großes Buch trug und der Doktor mit einer gewaltigen Spritze, einer schrecklichen Zange zum Zahnziehen und einem Rasiermesser, das einem Schlachtschwert gleich, waren ähnlich ausgestattet. Der Meergott leerte zur Begrüßung das Glas Rum, das ihm der Koch präsentierte. Dann hielt er eine Ansprache, in der er auf die Wichtigkeit dieser Stunde hinwies, und dann folgte die Zeremonie der Taufe an diejenige Mannschaft, welche zum erstenmal die Linie passierte.

Es waren dies einige Leichtmatrosen und Fritz Grünlich, der Schiffsjunge.

Als sich die Opfer dieser Taufe, pudelnack, prustend und sich schüttelnd, entfernten, trat der Meergott wieder vor den Kapitän, nachdem er sich das Glas von neuem hatte füllen lassen.

„Ich wünsche dem Herrn Kapitän und den Herren Steuerleuten eine glatte Fahrt, und was ich dazu tun kann, soll geschehen. Aber da sah ich auch noch ein hübsches, junges Fräulein. Das muß dem Schiff Glück bringen, und ich leere mein Glas auf das Wohl des Fräuleins und wünsche, daß die junge Dame auf der Fahrt einen hübschen Seemann als Bräutigam findet. Das ist mein Wunsch, ich leere darauf mein Glas!“

Ewarfen nickte ihm fröhlich zu; er war ein Freund der berben und doch gutmütigen Seemannspäße. Der erste Steuermann aber blickte finster drein und zerrte verdrießlich an seinem roten Bart.

Grete errötete und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen, weil sie fürchtete, dem Blicke Hennings zu begegnen. Dieser aber sah ernst auf das Meer hinaus.

Der Meergott schulterte seinen Dreizack, trat in militärischer Haltung vor den Kapitän und sprach: „Kapitän, ich habe meine Schuldigkeit getan, jetzt kommt die Reihe an Euch.“

Dieser lachte: „Hast Deine Sache brav gemacht, Herr Neptunius, deshalb lade ich Euch alle auf heute abend zu einem feinen Glas Grog ein.“

„Wir werden kommen, Kapitän,“ sagte Neptun würdevoll. Dann wandte er sich an die Mannschaft und rief: „Jungens, der Kapitän hat uns zu einem Glas Grog eingeladen, das ist ein feiner Kerl, den wir hoch leben lassen müssen. Er und sein Fräulein Tochter, sie leben — hoch!“

Jubelnd stimmte die Mannschaft in den Ruf ein. Bald darauf ertönte fröhlicher Gesang.

Kapitän Ewarfen und Henning mischten sich unter die lustigen Gesellen. Binneweis ging wifflaunig auf dem Achterdeck auf und nieder, zuweilen verstoßene Blicke nach Grete werfend, die sich an das äußerste Ende des Deckes zurückgezogen hatte und, die Arme auf die Reihing gelegt, gedankenvoll das Spiel der Wellen beobachtete. Es war ihr in der letzten Zeit manchmal recht schwer ums Herz. Die Szene in der Kajüte ihres Vaters hatte ihr die Augen geöffnet über die Absichten des ersten Steuermanns, und verschiedene Andeutungen ihres Vaters zeigten ihr, daß dieser mit den Plänen des Steuermanns einverstanden war. Er hatte ihr streng verboten, mit Henning zu plaudern. „Das schickt sich nicht für die Tochter des Kapitäns,“ sagte er barsch. „Der Bahnen ist ja ein sturer Seemann, aber er ist noch ein Grünschnabel, und wenn die Leute sehen, daß ihr beieinander steht, wie es schon oft der Fall war, so reden sie gleich dummes Zeug.“

Grete wich insofern Henning so viel als möglich aus. Sie sahen sich nicht mehr allein, aber ihre Augen hielten doch

geheime Zwiesprache, und das tröstete Henning, der wohl ein sah, daß er mit seiner Werbung um Gretes Hand warten müsse, bis er es in seinem Beruf weiter gebracht hatte. Aber die Sehnsucht des Herzens läßt sich doch nicht zurückdrängen, und oftmals saß Henning traurig da und grübelte darüber nach, wie er in seinem Beruf rascher vorwärts kommen könnte.

Das Neptun-Fest dauerte bis zum späten Abend. Kapitän Ewarfen feierte wader mit, und schließlich hatte auch Binneweis, überdrüssig seiner Einsamkeit, an dem Trinkgelage teilgenommen. Endlich aber schied



Taitu, Gemahlin des Negus von Abessinien.

Ewarfen die Mannschaft zur Ruhe, und auch er und Binneweis suchten mit schweren Köpfen ihre Kojen auf.

Die Führung des Schiffes lag allein in den Händen Hennings, der sich dem Trinkgelage fern gehalten hatte. Er schritt auf dem Achterdeck auf und ab, zuweilen den Mann am Ruder beobachtend, einen Blick zu den Segeln emporwerfend, oder die Wache auf der Bark mit einigen Worten ermunternd. Tiefe Ruhe herrschte auf dem Deck. Die Brise flüsterte in den Segeln und in dem Takelwerk. Das Meer murmelte leise. Ein prachtvoller Sternenhimmel wölbte sich über dem Wasser.

Henning wurde es ganz träumerisch zu Sinn. Er träumte von einer einsamen grünen Insel, die von den blauen Wellen des Meeres umrauscht war. Und neben ihm stand das Mädchen, das er mehr liebte als sein Leben, und Hand in Hand wandelten sie im Schatten der Palmen über den samtweichen Rasen dahin.

Doch plötzlich horchte er angestrengt auf. Ein leises Rascheln vernahm er, und da — aus dem Schatten des Hecks, verborgen durch das noch immer aufgepannte Sonnensegel, löste sich eine schlanke Mädchengestalt.

„Grete!“ rief er leise, und streckte ihr beide Hände entgegen. Sie flog auf ihn zu, er zog sie an sich und sie lehnte den Kopf an seine Schulter.

Eine Weile standen sie da in innigem, schweigendem Umfange. Dann löste sie sich aus seinen Armen.

„Gute Nacht, Henning,“ flüsterte sie, „ich muß eilen!“

Doch er ließ sie nicht frei. Noch einmal zog er sie an sich und sagte leise: „Grete, — liebe Grete, willst Du meine teure Braut sein? Willst Du auf mich warten, bis ich Dich einst heimführen kann als mein liebes Weib?“

Da ging ein leiser Schauer durch ihre Gestalt und fester schmiegte sie sich an seine Brust.

„Ja, Henning, ich will auf Dich warten,“ lächelte sie, „benn ich liebe Dich von ganzem Herzen.“

In selbigem Schweigen versunken standen sie da. Plötzlich kam ein lichter Schein über das dunkle Meer gezogen. Heller und heller war das Leuchten, und nach kurzer Zeit leuchtete die ganze weite Flut in goldiger, strahlender Glut, und es war, als zöge das Schiff durch flüssiges Gold dahin.

In verschiedenen Farben erglänzten die Wellen. Das Kielwasser des Schiffes und die schäumenden Wellentöpfe schimmerten wie reines Silber, nur einzelne Punkte waren in tiefer glänzende Lichter getaucht, während die ganze Masse der Flut durch und durch erleuchtet war wie von elektrischem Licht. Weiterhin war das dunkelblaue Meer wie mit tausend glühenden Sternen besät, hier ein beständiges Licht verbreitend, dort blitzschnell auftauchend und verschwindend, wie ein leuchtender Meteor am nächtlichen Himmel. Oft glühten die Sterne mächtig flammenden Sonnen oder herrlichen Flammen. Dann aber schwammen sie mehr und mehr ineinander und das Meer glich einer einzigen, feurigen Glutmasse.

Das Meerleuchten! Es war ein Schauspiel, so herrlich, so prächtig, wie es die beiden jungen Menschen an Bord des Schiffes noch nicht gesehen hatten. Und wie das Meer ausleuchtete in magischem Licht, so erfüllte freudige, fröhliche Heiterkeit, seliger Friede ihre Herzen, die sich in dieser wunderbaren Sternennacht auf einsamer See fürs ganze Leben gefunden hatten.

Sie gelobten sich Treue bis zum Tode.

### 6. Kapitel.

Und es wasset und brauset und siedet und zischt,  
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt.  
Bis zum Himmel sprizet der dampfende Gisch,  
Und Flut auf Flut sich ohn' Ende drängt.  
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,  
Als wolle das Meer noch ein Meer gebären. (Schiller.)

Ohne weiteren Zwischenfall wurde Rio de Janeiro, die gewaltige Hauptstadt Brasiliens, erreicht. Hier wurde ein Teil der Ladung gelöscht und andere Waren dafür eingenommen. Kapitän Ewarzen erhielt hier aber auch die Befehle, die Häfen Südamerikas anzulaufen und dann um Kap Horn nach Valparaiso zu segeln, um dort eine Ladung Häute und Felle einzunehmen, da der Marktpreis dort sehr billig war und der Rheder hoffte, ein zweites Geschäft damit zu machen. So ging die „Nymphen“ denn bald wieder unter Segel, um genau südlichen Kurs zu nehmen.

Die Verhältnisse an Bord hatten sich nicht geändert. Henning und Grete waren übereingekommen, sich während der Reise möglichst fern von einander zu halten, um nicht den Verdacht des ersten Steuermanns zu wecken, der sie mit argwöhnischen Augen beobachtete. Sie waren sich ihrer Liebe und Treue gewiß, und wenn sie nur erst wieder daheim waren und Kapitän Ewarzen dem Einfluß des ersten Steuermanns entzogen war, dann hofften sie mit Bestimmtheit, daß ihr Geschick eine günstige Wendung nehmen werde.

Das barsche, raue Wesen, das Ewarzen eine Zeitlang gegen Henning gezeigt, hatte sich nach und nach wieder gemildert. Der alte Seemann mußte die Tüchtigkeit des jungen Steuermanns anerkennen, auf den er sich zu jeder Zeit verlassen konnte, während Binneweis es mit dem Dienst nicht allzu genau nahm und stets verdrießlich und mürrisch war, wenn mal schlechtes Wetter eintrat und größere Anforderungen an seine Tätigkeit gestellt wurden.

So war er auch gar nicht damit einverstanden, daß die „Nymphen“ ihren Weg um Kap Horn nehmen sollte. Er hatte gehofft, daß man von Südamerika direkt nach Bremerhaven zurückkehren würde.

„Die Fahrt um Kap Horn soll der Teufel holen,“ knurrte er mürrisch. „Was fällt denn dem Rheder ein, uns um dieses verwünschte Kap herum zu schicken? Wenn wir noch eine Maschine an Bord hätten! Aber da unten mit einem Segelschiff herum zu lauern, macht wahrhaftig kein Vergnügen.“

„Geht mir doch mit Euren Dampfmaschinen,“ sagte Kapitän Ewarzen lachend. „Ich bin mein Lebtag nur auf Segelschiffen gefahren, und werde auch in meinem Alter keinen Fuß auf die Platte von solch einem Fahrzeug setzen.“

„Na ja, schon gut,“ entgegnete Binneweis. „Aber man bezeugnet da unten oft Eisbergen, und das sind zuweilen sehr unangenehme Gesellen.“

„Recht Euch nur nicht den Kopf darüber, Karl,“ meinte Ewarzen lachend, „wir wollen schon durchkommen.“

Aber die frohe Zuversicht des wackeren Kapitäns sollte bald einen argen Stoß erhalten. Als man in die Nähe von Feuerland gekommen war, setzte ein heftiger Nordoststurm ein, der einige Tage anhält und zeitweise zum heftigsten Orkan auswuchs, so daß das Schiff von seinem Kurs abgedrängt und weit nach Süden verschlagen wurde. Das waren schwere Tage für die Mannschaft. Der Kapitän und die Steuerleute kamen aus ihren wasserdichten Lodenkleidern kaum heraus, und die Mannschaft war in fortwährender Arbeit. Es galt jede Stunde sein Leben aufs Spiel zu setzen, um das Schiff zu erhalten. Dennoch gelang

es, die „Nymphen“ aus der Gefahr glücklich herauszuführen, wenn auch die Schanzkleidung hier und da zertrümmert, die Segel zerrissen und vom Kreuzmast die obere Stange heruntergerissen war.

Endlich legte sich der Sturm, die Brise ward immer flauer. Dafür senkte sich aber ein düsterer, naßkalter Nebel auf das Wasser, der jede Aussicht hinderte und die Innehaltung des Kurzes fast zur Unmöglichkeit machte.

Mit Bewunderung hatte Henning den Mut und die Standhaftigkeit Gretes beobachtet. Selbst beim schlimmsten Wetter erschien sie auf Deck, half mit, wo sie konnte, griff selbst mit in die Speichen des Steuerrades oder beteiligte sich bei den Segelmännern.

Zu längeren Unterhaltungen war keine Zeit. Aber oftmals begegneten sich die Blicke der Liebenden und sprachen sich gegenseitig Mut und Vertrauen zu.

In einem besonders gefährlichen Moment bat Henning Grete, sich zur Kajüte zu begeben.

„Nein,“ erwiderte sie. „Ich will nicht ertrinken wie eine Maus in der Falle. Wenn es sein soll, dann will ich gemeinsam mit Dir in den Tod gehen.“ Tief bewegt drückte er ihr die Hand. Sie lächelte ihm mutig zu. Der Sturmwind verwehte ihre weiteren Worte.

Nachdem endlich das Wetter ruhiger geworden war und die „Nymphen“ vor der leichten Brise dahintrief, hatte sich Grete zur Ruhe begeben.

Auch Binneweis hatte sich auf sein Lager geworfen, ermattet von den Anstrengungen der letzten Tage. Nur der alte Ewarzen und Henning harrten an Deck aus.

„Wir sind weit nach Süden verschlagen,“ sagte der Kapitän ernsten Tones zu Henning, „und dazu dieser Nebel, das gefällt mir gar nicht.“

„Wir müssen scharf aufpassen, Kapitän,“ entgegnete Henning. „Man trifft hier auf schwimmende Eisberge.“

„Sol sie der Henker! Laßt scharfen Ausguck halten, Bahusen. Mit diesen eisigen Burschen ist nicht zu spaßen!“

Henning stellte selbst die Leute zum Ausguck an und ermahnte sie, scharf aufzupassen. Dichter und dichter senkte sich der Nebel nieder, in gespenstigen Wollengestalten das Schiff umwallend. Während eines trüben Nachmittags verwandelte er sich in einen feinen, eiskalten Regen, und da die Brise auffrischte, war Hoffnung vorhanden, daß es bald wieder klarer werden würde. Die Hoffnung trug auch nicht. Binnen kurzer Zeit war der Nebel wie weggeblasen, aber plötzlich gelte der Ruf der Mannschaft über Deck: „Eisberge voraus und an beiden Seiten!“

Jetzt wußte man, woher die schneidende Kälte gekommen war, woher der dicke Nebel und der naßkalte, mit feinen Eiskugeln gemischte Regen. Der Anblick, der sich der Schiffsmannschaft bot, konnte selbst das Herz eines alten Seemanns erheben lassen. In unmittelbarer Nähe tauchte wie ein vergletschertes Hochgebirge eine Kette mächtiger Eisberge auf. Und nicht nur dem Bug des Schiffes starrten die ragenden Eiswände entgegen, sondern die starre, tobbringende Eiswand erstreckte sich, soweit man sehen konnte, nach Steuerbord und Backbord am Bug vorüber. Sie waren kaum zwei Seemeilen entfernt, und einige mächtige Eisberge schwammen bereits in unmittelbarer Nähe des Schiffes und schienen auch den Rückweg versperren zu wollen.

„Alle Mann auf Deck!“ schrie Ewarzen mit donnernder Stimme.

„Wir sind verloren, wenn wir nicht schnellig wenden können!“ flüsterte er Henning mit heiserer Stimme zu.

Alles stürzte auf das Deck. Auch Binneweis eilte herbei, sein rotes Gesicht war kreideweiß geworden.

„Hab' ich's nicht gesagt, Kapitän, — diese verwünschten Eisberge!“

„Jetzt ist nicht Zeit zu unnützen Reden!“ schrie ihn der Kapitän an.

In diesem Augenblick setzte eine heftige Böe ein, legte das Schiff auf die Seite und überschüttete das Deck mit einem eiskalten Regenschauer. Ewarzen sprang selbst an das Ruder, das er mit kräftiger Hand herumwarf.

„Laßt das Schiff wenden!“ schrie er dem ersten Steuermann zu. Doch dieser stand wie erstarrt, er vermochte dem Kommando nicht zu folgen.

Henning begriff sofort, was zu tun sei. Er spornte die Mannschaft zu rascher Tat an, ließ das Bahusegel mitschiffs ziehen und die Schoten sämtlicher Vorsegel lösen, damit der von ihnen auf das Vorschiff ausgeübte seitliche Druck aufhörte und das Schiff, durch das Bahusegel geführt, wenden konnte.

Ewarzen hatte mit einem Ruck das Ruder in Lee gelegt. Schon begann die „Nymphen“ sich langsam zu wenden, doch da



Lidj Jeassu, der Neffe Meneliks, der nach dessen Tod zum Kaiser ausgerufen wurde.

setzte die Sturmboe mit erneuter Kraft ein, mit einem Knall, wie eine abgefeuerte Kanone, zerriß das Bahnsiegel, mehrere Raaen zersplitterten und sausten auf das Deck nieder, mitschiffs schlugen die Seen brüllend über, die dort stehenden Wasserfässer wurden losgerissen und spülten über Bord, ein Boot wurde oben auf dem Galgen zertrümmert, und donnernd schlugen die Wogen gegen das Logis auf dem Vorderdeck. Die Mannschaft hatte den Kopf verloren. Sie klammerte sich an die Masten, an die Verschanzung, sie taumelte ratlos hin und her.

„Wir sind verloren, Kapitän," ächzte Karl.

„Es ist keine Zeit zum Zammern," schrie der Alte.

„Steuerbord! — — achter — — brassen!" donnerte er.

„Holt an, — Jungens, jetzt gilt's das Leben! Rappelt Euch auf, packt an! Nur jetzt nicht den Kopf verlieren!"

Henning, der alte Theising, der Zimmermann und noch einige Besonnenere folgten rasch dem Kommando. Ewarfen selbst besorgte das Ruder. Henning sah, wie Grete ihm dabei half. Ihr blondes Haar wehte im Winde. Ihr Gesicht war blaß, zeigte aber einen entschlossenen Ausdruck.

Die Seen brüllten über Bord und machten klar Deck, die Verschanzungen zersplitterten, die Segel flogen in Fetzen, es war ein Brausen, Heulen und Pfeifen, daß die menschliche Stimme machtlos dagegen war.

Das Schiff arbeitete wie im Todeskampfe, es trug kaum einen Fetzen von Segel mehr. Unaufhaltsam schweberten Wind und Wogen das Schiff umher, ein Entzinnen schien unmöglich. Haus hoch brandete die See an der steilen Kante, es war ein entsetzlicher Anblick, dieses Branden und Tosen des wilden Meeres. Noch eine halbe Stunde, und alles mußte rettungslos zugrunde gehen. Länger konnte sich das bedrohte Schiff unmöglich noch halten.

Kapitän Ewarfen stand am Mast, seine Hand hatte den Arm seiner Tochter umkrampft, die das Haupt an die Schulter des Vaters lehnte. Das Gesicht des Alten zeigte einen furchtbaren Ernst, es suchte wie vor einem schweren Entschluß. Henning stand neben den beiden. Er war fest entschlossen, mit der Geliebten zu sterben, wenn es so weit kam.

Binneweis war fassungslos auf einen Haufen von Tauen niedergeunken.

„Karl," rief der Kapitän, „hierher!"

„Es nützt ja doch nichts mehr," stöhnte der Steuermann.

„Karl, Du bist 'ne Memme, Bahnsen, nimm meine Tochter in acht, wenn's zum Schlimmsten kommt! Was meint Ihr, — ist's nicht besser, der Geschichte mit einem Male ein Ende zu machen, als in Todesangst noch eine halbe Stunde zuzubringen, um zuletzt doch zugrunde zu gehen?"

„Ihr seid toll, Ewarfen," fuhr Binneweis auf. Der Alte lachte, ein furchtbares Lachen.

„Hierher, Jungens!" schrie er der Mannschaft zu. „Ihr seht, wie die Sache steht. Ich brauche Euch nicht zu sagen, daß in einer halben Stunde alles vorbei ist. Meint Ihr nicht, daß es besser ist, wir rennen vor dem Winde drauf los?"

„Ewarfen," ächzte Binneweis, „laßt uns die Boote aussetzen."

„Was willst Du mit den Booten? Sie würden wie die Muschalen zerbrechen in diesen Sturzseen. Aber wenn wir drauf los fahren, ist noch eine Aussicht auf Rettung, oder wir kürzen die Todeszeit ab. Es wäre möglich, daß wir eine Einbuchtung fänden, oder eine weniger steil ablaufende Stelle, was meint Ihr?"

Niemand antwortete. In einigen Gesichtern sah man die blasse Furcht, in andern zähneknirschende Entschlossenheit. Grete umklammerte den Alten.

„Daß mich mit Dir sterben, Vater!"

Er löste sich aus ihren Armen. Er übergab sie Henning. „Habt acht auf sie, Bahnsen. Führt sie nach vorne." Grete sank in Hennings Arme; der sie mit sanfter Gewalt nach vorn

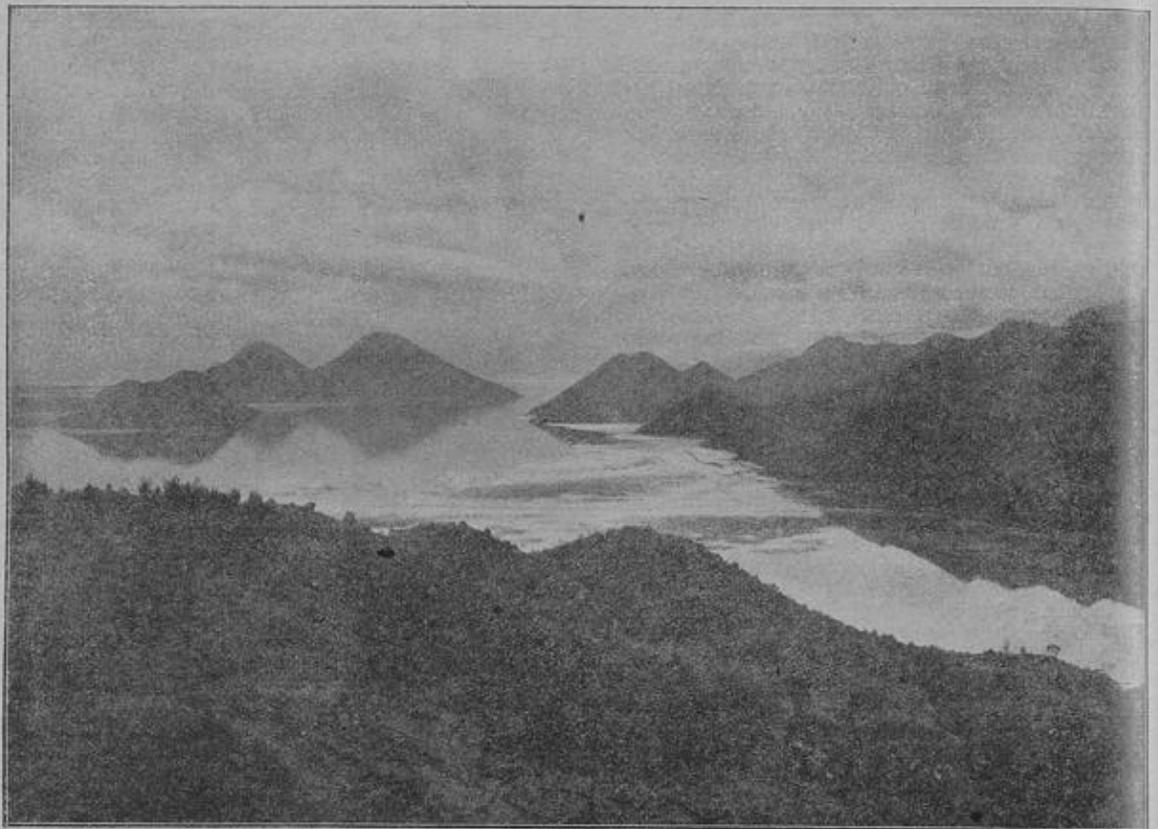
führte, wo sie weniger den stürzenden Raaen und Masten ausgesetzt war.

Ewarfen nahm das Fernglas zur Hand und beobachtete aufmerksam die Eislüste. Dann rief er dem alten Theising zu: „Nur das Ruder! Wenn das Schiff vor dem Winde liegt, geht Ihr alle voraus auf die Bank, hier werdet Ihr von den stürzenden Masten zerschmettert! Ich werde allein das Ruder halten."

Das Schiff fiel ab. Der Kapitän nahm das Ruder, so sehr auch der alte Theising dagegen protestierte, er mußte dem Befehl gehorchen. Das Schiff wühlte durch das dunkle, schaumgekrönte Wasser, die Wogen überbrandeten es wie eine Klippe, und die Fetzen der zerrissenen Segel peitschten in der Luft, während das Schiff von Minute zu Minute der verhängnisvollen Wand mit rasender Eile näher kam. Henning bemerkte jetzt, daß auf der Stelle, auf die Ewarfen zusteuerte, die Eiswand einbuchtete. Wie weit, war nicht zu unterscheiden, denn am Eingang der Bucht brandete die See ebenso hoch, wie überall. Es konnte dort kein freies Fahrwasser sein, dennoch belebte neue Hoffnung seine Seele, und er flüsterte Grete einige beruhigende Worte zu.

Diese warf einen Blick des stummen Schreckens nach den Eisbergen hinüber. Dann schloß sie die Augen und klammerte sich krampfhaft an den Geliebten an.

„Daß uns zusammen sterben," stammelte sie.



Abendstimmung am Skutari-See in Nord-Albanien.

Henning nahm sie fest in die Arme. Wenn das Schiff zusammenbrach, wollte er versuchen, sich schwimmend mit ihr auf die nahe Eislüste zu retten.

Plötzlich ertönte ein befäubendes, donnerartiges Getöse. Das Schiff zitterte in allen Fugen, als bräche es unter einer niedersausenden Last in tausend Trümmer. Ueber dem Deck brach ein furchtbarer Wassersturz zusammen, der Henning fast erdrückte und von der Bank hinwegriß. Er glaubte schon, jetzt sei es vorbei und schloß unwillkürlich die Augen. Aber gleich darauf wurde es fast still. Als Henning die Augen aufschlug, sah er das Toben und Branden der Wellen hinter dem Schiff. Waren sie gerettet?

Ewarfen hielt noch immer das Ruder. Noch immer eilte das Schiff in rasender Fahrt weiter, obgleich es totenstill war und das Wasser so glatt wie ein Spiegel. Da erscholl ein Angstschrei. Henning sah sich um. Dicht vor dem Schiff erhob sich steil und fast senkrecht ein eisiger Fels aus dem Wasser, auf den das Schiff losrauste. Beim Anprall mußte es in tausend Trümmer zersplittern und die Mannschaft von den herunterstürzenden Raaen und Stangen zerschmettert werden. In namenlosem Entsetzen sprangen einige Matrosen über Bord, um diesem Schicksal zu entgehen. Aber bevor das Schiff die Eiswand erreicht hatte, erhielt es einen furchtbaren Stoß, — der Kreuzmast stürzte krachend zusammen. Dann aber war es, als wenn das Schiff über felsigen

Boden hinwegglitt, die Fahrt minderte rasch ab, und gerade als die Spitze den Eisberg erreichte, stand das Schiff in der Einbuchtung still. Es war gerettet.

(Fortsetzung folgt.)

## Ueber alles die Ehre.

Von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Seit seinem Eintritt in das elegante Restaurant fühlte er sich unausgesetzt von einem corpulenten Herrn am Nachbartisch beobachtet. Er wußte mit den Blicken nichts anzufangen. Sie machten ihn nervös, direkt konfus.

Zum hundertsten Male sah er an seinen Anzug hinunter. Fürchtete irgendeinen Defekt. Aber er fand nichts. Vielleicht lag es an seinen Schuhen. Die waren ein wenig schief getreten. Ja. Sonst aber?! Ueberhaupt konnte gar nicht sehen. Er, Otto Dudel, hielt Schatten des Tisches verborgen. Warum interessierte jener sich so unverschämte für ihn? Er war doch hierher gekommen, um Ruhe zu haben. Um einmal wieder einige Stunden in einem guten Lokal zwischen sattten Menschen zu leben. Bis zur Kaserei hatte er sich in letzter Zeit danach gesehnt. Sich immer beherrschen müssen. Von Tag zu Tag war das kleine Sämmchen Geldes mehr zusammengeschrumpft, obwohl er nur das Allernotwendigste ausgegeben hatte. Noch einmal konnte ihm die Mutter nichts geben. Er mußte arbeiten für sein Leben. Es war oft zum Verzweifeln. Kein Mensch wollte einen ehemaligen Offizier. Und er sehnte sich doch so brennend aus dieser lähmenden Untätigkeit heraus.

Nun hatte er den Mut der Verzweiflung besessen, mit den letzten fünfzig Pfennigen hierhin zu gehen — und da wollte der Fremde nebenan ihm die Freude verderben! Konnte der ahnen, wie notwendig ihm dieses bißchen Ausruhen war?

Die Musik durchflutete wie eine leichte Welle den schönen Raum. Unbestimmtes, sorgloses Lachen mischte sich zeitweise unter sie.

Des Nachbarn Interesse ließ sich anscheinend durch nichts ablenken. Jetzt schien es sogar, als ob jener aufmunternd lächelte.

Merkwürdiger Mensch — dachte der junge Mann — merkwürdiger Mensch. Doch da er sich schließlich vor den Blicken nicht mehr retten konnte, nahm er sein Kursbuch und blätterte zerstreut darin herum.

„Gestatten Sie wohl für einen Augenblick Ihren Fahrplan, mein Herr?“

Otto Dudel blickte auf. Der Herr vom Nachbartisch stand vor ihm.

„Bitte.“

Er reichte das Buch hinüber. „Ah, pardon — ich sehe, Sie sind auch allein. Wenn Sie einverstanden sind, nehme ich an Ihrem Tisch Platz.“

Es war dem andern unangenehm — aber bevor er eine Entgegnung fand, setzte sich der Unbekannte schon und ließ sich vom Kellner die Weinflasche und das Glas herüber bringen.

„Van Treek —“ stellte er sich vor. Die Brillanten an des Holländers Händen sprühten Feuerfarben. Die dicke schwere Uhrkette, die auf der weißen Weste prangte, glänzte im Lichtschein.

„Dudel, Leutnant a. D.“ machte sich der Jüngere widerwillig bekannt.

„Ah — Leutnant?! Ja — das hätt' ich beschwören können. Das sieht Ihnen ein Blinder an.“

Der Angeredete blieb gleichgültig und wortfarg. „Es ist angenehmer, in Gesellschaft zu trinken, Herr Leutnant. Bitte, stoßen Sie mit an.“

Otto Dudel weigerte sich anfänglich, die Einladung zum Wein anzunehmen. Der Holländer trank ein Glas in einem Zuge aus. „Es ist eine gute Marke, Herr. Sie können ihn unbesorgt genießen.“

Otto Dudel sog die würzige Blume des Weines mit gierigem Wohlbehagen ein. Die Tropfen perlten ihm über die Lippen. Er hatte seit Monaten keinen Wein mehr getrunken. Wie lange

war es her? Zwei — nein — schon drei Monate —. Eine unendliche Spanne Zeit. Im Augenblick zogen alle die trostlosen Situationen bildergleich an seinem Geiste vorüber. Rot — Entbehrung — Arbeitenwollen — und keine Arbeit finden — Hunger — und dann das letzte verzweifelte Aufrufen heute. Alles zog fast greifbar an ihm vorüber. Hinter sekundenlang geschlossenen Augen.

Plötzlich fühlte er einen brennenden Hunger. Seit Tagen hatte er nur trockenes Brot und in den letzten gar nichts gegessen. Sein Gegenüber studierte die Speisekarte. Bestellte nach kurzem Ueberblick zwei opulente Soupers.

Wußte er denn, daß er Hunger hatte? Sah man es ihm an? Er wußte nicht, was er davon halten sollte. Sie kannten sich doch gar nicht.

Bald brachte der Fremde das Gespräch auf die Kunst. Sagte, er sei Kunsthändler. Gätte in Amsterdam ein Geschäft. Der Zweck seines Aufenthaltes in dieser Stadt wäre, ein berühmtes altes Bild, das sich im Privatbesitz befände, anzukaufen. Man verlangte allerdings einen horrenden Preis, aber er hoffe, mehr als das Vierfache herauszuschlagen. Bei Christy in London sei für solche Werte der beste Markt. Preise würden da notiert! Fürsichtige! Was er davon hielte.

Otto Dudel hatte nie Gelegenheit gefunden, sich viel um die Kunst zu kümmern. Er war mit großer Hingebung Soldat gewesen. Bis er vor kurzem den Abschied hatte nehmen müssen, nachdem sein Vater in Konkurs geraten war und seinem Leben ein Ende gemacht hatte. — Trotzdem warf er aber tapfer hin und wieder eine Bemerkung in das Gespräch.

Natürlich hörte der Kunsthändler seine Unkenntnis heraus. Aber er tat doch, als gäbe er wer weiß was für seine Ansicht.

„Hallo“ — rief er zu vorgerückter Stunde — „Sie gefallen mir. Ich suche einen Menschen, wie Sie einer sind. Wie wäre es, wenn Sie mich morgen zu dem Anlauf des Bildes begleiten. Ich wäre Ihnen sehr verpflichtet, denn ich bin überzeugt, Sie haben ein klares Urteil. Das heißt — wenn Sie nichts Besonderes versäumen morgen — dann möchte ich um Ihre Gesellschaft bitten.“

Der Offizier a. D. mußte ein wenig lächeln. Versäumen? Ha! Er wußte nicht, wovon er den morgenden Tag leben sollte, wenn ihm nicht ein gütiges Schicksal zu Hilfe kam. Vielleicht bot es ihm hier eine Lebensmöglichkeit. Er konnte herzlich dankbar sein, wenn seine heißen Erwartungen sich erfüllten. Lebte doch ein verzehrendes Verlangen in ihm nach einer auskömmlichen, geachteten Position.

Als die beträchtliche Rechnung präsentiert wurde, erwachte wieder das quälende Bewußtsein in ihm, ohne Geld dazustehen und alles wie selbstverständlich aus des Fremden Hände zu nehmen. Er beneidete den Kellner um das reichliche Trinkgeld, das ihm zugeschoben wurde.

Nun trat man auf die nächtliche Straße hinaus. In das vorüberflutende Nachtleben der Großstadt. Lachen tönte im Dahingehen an ihre Ohren — starke Parfümdüfte hingen in der Luft — und helles Licht ergoß sich aus den zahlreichen Bogenlampen auf den Asphalt.

Ein starkes Lebensverlangen ergriff den jungen Menschen an des Kunsthändlers Seite. Er hatte das intensive, fast unbezähmbare Empfinden, sich bestimmungslos in den Strudel stürzen zu müssen und an des Lebens Freuden teilzunehmen.

„Na, sagen Sie mal — mein Herr — wo wohnen Sie denn? Wir bummeln so gemütlich hier hinunter. Ich bin in zwei Minuten bei meinem Hotel angelangt und Sie müssen vielleicht gerade in entgegengesetzter Richtung.“

Otto Dudel suchte in großer Verlegenheit nach einer Ausrede. Er wollte doch nicht eingestehen, daß er wohnungslos war. Jedoch Herr van Treek schien das zu ahnen.

„Wissen Sie“ — sagte er unbesangen, „Sie gehen der Einfachheit halber mit mir. Wir versäumen morgen vormittag dann wenigstens nichts. Es könnte sonst immerhin vorkommen, daß der eine auf den andern warten muß. Also einverstanden?“

In dem eleganten Hotelzimmer atmete Otto Dudel wie befreit auf, als er sich allein sah. Jetzt fühlte er sich wieder Mensch. Nur in solcher Lage, die ein vornehmes Leben gestattete, konnte



Albanische Schönheit.

er sich hineinstunden. Die Hotelangestellten hatten sich devot verbeugt, als er mit van Treek eingetreten war. So brauchte er es zum Leben.

Am Morgen, nach dem Frühstück, hatte er alles Quälende von sich abgeworfen. Er wußte mit Bestimmtheit, daß fortan sein Weg wieder hinauf führen würde.

Der Kunsthändler kaufte das Bild. Man blieb noch zwei Tage in der Stadt. Dann fuhr Otto Dudel mit van Treek nach Amsterdam. Beide Herren hatten sich sehr miteinander befreundet. Der Jüngere hatte offen von seiner verzweifeltsten Lage gesprochen und viel Verständnis gefunden. Mit Freuden hatte van Treek versprochen, Mittel und Wege aufzuschließen, durch die er den jungen Deutschen wieder in angesehene Stellung bringen konnte.

Er besaß ein Schloß am Oberrhein, hatte er gesagt, in dem er eine permanente Kunstausstellung unterhielt. Ein Freund von ihm, der die Sache leitete, beabsichtige, sich zurückzuziehen, und da sei die Möglichkeit eben sehr nahe liegend, daß er, Otto Dudel, an dessen Stelle käme. Man würde demnächst mal darüber reden.

In Amsterdam besaß Herr van Treek die eleganteste Kunsthandlung der Stadt. Er bewohnte ein großes, luxuriös eingerichtetes Haus am Vondelpark und hatte eine hübsche junge Tochter, in die der Gast des Hauses sich sofort verliebte. Auch sie schien sich sehr für Dudel zu interessieren. Es entspann sich alsbald eine große Liebe zwischen beiden, die der alte Herr mit Genugtuung wahrnahm. Er schöpfte daraus die feste Zuversicht für das Gelingen seiner Pläne.

Eines Tages bat Herr van Treek seinen jungen Gast ins Arbeitszimmer. Er wolle eine außerordentlich wichtige Angelegenheit mit ihm besprechen.

Otto Dudel trat in das dümmrige Zimmer. Der Hausherr schob ihm einen Klubsessel hin und überreichte ihm eine Importe. Nun war es einen Augenblick still zwischen ihnen. Dudel hatte Zeit genug, sich in dem Raum umzusehen. Starke Eisenstäbe vergitterten das Fenster. Gevollsterte Türen wehrten jedem Laut den Ausgang. Ein sehr großer Geldschrank füllte fast eine Wand aus.

„Es handelt sich nämlich um eine überaus ernsthafte Sache — mein lieber Herr Leutnant.“

Er redete ihn mit Vorliebe so an, obwohl Dudel es ungern hörte.

„Ich habe mit Freuden konstatiert, daß Sie sich um meine Tochter bewerben. Und ich glaube auch, daß Sie bei Kelly keineswegs auf Widerstand stoßen werden. Wenn Sie also demnächst mein Schwiegersohn sind, wird es in jeder Beziehung Ihr Glück sein. Hören Sie — Herr Leutnant — Ich spreche ganz offen zu Ihnen.“

Otto Dudel sah bei diesen Worten eine glänzende Zukunft vor sich — durchglüht von Glanz und Pracht. Sorglos und glücklich. Ein Dasein voll Sonne. Dazu ein geliebtes, schönes Weib — und Geld — — — Geld — — —

In seine Gedanken hinein hörte er die Stimme seines Gastgebers:

„Geld ist die einzige Tatsache im Leben — Herr Leutnant.“

„Ja, ja — das ist wahr. Geld ist die einzige Tatsache . . .“

„Also, Herr Leutnant — — —?“

Eine Pause.

Lächelnd in sattem Besitzergefühl erhob sich der Hausherr. Er klingelte. Befahl dem Diener, eine Flasche Champagner zu bringen.

„Trinken wir auf Ihre Zukunft, Herr Leutnant.“

Die Gläser klangen. Nun öffnete Herr van Treek die schweren Türen des riesigen Geldschrankes. Warf einen Berg Banknoten vor ihm auf den Tisch.

Otto Dudel konnte es nicht fassen. Eine solche Summe

zu besitzen, mit ihr sich jeglichen Lebensgenuß zu erkaufen, war das nicht der Inbegriff des einzig lebenswerten Daseins?

Nun kam wieder des andern Stimme.

„Die Hälfte dieser Summe gehört Ihnen, wenn Sie sie mit in Gold ins Haus zurückbringen. Verstehen Sie? Ich halte Sie für Kosmopolit genug, daß Sie sich gerne mal ein bißchen in der Welt umsehen. Sie sind der richtige Mann dafür. Man sieht Ihnen den Gentleman auf den ersten Blick an. Kein Mensch zweifelt an der Echtheit der Banknoten, wenn Sie sie umsetzen . . .“

Der junge Mensch stierte unverwandt auf das Geld. Rote Flammen tanzten vor seinen Augen. Er sah Berge roten gleißenden Goldes — — wühlte mit zitternden Händen darin herum . . .

Als das atemraubende Schweigen dem Holländer zu langweilen begann, lachte er hart auf.

„Herr Leutnant!“

Die Anrede riß ihn auf. Und dann kam ihm plötzlich mit greller Klarheit die Erkenntnis, daß er, wenn er auf den Vorschlag einging, ein Verbrecher würde. Wieder kam die Stimme

vom Geldschrank her an sein Ohr. Immer neue Banknoten schichteten sich vor ihm auf. Amerikanische, russische, deutsche, holländische, italienische, wie man sie nur wollte. Jede Summe. — Und dahinter stand wie eine Vision die Tochter des Hausherrn, die er liebte, an der sein ganzes Herz hing.

Er trank gierig das Glas Champagner, das der andere ihm an die Lippen hielt. Seine Kehle brannte. Sein Hirn brannte. — Das Blut brauste durch seinen Körper.

„Ich hatte mir vorgestellt, Herr Leutnant, Sie würden sich keinen Augenblick bestimmen, wenn Ihnen eine derartige Glücksmöglichkeit in den Schoß fällt.“

Nun lehrte die klare Bestimmung in dem jungen Deutschen wieder. Er sah das Verächtliche des Anerbietens. Sein angeborenes Ehrgefühl wies mit Abscheu den verbrecherischen Plan von sich. Er erhob sich. Sein Körper straffte sich. Seine Augen funkelten.

„Ich bedauere, Herr van Treek . . .“

Unwillkürlich wich er zurück. Aufschreckend warf sich der Ältere in seinen Klubsessel.

„Ja, ja — so sind die Deutschen. Lieber verhungern sie — ja, ja. Doch was ich sagen wollte. Ich glaube — Sie sind Kellys Bräutigam . . .“

Ein Frostschauer schüttelte Otto Dudel. Kelly. Das schönste geliebte Mädchen. — Aber dieser Vater — ein Verbrecher — ein Falschmünzer —. Es war unmöglich. Nie würde er sich mit der Tatsache befreunden . . .

„So gehen Sie doch gleich auf die Polizei, wenn Sie nichts Besseres zu tun haben, als wie mich anzustieren. Bin ich denn ein anderer, als bisher? Hab' ich Ihnen denn nicht helfen wollen. Um —? Gehen Sie hin — verraten Sie mich, wie Sie meines Kindes Liebe zu verraten im Vergiff sind . . .“

Otto Dudel hatte das Zimmer verlassen, ehe er recht wußte, was geschehen war. Im Vestibül stand ihn erwartend Kelly van Treek. Glaubte sie doch, er hätte um ihre Hand gebeten. Sie sah bestürzt in sein verstörtes Gesicht. Fürchtete instinktiv eine nahe Katastrophe. Angsterfüllt legte sie ihre Hand auf seinen Arm.

„Wohin willst Du — Otto — — —“

Er sah sie an, als begriff er nicht, warum sie zu ihm sprach. Dann riß er sie plötzlich wie ein Wahnsinniger an sich und küßte sie.

Als der Vater aus seinem Zimmer kam und seine Tochter hilflos weinend fand — nahm er sie in seine Arme.

„Ist er gegangen, mein Kind?“

Sie nickte und schluchzte haltlos.



Ein mexikanisches Heldenmädchen.

In den Reihen der Regierungstruppen fehlten viele Frauen. Fräulein Marie Terrazos wurde infolge ihrer Tapferkeit zum Sergeanten befördert.

„Er war ein dummer Kerl. Nun wird er wohl nie mehr wiederkommen.“

Dhnmächtlg brach das junge Mädchen zusammen.

Nach Stunden — in denen Otto Dudel wie ein Rasender durch die Straßen gelaufen war, hatte er sich endlich zur Klarheit durchgerungen. Er sah sein Leben vor sich — wie es sich gestalten mußte. Besaß er doch als einziges nur noch das Fünfzigpfennigstück.

Er ging hin und war entschlossen, nymehr durch seine Hände Arbeit den Kampf mit dem Leben aufzunehmen.

## Im alten Glanze.

Es blüht im alten Glanze  
Der großen Heldenzeit  
Aus grünem Blätterranze  
Ein Schloß ins Land so weit.

Die stolzen Türme heben  
Sich kühn im Sonnenstrahl,  
Des Meißels Werke leben  
Am mächtigen Portal.

Und trugig in der Munde  
Drängt sich mit Wall und Tor  
So nah am steilen Grunde  
Der Ring der Mauern vor.

Fast streift dein Blut mit Grauen  
Die Wände von Granit,  
Doch komm, noch mehr zu schauen,  
Sey' mit hinan den Schritt.

Die Pforten, fest verschlossen,  
Nicht halten sie uns lang:  
Schon gehn wir unverdrossen  
Durch hohen Säulengang.

Manch ehern Bildnis neiget  
Sich stille uns zum Gruß,  
Auf Marmorstufen steigt  
Ins Inn're schon der Fuß.

Welch Gleiß, Welch ein Schimmern,  
Kings um uns welche Pracht!  
Das Harte in den Zimmern,  
Wetteifernd mit der Macht.

Aus Golden Vaf und Beden,  
In Bronzen reiche Wahl!  
Es funkeln an den Deden  
Die Leuchter in dem Saal.

Es glänzen all' die Bilder,  
Es strahlt der Ampeln Pier!  
Doch zu der Wappen Schilder  
Schon zog's die Blicke dir.

Der Waffen helles Blinken  
Stört rasch des Schauens Ruh,  
Aus allen Nischen winken  
Dir stille Palmen zu

Und Blumen, sie ersticken  
In süßem Duft dich fast,  
Und aus den Rahmen blicken  
Die Ahnen auf den Gast.

Im Panzer, mit dem Schwerte  
Sah sie so manche Fahrt,  
Doch schöne Sitte lehrte  
Der Herrin sanfte Art.

Ob in den Gräften drinnen  
Sie still nun schlummern auch,  
Noch wehet um die Zinnen  
Der Freiheit frischer Hauch.

Noch stampft es in den Ställen,  
Noch lacht der Liebe Stern!  
Und Tanz und Spiel gesellen  
Sich noch zum Feste gern.

Und noch läßt in die Halle  
Den Wüden Tür und Tor,  
Noch wettert's hoch vom Walle,  
Drängt sich ein Feind davor.

Mit Recht im alten Glanze  
Schaut drum das Schloß so weit.  
In grüner Wälder Schanze  
Ein Bild der großen Zeit.



Der russische Thronfolger Großfürst Alexej.

## Ein fetsames Spiel des Zufalls

hat kurz vor dem Ausbruch der großen französischen Revolution der Königin Marie Antoinette und ihrem Gemahl Ludwig ihr späteres Schicksal vorausgesagt. Der französische Hof hielt sich damals in dem Schlosse von Versailles auf, und eines Vormittags fand gerade in dem Arbeitszimmer des Königs ein Ministerrat statt, als plötzlich mit schredensbleicher Miene und bebend am ganzen Körper Marie Antoinette das betreffende Gemach betrat und ihrem Gatten, ohne die anderen Anwesenden zu beobachten, händeringend zurief:

„Ludwig, laß uns fliehen . . . Mich bedroht ein Unglück. Soeben bin ich durch den Blauen Saal gegangen, tief in Gedanken versunken, die sich um die Lage unseres Landes drehten. Ahnungslos schaue ich plötzlich auf und . . . sehe vor mir in einem Spiegel meine Gestalt . . . meine Gestalt, aber ohne Kopf . . .!“

Und aufschluchzend schlug die Königin die Hände vor das tränenüberströmte Gesicht. —

Der Augenzeuge, der diesen Vorfall weiter erzählt hat, fügte noch hinzu, daß man vergebens die verstörte Königin zu beruhigen suchte, deren Nerven man durch die fortwährenden Aufregungen der letzten Monate für überreizt hielt, indem man ihr einreden wollte, sie müsse sich getäuscht haben. Trotzdem soll aber auch selbst auf den König dieser Vorfall einen tiefen Eindruck gemacht haben. Und wenige Tage später erlebte dann Ludwig in dem Blauen Saal dieselbe Erscheinung, als er ihn langsam durchschritt. Auch er erblickte seine Figur, jedoch ohne Kopf, in einem hohen Spiegel. Der mittelmäßige Monarch konnte es nicht unterlassen, bei der nächsten Sitzung des Ministerrats dieses Erlebnis mit der Bitte zu berichten, seiner Gemahlin kein Wort davon zu hinterbringen. Auch jetzt noch zweifelte niemand von den französischen Würdenträgern, daß auch der König das Opfer einer Sinnestäuschung geworden sei.

Erst ein Jahr später, nachdem Marie Antoinette und ihr Gemahl bereits unter dem Fallbeil geendet hatten, wurde einer der Herren, der von der merkwürdigen Spiegelung im Blauen Saale zu Versailles gehört hatte, daran wieder erinnert, als er selbst diesen Saal betrat und dann plötzlich auch sich ohne Kopf in einem der Wandspiegel sah. Dieser Herr, ein aufgeklärter Geist, ließ jedoch nicht nach, bis er die Erklärung für die rätselhafte Erscheinung gefunden hatte. Es stellte sich heraus, daß in einer Ecke dieses Saales mehrere Spiegel zufällig so aufgehängt waren, daß jeder, der in einer gewissen Entfernung von einem Spiegel stand, sein Bild ohne Kopf erblickte. Und der Zufall hatte es gewollt, daß Ludwig und Marie Antoinette gerade von dieser bestimmten Stelle des Parlettbodens aus in den Spiegel geschaut hatten und ihnen so tatsächlich ihr Spiegelbild ihr

entsetzliches Lebensende vorauszusagen mußte.

## Unsere Bilder.

Zum Tode des Kaisers Menelik von Abessinien. Negus Menelik II., der „Löwe von Abessinien“, dessen Todesnachricht im Laufe der letzten Jahre schon verschiedentlich von seiner Hauptstadt aus verbreitet wurde, ist nach mehrjährigem schwerem Leiden, das ihn regierungsunfähig machte, in seiner Hauptstadt Adis Abeba verschieden. Er hat ein Alter von 69 Jahren erreicht und stand seit 1889 an der Spitze der abessinischen Regierung. Zu seinen Hauptverdiensten zählt die Erschließung seines Landes für europäische Kultur, zu seinen größten Waffentaten der Sieg über die Italiener bei Adua.

Großfürst Alexej, der einzige Sohn des Zarenpaars, ist ein rechtes Sorgenkind. Während er an dem einen Fuß bereits seit längerer Zeit krank ist, hat er sich kürzlich auch das gesunde Bein noch an einer Türkante erheblich verletzt. Seine Mutter, die vielgeprüfte Zarin Alexandra, geriet durch den Unfall in so starke Erregung, daß sie in eine tiefe Ohnmacht fiel

Ludwig Kessing.

\*



## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Die Art, wie man gibt, ist mehr wert,  
als was man gibt.

Nur nach dem einen mußt du trachten:  
Sei würdig, stets dich selbst zu achten.

Es gibt Menschen, die wesentlich Spiegel  
dessen sind, was sie umgibt; man tut ihnen  
unrecht, wenn man sich beharrlich nach ihrer  
Ueberzeugung, nach ihren inneren Kämpfen  
und tieferen Lebensresultaten erkundigt.

**Neue Versuche zur Bewältigung des  
Großstadt-Verkehrs.** Die Zunahme des  
Verkehrs in den Weltstädten, besonders her-  
vorgehoben durch den Automobilverkehr,  
hat schon zu den verschiedensten Versuchen  
geführt, die Fußgänger beim Ueberschreiten  
der Plätze vor Ge-  
fahren zu schützen.  
Ein interessantes Ex-  
periment hat die  
Londoner Polizei  
mit großem Erfolge  
durchgeführt. In  
mitteln eines der be-  
lebtesten Plätze  
(Charing-Cross) sind  
weiße Wegzeichen  
errichtet, die die  
Straßen über die  
Plätze hinweg ver-  
binden. Wenn der  
Polizist sein Zeichen  
gibt, sind die im  
Zuge der Pfähle lie-  
genden Straßen  
von den Fuhrwerken  
genau so zu re-  
spektieren, als wenn  
es Bürgersteige  
wären.

**Der schüchterne  
Liebhaber und das  
praktische Mädchen.**  
Der junge Dichter  
Emil Rousseau aus  
Ansbach verliebte  
sich in Heidelberg  
in ein sehr schönes  
Mädchen, die Toch-  
ter eines Handwer-  
kers, hatte aber nicht  
den Mut, sich ihr zu  
nähern. Sie ging  
abends gewöhnlich,  
wie es dort Sitte  
war, mit ihren  
Freundinnen in der  
Hauptstraße spazieren,  
wobei die Studenten  
ihr natürlich mehr  
oder weniger verliebte  
Blicke zuwarfen.

Einmal teilte Rousseau seinem  
Freunde Hebbel mit, er habe einen sehr  
guten Einfall: er wolle ein feines  
Taschentuch kaufen und es dem  
Mädchen überreichen, als ob er glaube,  
daß sie es verloren habe. Die Stunde  
kam heran, und der Zufall war  
günstig, denn das Mädchen war  
allein. Rousseau, von Hebbel  
begleitet, faßte Mut. Er zog sein  
Tuch hervor und stotterte:  
„Mein Fräulein, gehört das nicht  
Ihnen? Mir deucht, daß Sie es eben  
fallen ließen.“ Sie nahm das  
Tuch, nickte dankend und  
steckte es ein, indem sie ruhig  
weiterging. Die beiden Freunde  
schaute ihr verblüfft nach.  
Rousseau war glücklicherweise  
nicht bloß das Tuch, sondern auch  
die Liebe los.

**Wichtige Studentennachrichte.**  
In der Universitätsstadt G. war  
einem wohlhabenden Fleischer  
der Freitisch für die Studenten  
verpachtet worden. Da dieser  
aber den Müssen nicht nur sehr  
kleine Por-

tionen verabsolgte, sondern auch  
schlechtes Fleisch zu den Speisen  
verwandte, so wurde er auf jede  
mögliche Weise schikanert. Als  
er sich einmal sein Haus hatte  
ganz neu und modern anstreichen  
lassen, fand man eines Morgens  
über der Haustür ein sehr großes  
Schild mit folgender Aufschrift  
angebracht:

„Schmale Bissen und schlechte  
Kost soll, sagt man, alt und häßlich  
machen, Doch der Fleischer  
Philipp Koss beweist uns hier ganz  
andere Sachen. Bei ihm, seht  
nur, wer häßlich gedacht, hat  
diese nur ein schönes Haus  
gemacht!“ Dieses Verslein soll  
auf längere Zeit geholfen haben.

**Nicht aus der Art geschlagen.**  
„Herr Richter“, sagt die „Obmännin“  
der weiblichen Geschworenen,  
„wir möchten noch etwas wegen  
des bereits gesiegelten Urteils  
fragen,

der, wer sollte denn fieseln,  
wir sind doch alle hier!“

**Ein Vorteil.** Bewerber: „Die  
Dame ist aber furchtbar klein,  
die Sie mir angepriesen haben!“  
— Heiratsvermittler: „Ach,  
da seien Sie doch froh, jetzt in  
der teuren Zeit, die ist nicht so  
viel und braucht auch nicht  
viel Stoff zu ihren Kleidern.“

**Studentenbrief.** „Lieber Vater!  
Ich habe es jetzt satt, immer  
vergeblich nach Geld zu  
schreiben. Ich will sehen, ob  
ich nicht durch eigene Arbeit  
etwas verdienen kann. Als  
Anlagekapital würden mir  
vorläufig einhundert Mk.  
genügen usw.“

**Omen.** „Deine Braut ist  
Dir also unter dem Christbaum  
besichert worden?“ — „Ja,  
neben den Pantoffeln.“

**Gewohnheit.** „Warum  
zuckt denn Ihr neuer Diener  
immer so mit den Achseln?  
Ist er so nervös?“ — „Nein,  
das ist eine Angewohnheit;  
er war nämlich vorher beim  
Grafen von Pumphausen im  
Dienst, und da mußte er  
immer dessen Gäubiger  
empfangen.“

**Des Kutschers  
Rache.** Die Autodroschke  
hat eine Panne und der  
Chauffeur müht sich aus  
Leibestrafen, den Motor  
wieder in Gang zu bringen.  
Ein Kollege von der „Pferde-  
branche“ steht breitlächelnd  
daneben und guckt gemü-  
tlich zu. „Na, hilf mir doch  
etwas!“ ruft der Chauffeur,  
und der andere streckt ihm  
mit ruhiger Fronte die Peitsche  
hin: „Da nimm, treib ihn  
damit an!“

**Geschäftsgeheimnis.**  
Richter zu einem „schweren  
Jungen“: „Also, nun setzen  
Sie mir mal genau auseinander,  
wie Sie durch die Mauer  
kommen und bei dem  
Zuweller eindringen konnten,  
ohne das Läutewerk in  
Bewegung zu setzen?“ —  
Angeklagter: „Das können  
wir uns wirklich sparen,  
hoher Gerichtshof, Sie  
verstehen doch nicht!“

## Rätsel.

Hinter dem Menschen alle Tag'  
Still im Finstern geh' ich her;  
Zuweilen auch wohl der Nase nach,  
Dann aber schnaub' ich wie ein Wär,  
Die Arbeit, der ich muß mich fügen,  
Macht mich gar zeitig runzlig, alt;  
Doch, wenn ich in ein Bad gestiegen,  
Erschein' ich glatt und jung alsbald.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**

Nichts.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
E. Kellen, Bredenen (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben  
von Bredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).



Neue Versuche zur Bewältigung des Großstadt-Verkehrs.  
Wegzeichen auf dem Charing-Cross-Platz in London.

das wir gefällt haben.“ — „Nun,  
meine Damen?“ — „Wir möchten  
das Siegel erbrechen und noch  
ein Postskriptum dazu setzen.“

**Keine Bevorzugung.** Mama:  
„Weißt Du, es ist Zeit, daß wir  
daran denken, Lina zu verheiraten.  
Sie ist schon 22 Jahre.“ Papa:  
„Ach, laß sie doch warten, bis  
der Rechte kommt.“ Mama  
entrußet: „Was? Warten? Habe  
ich gewartet?“

**Vorhalt.** Mann: „Hoffentlich  
bist Du mit Deinen Weihnachtsgeschenken  
zufrieden; ich habe all mein  
verfügbares Geld ausgegeben.“  
— Frau: „Das hättest Du  
nicht tun sollen; ich bin nämlich  
die Deinen noch schuldig.“

**Begründet.** Die Bewohner  
eines kleinen Nestes sind als  
große Gauner bekannt. Einst  
war dort Gemeindeversammlung,  
bei welcher der Richter bemerkt,  
daß auch der Dorfpolizist  
anwesend ist. „Freund, schau“,  
sagt der Richter, „geh auf  
Deinen Posten, das Dorf ist  
leer, wie leicht könnte ge-  
stohlen werden.“ — „Aber  
Richter“, sagte

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr 4

Sonntag, den 25. Januar

1914

## Die Seemannsbraut.

Ein deutscher Seeroman von D. Elster.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

### Siebentes Kapitel.

Leute vom Lande, ihr denket, Matrosen  
Hätten kein Grab, wie es Menschen geziemt.

Hätten kein Grab, von duftenden Rosen  
Und von Weissen im Rasen umblümt.  
Leute vom Lande, wir ruhen in Frieden  
Bis uns der Weltenheiland erweckt.  
Wogende Hügel sind uns beschieden,  
Die mit Rosen vom Schaume bedeckt.  
(Lütträn.)

Der alte Theising faßte sich zuerst.  
Er warf den in ihrer Todesangst über  
Bord Gesprungenen Rettungsgürtel zu.  
Halb erstarrt wurden sie an Bord ge-  
zogen. Währenddem war Henning nach  
dem Achterdeck geeilt, das ganz von den  
Trümmern und dem Tauwerk des zer-  
brochenen Mastes bedeckt war. Er sah  
mit raschem Blick, daß das Kompaß-  
häuschen und das Ruder unter den  
Trümmern verschwunden waren; ein  
furchtbarer Gedanke quälte ihn, daß  
Ewarsen mit unter diesen Trümmern  
begraben liegen könne. Er kämpfte sich  
durch bis zum Ruderhäuschen; er be-  
seitigte, so viel er konnte, die Trümmer,  
da lag der alte Kapitän mit einer klaffen-  
den Wunde am Kopfe, seine erstarrte  
Hand hielt noch krampfhaft eine Speiche  
des Ruders umklammert, als hätte er  
sich daran halten wollen.

Mit einem lauten Schrei warf sich  
Grete, die Henning gefolgt war, über  
ihren Vater und suchte ihn durch Worte  
und Liebkoßungen in das Leben zurück-  
zurufen. Dies erschütterte niete Henning  
nieder und hob den Kopf des Schwer-  
verletzten empor. Auch Theising war  
herangekommen; er wusch die Stirne  
des Kapitäns mit Wasser, und flößte ihm  
einige Tropfen Branntwein ein, da  
schlug Ewarsen die Augen auf und blickte  
sich starr um.

„Das Schiff,“ — murmelte er.  
„Es ist gerettet, Kapitän,“ sagte  
Henning. „Aber Ihr, seid Ihr schwer  
verletzt?“

„Ich, — ich, — 's ist vorbei, — mir ist dunkel vor den Augen, —  
Grete, wo bist Du?“

„Hier, Vater,“ schluchzte sie und sank neben ihm auf die Knie,  
seine Hände ergreifend.

„Grete, — 's ist aus mit mir, aber das Schiff ist gerettet. —  
Grete, geh' nicht wieder zur See, — wo ist Karl Binneweis?  
Er will auch nicht wieder zur See gehen, — halt Dich an den;  
Karl, wo bist Du?“

„Ich bin da, Ewarsen, verlaßt Euch auf mich,“ sprach der  
Steuermann, der aus seinem Versteck, wo er sich während der  
Katastrophe verborgen hatte, hervorkroch.



Fürstin Leopold von Hohenzollern †.

„Karl, Du bist ein schlechter Kerl, wenn Du sie verläßt, —  
Grete, er will Dich heiraten.“

„Vater?“ schrie Grete.

„Ja, ja, sechzigtausend Mark, — ein hübsches Hans mit einem  
Balkon, — Grete, gib mir Deine Hand, — ich sehe nichts mehr, —  
das Schiff, — das Eis, — hu — wie kalt!“

Er schloß die Augen und sank schwer in die Arme Hennings  
zurück. Ein Schauer lief durch seinen Körper, dann streckte er sich, —  
noch einmal schlug er die Augen auf.  
„Grete, Gott segne Dich, mein armes  
Mädel,“ — dann war es vorüber. Die  
Schatten des Todes umhüllten die Au-  
gen des wackeren, alten Seemannes, der  
sein eigenes Leben darangelegt hatte,  
um das Schiff, um das Leben seiner Ka-  
meraden zu retten.

Henning und Theising legten den  
Toten auf ein ausgebreitetes Segel, tief  
ergriffen standen die Matrosen um die  
Leiche ihres Kapitäns, den sie trotz seiner  
Barschheit aufrichtig geliebt hatten.

Leise schluchzend weinte Grete.  
Henning führte sie in die Kajüte, wo sie  
erschöpft auf den nächsten Stuhl sank.  
Der Mut und die Kraft, welche sie in der  
Stunde der größten Gefahr aufrecht-  
erhalten hatte, verließen sie jetzt, der  
Nüchterschlag trat ein, sie weinte fassungs-  
los.

Oben auf Deck wußte man auch  
nicht, was man beginnen sollte. Man  
sah sich führerlos und verlassen vor.  
Da sprach Binneweis mit seiner knurren-  
den Stimme: „Daran ist nun nichts  
mehr zu ändern. Der Alte ist tot, und  
das Kommando des Schiffes ist jetzt auf  
mich übergegangen.“

Die Matrosen machten mißver-  
gnügte Gesichter, sie liebten den ersten  
Steuermann nicht. Aber was sollten sie  
machen? Führerlos konnte das Schiff  
nicht bleiben, und der erste Steuermann  
war der nächste dazu, den Kapitän zu  
ersetzen.

„Vor allem muß das Deck karge-  
macht und die zerbrochenen Masten  
müssen neu gesetzt werden,“ fuhr Binne-  
weis fort. „Und dann wollen wir sehen,  
wie wir aus diesem verdammten Eisloch  
herauskommen.“

Die Mannschaft sah ein, daß er recht  
hatte. Ihre Rettung hing davon ab, das Schiff wieder seetüchtig  
zu machen, und so gingen sie eifrig und mit allen Kräften an die  
Arbeit.

„Wo ist denn Bahnsen?“ fragte Binneweis plötzlich.

„Er ist in der Kajüte bei Fräulein Ewarsen,“ entgegnete  
Theising.

„Er soll sofort kommen!“ rief der Steuermann.

Man rief Henning. Dieser trat mit ernstem Gesicht vor  
Binneweis.

„Was treibt Ihr Euch da unten in der Kajüte umher?“ fuhr  
ihn dieser an. „March, an die Arbeit!“

„Das arme Fräulein bedurfte des tröstenden Zuspruchs —“

„Das laßt meine Sorge sein. Merkt's Euch, Bahusen, daß ich jetzt hier zu befehlen habe. Helft den Leuten das Deck klarmachen und kümmert Euch nicht um Sachen, die Euch nichts angehen.“

„Herr Binneweis!“

„Haltet den Mund! Ich dulde keinen Widerspruch. Ich habe hier zu befehlen, und wenn Ihr nicht wollt, daß ich Euch einsperren lasse, so tut, was ich Euch befehle!“

Henning biß sich auf die Lippen und warf dem neuen Kapitän einen finsternen Blick zu; aber er war zu sehr an den seemannischen Gehoriam gewöhnt, als daß er sich gegen seinen Vorgesetzten auflehnen sollte.

Er wandte sich schweigend ab und half, so viel er konnte, das Schiff wieder seetüchtig zu machen. Dabei fiel sein Blick öfter auf die Stelle, wo die Leiche Ewarfens in Segeltücher eingehüllt lag, und sein Auge wurde feucht, wenn er an die verwaiste Tochter dachte.

Die Aufräumungsarbeiten beschäftigten die Mannschaft den ganzen Tag. Der zerbrochene Kreuzmast konnte allerdings nicht so rasch ersetzt werden, das mußte man auf eine spätere Zeit verschieben.

Die Nacht sank auch frühzeitig nieder; eine dunkle, ruhige, kalte Nebelnacht, nur scharfer Ausguck mußte gehalten werden, ob nicht neue Gefahr von den Eisbergen drohte.

Als aber der Morgen graute, sah man, daß sich die Eisberge mehr von der Küste entfernt hatten. Ein frischer Nordost trieb sie in die Südsee hinaus; von der vereisten Küste hatte man aber nichts mehr zu fürchten, der steife Nordost mußte auch die „Nymphe“ in die offene See führen, sowie sie von ihren Anker frei war.

Fast den ganzen Tag über beschäftigte man sich noch damit, das Schiff wieder einigermaßen in Ordnung zu bringen. Kaum einige flüchtige Minuten konnte Henning mit Grete sprechen, die, ein Bild der Trauer, wenn auch in äußerlicher Fassung, neben der Leiche ihres Vaters saß. Wenn aber Binneweis sah, daß Henning sich dem Mädchen näherte, hatte er sofort einen Befehl für ihn, welcher ihn von Grete fern hielt. Am Nachmittag redete Binneweis die Trauernde an: „Es tut mir leid, Fräulein Ewarfen, aber meine Pflicht gebietet mir, Sie jetzt von Ihrem Vater zu trennen.“

Grete fuhr auf. „Warum?“

„Ohe wir abgesetzt, wollen wir den Toten in die See versenken.“

Grete's Augen füllten sich mit Tränen.

„Können wir den Vater nicht in die Heimat mitnehmen?“ fragte sie mit bebender Stimme. „Er hatte sich immer gewünscht, neben meiner Mutter begraben zu werden.“

„Sie wissen selbst, Fräulein, daß das nicht geht. Unsere Segelordre lautet auf Valparaiso und nach den Südsee-Inseln. Wenn alles glatt geht, vergehen noch Monate, ehe wir wieder in Bremerhaven sind, — da können wir unmöglich eine Leiche an Bord behalten.“

„Aber bis Valparaiso können wir ihn mitnehmen.“

„Tut mir herzlich leid, Fräulein Ewarfen, aber es geht nicht. Wir kommen bald wieder in warme Gegenden, und wir haben, wie Sie wissen, auf dem Schiff keinen geeigneten Raum, wo wir eine Leiche aufbewahren können. Ich bedauere das selbst, denn Ihr Vater war mir ein lieber Kamerad und Freund. Hat er doch in seinem letzten Augenblick Sie meiner Fürsorge anvertraut,“ setzte er lauernd hinzu.

Grete's tränengefüllte Augen schweiften auf die dunkle, kalte, schäumende See hinaus. Sie schauerte leicht zusammen. Der Gedanke, ihren armen Vater an dieser öden, trostlosen Stelle in das Meer zu versenken, war ihr entsetzlich.

„Sie müssen sich mit dem Gedanken abfinden, Fräulein,“ fuhr Binneweis tröstend fort, „Ihrem armen Vater ein echtes Seemannsgrab zu geben. Wer weiß, ob wir nicht auch einmal in des Meeres Tiefe versenkt werden?“

Grete sagte sich. „Sie haben recht,“ entgegnete sie, „ein Seemannsgrab soll ihm werden, aber nicht hier an dieser öden, trostlosen Stelle, in diesem schwarzen, gurgelnden Wasser. Auf offener See, in den blauen Ozean soll er versenkt werden.“

„Es geht nicht, Fräulein!“

„Weshalb nicht? In einem, höchstens zwei Tagen sind wir wieder auf hoher See — nicht wahr, Herr Bahusen?“ wandte sie sich an Henning, der herangetreten war und schweigend das Gespräch mit angehört hatte.

„Gewiß, Fräulein Ewarfen,“ entgegnete er. „Wir nehmen Ihren armen Vater mit auf die hohe See und versenken ihn dort.“

„Habt Ihr hier zu bestimmen?“ fragte Binneweis.

„Ich denke, daß ich da auch noch ein Wort mit zu sprechen habe,“ sagte Henning ruhig, aber bestimmt. „Weshalb sollten wir den Wunsch des Fräuleins nicht erfüllen? Ich sehe keinen Hinderungsgrund. Morgen früh verlassen wir diese Bucht und befinden uns bald auf hoher See, wenn der günstige Wind anhält.“

„Na, meinetwegen denn,“ brummte Binneweis, der Grete nicht verlegen wollte. „Treff alle Vorbereitungen für das Begräbniß.“

Damit wandte er sich ab. Henning und Grete blieben allein.

„Ich danke Dir, Henning,“ sagte sie leise, ihm die Hand reichend.

„Du bist mir keinen Dank schuldig, liebe Grete,“ entgegnete er bewegt, „ich wünschte nur, ich könnte mehr für Dich tun! Ach Gott, ich glaube, es stehen uns noch harte Stunden bevor.“

„Fürchtest Du Dich vor ihm?“

„Nein, aber ich fürchte für Dich. Mag er mich quälen, so viel er will, ich tue meine Pflicht, und einmal muß auch diese Reise ein Ende nehmen. Aber Du, — ich kann ja nicht immer bei Dir sein, um Dich zu schützen.“

„Am meinetwillen habe keine Furcht,“ erwiderte sie mit ihrer früheren Entschlossenheit. „Wir haben uns gefunden fürs Leben, und er soll uns nicht trennen.“

Einen Händedruck noch konnten sie wechseln, dann mußten sie sich trennen, da Binneweis nach Henning rief.

Am folgenden Morgen lichtete die „Nymphe“ die Anker und steuerte in die offene See hinaus. Die Schäden, die der Sturm angerichtet, waren, so gut es ging, wieder ausgebessert. Selbst der Kreuzmast, wenn auch noch ohne Stange, stand schon wieder. So umgekehrt sie Kap Horn und steuerten in die blauen Wogen der Südsee hinaus, nach Norden zu. Herrliches Wetter war eingetreten. Hell strahlte die liebe Sonne vom wollosen Himmel, die „Nymphe“ glitt nist über die leichtbewegten Wellen des Meeres dahin. Es wurde fast mit jeder Stunde wärmer.

Jetzt konnte sich Grete der traurigen Notwendigkeit nicht mehr entziehen, ihrem Vater das Seemannsgrab bereiten zu lassen.

Es war an einem Sonntag. Fast wellenlos lag das Meer wie ein leuchtender blauer Spiegel da. Kaum daß eine leise Brise die Segel schwellte. Das Schiff war sauber gereinigt und in Ordnung gebracht. Halbmast wehte die deutsche Handelsflagge vom Topp des Großmastes. In ihrer Sonntagskleidung sammelte sich die Mannschaft auf dem Deck. Die Leiche des von allen verehrten Kapitäns, fest in Segeltuch eingeknäht, auf einem Brett liegend, wurde von vier Matrosen aufgehoben. Mit verhällten, weinenden Augen stand Grete da. Neben ihr Binneweis und Henning. Der erstere wollte sprechen und fand doch die rechten Worte nicht.

Da nahm Henning die Mütze ab — alle anderen folgten seinem Beispiel — und sprach ernst und feierlich das Vaterunser. Die Schiffsglocke läutete, Binneweis gab den Matrosen einen Wink, langsam ließen diese den Leichnam hinabgleiten, mit dumpfem Getöse fiel er ins Meer. Hoch auf spritzte die schäumende Flut, ihre Tiefe öffnend und schnell wieder schließend.

Laut aufweinend fiel Grete in die Arme Hennings, der sie mit leisen Worten zu trösten versuchte. Dann führte er sie fort in die Kajüte, wo sie schmerzgebrochen niedersank.

Binneweis stand finster blickend da, doch wagte er nicht, den beiden zu folgen.

„Er ruht im Frieden des Himmels, Grete,“ sagte Henning, leise ihre Hand streichelnd. „Denk' an das schöne Lied vom Seemannsgrabe:“

Der Himmel weihet täglich  
Das Meer durch seinen Blick.  
Drum strahlt es wie sein Auge  
So himmelblau zurüd.  
Die Meerestiefe aber, —  
Die ist ein heiliges Land,  
Sie ist noch unentwehrt,  
Berührt von keiner Hand.“

Sie sah unter Tränen lächelnd zu ihm auf. „Ich danke Dir, Henning,“ sagte sie mit sanfter Stimme. „Jetzt habe ich nur noch Dich auf der weiten Welt.“



Königin-Witwe Sophie von Schweden †.

## Achtes Kapitel.

Liebchen, umarme mich,  
Spar' Deine Zähren,  
Laß sie in Tränen  
Der Luft sich verkehren. — —

(Swoboda.)

Grete erschien jetzt nur noch selten auf Deck; nur um frische Luft zu schöpfen, verließ sie die Kajüte, zog sich aber stets bald wieder zurück, da sie einerseits der Begünstigung mit dem neuen Kapitän ausweichen wollte, und andererseits die Art und Weise der neuen Kommandoführung ihr nicht gefiel. Das war ein fortwährendes Schimpfen und Flüchen. Nichts konnte dem neuen Kapitän recht gemacht werden, überall hatte er zu tadeln und zu nörgeln. Bald waren ihm die Matrosen bei den Segelmandövern nicht flink genug, bald verstanden sie seine Befehle nicht richtig, bald taten sie etwas, was nicht besonders befohlen war.

Hauptsächlich Henning und der alte Theising, der jetzt den Dienst des zweiten Steuermanns versah, hatten unter den Launen des Kapitäns zu leiden. Henning setzte der üblen Laune desselben äußerlichen Gleichmut entgegen und tat unverdrossen seine Pflicht. Wußte er doch, weshalb ihm Binneweis grollte. Der alte Theising brummte recht oft ärgerliche Worte in den grauen Bart; aber nur, wenn er mit dem Zimmermann oder dem Koch in der Vorratskammer bei einem Glas Grog zusammensaß und man vor jeder Störung sicher war, ließ er seinem Unmut freien Lauf. Die Mannschaft dagegen schlich mit finsternen Mienen umher, man sah es ihr an, daß sie nur widerwillig gehorchte. Fritz Grünlich, der Schiffsjunge, ging scheu umher, denn oftmals fühlte er die schwere Hand des Kapitäns an seinen Ehren. So herrschte auf dem Schiff eine unbehagliche Stimmung, die selbst das andauernde herrliche Wetter nicht milder oder freundlicher gestalten konnte.

Grete sah in der Kajüte und ordnete die hinterlassenen Papiere ihres Vaters. Die Schiffspapiere und geschäftlichen Anweisungen hatte Binneweis an sich genommen. Unter den Papieren fand Grete einen Nachweis des kleinen Vermögens ihres Vaters, sowie den Entwurf eines Testamentes, in dem der Verstorbene Grete zur alleinigen Erbin seines geringen Besitzes einsetzte.

Zum Schluß des Testamentes hieß es: „Ich kann Dir nicht viel hinterlassen, mein Kind, aber wenn ich sterbe, ist für Dich gesorgt. Karl Binneweis hat um Deine Hand angehalten, und ich hab' sie ihm zugesagt. Er ist nicht mehr ganz jung und besitzt wohl manche Eigenschaft, die ich gern anders wünschen möchte, aber er ist ein wohlhabender Mann und will sich nach dieser Reise in Bremerhaven sesshaft machen. Er hat sechzigtausend Mark geerbt“ — Hier brach das Schreiben ab. Offenbar hatte der Schreiber noch mehr hinzufügen wollen, aber der Tod hatte ihn ereilt, ehe er es vermochte. Grete sah mit feuchten Augen auf die Handschrift ihres Vaters. Sie erkannte in seinen Worten die Liebe und Sorge um sie, aber sie vermochte doch seinen Willen nicht zu erfüllen. Auch wenn ihr Herz nicht schon anders gewählt hätte, würde sie doch Binneweis abweisen müssen. Als sie noch über die Worte ihres Vaters nachgrübelte, trat Binneweis in die Kajüte.

„Verzeihen Sie, Fräulein Ewarfen,“ sagte er in leichter Verlegenheit, „wenn ich Sie störe, aber ich denke, es sollte mal klar werden zwischen uns.“

Sie sah ihn mit ernsten Augen an.

„Ich wüßte nicht, Herr Binneweis, was zwischen uns klarzumachen wäre.“

Er errötete vor Unmut.

„Seien Sie doch nicht so stolz, Fräulein Ewarfen,“ sagte er mit leichtem Ärger im Ton. „Sie wissen recht gut, welchen Wunsch Ihr verstorbener Vater hegte.“

„Mein Vater wünschte vor allem, mich glücklich zu sehen.“

„Ja, und gut versorgt. Er sagte mir, daß er Ihnen kein nennenswertes Vermögen hinterlassen könne —“

„Was tuts? Ich werde mich schon durchschlagen!“

„Fräulein Ewarfen, hören Sie mir mal ruhig zu. Ich sehe, Sie haben da eine Schrift Ihres Vaters, vielleicht sein Testament?“

„Ja, es ist sein Testament.“

„Nun, und was steht darinnen?“

„Sie sind gar zu neugierig, Herr Binneweis.“

„Ich bin nicht neugierig, Fräulein. Ich weiß schon so, was darinnen steht. Ihr Vater hat vor kurzer Zeit mit mir darüber gesprochen. Er wollte Sie glücklich und gut versorgt sehen, und wünschte, daß Sie meine Frau werden möchten.“

Grete erhob sich.

„Herr Binneweis,“ sprach sie ruhig und bestimmt, „lassen Sie uns dieses Gespräch abbrechen, da es zwecklos ist und für uns beide nur peinlich sein kann.“

„Weshalb? Ich denke doch, wir werden uns noch verstehen, Fräulein Grete, wir kennen uns doch schon längere Jahre.“

„Allerdings!“

„Sie müssen bemerkt haben, welche Gefühle ich für Sie hege —“

„Ich hoffe, nur freundschaftliche, mein Herr.“

„Die freundschaftlichsten von der Welt, Fräulein Grete,“ versetzte er ruhig. „Ja, mehr als diese, die innigsten und tiefsten Gefühle, die ein Mann für ein Mädchen empfinden kann.“

„Sprechen Sie nicht weiter,“ rief sie und streckte wie abwehrend die Hände aus.

„Doch, Fräulein Grete, lassen Sie mich weiter sprechen! Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich Sie von ganzem Herzen liebe, und daß Sie mich zum glücklichsten Menschen machen können, wenn Sie mich lieben, wenn Sie die Meine werden!“

Grete war blaß geworden. Sie trat einige Schritte von ihm zurück. Mit bebender Stimme sagte sie: „Das kann niemals geschehen, Herr Binneweis!“

„Sprechen Sie nicht so,“ stieß er heftig hervor. „Hören Sie auch mich ruhig an, ehe Sie einen so grausamen Entschluß fassen. Ich liebe Sie und will Sie glücklich machen, so wahr ich ein ehelicher Mann bin. Ich bin wohlhabend, — ja, für unsere Verhältnisse reich zu nennen!

Ihre Zukunft ist gesichert, — alles was ich besitze, soll Ihnen gehören! Wollen Sie am Lande bleiben, so kaufe ich Ihnen ein hübsches Haus, wollen Sie in der Stadt leben, so kann ich Ihnen auch diesen Wunsch erfüllen, wollen Sie wieder zur See gehen, nun, ich finde leicht eine Stellung als Kapitän, — ich hätte vor dieser unzerer Reise schon Kapitän eines an hlichen Dampfers werden können, ich zog es aber vor, erster Steuermann auf der „Nymph“ zu werden, um Ihnen nahe zu sein. Alles will ich für Sie tun, Fräulein Grete, und wenn es auf mich ankommt, sollen Sie keine sorgenvolle Stunde mehr in Ihrem Leben haben.“

Er sprach in ehelicher Leidenschaft; das merkte Grete wohl, und es stimmte sie milder. Aber in ihrer Entschlossenheit konnte sie doch nicht wankend gemacht werden.

„Ich danke Ihnen, Herr Binneweis, für Ihre Worte,“ entgegnete sie ernst, „es tut mir wirklich leid, Ihnen eine Enttäuschung bereiten zu müssen, — aber ich muß Ihnen ebenso ehelich antworten, wie Sie zu mir gesprochen haben. Ich empfinde nicht die Liebe für Sie, um Ihre Frau werden zu können.“

„Fräulein Grete, — sagen Sie das nicht! Entschieden ist



Ministerpräsident von Hertling in den Grafenstand erhoben.  
Graf von Hertling mit Frau und Tochter auf einem Spaziergang.

sich nicht sogleich, — überlegen Sie meine Worte, lassen Sie sich Zeit!"

"Das wird an meinem Entschlusse nichts ändern!"

"Denken Sie an Ihren Vater! Denken Sie daran, daß er in seinem letzten Augenblick Ihr Schicksal in meine Hände legte. Wenn er noch länger gelebt hätte, er würde uns sicher vereint haben. Der Gedanke, daß ich für Sie sorgen würde, daß Sie meine Frau werden würden, hat ihn das Sterben leicht gemacht."

Grete war blaß geworden; ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie fühlte wohl, daß er recht hatte, daß es ihres Vaters letzter Wunsch war, daß sie Binneweis ihre Hand zum Ehebunde reichte; ging das doch auch deutlich aus den Worten seines Testaments hervor.

Eine leise Stimme in ihrem Herzen sagte, ob sie recht daran tat, diesen letzten Wunsch ihres sterbenden Vaters hintanzusetzen. Ob sie sich dem nicht beugen mußte, wenn auch ihr Herz es anders wollte. Ihr Vater hatte sie innig geliebt, er hatte auch noch im Tode für sie sorgen wollen. In seinen letzten Augenblicken beschäftigte ihn die Sorge für ihre Zukunft, die er bei dem wohlhabenden Manne für gesichert hielt. War es da nicht undankbar, dem Wunsche ihres sterbenden Vaters nicht Rechnung zu tragen?

Aber diese leise Stimme ihres kindlichen Gehorsams erstarb in der Stimme der Liebe, die sich laut und vernehmlich in ihrem Herzen erhob.

Nein — sie würde nur ein viel größeres Unrecht begehen,

Er blickte sie finster an, während er mit den Zähnen an der Unterlippe nagte. Sein Gesicht hatte einen bössartigen Ausdruck angenommen.

Nach einer Weile sagte er mit seiner gewöhnlichen knurrenden Stimme: "Also hat mich meine Meinung nicht betrogen! Sie haben sich mit diesem Grünschnabel eingelassen und weisen um feinetwillen die Hand eines ehrlichen Mannes zurück. So leicht lasse ich mich aber nicht abfertigen, Fräulein Ewarsen. Soviel ich weiß, sind Sie noch nicht volljährig, und Ihr Vater hat mich zu Ihrem Vormund eingesetzt im Falle seines Todes!"

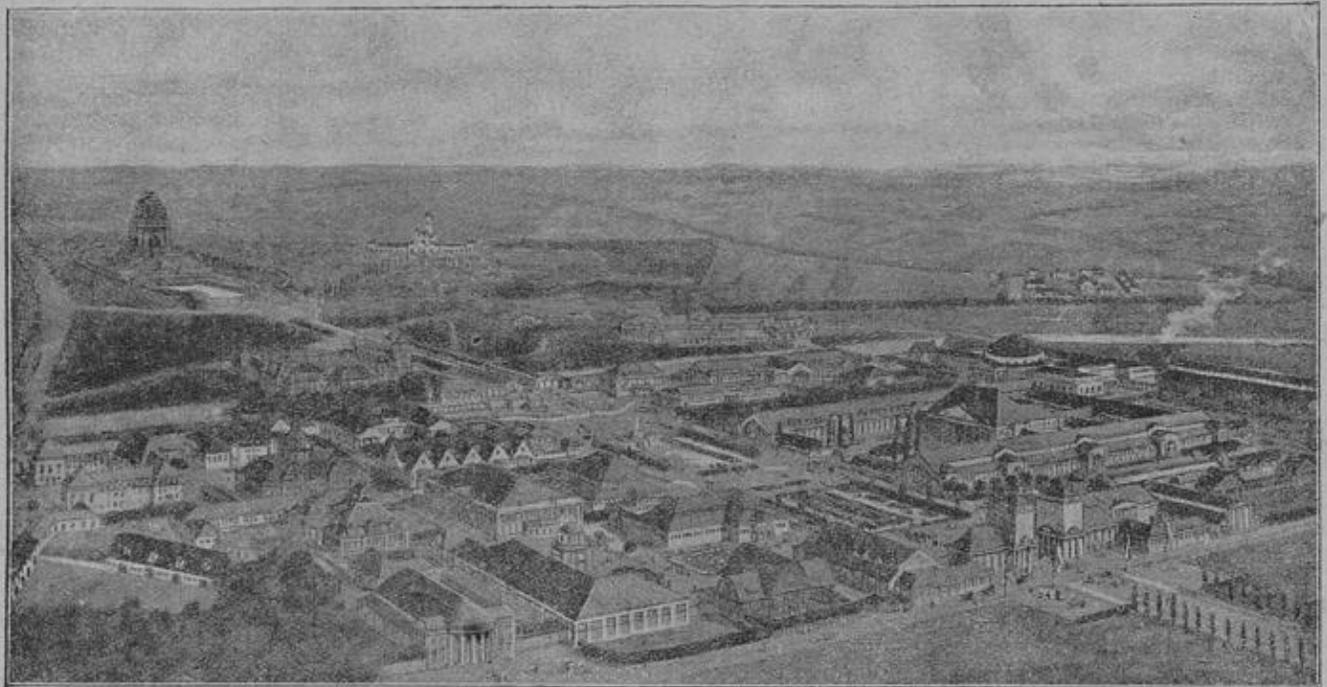
"Das ist nicht wahr!"

"Es ist wahr," entgegnete er mit höhnischem Lächeln. "Ich habe seine schriftliche Vollmacht, — einige Tage vor seinem Tode hat er sie mir ausgestellt. Sie sehen, daß Sie sich unter meiner Obhut befinden. Ich verbiete Ihnen jeden weiteren Umgang mit Bahnsen und werde auch diesem meine Meinung kundgeben."

"Sie haben dazu kein Recht!"

"Über Sie habe ich eine rechtmäßige Gewalt infolge der Vollmacht Ihres Vaters, — gegen Bahnsen als sein Vorgesetzter und Kapitän dieses Schiffes. Gehorcht er mir nicht, — nun, so werde ich ihn zu zwingen wissen," knirschte er wütend.

Jetzt zeigte er sein wahres Gesicht. Voll Abscheu wandte sich Grete ab.



Die Internationale Buchgewerbe-Ausstellung in Leipzig, deren Eröffnung am 1. Mai 1914 bevorsteht, aus der Vogelschau. Im Hintergrund links das Völkerschlachtdenkmal.

wollte sie diese Liebe verleugnen, wollte sie die Treue dem Manne brechen, dem sich ihr Herz für alle Zeiten zu eigen gegeben, wollte sie um äußere Vorteile willen dem ungeliebten Manne die Hand reichen. Stolz, fast trotzig richtete sie sich empor.

"Ich ehre den Willen meines Vaters," sprach sie mit leicht bebender Stimme. "Aber über mein Leben, über meine Zukunft, über mein Glück konnte er nicht entscheiden."

"Er wußte sehr wohl, was er tat, Fräulein Grete", entgegnete Binneweis grollend. "Er kannte mich seit langen Jahren, er wußte, daß er sich auf mich verlassen durfte, er kannte meine Vermögensverhältnisse, er billigte meine Liebe zu Ihnen, und hat mir seinen väterlichen Segen gegeben. Wollen Sie seinem Willen nun ungehorsam sein?"

"Ja!" — erwiderte sie fest, "denn mein Vater hätte mich niemals gezwungen, einem Manne, den ich nicht lieben kann, meine Hand zu reichen. Er hätte niemals den Wunsch ausgesprochen, daß ich Ihre Werbung annehmen sollte, wenn er mein Herz gekannt hätte, — wenn er gewußt hätte, — daß dieses Herz einem andern gehört!"

"Sie, — was ist das? Sie sind nicht mehr frei?" —

"Nein, — ein anderer hat bereits mein Wort!"

"Henning Bahnsen?"

"Ja, Henning ist mein Verlobter! Und nun werden Sie wohl einsehen, Herr Binneweis, daß ich Ihre Werbung nicht annehmen kann; so dankbar ich Ihnen auch bin für die freundschaftlichen Gefühle, welche Sie mir entgegenbringen. Ich hoffe, wir können auch unter diesen Umständen Freunde bleiben."

"Ich werde in dem nächsten Hafen, den wir anlaufen, die Hilfe des deutschen Konsuls anrufen," sprach sie voll Enttäuschung. "Vorausgesetzt, daß ich Sie an Land gehen lasse," erwiderte er spöttisch.

"Bin ich Ihre Gefangene?" fuhr Grete auf.

"Nein, aber ich bin Ihr Vormund, und auf dem Schiffe habe nur ich zu befehlen, merken Sie sich das!"

"Sie können mir nicht verwehren, an Land zu gehen!"

"Ich werde es Ihnen verwehren, damit Sie keinen dummen Streich machen. Ich bin das dem Andenken Ihres Vaters schuldig. Sie können sich meinetwegen, wenn wir wieder daheim sind, über mich bei Gericht beschweren. Ich werde dann dem Gerichte meine Vollmacht vorlegen und die Gründe meiner Handlungsweise auseinandersetzen. Ich hoffe aber, daß es nicht dazu kommen wird, sondern daß Sie während unserer Heimfahrt noch anderer Sinnes werden!"

"Niemals!"

"Nun gut, wie Sie wollen; dann bleibt es bei dem, was ich gesagt habe. Nun muß ich gehen, — aber Sie, mein Fräulein, werden fortan nur in meiner Begleitung das Deck betreten!"

"Dann werde ich überhaupt nicht an Deck kommen!"

"Wie Sie wollen. Die Kajütenräume stehen Ihnen zur Verfügung, aber es wird etwas heiß und dumpfig hier unten werden, wir nähern uns wieder der heißen Zone."

Verächtlich mit den Schultern zuckend, wandte sie ihm den Rücken zu. Sie mochte kein Wort mehr an ihn verschwenden. (Fortsetzung folgt.)

## Ihr Mittel.

Von Werner Granville-Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

„Tag, Else! — nanu?“

Margot von Stetten blieb verblüfft im Tür Rahmen stehen, als sie ihre Schwester, die jungverheiratete Frau Amtsrichter Thielo, in Tränen aufgelöst fand.

„Elchen, was ist denn geschehen? — So sprich doch!“

„Lange Besorgnis klang aus der Stimme des jungen Mädchens, das den Arm wie tröstend um die Schultern der konvulsivisch schluchzenden Schwester legte.“

Aber Else Thielo ließ sich in ihrem Schmerze nicht stören. Sie hatte das zarte Spitzenaschentuch vor das Gesicht gepreßt und drückte obendrein noch das goldblonde Köpfchen trotzig in eine Ecke des resedafarbenen Seidenrippsofas.

Margot von Stetten war ratlos. Es mußte sich etwas Schlimmes ereignet haben; vielleicht ein ernster Streit, daß ihre lebenslustige Schwester so kreuzunglücklich war. Was aber konnte geschehen sein? Else war zwar ein kleiner Eigensinn, aber sie hatte

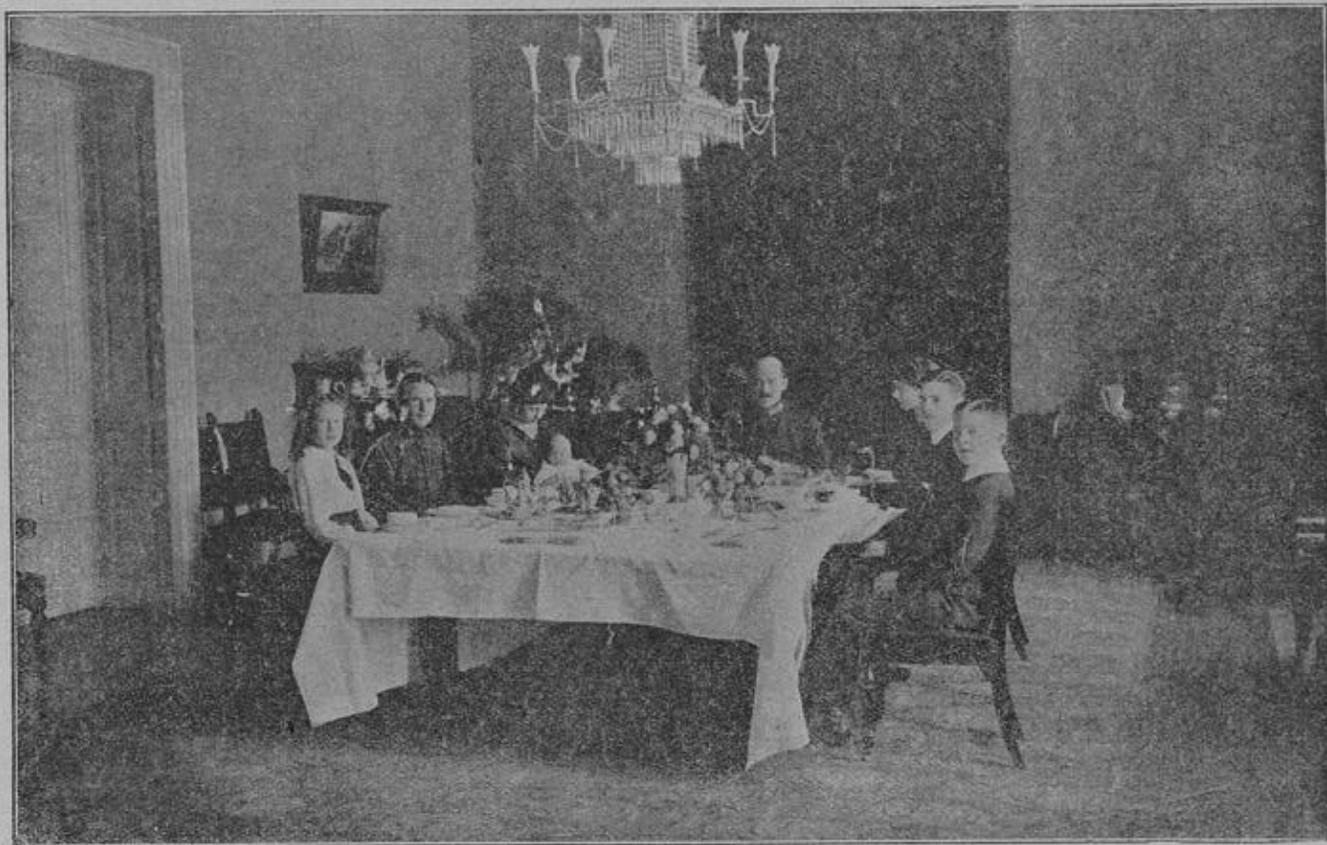
Schluchzend stieß sie endlich hervor: „Du weißt doch, daß wir nicht einmal eine ordentliche Hochzeitsreise gemacht haben, weil Ernst damals so stark beschäftigt war. — Nun wollten wir in die Sommerfrische — an die See — und nun soll ich alleine reisen, weil er glaubt, nicht abkommen zu können. — Nicht einmal ein paar Wochen will er mir opfern. — Sein Dienst geht ihm über alles! — O, wie ich ihn hasse, diesen dummen Dienst!“

Die junge Frau stampfte wütend mit der Fußspitze auf den lichtgrünen Salont Teppich und verbarg ihr Gesicht aufs neue hinter dem Spigentuch.

Aber das Gesicht der Schwester zuckte ein erlösendes Lächeln. Gott sei Dank, sie hatte sich schon auf Schlimmeres gefaßt gemacht — wenn es weiter nur nichts war!

„Nimm Dir die Gesichte doch nicht so zu Herzen!“ tabelte sie sanft. „Wenn er wirklich augenblicklich keine Zeit hat, reißt Du eben alleine voraus, und Ernst kommt auf zwei oder drei Wochen nach. Du weißt doch auch, wie er mit Leib und Seele an seinem Beruf hängt und sich nur ungern vertreten läßt.“

Die junge Frau schüttelte mit bitterem Lächeln den blondkopf. „Ach, Margot, Du kennst die Männer noch nicht. Wenn ich ohne ihn abreise, kommt er erst recht nicht mit. Augenblicklich



Die griechische Königsfamilie in ihrer Häuslichkeit.

Konstantin XII., König der Hellenen, mit seiner Familie beim Frühstück im königlichen Schloß zu Athen.

diese Untugend in ihrer kurzen Ehezeit fast ganz abgelegt. Ernst Thielo hatte sich stets als ein sehr rücksichtsvoller Gatte gezeigt und war außerdem eine ungemüthliche Natur. Um irgendeine geringwertige Kleinigkeit hatten die beiden sich also gewiß nicht erzürnt. Hier mußte energisch Klarheit geschaffen werden.

Die junge Dame rüttelte die Weinende am Arm und versuchte, ihr mit sanfter Gewalt das Taschentuch vom Gesicht fortzuziehen.

„So höre doch, Elchen; ich, Deine Schwester Margot, bin ja bei Dir! — Hat Dir jemand etwas zuleide getan?“

Nun wurde es in der Sofaede etwas lebendig und eine vom Schluchzen halberstimmte Stimme flüsterte: „Ja, Ernst, der Barbar der! — O, Margot, wie bin ich unglücklich!“

Das junge Mädchen strich sanft über das gesenkte Köpfchen der um noch ein Jahr jüngeren, verheirateten Schwester. Eine Empörung stieg in ihr auf gegen den Mann, der ihre Schwester, die noch ein halbes Kind war, getränkt hatte.

„Was hat er Dir denn getan, mein Elchen?“ forschte sie mit bebender Stimme. „Willst Du Dich mir nicht anvertrauen?“

Diese tröstliche Zusprache ermunterte die junge Frau etwas. Zögernd entfernte sie das Spigentuch vom Gesicht, und als sie nun dasaß, mit tränenfeuchten Augen und der vom Weinen gerötheten Spitze ihres zierlichen Stumpfnäschens, machte sie allerdings einen totunglücklichen Eindruck.

ist er sehr gut hier entbehrlich; aber er ist nur zu bequem, zu reissen! — Das kleine Opfer, das er mir bringen soll, ist ihm zu groß, diesem abscheulichen Barbaren!“

Die junge Frau kämpfte wieder mit den aufsteigenden Tränen, fuhr dann aber gepreßt fort: „Er hat mir ja selbst gestanden, daß Reisen sei ihm eine Qual. In fremden Betten schlafen, sich mit Fremden unterhalten müssen, behage ihm nicht. Den Dienst schüht er nur vor, um mich auf gute Art los zu werden. — Margot, er liebt mich nicht so, wie ich es verdient habe!“

Das ganze Weh einer maßlos gepeinigten und gekränkten Frauenseele klang aus diesem Klageschrei.

Die ältere Schwester war herzlos genug, ein flüchtiges Lächeln nicht zu verbergen. Sie entgegnete: „Wenn er nicht mit will, mußt Du ihn zwingen, zu kommen, natürlich, ohne daß er die Gewalt merkt. Ein Mann will vorsichtig behandelt sein, das sollst Du als Ehefrau doch eigentlich wissen. Mit Bitten und Tränen erreicht man selten etwas; mit Trost und „Maulen“ erst recht nichts. Nur List kann hier helfen! Deshalb reise ruhig fort, und wenn Du einige Wochen da warst, locke ihn mit List hin, damit er wenigstens für zwei, drei Wochen ausspannt und Dir Gesellschaft leistet.“

„Das tut er nicht!“ entgegnete die junge Frau bestimmten Tones. „Meinst Du denn, ein Amtsrichter, der ein großer Menschenkenner ist, fällt so mir nichts Dir nichts auf irgendeine Frauenlist hinein? Nein, da alaube ich, unterschädest Du Ernst!“

Else Thielo hatte sich ganz in Eifer geredet. Wenn ihr Mann auch ein „abscheulicher Barbar“ war, für einfüllig sollte ihn, den gewiegten Juristen, niemand halten.

Margot von Stetten legte begütigend die Hand auf der Schwester Arm. „Ich glaube ja auch gar nicht, daß Dein teurer Gatte auf einen plumpen Schwindel hineingeht, mein Elschen; aber in einem Punkte pflegen die Männer doch mit Blindheit geschlagen zu sein — und wenn man diesen Punkt schlau zu benutzen weiß —!“

Das junge Mädchen hüllte sich in vielstündiges Schweigen; aber in ihren Augen lachte der Schalk.

„Was ist denn das für ein Punkt?“ forschte Frau Else, und schmeichelnd bettelte sie: „Margot, wenn Du ein Mittel weißt, wie ich Ernst mitkriege, oder ihn wenigstens dazu bringe, daß er für einige Wochen nachkommt, verrate es mir doch! Ich werde Dir auch ewig dankbar sein.“

Da zog die ältere Schwester die jüngere näher zu sich heran und redete eifrig auf sie ein. Zuerst machte Frau Else sehr erstaunte, ja abweisende Augen; dann zog es wie Sonnenschein über ihr verweintes Gesichtchen und als Margot geendet hatte, rief sie in ehrlicher Bewunderung: „Nein, was bist Du für eine Durchtriebene! — Der arme Mann, der Dich einmal heimführt, ist ja verkauft und verloren! — Aber ich tu's, Margot; ich tu's!“

Eine Woche weilte Frau Amtsrichter Thielo nun schon in Heringsdorf. Ernst Thielo hatte wirklich so viele Gründe herausgefunden, die der Gattin darlegen sollten, wie unentbehrlich er zu Hause war, daß Frau Else überzeugt schien. Auf dem Bahnhof hatte zwischen ihnen ein rührender Abschied stattgefunden und dann war Ernst Thielo in dem angenehmen Bewußtsein nach Hause zurückgekehrt, daß er sich diesmal um die Unbequemlichkeiten einer Badereise herumgedrückt hatte.

Innerlich konnte er sein kleines Frauchen nicht genug loben. Zuerst hatte sie ja geweint; aber plötzlich hatte sie dann doch auch eingesehen, daß sein Beruf vorging. Nicht einmal geschmollt hatte sie in den letzten Tagen, obwohl er diesmal bestimmt erwartet hatte, sie würde permanent den kleinen Trosttopf aufsetzen. Ja, ja, er konnte seinen Schöpfer preisen, daß er solch ein verständiges Frauchen besaß.

Nach acht Tagen langte der erste Brief aus Heringsdorf bei dem Amtsrichter an. Er lautete:

Heringsdorf, den 11. Juni.

Mein lieber Ernst!

Acht Tage bin ich nun schon in Heringsdorf und ich fange allmählich an, mich einzuleben. Fast dünkt es mich eine Ewigkeit, die wir uns schon nicht gesehen haben und wenn ich bedenke, daß wir noch ein paar Wochen getrennt sein sollen, führe ich am liebsten sofort wieder heim. Bekanntschaften habe ich hier noch gar nicht gemacht; denn Du weißt ja, ich schließe mich nur schwer an. Den ganzen Tag sitze ich im Strandkorb, lese, oder denke an Dich. Ach, mein lieber Ernst, wenn diese schredliche Zeit der Trennung doch erst vorüber wäre und wir wieder gemütlich in unserm Heim beisammen säßen. Bald erhältst Du wieder einen Brief, damit Du weißt, wie es mir gesundheitlich geht. Schreibe doch auch einmal wieder und bleibe mir hübsch gesund.

Mit heißen Grüßen und Küßen

Dein unglückliches kleines Elschen.

P.S. Hoffentlich gewöhne ich mich hier bald ein, damit Du ruhig arbeiten kannst und Dir keine Sorge um mich machst.

Ernst Thielo hatte es sich gerade bequem gemacht, als der Brief ankam. Gemütlich auf dem Ledersofa seines Arbeitszimmers liegend, die vielgeliebte lange Pfeife im Munde, studierte er die zierlichen Schriftzüge immer von neuem.

Ja, so war sie nun, sein kleines tapferes Elschen. Obwohl sie sich gar nicht recht glücklich fühlte, doch besorgte, ihn nicht durch ihre Klagen in der Arbeit zu stören.

„Sm!“ — er strich sich gedankenverloren den braunen Vollbart. — Eigentlich hatte er ein wenig die Unwahrheit gesagt, als er ihr von der großen Arbeitslast erzählte, die er zu erledigen hatte. Schließlich hätte er ruhig vierzehn Tage in die Ferien gehen können; aber — hier zu Hause war es doch am gemütlichsten.

Seine Else würde sich auch schon ohne ihn eingewöhnen und er brauchte seine Bequemlichkeit nicht zu opfern.

Ja ja, diesmal hatte er sich wirklich auf schlaue Weise der verdrehten Reiferpflichtung entledigt! —

Genau acht Tage später traf der zweite Brief ein:

Heringsdorf, den 19. Juni.

Mein lieber Ernst!

Eigentlich sollte ich Dir ja sehr böse sein, weil Du Dein Frauchen so kaltblütig allein in die weite Welt geschickt hast; aber ich beginne, mich einzuleben, und deshalb sei Dir verziehen. Sei auch immer recht vorsichtig während ich fort bin und überarbeite Dich nicht!

Ich habe sich nur wenig verändert. Ich bade täglich und fühle mich bedeutend frischer. Bekanntschaft habe ich immer noch nicht so recht. Mittwoch findet im Kurhaus eine Reunion statt; aber ich werde wohl nicht hingehen; denn Du weißt ja, ich tanze nur selten und frage wenig nach lauten Vergnügungen. Vielleicht gehe ich aber doch hin, um mir die Langerweile für ein paar Stunden zu vertreiben. Übrigens noch eine Neuigkeit! Seit gestern weißt ein berühmter Afrikaforscher hier. Doktor von Badewils, glaube ich, heißt er. Er soll ein sehr interessanter Mann sein und Frau Fama berichtet, er hätte große Güter im Schiffschen. „Natürlich“ ist er noch unbeweibt und wird deshalb von den Müttern heiratsfähiger Töchter eifrig umworben. Ich sah ihn nur flüchtig, aber er machte mir sofort einen blasierten Eindruck. Solche Art Leute pflegen ja auch auf ihre Erlebnisse und ihr Vermögen lächerlich stolz zu sein. Nun, mir ist's egal. Jetzt, lieber Ernst, lebe wohl und denke recht oft an Dein

einsames Elschen!

P.S. Schreibe auch bald wieder!!!



Der neue Herrscher im Königreich Aethiopien.

Der nunmehr zur Herrschaft gelangte abessinische Thronfolger, Lid v Zeassu, ein Enkel König Meneliks. Nach einer Afsnahme im Jahre 1913.

aber doch noch gedulden. Endlich, am elften Tag, wurde sein Harren belohnt. Gegen Abend brachte ihm der Postbote ein Briefchen mit der bekannten, zierlichen Schrift.

Der Amtsrichter ließ sich diesmal gar keine Zeit, es sich gemächlich zu machen. Im Stehen erbrach er den Brief und trat ans Fenster, um ihn besser lesen zu können. Sein Inhalt lautete:

Heringsdorf, den 30. Juni.

Mein lieber Ernst!

Du hast gewiß schon auf ein Lebenszeichen von mir gewartet. Mir geht es sehr gut und ich habe mich vorzüglich erholt. Auf der Reunion habe ich mich großartig unterhalten. Unter anderen wurde mir auch der berühmte Afrikaforscher Herr Doktor Kuno von Badewils vorgestellt. Ein äußerst interessanter Mann, und gar nicht blasier, wie ich erst glaubte. Wir haben uns sehr angeregt unterhalten, sehr zum Ärger der anderen verheirateten und unterheirateten Damen, die ihn gern mit Beschlag belegt hätten. Du weißt nicht, was für ein glänzender Causeur und schneidiger Tänzer er ist, trotzdem er mehrere Jahre im schwarzen Erdteil nur unter Wilden zugebracht hat. Ich wollte, Du könntest ihn auch kennen lernen!

Es grüßt Dich Dein Elschen!

Als Ernst Thielo diese Zeilen gelesen hatte, zog sich seine Stin in finstere Falten. Gewiß, er dachte sich nichts Schlimmes; er vertraute felsenfest auf die Treue seiner Frau; aber er fühlte sich doch verpflichtet, ihr den folgenden Brief zu schreiben:

Mein Liebes, kleines Etzchen!

Dein Brief hat mir eigentlich etwas bereitet. Du tanzt doch nicht zu viel? Du weißt, bei Deiner zarten physischen Konstitution ist ein häufiger Aufenthalt in einem heißen, staubigen Tanzsaal nicht ratsam. Schone Dich ja recht, damit Du Dich auch wirklich erholst! Kannst Du Dich nicht an ein paar Damen anschließen, mit denen Du Spaziergänge in der frischen Luft machen könntest? Übrigens von Deinem sogenannten Doktor von Badewils habe ich noch nie gehört. Das scheint wohl mehr eine zweifelhafte Berühmtheit zu sein. Halte auf alle Fälle die Augen offen; denn Du weißt, in einem Seebade finden sich allerlei fragwürdige Existenzen ein. Jedenfalls werde ich mich über diesen famosen Afrikaforscher einmal näher erkundigen und ihn etwas schärfer unter die Lupe nehmen. Also, überanstrengte Dich nicht

und vergesse nicht  
Deinen Ernst!



Jules Claretie †  
langjähriger Leiter des Théâtre français.

Wieder verging eine Woche, da brachte der Postbote dem Amtsrichter eine Postkarte, die in einer Ortschaft in der Nähe Heringsdorfs abgestempelt war. Sie war nur flüchtig mit Bleistift geschrieben und enthielt die lateinischen Zeilen:

Lieber Ernst! Von einem herrlichen, genussreichen Spaziergang die herzlichsten Grüße. Herr von Badewils hat sich meiner ritterlich angenommen und wacht mit brüderlicher Sorgfalt darüber, daß ich genügend an die frische Luft komme.

In einer Ecke standen noch in einer etwas unbeholfenen, feilen Handschrift die Worte: Ergebenste Grüße erlaubt sich zu senden, unbekannterweise K. von Badewils, Dr.

Der Amtsrichter Ernst Thielo war wie vom Donner gerührt. Er schleuderte die lange Pfeife in die Ecke und schritt wie ein gereizter Tiger im Zimmer auf und ab.

Nein, das ging ihm denn doch über die Hutschnur! Mit diesem wildfremden Menschen, der vielleicht ein geliebener Hochstapler war, machte seine Frau ausgedehnte Spaziergänge! — Dieser „Steer“ nahm sich das Recht, über seine Frau mit „brüderlicher“ Sorgfalt zu wachen? —

Thielo lachte wild auf. — Solche Redensarten kannte man schon. Das hatte man davon, wenn man die Frau alleine ins Bad reisen ließ. Hier hieß es schnell handeln, ehe größeres Unheil angerichtet war. Schreiben hatte keinen Zweck; er mußte selbst reisen, und zwar sofort! Vertretung konnte er leicht finden, und weil er ja nicht wußte, was seiner in Heringsdorf wartete, war es am besten, er nahm gleich auf vierzehn Tage Urlaub. Zwar, er hatte ja gar nicht reisen wollen; — aber wo es sich um sein Eheglück handelte! —

Ernst Thielo mochte diesen Gedanken nicht weiterspinnen. Grollend, und vor sich räsonierend begab er sich an den Schreibtisch und zog das Kurzbuch hervor.

Am nächsten Tage, kurz nach Mittag, langte der Amtsrichter Ernst Thielo in Heringsdorf an. In dem Pensionat, wo seine Frau Wohnung genommen hatte, sagte man ihm, die Frau Amtsrichter sei nicht da, sondern weile am Strand.

Thielo wagte nicht, sich zu erkundigen, ob der Herr Doktor von Badewils vielleicht auch in ihrer Gesellschaft dort sei, denn er fürchtete, irgendeine Skandalgeschichte aufgetischt zu bekommen.

Wie ein rächender Gott stapfte er zum Strand hinunter und hielt Ausschau nach der Gattin. Wenn er in der Ferne zwei Personen verschiedenen Geschlechtes in traulicher Zwiesprache beisammen sah, begann sein Herz höher zu klopfen und sein Schritt beschleunigte sich. Endlich fand er die Gesuchte!

Sie saß ganz harmlos allein in ihrem Strandkorb und las in einem Büchlehen. Als sie ihren Gatten gewahrte, der mit gerötetem Gesicht auf ihren Platz zustrebte, huschte ein spitzbübisches Lächeln über ihre gebräunten Backen und lachend rief sie ihm entgegen: „Sieh, das ist schön, daß Du endlich kommst! — Ja hatte Dich schon erwartet!“

„Mach?“ forschte Thielo etwas verblüfft; aber dann eiserte er: „Du hast Dich wahrscheinlich in der Perion geirrt! Deine Erwartung galt doch wohl Deinem sogenannten Doktor und Afrikaforscher, unter dessen speziellen Schutz Du Dich gestellt hast. Wo ist denn dieser treffliche Herr? Ich hätte Lust, mir diesen Gentleman einmal etwas näher anzusehen!“

Lächelnd ließ Frau Else ihres Gatten Zornausbruch über sich ergehen; aber als er einmal nach Luft schnappte, warf sie heiter ein: „Leider kann ich Dir das Vergnügen nicht verschaffen. — Der Doktor ist nicht da!“

„So — und warum nicht?“ höhnte Thielo. „Der Herr Doktor ist wohl ausgeniffen in richtiger Voraussicht, daß ich kommen würde, um diesem Jdyll ein jähes Ende zu bereiten!“

Der Amtsrichter wollte noch weiter poltern; aber plötzlich hielt er inne und blickte wenig geistreich auf seine Gattin, die sich in Lachkrämpfen in ihrem Strandkorb wand.

„Wieso, was ist denn hier zu lachen?“ forschte er unsicher. Frau Else faßte seinen Arm und zog ihn an ihre Seite. „Aber Deine Eifersucht lache ich, Du schlauer Mann, der diesmal doch in die Falle ging. — Hältst Du mich denn einer Untreue für fähig?“

„Nein, — aber der Doktor!“ beharrte Thielo eigensinnig. „Existiert gar nicht, Du lieber, einfältiger Wüterich!“ lachte die junge Frau. „Nur aus Deinem Bau wollte ich Dich herauslocken, damit Du mir Gesellschaft leistest, denn ich wußte wohl, daß es mit Deiner Arbeitslast nicht so schlimm war.“

„Also getäuscht hast Du mich?“ lächelte Thielo, schon halb beruhigt. „Und die Unterschrift auf der Karte?“

„Habe ich selbst zurechtgetrigelt!“ gestand Frau Else mit schelmischem Lächeln. „Ja, Margot hat recht, in einem Punkte seid ihr Männer mit Blindheit geschlagen.“

„Eine Art Urkundenfälschung hast Du also auch noch begangen,“ scherzte der Amtsrichter, der nun erkannte, daß er das Opfer einer schlaun angelegten Frauenlist geworden war. „Na, warte, zur Strafe bleibe ich jetzt vierzehn Tage hier — und von jetzt an wache ich mit brüderlicher Sorgfalt über Dich. — Ist's Dir so recht?“

„Natürlich!“ jauchzte die junge Frau, und ein langer, inniger Kuß besiegelte diesen Vertrag.

## Unsere Bilder.

Jules Claretie, der in Paris, 73 Jahre alt, gestorben ist, war auch Jahre hindurch Administrator der Comédie française. Claretie, ein einflussreiches Mitglied der Academie, war nicht nur ein hervorragender Bühnenleiter, sondern auch ein bedeutender Schriftsteller. Aus früherer Zeit liegen eine ganze Anzahl Romane und Dramen von ihm vor, und bis in seine letzten Tage schrieb er gern gelesene Plaudereien für Zeitschriften und Tageszeitungen.

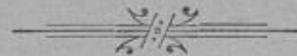


Oberst v. Reuter,  
der Kommandeur der Baberner Garnison.

Ministerpräsident von Hertling in den Grafenstand erhoben. Graf von Hertling mit Frau und Tochter auf einem Spaziergang. Der bayerische Ministerpräsident v. Hertling wurde in Anerkennung seiner Verdienste in der Regenschäftsfrage vom König Ludwig III. in den Grafenstand erhoben.

Königin Sophie von Schweden, die Witwe König Oskars II. und Mutter des gegenwärtigen Königs Gustav V., eine geborene Prinzessin von Nassau, ist, 77 Jahre alt, in Stockholm verstorben.

Fürstin Leopold von Hohenzollern starb, 68 Jahre alt, in Sigmaringen. Die Fürstin-Mutter von Hohenzollern war eine geborene Infantin von Portugal und eine Großtante des früheren Königs Manuel von Portugal, der ihre älteste Enkeltochter heiratete. Sie vermählte sich 1861 mit dem Fürsten Leopold, dessen Thronkandidatur in Spanien den Anlaß zum Deutsch-Französischen Krieg gab.





## Sprüche.

Wer sicher empfindet, Großes geleistet zu haben, der lächelt über den Tadel; aber wer sich ungewiß fühlt, hat Grund, ihn zu fürchten und läßt sich leicht hinreißen, denjenigen zu hassen, welcher ihn auspricht.

Der reinste Schatz, den uns das Leben bietet, ist fleckenloser Ruf.

**König Konstantin von Griechenland und seine Familie.** Das behaglich anmutige Bild auf Seite 29 dieser Nummer führt uns ins Athener Königsschloß: in einem würdevoll einfach ausgestatteten Raum sitzt die königliche Familie am Frühstückstisch. In Wirklichkeit dürfte um diese Zeit ein Besuch im Königsschloß, der Anblick einer so reizenden Szene königlichen Familienlebens uns einfachen Sterblichen schwer zugänglich sein. Der Athener Photograph, von dem das Bild stammt, bildet für gewöhnlich auch keine Ausnahme von der Regel, obwohl er längst Hofphotograph ist; es ist also anzunehmen, daß er in allerhöchstem Auftrage gehandelt, daß er die Aufnahme zu Geschenkweden für die königliche Familie angefertigt hat. Sie stammt ja aus der Zeit vor Weihnachten, sie stand vielleicht in größerer Ausführung und in kostbarem Rahmen mit unter der Weihnachtstanne im Berliner Königl. Schloße, unter der der Kaiser die Geschenke seiner Geschwister aufgebaut fand. Denn die glückliche Mutter mit dem Kinde auf dem Bild, die Königin Sophie von Griechenland, ist ja eine geborene Prinzessin von Preußen, des Kaisers zweitjüngste Schwester. Auch der neben der Königin sitzende jetzt dreißigjährige Kronprinz Georg ist in Deutschland gut bekannt. Er hat bis vor einigen Jahren als Oberleutnant beim Garderegiment zu Fuß in Potsdam Dienst getan; er wurde auch einmal eine Zeitlang für den zukünftigen Verlobten der Prinzessin Viktoria Luise, der jetzigen Braunschweiger Herzogin, gehalten, was wohl mehr eine Verleumdung der bestehenden sehr herzlichen verwandtschaftlichen Beziehungen war. Der König sitzt auf unserem Bilde zu dem Doppelrelief seines Ansehens als Feldherr, als kluger König, dem das Griechenland unserer Tage einen neuen Aufschwung verdankt, den gewinnenden Eindruck eines im Kreise der Seinen glücklichen Familienvaters. Seine Vorliebe für das deutsche Heer und dessen Einrichtungen ist bekannt, sie hat ihn ja erst unlängst in einen Diplomatenkrieg mit Frankreich verwickelt. Weniger bekannt dürfte sein, daß König Konstantin fließend deutsch spricht und daß

er seinerzeit als ganz junger Prinz von dem deutschen Gelehrten Lüders erzogen worden ist. Ebenso fließend wie die deutsche, beherrscht er aber auch die englische und französische und selbstverständlich auch die griechische Sprache. Er steht gegenwärtig im 45. Lebensjahre, die Königin ist um zwei Jahre jünger. In seiner glücklichen Ehe wurden dem griechischen Königspaar drei Söhne und drei Töchter geboren: außer dem Kronprinzen, die mit der jetzt siebenjährigen Prinzessin Helene rechts vom König sitzenden Prinzen Alexander und Paul, zwanzig und zwölf Jahre alt, die zehn-jährige Prinzessin Irene neben dem Kronprinzen und die kleine, im Mai dieses Jahres geborene Prinzessin Katina (Katherina) im Schoße der Mutter.

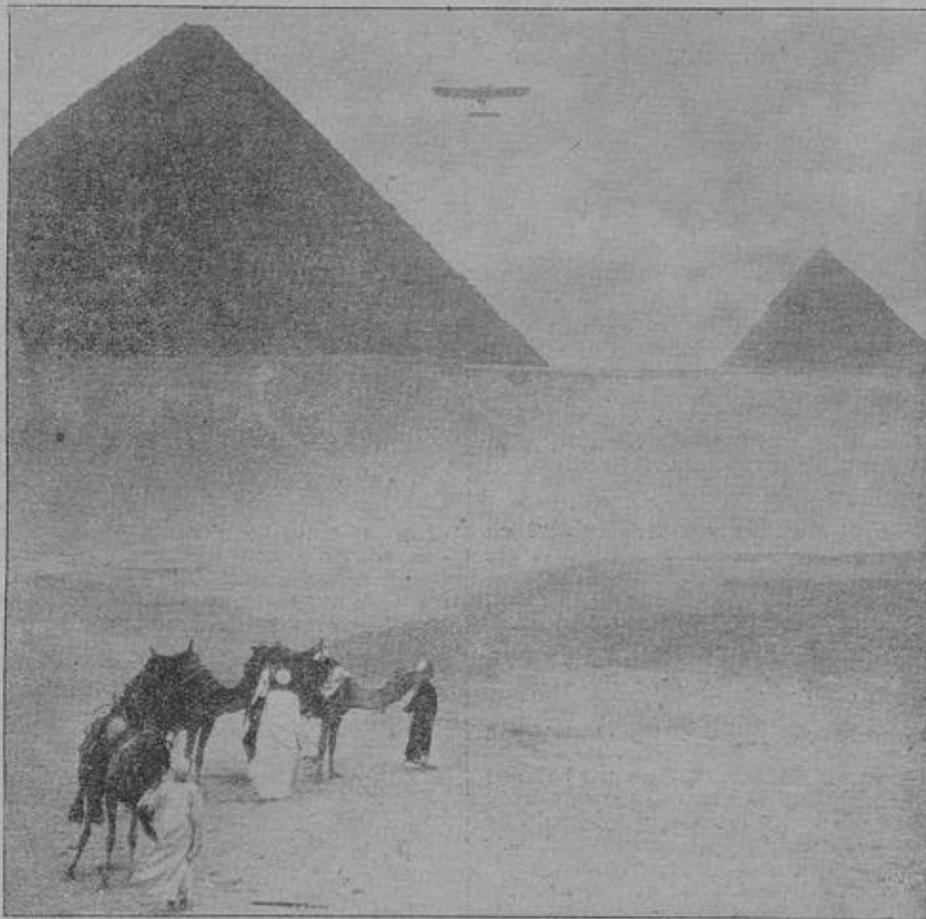
Auftrag, die Bergwerke im Harz und die Kohlengruben Sachsens wissenschaftlich zu erforschen. Er hat diese Aufgabe aufs sorgfältigste durchgeführt. Ein weithin bekanntes Werk über die Bergwerke und Salinen Sachsens war das Produkt seiner Forschungen. Auf Grund dieses Wertes wurde Wunderwald nach Bad Sulza berufen, wo er mehr als 50 Jahre lang tätig gewesen ist. Die Saline von Bad Sulza hat er auf die höchste Stufe der Entwicklung gebracht.

**Das Versuchslaninchen.** Der Arzt zu seinem Patienten: „Und vor allem, befolgen Sie genau meine Verordnungen. Und wenn Sie Erleichterung verspüren, teilen Sie es mir mit: ich leide seit fünf Jahren an dem Ubel . . .“

**Das Ende kommt nach.** Diener: „Eine schöne Empfehlung von meinem Herrn und da sendet er Ihnen einen Blumenstrauß!“ — Reiche Braut: „Rosen in dieser Jahreszeit? Ach, mein Bräutigam macht sich viel zu viele Auslagen!“ — „Seien Sie unbesorgt. Das wird alles erst nach der Hochzeit bezahlt!“

**Das Hilfsmittel des Friseurs.** „Hören Sie auf!“ jagt der Kunde im Friseurladen zu dem ihn bedienenden Gehilfen, „warum erzählen Sie mir nur so fürchterliche Geschichten von Gespenstern und Räubern?“ — „Ach, entschuldigen Sie, mein Herr,“ antwortete der Gehilfe, „aber wenn ich solche Geschichten erzähle, so stehen den Kunden die Haare zu Berge, und dann schneidet's sich leichter.“

**Im Gebirge.** Touristen (am Gasthaus „Zum Riesenfall“): „Herr Wirt, könnten wir wohl den Wasserfall besichtigen?“ — Wirt: „Bedauere, meine Herrschaften, der Fall bleibt leider heute gestaut, weil meine Frau das Wasser morgen notwendig zur großen Wasche braucht!“



Der französische Flieger Vedrines zwischen den Pyramiden.

**Vom Karrenschieber zum Berggrat.** In Bad Sulza starb kürzlich, 79jährig, ein in der Bergwirthschaft hochangesehener Mann, der Salinen-Oberinspektor Berggrat Wunderwald. Wunderwald hat seine Laufbahn lediglich seiner Zähigkeit und Energie zu verdanken. Er wurde im Königreich Sachsen als der Sohn eines einfachen Bergmanns geboren, und seine Eltern dachten nicht daran, den Jungen etwas anderes als auch Bergmann werden zu lassen. So begann er seine Laufbahn in der Tat als Karrenschieber in den Freiburger Bergwerken. Der Jüngling benötigte aber jeden freien Augenblick zur weiteren Ausbildung und es gelang ihm, als er noch nicht zwanzig Jahre alt war, den Befähigungsnachweis für den Besuch der Bergakademie in Freiberg zu erlangen. Nachdem er seine Studien vollendet hatte, trat er in den sächsischen Staatsdienst. Späterhin erhielt er den

## Rätsel.

Was hab' ich da im Schächtelein?  
Es ist nicht groß, es ist nicht klein;  
Nicht klappert's, wenn man's schüttelt;  
Es ist nicht dick, es ist nicht dünn,  
Nicht leicht, nicht schwer, nicht blau, nicht grün,  
Zerbriecht nicht, wenn man's rüttelt.  
Der Kaufmann hat es nirgends feil,  
Es ist des Bettelmannes Teil;  
Der Geizhals gibt es gerne her —  
Nun ratet fein, es ist nicht schwer.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Taschentuch.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
L. Kellen, Dresden (Rubr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebrun & Koenen, Essn (Anze).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr 5

Sonntag, den 1. Februar

1914

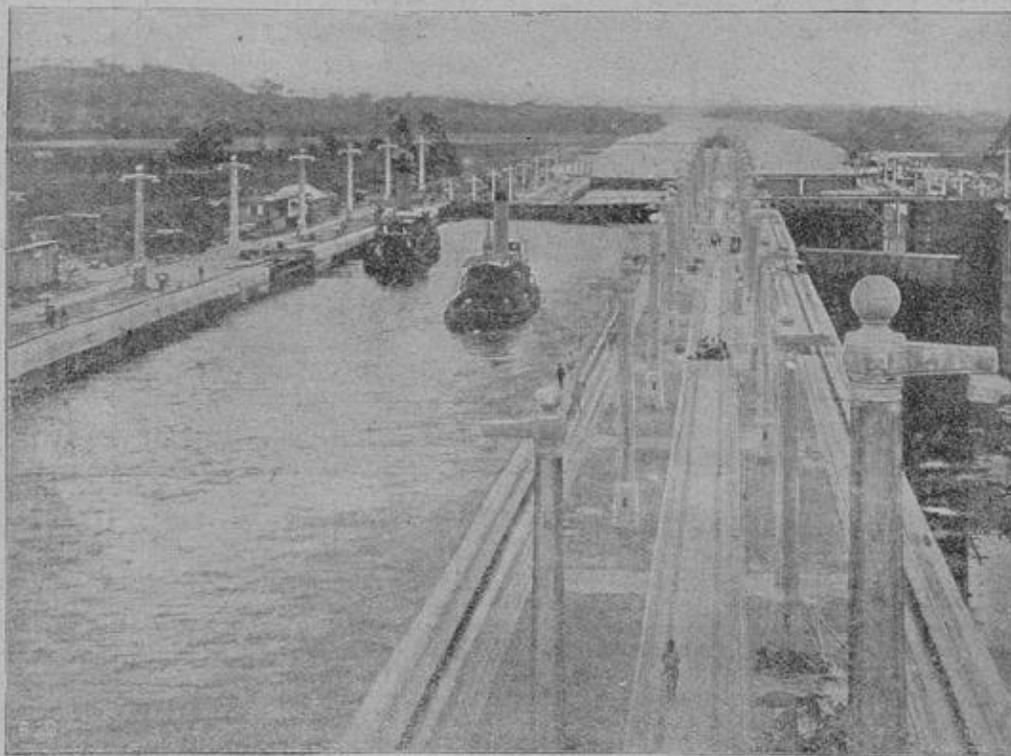
## Der Panamakanal.

Von Hans Rabenhof.

(Nachdruck verboten.)

Die moderne Technik in Verbindung mit kühnem Unternehmungsgeiste hat an der Erdoberfläche Veränderungen vor-

Erfüllung unsere Vorfahren vielleicht als



Zur Vollendung des Panama-Kanals.

Ein amerikanischer Regierungsdampfer auf der Fahrt vom Atlantischen nach dem Stillen Ozean.

genommen, deren Erfüllung unsere Vorfahren vielleicht als Märchen träumten. Hohe Gebirge wurden kilometerlang durchbohrt, um den Eisenbahnverkehr über die Alpen hinweg durchführen zu können, Niesenbrücken überquerten weite Täler und Seen, kühne Phantasten wollten das Mittelmeer in die tiefer gelegene Wüste Sahara abteilen. Der Menschengeist verändert das Antlitz der Erde. Zu den kühnsten und gewaltigsten Unternehmungen der neuzeitlichen Technik gehört nun der Panamakanal, dem kein geringeres Ziel gesetzt ist, als den Atlantischen mit dem Stillen Ozean zu verbinden. Wie es Deutschland möglich ist, seine Schlachtschiffe binnen weniger Stunden durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal von der Nord- in die Ostsee zu befördern, so haben die Vereinigten Staaten ein Interesse daran, ohne den zeitraubenden Umweg über Feuerland rasch ihre Geschwader von einem Meere zum anderen zu lenken, insbesondere seitdem nach der Niederlage Rußlands das aufstrebende Japan ein gefährlicher Konkurrent für die Herrschaft im Stillen Ozean geworden ist.

Jedermann weiß aus der Landkarte, daß Nord- und Südamerika durch einen schmalen Landstreifen verbunden sind, der gleichsam dazu auffordert, ihn zu durchstechen. Der Gedanke eines Kanals beschäftigte schon die alten Mexikaner im Jahre 1532, und auch in den folgenden Jahrhunderten war diese Absicht nie ganz erloschen. Im Jahre 1872 wurden die Bodenverhältnisse zum erstenmal genau geprüft und man erkannte, daß die Landengen von Panama und von Nicaragua gleichmäßig geeignet wären. Eine französische Kommission kam zu dem Ergebnis,

daß die Strecke die beste wäre, welche bei Colon an der Manzanillainsel beginnt und westlich von Panama endet. Ein internationaler Kongress wurde im Jahre 1879 von Lesseps nach Paris berufen und der Bau dieser Kanalstrecke beschlossen. Der Kanal wurde im Jahre 1881 in Angriff genommen, infolge technischer und finanzieller Schwierigkeiten erfolgte aber am 4. Februar 1889 die Banterotterklärung der Gesellschaft, nachdem die Franzosen etwa 1 1/2 Milliarden Franken in das Niesenunternehmen hineingesteckt hatten. Nun traten die Amerikaner auf den Plan und kauften Kanal, Bahn und Material den Franzosen ab. Panama erklärte sich als selbständige Republik und trat den Nordamerikanern einen ganzen, zehn englische Meilen breiten Landstreifen ab. Die Weiterarbeit begann.

Der Panamakanal brachte Schwierigkeiten ganz besonderer Art. Nicht nur die zerrissene Gestaltung des Bodens erhöhte die baulichen Schwierigkeiten. Vor allem ist das Klima des Isthmus verächtigt. Die zu geringe Berücksichtigung der sanitären Verhältnisse begründete einen guten Teil der französischen Mißerfolge. Die Nordamerikaner haben daher sofort die allgemeinen Ge-

sundheitsverhältnisse des ganzen Gebietes mit Einschluß der Städte Panama und Colon zu heben getrachtet. Der Isthmus ist in der tropischen Zone gelegen und hat bei sehr geringem Temperaturwechsel eine durchschnittliche Tagestemperatur von 22 bis 30 Grad Celsius. Die Luft zeigt im ganzen einen hohen Feuchtigkeitsgehalt. Niederschläge sind sehr zahlreich. Dieser klimatische Charakter läßt es begreiflich erscheinen, daß die Kanal-Kommission trotz hoher Löhne und umfassender Wohlfahrtseinrichtungen oft genug unter dem Mangel von namentlich tüchtigen Leuten zu leiden hat. Die Gesundheitskommission ist daher von gleich großer Wichtigkeit wie die Tüchtigkeit der Ingenieure. Der Isthmus von Panama war bisher ein Fieberherd ohne Gleichen. Unter französischer Leitung war die Sterblichkeit namentlich der Europäer außerordentlich groß. Die Amerikaner schickten alsbald ein auserlesenes Arztkorps und erprobtes Wartepersonal nach der

Kanalzone, um die Krankheitsquellen zu studieren und hygienische Vorkehrungen zu treffen. Der Erfolg besteht darin, daß seit Mai 1906 das gefürchtete, meist tödlich verlaufende gelbe Fieber und seit August 1905 die Beulenpest gänzlich aus der Kanalzone verschwunden sind. Die amtliche Statistik zeigt ferner, daß die Sterblichkeits- und Erkrankungsziiffern kaum viel höher sind als in den Städten der Union.

Die schlimmsten Feinde sind die Moskito's. Sie gelten als Uebertrager der Krankheitskeime des gelben Fiebers. Man hat nun in den Umgebungen der Wohnungen das Land von den Sümpfen durch Abzugskanäle befreit, welche erfahrungsgemäß als die Brutherde der Moskito's anzusehen sind. Gestrüpp und Schilfrohr wurden ausgerottet, Fenster und Türen der Wohnungen mit Moskitogittern versehen. Neben nüchternen und hygienischer Lebensweise ist für den Torpenbewohner die Reinlichkeit sehr wichtig. Man legt daher großes Gewicht auf die Reinhaltung der Aborte; man begann in den Städten Panama und Colon zahlreiche Straßen zu pflastern, sorgte für befriedigende Wasserzufuhr und Abwasserverhältnisse. Die Beschaffung guten Trinkwassers für Arbeiter und Angestellte war eine Hauptfrage der Gesundheitskommission. Man hat den Weg des Kanals entlang große Wassertanks angelegt und ein Leitungsnetz geschaffen, das den Anschluß aller Gebäude an die Leitung gestattet. Auch im Falle der Krankheit ist vortrefflich gesorgt. Die Kanalcommission besitzt zehn vorzüglich ausgestattete Krankenhäuser, die über die ganze Kanalstrecke verteilt sind, ferner das in europäischer Vorzüglichkeit eingerichtete großartige Hospital der Zonenhauptstadt Ancon. Zum Zwecke des Transportes und der raschen Verbringung in die Hospitäler läuft täglich ein Hospitalzug von Colon nach Panama. Ferner ist jeder Platz mit schnellen Ambulanzen und Maßnahmen für plötzliche Unglücksfälle eingerichtet.

Was die Wohnungen der Arbeiterbevölkerung anlangt, so sind dieselben im ganzen geräumig, luftig und reinlich. Die Frauen und Töchter der verheirateten Regier bedienen sich bei ihren Mahlzeiten der von der Regierung erbauten Schuppen. Es handelt sich in der Kanalzone um die ständige Verpflegung von etwa 50 000 Personen, welche über einen Landstrich von über 500 englischen Quadratmeilen zerstreut wohnen. Das Departement des nordamerikanischen Kriegssekretärs in Washington hat die Verproviantierung übernommen. Die Nahrungsmittel werden den Familien, den öffentlichen Verkaufsplätzen und den Hotels und Speisehäusern für ledige Angestellte zugeführt. In diesen Regierungshotels erhält man zum Preise von 30 Cent nach der Goldwährung ein Mittagessen, wie es in den Vereinigten Staaten für 50 Cent nicht besser geliefert wird. Auch ist es überaus reichlich. Spirituosen werden nicht verabreicht, wohl aber zur Fernhaltung von Fiebern ein chininhaltiges Getränk, das in bezug auf seinen Zweck gute Erfolge aufweist. Auch für die Erholung ist bestens gesorgt. Die Kommission hat an vier Orten Klubhäuser zum Höchstpreise von 7500 Dollar gebaut. Man findet in ihnen ein Unterhaltungslotal, einen Schreibsaal, Billardräume, Versammlungshalle, Regelpark, Turnplatz, Duschbäder, Bibliotheken usw. Auch sind an größeren Plätzen Gebäude für religiöse Versammlungen errichtet worden. Ferner gibt eine gut ausgerüstete Musikbande an den verschiedenen Stellen des Kanals Konzerte und sorgt auf diese Weise für Erholung und Abwechslung. Dem Sport dienen die jedem Amerikaner fast unentbehrlichen Baseballklubs. Die Arbeiter und Beamten erfreuen sich ferner einer fürsorglichen Urlaubsregelung. Nach zehn Monaten Dienstzeit folgen anderthalb Monate Urlaub, welche stets „außerhalb der Tropen zu verbringen sind“. Die Arbeitszeit ist während der heißen Tageszeiten auf die Zeit von 7 bis 11 Uhr vormittags und auf 1 bis 5 Uhr nachmittags festgesetzt. Jedoch herrscht meist gegen 9 Uhr morgens eine oft unerträgliche Temperatur. Die in allen felsigen Teilen des Kanalgebietes nötigen Sprengungen, Erdrutsche, der starke Bahnfracht- und Transportverkehr, elektrische Hochspannungen und andere Momente führen naturgemäß zu Unfällen, die jedoch ein starkes

Uebermaß nicht erreichen. Bei schwerem Unfall wird für die Zeit eines Jahres volle Gehaltszahlung gewährt. Für den Todesfall erhalten die Witwen, Kinder unter 16 Jahren oder Verwandte diese Summe. Diese Einrichtung ist um so beachtenswerter, als sonst in ganz Amerika keinerlei gesetzlich fixiertes Recht auf Unfallentschädigung besteht.

Das Post-, Telegraphen- und Telephonwesen ist nach amerikanischem Muster organisiert. Insbesondere das Telephon spielt eine große Rolle. Die Kinder der Arbeiter werden in zehn Elementarschulen und zwei höheren Schulen unterrichtet. Weiße und Farbige sind voneinander getrennt. Für die Aufrechterhaltung der Ordnung sorgt ein Polizeikorps von 300 Mann. Die Gefängnisse sind meist hoch umzäunte Steinbauten, während fast alle anderen Gebäude den Kanal entlang aus Holz errichtet sind. Jeder Posttransport, insbesondere die zu Gehaltszahlungen monatlich notwendigen Geldtransporte sind durch Polizeibedeckung geschützt.

Dieser gewaltige Verwaltungs- und Arbeitsapparat verschlingt naturgemäß enorme Summen und repräsentiert Miesenwerte. Zunächst sei erwähnt, daß das Kanalzonengebiet aus dem Besitz der Republik Panama durch Kauf an die Vereinigten Staaten für 12 Millionen Mark überging. Allein in den Trockenbaggern der Kanalcommission ist eine Summe von 7 bis 8 Millionen Mark angelegt. Die Kohleneinfuhr in die Kanalzone beträgt monatlich etwa 25 000 Tonnen, steigt sich aber gelegentlich auf 40 000 Tonnen. Allgemein sei noch hingewiesen auf die Werte, die dargestellt sind im Bahnwesen, sowohl durch das vollende

Material wie durch das in den Hochbauten und den Gleisanlagen verwendete feste Material, auf den Verkauf des Besitzes der Panama-Eisenbahn für 32 Millionen Mark, auf die zu den Damm- und Schleusenbauten verwendeten Zementmengen, die ihrem Umfang nach von keinem anderen bestehenden Bauwerk erreicht werden, auf die zahlreichen in der Zone von der Kommission errichteten Gebäude, auf den Arbeitsmaschinenpark, das schwinmende Inventar und endlich auf die Eisenmengen, die in der mannigfachen Form im Kanalbau Verwendung finden. So lieferte das große Eisenwerk in Pittsburg im Juni 1910 den nahezu gesamten Eisenbedarf für die Schleusentore des Kanals, bestehend aus nicht weniger als 40 000 Tonnen in Walzeisen und 18 000 Tonnen in Profilleisen verschiedener Form.

Ganz erstaunlich sind die Löhne. Im Dienste der Kanalcommission arbeiten etwa 32 bis 33 000 Farbige, durchschnittlich einen Stundenlohn von 2,70 Mark, ein Modellhändler von 3,15 Mark; die Schiffbauer, Kupferschmiede, Zimmerleute, Telephonarbeiter und Elektromonture haben Stundenlöhne von 2,70 Mark. Bei achtstündigem Arbeitstag hat ein Arbeiter der genannten Kategorien bei 25 monatlichen Arbeitstagen einen durchschnittlichen Monatsverdienst von 130 Dollar oder 5,16 Mark. Da aber im praktischen Leben der Länder mit nordamerikanischer Golddollarwährung die Kaufkraft des Dollars schätzungsweise nur etwa 2,75 Mark ausmacht, so beläuft sich der durchschnittliche Monatsverdienst auf etwa 358 Mark, immerhin noch das Zweieinhalb- oder Dreifache des Arbeitslohnes in Deutschland. Die Arbeiter der Kanalzone stellen sich auf 125 bis 150 Dollar, Post- und kaufmännische Beamte auf 125 Dollar (5,25 Mark), die Zugführer auf 170 bis 190, die Brunnenbohrer auf 150, die Führer der verschiedenen Flußbaggertypen auf 225 Dollar. Wenn man die Gesamtgehälter berechnet, so ergibt sich nach Regel eine monatliche Zahlrolle der Kanalcommission in der Höhe von ungefähr 1 380 000 Dollar oder 5 700 000 Mark. Kaum ein Industrieunternehmen der Welt hat solche Ausgabeposten aufzuweisen.

Nunmehr einiges über den Kanalbau selbst! Zwei Systeme kamen ursprünglich in Frage, das des offenen „Seehöhenkanals“ oder das des bedeutend über dem Meerespiegel liegenden Schleusenkanals. Man entschied sich für das letztere System. Durch ein System von sechs Schleusen wird der Wasserspiegel des Kanals bis zu einer Höhe von 26 Meter über dem Meere gehoben. Das



Das neue Rheinmuseum in Koblenz.

wichtigste Zentrum dieser Schleusenanlagen ist ein Damm bei Gatun, der 1 1/2 englische Meilen lang und 2500 Fuß breit ist, d. h. eine Bodenfläche von nahezu 2 000 000 qm erreicht. Dieser Damm hat dem Wasserdruck eines Sees von 164 Quadratmeilen (420 qkm) Oberfläche standzuhalten. Seine Höhe beträgt 31 m. Er enthält 3 Doppelschleusen mit 312 m Länge, 34,5 m Breite und 12 m Tiefe, welche somit die größten heute schwimmenden Schiffe aufnehmen können. Die Schleusen arbeiten in Abstufungen von 26, 15,6 und 6,25 m Niveauhöhe. Gespeist wird dieser „See von Gatun“ durch das Wasser des Rio Chagres. Eine weitere kleinere Schleuse mit niedrigerem Damm ist in der Nähe des Ortes Pedro Miguel gelegen. Der Kanal selbst beträgt an seiner Stelle seines Laufes weniger als 300 Fuß oder 96 m. Die ganze Länge des Kanals wird sich auf etwa 45 Meilen (72 km) belaufen. Ursprünglich sollte das Kanalbett zwischen Culebra und Empire, wo durch hartes dolomitisches Gestein ein Einschnitt von 80 m Höhe und 480 m Länge gemacht werden muß, auf 200 Fuß (62,5 m) verengt werden. Allein auf eine Anordnung des Präsidenten der Vereinigten Staaten vom August 1908 bekommt der Kanal auch hier die volle Breite von 300 Fuß, was natürlich die Kosten bedeutend in die Höhe schmeißt. Neuerdings wird in amerikanischen Fachkreisen der Gedanke des Seehöhenkanals wieder erörtert. Derselbe würde 169 Millionen Dollar mehr erfordern. Die Nachteile des Schleusensystems bestehen in der eventuellen Wasserarmut des Gatunsees in der trockenen Jahreszeit, in Dammrutschungen und in der bei dem Vulkancharakter dieser Gegenden nicht seltenen Erdbebengefahr. Die Kosten des Seehöhenkanals sind um 60 % höher als die Kosten des Schleusensystems; die Ausgleichung der verschiedenen Stärke von Ebbe und Flut an der pazifischen und an der atlantischen Küste des Kanalgebiets bietet die größten technischen Schwierigkeiten.

In Gesamtkosten waren ursprünglich nach dem dem Kongreß vorgelegten Kostenschlag 239 Millionen Dollar vorgesehen. Allein die Terrainschwierigkeiten, die Löhne und Gehaltserhöhungen, die überall durchgeführte Kanalbreite von 300 Fuß auch im „Culebrätschnitt“, die Steigerung der Materialpreise haben zur Folge gehabt, daß man sich auf wenigstens 450 Millionen Dollar als feste Bausumme für den Kanal und seine Befestigungen gefaßt macht.

Man kann sich ungefähr eine Vorstellung von der Großartigkeit und Massenhaftigkeit des Unternehmens machen, wenn man erfährt, daß durch die französische Kanalgesellschaft Ende 1884 erst 10 100 000 Kubikmeter ausgegraben waren, wobei zu bemerken ist, daß nach Schätzungen die Masse des auszuhebenden Grundes im ganzen mindestens 120 Millionen cbm beträgt, von denen drei Viertel auf vulkanisches Gestein, der Rest auf Tonmerde, Konglomerate, Tuff, Schlammboden und Schieferen entfällt. Mit welchen kolossalen Mitteln da z. B. am Culebrapass gearbeitet wird, erhellt aus dem Umstand, daß an einer Stelle die Hälfte eines Hügels durch den Aufwand von 27 Tonnen oder 540 Zentner Dynamit, die alle auf einmal zur Explosion kamen, hinweggeräumt wurde. Unter den technischen Hilfsmitteln stehen an erster Linie die Dampfschaukeln, Apparate von außerordentlicher Widerstandskraft und Tragkraft. Eine solche Dampfschaukel großen Typs mit einem Gewicht von 95 Tonnen hat eine Monatsleistung von 54 000 cbm aufzuweisen. Ihre Cimer fassen 3 bis 4 cbm. Von großer Wichtigkeit sind sodann die Gesteinsbohrmaschinen. Ihre Leistungsfähigkeit geht am klarsten daraus hervor, daß sie in hartem Gestein für eine Bohrung von 12 Fuß Tiefe nicht mehr als 45 Minuten benötigen. Die Ladung dieser Bohrlöcher schwankt je nach der Art des Bodens zwischen 25 und 175 Pfund Dynamit.

Gewaltig wie die Maschinen ist der Transportverkehr. Im Kanalbett zwischen Culebra und Empire laufen 10 Eisenbahnstrecken nebeneinander her, um das Fördergut von 47 Dampf-

schaukeln fortzubringen. Die Transportwagen sind den früheren französischen Wagen gegenüber riesen. Sie bemessen 25 bis 30 Kubikards. War es früher nötig, die Abladung mühsam vorzunehmen, so entleert jetzt ein Dampfzug einen ganzen Geröllzug in kurzer Zeit von einem Ende zum andern. Im Betonwerk Gatun sind elektrische automatische Zugförderungs-systeme in Wirksamkeit. Daneben sind noch zu erwähnen die Saugbagger, Greifbagger, Cimerleiterbagger, Dampfschaukelbagger, Hochseebagger zur Vertiefung des Kanalbettes. Ferner sind zahlreiche Reparaturwerkstätten für den so umfangreichen Maschinenpark notwendig. Wenn man sich alle diese Tausende von Maschinen und maschinellen Einrichtungen im Betrieb vorstellt, bedient von mehreren Zehntausenden Beamten und Arbeitern, so kann man sich ein lebhaftes Bild machen von der Großartigkeit und der Wucht dieses großen Unternehmens am Panamakanal.

Es läßt sich begreifen, daß ein solches Riesenwerk mit so großen Schwierigkeiten auch zahlreiche Bedenken ob seiner endgültigen Herstellung und seines Wertes auslöst. Während der ehemalige Präsident Roosevelt optimistischen Anschauungen huldigt und mehr oder weniger berechtigte Einwände zu zerstreuen unternommen hat, gibt es Fachleute, welche heute noch nicht



Skiport in der Großstadt: Eine Schneeschuhläuferin in der Siegesallee in Berlin.

mehr und nicht weniger als früher das ganze Kanalsystem anzweifeln und der Ansicht sind, daß nur das System des offenen Meeres-niveaukanals eine sichere und unterbrochene Benützung des Kanals gestatten würde. Weitere Bedenken gipfeln in der Hochwassergefahr des Rio Chagres, der eine unheimliche und unbekannte Größe sei. Ein ungeheurer Damm mit Stausee zur Aufnahme etwaiger plötzlicher Hochwässer sei eine weitere bauliche Notwendigkeit. Auch die Stärke des Dammes des Gatunsees wird wegen ihrer Haltbarkeit angezweifelt. Weitere Bedenken, die z. B. der Geographieprofessor Karl Sapper in Tübingen geäußert hat, lauten dahin, daß ein höchst nachteiliger Bürokratismus in der Kanalverwaltung eingerissen sei. Auch die Sanierung des Isthmus von Panama würde in einem zu rosigem Lichte geschildert. Doch war die Entwicklung in den letzten Jahren wieder günstiger und läßt für den endlichen Abschluß eine zuverlässigere Perspektive offen. Trotz aller Einwendungen scheinen die Optimisten recht behalten zu sollen.

Ohne weiteres läßt sich bereits ein Bild zeichnen von der Bedeutung des Panamakanals nach seiner Vollendung. Der Panamakanal ist unter der Anteilnahme und dem Interesse der ganzen Welt erbaut worden. Chinesen und Neer haben ihre Hände,

Europäer und Amerikaner ihre geistigen Kräfte als Ingenieure und Boamen dazu hergegeben.

Betrachten wir zunächst den militärischen Gesichtspunkt. In Friedenszeiten kann der Panamakanal von allen Nationen befahren werden. Aber die Amerikaner können jederzeit den Durchgang verwehren. Das bedeutet für sie ein gewaltiges Stück Macht. Zu diesem Zwecke wird der Kanal an beiden Seiten sehr stark befestigt. Außer diesen Befestigungen ist noch eine Flottenstation für Kohlen, Ausrüstungsgegenstände, Reparaturen notwendig mit einem geschützten Hafen. Da die Vereinigten Staaten zwei Küsten zu verteidigen haben, so besteht der große strategische Wert des Panamakanals darin, daß die amerikanische Kriegsflotte nach Belieben der einen oder anderen Seite rasch zugeführt werden kann. In handelspolitischer Beziehung wird der Panamakanal zunächst die amerikanischen Staaten einander selber näher bringen. Vor allem werden Kanada und Kalifornien mit ihren ungeheueren Reichtümern an Erzbergwerken, Kohlen und Obstkulturen dem amerikanischen und dem europäischen Markte näher erschlossen werden. Für den Weltverkehr aber bedeutet der Panamakanal das Prinzip der Verkürzung des Transportes und der Verbilligung der Frachten. Der Weltmarkt zieht sich durch den Panamakanal auf den kleineren Raum zusammen. Sowohl China, Japan, wie die Inseln des Stillen Ozeans sind nicht nur der Ostküste Amerikas, sondern auch an Europa bedeutend näher gerückt. Das gleiche gilt von den Weststaaten Südamerikas.

Der Panamakanal ermöglicht eine ganze Reihe neuer Verkehrslinien, die alle den Zweck haben, das wirtschaftliche Leben der beteiligten Staaten außerordentlich zu heben. Man vergegenwärtige sich nur die Linie Neu-York—Panama—San-Franzisko—Maska; Neu-York—Panama—Honolulu—Japan—China bzw. Philippinen; Neu-York—Panama—Sydney—Neuseeland;

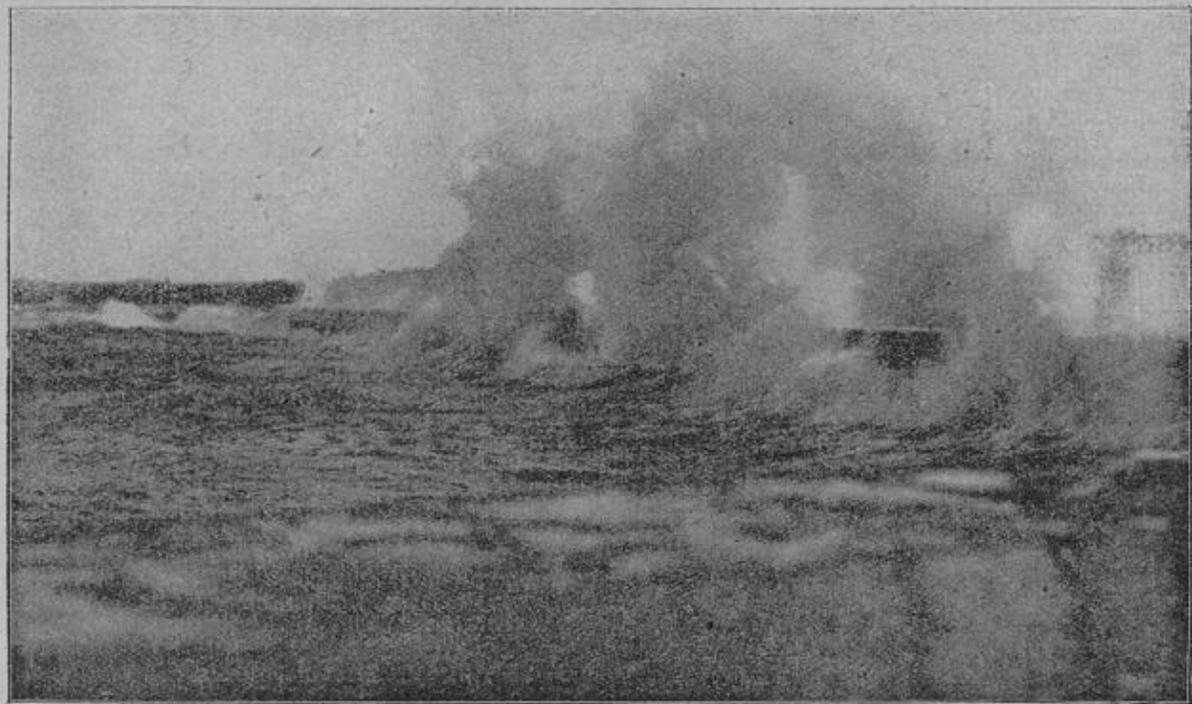
der Weltverkehr durch den Suezkanal ohne Zweifel eine Einbuße erleiden wird. Daß durch seinen Bau und seine Wirksamkeit das panamerikanische Gesamtinteresse erheblich gewinnen wird, dürfte keine Frage sein. Professor Sapper faßt die ganze Bedeutung des Panamakanals in folgende Worte zusammen: „Der Zweck des Kanals ist vor allem die Hebung der Wehrkraft der Vereinigten Staaten durch Schaffung eines Weges, der ihrer Flotte eine rasche Verbindung zwischen der atlantischen und

pazifischen Küste ermöglicht, sowie die Hebung der nordamerikanischen Wirtschaftsverhältnisse, insbesondere der Industrie und des Handels der nordamerikanischen Ost-, Mittel- und Südstaaten; der Panamakanal soll die Vereinigten Staaten in der Stand setzen, nicht nur in dem Handel der Weltstaaten Südamerikas die europäische Konkurrenz zu verdrängen, sondern selbst den ganzen Pazifischen Ozean kommerziell zu erobern. In dem großen wirtschaftlichen Ringkampf zwischen den Vereinigten Staaten und den Ländern des alternden Europa soll der Panamakanal eines der ausschlaggebenden Kampfmittel werden, kann er ja doch selbst dem Suezkanal einen Teil seines Verkehrs entziehen, so etwa, den englisch-australischen Handel.“

Da für die Amerikaner so außerordentlich hohe materielle Interessen auf dem Spiele stehen, so wird in Anbetracht der starken Energie dieses Volkes niemand zweifeln, daß der Panamakanal seinem Zweck unter allen Umständen zugeführt wird. Bei einem solch komplizierten Unternehmen den Tag der Eröffnung bereits bestimmen zu wollen, ist Zeitungschreiber sucht. Aber für das Jahr 1915 oder 1916 kann aller Wahrscheinlichkeit nach seine Eröffnung stattfinden. Welche Folgen diese neue große Weltstraße für den europäischen, besonders den deutschen Handel nach sich ziehen wird, liegt im Schoße der Zukunft. Wenn wir auch den Panamakanal als ein Wunder-



Der Schauplatz der verheerenden Deichbrüche an der Ostküste.



Von der Sturmflutkatastrophe an der Ostküste.

Neu-York—Panama—Ecuador—Peru—Chile. Alle diese Staaten erhoffen von der Eröffnung des Panamakanals einmal ein stärkeres Einströmen von Arbeitern, andererseits eine gesteigerte Belegung ihrer Exportartikel. Insbesondere hoffen die Amerikaner Maska mit seinen reichen Bodenschätzen in nutzbringenderer Weise als bisher ausbeuten zu können. Auch der Amerikahandel mit Australien findet ohne Zweifel durch den Panamakanal einen intensiveren Austausch. Der Panamakanal wird auch eine Schwächung der englischen Welt handelsinteressen bedeuten, indem

wert der modernen Ingenieurkunst preisen, so können wir seinen Einfluß auf unser Wirtschafts- und Handelsleben in etwas weniger freudiger Stimmung vorahnen.

### Spruch.

Sich selbst bekämpfen, ist der allerschwerste Krieg,  
Sich selbst besiegen, ist der allerschönste Sieg.

## Die Seemannsbraut.

Ein deutscher Seeroman von D. Eiser.

(Fortsetzung.)

(Nachdr. verb.)

Binneweis beobachtete Grete eine Weile schweigend. Dann trat er auf sie zu und legte die Hand auf ihren Arm.

„Fräulein Grete,“ sagte er, „überlegen Sie sich meine Worte. Wollen wir nicht Freundschaft schließen?“

Sie schleuderte heftig seine Hand fort, als sei sie ein giftiges Reptil.

„Gehen Sie!“ rief sie zornig. „Und wagen Sie es nicht, diesen Raum wieder zu betreten! Jedes Ihrer Worte, jeder Ihrer Blicke ist eine Beleidigung für mich!“

Eine fahle Blässe überzog sein Gesicht, das einen furchtbaren Ausdruck annahm.

„Stehen wir so miteinander?“ kam es zischend zwischen seinen Zähnen hervor. „Das soll Ihnen nicht geschenkt sein.“

Und mit einer drohenden Handbewegung verließ er die Kajüte.

### Neuntes Kapitel

Tausend Meilen weit vom Lande,  
Fern im Stillen Ozean,  
Treibt das Boot durch  
Wind und Wogen  
Auf der großen Wasser-  
bahn.

Grete verließ die Kajüte nicht mehr. Ihre einzige Gesellschaft war Marie, die Frau des Kochs, eine berbe, etwa vierzigjährige Frau, die Grete nach dem Tode ihres Vaters gebeten hatte, mit ihr die Kajüte zu teilen. Marie erfüllte ihre Aufgabe als Garbedame ganz vorzüglich. Sie war eine resolute Frau und fürchtete sich selbst vor den barschen Worten des neuen Kapitäns nicht. Seit dem stürmischen Austritt zwischen diesem und Grete konnte er die Kajüte nicht mehr betreten, ohne Grete in der Gesellschaft Frau Mariens zu treffen. Oft verwehrt Marie ihm auch geradezu den Eintritt, indem sie sich, die berben Häute in die Hüften gestemmt, breit vor die Tür pflanzte und dem Herrn Kapitän mit dünnen Worten erklärte: „Das Fräulein will Sie überhaupt nicht sehen.“

Da blieb Karl Binneweis lieber ganz fort. Aber im Innern kochte er vor Aerger und er sann auf Rache. Zuweilen kam auch Fritz Grünlich, der Schiffsjunge, in die Kajüte; er war ein schwächliches Bürschchen von sechzehn Jahren; er schien sich nach den freundlichen Worten Gretes zu sehnen und nahm auch die gelegentlichen Püffe Frau Mariens gern hin; meinte sie es doch nicht so schlimm, sondern hatte eine gutmütige, herzliche Art, die ihn an seine Mutter daheim erinnerte.

Eines Tages stahl sich Fritz Grünlich mit einem schlaun Gesicht in die Kajüte, sah sich vorsichtig um und steckte dann Grete einen zusammengefalteten Zettel zu.

„Das hat mir Herr Bahnsen für Sie gegeben,“ flüsterte er. Grete las die wenigen Zeilen, in denen Henning um Nachricht bat, was sie treibe und ob er nichts für sie tun könne.

„Kann ich mich auf Dich verlassen, Fritz?“ fragte sie. Dieser legte betauernd die Hand auf die Brust. „So will ich Dir einige Worte für Herrn Bahnsen aufschreiben,“ sagte sie. „Aber Du mußt sie ihm geben, wenn es niemand bemerkt.“

Fritz versprach, die Botschaft getreu zu übermitteln und empfing das zusammengefaltete Papier, das er auch richtig und ohne bemerkt zu werden, an seine Adresse beförderte.

„Ich kann die Kajüte nicht verlassen,“ schrieb Grete. „Man will mich nicht an Land lassen, Du mußt für mich handeln. Wende

Dich in Valparaiso an den deutschen Konsul und rufe seine Hilfe an. Ich will nicht länger auf dem Schiffe bleiben.

Deine Grete.“

Henning steckte das kleine Papier in seine Brusttasche. Sein Plan war gefaßt. Noch an demselben Tage ging er zu Binneweis, der ihn in seiner mütterlichen Weise empfing.

„Wir werden in den nächsten Tagen Valparaiso anlaufen, nicht wahr, Herr Binneweis?“ sagte er.

„Sehr wahrscheinlich,“ entgegnete dieser kurz. „Haben Sie etwa Geschäfte in der Stadt?“

„Ja. Ich sehe ein, daß wir beide nicht zusammenpassen, und um allen Unannehmlichkeiten aus dem Wege zu gehen, möchte ich in Valparaiso das Schiff verlassen.“

Binneweis sah ihn scharf an.

„Sie wissen, daß Sie bis zur Heimkehr Kontrakt haben?“ sagte er.

„Ja, ich weiß. Aber ich bitte, mich von dem Kontrakt zu entbinden. Sie finden in Valparaiso leicht einen anderen Steuermann.“

Binneweis lachte.

„Daran wird's wohl nicht mangeln,“ meinte er spöttisch.

„Na also, wenn Sie durchaus wollen, ich habe nichts dagegen.“

„Ich bitte, mir das schriftlich zu geben.“

„Wozu?“

„Weil ich sonst keine andern Dienst finde.“

„Gut, Sie sollen das schriftlich haben. Ist sonst noch etwas?“

„Nein.“

Henning begab sich wieder auf das Achterdeck.

Binneweis aber ging nachdenklich in seiner kleinen Kajüte auf und ab. Er schien über einen Plan nachzudenken. Plötzlich zuckte ein höhnisches Lächeln über sein Gesicht.

„So klug wie Du bin ich auch,“ murmelte er. Dann holte er eine Seekarte hervor, die er eifrig studierte.

Nach einigen Tagen sichtete man Valparaiso. Im weiten Umkreise um die Bai breitete sich die Stadt aus und stieg terrassenförmig zu den Bergen auf, die sich im Hintergrunde erhoben. Zahlreiche Schiffe und Boote belebten die Bai, Dampfer und Segelschiffe aller Nationen. Ist doch Valparaiso die Station mehrerer großer Dampferlinien und bildet die Stadt den Stapelplatz und den Mittelpunkt des Handels und der Industrie der ganzen Westküste Südamerikas.

Henning stand an Deck und sah mit frohen Gedanken dem Augenblick entgegen, wo die Anker der „Nymph“ im Hafen Valparaisos niederfallen würden. Dann hatte nicht nur für ihn die Stunde der Freiheit geschlagen, die er sehnsüchtig herbeiwünschte, da das Verhältnis zwischen ihm und Binneweis von Tag zu Tag unerträglicher geworden war, sondern auch Grete wurde der Tyrannei des Kapitäns entzogen, denn der deutsche Konsul würde ihr sicherlich seinen Schutz nicht vorenthalten.

Henning hatte seinen Dienst schon niedergelegt. Seine Sachen waren gepackt, der Kapitän hatte ihm sein Gehalt ausbezahlt, er konnte sich nur noch als Gast auf der „Nymph“ betrachten.

Binneweis selbst hatte die Führung des Schiffes übernommen. Mit Erstaunen sah Henning, wie jener, obgleich der Wind günstig war, nicht in den Hafen einlief, sondern auf der äußeren Reede kreuzte, als sähe er dort einen geeigneteren Ankerplatz. Schließlich wandte sich Henning an den Kapitän und sagte: „Wollen Sie nicht im Hafen beiliegen?“

„Was geht das Sie denn an?“ entgegnete dieser. „Der Hafen ist mir zu voll, ich werde hier auf der Außenseite bleiben. Ist doch meine Sache.“

„Wie Sie wollen, doch muß ich dann bitten, mich in einem Boot an Land zu setzen.“



Die Sturmflut-Verheerungen an der Ostsee: Eingestürzte Häuser im Badeort Berg-Dievenow

Die zerstörte Villa „Sillleben“.

„Soll geschehen,“ antwortete Binneweis mit spöttischem Lächeln, „sobald wir vor Anker gegangen sind.“

Mit lebhafter Ungeduld sah Henning diesem Augenblick entgegen. Doch Binneweis schien keine Eile zu haben, er kreuzte zur Verwunderung der ganzen Mannschaft vor der Bai, bis der Abend niederfiel und warf dann im Schutze eines Vorgebirges Anker.

„Ein merkwürdiger Ankerplatz,“ sagte Henning.

„Ich werde mich hüten, heute Abend noch in den Hafen einzufahren,“ brummte Binneweis barsch. „Man könnte da leicht mit einem andern Schiff zusammenstoßen. Wollen Sie heute Abend noch an Land gesetzt sein?“

„Ja.“

Binneweis gab die nötigen Befehle. Ein kleines Boot wurde ins Wasser gelassen, Hennings Sachen hineingebracht und dann sagte Binneweis kurz: „Ich kann nicht viel Leute entbehren, nehmen Sie den alten Theising und den Schiffsjungen mit. Sie können über Nacht an Land bleiben und brauchen erst morgen wieder an Bord zu kommen. Oder noch besser, Sie erwarten mich bei dem Zollhause.“

„Wie Sie befehlen,“ erwiderte Henning. „Sie erlauben mir aber erst, daß ich von Fräulein Ewarfen Abschied nehme.“

„Kommen Sie.“

Er begleitete Henning in die Kajüte. Grete stand an dem kleinen Fenster und schaute in stiller Sehnsucht nach dem Lande hinüber.

„Herr Bahnsen will sich von Ihnen verabschieden, Fräulein Ewarfen,“ sagte Binneweis.

Grete reichte Henning die Hand.

„Leben Sie wohl, und — gedenken Sie meiner,“ sprach sie bedeutungsvoll mit leisem Lächeln.

„Ich werde Ihrer nicht vergessen, Fräulein, verlassen Sie sich auf mich.“

„Ich hoffe, wir werden uns bald wiedersehen.“

„Ich hoffe es auch.“

Ein kurzes Aufstachen des Kapitäns unterbrach ihr Gespräch. Grete wandte sich ab, sie wollte in seiner Gegenwart kein Wort weiter sprechen. Auch Henning schwieg; er fürchtete, seine Absicht zu verraten. Als sie wieder auf Deck waren, lag das Boot zur Abfahrt bereit.

„Leben Sie wohl, Herr Binneweis,“ sagte Henning. „Wollen Sie einen gutgemeinten Rat von mir annehmen?“

„Na, was haben Sie mir noch zu sagen?“

„Aendern Sie Ihr Benehmen gegen Fräulein Ewarfen.“

„Halt! Das Fräulein steht unter meiner Obhut, da hat keiner etwas hineinzureden.“

„Das werden wir sehen.“

„Wollen Sie mir drohen?“

„Ich mache Sie nur auf die Folgen Ihrer Handlungsweise aufmerksam.“

„Ich werde die Folgen schon allein verantworten,“ entgegnete Binneweis stolz und wandte sich ab. Henning nahm von der zurückbleibenden Mannschaft Abschied, bei der er sehr beliebt gewesen war. Dann sprang er in das Boot und ergriff selbst das eine Paar Ruder, während Theising das andere Paar führte. Freix Grünlich saß bei dem Gepäc. Unter den raschen Ruderschlägen entfernte sich das Boot schnell von dem Schiffe, das bald in der hereinbrechenden Abenddämmerung verschwand.

Eine Weile ruderten sie schweigend dahin. Dann sagte der alte Theising plötzlich: „Ne seltsame Idee, da draußen vor Anker zu gehen.“

„Glaubt Ihr, daß das einen besonderen Grund hat?“

„Er tut nichts ohne Grund,“ meinte Theising bedächtig. „Er ist ein schlauer Fuchs. Er will den christlichen Leuten nicht gern unter die Augen treten.“

„Das wird ihm nichts helfen. Morgen lehre ich mit dem deutschen Konsul an Bord der „Nymph“ zurück.“

„Um,“ machte Theising und legte sich fester in die Riemen. „Lieber wäre es mir, wir könnten die Sache noch heute abmachen.“

„Dazu wird es zu spät. Seht nur, es ist schon dunkel.“

„Ja, und deshalb wollen wir uns sputen, an Land zu kommen.“

Sie ruderten ruhig weiter. Aber als sie den innern Hafen erreichten, war es schon völlig Nacht geworden. Sie mußten vorsichtig rudern, wollten sie nicht mit einem der zahlreichen Schiffe zusammenstoßen. Zitternde Kestler warfen die Lichter der Schiffe über das dunkle Wasser; vom Kai leuchteten die Laternen hell herüber, und die Straßenlaternen der Stadt kletterten als glänzende Perlschnüre die Berge hinan.

Es war ein prächtiger Anblick. Aber Henning achtete nicht darauf. Seine Gedanken weilten bei Grete und seinem Plane, sie so rasch wie möglich der Gewalt des Mannes zu entziehen, der sich die Vormundschaft über sie angemacht hatte.

An einer dunklen Treppe des Kais landeten sie. Es war schon finstere Nacht geworden. Auf dem Kai war es still, nur aus den Wirtschaftshäusern am Strande erschallte noch der Lärm und Gesang zehender Matrosen, die ihren Landurlaub benötigen, um einmal wieder die Vergnügungen einer großen Stadt in vollen Zügen auszukosten.

„Es wird zu spät sein, um noch den Konsul aufzusuchen,“ sagte Henning.

„Ich wünschte, der Kapitän hätte mich früher an Land gehen lassen. Wir wollen in ein Gasthaus gehen. Freix, nimm das Gepäc.“

Der Junge belud sich mit dem nicht sehr umfangreichen Gepäc. Theising wollte im Boot bleiben, doch Henning ersuchte ihn, mitzukommen, um mit ihm zu Nacht zu essen. Das Boot würde man leicht wieder finden. Er solle es nur an einem der Ringe in der Kaimauer befestigen. Theising nahm die Einladung mit Dank an. Er war kein Kostverächter und die Aussicht auf ein gutes Nachtmahl und ein gutes Glas Wein rief ein schmunzelndes Lächeln auf seinem ehrlichen Gesicht hervor. Henning kannte die Stadt von früher. Er suchte ein einfaches Gasthaus in einer stillen Straße auf, das von einem deutschen Wirt gehalten wurde und in dem die meisten deutschen Seeleute verkehrten. Bald saßen sie an einem gut besetzten Tisch, ein Glas feurigen spanischen Wein vor sich. Man traf meh-



Die Sturmflut-Verheerungen an der Ostsee: Eingestürzte Häuser im Badeort Berg-Dievenow. Das Schulhaus.

tere deutsche Kapitäne und Steuerleute.

„Können Sie mir sagen, wie der deutsche Konsul heißt?“ fragte Henning einen Kapitän.

„Gewiß, U. B. Menders, großes Exporthaus.“

„Das ist ja unser Handelsagent,“ rief Henning erfreut.

„Ja, er vertritt mehrere Bremer und Hamburger Firmen.“

Am andern Morgen begab sich Henning zu dem Hause des Konsuls, das in einem herrlichen Park von tropischer Pracht lag. Konsul Menders, ein Herr Ende der fünfziger Jahre mit einem blühenden freundlichen Gesicht, das ein weißer Badenbart umrahmte, saß mit seiner Gattin, einer würdigen älteren Dame, und seiner Tochter Carmen, einer dunkelblonden, schönen Erscheinung von etwa zwanzig Jahren, beim Frühstück, als ihm der Diener den Steuermann Henning Bahnsen von der „Nymph“ meldete.

„Endlich scheint das Schiff von Mainberg und Söhne angekommen zu sein,“ sagte Herr Menders. „Aber der Steuermann soll mich auf dem Konsulat erwarten, in einer Stunde bin ich dort.“

„Der Mann möchte den Herrn Konsul in einer Privatangelegenheit sprechen,“ sagte der Diener.

„Na, dann führen Sie ihn in mein Arbeitszimmer,“ befahl der Konsul und erhob sich mit einem leichten Seufzer aus dem bequemen Korbsessel.

„Sie sind der Steuermann Henning Bahnsen von der „Nympe“ von Mainberg und Söhne?“ begrüßte er gleich darauf den sich höflich Verneigenden, während seine freundlichen Augen wohlgefällig auf dem jungen Mann ruhten.

„Was macht mein alter Freund, Kapitän Ewarfen?“

„Derfelbe ist auf der Reise gestorben, Herr Konsul.“

„Ach, das tut mir herzlich leid. Das war ein braver alter Seemann. Erzählen Sie doch Näheres.“

Henning erzählte von dem Sturm bei Kap Horn und dem tragischen Tod Ewarfens. Dann aber kam er auf Gretes Schicksal zu sprechen. Der Konsul hörte ihm aufmerksam zu. Schließlich sagte er: „Das ist eine ganz seltsame Geschichte, die Sie mir da erzählen, junger Mann. Wenn Binneweis so gehandelt hat, wie Sie sagen, dann hat er sich einer groben Ungehörigkeit schuldig gemacht. Er darf Fräulein Ewarfen nicht auf dem Schiff zurückhalten. Ich werde ihm gehörig meine Meinung sagen.“

„Fräulein Ewarfen will sich in den Schutz des Herrn Konsuls stellen und bittet, sie vom Schiff abzuholen.“

Der Konsul warf ihm einen forschenden Blick zu.

„Und Sie haben Ihre Stellung auf der „Nympe“ aufgegeben?“ fragte er dann.

„Ja.“

Der Konsul lächelte. „Da scheint mir aber doch ein gewisses Einvernehmen zwischen Euch beiden zu bestehen.“

Henning erröthete.

„Fräulein Ewarfen ist meine Braut!“ sagte er.

„Ach, ich dachte mir so etwas. Nun, Herr Bahnsen, ich werde die Angelegenheit strengstens untersuchen. Der neue Kapitän wird sich bei mir melden müssen. Ich habe wenigstens eine Depesche von Mainberg und Söhne, die mir die bevorstehende Ankunft des Schiffes anzeigt.“

„Wenn ich bitten dürfte, Herr Konsul, — geben Sie mir einen Beamten des Konsulats mit, der mich zur „Nympe“ begleitet, damit Fräulein Ewarfen das Schiff verlassen kann.“

„Sie sind sehr ungeduldig, junger Mann,“ lächelte der Konsul. „Doch es soll geschehen, wie Sie wünschen. Sagen Sie Fräulein Ewarfen, daß sie solange sie hier bleibt, unser Gast sein soll.“

„Ach, — ich danke Ihnen, Herr Konsul!“

„Keine Ursache. Das bin ich meinem alten Freunde Ewarfen schuldig. Und nun kommen Sie. Wir wollen zum Konsulat gehen, mein Sekretär soll Sie begleiten.“

Nach einer Stunde fuhr Henning in Begleitung des Sekretärs, eines jungen, schneidigen Herrn, zum Hafen hinaus, dem Ankerplatz der „Nympe“ zu. Der alte Theising und Fritz Grünlich legten sich fest in die Riemen; sie freuten sich schon im voraus über das ärgerliche Gesicht des Kapitäns, wenn der Konsulbeamte an Bord stieg.

Jetzt hatten sie den Hafen hinter sich. Man näherte sich dem Ankerplatz. Aber vergebens ließ Henning seine suchenden Blicke rindumgehen. Voll Sehnsucht suchte er die „Nympe“. Der Platz, auf dem sie am Abend vorher Anker geworfen, war leer. — Das Schiff war verschwunden.

**Zehntes Kapitel.**

Es heult der Wind, — die See in wildem Wogen liegt schaumbedeckt in ihrer Höllepracht. Der Himmel ist mit Sturmgewöl umzogen, kein Stern erhellt die finstre Mitternacht. Ein Schiff allein schwebt in dem dunklen Raume Und kämpft gen Wind und Well' mit Kraft.

Kaum hatten sich die ersten Spuren der Morgenröte am östlichen Himmel gezeigt, als auf der „Nympe“ der Befehl zum Ankeraufwinden erscholl. Die Mannschaft war flink bei der Hand, denn man glaubte, daß es in den Hafen gehen würde, wo den Matrosen dann der langersehnte Landurlaub winkte. Aber wie erstaunte man, als die Segel gesetzt wurden und das Schiff bei der frischen Ostbrise, die vom Lande her wehte, in die offene See hinaussteuerte.

Murren und Mißstimmung machte sich bemerkbar. Der Koch kam ganz erschreckt herauf und stieß einen grimmigen Fluch aus. Nur der Mann am Steuerrad, ein ergrauter Anhänger des Kapitäns, der mit ihm oft heimlich vertrauliche Gespräche führte,

grinste höhnisch und meinte: „Ja, Minners, Valparaiso ist für Euch das verschlossene Paradies.“

Binneweis bemerkte die Mißstimmung der Mannschaft. Aber statt sie barsch anzufahren, zog er jetzt mildere Saiten auf. Er versammelte die Mannschaft auf der Deck und sagte mit freundlichem Lächeln, allerdings die rechte Hand fest um den Revolver gelegt, den er in der Seitentasche seiner Jade verborgen hatte: „Ihr habt wohl erwartet, daß wir in Valparaiso anlaufen sollten? Na, Jungsens, daraus kann dieses Mal nichts werden; der Wind ist so günstig, daß ich die gute Gelegenheit nicht vorübergehen lassen kann, nach Tahiti zu gehen, wohin meine Segelordrre lautet. Ihr sollt dann dafür entschädigt werden. Ihr wißt, auf Tahiti ist ein lustiges Leben, wir werden da wohl an acht Tage vor Anker bleiben, um eine Ladung Kokosnüsse einzunehmen. Dann sollt Ihr auch reichlichen Landurlaub erhalten. Inzwischen will ich Euch aber auch die Ration von Rum verdoppeln — seid Ihr nun zufrieden?“

Johann Dittmars, der Mann am Steuerrad, rief laut: „Kapitän Binneweis soll leben, hoch!“ — (Fortsetzung folgt.)

**Unsere Bilder.**

Das neue Rheinmuseum in Koblenz, das als Sammelstätte für allerlei wichtige Materialien zur Gesamtgeschichte des Rheinstroms gedacht ist, wurde dieser Tage feierlich eingeweiht. Einwillen ist in seinen Räumen eine umfangreiche Jahrhundertausstellung der Städte Koblenz und Ehrenbreitstein untergebracht.

**Zu den Sturmverwüstungen an der Ostsee.** Die Schneestürme, von denen vor Ausgang des alten Jahres hauptsächlich der Westen und der Süden Deutschlands heimgesucht wurden, haben sich auch über den Osten des Reiches ausgedehnt. Besonders an der deutschen Ostseeküste tobten die Stürme mit außerordentlicher Heftigkeit. Der dort zum Orkan anwachsende Nordost-Wind rief eine Sturmflut hervor, die sich blindwütend gegen das Festland warf und alle Gebilde der Menschenhand spielend vernichtete. Menschenleben sind glücklicherweise nicht zu Schaden gekommen, der Sachschaden dagegen ist ungeheuer groß. Fast alle Hafenplätze und vor allem die Seebäder, auf der Insel Rügen sowohl wie an der mecklenburgischen und pommerschen Küste, haben schwer gelitten. In Sahnig wurde die Kurpromenade vollständig unterwaschen, in Binz und namentlich in Sellin sind die Seebrücken stark beschädigt und die Dünen größtenteils fortgespült worden. In Travemünde wurden gleichfalls die Bootsstege und die Anlagen der Badehäuser von der hochgehenden See



Enver Pascha, der neue türkische Kriegsminister.

abgerissen, in Lübeck überflutete die Trave die Keller und Wohnungen der tiefergelegenen Stadtteile. Auch in Heiligendamm wurde die Seebrücke fast völlig demoliert; die massiven Badeanstalten, von den Fluten unterwühlt, sanken zusammen. Die im Sommer erst neu angelegte Strandpromenade von Brunschwarten wurde ebenfalls fast gänzlich weggesegt. Sehr schwer hausten Sturm und Wasser auch in Warnemünde und in Rostock. Ebenso in Stralsund und in Greifswald, wo infolge der Ueberschwemmung das elektrische Licht versagte und die Versorgung mit Trinkwasser zeitweilig eingestellt werden mußte. Wolgast und Beenemünde waren eine Zeitlang von jeglichem Verkehr abgeschnitten. Die ganze pommersche Küste ist mit Seetang hoch überstreut. In Wismar wurden große Teile der steilen Uferböschungen fortgespült. Die Dünen sind senkrecht abgerissen, und der Strand ist von Waldbäumen, Wurzelgestrüpp und Holztrümmern wie durch Verhaue bedeckt. Auch der Eisenbahnbetrieb wurde vielfach empfindlich gestört. So war z. B. die Strecke zwischen Stralsund und Ribnitz völlig unpasseierbar. Ferner wurde in der Nähe der Hafenstadt Barth der Bahnkörper an vielen Stellen unterspült, und an der Kloorbrücke stürzten zwei Pfeiler und mehrere Brückenbögen ein, so daß der Bahnverkehr auf Monate hinaus unterbrochen ist.





## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Sich weiter entwickeln, heißt für die meisten, von sich selbst abfallen.

Jeder Streit entspringt entweder aus Habgucht oder aus Neid oder Eitelkeit.

**Der listige Page.** Kaiser Joseph II. besaß eine goldene Dose mit einem sehr reich eingefassten Damenporträt, das er sich nur nach seiner Idee hatte malen lassen. Die Dose, welche ihm unter allen die liebste war, wurde entwendet. Der Kaiser bemerkte es bald und hatte deshalb Verdacht auf einen seiner Pagen, einen Menschen von 16 Jahren. Augenblicklich rief er ihn herbei und ließ ihn auf der Stelle alle

nur des Porträts wegen zu besitzen wünschte." Der Kaiser wurde hierdurch gerührt und fragte ihn in einem sanfteren Tone, wie alt er wäre. "Sechzehn Jahre," war die Antwort. Nachdem ihm der Kaiser einige Bewunderung darüber bezeugt hatte, daß er schon liebe, fuhr derselbe fort: "Aber wie kannst Du ein Original zu diesem Porträt kennen, da es mir der Maler doch nur nach meiner Idee malen mußte?" Der Page versicherte, es möge ein Zufall sein, oder der Maler jene Person insgeheim kopiert haben. Jedenfalls könne derselben doch nichts ähnlicher sein als dieses Porträt. Ohne sich im geringsten zu unterbrechen, ging er dann zu den größten Lobeserhebungen der Person über, fügte hinzu, sie wäre eine Kaufmannstochter in Wien, mit ihm gleichen Alters und schloß

geffen zu haben, und er solle sie holen. Man sah nach, der Kaiser hatte wirklich in der Eile die Dose vergessen, und man handigte sie dem Pagen ein. Dieser aber verschwand damit und wurde nie wieder gesehen.

**Das böse Gewissen.** Mutter kommt nach Hause und findet ihre drei Sprößlinge in Tränen. „Herrje, was gibt's denn, was ist denn nur passiert?“ — Max: „Es ist — kein — Zuder mehr in der Zuderbüchse, der Karl — will's — aber nicht gewesen sein.“ — Karl: „Der Max war's, ich war's wirklich nicht.“ — Gene: „Die Jungens — ich habe wirklich keinen geest.“ — Mutter: „Aber es war ja gar kein Zuder mehr in der Büchse!“

**Flehenliche Bitte.** Wegelagerer, den Spaziergänger mit seiner Waffe bedrohend:



Ein starker Mann: Der Adlert Marino, der gegenwärtig in Berlin auftritt.



Marino hebt ein Auto mit Chauffeur.

Taschen leeren. Dieser tat, was ihm befohlen war, ganz unbedungen, und fand endlich die Dose. Ohne auch nur im geringsten zu erröten, stellte er sich ganz fremd und meinte, er müsse sie in Gedanken eingesteckt haben. Der erzürnte Kaiser aber, welcher ihn durchschaute, drang in ihn, und er gestand sein Vergehen. Der Kaiser hatte ihn wegen seines naiven Wesens immer sehr geliebt, fühlte sich daher durch den Vorgang zwar um so mehr gekränkt, zugleich aber auch um so eher zur Verzeihung geneigt, und wünschte deshalb irgendeinen Grund zu finden, aus welchem er ihm verzeihen könne. „Warum," fragte er ihn, „nimmst Du gerade diese Dose, da Du weißt, daß sie mir die liebste ist?" Und man denke sich nun die Schlaueit und schnelle Erfindung des Diebes! Er nahm die Rolle eines Verliebten an. „O," sagte er, „Ew. Majestät vergeben mir gewiß, wenn ich Ihnen entdecke, daß ich das Original zu dem Porträt dieser Dose bis zum Wahnsinn liebe, und daher die Dose

mit dem Wunsche, daß der Kaiser sie unerkannt sehen möchte. Er wußte dies alles so natürlich zu machen, daß es ihm wirklich gelang, den Monarchen zu täuschen. Ein solches genaues Zusammentreffen von bloßer Idee und Wirklichkeit hatte für denselben Interesse genug, um sich durch den Augenschein von der Wahrheit zu überzeugen und er entschloß sich daher sogleich, die Person zu sehen. Der Page bat, ihn nötige Vorbereitungen wegen vorausgehen zu lassen, und bezeichnete dem Kaiser dann ganz genau Straße und Haus, wo er die Person finden würde. Dieser fand aber an dem bezeichneten, weit von der kaiserlichen Burg entlegenen Orte statt einer idealen Schönheit ein paar alte Damen, die bereits mit jedem Tage ihrem Tode entgegenzogen. Das Vorausgehen des Pagen war Verstellung gewesen, er hatte den Kaiser vorangehen lassen und war, sobald er wußte, daß derselbe die Burg verlassen hatte, nach dem Kastellan zurückgekehrt mit dem Vorgeben, der Kaiser glaube, seine Dose ver-

„Möchten Sie nicht einem armen, einsamen Menschen helfen, der nichts auf der Welt besitzt, als diesen geladenen Revolver?"

**Scherzfrage.** „Warum sind die Diebe oft gescheiter als die Aerzte?" — „Wenn sie fortgehen, wissen sie ganz genau, was den Leuten fehlt.“

## Rätsel.

Die ersten sind voll Licht, die andern sind voll Lieder.  
Das Ganze ziert, bewacht, verteidigt und stößt nieder.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**

Nichts.

Verboten aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur E. Kellen, Bredeneß (Rhein). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kocnen, Ess. n. (Rhein).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr 6

Sonntag, den 8. Februa:

1912

## Die Seemannsbraut.

Ein deutscher Seeroman von D. Elster.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Einige Freunde Dittmars stimmten in den Ruf ein, die anderen mußten sich wohl oder übel zufrieden geben, war doch ein Widerspruch gegen die Befehle des Kapitäns unmöglich. Die Aussicht auf die doppelte Rumportion und der Aufenthalt auf der Insel Tahiti beruhigte die Gemüter auch. Nur der Koch brummte noch einige verdrießliche Worte vor sich hin und begab sich wieder nach unten, wo er seiner Frau erzählte, wohin die Fahrt gehe. Marie eilte in die Kajüte. Grete hatte sich eben erhoben und war im Begriffe, sich anzukleiden.

„Fräulein,“ rief Frau Marie atemlos, „wissen Sie, was der Kapitän plant?“

„Seine Pläne werden ihm bald etwas durchkreuzt werden. In kurzer Zeit legen wir im Hafen von Valparaiso an,“ entgegnete Grete lächelnd.

„Sehen Sie einmal da hinaus,“ rief Marie und ließ eines der kleinen Fenster auf.

„Sieht das wie der Hafen von Valparaiso aus?“

Nichts als Wasser und Himmel war zu erblicken. Einige Möwen umkreisten das Schiff, ein Zeichen, daß man noch nicht allzu weit vom Lande entfernt war.

„Was soll das heißen, Marie?“ fragte Grete.

„Das soll heißen, daß wir auf der Fahrt nach der Insel Tahiti begriffen sind.“

„Sie sind närrisch, Marie!“

„Durchaus nicht, Fräulein! Fragen Sie doch den Kapitän selbst.“

„Das will ich!“ rief Grete entschlossen.

Nach vollendeter sie ihren Anzug und stieg aufs Deck. Vor ihren Blicken lag das offene Meer, in das die „Nymphe“ mit vollen Segeln hinaussteuerte. Am westlichen Horizont verschwanden die Berge Valparaisos schon im blauen Duff der Ferne.

Grete war starr vor Schrecken und Bestürzung. Binneweis kam mit einem falschen, freundlichen Lächeln auf sie zu.

„Das ist recht, Fräulein Ewarfen,“ sagte er, „daß Sie den schönen Morgen auf Deck genießen.“

„Wohin segeln wir?“ fragte Grete kurz.

„Nach den Südsee-Inseln, Fräulein,“ entgegnete Binneweis freundlich. „Waren Sie schon einmal in Tahiti?“

„Ihre Segelordre lautete doch nach Valparaiso!“

„Sie irren sich, Fräulein Grete, — nach Valparaiso oder den Südsee-Inseln, je nach der Sachlage, und da wir eine so herrliche

Briefe aus Osten haben, so zog ich es vor, zuerst nach den Inseln zu segeln.“

„Aber Sie wußten, daß ich in Valparaiso an Land gehen wollte,“ entgegnete Grete entrüstet.

„Da Sie unter meiner Vormundschaft stehen, müssen Sie sich schon bequemen, unter meinem Schutz zu bleiben,“ erklärte er kalt.

Die Röte des Jornes schlug ihr in die Wangen, ihre blauen Augen blühten.

„Sie sind ein Schurke!“ schrie sie außer sich. Eine fahle Blässe überzog sein Gesicht, ein böser Blick seiner Augen traf sie.

„Nehmen Sie sich in acht, Fräulein Ewarfen!“

Grete wandte ihm verächtlich den Rücken zu und begab sich in die Kajüte zurück.

Dann aber verließ sie die Kajüte und sie brach in heftiges Weinen aus. Vergeblich suchte Frau Marie sie zu trösten. Die Enttäuschung war zu groß. Erst nach und nach beruhigte sie sich und zeigte sich den Trostesworten Mariens zugänglich.

Bei der ersten Insel — und wäre es ein einsames Felsenland — die das Schiff anlaufen würde, wollte sie dasselbe verlassen. Marie versprach, sie nicht im Stich zu lassen.

Mit neuem Winde aus Ost und Nordost segelte die „Nymphe“ nach Westen. Wenn der Wind so günstig blieb, konnte man darauf rechnen, in vierzehn Tagen Tahiti, diese Perle der Südsee, zu erreichen. An Bord war die gute Laune wieder hergestellt. Der Kapitän bemühte sich, seine gewohnte Barthsheit zu

unterdrücken, und die öfter ausgeteilten erhöhten Rationen von Rum trugen auch dazu bei, die gute Laune der Mannschaft zu erhalten. Dittmars, der jetzt die Dienste eines Steuermannes versehen mußte, verstand es ebenfalls, durch seine Scherze und Erzählungen die Stimmung der Mannschaft auf der Höhe zu halten.

Nur Christian Reimers, der Koch und Verwalter des Vorratsraumes, brummte und Inurte über die Verschwendung, die mit den Vorräten getrieben wurde. Aber gegen den ausdrücklichen Befehl des Kapitäns konnte er sich nicht auflehnen. So mochte man wohl die Hälfte der Reise vollendet haben, als der Wind immer mehr abflaute und endlich vollständige Windstille eintrat. Schlaff hingen die Segel von den Masten nieder und langsam trieb die „Nymphe“ in einer schwachen Meeresströmung daher. Es herrschte eine große Hitze. Der Aufenthalt unter dem Deck war fast unmöglich geworden. In den Kajüten glaubte man, ersticken zu müssen. Grete ließ sich durch Marie bewegen, das Deck aufzusuchen, wo sie sich in Gesellschaft der gutmütigen Frau am äußersten Ende des Achterdecks niederließ.



Eissegelregatta auf dem Wüggelsee.

Die Eissegelkähnen an der Wendeflagge.

ohne von Binneweis, der sich schmeichlerisch näherte, Notiz zu nehmen. Sie blickte träumerisch auf das fast spiegelglatte Meer hinaus. Plötzlich sagte Frau Marie: „Sehen Sie, Fräulein Ewarfen, dort hinten am Horizont steigt ein Rauchwölkchen auf. Sollte das ein Dampfer sein?“

Grete sah nach der bezeichneten Richtung und bemerkte jetzt in der Tat ein schwaches Rauchwölkchen, das nur von einem Dampfer herrühren konnte. Ein Hoffnungsstrahl fiel in ihr trauriges Herz. Wenn der Dampfer sich näherte, konnte man vielleicht der Besatzung ein Zeichen geben. Aufmerksam verfolgte sie den Lauf des Dampfers, der seinen Kurs direkt auf die „Nympe“ zu nehmen schien. Ein Gedanke schoß durch die Seele des Mädchens. Könnte der Dampfer nicht von Valparaiso ausgesandt sein, um ihr zu Hilfe zu kommen? Könnte nicht Henning den deutschen Konsul bewogen haben, das Dampfboot zur Verfolgung der „Nympe“ auszusenden?

„Holen Sie mir das Fernglas, welches auf dem Schreibtisch in der Kajüte liegt,“ bat sie Marie. Mit dem Glas beobachtete sie dann den Dampfer. Es konnte nur ein kleines Boot mit einem Schornstein sein; es trug aber auch einen Mast und war wie ein Kutter getakelt. Auch Binneweis beobachtete den

Ihr Blick mochte wohl unwillkürlich nach jenem hinübergegangen sein, Binneweis bemerkte es und lächelte spöttisch: „Binnen einer Stunde werden wir jene kleine Nusschale weit hinter uns gelassen haben; gegen den Sturm kann das Dingelchen nicht aufkommen.“

Wieder brauste ein heftiger Windstoß durch das Takelwerk. Binneweis hatte zu einem weiteren Gespräch keine Zeit, er mußte sich um sein Schiff bekümmern.

Der Sturm machte ein furchtbares Getöse. Die Segel krachten, die Raan knurrten, die Ketten und Taue rasselten, daß es schwer war, sich verständlich zu machen.

Dazu war plötzlich eine Finsternis eingetreten, daß man nicht von einem Mast zum andern sehen konnte. Es war die höchste Zeit, daß die Segel geborgen wurden, sollten sie nicht in Felsen gehen. Es war eine gefährvolle Arbeit, aber die Matrosen wußten, daß es um ihr Leben ging und arbeiteten mit Anstrengung aller Kräfte.

Marie wollte Grete überreden, in die Kajüte zu gehen. Aber sie wollte nicht; sie klammerte sich an den schweren Gedanken, um nicht von dem Sturm umgeworfen oder von den Sturzwellen, die das Deck überfluteten, fortgespült zu werden. Der



Sturmflut an der Ostsee: Fischer ziehen Gräben zum Abfluß des Wassers.

kleinen Dampfer aufmerksam. Er sprach eifrig mit Dittmars, ob mehrere Male nach den Segeln, ob sich noch keine Brise aufzuwölke, und schüttelte nachdrücklich den Kopf.

Inzwischen war die Hitze fast unerträglich geworden, obgleich sich der Abend niedersenkte. Der Himmel begann sich mit einem tödlichen Schleier zu umziehen, wie wenn hoch in der Luft eine Nebelbildung stattfände. Die See wurde unruhig, obgleich kaum ein Windhauch zu spüren war. Bald darauf hörte man hoch in der Luft ein dumpfes Geräusch, das, wie es schien, nicht nur aus der Ferne kam, sondern immer mehr und mehr herablag und unheimlich brauste und rauschte.

Binneweis sah nach dem Barometer, der am Ruderhäuschen hing. Er war bedeutend gesunken.

Der Kapitän trat auf Grete zu.

„Ich würde Ihnen raten, Fräulein Ewarfen,“ sagte er ernst, „die Kajüte aufzusuchen. Binnen kurzer Zeit werden wir schlechtes Wetter haben. Wenn nicht alle Anzeichen trügen, ist ein Orkan im Anzuge, wie er in diesen Gegenden öfter wütet, — da hören Sie! Da kommt schon der erste Windstoß!“

In der Tat füllten sich die Segel plötzlich mit lautem Brausen, und das Schiff legte sich auf die Seite.

„Ich bleibe hier,“ sagte Grete, äußerlich ruhig, aber innerlich erregt durch den Gedanken an den sich nähernden Dampfer.

Orkan peitschte die Wogen so stark, daß das Deck fast beständig unter Wasser stand. Sämtliche Türen und Luken mußten fest geschlossen werden, das Feuer wurde gelöscht. Das Schiff schlingerte so stark von einer Seite zur andern, daß oft die Enden der Raan in das Wasser tauchten, und man jeden Augenblick auf das Kentern des Schiffes gefaßt sein konnte. Dann und wann schlug eine Sturzsee von hinten über das Achterdeck mit donnerndem Getöse und spülte vom Deck, was nicht niest- und nagelfest war. Selbst die seetüchtigsten Matrosen vermochten sich nicht mehr aufrechtzuerhalten, sondern klammerten sich an Taue oder Masten.

Das Schiff stöhnte und ächzte in allen Fugen, aber noch hielt es dem furchtbaren Orkan stand, ein Beweis seiner vortrefflichen Bauart. Welchen Kurs man steuerte, das wußte niemand in der finsternen Nacht und bei dem Heulen des Wirbelsturmes, der das Schiff bald hierhin, bald dorthin schleuderte. In der Dunkelheit tauchte plötzlich ein Lichtschein neben dem Schiff auf.

„Der Dampfer — der Dampfer!“ schrie Grete und streckte unwillkürlich die Hände aus.

Im nächsten Augenblick schlug eine Sturzsee über ihr zusammen, und sie wäre ohne Zweifel über Bord gespült worden, wenn Marie sie nicht mit fester Hand gefaßt hätte. Eine Weile war sie betäubt. Als sie die Augen wieder aufschlug, war das

licht des kleinen Dampfers verschwunden. Die furchtbaren Wogen schienen ihn verschlungen zu haben.

„Schert Euch in die Kajüte!“ schrie der Kapitän, indem er Grete hart am Arme faßte.

Der Koch kämpfte sich mühsam durch das Unwetter. „Kommen Sie, Fräulein,“ bat er. „Jeden Augenblick kann eine Raue oder ein Mast stürzen und Sie zerschmettern. Kommen Sie.“

Willenlos ließ sich Grete in die Kajüte führen. Ihre Hoffnung war verschwunden, nachdem sie den kleinen Dampfer in den Wogen hatte versinken sehen. War es ihr doch, als hätte vom Deck des Dampfers her jemand ihren Namen gerufen. War es die Stimme Hennings gewesen? Oder hatte ihr Ohr sie getäuscht, war es nur ihr Wunsch, ihre Sehnsucht gewesen, welche die Stimme vorgehäuscht hatte? Sie wünschte, daß der Orkan das Schiff verschlänge und sie mit sich in die schwarze Tiefe nähme. Sie lauschte auf das Tosen des Sturmes, der von Minute zu Minute anzuwachsen schien. Gegen Mitternacht riß der wütende Orkan die Boote fort, prasselnd stürzten die Raaken auf das Deck nieder, die Stangen der Masten zersplitterten; gegen Morgen aber gab es einen so furchtbaren Krach, daß das ganze Schiff bis in die Grundfesten erbebte und auseinander bersten zu wollen schien.

Mit totenbleichem Gesicht stürzte der Koch in die Kajüte: „Wir sind verloren,“ stöhnte er, „der Großmast ist niedergebrosen.“

Vom Deck her tönte entsetzliches Geschrei; dann wieder lautes Krachen und Schlittern, ein zweiter Mast war über Bord gegangen, das Schiff lag ganz auf der Seite, daß es jeden Augenblick zu kentern drohte.

Grete raffte sich empor und kämpfte sich nach oben.

Zwei Masten waren über Bord gegangen, ein anderer, der erst neu errichtet war, in der Mitte geknickt. Fassungslös stand Binneweis mit entsetztem Gesicht da.

„Geben Sie mir Ihre Hand — Grete, — es ist das letzte Mal!“

Sie ließ seine Hand zurück.

„Kappt die Taue!“ schrie sie dem nächsten Matrosen zu und ergiff selbst ein Beil.

Der Zimmermann und die Matrosen begriffen, was sie tun sollten. Das Beispiel Gretes feuerte sie an, mit Beilen und Äxten machten sie sich daran, die Taue der niedergestürzten Masten zu kappen. Binnen kurzer Zeit war das Schiff von seiner verderbenbringenden Last befreit. Es richtete sich wieder empor. Aber es war ein Wrack, mit seinen zersplitterten Maststumpfen, — es gehorchte nicht mehr dem Ruder, und steuerlos stürzte es in die finstere, wilde Sturmnacht hinaus.

**Erstes Kapitel.**

Das Herz gleicht ganz dem Meere,  
Mit seiner Ebb' und Flut,  
Und manche schöne Perle  
In seiner Tiefe ruht.

(Heine.)

Als Henning den Ankerplatz der „Nymphe“ leer fand und das Schiff nirgends entdecken konnte, wußte er im ersten Augenblick nicht, was er beginnen sollte. Dann entfuhr seinen Lippen, was nicht oft geschah, ein kräftiger Seemannsfluch. Der schneidige Konsulatssekretär, Herr Bieder, lachte.

„Ihre „Nymphe“ scheint zu der Sorte der „fliegenden Holländer“ zu gehören,“ meinte er.

„Hab' ich mir gleich gedacht, daß der Kapitän uns einen Streich spielen wird,“ sagte Theising, in die See spudend.

Freiz Grünlich aber glogte mit großen Augen nach der Stelle, wo gestern abend noch die „Nymphe“ gelegen. Ihm schien ihr Verschwinden vollständig unerklärlich zu sein.

„Was machen wir nun?“ fragte Herr Bieder.

„Zurück zum Konsulat!“ rief Henning. „Der Herr Konsul muß uns helfen!“

„Ja, der kann auch nicht fliegen!“ scherzte Herr Bieder.

Aber schon tauchten die Riemen in das Wasser, und das Boot schoß wieder durch den Hafen auf den Kai zu.

Konsul Menders hörte der Erzählung Hennings aufmerksam zu. Dann fuhr er sich mit der Hand durch das dicke, weiße Haar und meinte: „Dieser Binneweis scheint ja ein ganz durchtriebener Herr zu sein, — aber was soll jetzt geschehen?“

„Es muß ihm ein Schiff nachgeschickt werden, Herr Konsul,“ entgegnete Henning eifrig.

„Ja, das sagen Sie wohl. Aber erstens, woher soll ich ein Schiff nehmen, und zweitens, wo finden wir den Herrn?“

„Die Segelordre der „Nymphe“ lautete nach Balyaraiso und den Südsee-Inseln,“ erwiderte Henning.

„Binneweis befindet sich sicher auf dem Wege nach den Inseln.“

„Das ist eine weite Fahrt.“

„Die Nymphe“ segelt gut.“

„Nun ja — aber — aus welchem Grunde sollte ich die „Nymphe“ verfolgen lassen?“

„Genügt denn dazu meine Anzeige nicht, die durch die Aussagen Theising's und des Schiffsjungen unterstützt werden?“

„Ja, mir persönlich wohl, aber amtlich liegt die Sache nicht so einfach. Und mit der hiesigen Hafenbehörde mag ich nicht gern etwas zu tun haben. Soll ich ihr als Grund angeben, daß Binneweis ein junges Mädchen entführen will? Die Behörde würde mich austachen.“

„So werde ich suchen, ein kleines Segelboot zu mieten —“ sagte Henning verdrießlich.

„Mit dem Sie die „Nymphe“ verfolgen wollen?“

„Ja.“

„Das dürfte ein ziemlich vergebliches Bemühen sein, mein lieber junger Freund.“

Aber in der Tat, Ihre Sache interessiert mich, und das Schicksal Fräulein Ewarzens liegt mir sehr am Herzen. Auch möchte ich diesem Herrn Binneweis einmal auf den Zahn fühlen. Die Interessen meines Reeders

vertritt er wenigstens in sehr eigenartiger Weise. Die Häute, die er hier abholen soll, liegen zur Verladung bereit und er segelt nach den Südsee-Inseln. Wissen Sie mit einem Dampfer Bescheid, Herr Bahnsen?“

„Gewiß. Ich habe schon auf großen Kriegsdampfern gedient.“

„Sehr gut. Ich habe nämlich da eine kleine Dampfjacht, die zugleich Mutter-Takelung trägt. Es ist ein zwar kleines, aber seetüchtiges Fahrzeug und könnte wohl auch einen Sturm aushalten. Vertrauen Sie sich mit der „Carmen“ — so heißt meine Jacht — nach den Inseln?“

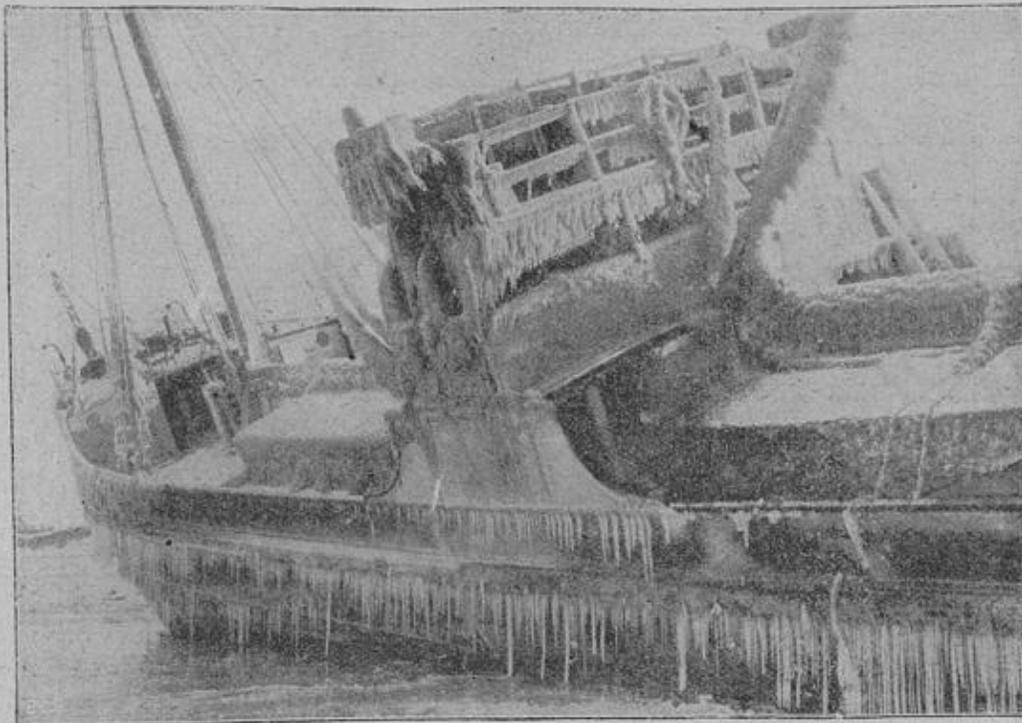
„Gewiß, Herr Konsul.“

„Ich gebe Ihnen einen tüchtigen Heizer und einen Matrosen mit. Das übrige können Sie mit Ihren beiden Leuten besorgen. Herr Bieder wird auch mitkommen.“

„Ja, Herr Konsul?“ fragte der Sekretär erstaunt.

„Ja, Sie, Herr Sekretär. Sie wollten ja sowieso gern mal eine kleine Seereise unternehmen,“ setzte er lächelnd hinzu. „Jetzt bietet sich Ihnen die beste Gelegenheit, — sogar in amtlicher Eigenschaft, denn Sie nehmen meine Vollmacht mit, den eigenartigen Fall zu untersuchen. Ich setze volles Vertrauen in Ihren Mut und Ihre Umsicht.“

Herr Bieder verbeugte sich geschmeichelt, wenn ihm auch die Aussicht auf eine längere Seereise nicht gerade sehr angenehm war. (Fortsetzung folgt.)



Die große Sturmflut an der deutschen Ostseeküste.  
Der gestrandete Dzeandampfer „Wolgast“.

vertritt er wenigstens in sehr eigenartiger Weise. Die Häute, die er hier abholen soll, liegen zur Verladung bereit und er segelt nach den Südsee-Inseln. Wissen Sie mit einem Dampfer Bescheid, Herr Bahnsen?“

„Gewiß. Ich habe schon auf großen Kriegsdampfern gedient.“

„Sehr gut. Ich habe nämlich da eine kleine Dampfjacht, die zugleich Mutter-Takelung trägt. Es ist ein zwar kleines, aber seetüchtiges Fahrzeug und könnte wohl auch einen Sturm aushalten. Vertrauen Sie sich mit der „Carmen“ — so heißt meine Jacht — nach den Inseln?“

„Gewiß, Herr Konsul.“

„Ich gebe Ihnen einen tüchtigen Heizer und einen Matrosen mit. Das übrige können Sie mit Ihren beiden Leuten besorgen. Herr Bieder wird auch mitkommen.“

„Ja, Herr Konsul?“ fragte der Sekretär erstaunt.

„Ja, Sie, Herr Sekretär. Sie wollten ja sowieso gern mal eine kleine Seereise unternehmen,“ setzte er lächelnd hinzu. „Jetzt bietet sich Ihnen die beste Gelegenheit, — sogar in amtlicher Eigenschaft, denn Sie nehmen meine Vollmacht mit, den eigenartigen Fall zu untersuchen. Ich setze volles Vertrauen in Ihren Mut und Ihre Umsicht.“

Herr Bieder verbeugte sich geschmeichelt, wenn ihm auch die Aussicht auf eine längere Seereise nicht gerade sehr angenehm war. (Fortsetzung folgt.)

## 1864—1914.

(Nachdruck verboten.)

Raum ist die Säcularfeier der Leipziger Schlacht vorüber, und noch steht Deutschland mitten in den Jahrhundert-Erinnerungen der Befreiung vom Joch des Korsen: da mahnt die Vaterlandsliebe und das Dantesgefühl die Deutschen, daß sie über die Großthaten ihrer Ahnen die Kämpfe und Siege ihrer Väter nicht vergessen, die fünfzig Jahre nach der Niederringung Napoleons den ersten jener ruhmreichen Kriege kämpften, welche die Einigung der deutschen Staaten und die Errichtung des neuen Kaiserreiches herbeiführten: den Feldzug gegen Dänemark im Jahre 1864. Dieser Krieg hat eine mehr als 400jährige Vorgeschichte.

Die Stände der deutschen Herzogtümer Schleswig und Holstein hatten im Jahre 1460 den König Christian I. von Dänemark zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holstein gewählt, nachdem sie sich vorher die feierliche Zusage hatten geben lassen, daß die staatsrechtliche Einheit und Selbständigkeit der beiden Länder stets gewahrt bleiben sollte. Diese Rechte der Herzogtümer verletzte König Christian VIII. von Dänemark im Jahre 1846, indem er es unternahm, Schleswig-Holstein seinem Königreich Dänemark einzuverleiben. Der Grund hierfür war, daß der König nur einen Sohn, Friedrich VII., hatte, der kinderlos verheiratet war. Mit dessen Tode mußte sich die über 400 Jahre bestandene Personalunion zwischen Dänemark und den beiden Herzogtümern auflösen, denn in diesen galt nur die männliche Erbfolge, während in Dänemark auch die weiblichen Nachkommen erberechtigt waren.

Um nun die zu erwartende Trennung der Herzogtümer vom Königreich Dänemark zu verhindern, erließ Christian VIII. einen „Offenen Brief“, in dem er erklärte, daß beim Aussterben des Mannesstammes die Erbfolge in Schleswig und auch in Holstein, wo das Erbrecht nur in einigen Teilen des Landes zweifelhaft sei, auf die weibliche Linie übergehen sollte.

Nun erhoben sich die Schleswig-Holsteiner, die „up ewig ungedeckt“ sein wollten, und entfachten eine Bewegung, die sich über ganz Deutschland ausbreitete. Aus aller Munde erschallte das Lied des Schleswigers Friedrich Chemnitz;

Schleswig-Holstein, meerumschlungen,  
Deutscher Sitte hohe Wacht,  
Wahre treu, was schwer errungen,  
Bis ein schöner Morgen tagt!  
Schleswig-Holstein, stammverwandt,  
Wante nicht, mein Vaterland!

Als dann König Friedrich VII. auf Grund des offenen Briefes die Einverleibung Schleswigs in Dänemark veruchte, griffen die Schleswig-Holsteiner zu den Waffen. Der Deutsche Bund leistete „dem bedrängten Bruderstamm“ auf seine Bitte Hilfe, und „Papa Brangel“, der vollstümliche preussische General,

erhielt als „Bundesfeldherr“ den Oberbefehl über die Hilfstruppen. Er erfocht im April 1848 einen Sieg über die Dänen bei Schleswig und nahm bald darauf die Festung Fredericia ein.

Aber nun legten sich England, Schweden und Rußland für Dänemark ins Mittel und drohten, in den Krieg einzugreifen, so daß Preußen seine Truppen aus Jütland zurückzog und in den Waffenstillstand zu Malmö willigte. Dieser aber brachte den Frieden nicht, und so begann der Krieg im April 1849 von neuem. Eine deutsche Strandbatterie schoß bei Eternsörde das dänische Linienschiff „Christian VIII“ in Brand und die Fregatte „Gefion“ wurde erobert. Bayern und Sachsen erstürmten die Düppeler Schanzen. Bald darauf aber kam es durch Vermittlung Englands und Rußlands zum Waffenstillstand, dem im Juli 1850 ein Friede mit Dänemark folgte, in welchem die Herzogtümer

sich selber überlassen wurden. Und als die Schleswig-Holsteiner auf eigene Faust den Kampf fortsetzten, wurden sie im Juli 1850 bei Idstedt durch die Dänen geschlagen, welchen nun ganz Schleswig preisgegeben war. Den gefallenen Schleswigern aber rief Theodor Storm die Verse in das Grab nach:

In diesem Grabe . . .  
Liegt deutsche Erde  
Stedenlos gebettet.  
Beschützen konntet Ihr  
die Heimat nicht,  
Doch habt Ihr sterbend  
sie vor Schmach ge-  
rettet!

Bei diesem Stande der Sache beschloßen die Großmächte, auf einer Konferenz zu London diese deutsche Angelegenheit zu ordnen — so weit war es mit Deutschlands Ansehen gekommen. Im Mai 1852 stellte man dort durch Protokoll eine neue Erbfolge fest, kraft deren die gesamte dänische Monarchie mit Einschluß der Herzogtümer, die aber dem Königreich nie einverleibt werden durften, nach dem Tode des kinderlosen Königs Friedrich VII. auf den Prinzen Christian von Sonderburg-Glücksburg aus der jüngeren Linie des Oldenburgischen Hauses übergehen sollte. Der Herzog Christian von Augustenburg, dem Erbansprüche auf Holstein zustanden, gab diese gegen eine Entschädigung von 2½ Millionen Taler auf; allerdings erhob sein Sohn, der Prinz Friedrich von Augustenburg, später gegen diesen Ver-



Der Feldzug in Schleswig-Holstein.

Vor 50 Jahren: Prinz Friedrich Karl und sein Stab.

zicht Einspruch, und auch die schleswig-holsteinischen Stände gaben dem Protokoll der Konferenz ihre Zustimmung nicht.

Da die beiden Herzogtümer nun aber den Dänen ausgeliefert waren, ging man in Kopenhagen daran, das Deutschtum in Schleswig gänzlich auszurotten, und die Partei der „Eiderdänen“ zwang den König Friedrich VII., das Land bis zur Eider, das nicht zum Deutschen Bunde gehörige Schleswig, der dänischen Gesamtmonarchie einzuverleiben. Der Tod hinderte zwar den König, den Beschluß des Parlaments zu unterzeichnen; als aber nun 1863 der „Protokollprinz“ als König Christian IX. den Thron bestieg, mußte er dem Töben des seinen Palast umlagernden Pöbels nachgeben und seine Unterschrift unter den Parlamentsbeschluß setzen, wollte er nicht seine Krone auf das Spiel setzen. Als er so die Einverleibung Schleswigs in Dänemark vollzog, hoffte er auf Rußlands und Englands Beistand.

In den beiden Herzogtümern selbst verweigerte man dem neuen König den Huldigungseid, und zwanzigtausend Holsteiner traten in Elmshorn unter freiem Himmel zusammen und erklärten

auf den Boden des Londoner Kongresses. Preußen nahm die Führung dieser Angelegenheit in die Hand; und wenn es sich auch durch diese Politik in einen völligen Gegensatz zur Nation

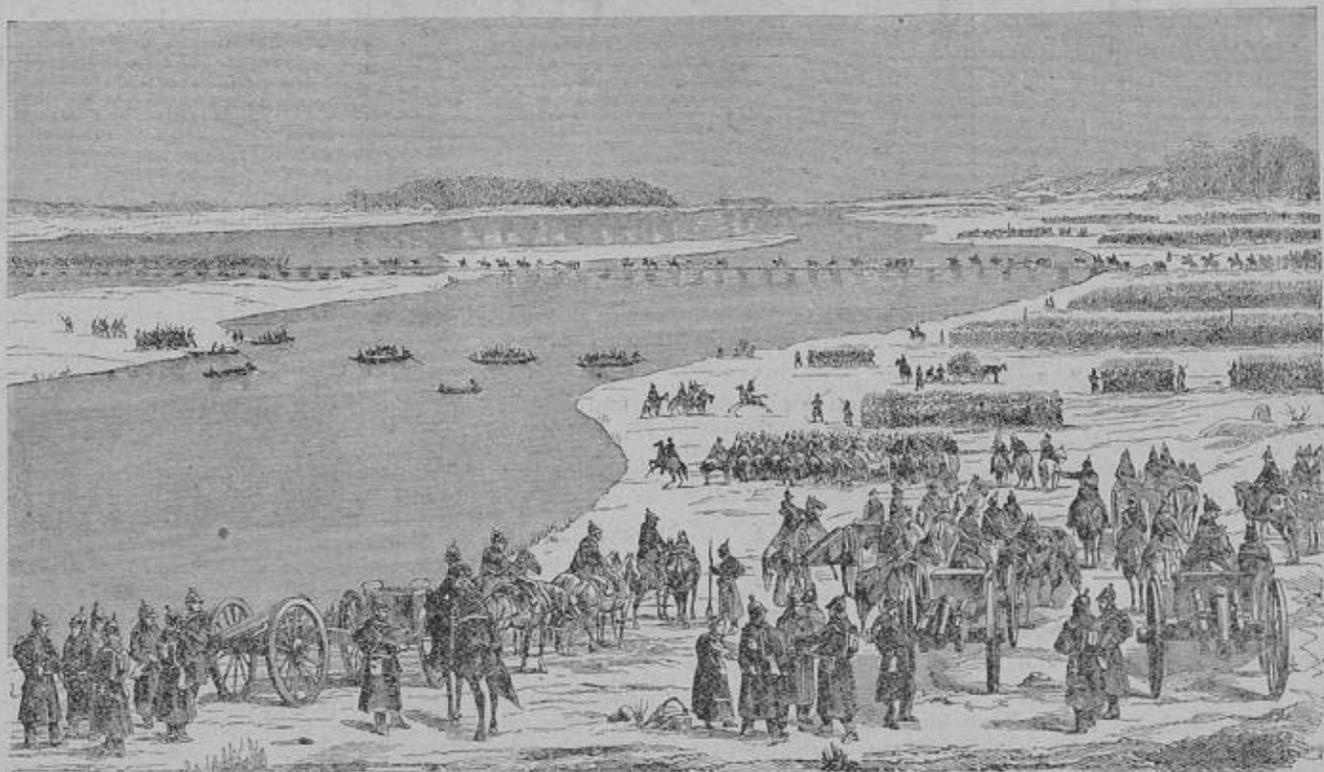


**Der Feldzug in Schleswig-Holstein.**

Vor 50 Jahren: Das Gefecht bei Missunde am 2. Februar 1864.

den Prinzen Friedrich von Augustenburg, der auf die Erbfolge nicht verzichtet hatte, für ihren rechtmäßigen Landesherren. Der Prinz, der alsbald nach Kiel reiste, hatte auch im ganzen übrigen

stellte — was in Deutschland einen Sturm der Entrüstung hervorrief —, so muß man doch Bismarcks Vorgehen als durchaus korrekt bezeichnen: weil Dänemark seinen Verpflichtungen von



**Der Feldzug in Schleswig-Holstein.**

Vor 50 Jahren: Uebergang der preussischen Truppen über die Schlei bei Krants am 6. Februar 1864.

Deutschland die öffentliche Meinung auf seiner Seite. Die Regierungen von Preußen und Österreich aber stellten sich, um jeder Einmischung des Auslandes vorzubeugen, ganz

1852 nicht nachkam, ließen die beiden „Vormächte“ am 16. Januar 1864 in Kopenhagen erklären, daß sie, wenn nicht innerhalb 24 Stunden die dänisch-schleswigische Verfassung vom November

1863 aufgehoben sei, ihre Truppen in Schleswig einrücken lassen würden. So setzte Bismarck, als eine ablehnende Antwort aus Kopenhagen erfolgte, Dänemark ins Unrecht.

Nun kam der Stein sofort ins Rollen. Die dänische Ablehnung der Forderung, welche am 18. Januar 1864 geschah, wurde am 20. Januar mit dem Einmarsch der preussisch-österreichischen Truppen, die der Führung des 80jährigen Feldmarschalls *W r a n g e l* unterstellt wurden, in Holstein beantwortet und damit den Waffen die Entscheidung anheimgegeben.

Drei Korps waren aufgestellt worden: den rechten Flügel bildeten 25 000 Preußen unter dem Oberbefehl des Prinzen *Friedrich Karl*, die Mitte nahmen 20 000 Österreicher ein, und auf dem linken Flügel befand sich die preussische Garbedivision. Man begann die eigentlichen Kriegsoperationen am 1. Februar mit dem Übergang über die Eider, nachdem man die dänischen Truppen vergebens aufgefordert hatte, Schleswig zu räumen. Diese standen — 30 000 Mann stark — im *D a n e w e r k* zur Abwehr bereit, einer gewaltigen Schutzwehr, die in einer Länge von 17 Kilometer von der Stadt Schleswig am Ende des Schleibufens bis zu den das südwestliche Schleswig erfüllenden Sümpfen hinüberführte und gleichsam die ganze Halbinsel absperrte. Den Oberbefehl über die Dänen hatte der Generalleutnant *d e M e z a*.

Am 2. Februar bestürmte Prinz *Friedrich Karl* unter dreistündiger Kanonade die Stadt *M i s s u n d e*, jedoch wurde der Angriff von den Dänen mit Erfolg zurückgewiesen. Um nun in den Rücken der feindlichen Stellung zu gelangen, ließ der Prinz sein preussisches Korps auf einer in der Eile geschlagenen Brücke bei *A r n i s* und *K a p p e l n* die *S c h l e i* überschreiten, doch glückte der Plan nur zur Hälfte: die Dänen hatten von der sie bedrohenden Gefahr Kenntnis erhalten und in der Nacht vom 5. zum 6. Februar die *Danewerkstellung* aufgegeben, so daß die preussischen Truppen zu spät kamen.

Inzwischen hatten die Österreicher am 3. Februar die dänischen Vortruppen bei *Oberseel* und *Jagel* zurückgeschlagen und dadurch unmittelbar an das *Danewerk* gelangt, wo sie noch gerade rechtzeitig am 6. Februar eintrafen, um den Nachtruppen des abziehenden Feindes bei *Obersee* eine empfindliche Schlappe versetzen zu können. Schon schickten sie sich zum Sturm auf das *Danewerk* an, als sie erfuhren, daß dieses geräumt und der Feind in vollem Rückzuge nach den *Düppeler Schanzen* sei. Am 7. Februar hielten Preußen und Österreicher vereint ihren siegreichen Einzug in *Fleisburg*.

Dänemark würde es schwerlich so weit haben kommen lassen, wenn ihm nicht durch das Ausland, namentlich durch England, der Rücken gestärkt worden wäre, das nach wie vor für die Unteilbarkeit der dänischen Monarchie einzutreten versprach und an die Festigkeit der preussisch-österreichischen Freundschaft nicht recht glaubte. Dieser Unglaube war nicht unbegründet: es fehlte am *Wiener Hofe* nicht an starken Gegenströmungen wider die *Waffengemeinschaft* mit Preußen; aber *Bismarcks* fester Wille riß die Schwankenden mit sich fort, und das gemeinsam vergossene Blut kittete den Bund zusammen.

## „O, diese Bekannten.“

Erinnerung an Karneval von *Jenny Müller*.

(Nachdruck verboten.)

„Da ist der Wagen!“ *Paula* stand schon lange hinter der Gardine und harrete. „*Erna*, da steigt *Willy* aus. Fürchterlich die Krawatte: drei baumelnde Kirschchen!“

„Halte Dich bitte ernst, *Paula*. Denke, daß er uns heute viel Freude macht,“ bat *Erna*.

Sie trat vor den hohen Spiegel und gab ihrem schwarzweißen Seidenkleide noch einen strammen Ruck. Dabei tanzten die schwarzen Troddeln der Tunika auf und ab.

Wie eine glitzernde, schillernde Schlange stand plötzlich *Paula* neben ihr. Sie trug ein aelbleidenes Unterkleid, auf dem

schwarze Gaze von einem Perlenkranz besetzt, wie ein zarter Hauch lag. Glitzernd und flimmernd brach sich das Licht der elektrischen Birnen.

„Ein schwarzes und ein weißes . . .“ rezitierte ein großer, dunkler Herr, der eben eintrat mit einem Strauß feuerroter Nelken.

„*Erna*, anbei Dein fastnächtliches Bukett.“ *Paula* machte der Schwester einen spöttischen Anig. Der *Wetter Willy* hatte eine Schwäche für blonde Damen und besonders für *Erna*, was *Paula* ihr neidlos gönnte. Doch konnte sie nie unterlassen, die beiden aufzuziehen.

„Meine Blumen folgen hoffentlich noch,“ erklärte sie ihm dann. „Ich wünsche verbrannte Sonnenblumen.“

„Kinder, Ihr müßt Euch aufmachen, sonst findet Ihr alles befezt,“ ertönte plötzlich *Frau Walters* Stimme.

*Paula* fiel ihr um den Hals.

„Sebe wohl, Mutter, sei versichert, mir geschieht nichts. Aber jenen beiden untertage die Verlobung. Sie sind doch verwaunt!“

*Erna* und *Willy* erröteten. *Frau Walter* lachte.

„Macht Euch Freude und *Willy*, behalte ein Auge auf *Paula*. Sie ist schnell wild und ausgelassen.“

„Wenn sie nicht beide anderwärts beschäftigt sind, — doch nein, unsere Güte!“ rief diese gleich darauf. „Lise brachte sie, und endlich fuhr das Aleeblatt ab.“

„Wohin zuerst, *Willy*,“ fragte *Erna*, deren blonde Locken sich um den schwarzamtigen Dreimaster rankten.

„Ich denke, ins Hotel *Salvator*, dort ist es sehr gemütlich, sollt Ihr sehen.“

„Na, was nicht ist, wird von uns gemacht.“ *Paula* zitterte vor Erwartung. „Ich bin so froh, daß wir in *Votale* gehen dürfen unter Deinem hochsicheren Schutze.“ Sie machte ihm eine Nase. „Maskenbälle finde ich tödlich langweilig. Allein schon diese Unmenge lästiger Bekannten.“

„Benimm Dich, *Paula*, sei ernst, soviel Du das vermagst.“ *Ernas* ganzes Gesicht lachte dabei, was ihren Worten den Nachdruck nahm.

Vor dem Hotel war ein gewaltiges Gedränge. Alle karnevals-tollen Leute schienen sich da ein Stellbildein zu geben.

*Paula* flüsterte *Willy* ins Ohr: „Sind auch keine Bekannten da? Ich fürchte mich bis auf den Tod.“ Wer in ihre glänzenden Augen sah, erkannte den losen Schalk, der daraus hervorschaute.

*Willy* bot *Erna* den linken und *Paula* den rechten Arm. So zogen sie in den hellerleuchteten Saal, wo man an kleinen Tischen beisammen saß, plauderte, lachte und rauchte. Eine dicke Wolke lag über all dem Treiben.

Im ersten Augenblick war es den beiden Schwestern unheimlich

zumute. Wie eine gewaltige Welle drang hier das lustige Treiben auf sie ein.

„Veneidenswerter Mensch, was tust Du mit zweien?“ rief man von einem herrenbesetzten Tische dem Beschützer der beiden zu. Gleichzeitig trat ein blondler Herr auf sie zu.

„Doktor *Berner*. — Darf ich?“

*Galant* bot er *Paula* den Arm und diese nahm an.

In demselben Augenblicke stand der ganze Trupp auf und nahm die „*Carmen* — *Teufelin* — *Salome* —“ und wie man sie sonst noch nannte, im Triumph mit an den kleinen, runden Mittelstisch. Der Weg dorthin wurde sorglich gebahnt, indem man einzelne mit ihren Stühlen einfach „aus hob“ oder beiseite rückte. Bald saß man lachend und scherzend zusammen und *Paula* präsiidierte als vielumworbene Königin der kleinen Runde.

*Willy* *Reinard* führte unterdessen seine übriggebliebene Dame in eine reizende, lauschige Ecke. Es hatte ihn manchen Kampf gekostet, sie zu behüten, denn auch auf *Erna* hatten es die Raubritter abgesehen. Besonders an einem kleinen Tische neben ihm verfolgte man das Paar mit neugierigen Blicken.

„*Erna*, kennst Du die Leute? Sieh einmal unauffällig hinüber.“

*Erna* sah wie absichtslos zur Seite. Dann rückten an beiden Tischen Stühle.

„Wo kommst Du denn her? Mädchen, Du machst Dich



Die Not der Fischer an der Ostsee:

Mit ihrem Vieh in einer Dachkammer untergebrachte Fischerfamilie aus *Sorensbohm*.

aber? — Fastnachtsjed oder Verlobter?" fragte der greise Herr dann, indem er von Erna zu Willy hinüber schielte.

"Waschechter Vetter, bitte," stellte Erna vor, "sonst Willy Reinard — Sanitätsrat Sommer mit Anhang." Ihre Hand glitt leicht über den ganzen Tisch.

"Kuh für unedle Bezeichnung." Der neunzehnjährige stud. iur. Sommer stand hinter der hochgewachsenen Erna auf dem Stuhl und umarmte sie stürmisch.

Eine dröhnende Lachsalve der Umstehenden lohnte ihn und ließ ihn Ernas wütenden Blick verschmerzen.

"Kinder, laßt uns in die Sektbude rutschen," sprach der alte Herr gut gelaunt. "Doch, wo ist die Pau—u—la?" singend zog er den Namen in die Länge.

"Abgestügt! in der Völker Menge!" sangen Leo und Hans Sommer, beide im gewöhnlichen Leben Kaufleute, jetzt weiße Pierrots mit großen, roten Sammetknöpfen. "Wir werden sie suchen und heimbringen aus dem Gedränge."

Weg waren sie. In der Sektbude war nur ein kleiner Tisch noch frei, der weder Stühle genug, noch Raum für so viele hatte. Trotzdem feuerte der Rat darauf zu.

"Junger Mann, sorgen Sie für sich, die blonde Fee und ich sind untergebracht."

Er drückte Erna in einen Sessel, schob ihr ein Kissen unter den Kopf, der stud. iur. holte ihr ein Fußbändchen, und bald lehnte sich die junge Dame in aller Grazie, rauchend und Sekt schürzend, zurück.

"Ich fühle mich so wohl, wie zu Hause, Ohn. Was hältst Du davon, Willy, sollen wir nicht essen?"

"Gewiß, was Du wünschst." Willys Eifer war für den alten Herrn köstlich.

Sie einigten sich bald und 1 stige Redereien gingen hin und her.

Plötzlich standen Hans und Leo da. In ihrer Mitte hing Paula, Tränen lachend.

"Ist das eine Meute!" schalt sie, "kommen die beiden da an unseren ersten Tisch —"

"Erstern", betonte Leo.

"Störe nicht, und," fuhr Paula fort, "reißen mich den Herren fort."

"Was für Herren aber," brummte Hans, dessen tiefes Organ bei seiner schlanken Gestalt überaus lächerlich wirkte:

Müller, Meyer, Schneider, Schmitz gaben sich da ein Stell-dichein."

"Aber Du fühltest Dich mollig, was, kleine Schlange?" Rat Sommer begrüßte das reizende Mädchen mit kräftigem Handschlage. Der in jedes Mädel verliebte stud. iur. drückte Paula, ehe sie sich dessen versah, ans Herz.

"Schimpanse," schimpfte diese. "Danke, Klapperschlange," kam prompt die Antwort. "Ich weiß von der Tanzstunde her, wie gern Du an meinem Herzen ruhst!"

"Pinzel," Paula schnippte mit den Fingern und damit tat sie ihn ab. "Jungstgeliebter Willy," wandte sie sich an diesen. "Abgemagert lehre ich zurück. Hast Du a bissel Brot und a bissel Fleisch für mich?"

"Still niederlassen!"

Unerpöblich saß Paula am Tisch. Hans und Leo, die immer ihren Will mit dem Mädchen trieben, hatten sie aufgehoben, auf einen leeren Sessel gesetzt und diesen angehoben.

"Herr, ich gehe zugrunde," röhnte Paula gleich darauf. Vor ihr stand ein mit Speisen aufgetürmter Teller und drei von der Fülle überschäumende Gläser Sekt.

"Bitte, Kraft ansehen, meine Dame," riet der alte Herr. "Väterliche und mütterliche Besorgnis scheint aus meinen Augen, — die da" — verächtlich wies er auf Willy und Erna — "haben keine Zeit für Dich, armes Kind!"

"Dem Vater und Mutter beisammen sind," deklamierten Hans und Leo, schoben ihre Arme unter und hoben Paula von ihrer Arbeit weg.

"Fortsetzung folgt, schöne Laura, weine nicht," trösteten sie. "Wir wollen zusammen in ein anderes Hotel gehen, wo mehr getanzt wird, was Pa?" schlug der stud. iur. vor.

Gnädig lächelnd meinten die älteren Sommers: "Das Studium macht manche Leute ganz geistlos."

Sie wußten, daß der angehende Jurist aller trocknen Gesehe zum Trotz den Tanz über alles liebte.

Aber im Burg-Hotel wollte man sie nicht mehr einlassen. Die Eingangstüren waren verschlossen.

"Wir gehen durch das Tor und dann durch den Eingang für Lieferanten, ich kenne den Koch, er läßt uns durch die Küche."

Willy war ganz stolz, den Schlüssel zum verschlossenen Paradies zu besitzen.

Also ging es hinten herum. Am Eingang zur Küche trat ihnen mit riesiger Leibesfülle drohend der Koch entgegen.

Da sprang Paula vor: "D, — Sie netter Mann, wo waren Sie denn doch? Ich habe Sie den ganzen Abend gesucht?"

Ganz verwirrt schaute sich der Kraftmensch das zarte Ding an, das ihn an den Händen zum Licht zog, und das wie eine echte Paradieschlange des Mannes abwehrende Miene in ein entzücktes Lächeln verwandelte.

"Schäfer, Du," lachte er und wollte der Schwarzäugigen in die Wangen kneifen.

Schnell und geschmeidig glitt Paula in den Saal und lief in die Arme eines kleinen, dicken Herrn, der ihr wohl die ganze Zeit schon aufgelauret hatte.

Empört schlug sie um sich. Es nützte ihr jedoch nichts. Walter Brandt kostete die Minuten seiner Uebermacht aus.

Hans und Leo, die beiden Unzertrennlichen, kamen erst, als Paula schon Unmuthstränen in den Augen standen. Auch sie kannten Walter Brandt und seine von Paula bisher stets vereitelten Absichten.

"Das kommt von das!" meinte Leo philosophisch, nahm Paulas Arm und setzte sich gerade an Brandts Tisch. Der alte Herr folgte mit den andern.

"Der Koch hatte aber Freude an Dir," erzählte er Paula. "Er holt Dich gleich zu einer Plauderstunde."

Paula kochte vor Wut.

"Ich werde schon fortlaufen," entfloß es ihrem zudenden Munde.

"Wir werden schon sorgen," sagten sie alle lachend zu gleicher Zeit.

"Paula, Du bist aber auch so wild," meinte Erna.

In demselben Augenblicke wurde die Mahnerin von einem Herrn über ihre Stuhllehne her innig begrüßt.

Flammende Röte bedeckte Ernas Gesicht, so daß es weiteiferte mit dem Strauße Feuernecken an ihrer Brust.

"Komm, Schatz, ich lad' Dich ein!" sang der Antömmeling, und Erna mußte die Einladung sehr angenehm sein, denn . . .

"Verschwunden ist Dein Lieb, lieber Willy," grölte der alte Herr, und plötzlich sang der halbe Saal die Melodie mit. Ein einmütiges Zutrinken fand statt, und im Takte wiegte man sich hin und her.

Auf einmal stand Paula auf, hielt ihr Taschentuch vor das Gesicht und schien hinausgehen zu wollen. Ihre Augenlider waren halb gesenkt. Aber sie sah alles.

Dort hinten in einer der kleinen lauchigen Eden hatte sie einen Jemand erkannt, um dessentwillen sie allein in finsterner Nacht gewandelt wäre, wie viel eher in dieser Fülle von Licht!

Sie ging dahin wie eine Schlafwandelnde und hörte doch alle Bemerkungen, die man ihr zurief.

"Reizendes Geschöpf — holde Eva — Lichtgestalt — Wunder der Schöpfung — lehre ein bei mir! — laß Dich nieder."

Sie überwand alle Hindernisse. Ruhig ließ sie sich sogar zweimal runddrehen. Ja, am Tische, der nahe an "seinen" Platz stand, folgte sie einer Einladung und hielt sich länger auf. Sie konnte ihm ja doch nicht in die Arme laufen. Das tat man nur bei jemanden, der das nicht ernst nahm. Bei ihm war alles ernst.

Er, der Apotheker Max Fischer, hatte die älternde Gestalt schon längst bemerkt, lange, ehe Paula seine Nähe geahnt. Er hatte ihren stürmischen Empfang gesehen und war vor Reid und Eiferucht erblaßt. Denn dieser tolle Wirbelwind war seine heimliche Geliebte.

(Schluß folgt.)



General Picquart †.

## Unsere Bilder.

**Die Eissegelregatta auf dem Müggelsee bei Berlin.** Zum ersten Male in diesem Jahre war der Müggelsee Sonntag, den 18. Januar, zur Ausübung des Eissports freigegeben. Der Berliner Eisaufverband benutzte diese Gelegenheit, um seine diesjährige Eissegelregatta abzuhalten.

**Sturmflut an der Ostsee.** Das schwere Unheil, das die pommerische Ostseeküste durch zwei fast unmittelbar aufeinander folgende gewaltige Sturmfluten betroffen hat, hat überall im Reich die wärmste Teilnahme erregt und zu mancherlei Hilfeleistung Anlaß gegeben. Während die Bewohner an der Nordsee alljährlich mit schweren Winterfluten zu rechnen haben und sich durch Deiche und Schugarbeiten nach Möglichkeit zu sichern suchen, tritt an den Küsten der Ostsee eine Sturmflut nur in seltenen Fällen auf und trifft die in den meisten Fällen, abgesehen von Dänemark, ungeschützte Küste um so verheerender. — Circa sieben Kilometer von Rugenwalde entfernt liegt der Dzeandampfer Wolgast auf den Dünen. Die Mannschaft ist durch Raketenapparat gerettet worden. Das Schiff ist völlig vereist.

**General Picquart †,** der Vorkämpfer für Drehfuß, in dem bekannten Sensationsprozeß und spätere französische Kriegsminister, der durch einen Sturz vom Pferd tödlich verunglückte.



## Sprüche.

Die alte Denkart tauscht kein Ehrenmann auf einem höheren Posten.

In den Perioden der Degeneration gewinnt der Frechste den größten Einfluß.

**Eine neu entdeckte tote Stadt.** Wirklich wie ein Märchen aus „Tausend und eine Nacht“ werden auf den Leser die folgenden Zeilen wirken, die aber trotz ihres phantastischen Inhalts den Vorzug haben, nur völlig wahrhaftige, genau nachgeprüfte Angaben zu enthalten. — Im Winter 1908/09 veröffentlichte die in Kairo erscheinende „Egyptian Gazette“ einen Bericht über die Auffindung einer uralten, unbewohnten Stadt mitten in der Sahara, dem wir das Wichtigste entnehmen.

Mehrere Araber vom Stamme der Senussi, die mit einer Karawane von Tripolis aus den Nil erreichen wollten, wurden von räuberischen Beduinen überfallen und mußten unter Preisgabe ihres sämtlichen Eigentumes fliehen. Auf dieser Flucht gelangten einige von ihnen sehr weit nach Süden in Teile der Sahara, die völlig unbewohnt sind und auch von keiner einzigen Karawanenstraße durchschnitten werden. Die völlig erschöpften, von Durst gepeinigten Leute glaubten sich in der wasserarmen Wüste bereits verloren, als sie eines Abends, nachdem sie mit ihren letzten Kräften einen felsigen Höhenzug überschritten hatten, vor sich im Tale die Kuppeln und Türme einer Stadt im Lichte der untergehenden Sonne aufleuchten sahen.

Anfangs glaubten die Araber, nur durch eine Fata Morgana getäuscht zu werden. Je mehr sie sich aber näherten, desto deutlicher traten alle Einzelheiten der vor ihnen liegenden Baulichkeiten aus der schnell zunehmenden Dämmerung hervor. Und bald befanden sie sich in den Straßen einer Stadt, deren Dächer zumeist mit Kupfer eingedeckt waren und die seit Jahrhunderten verlassen zu sein schien. Mehrere Tage hielten die Araber sich in dieser toten Stadt auf, bis sie sich soweit erholt hatten, um die Rückkehr in bewohnte Gegenden antreten zu können. Nach endlosen Mühsalen langten sie in Kairo an, wo man ihren Schilderungen von den Wundern der toten Stadt zunächst keinen Glauben schenkte. Doch verschiedene Gegenstände, die sie aus der Märchenstadt mitgenommen hatten und die von Archäologen geprüft wurden, sprachen für die

Wahrheit ihrer Angaben. Namhafte Ägyptologen begannen sich bald für die Sache zu interessieren, und besonders der amerikanische Gelehrte Dow Covington war es, der dann den Plan befürwortete, eine Expedition nach der Kupferstadt auszurüsten, da man inzwischen auch in alten Schriften einen Anhalt für das tatsächliche Vorhandensein der toten Stadt gefunden hatte. Wahrscheinlich dürften die von den Arabern bis ins einzelne beschriebenen Tempel mit ihren Kupferdächern ptolemäischen Ursprungs sein. Wenigstens nimmt dies Professor Maspero, der bekannte französische Ägyptologe, an, dessen Einfluß

Straße und hofft, ein Gratisrezept herauszuschlagen. — „Ei, guten Tag, Herr Doktor, sagen Sie doch mal, was machen Sie eigentlich, wenn Sie sich stark erkältet haben?“ — „Ich huste!“

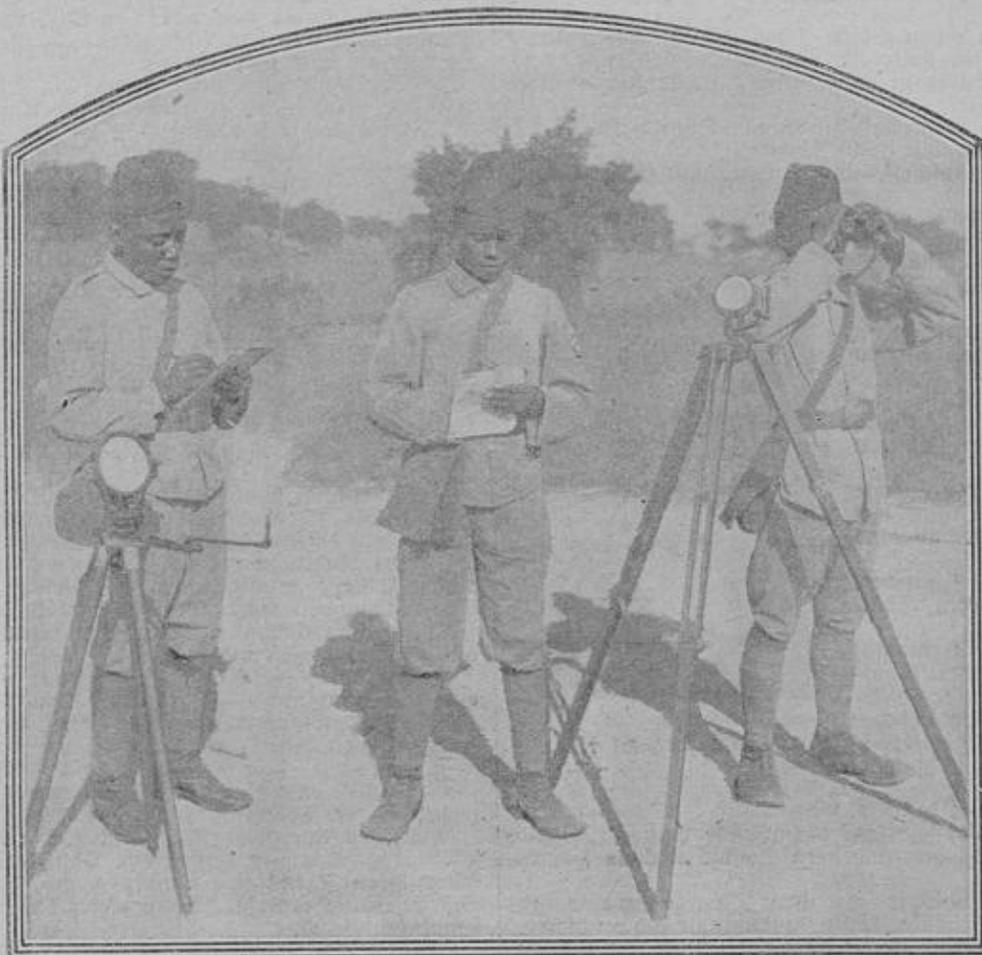
**Das genügt.** Anwalt: „Nannte er Sie ausdrücklich einen Lügner?“ — Klient: „Wetterprophet hat er gesagt.“ — „Das genügt vollständig!“

**Ein Schläuer.** Eine schon ziemlich bejahrte Dame trat in eine Drogerie und sagte: „Haben Sie irgendeine Creme, um den Teint zu verbessern?“ — „Verbessern, gnädiges Fräulein? Sie meinen zu erhalten!“ war die lebhafteste Entgegnung des Drogeristen. Und dann verkaufte er der Frau für 17 Dollar Gesichtscreme.

**Vor dem Friedensichter.** „Kamel will Sie der Angeklagte bestimmt nicht geschimpft haben!“ — „Es ist möglich, daß er ein anderes Schimpfwort gebraucht hat, gewöhnlich werde ich aber Kamel geschimpft!“

**Sein gezahlt.** Ein verarmter Lebemann heißt aus Sparsamkeitsrücksichten in einer ganz obskuren Kneipe und erkommt in dem ihn bedienenden Kellner einen alten Bekannten. — „Was“, ruft er aus, „Sie sind hier Kellner?“ — „Jawohl“, antwortet dieser, „aber ich speise wo anders!“

**Scherzfrage.** Was ist international? Wenn ein alter Schwede in einem deutschen Restaurant ein englisches Beefsteak und italienischen Salat isst, eine Flasche Ungarwein trinkt, wie ein Türke raucht und auf die Aufforderung des Kellners, zu bezahlen, diesem etwas spanisch vorkommt und sich auf französisch empfiehlt.



Zum 25jährigen Jubiläum der deutschen Schutztruppe in Deutsch-Ostafrika:  
Als Heliographisten ausgebildete Askaris bei der Bedienung des Heliographen.

es auch zuzuschreiben ist, daß die Mittel für die Expedition nach der Märchenstadt schnell aufgebracht wurden. W. K.

**Hinter Gefängnismauern.** Im pommerischen Zentralgefängnis zu Gollnow wurden im Jahre 1912/13 eingeliefert 497 Gefangene. Davon begingen ihre Straftat in der Trunkenheit bzw. infolge von Trunkenheit 399 Personen (80 v. H.). Von den 111 Körperverletzungen und Vergehungen gegen die Person wurden 103, d. h. 93 v. H., in der Trunkenheit verübt, von den 332 Vergehungen gegen das Eigentum 249, d. h. 75 v. H., von den 48 Vergehungen gegen die Sittlichkeit sogar 42, d. h. 88 v. H. Von Sonnabendabend bis Montag morgen begingen ihre Straftat 48 v. H.

**Durchschaut.** Ein Geizhals, der sich stark erkältet hat, trifft seinen Arzt auf der

## Rätsel.

Dem eisigen Winterfrost, der Sonne glühenden Brand  
Trotz' ich mit gleichem Mut und stehe unverwandt,  
Wo mir's die Pflicht befiehlt; stets bin ich ganz alleine,  
Auch hab' ich Arme wohl, nur fehlen mir die Beine,  
Und manchem Schwäger gleich, zeig' ich dir ohne Müß'  
Zwar gern den rechten Weg, doch geh' ich selbst ihn nie.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Hellebarden.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Besetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
L. Kellen, Dresden (Nub). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kornen, Off n (Nub).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr 7

Sonntag, den 15. Februar

1914

## Die Seemannsbraut.

Ein deutscher Seeroman von D. Elfer.

(Fortsetzung.)

(Nachdr. verb.)

„Ich danke Ihnen von Herzen, Herr Konsul,“ sagte Henning. „Wann können wir abfahren?“ Der alte Herr lächelte. „Sie scheinen es sehr eilig zu haben. Nun, ich kann's Ihnen nicht verdenken. Die „Carmen“ liegt keefertig am Kai, es gilt nur noch, den Kessel zu heizen. In etwa drei Stunden können Sie fahren.“

„Tausend Dank!“

„Keine Ursache. Ich werde Ihnen nun meine „Carmen“ zeigen. Kommen Sie.“

Gegen Mittag dampfte der kleine Schraubendampfer aus dem Hafen. Es war ein tüchtiges kleines Fahrzeug, so schmund und nett und flink, daß Henning seine Freude daran hatte. Eine hübsche Kajüte befand sich auf dem Deck, unter dem das Versteck für die Besatzung lag. Ein kräftiger Mulatte, Christophero mit Namen, bediente die Maschine, ein Nestige, Jean, dem man die Abkunft von einer indianischen Mutter sofort ansah, diente als Matrose auf der Yacht. Theising und Fritz Grünlich vervollständigten die Besatzung, während Henning das Kommando führte. Herr Vider verstand zwar nichts von der Schifffahrt, glaubte aber doch stets seinen guten Rat geben zu müssen, und war sehr erstaunt, wenn Henning diesen nicht beachtete. Die ersten Tage waren bei dem herrlichen Wetter sehr angenehm. Henning verfolgte den geraden Kurs nach den Inseln und hielt scharfen Ausschlag, ob er die Segel der „Nymphe“ nirgends entdecken konnte. Die Maschine mußte tüchtig arbeiten, und solange der günstige Wind anhielt, ging es rasch und munter vorwärts. Die „Carmen“ flog dahin wie ein leicht beschwingter Seebogel. „Wenn wir so dabei bleiben,“ meinte Theising schmunzelnd, „müssen wir die „Nymphe“ überholen. Wenn wir nur auf dem richtigen Kurs bleiben.“

Henning's Sehnsucht eilte dem schmucken kleinen Fahrzeug voraus. Er malte sich den Schmerz und die Enttäuschung Gretes deutlich aus und wandte alle Mittel an, um die „Carmen“ so rasch als möglich vorwärts zu treiben. Mit dem Glas in der Hand stand er stundenlang auf dem Posten und suchte ringsum den Horizont ab. Verschiedene Segelschiffe sichtete er, aber die „Nymphe“ konnte er nicht entdecken. Er kannte die Fädelung derselben allzu gut, als daß er sich irren konnte.

Da trat plötzlich Windstille ein und die aufgepannten Segel erschlafften. Henning war auf dem Achterdeck, um einige Anordnungen zu treffen, als Fritz Grünlich über das Deck schrie: „Schiff in Sicht! Gerade voraus!“

Henning eilte nach vorn. Er erhob das Glas, schaute stumm hindurch, dann rief er jubelnd dem alten Theising, der am Steuerstand stand, zu: „Wir haben ihn! Seht, Theising! Ich will nicht Henning Bahnen heißen, wenn das Segel dort am Horizont nicht zu der „Nymphe“ gehört!“

„Ihr habt recht!“ entgegnete Theising, indem er das Fernrohr, das ihm Henning gereicht, zurückgab. „Es ist die „Nymphe“. Bei dieser Windstille kann sie kaum von der Stelle,“ sagte Henning lachend, „wie gut, daß wir die Maschine haben.“

„Ja, ja,“ meinte Theising, „so 'ne Maschine hat schon ihren Vorteil. Aber — seid nicht zu mutig. Das Wetter gefällt mir gar nicht!“

„Wir werden doch keinen Sturm bekommen?“ fragte Herr Vider ängstlich.

„Ich meine, daß wir binnen einer Stunde 'ne ordentliche Mähe voll Wind haben,“ sagte Theising trocken.

„Eineteil!“ rief Henning. „Ob Windstille oder Sturm, — heute abend müssen wir noch die „Nymphe“ erreichen.“

Dann eilte er zur Maschine, um dem Heizer anzubefehlen, neue Kohlen aufzuschütten, so daß die Maschine jetzt ihre volle Kraft entwickelte und die Yacht schäumend durch das immer unruhiger werdende Meer schoss. Doch der plötzlich hereinbrechende Wirbelsturm, der dicke Nebel und die Finsternis der Nacht machten einen argen Strich durch die Rechnung Henning's. Die „Nymphe“ verlor man ganz aus den Augen, man konnte nicht unterscheiden, ob man den richtigen Kurs innehielt, man mußte seine ganze Sorge auf das kleine Fahrzeug selbst richten, das wie eine Kuschale vom Sturm umhergeschleudert wurde. Achzend und stöhnend lag Herr Vider in der Kajüte und glaubte, sein Ende sei gekommen. Wäre er doch zu Hause geblieben! Was fiel dem alten Konsul denn nur ein, ihn auf solche gefahrvolle Reise zu schicken? Er war Sekretär auf dem Konsulat, und sein Platz war am Schreibtisch und sein Fahrzeug, das von dem Sturm zerdrückt zu werden schien.

So jammerte Herr Vider in heller Verzweiflung. Aber es half ihm nichts, er mußte in diesem schrecklichen Unwetter ausbarren, schwor sich aber zu, niemals wieder einen Fuß auf eine Schiffsplanke zu setzen.

Inzwischen kämpfte das kleine Fahrzeug wader mit dem Wind und Wellen. Bald schwebte es hoch auf einem Wogenschwamm, bald versank es ächzend in ein tiefes Wellental. Aber seine niedrige Bauart schien es gerade vor den heftigsten Stößen des Sturmes zu schützen. Wohl fürchtete selbst Henning, sie müßten alle zugrunde gehen, wohl überfluteten die Sturzseen das Deck und rissen einen Teil der Reklung mit fort, aber unverdrossen arbeitete die Maschine und stieg der Dampf keuchend aus dem Schornstein.



Der rumänische Thronfolger Prinz Ferdinand mit seinem Sohne Prinz Carol in Poisdan.

Es war ein wetterfestes, kleines Ding, das sich vortrefflich in der graufigen Sturmnacht bewährte. Henning stand im Vorderteil des Schiffes und lugte aufmerksam in die schwarze Nacht hinaus. Noch immer hegte er die Hoffnung, der „Nymphe“ zu begegnen. Er zitterte bei dem Gedanken, daß dieser furchtbare Sturm das Schiff an ein Korallenriff schleudern könne, die in diesem Teil des Ozeans gar nicht allzu selten waren. Oder auch, daß das Schiff durch den Sturm so weit aus seinem Kurs geworfen wurde, daß man es ganz aus den Augen verlor.

Da schien es ihm, als ob sich die Finsternis noch mehr verdichtete, als ob sich eine schwarze Wand vor seine Augen schob. Er hörte ein Knarren und Röcheln, er sah hoch oben einen Lichtschimmer, — er mußte von einer Laterne herrühren, — jetzt sah er die Masten und Stangen, — ein Schiff war es, kaum zwanzig Schritte entfernt, ein Zusammenstoß schien unvermeidlich.

„Ruder in See!“ schrie er Theising zu. Dann durch das Sprachrohr in den Maschinenraum hinab: „Stoppen! — Rückwärts!“

Die Maschine arbeitete wie wahnsinnig. Die Jacht schien bersten zu sollen.

Da flog ein schwarzer Schatten vorüber.

„Es ist die „Nymphe“!“ schrie Theising.

Henning sprang auf das Dach der Kajüte und klammerte sich an den Mast.

„Schiff — ahoi!“ rief er, so laut er konnte.

Ein gellender Schrei vom Hinterdeck des Schiffes antwortete ihm.

„Grete!“ schrie er und streckte weit die Arme aus. Doch im nächsten Augenblick schleuderte ein ungeheurer Bogen-schwall den kleinen Dampfer mit fort. Eine gewaltige Sturzsee schlug über ihm zusammen. Henning mußte sich fest anklammern, damit er nicht fortgerissen wurde. Als er die Augen wieder öffnen konnte, war die „Nymphe“ in Nacht und Nebel verschwunden.

Der Sturm wütete mit ungeminderteter Kraft fort. Die Rettung des eigenen Schiffes war jetzt der nächste Gedanke. Und wirklich gelang es, den kleinen Dampfer sicher durch Wind und Wellen zu steuern.

Als der Morgen graute, legte sich der Sturm. Die See

ging noch hoch, aber es hatte keine Gefahr. Die „Carmen“ hatte sich wacker durchgekämpft. Aber wohin war man verschlagen? Eine Berechnung anzustellen, war unmöglich, da der Himmel dicht und grau verhangen war. Nur der Kompaß zeigte, daß man in nördlicher Richtung gesteuert hatte.

Gegen Mittag tauchte ein Felsenland aus dem Meere empor. Man steuerte darauf zu. Ein grüner Strand öffnete sich, den eine kleine Ortschaft umsäumte. In der Bai schaukelten sich mehrere Fischerboote und ein größeres Segelboot, welches hier vor dem Sturm Sicherheit gesucht zu haben schien. Henning beschloß, dort anzulaufen und sich zu orientieren. Nach kurzer Zeit dampfte die „Carmen“ in die Bai ein und warf Anker. Neugierig sahen die Leute vom Ufer den kleinen Dampfer im Hafen anlegen. Einzelne Boote kamen herangerudert, Henning fragte, wo man sich befinde. Man war eine der kleinen Oster-Inseln nordwestlich von Valparaiso angelangt.

### Zwölftes Kapitel.

Wenn Wind und Wellen schweren Kampf gekämpft,  
Die furchtbare Gewitternacht entlang,  
Und leuchtend neu der Gott des Tages steigt, —  
Da ziehen die Orkane grollend ab.  
Doch schäumt und murren lange noch die Flut  
Und wirft unselige Trümmer an den Strand.  
(Umland.)

Die Osterinsel war eines jener auf Korallen-Riffen emporgewachsenen Eilande, wie man sie so zahlreich in der Südsee

und anderen tropischen Meeren trifft. Die Riffe legten sich wie schützend um die Bai, welche nach Südwesten zu offen, gegen Nordosten durch den höheren Teil der Insel geschützt, einen recht guten Hafen für Fischerboote und Schiffe mit geringem Tiefgang darbot. Größere Schiffe mußten allerdings außerhalb der Bai ankern. Das Festland der Insel war mit Kokospalmen, Brotfruchtbäumen und anderen tropischen Gewächsen bedeckt, so daß die Insel einen recht freundlichen Eindruck machte. Das Städtchen am Strande war allerdings von ärmlichem Ansehen. Es bestand zumeist aus kleinen Fischerhäuschen, aus denen nur ein größeres Gebäude hervorragte, das früher, wie man erfuhr, als Unterkunftsort für eine kleine chilenische Garnison gedient hatte, die solange hier gelegen, als das Eiland Deportationsort für Verbrecher gewesen war. Als solcher war er jedoch vor längeren Jahren aufgehoben und die Garnison zurückgezogen worden. Die Bevölkerung, welche sich vom Fischfang und dem Handel mit Kokosnüssen und anderen tropischen Früchten ernährte, bestand größtenteils aus Westizen, Abkömmlingen der früheren Deportierten und der einheimischen Bevölkerung. Sie sammelte sich neugierig am Strande, als die „Carmen“ Anker warf und Henning in Begleitung des Herrn Vider, der allmählich seine Fassung wieder erlangt hatte, an Land stieg.

Henning war ernst und traurig gestimmt. Er fürchtete, daß die „Nymphe“ in dem Wirbelsturm der

Nacht untergegangen wäre; hatte er doch keine Spur von ihr entdecken können, so eifrig er auch seit Tagesanbruch den Horizont mit dem Fernglas abgesehen hatte. Das Segelschiff im Hafen war von Valparaiso nach den Sandwichinseln unterwegs und hatte vor dem Sturm im Hafen der Osterinsel eine Zuflucht gefunden. Der Kapitän wußte auch keine Auskunft zu geben, er bezweifelte aber auch sehr, daß die „Nymphe“ den furchtbaren Orkan überstanden haben sollte.

Als Henning noch unerschlossen, was er beginnen sollte, da stand, drängte sich ein Mann im weißen Leinenanzug durch die Menge; unter dem breiten Panamahut leuchtete ein sonnengebräuntes Antlitz hervor, das ein hellblonder Wollbart umrahmte.

„Halloh!“ rief er, „finde ich hier einen



Das Schloß als Schule.

Das frühere königliche Schloß in Venrath ist vor einiger Zeit vom Staat an die Gemeinde Venrath verkauft worden und wird jetzt als höhere Schule benutzt.

deutschen Landmann?“

Henning schaute überrascht auf.

„Allerdings, ich bin ein Deutscher!“

„Willkommen!“ rief der andere fröhlich und streckte Henning die breite Hand entgegen. „Mein Name ist Weserling, — Wilhelm Weserling,“ fuhr er heiter fort. „Wohne seit zehn Jahren hier und freue mich, einmal wieder deutsche Landsleute begrüßen zu können. Der Herr ist doch auch ein Deutscher?“ wandte er sich an den Sekretär.

„Mein Name ist Vider,“ stellte sich dieser vor, „ich bin im deutschen Konsulat in Valparaiso.“

„Alle Wetter!“ rief Weserling, „also eine Respektperson! Aber wie kommen die Herren hierher nach der einsamen Osterinsel?“

Wir waren auf der Fahrt nach den Inseln, um ein deutsches Schiff aufzusuchen, zu dem ich und jene beiden Seelente gehören, der Sturm verschlug uns hierher!“ erzählte Henning.

„Ach ja, der Sturm. Da wird wieder manches Schiff verloren sein.“ Seien Sie froh, daß Sie mit Ihrer Rußschale gut durchgekommen sind. Muß ein tüchtiges Fahrzeug sein.“

„Das ist es in der Tat, — nun Theising, was gibt es?“ wandte er sich an den alten Seemann, der auf die Gruppe zukam.

„Ja, ja, Herr Vahnsen,“ meinte der Alte, „so ohne allen Schaden sind wir doch nicht davon gekommen. Die „Carmen“ hat ein Leck erhalten, und die Maschine ist auch nicht ganz in Ordnung. Wir müssen hier wohl einige Tage liegen bleiben, um den Schaden auszubessern.“

„Das ist mir sehr unangenehm,“ sagte Henning und warf einen trüben Blick auf die See hinaus. Hatte er sich doch vorgenommen, gleich heute wieder abzufahren, um die Nachforschungen nach der „Nympe“ fortzusetzen.

„Na,“ meinte Weserling gutmütig, „schauen Sie nicht so trübselig drein, der Schaden wird bald repariert sein. Ich habe hier Leute zur Hand, die das verstehen. Inzwischen sind die Herren meine Gäste. Sehen Sie oben das weiße Haus zwischen den Kokospalmen und den Paradiesbäumen? Dort bin ich zu Hause.“

Oberhalb der kleinen Ortschaft leuchtete ein weißes Landhaus aus dem Grün der Bäume und Büsche hervor, in dessen Fenstern die Morgensonne blühte.

„Wir sind Ihnen sehr dankbar für Ihre Einladung,“ sagte Henning, „aber ich möchte doch lieber bei meinem Boot bleiben.“

„Warum nicht gar,“ rief Herr Weserling, „der Maschinist und der Matrose und der Schiffsjunge mögen im Boot bleiben, so kann nichts geschehen. Meine Leute helfen dann bei der Ausbesserung. Sie aber kommen mit, nicht wahr, Herr Sekretär?“

„Ich nehme Ihre Einladung mit Vergnügen an,“ sagte dieser verbindlich.

„Also das ist abgemacht, jetzt wollen wir einmal nach den Schäden Ihres Bootes sehen.“

Es stellte sich heraus, daß in der That einige Tage nötig sein würden, um die Reparatur vorzunehmen und Henning fügte sich seufzend der Notwendigkeit. Da der Maschinist und Theising die Arbeiten beaufsichtigen wollten, brauchte Henning die Einladung des freundlichen Herrn Weserling nicht auszuschlagen.

Man begab sich gleich auf den Weg nach dem weißen Landhaus. Durch wohlgebaute Felder, Gärten und Kokosbaumplantagen führte der Weg aufwärts. Man sah, daß hier ein tätiger Geist und eine energische Hand waliteten. Ueberall herrschte Ordnung und Sauberkeit. Henning sprach seine Anerkennung aus.

„Ja,“ meinte Weserling lachend, „auf diesem alten vulkanischen Boden läßt sich schon was erzielen. Als ich vor zehn Jahren hier von San Franzisko anlangte, sah es nicht so aus. Die Menschen hier lebten nur so in den Tag hinein, es war die richtige Räuberbande. Es hat Mühe gekostet, sie zur Arbeit anzuhalten. Aber als sie sahen, daß ich es zu etwas brachte und mich auch die chilenische Regierung unterstützte, da wachten sie auf und machten sich an die Arbeit. Heute geht es allen ganz gut hier. Das Klima ist herrlich. Es gedeiht alles so üppig, besonders Kofos und Bananen, daß der Handel mit diesen Früchten ein stattliches Sümmden abwirft. Wir liefern alles nach Valparaiso und San Franzisko. Ich habe immer guten Absatz dort.“

„Weshalb haben Sie sich nie auf dem Konsulat gemeldet?“ fragte Herr Vider.

„Hab's noch nicht nötig gehabt, Herr Sekretär. Werd's jetzt aber nachholen, wenn ich einmal nach Valparaiso komme. Doch da sind wir zu Haus.“

Ein Gittertor öffnete sich und man trat in einen sauber gehaltenen Park, der mit tropischen Pflanzen und Blumen angefüllt war. Hinter einem großen Rasenplatz erhob sich das einfache, aber hübsche weiße Haus, an dessen Vorderfront eine Veranda entlang lief. Zwei Mädchen im Alter von zehn und zwölf Jahren in weißen Kleidern spielten auf dem Rasenplatz mit Reifen. Die hellblonden Locken, welche über die Schulter fielen, bewiesen, daß sie die Töchter des Deutschen waren. Sie sprangen lustig dem Vater entgegen, blieben aber verlegen stehen, als sie die Fremden sahen.

„Kommt nur und reicht den Herren die Hand,“ rief Herr Weserling. „Das, meine Herren, sind meine beiden Töchter, Rosa und Frida, — ah — soeben kommt meine Frau!“

Eine hübsche, etwas rundliche Frau im weißen Hauskleide kam die Verandatreppe herunter. Sie mochte Ende der dreißig haben, ihr frisches, freundliches Gesicht, ihre blauen Augen und das blonde Haar ließen sie unschwer als Deutsche erkennen.

„Da bringe ich Dir Gäste, liebe Helene,“ sagte ihr Gatte und stellte die Herren vor.

Freundlich begrüßte sie die Hausfrau. „Sie haben hoffentlich nicht Schiffbruch gelitten?“ fragte sie teilnehmend.

„Nein, gnädige Frau, aber wir sind vom Sturm verschlagen worden!“

„Und jetzt müssen die Herren wegen einer Reparatur an ihrem Schiff einige Tage hier bleiben,“ erklärte Herr Weserling.

„Seien Sie herzlich willkommen, was wir vermögen, um Ihnen den Aufenthalt auf unserer einsamen Insel angenehm zu machen, soll gern geschehen,“ sagte die freundliche Frau.

Henning dankte ihr, aber sein Gemüt war von Kummer schwer belastet, was sich auf seinem offenen Gesichte zeigte, so daß ihn Frau Helene teilnahmsvoll anblickte. Die Fremden wurden dann in ein Gastzimmer geführt, wo sie sich nach den Strapazen der Sturmnacht erholen konnten. Herr Vider warf sich auf das Bett und sank bald in einen tiefen Schlaf. Henning aber konnte nicht schlafen. Der Gedanke an Gretes Schicksal ließ ihn nicht ruhen. Raslos wanderte er im Zimmer auf und ab oder trat an das Fenster, von dem aus man einen weiten Rundblick auf die noch immer unruhige, schäumende See genoß.

Gleich einem schühenden Wall umgaben Korallenriffe die Insel: brausend brach sich das Meer an diesen Rissen, überstürzte sich schäumend und zog in langen Wellen an den felsigen Strand. Solche gefährliche Riffe gab es gar viele in der Inselwelt der Südsee, und wehe dem Schiffe, das der Sturm auf die zu harten Felsen erstarrten Korallen warf, — es war rettungslos verloren. Wenn es auch von den Felsenzähnen der Riffe festgehalten wurde, so würden es doch die sich überstürzenden Fluten in kurzer Zeit zerrissen haben.

Mit Schauern dachte Henning an die Möglichkeit, daß der Sturm die „Nympe“ auf eines dieser Korallenriffe geworfen haben könnte. So fest das Schiff auch gebaut war, es würde der stürmischen Brandung nicht lange haben standhalten können.

Und was war dann aus Grete geworden? Würde ihr Körper an den Felsen zerschmettert sein? Würden die schäumenden Fluten sie in die dunklen Tiefen des Meeres gerissen haben? Würde sie ein Opfer der hier so zahlreichen Haifische geworden sein? Trieb ihr toter Leib, ein Spiel der Wellen und der Winde, in die weite, weite See hinaus? Ein entsetzliches Angstgefühl preßte ihn die Brust zusammen, daß er schmerzlich aufstöhnte. Dann erfaßte ihn der Zorn gegen den Mann, dessen tolle Leidenschaft das ganze Unglück verschuldet hatte. Ihn selbst und den alten Theising, unzweifelhaft die besten Kräfte unter der Besatzung der „Nympe“, hatte er zurückgelassen und war allein fortgesegelt, ohne der Gefahren zu gedenken, denen er Grete Erwarfen aussetzte. Der Zorn schüt-

telte ihn förmlich, daß er mit den Zähnen knirschte und mit dem Fuß aufstampfte. Machtlos saß er jetzt auf der einsamen Insel und konnte nichts zu der Rettung der Geliebten tun, die vielleicht gerade jetzt in höchster Not schwebte. Karl Binneweis sollte es büßen, wenn er ihm jemals im Leben wieder begegnete.

Die Glocke läutete zum Mittagisch. Henning verspürte wenig Lust, sich unter die fröhlichen Menschen zu begeben, aber er konnte doch die liebenswürdigen Gastgeber nicht verlegen, und so begab er sich auf die Veranda, wo der Tisch gedeckt war.

Herr Vider war schon erschienen und unterhielt sich scherzend mit den beiden Töchtern des Hauses, mit denen er rasch Freundschaft geschlossen hatte.

Auch der Hausherr war in fröhlicher Laune; aber Frau Helene war still und in sich gekehrt, sie sah den schmerzlichen Ausdruck auf Hennings bleichem Gesicht und ahnte, daß ihn ein schwerer Kummer bedrückte, der durch die allgemeine Fröhlichkeit nur noch fühlbarer werden mochte. Deshalb schwieg sie und richtete zuweilen einige leise, sanfte Worte an den jungen Seemann, als wollte sie ihn in seinem geheimen Kummer trösten.

Nach Tisch begaben sich Herr Weserling, Vider und die Kinder in den Garten, Frau Helene und Henning blieben allein auf der Veranda. Henning sah, in trübes Schweigen versunken, auf das Meer hinaus. Frau Helene folgte seinen Blicken.

„Sie suchen noch immer Ihr verlorenes Schiff?“ fragte sie leise.

„Ja, — ich kann die Hoffnung nicht aufgeben, es wieder zu finden.“

„Hängen Sie mit solcher Liebe an dem Schiff?“  
„Ja, denn es trug mein Lebensglück.“ —  
„Wie soll ich das verstehen?“



Prinz Age von Dänemark.



Gräfin Mathilde Calvi di Bergolo.

Henning erhob sich. Ein tiefer Seufzer schwellte seine Brust. „Auf dem Schiffe befand sich mein Liebstes auf der Welt, meine Braut,“ — stieß er hervor.

„Ach, — Ihre Braut! O mein armer junger Freund, jeht verstehe ich Ihren Schmerz! Aber es ist ja noch nicht alle Hoffnung verloren! Ebenso wie Sie, kann ja auch das Schiff einen schützenden Hafen erreicht haben. Fassen Sie Mut, lassen Sie die Hoffnung nicht sinken!“

„Ich danke Ihnen für Ihre Worte, — ja, ich will Gott vertrauen, daß er mein Liebtes in seinen Schuß genommen hat.“ „Wir wollen Gott darum bitten,“ sprach sie leise und innig Herr Weserling erschien in diesem Augenblick mit dem alten Theising.

„Da ist Ihr Steuermann, der Sie sprechen möchte, Herr Bahnsen.“

„Theising? Was gibts? Habt Ihr eine Nachricht?“ fragte Henning erregt.

Des alten Matrosen wetterdurchfurchtes Gesicht war sehr ernst.

„Ich möchte Sie bitten, Herr Bahnsen,“ entgegnete er, „mit mir an den Strand zu kommen. Ich möchte Ihnen da etwas zeigen.“

„Betrifft es unser Schiff?“

„Ja, — kommen Sie nur.“

„Wir erwarten Sie zum Abendessen,“ sagte Herr Weserling. „Und Ihr, alter Freund,“ wandte er sich an Theising, „kommt auch mit.“

„Sehr freundlich, Herr,“ entgegnete der Alte, indem er gegen Frau Helene eine feise Verbeugung machte. Dann folgte er Henning, der ungeduldig fragte: „Habt Ihr Nachricht von der „Nymphe“? Woher kam sie? Wer brachte sie?“

„Kommen Sie nur, Herr, Sie werden ja sehen.“

Am Strande waren mehrere Fischer beschäftigt, einen Teil eines Mastbaumes, an dem noch eine Raue mit zerfetztem Segel und Tackelwerk hing, an das Land zu ziehen.

„Was ist das, Theising? Woher kommen diese Trümmer?“

Theising entgegnete ernst: „Sehen Sie sich das genau an, Herr Bahnsen, ich sollte meinen, wir beide kennen das ganz gut!“

Henning stürzte auf die Wrackstücke zu. Eine entsetzliche Ahnung stieg in ihm empor. Er beugte sich über die zerbrochene Raue, da stand deutlich „Nymphe“ — Bremerhaven — eingegraben. Mit einem dumpfen Schrei fuhr Henning empor und wäre zusammengesunken, wenn ihn Theising nicht mit festem Griff erfaßt und aufrechterhalten hätte.

### Dreizehntes Kapitel.

Verzweifelt starrt das Auge auf die Stelle,  
Die schäumt an sand'ger Bant.  
Ob nimmer wiederkehrt das Schiff, das schnelle,  
Das längst verjant. (Pica.)

Es konnte kaum noch einem Zweifel unterworfen sein, daß die „Nymphe“ in der Sturmnacht ihren Untergang gefunden hatte. Die Trümmer, welche die Flut an den Strand getrieben, rührten von dem Schiffe her. Sie bestanden in Stücken des Hauptmastes, und wenn dieser einmal zerschmettert war, so bestand wenig Hoffnung, daß sich das Schiff gegen die Gewalt des Sturmes und der

Wellen hatte behaupten können. Henning sank auf einen Stein am Strande nieder und starrte verzweiflungsvoll auf das erbarmungslose Meer, das ihm sein Teuerstes verschlungen hatte. Er konnte den Gedanken nicht fassen, daß er Grete nicht wiedersehen sollte. Sein ganzer Mut, seine ganze Lebensfreude schien ausgelöscht. Hätte er doch wenigstens in der letzten schrecklichen Stunde bei ihr weilen können! Hätte er doch mit ihr gemeinsam sterben können. Schrecklicher als der Tod mit ihr, erschien ihm das Leben ohne sie.

Seine Augen füllten sich unwillkürlich mit Tränen und er barg das Gesicht in die Hände. Der ehrliche alte Theising wußte keinen Trost, er stand schweigend neben Henning und legte ihm sanft die harte, schwierige Rechte auf die Schulter. Endlich sagte er: „Da ist nichts zu machen, Herr Bahnsen.“ Seine rauhe Stimme klang ganz zart und weich. „Der liebe Gott mag dem vergeben, der das Schiff in diese Gefahr gebracht und die arme junge Dame in den sicheren Tod getrieben hat. Ja, ja, — das Leben! Meine Frau und meine beiden Söhne sind auch auf der See gestorben!“ Henning schluchzte laut auf.



Besuch der jungen Großherzogin von Luxemburg am holländischen Hofe:  
Die Großherzogin mit der Königin von Holland auf einer Ausfahrt.

„Kommen Sie, Herr Bahnsen,“ fuhr der Alte mitleidig fort. „Lassen Sie uns zu dem weißen Hause zurückkehren — da sind freundliche Leute, und ihr Mitgefühl wird Ihnen gut tun.“

Er versuchte Henning emporzuziehen. Doch dieser wehrte ihn ab. „Geht nur, Theising,“ entgegnete er, sich gewaltsam fassend. „Ich kann jetzt keine fröhlichen Gesichter sehen.“

„O, die werden gewiß mit Ihnen trauern!“

„Einerlei, geht nur und laßt mich allein. Erzählt Ihnen, was geschehen ist, — ich kann heute abend nicht kommen, ich werde bei unserm Boot bleiben — geht, ich bitte Euch!“

Theising sah ein, daß die Einsamkeit die beste Trösterin für den Schmerz des jungen Mannes war. Er drückte Henning teilnahmsvoll die Hand, dann wandte er sich schweigend ab und schritt dem weißen Hause zu.

Die Menschen am Strande hatten sich verlaufen. Nur einige Kinder spielten noch mit den

Muscheln und bunten Steinen, welche die Flut ans Land geworfen hatte. Die Erwachsenen sammelten sich um den kleinen Dampfer, um mit dem Heizer und den Matrosen über die Wrackstücke ihre Meinung auszutauschen. Henning erhob sich und ging mit müden Schritten den Strand entlang, bis er einen einsamen Felsenvorsprung fand, der weit in die See hinausragte. Hier ließ er sich nieder, um seinen traurigen, lummervollen Gedanken nachzuhängen. (Fortsetzung folgt).

## „O, diese Bekannten.“

Erinnerung an Karneval von Jenny Müller.

(Schluß).

(Nachdruck verboten.)

Seit dem Augenblicke, da Erna der Verwandten Nähe sich entzog, hatte Max Fischer auf Paulas Ausbruch gewartet. Aber jetzt tat er dumm, als ob er sie noch gar nicht erpäßt habe.

Paulas Glieder flogen im Fieber der Erwartung. Wo blieb er denn? Näher kann sie sich nicht heranpirschen. Was sagte er sich so ungeschickt in die Ede?

Da wurde sie zum Tanze aufgefordert. Mühsam arbeitete sich ihr Kavaller, der sich als Ingenieur Nothers vorgestellt hatte, durch die engen Wege.

Da, noch ehe sie an der sehr bescheidenen Tanzfläche anlangten, stürzten Hans, Leo und — Fischer zu gleicher Zeit auf sie los.

„Paula, einen Walzer,“ so Leo.

„Mir Quadrille,“

schnarrte Hans.

„Ihnen drei Walzer.“ Paula lachte dem langerwarteten Gesiebten zu.

„Pau — u — la, hölzölig bist Du,“ sang Hans, nach der Melodie des Walzertraums, umfaßte seinen Bruder und wirbelte mit ihm herum.

Sie rannten ein Paar an, das eben am Tanzplaze erschien, der schon mehr einem Kampfsplaze glich, da jeder um Raum focht.

„Verzeihung, meine Herr- und Damenschäften, wie froh bin ich, daß Sie Erna und“

„Doktor Poll,“ fiel Ernas Begleiter ein.

„— heißen,“ fuhr Hans unbefürchtet fort. „Erna und Böllchen, wer tanzt mit mir?“

„Ach, da ist ja Paula endlich!“ Erna stürmte auf die Schwester zu.

„Guck, hier ist Kurt,“ setzte sie leise hinzu. „Aber nicht leise genug.“

„Wivat, das Brautpaar,“ schrien Hans und Leo, und plötzlich tobte der Saal. Die Musik brach ab mit gewaltigem Tusch und Erna wurde mit Blumen beworfen. Die blauen Augen waren schwarz von innerer Bewegung, und einen Moment lehnte Erna wie ermattet an ihrem Gewählten.

Da fühlte sie sich emporgehoben und auf Hans' und Leos Armen an ihren Tisch getragen. Ein jauchzendes Hallo begutachtete diese Verlobungsehre.

Doch — was war das?

Fischer und Poll trugen auf gleiche Art Paula herbei, die sich aus allen Kräften wehrte und den Eindruck eines zappelnden Frosches hervorrief.

Das Gelächter im Saal wollte kein Ende nehmen. Alle begrüßten sich wie alte Bekannte. Überall tauchten neue Brautpaare auf, und das Gratulieren wollte nicht aufhören.

Kat Sommer hatte riesigen Spaß. Er war ganz in seinem Element, wenn er für recht viele sorgen konnte. Er ließ immer wieder neuen Sekt anfahren, denn die Bräute, er redete zu Paulas Entrüstung stets von zwei Bräuten, mußten nach seiner Meinung ordentlich begossen werden.

„Wie praktisch die beiden sich einrichteten auf Leben und Tod, Frau Doktor — Frau Apotheker,“ erkannte er an.

Paula glühte.

Es zuckte ihr jede Faser. Sie wäre so gerne aufgestanden und fortgestürmt. Sie hatte ohnehin so wenig Ruhe zum Sihen.

„Könnten wir nicht in ein anderes Hotel gehen,“ meinte sie mitten in das fröhliche Gepolauer der anderen hinein. „Ins Hotel Adler vielleicht, da sind wir ganz unter uns.“

Schallendes Gelächter.

„Pau—u—la will unter uns sein,“ sicherte der stud. iur. Doch der Kat gab ihr recht.

„Erhebt Euch, wir werden auswandern,“ befahl er. „Heute gelten bräutliche Wünsche.“

„Hihhi, Pau—u—la,“ begann der Tisch nebenan. Das Wort wurde zur Losung. Man sang es zum Abschied auf alle möglichen Melodien.

Im Hotel Adler begann man sich zu verziehen. Es fiel dem Trupp leicht, in der Nähe der Kapelle einen Tisch zu erobern. Die Zigeuner lodten eben mit weichem Strich zum wiegenden Tanze, und Paula über ließ sich gleich Fischers Führung. Er geleitete sie im Wirbel in eine der wunderhübschen kleinen Champagnerlauben, die, von hohen Eisenwänden begrenzt, dicht hinter dem Podium lagen. Man sah durch die Eisenwand und das Geländer der Galerie hinunter in das vom Gehen und Kommen geräuschvolle Restaurant, war aber abgeschlossen wie auf der Insel der Seligen.

Aber selig fühlte sich Paula nicht. So toll sie sonst vorging. Vor dem ersten Angriffe bangte ihr.

Aber Max Fischer kannte sie. Er versuchte einfach einen Überfall.

„Laß Dich küssen, spielte die Musik, und in demselben Augenblicke führte Fischer dies aus.“

Und Paula! Sie wehrte sich nicht, — sie sagte nichts, — sie sagte nichts, — sie sagte nichts, — sie sagte nichts.

Das war Max Fischer rätselhaft! —

„Ja, liebe — liebe — liebste Paula, bist Du jetzt böse auf mich?“ Keine Antwort.

Es war dem Apotheker noch nie so ungemütlich zumute gewesen. Dies Rezept, das er da verabsolgt hatte, schien gründlich verdorben zu sein.

Was nun? Stillschweigend saßen sie sich gegenüber.

Da begannen die Geigen traurig und doch voll geheimen Frohlockens. Ob Du mich liebst, hab' ich den Mond gefragt!

Fester und fester wurde die Bogensführung, bis jubelnd der Endreim von jung und alt im Raum erklang:

In Deinen Augen steht es geschrieben, was mir Dein Mund verborgen hält!

Da fiel Fischer vor seiner Braut auf die Knie und bat:

„Liebste, laß mich einmal in Deinem Auge lesen.“

Da beugte sie sich zu ihm, und in ihrem Auge mußte wohl die Träne tiefinnerster Bewegung getrocknet sein, wie hätte sonst der alte Herr seinen Schüßling in solch inniger Umarmung wiedergefunden.

Auf leisen Sohlen schlich der lustige Kat an den Tisch zurück, verständigte die Kunde, unterhandelte dann mit den Musikern, und am Ort der Liebe erscholl es, begleitet von hüpfenden Geigen und schlürpfenden Tritten:

Rippen schweigen — flüstern Geigen — hab' mich lieb! —

Die beiden drinnen fuhren erschreckt auseinander, als Erna glückwünschend auf Paula zutrat.

„Ach, welch köstlicher Tag, Schwesterlein. Wir beide so glücklich.“

„Jung umarmten sie sich; und der blonde und schwarze Kopf ruhten aneinander.“

„Wivat hoch,“ brüllte der stud. iur., stürzte auf Paula los und umarmte sie.

„Wie ein Bräutigam,“ tadelte Leo, tat gleich darauf dasselb-



Das albanische Fürstenschloß in der Hauptstadt Durazzo (Auk), rechts davon das Rathaus.



Ismail Kemal Bei,

das Oberhaupt der provisorischen Regierung in Albanien.

— ganz unangebracht ließen ihr plötzlich Tränen über die Wangen. Das war Max Fischer rätselhaft! —

„Ja, liebe — liebe — liebste Paula, bist Du jetzt böse auf mich?“ Keine Antwort.

Es war dem Apotheker noch nie so ungemütlich zumute gewesen. Dies Rezept, das er da verabsolgt hatte, schien gründlich verdorben zu sein.

Was nun? Stillschweigend saßen sie sich gegenüber.

Da begannen die Geigen traurig und doch voll geheimen Frohlockens. Ob Du mich liebst, hab' ich den Mond gefragt!

Fester und fester wurde die Bogensführung, bis jubelnd der Endreim von jung und alt im Raum erklang:

In Deinen Augen steht es geschrieben, was mir Dein Mund verborgen hält!

Da fiel Fischer vor seiner Braut auf die Knie und bat:

„Liebste, laß mich einmal in Deinem Auge lesen.“

Da beugte sie sich zu ihm, und in ihrem Auge mußte wohl die Träne tiefinnerster Bewegung getrocknet sein, wie hätte sonst der alte Herr seinen Schüßling in solch inniger Umarmung wiedergefunden.

Auf leisen Sohlen schlich der lustige Kat an den Tisch zurück, verständigte die Kunde, unterhandelte dann mit den Musikern, und am Ort der Liebe erscholl es, begleitet von hüpfenden Geigen und schlürpfenden Tritten:

Rippen schweigen — flüstern Geigen — hab' mich lieb! —

Die beiden drinnen fuhren erschreckt auseinander, als Erna glückwünschend auf Paula zutrat.

„Ach, welch köstlicher Tag, Schwesterlein. Wir beide so glücklich.“

„Jung umarmten sie sich; und der blonde und schwarze Kopf ruhten aneinander.“

„Wivat hoch,“ brüllte der stud. iur., stürzte auf Paula los und umarmte sie.

„Wie ein Bräutigam,“ tadelte Leo, tat gleich darauf dasselb-

Paula schien Gemeingut geworden zu sein. Jeder drückte sie ans Herz.

„Bitte, fortfahren,“ rief man an einem nahestehenden Tische. Aber der Ruf wurde unbeachtet gelassen. Noch eine schöne gemüthliche Stunde verbrachte die glückliche Gesellschaft. Es wurde schon hell, als man endlich aufbrach. In feierlichem Zuge brachten sie die Bräute heim.

Rat Sommer ist fest überzeugt, daß allein seine Anwesenheit den beiden Bräuten Glück gebracht. Und diese beiden?

Sie hatten den Tag in Ehren und werden nur an diesem sich ihren Erwählten zu eigen geben.

## Die letzte Eifersucht.

Humoreske von Otto Weddigen.

(Nachdruck verboten.)

Ich habe als junger Musensohn einen Karneval in Bonn mitgemacht, um den sich der volle Zauber der feuchtfröhlichen Ausgelassenheit des Studentenlebens schlingt; ich habe dem Karnevalstreiben in der rheinischen Metropole, dem alten „heiligen“ Köln, ich habe endlich den Faschingsaufzügen in dem „goldenen“ Mainz beigewohnt und, wie Goethe einst in Rom, hier den ganzen Taumel des Volkslebens auf mich wirken lassen, aber kein Karneval ist mir in lebendiger Erinnerung geblieben, als ein solcher in Wiesbaden, meinem ehemaligen, langjährigen Wohnsitz. Und noch heute, wo sich das Haupthaar gelichtet und mancher Keis der Enttäuschung sich auf die Seele gelegt hat, noch heute denke ich bei jeder nahenden Faschingszeit wieder jenes einen Tages, und er läßt mich im Herzen auflachen wie die Welt aufjubelt, wenn des Lenzes warme Sonnenstrahlen dem alten, grämigen Winter den Kaufpaß geben . . .

„Lizzi, möchtest Du heute abend wohl mit mir einmal den Maskenball im Kurhause besuchen?“ fragte ich aufgelaunt am Morgen des Karnevalstages meine junge stattliche Frau. „Du weißt, wie gerade im Kurhause das tolle Leben flutet und wie sich hier der Faschingszauber in seiner ganzen Fülle und Echtheit ausspielt?“

Meine Frau wiegte sich im Morgenanzuge auf dem Schaukelstuhle, den sie dem Ofen bei der draußen herrschenden Kälte recht nahe gerückt hatte, und erwiderte, halb fröstelnd und halb wehmütig:

„Ach, Männchen, bei dem Schnupfen und der Erkältung einen Maskenball, den Karneval besuchen! . . . Nein, das kann ich nicht — wie oft habe ich es mir gewünscht! O, es ist abscheulich, daß ich heute darauf verzichten muß!“

Ich freichelte meiner Frau über den Scheitel des welligen Haupthaars und versetzte: „Nun, dann tröste Dich, Lizzi, es kommen ja noch mehr Karnevalsbälle — wir gehen einmal, wenn Du Dich wohl, ganz wohl fühlst.“

Unser Gespräch wandte sich einem andern Thema zu; nach dem eingenommenen Morgenkaffee ging ich in mein Arbeitszimmer, wo Korrekturen und Korrespondenzen und eine angefangene größere literarische Arbeit der Vollenendung dringend entgegenstehen.

Zwei Stunden hatte ich ohne Unterbrechung gearbeitet, als der Depeschenträger in mein Zimmer trat und mir ein Telegramm überbrachte. Ich öffnete und zerriß in der Eile und hast die halbe Unterschrift und las dann:

„Komme heute abend acht Uhr. Verschweige aber alles. Mama.“

„Hurra! Hurra!“ rief ich aufspringend, „meine Schwiegermutter kommt heute abend unerwartet — welche Überraschung, das muß ich gleich Lizzi sagen!“ Ich hatte schon die Türhülle in der Hand. „Nein!“ rief ich wieder, „Mamas Ankunft soll für sie eine Überraschung und die Freude um so größer sein!“

Und ich setzte mich wieder an den Schreibtisch und legte voller Gedanken die Depesche neben das Schreibzeug. Um zwölf Uhr mittags endlich erhob ich mich — ich mußte ein Stündchen hinaus in die Luft und mir Bewegung machen. Ich wollte heimlich auch für Mamas Empfang einige Einkäufe besorgen.

Gegen ein Uhr kehrte ich zurück und betrat das Wohnzimmer. Wie erstaunte ich, als ich die von hier aus nach meinem Studierzimmer führende Tür geöffnet fand und im ersten laut sprechen hörte.

War vielleicht schon Besuch da? — Ich lehnte mein Ohr an die etwas zurückgezogene Portiere und vernahm deutlich die Worte meiner Frau:

„Abscheulich! Wie bin ich hintergangen! Da — dieses Telegramm befragt es. — Komme heute abend acht Uhr. Verschweige alles. — Das ist zu stark! Er — mein Mann — hat ein Rendezvous auf dem Karnevalsballe — mit „Ma“ — die Schlußbuchstaben sind abgerissen — mit Margarete, Margot, Ma—rie — oder wie das Frauenzimmer sonst heißt. — Wie bin ich betrogen! — Darum forderte er mich also zum Maskenballe auf — er wußte, daß ich bei meiner Erkältung es ablehnen würde — o, er wollte nur reines Geld haben! — Der Abscheuliche — pfui, diese Männer!“

Sie stampfte mit dem Fuße und fuhr nach einer Weile fort: „Ich werde ihm das Rendezvous gründlich verleiden! Ich will heimlich in dem grünen Domino meiner Freundin um acht Uhr auf den Maskenball gehen — trotz Erkältung — und ich werde ihn dort entlarven!“

Ich lachte im Innern, hinter der Portiere wohlverborgen, laut auf und durchschaute die ganze Situation. — Schuld war Lizzis Neugierde, das Telegramm und die zerrissene Unterschrift. Die Eifersucht überfah den Ort der Aufgabe der Depesche kombinierte und konstruierte phantastische Wolkengebilde. So ist es nun einmal!

Schnell huschte ich auf den Zehen wieder zum Wohnzimmer hinaus und spann nun meinen Plan.

Der Mittag verstrich und auch der Nachmittag — wie in einer Atmosphäre, die mit Elektrizität geladen ist, aber des Gewitters nicht zum Durchbruch läßt. Es schlug halb acht.

„Ich muß noch wichtige Besorgungen machen, Lizzi,“ hub ich jetzt an. „Bleibe hübsch daheim — du weißt, deine Erkältung.“ Meine Frau spielte nervös mit ihren Fingern und dann mit den Pfählen des Tisch-tuches.

„So gehe, wenn Du es nicht länger bei mir aushalten kannst,“ versetzte sie nach einer Weile spitz.

„Adieu, Lizzi, auf baldiges Wiedersehen!“

Bei den letzten Worten erhob ich mich, zog meinen Überzieher an und schritt zur Tür hin-

aus — ich wollte nicht sehen, wie Lizzi immer nervöser wurde. An der Ecke der nächsten Straße bestieg ich eine Droschke und rief dem Kutscher zu: „Fahren Sie mich nach dem Taunusbahnhof!“ Ich wartete noch etwa zehn Minuten auf dem Bahnsteig, als der Zug von Frankfurt hereinfuhr und meine Schwiegermutter lächelnd und glücklich dem Wagenabteil entstieg.

„Aber, wo ist denn Lizzi? Ist sie nicht mitgekommen?“

„Nein, Mama, sie ist erkältet und daher direkt ins Kurhaus, nach dem Karnevalsballe gefahren.“

Meine Schwiegermutter sah mich an, wie Sankt Peter, wenn ungerufen Eindringlinge Einlaß in das Himmelreich begehren.

„Lizzi erkältet und zum Maskenball gefahren? Wie verstehe ich das?“

Ich mußte mein lang verhaltenes Lächeln zurückdrängen; dann antwortete ich: „Wir sollen auch zum Maskenball kommen, aber uns zuvor durch einen Domino oder sonst etwas unfernlich machen. Gleich nebenan in der Taunusstraße ist ein Geschäft, dort werden wir das Nötige erhalten!“ Meine Schwiegermutter lächelte.

„Ihr steht im Banne des tollen Faschings,“ erwiderte sie gutmütig, „nun, da muß man einmal schon mitmachen.“ Und wir fuhrten zum nächsten Maskengarderobengeschäft. Ich erstand leihweise einen roten und Schwiegermama einen himmelblauen Domino, und dann ging es maskiert, im schnellsten Tempo zum Faschingsballe nach dem Kurhause.

Die Musik war schon in vollem Gange, als wir in den Saal eintraten. Die Menschen fluteten lichernd, lachend, scherzend, jubelnd auf und ab — es war ein Gewoge sinnverwirrender Art, ein wahres Chaos wildausgelassener Elemente.



Sanitätsübung des Schweizer Heeres im Winter.

„Wie sollen wir Pizzi in diesem Durcheinander erkennen und finden?“ fragte jetzt, zu mir gewandt, meine Schwiegermutter. „Es wird unmöglich sein.“

„Sie trägt einen grünen Domino,“ erwiderte ich, „wir finden sie heraus, und wenn auch zwei Duzend grüne Dominos sich unseren Blicken zeigen sollten.“

Meine Schwiegermutter seufzte tief auf. Im nächsten Augenblick kam eine Mäste, ein wohlbeleibter Pascha auf sie zu und sagte:

„Mein schönes, junges Kind, was seufzt Du? Dein Seufzen könnte des Meeres Tiefe und Felsen bewegen. — Komm in meine Arme, Göttliche.“

Meiner Schwiegermutter traten die Schweißtropfen auf die Stirn, ich mußte mir das Lachen verbeißen.

„Mein Herr, Sie irren sich in mir, ich war verheiratet, ich bin — Großmutter!“

Die Worte waren in möglichst tiefem Tone gesprochen; sie hatten die beabsichtigte Wirkung. Wie von emer Tarantel gestochen, huschte der Pascha zu einem grünen Domino hinüber, dessen Trägerin einsam, schen, wartend in einer Ecke stand. Meine Blicke folgten.

„Muttschen,“ rief ich plötzlich wie elektrisiert aus, „täuscht mich nicht alles, so ist das Pizzi! Ihre Gestalt — ihre Bewegungen!“

„Ja, das muß sie sein — das muß Pizzi sein,“ bejahte auch die Angeredete, und wir glitten über den glatten Parkettboden nach der Ecke hinüber.

Der Pascha hatte bereits seine Liebeswerbung begonnen.

„Schönstes Kind, Schönste unter dem ganzen Halbmond —“ nur diese Worte hörte ich, und es wirbelte mir im Kopfe.

„Meine Frau!“ rief ich plötzlich, halb unbewußt und furchtbar gelens dem Pascha ins Ohr, und er tänzelte zur Seite, wie ein Opfer, als die Trägerin des grünen Dominos einen Schrei: „Das ist mein Mann!“ ausstieß. Ein vernichtender Blick fiel dabei auf meine Begleitung, den himmelblauen Domino, und ich hörte noch die Worte: „Abscheulich, ein Rendezvous — o, meine Ahnung — wie haßt Du mich betrogen!“

Pizzi — denn sie war es — wollte hinaus-eilen.

„Nicht zu schnell, mein Kind,“ rief ich ihr nach; „nicht ohne eine Vorstellung meiner Begleiterin.“

Ich kam nicht mehr zu Worte, denn meine Schwiegermutter hatte schon den Schleier gelüftet, sie lag in Pizzis Armen; und diese jubelte — jubelte wie eine Lerche, wenn sie sich zum blauen Ather schwingt.

Wie wir nach Hause kamen? — Und was wir uns zu erzählen hatten? — Wie wir alle drei die Treppen unseres Wohnhauses zu den behaglichen Räumen hinaufgekommen sind? — Und wie Pizzi und ich uns oben in die Augen schauten? —

Himmel! — Die Depesche! — Die Neugierde! — Die zerrißene Unterschrift! — Die kühne Kombination und die — Eifersucht! Meine Damen und Herren, zu Ehren Pizzis sei es gesagt — es war die letzte Eifersucht — im tollen und doch so schönen Karnevalstreiben des Kurhauses zu Wiesbaden.

## Stimme des Kindes.

Ein schlafend Kind! o still! In diesen Zügen könnt ihr das Paradies zurückbeschwören; Es lächelt süß, als lauscht' es Engelschören, Den Mund umsäufelt himmlisches Vergnügen.

O Schweige, Welt, mit deinen lauten Lügen, Die Wahrheit dieses Traumes nicht zu stören!

Laß mich das Kind im Traume sprechen hören,  
Und, mich vergessend, in die Unschuld fügen!

Das Kind, nicht ahnend ein bewegtes Lauschen,  
Mit dunklen Lauten hat mein Herz gesegnet,  
Mehr als im stillen Wald des Baumes Rauschen:

Ein tiefres Heimweh hat mich überfallen,  
Als wenn es auf die stille Heide regnet,  
Wenn im Gebirg die fernen Glocken hallen.

Nikolaus Lenau.

## Unsere Bilder.

**Prinz Aage von Dänemark**, ein Vetter des Königs Christian, schloß in Turin eine morganatische Ehe mit der Gräfin Mathilde Calvi di Bergolo. Der Prinz lernte seine Gemahlin am Kopenhagener Hofe kennen, wo Graf Calvi Gesandter war; der Prinz, der dem Offizierkorps des Leibregiments angehört und ein eleganter und schneidiger Offizier ist, verkehrte damals viel im Hause des Diplomaten. Im Jahre 1910 wurde der Graf auf Wunsch des dänischen Hofes von seinem Posten enthoben und lebte seitdem in Turin. Die Trauung fand in aller Stille in einer kleinen Klosterkapelle in der Nähe von Turin statt.

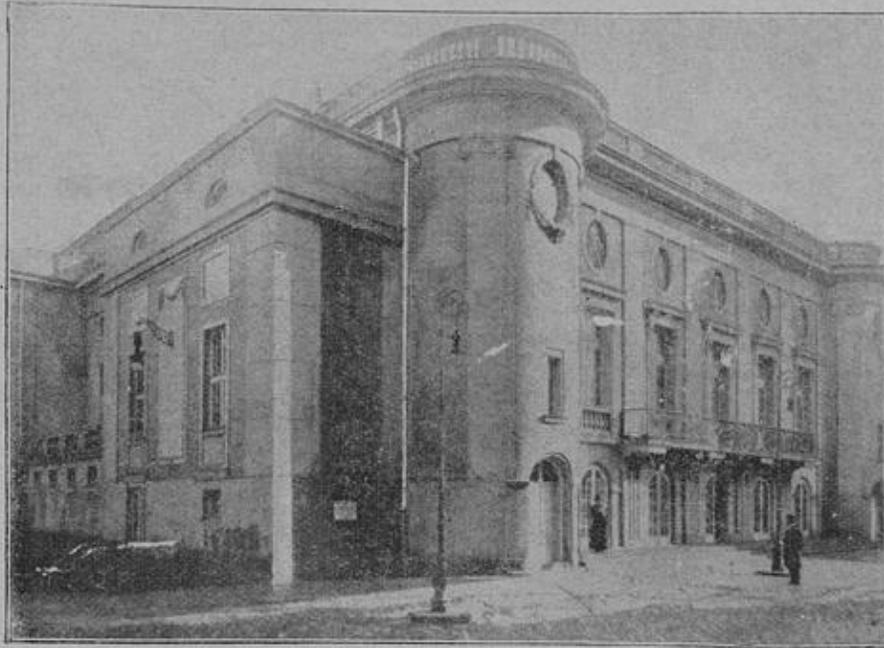
Das albanische Fürstenschloß in der Hauptstadt Durazzo (links), rechts davon das Rathaus. An dem Schloß, in dem der künftige Fürst von Albanien, Prinz Wied, vorläufig residieren wird, wird jetzt Tag und Nacht gearbeitet, um das Gebäude von außen und innen notdürftig instand zu setzen, denn die Ankunft des Fürsten ist für Anfang Februar angekündigt.

Ismaïl Kemal Bei, das Oberhaupt der provisorischen Regierung in Albanien, ist von seinem Amt zurückgetreten, da er des Zusammenhangs im dem jüngsten türkischen Putschversuch verdächtigt wurde. Der einflußreiche Albanier hat zugleich die internationale Kommission gebeten, die Regierung bis zum Eintreffen des neuen Landesfürsten zu übernehmen.

**Sanitätsübung des Schweizer Heeres im Winter.** Die Schweizerischen Sanitätskolonnen benutzen bei ihren Übungen während der Wintermonate ein außerordentlich praktisches Transportmittel für Verwundete. Und zwar ist dies ein Schneeschuhschlitten mit Tragbahre, der aus ein Paar Schneeschuhen und einer Sanitätstragbahre besteht. Dieser Schlitten vermag leicht zusammengesetzt zu werden und leistet bei Eis und Schnee vortreffliche Dienste.

**Das neue „polnische Theater“ in Warschau.** Ein junger Theaterenthusiast, Dr. Schiffmann, hat in Warschau eine moderne Nationalbühne großen Stils geschaffen. Mit Hilfe kunstfreundlicher Aristokraten und Kapitalisten wurde der stolze Bau errichtet. Diese Bühne soll vor allem polnische Novitäten in mustergültigen Aufführungen bringen.

**Der rumänische Thronfolger Prinz Ferdinand mit seinem Sohne Prinz Carol in Potsdam.** Durch eine Kabinettsordre des Kaisers ist der älteste Sohn des rumänischen Thronfolgers zum Leutnant im 1. Garde-Regiment in Potsdam ernannt worden. Kronprinz Ferdinand hat sich daraufhin mit seinem Sohne nach Potsdam begeben, um der Einstellung beizuwohnen. Unser Bild zeigt den Kronprinzen Ferdinand sowie den Prinzen Carol, wie sie sich von ihrem Hotel zur Einstellungsfeierlichkeit begeben.



Das neue „polnische Theater“ in Warschau.





## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Es gibt ein Glück — o lern' es ganz empfinden,  
 Es gibt ein Glück — o nimm es wohl in acht!  
 Ein Mutterherz ist einmal nur zu finden!

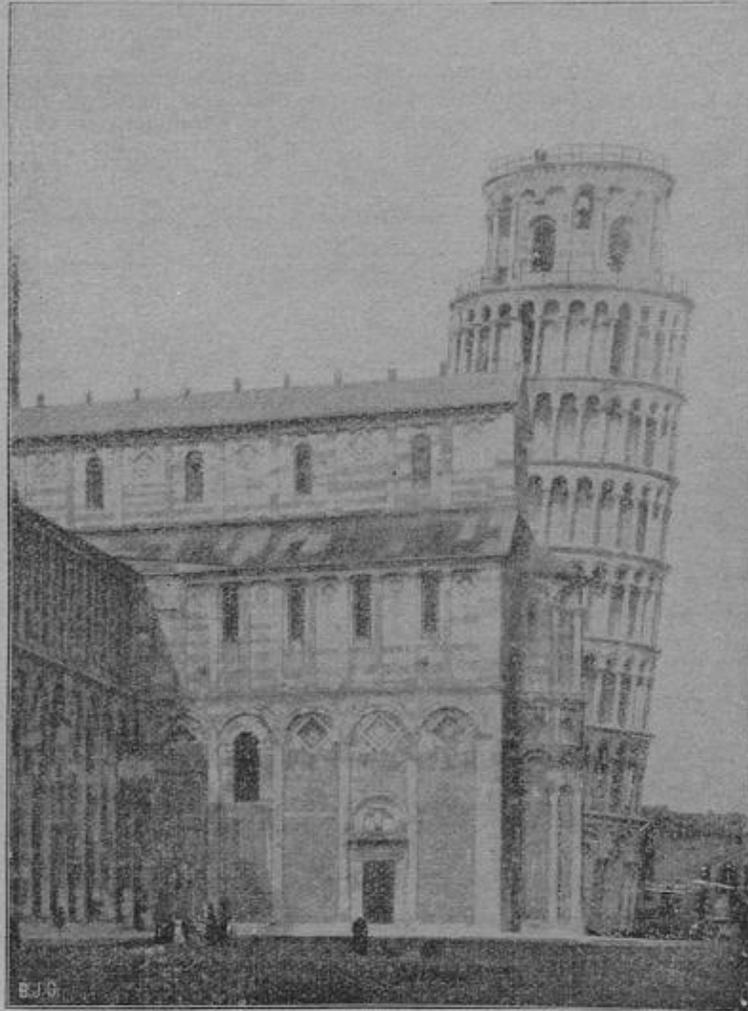
Wer Kräfte fühlt — der muß die Kräfte regen.

**Der schiefe Turm von Pisa zur Gefahr des Einsturzes.** Der weltberühmte schiefe Turm von Pisa ist ernstlich bedroht. Die Fundamente haben sich gelockert und nur durch schnelle Renovation kann das historische Baudenkmal erhalten bleiben. Die Regierung von Italien hat sich bereit erklärt, die für die Neufundierung erforderlichen Mittel zu bezahlen.

**Aus der Frauenbewegung.** Die Bemühungen der Witwen- und Waisenfürsorge in Dänemark haben sich zu einem Gesetze verdichtet, wonach künftig jede Witwe, die nicht über viertausend Kronen Vermögen besitzt, und kein Einkommen von über zwei Dritteln der steuerfreien Summe hat, für jedes Kind jährlich eine Unterstützung erhält. Kinder unter zwei Jahren werden mit hundert Kronen, zwischen dem zweiten und zwölften Jahre mit achtzig Kronen und zwischen dem zwölften und vierzehnten Jahre mit sechzig Kronen bedacht. Die Auszahlung erfolgt durch die Gemeinde, die Hälfte der Summe trägt der Staat. — Die Mitarbeit von Mrs. Edison im staatlichen Bureau für Arbeiterstatistik in Kalifornien regte die Bildung einer amtlichen Kommission an, deren Aufgabe es ist, eine gesetzliche Lohnregulierung für Frauen und Jünglinge einzuleiten. — Ein „nationaler Hausfrauen-Gewerkverein“ ist kürzlich in London ins Leben getreten. Zweck der Vereinigung ist, den Männern in ihrer Bemühung um bessere Löhne beizustehen, die Käufermoral zu fördern, den Einkauf von Lebensmitteln in eigener Genossenschaft zu besorgen, und die Mitglieder über Fragen der Erleichterung und Verbilligung der Haushaltsführung zu unterrichten.

**Tierschutz in Ägypten.** Die ägyptische Regierung hat einen wichtigen Entschluß gefaßt, um den Tierschutz zu fördern und damit ein Beispiel aufgestellt, dessen Wirkung sich hoffentlich auch Italien auf die Dauer nicht entziehen wird. Der Massenmord an Zugvögeln, namentlich unter den Sängern, findet immer noch in Italien statt, und die nördlicheren Länder Europas haben darunter zu leiden. Aber viele Zugvögel gehen auch nach Ägypten, und die ihnen dort gewährte Freistadt wird sich wohl bald vorteilhaft bemerkbar machen. Nach der neuen Verordnung dürfen folgende Vogelarten, die als nützlich für die Landwirtschaft bezeichnet werden, in ganz Ägypten weder geschossen noch gefangen noch sonst vernichtet oder verkauft oder getauft werden: Reiher, Lerchen, Pieper, Dachtelzeln, Rottelchen, Steinschnäpper,

Fliegenschnäpper, Pirole, Wiedehopfe, Regenpfeifer. Die Erlaubnis zur Sammlung oder Haltung dieser Vögel zu wissenschaftlichen Zwecken muß besonders vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten nachgesucht werden. Auf dem Menzalassee ist das Schießen überhaupt verboten. Außerdem sind die Gazellen in bestimmten Bezirken unter Schutz gestellt worden. Die Gouverneure der Städte und die Mudirs der Provinzen haben das Recht, die Ausgabe von Jagdscheinen zu verweigern und auch innerhalb der Grenzen ihrer Rechtsprechung



Der schiefe Turm von Pisa zur Gefahr des Einsturzes.

Anordnungen über Schonzeiten oder völlige Schussverbote für einzelne Tierarten zu erlassen. Nach der Liste können jetzt in Ägypten von Vögeln nur noch Habichte, Falken und Krähen geschossen werden, und auch alle selteneren Säugetiere werden hinreichend geschützt sein.

Es ist sehr erfreulich, daß der Tierschutz jetzt auch außerhalb der Kulturländer der gemäßigten Zone Fortschritte macht. Das wird nicht nur das Vorgehen der europäischen Staaten in ihren tropischen Schutzgebieten stärken, sondern auch zu einem allmählichen Ausbau des Tierschutzes über die ganze Erde, soweit es notwendig ist, anregen. Schon jetzt wird von England aus ein Tierschutz für Indien gefordert, der sich freilich auf Tiger und Schlangen noch nicht wird erstrecken dürfen.

**Ein Mißverständnis.** (Nach dem Inkrafttreten des Krankenversicherungsgesetzes für Dienstboten.) Karoline: „Huhu, junge Frau, et is alles Mumpst mit die Feseggeberei und so. Erst heeßt et, man is jejen Krankheit versichert, — und nu krieje id doch 'ne dicke Wade!“

**Ein seltener Fall.** Professor: „Um wollte ich jetzt im Kolleg einen Vortrag über Gedächtnisschwäche halten — oder wollte ich meiner Wirtschaftlerin wegen ihrer bodenlosen Gedankenlosigkeit tüchtig die Meinung sagen?“

**Erzähl.** Soldat (zu seinem Schatz): „Na, leb' wohl, Gretel, schide mir bald was Geschriebenes.“ — „Aber Karle, Du weißt doch, mit meinem Schreiben geht's langsam!“ — „Na, dann schide was Gebratenes!“

**Kathederbüste.** Professor (vortragend): „Die Superiorität der alten Architektur über die jegige ist außer Frage, denn wo werden Sie zum Beispiel ein modernes Gebäude finden, das so lange ausgehalten hätte wie eines von den alten?“

**Unter Studenten.** „Weißt Du, diese Millionäre haben auch kein angenehmes Leben! Wenn man so liest, daß sie fortwährend Drohbriefe kriegen, sie sollten sofort eine bestimmte Summe bezahlen, oder es würde Ihnen etwas passieren!“ — „Na, weißt Du, solche Briefe kriegen ich auch alle Tage!“

**Zweifelhaft.** Klavierlehrer: „Gnädige Frau, Ihr Söhnchen spielt von Tag zu Tag besser!“ — „So, das freut mich. Wir wußten nämlich nicht, ob er schon besser spielt oder ob wir uns bloß mehr daran gewöhnt hatten!“

**Ein guter Platz.** „Was hast Du gestern Abend gemacht?“ — „Ich war im Theater.“ — „Was hast Du gesehen?“ — „Eine blonde Frisur mit Schüppattkämmen, einen Seidenknoten und einen Büschel Paradiesreier!“

**So'n Bengel.** Fremder: „Wie komme ich am schnellsten zum nächsten Krankenhaus, kleiner?“ — Straßenjunge: „Das will ich Ihnen sagen, Herr; lassen Sie sich vom ersten Auto, das vorbeikommt, überfahren!“

## Rätsel.

Schön bin ich wohl, und ohne mich,  
 Was freute, was entzückte dich?  
 Doch tönt ein freundlich i in mir,  
 So bin ich dreimal schöner dir.  
 Und was ich bin, das wär' ich nie  
 Im vollen Sinne ohne i;  
 Du würdest lieber mich vernichten,  
 Als auf das i für mich verzichten.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
 Wegweiser.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
 (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakt. Eduard  
 S. Kellen, Bredeneß (Rühr). Gedruckt u. bezogen  
 gegeben von Bredebeck & Kernen (G. u. K.)

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 8

Sonntag, den 22. Februar

1914

## Die Seemannsbraut.

Ein deutscher Seeroman von D. Elster.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Henning sah nicht die Schönheit der ihn umgebenden Natur. Nicht die schönen bewaldeten Hügel des höheren Teils der Insel, nicht den blauen, wolkenlosen Himmel, nicht die herrliche, in tiefer Bläue strahlende See, die jetzt in leichtem, schäumendem Well-

geträufel an den Korallenriffen brandete. Er hörte nicht das leise, harmonische Murmeln des Meeres, das wie in tröstlicher Hoffnung sich in sein Herz einschmeicheln zu wollen schien; nicht den lauten, lebensfrohen und lebensstarken Schrei der Möven, die die einsame Klippe umkreisten, hinanschnitten in die blaue Weite und niedertauchten in die Azurfläche der See um sich blitzschnell wieder zu erheben.

Sein Auge folgte schwermütig dem Flügel eines gewaltigen Seeadlers, der auf scheinbar regungslosen Fittichen hoch oben in blauer Einsamkeit schwebte. Henning dachte unwillkürlich an die Sage der Seeleute, daß dieser majestätische Vogel keine Heimat habe, kein heimatisches Nest, wo er rasten und ruhen könne, daß er stets einsam in unerreichbarer Höhe schweben und sich nur zuweilen auf das Meer niederlasse, um sich von den Wellen wiegen und schaukeln zu lassen.

„So wird auch mein Leben fortan sein,“ murmelte Henning mit zuckenden Lippen. „Ohne Heimat, — ohne Ruhe und Raht werde ich dahinfahren auf dem Meere des Lebens — auf den blauen Fluten des Ozeans — bis die dunkle Tiefe mich verschlingt, — ach, wäre es erst so weit!“

Wie lange er auf dem einsamen Felsen gesessen, er wußte es nicht. Plötzlich hörte er eine sanfte, weibliche Stimme hinter sich sagen: „Verzeihen Sie, wenn ich störe, Herr Bahnsen.“

Er wandte sich um und sah in das ernste, teilnahmevolle Gesicht Frau Helenes. Ihr Gatte stand einige Schritte zurück. Henning erhob sich. Er vermochte nicht zu sprechen. Frau Helene streckte ihm beide Hände entgegen.

„Mein armer, junger Freund,“ sprach sie sanft und ihre blauen Augen füllten sich mit Tränen. „Kann Ihnen herzliches

Mitleid einigen Trost bringen, so finden Sie es sicherlich bei uns.“

Die sanfte Stimme drang ihm zu Herzen und schmolz die harte Rinne des trostigen Schmerzes. Er ergriff die Hände Helenes, beugte sich über sie und ein Tränenstrom erleichterte sein Herz. „Verzeihen Sie,“ stammelte er, „es ist unmännlich, — aber ich kann eben nicht anders!“

„Weinen Sie sich aus,“ sagte sie milde, während ihr selbst die Tränen über die Wangen perltten. „Wir verstehen und würdigen Ihren Schmerz, — aber es ist ja noch nicht alle Hoffnung

verloren.“ Er machte eine schmerzlich abwehrende Bewegung. Herr Weserling trat näher und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Verzweifeln Sie nicht, lieber Freund,“ sagte er ernst. „Solange wir keine ganz bestimmte Kunde haben, dürfen wir die Hoffnung nicht aufgeben. Das Schiff scheint freilich in der Tat gestrandet zu sein, aber da die Wrackstücke hier angetrieben wurden, kann das Unglück nicht weit von uns geschehen sein. Nun finden sich so viele kleine Inselchen und Felseninseln hier herum, daß die Möglichkeit gegeben ist, die Mannschaft des Schiffes habe sich auf eins dieser Inselchen gerettet. Freilich, die meisten dieser Eilande sind nichts als nackte Felsen, aber sie können

doch eine Zeitlang als Zufluchtsort dienen. Wir wollen morgen gleich unsere Nachforschungen beginnen, heute dürfte es zu spät geworden sein.“

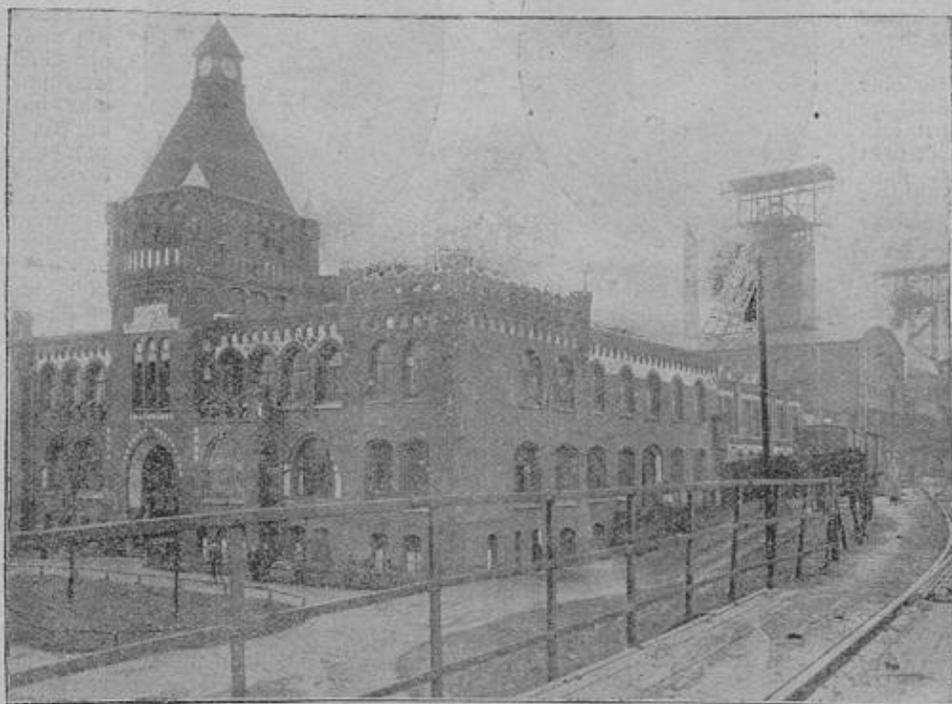
„Wie sollen wir das anstellen?“ seufzte Henning. „Die Dampfjacht ist nicht seetüchtig, es dauert mehrere Tage, um sie wieder instand zu setzen.“

„Wir nehmen ein Segelboot,“ entgegnete Herr Weserling. „Meine „Helene“, — so habe ich mein Boot getauft — ist eine rasche Seglerin, ich habe schon oft weite Fahrten mit ihr gemacht.“

„Wie soll ich Ihnen nur danken für alle Liebe!“

„Nichts von Dank, mein junger Freund; wir wollen hoffen, daß unsere Nachforschungen von Erfolg begleitet sind. Und nun kommen Sie mit uns, fassen Sie neuen Mut! Wir wollen diesen Abend alles bereit machen, und morgen, wenn Sie gekräftigt sind, fahren wir los, vielleicht dem Glück entgegen.“

Henning war tief gerührt und folgte ohne Widerstreben. Als man zu Hause anlangte, hatten sich die Kinder schon zur Ruhe



Zur Grubentatastrophe bei Dortmund: Die Seche „Minister Adenbach“.

begeben und auch der Herr Sekretär hatte sich auf sein Zimmer zurückgezogen. So nahmen die Ehegatten und Henning allein auf der Veranda Platz. Nur in der Ecke saß der alte Theising bei einer Flasche Wein, sein Pfeifchen schmauchend. Henning vermochte nur wenig zu essen. Frau Helene quälte ihn auch nicht, sie wußte wohl, daß man in solcher Stimmung für Speise und Trank nicht aufgelegt ist. Man saß, nachdem der Tisch abgeräumt war, eine Weile schweigend beisammen. Die Herren rauchten eine Zigarre, Frau Helene hatte die Hände im Schoß gefaltet. Der Abend war schnell hereingebrochen. Der letzte Schein der untergehenden Sonne ruhte schimmernd auf der See, dessen gleichförmige Melodie rauschend und flüsternd vom Strande heraufstunte. Nachtvögel durchschwärmten die dunkle Luft, bunte Falter sammelten sich um die Lampe, welche der schwarze Diener entzündet hatte. Kimmern leuchteten die Sterne am dunklen Himmel, leuchtend stand das Sternbild des Kreuzes am südlichen Horizont.

„Das Leben ist nicht immer leicht,“ hub Herr Weserling nach einer Weile an. „Wenn Sie mich jetzt so fröhlichen Gemütes hier sitzen sehen, so glauben Sie wohl nicht, daß ich einst schwer zu kämpfen hatte, ehe ich mich auf diese einsame Insel rettete. Ich kam als junger Kaufmann nach Kalifornien,“ fuhr er nach einer Pause fort, „der Himmel hing mir voller Segen und ich glaubte, es könne mir nicht fehlen. Aber jahrelang habe ich schwer gearbeitet, um mich nur über Wasser zu halten. Und was habe ich alles getrieben! Ich bin Goldgräber gewesen, ich bin Heizer und Kohlenträger auf Dampfern gewesen, ja, ich habe den Leuten auf der Straße die Schuhe gepußt! Und wer weiß, ob ich nicht schließlich doch noch untergegangen wäre, wenn ich meine liebe Helene nicht kennen gelernt hätte.“

„Aber, Wilhelm,“ mahnte die sanfte Frau, „das kann doch Herrn Bahnsen nicht interessieren.“

„Vielleicht doch, mein Schatz,“ entgegnete der Gatte lächelnd.

„Es ist immer gut, wenn man in einer dunklen Stunde des eigenen Lebens mal in den Spiegel eines fremden Lebens sieht, wo es auch nicht immer Sonnenschein war.“

„Erzählen Sie es mir bitte,“ sagte Henning. „Ich höre gerne zu.“

„Ja, sehen Sie, ich hatte eine ziemlich untergeordnete Stellung in dem Hause eines reichen Silberminenbesizers erlangt, in dem meine Helene Erzieherin war. Wir lernten uns kennen, und was mich noch mehr wunderte, Helene lernte mich lieb haben.“

„Weil ich Dein gutes, fröhliches Herz und Deinen ehrlichen Fleiß erkannte, Wilhelm,“ warf Frau Helene ein.

„Na, kurz und gut, wir waren uns von Herzen zugetan. Und da meine Helene in dem reichen Hause einige Ersparnisse gemacht hatte und man ihr auch wohlwollte, so gelangte es uns, einen kleinen Handel anzufangen. Wir mußten uns anfangs ehrlich quälen, das können Sie mir glauben. Als wir uns ein kleines Kapital erspart hatten, wollten wir nach Deutschland zurück. Aber ein großes Handelshaus machte mir den Vorschlag, die Südsee-Inseln zu besuchen und dort Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Ich ging auf den Vorschlag ein. Meine Frau begleitete mich auf der Reise, und so kamen wir auch hierher nach der Oster-Insel, wo es uns so gefiel, daß wir beschlossen, unser Heim vorerst hier aufzuschlagen. Und wir lebten uns so ein, daß wir uns gar nicht mehr trennen konnten.“

„Wird es Ihnen nicht oft sehr einsam hier?“ fragte Henning, um nur etwas zu sagen.

„Was sollte uns wohl fehlen? Wir haben unser hübsches Haus, wir haben unsere Kinder, die meine Helene im Verein mit dem würdigen Priester unten im Dorf unterrichtet, — ich habe meine Plantagen, mein Schiff und meinen Handel, — alle Jahre verbringen wir einige Wochen in Franzisko oder Valparaiso, was braucht man mehr, um zufrieden und glücklich zu sein? Freilich, wenn unsere Mädels heranwachsen, müssen wir uns doch entschließen, längere Zeit in einer größeren Stadt zu leben. Aber ein paar Jahre hat das noch Zeit, nicht mein Schatz?“

Helene lächelte dem Gatten zu. „Jawohl, mein Lieber. Ich bin ganz glücklich hier. Sie sollten einige Zeit bei uns bleiben, Herr Bahnsen, dann würden Sie verstehen, daß wir uns hier in dieser Einsamkeit glücklich fühlen können.“

„Ich verstehe das sehr gut, verehrte Frau,“ sagte Henning. „Ich würde gewiß Ihre Einladung gern annehmen, wenn mich nicht eine andere Aufgabe abriefe.“

„Und daß diese Aufgabe glücklich gelöst werde, darauf lassen Sie uns ein Glas Wein trinken!“ rief Weserling lebhaft. „Kopf hoch, mein lieber, junger Landsmann; und wenn Sie Ihre liebe Braut wiedererfunden haben, dann bringen Sie dieselbe zu uns,

ich denke mir, meine liebe Helene und Ihre Braut würden gute Freundinnen werden.“

Henning seufzte. „Gäße ich sie nur erst wieder.“ Nun verbreitete sich Herr Weserling über die Fahrt, die sie morgen früh antreten wollten. Er kannte die Südsee ganz genau, war schon öfters nach den Sandwich-Inseln und Tahiti gekommen. Er wußte so viele Geschichten von wunderbar geretteten Schiffbrüchigen zu erzählen, daß in Hennings sorgenvolles Herz neue Hoffnung einzog. Weshalb sollten die Wellen gerade die „Nymphen“, die doch ein so gutes, festes Schiff war, zerschmettert haben, wo so viele weit schwächere Fahrzeuge der verderbenbringenden Gewalt des Sturmes getrotzt hatten?

Als er sich zurückziehen wollte, faßte Frau Helene mit festem Druck sein Hand.

„Sehen Sie das Sternbild des Kreuzes dort im Süden?“ sprach sie mit ihrer weichen Stimme. „Bliden Sie zu ihm auf und glauben Sie, daß ein gütiger Vater im Himmel wohnt, ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Ich hoffe auf ihn, und auch Sie sollen Ihre Hoffnung auf ihn setzen. Leben Sie wohl für heute und für morgen, Glückauf, zu guter Fahrt!“

Vor den aufquellenden Tränen vermochte Henning nicht zu antworten. Er drückte nur innig ihre Hand, dann entfernte er sich, aber in seinem Herzen war neue Hoffnung aufgeblüht.

#### Vierzehntes Kapitel.

Die See war wild im Heulen,  
Der Sturm erstöht mit Müß.  
Da saß das Mädchen weinend,  
Am harten Fels saß sie.  
Weit über Meereswellen

Warf Seufzer sie und Blic.  
Nicht konnt's ihr Seufzer stillen,  
Der matt ihr kam zurück.  
Herder.



Graf Siegfried von Koedern,  
der neue Staatssekretär für  
Eisab-Vorbringen.



Freiherr von Stein,  
der neue Unterstaatssekretär  
für Eisab-Vorbringen.

Ohne Segel und Mast taumelte die „Nymphen“ als hilfloses Boot auf den bewegten Wogen des Meeres dahin. Wenn der Sturm sich auch gelegt hatte, so wogten die Wellen doch noch in wilder Erregung daher und der Wind war immer noch heftig genug, um für ein solches Boot gefährlich zu werden. Ein einziger Windstoß konnte es gegen ein Felsenriff schleudern, wo dann das schon ziemlich morsche Gebäude gänzlich zerschmettert wurde. Dazu kam, daß das Schiff led geworden war und die Mannschaft unausgerüstet an den Pumpen tätig sein mußte, um das Schiff flott zu erhalten. An eine Ausbesserung der Schäden war kaum zu denken. Reserve-

Masten, die man hätte aufstellen können, waren keine mehr vorhanden, da die Sturzwellen sie von dem Platz auf dem Deck abgerissen und fortgespült hatten. Auch fehlte es an Segeltuch und was das Schlimmste war, die Mannschaft war so demoralisiert, daß sie kaum zu der Arbeit des Pumpens zu bewegen war. Fast zeigte sich der böse Einfluß, den des Kapitäns Freigebigkeit in geistigen Getränken ausgeübt hatte. Um die Leute nur einigermaßen willig zur Arbeit zu erhalten, mußte Binneweis immer größere Portionen an starken Getränken verteilen. Halb betrunken taten die Matrosen ihre schwere Arbeit und forderten mit drohenden Mienen immer mehr des unheilvollen Getränkes.

Verzweiflungsvoll stand Binneweis auf dem Achterdeck und schaute vergeblich nach dem Segel eines Schiffes oder dem Rauch eines Dampfers aus, der ihm Rettung bringen könnte. Aber man schien vollständig aus dem Kurs verschlagen zu sein, den die Schiffe nach den Südsee-Inseln einzuschlagen pflegten, — kein Segel, kein Rauchwölkchen ließ sich blicken. Hoffnungslos wandte sich der unglückliche Kapitän ab. Sein Blick fiel auf Grete, welche dicht an Frau Maria gekauert, in einem Winkel des Achterdecks saß, ergeben in ihr Schicksal, dessen Ende ihr nun ja gewiß vor Augen stand.

Des Kapitäns Gesicht nahm einen bösen, wilden Ausdruck an, er schrie das Mädchen an:

„Das alles haben wir Ihnen und Ihrer Halsstarrigkeit zu verdanken! Hätten Sie meine Vorschläge nicht so eigenmächtig von der Hand gewiesen, so lägen wir jetzt sicher im Hafen von Valparaiso!“ Da sie keine Antwort gab, schrie er zorniger als zuvor: „Machen Sie doch gefälligst den Mund auf!“

Sie erhob sich und maß ihn mit einem stolzen Blick. „Es ist die Gewohnheit elender und schwacher Naturen,“ sprach sie und ihre Stimme bebte in der innerlichen Empörung, die sie durchzitterte, „die eigene Schuld auf fremde Schultern abzuladen.“

Er trat einen Schritt auf sie zu, aber vor ihrem stolzen, furchtlosen Blick wich er doch zurück.

„Es ist gut,“ murmelte er zwischen den Zähnen. „Aber fürchten Sie meine Rache!“

In diesem Augenblick stürmten einige halbberauschte Matrosen auf das Deck.

„Der Teufel hole das verdamnte Pumpen!“ schrie einer. „Es nützt ja doch nichts mehr! Aber wenn wir verkaufen sollen, so wollen wir uns vorher noch einen guten Tag machen! Weht uns Brantwein, Kapitän!“

„Kinder,“ entgegnete Binneweis, und sein Gesicht überzog eine fahle Blässe. „Ihr sollt soviel haben, wie Ihr wollt. Nur geht wieder an die Pumpen. Wir müssen sehen, daß wir das Led verstopfen können. Der Zimmermann sagte mir“ —

„Der Teufel holt das Schiff doch!“ schrien die Matrosen. „Her, mit dem Brantwein! Oder wir schmelzen Dich mit samt dem übrigen Pack über Bord!“

Binneweis zitterte. Seine Hand suchte bebend nach dem Revolver, den er jetzt immer bei sich trug. — „Hand hoch!“ schrie einer der Matrosen, der seine Absicht verriet; „oder wir schlagen Dir den Schädel ein!“

„Ruhe, Kinder, Ruhe!“ suchte Binneweis sie zu besänftigen. „Ihr sollt den Brantwein haben!“

„Hinaus mit ihm!“ johlten die schon halb Betrunknen. Sie nahmen Binneweis in ihre Mitte und führten ihn auf das Vorderdeck. Hier mußte er ihnen den Schlüssel zu der Vorratskammer geben, und ein halbes Duzend der Burschen stürzte hinunter, um bald darauf mit einem Faß Brantwein heraufzukommen. Mit johlendem Geschrei wurden sie begrüßt. Der Boden des Faßes wurde eingeschlagen, und gierig schlürften die Matrosen den herausschenden Trank. Gesang und Geschrei ertönte, Gezänk und Rauferei, wilde Flüche und Drohungen, dazu verzweiflungsvolles Jammern, — es war ein tolles, wildes Gelage, das um so entsetzlicher war, als der grinsende Tod gleichsam hohnlachender Zuschauer war. Binneweis wurde gezwungen, mitzutrinken. Er stürzte einige Gläser Brantwein hinunter. Dann taumelte er davon und verbarg sich in seiner Kajüte, deren Tür er fest verriegelte. Er hütete den Kopf in die Fäuste und harrete verzweiflungsvoll dem Ende entgegen. Von oben her drang der wilde Gesang der Rehenden zu ihm. Von unten aus dem Kielraum des Schiffes das unheimliche Gurgeln des Wassers, das immer höher zu steigen schien.

Noch eine oder zwei Stunden konnte sich das Schiff halten, dann mußte es rettungslos in den Fluten versinken.

Auch Grete hatte sich mit Maria in ihre Kajüte zurückgezogen. Sie wollte das entsetzliche Schauspiel der betrunkenen Matrosen nicht sehen. Sie bereitete sich still auf das nahe Ende vor und tröstete noch Maria, die ruhelos, von furchtbarer Angst gequält, auf und abschritt.

„Es muß doch eine Rettung geben,“ behauptete die lebensstarke Frau. „Wenn ich nur ein kleines Boot hätte, ich wollte uns schon retten!“

Es klopfte leicht an die Tür. „Wenn es Binneweis ist, öffnen Sie nicht,“ sagte Grete, als Marie ging, um aufzuschließen. „Wer ist da?“ Eine flüsternde Stimme antwortete: „Deffne, Marie, ich habe dem Fräulein etwas Wichtiges mitzuteilen.“

Reimers trat eilig ein, nachdem Marie geöffnet. „Fräulein Erwarfen,“ sagte er hastig, seine Frau zurückziehend, „das Schiff ist verloren!“

„Ich weiß es, Reimers!“ entgegnete Grete gefaßt.

„Aber ich will nicht wie eine Maus in der Falle hier elend verkaufen!“ fuhr der Koch fort, „und Marie und Sie sollen es auch nicht, Fräulein, wenn ich es verhindern kann!“

„Aber Sie können es nicht verhindern!“

„Doch, Fräulein, es gehört nur ein mutiger Entschluß dazu.“

„Mut habe ich schon, lieber Reimers.“

„So hören Sie mich an! Wir haben noch die kleine Jolle im Schlepptau. Der Kapitän hat sie flott machen lassen, wahr-

scheinlich wollte er sie im letzten Augenblick zur Rettung benützen. Aber die Matrosen lassen ihn nicht los und mehr wie drei, höchstens vier Mann kann das Boot nicht fassen. Versucht er zu entkommen, dann springen er und so und so viel Mann mit hinein, und das Boot wird mit allen, die darin sind, versinken. Er hat daher den Versuch aufgegeben. Jetzt steht er mit dem Zimmermann und Dittmars, der noch nicht ganz betrunken ist, an der Pumpe, und sie arbeiten, was das Zeug halten will. Der Zimmermann behauptet, daß das Led sich durch die Verschiebung des Ballast verstopft habe, und sie meinen des Wassers Herr zu werden. Dazu ist aber wenig Aussicht vorhanden, — nach meiner Meinung. Wie wäre es nun, Fräulein, wenn wir uns in der Jolle fortmachten? Ich bin ein guter Ruderer und Marie steht auch ihren Mann. So gelingt es uns wohl, eine der vielen Inseln hier herum zu erreichen.“

„Ach — das ist ein feiner Gedanke!“ rief Marie freudig; „ich rudere bis ich umsinke!“ Dabei streckte sie ihre kräftigen Arme aus, daß sich die starken Muskeln anspannten. „Ich habe schon stundenlang die Riemen gehandhabt,“ setzte sie mit leisem Lächeln hinzu.

„Ihr Vorschlag, Reimers, ist ganz gut,“ meinte Grete nachdenklich; „aber dürfen wir die Mannschaft des einzigen Rettungsmittels berauben?“

„Ich sagte Ihnen schon, Fräulein, daß das kleine Boot den Leuten gar nichts nützen kann. Sie dulden es nicht, daß einige von ihnen sich retten, während die andern verloren sind. Sie haben geschworen, lieber das Boot zu versenken.“

„So werden sie auch uns nicht entkommen lassen,“ meinte Grete.

„Wenn sie es merken, freilich nicht. Aber jetzt sind sie so betrunken, daß sie wie die Tiere auf dem Deck liegen und schlafen. Außerdem bricht der Abend herein. Das Boot habe ich schon



Das neue Polizeipräsidium in Frankfurt a. Main.



Der griechische Thronfolger in Berlin.

längsseit herangezogen, wir können unbemerkt dasselbe erreichen, solange der Kapitän mit dem Zimmermann und Dittmars an den Pumpen stehen. Kommen Sie, Fräulein, ich habe schon einigen Proviant und ein Fäßchen Wasser in das Boot geschleppt. Nehmen Sie Ihre Sachen und kommen Sie! In zehn Minuten haben wir dieses verlorene Schiff verlassen."

"Ja, ja," drängte Marie, "laßt uns keine Zeit verlieren. Sie sollen sehen, Fräulein, daß wir auf Land oder auf ein Schiff treffen, das uns aufnimmt."

"Ich kann mich doch nicht entschließen." —

"Sie müssen, Fräulein! Denken Sie an die Drohungen des Kapitäns! Denken Sie daran, was er in seinem Zorn, wenn der Branntwein sein Gehirn umnebelt hat, alles anstellen kann! Hat er Ihnen nicht mit seiner Rache gedroht?"

Grete schauerte leicht zusammen. Ja, sie wollte ihr Leben lieber dem Nerre, dem Zufall anvertrauen, als sich vielleicht der Rohheit der betrunkenen Schiffsmannschaft aussetzen.

"Ich bin gleich bereit," sagte sie, sich entschlossen erhebend.

"Laßt uns fliehen!"

"Gott sei Dank!" rief Frau Marie freudig.

"In zehn Minuten erwarte ich Sie," sagte Reimers. Nehmen Sie Ihre Sachen zusammen und machen Sie leise, damit der Kapitän Sie nicht hört." Damit schlich er sich davon.

"Komm, Schatz, gib mir einen Kuß!" lachte er. Marie gab resolut dem Mann einen Stoß, daß er zurücktaumelte.

"Hoho," rief er dann, "ist es so gemeint? Wollen sehen, wer der Stärkere ist, ich oder Du!" Er drang wieder auf die Frauen ein. Da faßten ihn die kräftigen Hände Mariens und schleuderten ihn zurück, daß er taumelnd zu Boden stürzte.

Ein lautes, rohes Gelächter seiner Kameraden begleitete seinen Fall.

"Halloh!" rief einer, "die hat ein paar Fäuste!"

Der Gestürzte raffte sich auf. Seine Füße verwickelten sich jedoch in ein Tau, das dort herumlag und stolpernd stürzte er nieder.

"Rasch! — Rasch!" rief Reimers. "Sonst sind wir verloren!"

Grete stieg eilig die Strickleiter hinunter und sprang in das Boot. Marie folgte. Kaum waren sie unten, als sich mehrere Köpfe über die Reihing beugten.

"Was macht Ihr da unten?" schrie einer. Doch schon hatte Reimers das Tau durchschnitten, mit dem die Jolle an dem Schiff befestigt war. Er stemmte die Ruder gegen die Schiffswand, um abzustößen. "Nimm die Riemen und rudere, was Du kannst!" rief er seiner Frau zu.

Mit kräftigen Armen tauchte diese die Riemen in das Wasser. Eine Welle kam ihr zu Hilfe und trennte Boot und Schiff.



Kinder, die im Sommer im Ahlbecker Kinderheim geweilt, gratulieren dem Deutschen Kaiser zum Geburtstag auf der Schloßbrücke zu Berlin.

Rasch suchte Marie einige Kleidungsstücke und Decken zusammen, während Grete die Papiere ihres Vaters in eine Tasche packte, wobei sie auch nicht, besonnen und umsichtig, wie sie auf ihren weiten Seereisen geworden war, eine Karte der Südsee, einen kleinen Taschenkompas und ein Fernrohr vergaß. Dann begaben sie sich leise an Deck. Es war schon dämmerig geworden. In dem unteren Schiffsraum herrschte bereits vollständige Dunkelheit. Von unten herauf tönte das Geräusch der Pumpe, an der die drei Männer noch immer arbeiteten und das Glucksen des Wassers, das sich aus dem Kielraum in die See ergoß. Auf dem Vorderdeck lagen die meisten Matrosen in dem tiefen Schlaf der Trunkenheit, einige saßen zwar noch wach, aber sie stierten mit verglasten Augen vor sich nieder, unverständliche Worte murmelnd.

Reimers erwartete die beiden Frauen auf dem Achterdeck. Er hatte eine Strickleiter an der Reihing befestigt, das Boot schwamm dicht Seite an Seite des Schiffes, das schon fast bis an die Lutten im Wasser lag.

"Rasch, gib die Sachen her," flüsterte Reimers seiner Frau zu. Er warf den Vaden in das Boot und kletterte dann selbst nach. "Kommen Sie, Fräulein," sagte er leise und reichte dem Mädchen die Hände. Doch dieses war es gewohnt, auf schwankenden Strickleitern herauf und herunter zu steigen. Noch ein Blick flog über das Schiff hin, da schwannte ein halbtrunkener Matrose heran.

"Donnerwetter!" hörte man es oben fluchen. "Die gehen mit dem Boot davon! Werft ihnen ein Tau um den Hals! Holt den Kapitän!"

Ein Tau schlug zu dem Boot hinunter, traf es aber nicht, sondern fiel klatschend in Wasser. Marie arbeitete kräftig; auch Reimers hatte jetzt die Ruder ergriffen und ruderte aus Selbstkräften, während Grete das Steuer handhabte und das Boot von dem Schiff trieb. Immer weiter wurde die Entfernung. Immer schwächer klang der Lärm auf dem Deck herüber. Mehr und mehr verschwand der Körper des Schiffes mit der stets zunehmenden Dunkelheit, bis er ganz in der Nacht verschwand. Reimers atmete auf.

"Gott sei Dank," sagte er, "daß wir von dem Unglücksboot frei sind!"

"Wenn ich nicht rudern müßte, Reimers," meinte Marie, "so nähme ich Dich beim Kopf und Du bekämst einen Kuß!"

Reimers lachte: "Dazu ist später Zeit."

Grete sagte nichts. Sie saß still am Steuer, mit ihren Gedanken und Erinnerungen beschäftigt. Sie dachte an Henning. Wo mochte er jetzt weilen? War er noch am Leben?

Da sahen ihre Augen zum Himmel empor. Fern im Süden flammte das Sternbild des Kreuzes empor.

Neuer Mut, neues Hoffen zog in ihr Herz. Sie faltete die Hände über den Speichen des Steuers zu einem stillen Gebet.

Das Meer lag still vor ihnen, nur leichte Wellen treibend. So zog das kleine Boot hinaus in den unendlichen Ozean im Glanz der Sterne, die von dem dunklen Himmel niederstrahlten, frohlich und hoffnungsvoll, als ob sie sagen wollten: Im kleinsten Boot oder auf dem größten Schiff — ihr steht überall in Gottes Hand.

### Fünfzehntes Kapitel.

Salas y Gomez raget aus den Fluten  
Des stillen Meeres, ein Felsen fast und bloß.  
Verbrannt von scheitelrechter Sonne Glut,  
Ein Steingestell ohn' alles Gras und Moos, —  
Das sich das Volk der Vögel auferhor  
Zur Ruhstatt im bewegten Meereschoß.  
Chamisso.

Sie ruderten die ganze Nacht hindurch. Wenn Marie er müdete, ergriff Grete die Riemen, die sie ebenfalls in ihrer Kraft zu führen verstand. Reimers beschäftigte sich damit, aus einer Stange und einem alten Segeltuch, das er in das Boot geschafft hatte, einen Mast mit einem Segel aufzurichten, was ihm auch gelang, so daß sie gegen Morgen unter einer frischen Brise, die im Süden aufsprang, ankam, aber rasch genug für ihr kleines Fahrzeug, dahinglitten. Da die Nacht sternklar war, konnte man sich nach den Sternen richten, und auf den Rat Gretes feuerte man nach Osten, wo man hoffen durfte, auf ein Schiff zu treffen, das seinen Kurs nach dem Festlande nahm. Als der Morgen anbrach, blickten sie eifrig nach einem Segel oder den Rauchstreifen eines Dampfers aus. Aber es war nichts zu erblicken.

„Wenn ich nur die nötigen Instrumente hätte,“ sagte Grete, „dann könnte ich schon bemessen, wo wir uns befinden. Aber die „Nympe“ war ja so weit von ihrem Kurse verschlagen, und die letzten Tage wurden gar keine regelrechten Beobachtungen gemacht, daß ich im Unklaren über den Punkt bin, wo wir uns befinden.“

„Ich bin ein Dummkopf,“ brännte Reimers, „daß ich daran nicht gedacht habe, die Instrumente mitzunehmen. Aber soviel ich von dem Kapitän gehört habe, befinden wir uns in der Nähe der Inselgruppe von Tahiti.“

„Dann wären wir sehr weit vom Festlande entfernt,“ sagte Grete mit leisem Seufzer.

„Sehen Sie einmal dahinaus, Fräulein,“ rief Marie, die im Vorderteil des Bootes stand. „Da fliegt eine Schar Möven, — da muß doch Land in der Nähe sein!“

„Die Möven trifft man sehr oft weit draußen in der See, Marie, auf sie kann man sich nicht verlassen.“

„Aber ich sehe da einen dunklen Punkt am Horizont,“ entgegnete Marie eifrig, „es sieht mir fast wie Land aus.“

Grete richtete ihr Fernrohr auf den Punkt, den Marie bezeichnete. Und plötzlich leuchtete es freudig in ihrem Gesichte auf. „Es ist die Spitze eines Felsens,“ sagte sie; „Sie haben recht, Marie, — dort ist Land.“

„Hurra!“ schrie Reimers, „so sind wir gerettet! Frisch, Marie, nimm die Riemen! Wir wollen der Brise etwas zu Hilfe kommen.“

Die wadere Frau ließ sich das nicht zweimal sagen. Kräftig legte sie sich in die Riemen, während ihr Mann das Segel handhabte und Grete am Steuer saß. Da die Brise jetzt etwas aufschwachte, flog das kleine Fahrzeug nur so über die leichtbewegten Wellen.

Mit Spannung sah jeder von ihnen dem immer mehr aus den Fluten auftauchenden Felsen entgegen. Es wurde kein Wort gesprochen, aber ihre Herzen pochten lebhafter angesichts des Landes.

Grete richtete öfter das Fernrohr auf den Felsen. Es war kein Zweifel mehr, man näherte sich einer Insel. Schon konnte

Grete durch das Glas einzelne Bäume auf derselben erkennen. Nur nach Häusern suchte sie vergebens. Die Mövenschwärme wurden dichter. Mit schrillum Getöse näherten sie sich dem Boot, um dann pfeilgeschwind in der Richtung des Landes zu verschwinden.

Gegen Mittag näherte man sich demselben. Schon sah und hörte man die Brandung des Meeres an der steinigten, steil abfallenden Küste.

„Es ist ein einsames Felseneiland,“ sagte Grete, das Fernglas beiseite legend. „Menschliche Wohnungen kann ich nicht auf ihm entdecken; auch scheint die Vegetation nicht sehr üppig zu sein.“

„Einerlei,“ meinte Reimers. „Wir werden doch endlich einmal wieder festes Land unter den Füßen fühlen. Und wer weiß, ob nicht auf der andern Seite Menschen wohnen.“

„So wollen wir die Insel umfahren,“ sagte Grete. „Hier können wir doch nicht landen, die Brandung zwischen den Klüften und Felsen ist zu stark.“

Man hatte sich der Insel von der Westseite her genähert, wo sie nichts als ein kahler, vielfach zerklüfteter Felsen war. Jetzt fuhr man südlich um das kleine Eiland herum. Der felsige Kern desselben schleifte sich hier ab, ein dichter Rajen bedeckte den Strand. Einzelne Palmen und Kokospalmen erhoben ihre Köpfe zu dem blauen Himmel. Leise murmelnd schlug das Meer an den flachen Strand.

„Hier wollen wir landen,“ bestimmte Grete.

Nach kurzer Zeit knirschte der Kiel des Bootes auf dem Kies des Ufers, und Reimers sprang an Land, um das Boot festzumachen.

„Gott sei Lob und Dank!“ rief er. „Wir sind gerettet!“

Auch Marie schlug vor Freude lachend die Hände zusammen. Grete konnte sich aber ernsterer Gedanken nicht verwehren. Gewiß, vorläufig waren sie gerettet; und auch Grete betrat mit einem Gefühl des Wohlbehagens das feste Land. Aber wenn dieses Eiland nicht bewohnt war, wenn es einsam in dem unendlichen Ozean, fern von dem gewöhnlichen Kurse der Schiffe lag, wie würde sich da ihr ferneres Schicksal gestalten? Würden sie ihren Lebensunterhalt auf dem einsamen Eiland finden? Und wenn sie sich auch kümmerlich von den Eiern der Seevögel und dem Fischfang ernähren könnten, wie lange sollten sie hier in der weltabgeschiedenen Einsamkeit verbringen? Sie dachte an die Kindergeschichten von Robinson und an abenteuerliche Erzählungen von schiffbrüchigen Seeleuten, die jahrelang auf einem einsamen Felseneiland gelebt hatten. Das schöne, schwer-

mütige Gedicht Chamisso's von Salas y Gomez fiel ihr ein, und sie seufzte leise. Sollte ihnen ein ähnliches Schicksal bereitet sein? Doch sie unterdrückte vorläufig ihre Bedenken. Sie wollte die Freude ihrer Genossen nicht stören. Reimers und seine Frau hatten die Vorräte aus dem Boot ans Land gebracht. Da zeigte es sich denn, daß der umsichtige Koch für alle Fälle gesorgt hatte. Ein ziemlich großes Stück Bockfleisch hatte er auf die Seite gebracht. Ein Säckchen Kartoffeln, Mehl und Brot, sogar verschiedene Konservenbüchsen mit Gemüse und ein Säckchen frische Orangen. Ein Fäßchen Wasser und einige Flaschen Wein waren auch vorhanden.

„Jetzt wollen wir einmal ein vergnügtes Mahl halten, Fräulein!“ sagte er fröhlich, und begab sich sofort an die Zurichtung. Er war sehr vergnügt, auch Marie half munter bei der Arbeit und bald war unter einer Gruppe von Kokospalmen alles bereit gelegt.

„Lassen Sie es sich schmecken, Fräulein,“ forderte Reimers seine schweigsame Begleiterin auf, indem er einen zinnernen Taschenbecher mit Wein füllte. „Wir sind vorläufig in Sicherheit, und für die Zukunft wird der liebe Gott schon sorgen.“

(Fortsetzung folgt.)



Paul Deroulde †.

Aufgenommen während seiner letzten öffentlichen Rede bei der Jeanne-d'Arc-Feier in Paris.

## Endlich eine Hofe!

Eine lustige Faschingsgeschichte von Hans Derksen.

(Nachdruck verboten.)

Fritz Bumsdorf war wohlbestallter Infanterieleutnant in der kleinen Garnison X. Mit seiner Gage und einem monatlichen Zuschuß seines „alten Herrn“ in Höhe von 150 Mark fristete er sein Leben, so gut es ging, vom Ersten bis Zwanzigsten eines Monats, danach aber war völlige Ebbe in seiner Kasse, und wenn ihm nicht ein guter Freund oder ein gefälliger Manichäer aus der Not half, sah er gänzlich auf dem Trodenen. Und das war für Fritz Bumsdorf eine große Qual; denn er war nicht nur in puncto Lebenshaltung von Hans aus der Verwöhntesten einer, sondern pflegte sich auch kein Vergnügen zu verjagen.

Doppelt fühlbar wurde ihm heute diese schwere Not, weil sie in die Zeit des Faschings fiel. Sein Mammon reichte höchstens noch für den ersten Tag aus, und gar zu gerne hätte er am Rosenmontag den flotten Ball im Kasino mitgemacht.

Schon eine geschlagene Stunde hatte er in seiner elegant möblierten Garçonwohnung still dageessen und darüber nachgedacht, wo er eventuell noch einmal mit einiger Aussicht auf Erfolg eine Anleihe machen könne, allein es war vergeblich gewesen. Die Tanten und Onkel, Vettern und Basen, Familienfreunde und sonstigen Gönner hatte er an den Fingern hergezählt und bei jedem Namen sein Gewissen erforscht, aber das Resultat war tief betäubend gewesen: bei allen war sein Konto bereits überlastet. Da war guter Rat teuer!

Resigniert hatte er schon beschlossen, diesmal den Rosenmontag einsam und allein zwischen seinen vier Wänden zu verträuern, da trat Hans, sein Bursche, ein, der ihm in gewohnter Weise den Morgenimbiss brachte.

Hans war eine gute Seele und seinem Herrn treu ergeben. Auf den ersten Blick machte er nicht gerade einen intelligenten Eindruck, aber wenn er wollte, konnte er auch pfliffig sein. Das hatte Fritz Bumsdorf mehr als einmal erfahren.

Als Hans seinen Herrn so in Gedanken verfunken dastehen sah, wußte er sofort, was los war, und redete ihn also an:

„Morgen, Herr Leutnant! Verflitzt langweiliger Monat, dieser Februar, gelt, Herr Leutnant?“

„Unverschämter Kerl, kümmer Dich um Deine Sachen!“ wollte Bumsdorf ihm antworten, als er aber in sein treuherziges Gesicht sah, besann er sich eines besseren und erwiderte: „Hast recht, Hans, 's ist fabelhaft langweilig, besonders wenn man am Faschingssonntag einsieht, daß man am Rosenmontag Stubenarrest hat.“

Hans verstand gut, was sein Herr meinte, tat aber ganz verwundert und sagte in fragendem Tone: „Stubenarrest, warum denn Stubenarrest? Haben Herr Leutnant...“

„Kerl, stell' Dich nicht so dumm,“ fiel ihm Bumsdorf in die Rede, „Du weißt ganz gut, warum ich Stubenarrest habe!“

„Wenn der Mammon die Schuld trägt, Herr Leutnant, so wußt' ich Rat, aber ich trau' mir nicht, es zu sagen.“

„Heraus mit der Sprache, Kerl! Ganz egal, was es ist, ich will's wissen!“

„Herr Leutnant haben mir neulich mal erzählt, Ihre Frau Tante käme bald, um den Herrn Leutnant ganz neu auszustaffieren; da könnten der Herr Leutnant ja die alten Sachen...“

„Verschachern, meinst Du. Der Gedanke ist nicht übel, aber wenn meine Regimentskameraden erfahren...“

„Keine Sorge, Herr Leutnant. Ich bringe das Zeug zu Frau Mischka in der Böhlergasse, die ist verschwiegen wie das Grab und kauft immer von den Herren Offizieren. Vor kurzem noch traf ich den Burschen des Oberleutnants von Nachwitz in der Böhlergasse; er brachte ein großes Paket zu Frau Mischka. Er sagte zwar, es seien alte Sachen von ihm darin, es waren aber lauter gebrauchte Uniformen des Herrn Oberleutnants.“

„So, so; und Du meinst, was ein Oberleutnant tun dürfte, könne ein Leutnant auch riskieren. Darin hast Du vollkommen recht, und so wollen auch wir unser Heil einmal bei der Frau Mischka versuchen. Wenn ich heute abend nach Hause komme, lege ich vor der Tür meines Schlaffabinetts die Uniformschätze zusammen, die diese Frau Mischka in Zukunft hüten soll, und Du sorgst dafür, daß das Geschäft morgen früh perfekt wird, so daß Du mir beim Frühstück die Dulaten hinzählen kannst. Heute brauche ich dann Deine Dienste nicht mehr, Du kannst Deine eigenen Wege gehen. Ich bitte mir aber aus, daß Du Dich anständig aufführst und abends um 11 Uhr wieder zu Hause bist. Du kannst ruhig zu Bette gehen, auch wenn ich noch nicht da sein sollte.“

Hans schmunzelte vergnügt, als er die letzten Worte hörte und verließ mit einem freudig klingenden „Zu Befehl, Herr Leutnant!“ das Wohngemach seines Leutnants.

Es geht doch nichts über einen pfliffigen Burschen! dachte Leutnant Bumsdorf, als Hans fort war. Der Kerl sieht aus, als ob er nicht bis drei zählen könnte und hat doch so famose Einfälle. Diese Idee, den alten Uniformplunder der Frau Mischka aufzuhängen, ist wirklich tabellos. Aber wenn nun die gute alte Tante, die jedes Jahr meinen äußeren Menschen erneuert, ausbliebe? Ein Leutnant mit einer Uniform ist geradezu unerhört!

Ja nun, dann nehmen wir einfach Urlaub und fahren hin; das weitere findet sich dann schon von selbst. Also Kopf hoch! Fritz Bumsdorf, ein schneidiger Kerl bist du und bleibst du trotz deines Dalles!

Bei den letzten Worten dieses Monologes betrachtete Leutnant Bumsdorf mit Wohlgefallen seine elegante Gestalt im Spiegel. Dann steckte er sich die letzte Upmann ins Gesicht und verließ hochgehobenen Hauptes seine Wohnung, um sich ins Kasino zu begeben.

Dort ging's hoch her. Vormittags musikalische Matinee, Tafelmusik beim Diner, nachmittags Konzert und abends Festball — das war das Programm des ersten Faschingstages. Fritz Bumsdorf hielt sich als jüngster Leutnant quasi für verpflichtet, an all diesen Festivitäten teilzunehmen und seinen Kameraden mit gutem Beispiel voranzugehen. Dieses gute Beispiel verwandelte sich aber von Stunde zu Stunde mehr ins Gegenteil, und gegen 1 Uhr gab Herr Leutnant von Bumsdorf das schlechteste Beispiel, was ein Soldat geben kann: er konnte nicht mehr gerade auf seinen Beinen stehen, geschweige denn militärisch stramm stehen.

In diesem Zustande trat er unter der Führung zweier Kameraden den Heimweg an. Als diese die Gewißheit hatten, daß Fritz Bumsdorf seine Behausung nicht mehr verlassen konnte, verabschiedeten sie sich von ihm. Beiden war es aufgefallen, daß ihr Kamerad in der letzten halben Stunde außerordentlich schweigsam gewesen war. Der Grund dieser Schweigsamkeit war, daß Fritz Bumsdorf scharf über ein Problem nachdachte, dessen Lösung er von einer gewissen Frau Mischka erwartete. Zu Hause angekommen, vertiefte er sich noch weiter in dieses Problem, und als er nach einer guten Stunde im Bette lag, empfand er eine doppelte Freude: einmal darüber, daß er das verlorene Gleichgewicht endlich wiedergefunden hatte, und dann darüber, daß er es trotz seines Zustandes glücklich fertig gebracht hatte, seinen Teil zur Lösung des schwierigen Problems beizutragen. Vor der Tür seines Schlaffabinetts lagen hochaufgestapelt die verblicheneu Zeugen seiner Leutnantsherrschaft und harrten ihrer neuen Bestimmung.

Bumsdorfs Bursche, der nicht wenig stolz war auf das Vertrauen, das sein Herr ihm schenkte, nahm bereits frühmorgens, als sein Herr noch im tiefen Schlaf lag, die Objekte des Handelsgeschäfts, das er mit der Frau Mischka abschließen sollte, in Augenschein. Mit Kennermiene taxierte er jedes Stück und kalkuliert, daß das Geschäft seinem Herrn etwa dreißig Mark einbringen müsse. Dann packte er die degradierten Leutnantshosen und -Röcke fein säuberlich zusammen und begab sich gegen zehn Uhr auf den Weg zur Frau Mischka. Diese war nicht wenig erstaunt, als sie die Uniformstücke besah; das war seine Ware, die sie sofort wieder loschlagen konnte. Ohne langes Besinnen zahlte sie dem Hans die geforderten dreißig Mark, die dieser hocherfreut einstrich. In Gedanken stellte er sich schon das strahlende Gesicht vor, das sein Herr beim Anblick der Goldsüchse machen würde.

Aber es sollte anders kommen. Kaum hatte Hans den Flur der Wohnung seines Herrn betreten, als ein fürchterliches Schimpfen und Standalieren an sein Ohr drang. Was war das? War sein Herr tobstüchtig geworden?

Mit klopfendem Herzen trat er ins Zimmer ein. Da kam sein Herr und Gebieter in Hemd und Unterhose ihm entgegen und brüllte ihn an: „Kerl, meine Hofe! Wenn ich nicht innerhalb einer Stunde meine Hofe habe, wirst Du gehängt, Kerl!“

Bitternd wie Epenlaub steht Hans vor seinem sonst so sanftmütigen Herrn und vermag nur ein ganz leises: „Aber, Herr Leutnant!“ hervorzubringen.

Das erhöht aber nur noch die Wut Fritz Bumsdorfs, der ihn nun angreift und heftig schüttelt, dabei ihm ins Ohr schreiend: „Was Du mit meiner Hofe gemacht hast, will ich wissen, Kerl!“ Da dämmert's dem Hans allmählich, und ruhig entgegnet er: „Ich habe, wie der Herr Leutnant befohlen, die Uniformstücke, die der Herr Leutnant selbst gestern abend vor der Schlaffimmertür zusammengelegt haben, für dreißig Mark der Frau Mischka verkauft.“

Fritz Bumsdorf schlägt sich mit der Faust gegen die Stirn, als ob er seinen Brummhüchel für die große Dummheit, die er gemacht, züchtigen wollte, und sagt dann in tief betrübtem Tone: „Hans, Hans, nun begreif' ich's, ich selbst bin schuld an meinem großen Malheur. Ich habe gestern abend in meinem Dusek meine letzte Hofe zu den anderen vor die Tür gelegt, und Du hast sie nichtsahnend mit den anderen bei der Frau Mischka losgeschlagen! Das ist ja die reine Tollhauskomödie! Wenn's in der Garnison bekannt wird, bin ich unsterblich blamiert und der Titel Ohnehose-Leutnant ist mir sicher!“

Hans hatte großes Mitleid mit seinem hofelosen Herrn und suchte ihn zu beruhigen, indem er eine Reihe von Möglichkeiten, auf bequeme Art, ohne Geld zu einer Hofe zu kommen, aufzählte. Von einem guten Freund eine Hofe leihweise erbitten, war die erste dieser Möglichkeiten. Fritz Bumsdorf setzte sich, nachdem Hans mittelst eines alten Schlafrodes sein Nachtwandlerkostüm einigermaßen korrigiert hatte, an den Schreibtisch und schrieb folgendes Billett:

Lieber, alter Freund!

Durch einen unglücklichen Zufall bin ich meines ganzen Hosenvorrats beraubt worden und stolziere zurzeit in Hemd und Unterhose in meiner Wohnung herum. Daß dieser Zustand eines königlich-preussischen Leutnants durchaus unwürdig ist, wirst Du sicherlich einsehen und als Freund in der Not mir gewiß gerne eine Deiner Hosen leihweise überlassen. Daß meine Finanzverhältnisse am 21. eines Monats zum Ankauf eines solchen Luxusgegenstandes nicht mehr ausreichen, ist Dir ebenfalls genau so erklärlich wie mir. Ich hoffe bestimmt, daß Du mich aus meiner Notlage befreist und bin mit kameradschaftlichem Grusse Dein

Fritz Bumsdorf.

Mit diesem Brief eilte Hans, so schnell ihn seine Beine trugen, zum Leutnant von Schmalbein und unterstützte vor diesem die Bitte seines Herrn recht warm durch gute Worte. Allein Leutnant von Schmalbein war selbst hosenarm und vermochte darum seinem guten Freunde nicht zu helfen. Hans erhielt also keine Hose, sondern nur ein versiegeltes Kuvert, das folgendes Billett enthielt:

Lieber Freund!

Bedauere unendlich, Dir in Deiner Hosennot nicht helfen zu können. Besitze selbst nur ein einziges Exemplar und hüte es wie ein Heiligtum. Wende Dich an unseren lebenswürdigen Herrn Kommandanten. Er hat noch jüngst seine Hilfsbereitschaft allen Offizieren so sehr betont, er wird Dir ganz sicher ein so notwendiges Utensil, wie es eine Hose ist, nicht versagen.

Mit kameradschaftlichem Grusse Dein

Egon von Schmalbein.

Hans tat's in der Seele weh, seinem Herrn keine Hose bringen zu können, und als er von dem Inhalt des Billetts des Leutnants von Schmalbein Kenntnis erhielt, schimpfte er mit seinem Herrn um die Wette über den frivolen Spötter. Dann wurde beschlossen, einen neuen, aussichtsvolleren Rettungsweg einzuschlagen. Dieser führte zu — Samuel Hirschfeld, dem Inhaber des größten Kleidermagazins am Plage. Ein de- und wehmutsvolles Schreiben des Herrn Leutnants trug Hans diesem Kaufmann ins Haus und verschlehte nicht, dasselbe durch eine lebhafteste Schilderung der Notlage seines Herrn zu bekräftigen. Allein Samuel Hirschfeld war für solche Spekulationen auf sein gutes Herz wenig empfänglich. Kalt lächelnd schlug er das Konto des Herrn Leutnants auf, und als er dort noch eine Reihe von fetten Posten vorfand, die noch nicht beglichen waren, erklärte er kurz und bündig: „Gegen einen Wechsel auf dreißig Mark, fällig am Ersten nächsten Monats, kann der Herr Leutnant die Hose haben, sonst nicht. Hier ist der Wechsel!“

Hans wollte zu fluchen und zu wettern beginnen ob dieser geschäftlichen Behandlung eines Auftrags seines Herrn, aber es fiel ihm noch zur rechten Zeit ein, was auf dem Spiele stand, und so nahm er ruhig den Wechsel und entfernte sich mit einem kurzen „Guten Morgen, Herr Hirschfeld!“

Fritz Bumsdorf rang verzweifelt die Hände, als Hans ohne Hose zurückkam, beruhigte sich aber sofort, als der Bursche ihm den Wechsel zeigte. Mit den Worten: „Besser eine Hose auf Wechsel, als keine Hose!“ unterschrieb er das Papier und nach zehn Minuten stand Hans wieder vor ihm, triumphierend eine leibhaftige Leutnantshose in die Höhe haltend.

„Endlich eine Hose!“ kam's fast zu gleicher Zeit aus beider Munde, und dem Leutnant fiel ein schwerer Stein vom Herzen. Schnellig bekleidete er sich mit dem Zeichen seiner männlichen Würde und spendete seinem treuen Burschen zur Belohnung für seine Hilfe in großer Hosennot ein gutes Trinkgeld. Nachdem er dann noch mit dem kurzen, aber viel sagenden Telegramm: „Bei- nahe ohne Hosen!“ seiner Tante von seiner Situation Kenntnis gegeben hatte, ging er seelenvergnügt ins Kasino um sich mit

Hilfe des Mammons der Frau Mischka einen fröhlichen Tag zu machen.

## Wertvolle Makulatur.

Die Postverwaltung in Lenney hatte seit Jahren ihre sämtlichen unbrauchbaren Papiere an die Papierfabrik von C. zum Einstampfen unter der Bedingung übergeben, daß die auf Briefumschlägen usw. entwerteten Marken nicht abgelöst und gesammelt werden dürften. Trotzdem der Besitzer dieser Fabrik dieses Verbot seinen Arbeitern des öfteren zur Kenntnis brachte, betrieben die Leute mit den Marken, die zum Teil einen hohen Liebhaberwert hatten, fortwährend einen schwunghaften Handel, der eine immer steigende Ausdehnung annahm, je mehr die Arbeiter die scheinbar wertlose Postmakulatur richtig einzutaxieren wußten. Jahrelang blühte dieses Geschäft still im Verborgenen. Manche der in der Papierfabrik beschäftigten Leute haben das Glück gehabt, auf Marken zu stoßen, die im Briefmarkenverkehr mit fünfzig Mark und mehr bezahlt wurden. Kein Wunder, daß die Makulatur der Postverwaltung von Lenney mit größter Sorgfalt durchgesehen und eifrig begehrt wurde. Doch eines Tages hatte es mit dem ergiebigen Markengeschäft ein Ende. Der Polizeibehörde war von einem Postbeamten, der zufällig von der Sache erfuhr, Anzeige gemacht worden, und die eifrigen Markensammler jener Fabrik hatten sich bald wegen Diebstahls vor der Strafkammer in Ebersfeld zu verantworten, mußten aber freigesprochen werden, da rechtlich ein Eigentumsvergehen nicht vorlag. — Die Geschichte dieser „wertvollen Makulatur“ zeigt so recht, daß das Geld tatsächlich, wenn auch nicht auf der Straße, so doch oft genug unbeachtet herumliegt. In wie vielen alten Truhen, die mit verbliebenen Briefen und halbvermoderten Geschäftsbüchern gefüllt sind, mögen nicht seltene, teuer bezahlte Briefmarken ihrer Umwechslung in klingende Münze entgegenträumen, wie viele Familienväter ahnen es nicht, daß in ihrer Kumpelkammer unter Großmutter's sauber aufbewahrten Liebesbriefen mancher Briefumschlag ruht, den jeder Sammler gern mit einem stets zu brauchenden Goldstücklein bezahlen würde! — Wertvolle Makulatur! — W. K.



Ein lustiger Fastnachtsbruder.

## Unsere Bilder.

Zur Grubentatastrophe bei Dortmund. Die Zeche „Minister Achenbach“. Wieder einmal hat in westfälischen Kohlenrevier eine Schlagwetter-Explosion das

Leben von 24 wackeren Bergleuten gefordert. Auf der Zeche „Minister Achenbach“ ereignete sich eine Schlagwetter-Explosion, bei welcher ein Teil der dritten Sohle zu Bruch ging.

Das neue Polizeipräsidium in Frankfurt a. Main. Der Bau des Frankfurter neuen Polizeipräsidiums ist kürzlich fertig gestellt worden. Das Polizeipräsidium wurde mit einem Kostenaufwande von 2 1/2 Millionen Mark erbaut und wird demnächst dem Verkehr übergeben.

Paul Deroulède, der Begründer des französischen Patriotenbundes, starb in Nizza, wo er zur Linderung seines Nieren- und Herzleidens weilte, im Alter von 68 Jahren. Er war die Verkörperung des französischen Revanchegedankens, ein erbitterter Feind Deutschlands, ein glühender Verehrer der Allianz mit Rußland, aber stets ein selbstloser Politiker. Weitverbreitet sind seine von Kriegs- und Machelust strotzenden Soldatenlieder; sie machten ihn in ganz Frankreich populär.



### Sprüche.

Ständen Kindern oft Worte zu Gebote für ihre innere Welt, so würden wir verständigen Leute recht lernen, oft bei den Kindern in die Schule zu gehen.

Adolf Kolping.

Wie gerne will die Jugend alles besser wissen, und kommt doch mit den Jahren wieder auf die Neben der Alten, und gesteht es ein, daß sie darauf kommt.

Ad. Stifter.

Woher stammt die Bezeichnung „Grog“? Grog, das bekannte und besonders an der W. isserfar t: beliebte Getränk, bestehend aus

in einer Radiumfabrik 400 Milligramm Radiumbromid fertiggestellt worden, die aus australischen Mineralien gewonnen worden sind. Weiter heißt es, die neue Radiumfabrik sei imstande, wöchentlich 40 Milligramm Radiumbromid zu liefern. Es handelt sich also um ein nicht unbedeutendes Geschäft, da das Radiumbromid gegenwärtig einen Preis von beinahe dreihundert Mark für das Milligramm erzielt.

**Bäckerei, Fleischerei und Schankgewerbe in einer Großstadt.** Halle a. d. S. zählt bei rund 190 000 Einwohnern 260 Bäder- und 168 Fleischläden. Dem stehen gegenüber: 91 Gastwirtschaften, 223 Schankwirtschaften mit, 272 ohne Branntweinausschent und 226 Branntwein-Klein-

**Trübfelig.** Dichter: „Heute feiere ich ein Jubiläum.“ — „Welches denn?“ — Dichter: „Die fünfundzwanzigste Rückkehr meiner Roman-Manuskripte.“

**Zuverlässig.** Fabrikbesitzer: „Wir gebrauchen also für die Nachtwächterstelle einen Menschen, der sozusagen mit offenen Augen und Ohren schläft und sich durch nichts einschüchtern läßt.“ — Bewerber: „Dann werde ich Ihnen mal meine Frau schicken!“

**Wo es am schönsten ist.** „Nun, Kollege, wie war's denn während Ihres Urlaubs?“ — „Großartig! Die Verpflegung und die Preise nicht teurer als sonst; es gab keine Trinkgelder, keine Tage, keine Verpflichtungen . . . kurz, ich war noch nie so zufrieden wie diesmal.“ — „Das ist ja ideal“



Karneval auf dem Eise: Typen vom Kinder-Maskenfest auf einer Münchener Eisbahn.

Rum, Kog- t oder Krak mit Zucker und heißem Wasser, wurde zuerst durch den Admiral Vernon bei der englischen Schiffsmannschaft eingeführt, und diese gab der Mischung den Namen „Grog“, da sie bisher mit dem Spitznamen „the old Grog“ den Admiral selbst wegen seines Rodes von lamelhaarem Zeug (grogam) zu benennen pflegte. Die späteren Verfeinerungen des Getränks durch Zusatz von abgequirltem Ei — Eiergrog — oder Zitronen, auch der sog. kalte Grog, der mit Eis bereitet wird, sind neuere Erfindungen. Am häufigsten dürfte jetzt wohl Grog in Ostpreußen, und dort wieder in Königsberg getrunken werden. So berührt es westdeutsche Studenten, die dorthin kommen, stets sehr sonderbar, daß auf den Kneipen der studentischen Verbindungen vielfach ein steifes Glas Grog während des Sommerfests als Erwärmungsmittel für den Wagen gereicht wird.

**Eine Radiumfabrik in Australien.** Australien ist neuerdings in die Reihe der Länder getreten, die das einträgliche Geschäft der Herstellung von Radiumverbindungen betreiben. In Sidney sind jüngst

handelsstellen, somit insgesamt 812 Alkoholvertriebsstellen, dagegen nur 45 alkoholfreie Betriebe. Es kommt demnach auf 730 Einwohner ein Bäder-, auf 1130 ein Fleischladen, auf 4220 eine alkoholfreie Betriebsstelle, dagegen schon auf 234 Köpfe ein Alkoholvertriebsstelle. Vielerorts ist es ähnlich.

**Ein alter Wis.** „Wenn Sie mich noch einmal küssen, sage ich es meinem Vater,“ erklärte die hübsche Försterstochter mit großer Entschiedenheit. — „Das ist ein alter Wis, der zieht nicht mehr,“ entgegnete der Verehrer und küßte sie zwei, dreimal mitten auf den Mund. Sie ließ es sich ruhig gefallen und sagte dann: „So, jetzt werde ich es meinem Vater sagen.“ Damit verließ sie das Zimmer, ging zu ihrem Vater und sagte: „Vater, Herr Volber möchte gern Deine neue Schrotflinte sehen.“ — Und der Vater kann heute noch nicht verstehen, weshalb, als er mit der Schrotflinte in der Hand das Zimmer betrat, Herr Volber mit einem Satz durch das Fenster sprang und auf und davon rannte.

Wo liegt denn dieser Ort?“ — „Bei mir zu Hause.“

**Voshaft.** „Ich sage Dir, Frida, mein Bräutigam ist ein Mustermensch.“ — „Dann ist er wohl Stadtreisender?“

Neulich sah ich zufällig folgende etwas zweideutige Inschrift auf einem Grabstein: „Hier ruht mein vielgeliebter Mann Wilhelm Schulze. Ruhe in Frieden — bis wir uns wiedersehen!“

### Rätsel.

Mit M trägst Du's mit Dir herum;  
Doch kannst Du's niemals sehen.  
Hältst Du nicht Maß darin, so kann  
Das Uebel leicht entstehen.  
Mit W läufst's auf der Straße dort  
Auch auf geschienter Bahn.  
Willst Du es glänzen sehn, so sieh  
Den Himmel Dir nur an!

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.**  
Leben, Lieben.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Geleg vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredeneß (Rühr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess u. (Rühr).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 9

Samstag, den 1. März

1914

## Die Seemannsbraut.

Ein deutscher Seeroman von D. Elfer.

(Fortsetzung.)

(Nachdr. verb.)

„Sie haben recht, Meiners,“ sagte Grete ernst, aber nicht unfreundlich, „wir stehen auch hier unter seinem allmächtigen Schuß.“

„Und ein schönerer Platz für ein Picnic läßt sich kaum denken,“ sagte Meiners.

In der Tat war die Umgebung von solcher Schönheit, daß sie trübe Gedanken wohl vertreiben konnte. Nach Westen und Norden stieg die Insel zu einem fahlen Felsen, den wohl einst ein Vulkan ausbruch aus der Meerestiefe emporgehoben hätte. Er fiel nach jener Seite schroff in die See ab, während eine Gruppe von Felsen und Klippen ihm vorlagerte, zwischen denen die Brandung schäumte und brauste. Im Süden und Osten hatte jedoch die Flut im Laufe der Zeit fruchtbaren Boden angegeschwemmt, so daß hier ein breiter Strand entstanden war, den ein üppiger Pflanzenwuchs bedeckte. Kokospalmen und Bananen wuchsen über niedriges Gebüsch von großblättrigen Farnen empor, und ein weicher Grassteppich bedeckte den Boden. Die Wogen des blauen Ozeans brachen sich mit leisem, harmonischem Gemurmel am Strande, der hier ganz allmählich in das Meer verlief. Und über all dem wölbte sich ein wolkenloser, blauer Himmel, strahlte wärmend und leuchtend die Sonne des Südens, und ein leichter Seewind brachte willkommene Kühle. Tausende von Vögeln, Möven und andere Meerestiere bevölkerten den vielfach zerklüfteten Felsen, in den Gebüsch flatterten buntgefiederte Kolibris und auf den Palmen wiegten sich schreiend die Papageien.

Ein paradiesischer Aufenthalt schien es zu sein, und doch war nirgends eine menschliche Wohnung zu entdecken.

War diese Insel denn ganz unbekannt? Das war nicht anzunehmen, nachdem die Südlsee nach allen Richtungen hin durchforcht war. Wahrscheinlicher war es, daß der Raum zu geringfügig für menschliche Wohnungen war, oder daß das Inselchen zu weit ablag von dem gewöhnlichen Kurs der Schiffe. Denn so weit man auch den Blick hinausichweifen ließ auf das Meer, nirgends erblickte man Land, nirgends eine zweite Insel, — nur

der Ozean breitete sich in endloser Bläue aus, in dem sich der wolkenlose Himmel widerspiegelte.

Grete ward nicht mutlos. Sie sann darüber nach, ob man sich doch nicht lieber wieder dem Boot anvertrauen sollte, um zu versuchen, in die Nähe bewohnter Stätten zu gelangen. Mit Ausnahme der gelegentlich und selten auftretenden Wirbelstürme herrschte in diesen Breiten fast stets gutes Wetter, führte doch das Meer davon seinen Namen:

„Der Stille Ozean“. Sie studierte die Karte, welche sie mitgebracht hatte und kam zu dem Schluß, daß das Inselchen wohl zu der Gruppe der Mitchell-Inseln gehören könnte, welche allerdings selten von den Schiffen angefahren wurden. Sie lagen abseits von dem gewöhnlichen Schiffswege nach Tahiti und den Freundschaftsinseln und waren zu unbedeutend, um das Anlaufen zu lohnen. Aber vorläufig konnte sie nicht daran denken, Meiners und seine Frau zum Verlassen der Insel zu bewegen. Die beiden fühlten sich scheinbar ganz zufrieden. Aus einigen Stangen, dem Segel, mehreren Decken und großen Bananen-Blättern stellten sie eine kleine Hütte her, welche für Grete und Marie zum Schlafraum dienen sollte. Meiners selbst behalt sich mit einer Decke, die er unter einem breitästigen Baum ausbreitete. Das Klima war so mild, daß es keiner großen Schutzmaßregeln selbst für die lähler werdende Nacht bedurfte.

So verlebte man einige ruhige, idyllische Tage. Aber allmählich bemächtigte sich Meiners und seiner Frau doch einige Unruhe. Die Nahrungsmittel begannen auf die Reize zu gehen. Man mußte schon zu den Eiern der Vögel und den Früchten des Waldes seine Zuflucht nehmen. Außerdem mangelte es an einer ausreichenden Beschäftigung. Tag über am Strande sitzen und dem Spiel der Wellen zuschauen, das wurde ihnen bald langweilig. Sie konnten sich nicht mit ihren eigenen Gedanken beschäftigen, wie Grete, die von ihren Erinnerungen zu lebhaft in Anspruch genommen wurde, um Langeweile zu empfinden.

Außerdem hatte sie ein Tagebuch begonnen, in dem sie nicht nur ihre Erlebnisse der jüngsten Zeit, sondern auch ihre Gedanken und Empfindungen eintrug.

Meiners ging mit mürrischem Gesicht umher. Einigemal war es sogar zwischen ihm und seiner Frau zu recht heftigem Ge-



Das Denkmal König Eduard VII. in Paris.

zant gekommen. Grete sah, daß ein längerer Aufenthalt auf dieser einsamen Insel ihnen allen zum Verderben gereichen mußte. „So geht es nicht weiter, Reimers," sagte sie zu diesem, nachdem er sich wieder einmal mit seiner Frau um eine Kleinigkeit entzweit hatte. „Wir wollen von hier fort.“

„Ja, das ist leichter gesagt, als getan," entgegnete er mütmig.

„Haben wir nicht unser Boot?"

„Freilich, aber wohin sollten wir uns wenden? Es ist keine Kleinigkeit, sich in einer solchen Nusschale auf den Ozean hinauszuwagen, wenn nirgends Land zu sehen ist.“

„Ich bin jetzt so weit orientiert," entgegnete Grete furchtlos, „daß ich glaube, die nächsten bewohnten Inseln erreichen zu können. Wir dürfen nur unsern Kurs nach Westen nehmen, dann müssen wir in einem Tage oder mindestens in zwei Tagen auf bewohnte Inseln stoßen.“

„Gut, wir wollen es versuchen. Hier mein ganzes Leben zu vertrauern, dazu habe ich wahrhaftig keine Lust. Nur müssen wir bis morgen warten. Die Wolken dort im Süden gefallen mir nicht.“

„Sie haben recht. Es scheint ein Gewitter im Anzuge. Wir wollen also ruhiges Wetter abwarten. Inzwischen sorgen wir, so gut es geht, für genügenden Proviant.“

„Ich werde eine Ladung Kokosnüsse und Bananen einnehmen," sagte Reimers. Dann rief er seine Frau, und beide begaben sich in das Gehölz auf die Suche nach neuen Früchten. Grete blieb allein am Strande zurück. Ihr Blick ruhte gedankenvoll auf dem kleinen Boote, das an einem Seil befestigt, sich leise auf der blauen

Flut wiegte. Das kleine, im Vergleich zu dem unendlichen Ozean so winzige Fahrzeug war ihr einziges Rettungsmittel aus dieser erdrückenden Einsamkeit. Das kleine Ding sollte sie vielleicht über Hunderte von Meilen tragen, über den Abgrund des Meeres, durch Windstille und Stürme, in ihm lag ihr Leben, ihre Zukunft. Grete besaß ein mutiges Herz und einen starken Willen. Die Rettung mußte versucht werden. Grete begab sich in das Zelt, um die Vorbereitungen für die Abfahrt zu treffen, indem sie ihre wenigen Habseligkeiten, die sie vom Schiffe mit-

gebracht hatte, zusammenpakte. Ein Windstoß sauste durch die Kronen der Palmen und ließ das Meer schäumend den niedrigen Strand übersfluten. Mit rasender Eile zog das Gewitter heran. Die Palmen bogen sich unter der Wucht des Sturmes, das Meer brüllte laut, prasselnd stürzte der Regen nieder. Grete verbarg sich in der Hütte. Reimers und Marie waren nicht zurückgekehrt. Sie hatten wohl im Walde zwischen den Felsen einen Unterschlupf gefunden. Aber ebenso rasch, wie das Gewitter gekommen war, zog es auch vorüber. Nach einer Stunde strahlte schon wieder der wolkenlose blaue Himmel auf die See und die einsame Insel nieder, und nur das stärkere Tosen des durch den heftigen Wind aufgewühlten Meeres gab noch Zeugnis von dem vorübergebrachten Sturm. Grete trat vor die Hütte, um nach Reimers und Marie Ausschau zu halten. Ihr Blick schweifte unwillkürlich auf das sturmburchwühlte Meer hinaus. Da, — was war das? Sie lächelte, wie sie dachte, nur mühsam hielt sie sich aufrecht, — da sah sie, weit draußen, jenseits der kleinen Bucht, ihr Boot, — ihr einziges Rettungsmittel, auf den bewegten Wogen hin und her schaukeln. — — —

Sie flog zum Ufer. — Ein lauter Schrei entfuhr ihren Lippen. — Die Wellen hatten den Pfahl, an dem das Boot befestigt gewesen, und der wohl schon morsch war, aus der Erde gerissen und das Boot selbst mit hinausgetragen auf die hohe See. — —

Grete sank auf die Knie und streckte verzweiflungsvoll die Hände nach dem immer weiter sich entfernenden Boote hinaus. Ihre letzte Hoffnung auf Rettung war dahin! —

## Sechzehntes Kapitel.

Scharf ja das Auge in die Ferne schaut:  
Schiff ahoi! Schiff ahoi! schallt es laut.  
Zurück dann tönt es hell und klar:  
Schiff ahoi! Vorüber die Gefahr.

(Moore.)

Die „Helene“, der Rutter des Herrn Wefersling, war ein kluges kleines Fahrzeug, das, nach Art der englischen Jachten gebaut, schon manche weite Seefahrt unternommen hatte. Es flog mit seinen großen, geblähten Segeln gleich der Seeschwalbe über die Wellen dahin. Es vermochte auch infolge seiner festen Bauart und seines starken Kiels manchem Sturm zu trotzen. Es war eine Lust, mit ihr über den blauen Ozean zu fliegen, und Henning atmete ordentlich auf, als ihn wieder die frische Seebrie umfächelte. Auch Weferslings gute Laune kehrte zurück, und seine gutmütigen Scherze vermochten sogar auf Hennings erstem Gesicht ein Lächeln hervorzuloden. Die Zuversicht, daß man die „Nymphe“ wiederfinden werde, kehrte zurück, da man auf den verschiedenen Inseln, die man anlies, keine Nachricht von dem Scheitern derselben erhielt. Irgendwelche Spuren hätte man doch finden müssen, und so war Hoffnung vorhanden, daß die „Nymphe“ doch den Sturm überstanden und sich in einem sicheren Hafen gerettet hatte.

Man hatte die Ducie- und Pitcaion-Inseln angelaufen. Man hatte die „niedrigen Inseln“ durchsucht und war fast bis Tahiti gekommen, ohne eine Spur der „Nymphe“ zu entdecken. Man sprach mehrere Schiffe an, aber weder Mannschaft, noch

Kapitän wußten Nachricht zu geben.

Jetzt befand man sich auf dem Rückweg und wollte nun mehr südlichen Kurs nehmen, um mehrere Inselgruppen in diesem Teile der Südsee zu besuchen.

Wenn wir da nicht auf das Schiff treffen," sagte Wefersling, „dann kann es nur nach der südamerikanischen Küste zurückgekehrt sein.“

„Falls es nicht auf dem Grunde des Meeres ruht," entgegnete Henning traurig.

„Ich denke, wir hätten wenigstens die Trümmer gefunden," tröstete Wefersling. „Die Flut wirft die Bruchstücke stets

an die Ufer der Inseln. Lassen Sie den Mut nicht sinken, lieber Bahnsen! Bis hierher ist die „Nymphe“ jedenfalls nicht gekommen, sonst müßten wir irgendeine Nachricht von ihr erhalten haben. Also Mut und Hoffnung! Solange man lebt und atmet, soll man nicht verzagen!“

Henning nickte zur Antwort nur mit dem Kopfe. Er war dankbar für den ermunternden Zuspruch Weferslings, aber er vermochte keine Hoffnung mehr zu hegen. Traurig und in sich gefehrt saß er vorn im Bug des Rutters und sah teilnahmslos auf die blaue See hinaus, die in breiten Wogen heranrollte, schäumend sich überstürzte und in unendliche Fernen zu entschwinden schien. Er träumte. Und unwillkürlich schweiften seine Träume zur fernen Heimat an den grünen Strand der Nordsee zurück. Er sah in den Fenstern des kleinen Elternhauses, von dessen Tür man einen weiten Blick auf die Nordsee genoss, die abendliche Sonne blinken, er hörte das Brausen der Brandung, das Rascheln des Windes in dem trockenen Seegrass, er vernahm das Läuten der Kirchenglocken in der nahen Stadt, — und wehmütige Sehnsucht nach der fernen Heimat schlich sich in sein einsames Herz. Da war es ihm, als erhebe sich vor ihm eine schlanke, hagere, schwarzgekleidete Frauengestalt, deren traurige Augen fest und ernst auf ihn gerichtet waren. Er erkannte die Erscheinung, unwillkürlich streckte er die Arme nach ihr aus und rief: „Mutter!“ Da erhob sie ihre Hände, wie um ihn zu segnen. Um ihre Lippen schwebte ein gütiges Lächeln, dann war sie verschwunden.

Er atmete schwer. Hatte er geschlafen? Geträumt? Oder war ihm seine Mutter wirklich erschienen?

Bewirrt blickte er sich um. Da sah er in das lächelnde Gesicht Weferslings.



Das erste Journalisten-Erholungsheim in Deutschland.

„Na, Sie haben eben ein Mädelchen gemacht,“ sprach er. „Was hat Ihnen denn geträumt? Sie haben im Schlaf gesprochen.“

„Ich habe geträumt? Und sah sie doch so deutlich!“

„Wen haben Sie gesehen?“

„Meine Mutter!“

„Wissen Sie, lieber Freund, das ist ein gutes Zeichen! Wenn man seine Mutter im Traume sieht, kann das nur Glück bedeuten.“

„Oder den letzten Abschiedsgruß!“

„Oder sie doch nicht so schwere Gedanken! Na, Theising, was gibts?“

„Ja, ja, — ich weiß nicht, ob ich meinen alten Augen noch ganz trauen darf, aber es ist mir, als ob ich da im Süden ein Segel sehe. Es ist auch so merkwürdig, — es bewegt sich nicht von der Stelle!“

„Wo habt Ihr das Segel gesehen?“ — Theising bezeichnete die Stelle und Weserling richtete sein Glas darauf.

„Hm,“ meinte er dann, „ein eigentümliches Segel! Da, Bahnsen, schauen Sie einmal nach. Sie sind ein erfahrener Seemann und wissen das besser zu beurteilen, als ich.“

Hemming schaute lange durch das Glas, dann sagte er: „Mir scheint es mehr eine Flagge zu sein, die auf einem erhöhten Gegenstand gehißt ist.“

„Mag es sein, was es will,“ entgegnete Weserling, „wir wollen darauf zuhalten, um zu sehen, was es zu bedeuten hat. Soviel ich weiß, befinden wir uns in der Nähe der Mitchell-Inseln. Also, Theising, Kurs auf das weiße Ding zu!“

Der Kutter lenkte nach Süden ab und flog jetzt nur so dahin vor der neuen Ost-Brise. Weserling und Henning beobachteten unausgesetzt das vermeintliche Segel. Nach einer Weile sagte der letztere: „Ich bin jetzt meiner Sache gewiß, — es ist eine Flagge, und da, — jetzt können Sie es deutlich sehen! — Sie ist auf der Spitze eines Felsens angebracht!“

„Ich sehe es genau. Was kann das nur zu bedeuten haben?“

„Es scheint ein Notsignal zu sein.“

„Bahnsen? — Von Schiffbrüchigen?“

„Vielleicht!“

„Wenn es die Leute von der ‚Nymphen‘ wären?“ Hemmings Herz klopfte stürmisch. Sein Auge starrte nach dem weißen Flaggenzeichen, das sich von Minute zu Minute deutlicher vom Himmel abhob. Er vermochte kein Wort zu sprechen.

„Theising, laßt alle Segel sehen!“ rief Weserling. „Kurs direkt auf den Felsen zu! Ihr seht ihn doch?“

„Ja, Herr!“

„Also vorwärts! — Vorwärts!“

Die Wellen schäumten hoch auf am Bug, so rasch flog der Kutter dahin. Der Wind sauste im Takelwerk und füllte die Segel, als ob sie zerplätzen sollten. Aber alles an dem kleinen, tapferen Kutter war fest und neu. Weserling wußte, was er ihm zumuten konnte, und so ließ er alle Segel in ihrer vollen Breite entfalten, daß der Kutter gleich einem Schwan mit windgeschwellten Fittichen dahinglitt. Henning beobachtete unausgesetzt mit dem Glase vor den Augen den Felsen und die weiße Flagge. Seine Hände ährteten vor Aufregung. Gewaltig zwang er sich zur Ruhe.

„Es sind Menschen auf der Spitze des Felsens, — sie haben uns bemerkt, — sie winken mit den Tüchern, — mein Gott, — zwei Frauen sind dabei!“

Das Fernrohr entfiel seinen Händen. Weserling hatte es ergriffen.

„Sie sind es! — Bahnsen, — ich glaube, sie sind es!“ schrie er. „Hurra! Wir haben sie gefunden! Gebt ihnen ein Signal! Die Flagge aufgezo-gen! Damit sie sehen, daß wir sie bemerkt haben!“

Die Flagge flog empor. Von dem Felsen her antwortete ein heftiges Winken mit Tüchern. Immer mehr näherte sich der Kutter dem einsamen Felseneiland, das deutlicher stets aus den

Fluten hervortauchte. Es war in der Tat die kleine Insel, auf der Grete mit ihren Gefährten eine Zuflucht gefunden hatte. Schreckliche Tage hatten sie verlebt, seit die Wellen ihr kleines Boot fortgeführt. Reimers geberdete sich anfangs wie toll; er wälzte sich auf der Erde, er schrie und tobte, so daß Grete sich in ihr Zelt zurückzog, um nicht Zeuge dieser Raserei sein zu müssen. Maria weinte und starrte verzweiflungsvoll dem verschwundenen Boote nach.

Als sich der Schmerz der Enttäuschung bei Reimers etwas gelegt hatte, trat Grete zu ihm, indem sie ernst begann: „Ich hätte nicht geglaubt, Reimers, daß ein Mann so ganz und gar den Kopf verlieren konnte.“

Reimers schämte sich vor dem ernstesten Mädchen. „Verzeihen Sie mir, Fräulein Ewarfen,“ bat er. „Aber das Unglück kam zu plötzlich. Was fangen wir nun an?“

„Wir richten uns so gut als möglich ein. Vielleicht fährt doch ein Schiff vorbei.“

„Da können wir lange warten.“

„Nun, wir leiden hier vorläufig keine Not. Nur die Zeit wird entsetzlich langsam vergehen. Aber es gibt da allerlei zu tun. Wir errichten eine festere Hütte, wir fischen und sammeln Früchte. Ihr sollt sehen, es wird gehen, nur darf man nicht verzagen!“

Marie seufzte. „Er ist so ungeduldig. Er ist eben an die Arbeit gewöhnt.“

„Sie sind gut, Fräulein Ewarfen,“ sagte Reimers beschämt. „Besser und stärker als ich. Ich will alles tun, was Sie verlangen.“

„Nun, so wollen wir sogleich mit unserer Arbeit anfangen,“ fuhr Grete fort, „die uns vielleicht zu unserer Rettung dienen kann. Wir haben da noch ein Stück Segeltuch. Wir wollen es auf die Spitze des Felsens als Flagge aufpflanzen, so daß es weithin zu sehen ist. Vorüberfahrende Schiffe werden dann hierher steuern um zu sehen, was das Zeichen bedeuten soll.“

Reimers war hocherfreut über diesen Vorschlag. Seine rege Phantasie malte sich schon aus, wie ein Schiff ihr Notzeichen bemerken und an der Insel anlaufen würde, um sie aufzunehmen. Er machte sich gleich an die Ausführung der Arbeit. Der Aufstieg zum Gipfel des Felsens war mühsam genug. Aber endlich war die Höhe erreicht. Eine Stange wurde errichtet, und binnen kurzer Zeit flatterte das weiße Segel im Winde, ein weithin sichtbares Zeichen. Tagsüber hielt einer von ihnen stets Wache bei diesem Zeichen, um etwa nahenden Schiffen Winkte geben zu können. Doch Tage verstrichen, ohne daß sich ein Schiff sehen ließ.

Nun saß Grete auf dem Gipfel des Felsens und sah aufmerk-

sam auf das Meer hinaus. Das Fernglas, das sie vorsorglich mitgenommen hatte, lag auf ihrem Schoße, und oftmals durchsuchte sie mit dem Glase den Horizont, ob sich nicht ein Segel zeigen wollte. Der Mut drohte ihr oftmals zu sinken, aber mit der ganzen Entschlossenheit ihres Charakters hielt sie sich aufrecht. Sie wollte den anderen nicht das kleinste Zeichen von Schwäche merken lassen. Und es gelang ihr auch, den Mut und die Hoffnung in den Herzen ihrer Gefährten lebendig zu erhalten.

Plötzlich war es ihr, als wenn weit hinten am Horizont ein weißes Segel aufblühte. Oder waren es nur die Silberschwinge eines großen Seevogels? Sie richtete das Glas auf den Punkt, — freudige Hoffnung schwellte ihre Brust, es war ein Segel, es war ein Schiff, das mit raschem Kiel die blaue See durchsurchte. Sie rief ihre Gefährten und zeigte ihnen das Segel. Reimers jauchzte laut auf. Dann ergriff er ein Tuch und schwenkte es wie wahn-sinnig in die Luft. Er schrie und winkte immerzu, bis ihm Grete begrifflich machte, daß das Schiff noch viel zu weit entfernt sei und die Insassen desselben sein Schreien noch nicht hören konnten.

Mit Rattern und Bangen, mit gespanntester Aufmerksamkeit verfolgte man den Kurs des Schiffes.

(Fortsetzung folgt.)



Ein Freiburger Bergmann in Parade-Uniform.  
Galatracht eines Freiburger Knappen.

## Der Tambour von Le Bourget.

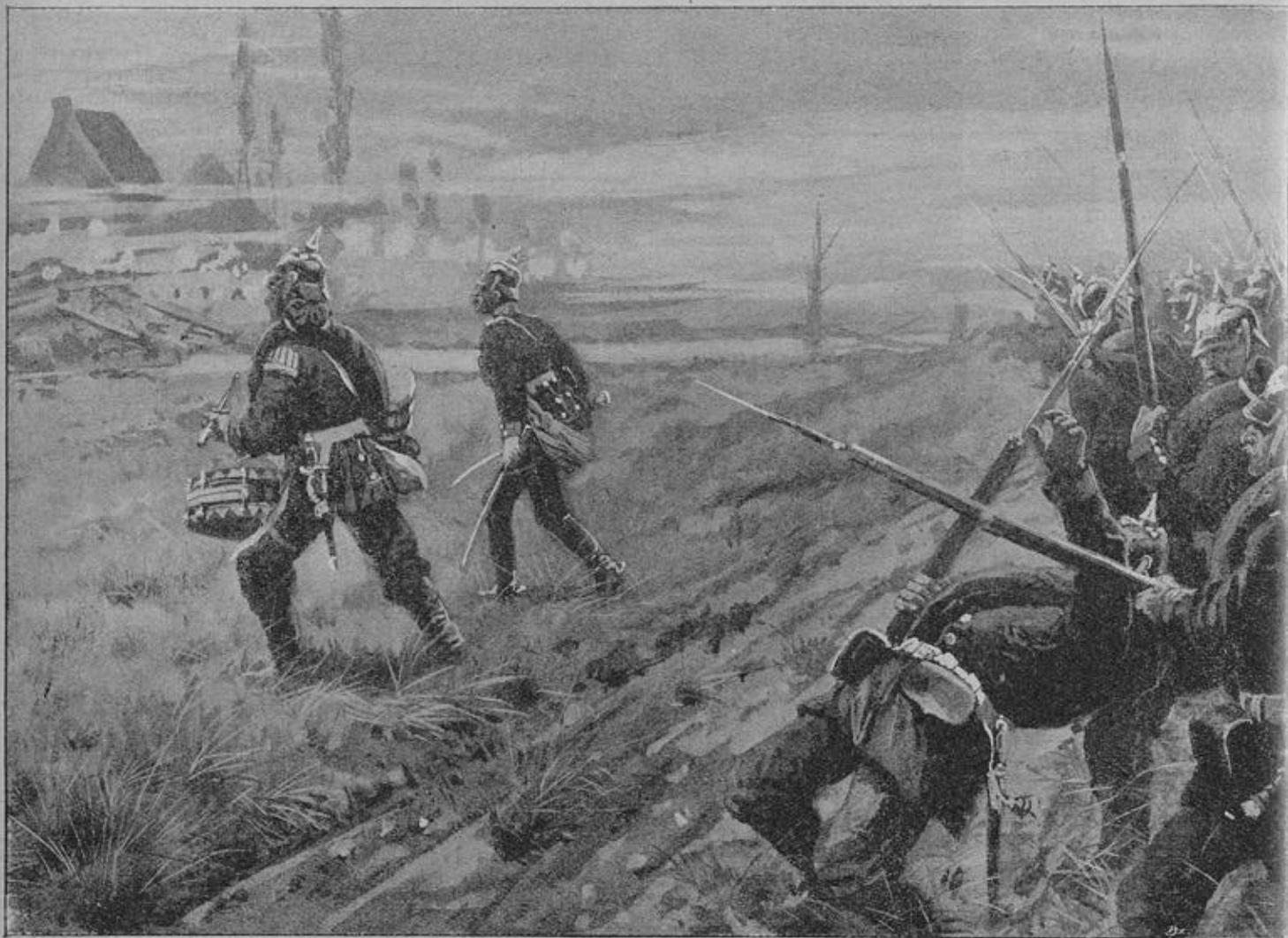
In Essen starb ein Kriegsveteran, Fritz Bümser, der unter dem Namen „Der Tambour von Le Bourget“ in weiten Kreisen bekannt war. Zu der Beerdigung war auf Veranlassung des Kaisers eine Abordnung des Regiments erschienen, bei dem der Verstorbene den Feldzug mitgemacht hatte.

In der Zeitschrift „Parole“ findet sich folgende Schilderung der Kämpfe bei Le Bourget:

„Wohl um keinen anderen Punkt in der Umgebung von Paris ist im letzten Kriege gegen Frankreich so oft und so hartnäckig gerungen worden, wie um das etwa 10 Kilometer nordöstlich der Hauptstadt, am Maleretbach gelegene, ausgedehnte Dorf Le Bourget. Ströme Blutes wurden um den Besitz dieses Dorfes vergossen, und an den Namen von Le Bourget knüpfen sich einige der schönsten, aber auch verlustreichsten Ehrentage der preussischen Garde. Diesen wichtigen Platz hatten unsere Truppen bereits

Mit seiner Kameraden; sie dringen, von Geschossen förmlich überschüttet, in Le Bourget ein, allen voran der tapfere Tambour. Für diesen Heldennut wurde ihm schon sechs Tage später das Eisenerne Kreuz verliehen.

Sein unerhörtes Verhalten wurde auf eigentümlicher Weise sogar in Paris bekannt. Es war bei einer jener zahlreichen Ausfallgefechte in den letzten Dezembertagen des Jahres 1870, wo in kalter Nacht ein Trupp französischer Soldaten einen deutschen Vorposten überfiel, einige Leute tötete und als Siegesbeute einen einem Verwundeten oder Toten abgenommenen Tornister nach Paris zurückbrachte. Manches, was der Tornister in sich barg, war den Franzosen lieb und willkommen, nichts aber mehr als ein Zeitungsblatt, das sie zwar nicht lesen konnten, das aber hübsche Bilder enthielt. Das Blatt war die Nr. 11 des „Dahheim“, ausgegeben in Leipzig am 10. Dezember 1870, welche durch die treue Fürsorge der deutschen Feldpost, vielleicht zusammen mit Weihnachtsgaben, an die vielen Leser im Felde verandt worden war. Eine fremde Zeitung in einer belagerten Stadt: Wer das nicht



Friedrich Wilhelm Bümser, der Tambour von Le Bourget.

im September erobert, mußten ihn aber am 28. Oktober, von überwältigenden feindlichen Streitkräften angegriffen, wieder aufgeben. Sie beschossen ihn am folgenden Tage, aber ohne genügenden Erfolg. Daher hieß es: „Le Bourget um jeden Preis!“ Die 2. Garde-Infanterie-Division unter Generalleutnant von Budytki soll das Werk ausführen.

Unter den Klängen der „Wacht am Rhein“ geht unsere Garde in drei Sturmkolonnen gegen den Ort vor. Bei diesem Vorgehen zeichnete sich nun der Tambour von Le Bourget, Bümser, ganz besonders aus. Im Feuerwirbel geht die Kompanie vor: Granate auf Granate schlägt in ihrer Nähe ein, und gerade dicht hinter dem tapferen Tambour fallen mehrere Grenadiere. Aber unser Bümser, an der Seite seines Kompagnieführers, geht ruhig und unerhödet dem Feinde entgegen und schlägt seinen Sturm marsch mit einer solchen Seelenruhe, als ob er sich nicht in ernstlicher Schlacht, sondern auf dem Paradeplatz befände. Der Lärm des Kampfes stört ihn nicht. Das Trommelfell plätscht! Bümser dreht die Trommel um und schlägt unverdrossen weiter. Sein Beispiel belebt den

erlebt hat, kann freilich nichts von dem ahnen, was die glücklichen Eroberer jetzt fühlen — denn wenn sie die Worte auch nicht verstanden, wie viel erzählten ihnen doch die Bilder, die sie gefunden hatten!

Eines dieser Bilder stellte unseren wackeren Bümser dar, wie er, allein mit drei Mann übrig bleibend, immer noch den Sturm marsch schlägt; es trägt die Überschrift: „Der Tambour von Kaiser Alexander bei Le Bourget“. Die Kunde von dem erbeuteten Zeitungsblatt drang auch bald in die Geschäftsräume des „Figaro“; ein Redakteur machte sofort Jagd auf das Bild und kaufte es zu dem nur durch den gänzlichen Mangel an Nachrichten in der eingeschlossenen Stadt erklärlichen Preis von tausend Franken. Und siehe da, einige Tage später erschien mit großen Buchstaben angeschlagen ein Zettel auf den Boulevards, und die Zeitungsverkäufer riefen es überall aus: „Un journal illustré allemand! Gravures splendides! pris sur l'ennemi!“ (Ein deutsches Blatt! Vorzügliche Stiche! Dem Feinde abgenommen!) Das Bild unseres braven Bümser muß dem Re-

„Bakter des „Figaro“ jedenfalls am besten gefallen haben, denn während es sich in der deutschen Nummer bescheiden in den inneren Seiten des Blattes verbarg, ließ er dieses Hauptstück gleich vorn auf das erste Blatt drucken. Dieser ergreifende Augenblick aus dem Kampfe von Le Bourget zog natürlich überall die Augen der Vorübergehenden an und erwarb dem Blatte viele Käufer.“

Die in den Zeitungen erfolgte Mitteilung von der Kaltblütigkeit des Tambours Bümjen, der im Heere bald unter dem Namen „Der Tambour von Le Bourget“ bekannt war, veranlaßte einen Lehrer der zweiten Klasse der Realschule in Ohrdruff, seinen Schülern die poetische Darstellung des Vorganges aufzugeben. Drei der gelieferten Gedichte schickte ein Sekundaner an das Kommando des Alexander-Regiments und fügte im Namen seiner Mitschüler die Bitte hinzu, ihm eine der Trommeln zu schicken, die von den tapferen Grenadieren bei dem Sturme auf Le Bourget dem Feinde entgegengetragen worden seien, die Trommel solle dann der Klasse auf allen ihren Turnfahrten vorangetragen werden. Das Regiment empfing die Gedichte im Kantonnements-Quartier Orrouy am 13. März 1871 und antwortete drei Tage später: „Ich spreche Ihnen für die Überlieferung der wohlgelungenen Gedichte, sowie für die Teilnahme, welche Sie und Ihre Kameraden meinem Regiment widmen, meinen Dank aus. Ihren Wunsch, jene Trommel aus Le Bourget zu besitzen, werde ich gern erfüllen, sobald sich Gelegenheit bietet,

Jetzt schreiten die Sturmkolonnen  
Kühn gegen den furchtbaren Ort.  
Da sausen die Todesgeschosse  
Und reißen die Tapferen fort.  
Es stuzen die sämtlichen Reihen,  
Doch einer schreitet voraus:  
Ein Trommler, er trommelt zum Sturme,  
Und trommelt fort in dem Graus.

Er sieht nicht das Zögern der Massen,  
Er schaut in den Feind nur hinein.  
Will er mit der Trommel erobern  
Die Schanzen des Gegners allein?  
Es plagt das Fell auf der Trommel;  
Der Kühne dreht sie herum  
Und weiter, nur weiter er schreitet  
Und schlägt sein dumpfes: Bum bum!

Da sprengt auf feurigem Rosse  
Der Oberst in Eile herbei.  
„Soldaten!“ ruft er gewaltig,  
„Was hemmt denn euer Reih?!  
Soll euch der Tambour beschämen?  
Soll jubeln der Feind, daß entwich



Ein Flug um die Welt.

dieselbe hier durch eine andere zu ersetzen; ich hoffe jedoch, daß Sie derselben durch Vermittlung Ihrer Herren Lehrer eine bleibende Stätte in der Schule bereiten, damit sie auch dort mahne an feste, rege Pflichterfüllung, wie sie am 30. Oktober 1870 in Le Bourget getan. Geben Sie Ihren Kameraden hiervon Kenntnis.“ Die Trommel wurde dann später wirklich der Realschule in Ohrdruff vermacht, wo sie sich auch heute befindet und in hohen Ehren gehalten wird. Zum Danke dafür schenkte die Schule dem mutigen Helden eine silberne Uhr mit der Widmung: „Dem tapferen Tambour von Le Bourget Bümjen von den dankbaren Schülern der Realschule zu Ohrdruff, 30. Oktober 1870.“ Bümjen hat die Uhr immer getragen.

Ein anderer Sohn der Stadt Essen, Hermann Rosenkranz in Düsseldorf, hat die Heldentat Bümjens in einem Gedicht gefeiert, das wir aus seinem „Buch der Balladen“ (Verlag der „Sonne“ in Dresden, 1913) hier abdrucken:

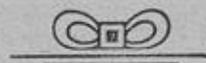
#### Der Tambour von Le Bourget.

Es dröhnen die eisernen Schlünde,  
Es zittern die Lüfte erschreckt.  
Mit tausend Leichen der Braven  
Der Tod die Auen bedeckt.  
Vor Le Bourget da stehen  
Die preussischen Garden im Feld.  
Le Bourget, Le Bourget wird genommen  
Und kostet der Platz eine Welt!

Die preussische Garde? Ha, Feigling,  
Wer läßt jetzt den Tambour im Stich!“

Das hören die stuhenden Garden,  
Und neuer Mut sie durchglüht;  
Ein Blitzen von allen Waffen,  
Und wild aus den Augen es sprüht.  
Dem tapferen Tambour sie folgen;  
Der schreitet fest auf Le Bourget  
Mit der Trommel, der dröhnenden Trommel;  
Es folgt ihm die ganze Armee.

Jetzt stürzen mit wütendem Hurra  
Die Garden sich kühn in den Kampf.  
Das war ein Knallen und Donnern,  
Ein Morden und Bodengestampf.  
Und endlich stürmt man die Gassen  
Und bricht die feindliche Macht.  
Le Bourget, Le Bourget ist genommen!  
Der Tambour erkämpfte die Schlacht!



## Heinz Pfifferlings Abenteuer.

Humoreske von Pauline Redlich.

(Nachdruck verboten.)

Studiojus Heinz Pfifferling war dem umfangreichen Omnibus entstieg, stand nun mit seinem Handkofferchen mitten auf der Landstraße und hielt Umschau.

Herrgott, wie schön war das alles! Links zwischen der steil abfallenden Straße und ragendem Fels das wild dahinstürmende Gebirgsflüßchen, geradeaus der prächtige Hochwald, den man in bequemem Steigen in kaum fünfzehn Minuten erreichen mußte, rechts im sonnbeschienenen Tale die weißen Häuschen des kleinen schlesischen Kurortes.

Und diese wunderbare Luft! Ja, wer in dieser köstlichen harzduftenden Frische über Berg und Tal wandern dürfte, sorglos, — ein freier Mann! Weiter nichts sein als Mensch, ein mit allen Sinnen genießender fröhlicher Mensch.

In Heinz Pfifferlings lustige Schelmenaugen kam ein sinnender Ausdruck. Er zog den Geldbeutel hervor, der probig die Barden aufblähte; denn Heinz sorgte durch reichliches Kupfer und Nickel für wohlhabige Schwellung der Taschen. Auf einer verschwiegenen Bank prüfte er den Inhalt: zehn Mark. Nicht viel vielleicht in den Augen eines einsichtlosen Prozen, aber in den Händen eines Finanzgenies immerhin ein hübsches Stückchen. Warum sollte er auf einer sicheren Vermögensgrundlage von zehn Mark nicht für einige Tage sich selbst leben, ehe er an die Erledigung der wenig angenehmen Aufgabe ging, die ihn hergeführt hatte? Ja, warum nicht?

Mit einem Jauchzer warf er den Hut in die Luft, wieder und wieder, in prideluder Lebenslust.

Er bog von der Landstraße ab und betrat die schmalen Wege des Kurortes mit dem wiegenden, selbstbewußten Gang des vollberechtigten Sommerfrischlers und Vergnügungstreisenden.

In eleganten kleinen Villen, vor denen sich Damen in Triumphstühlen sonnten, waren noch „Zimmer zu vermieten“. Die Damen waren hübsch, ihr Blinzeln war wohlwollend.

Doch Heinz Pfifferling ging ungerührt vorüber.

„Frei ist der Bursch,“ murmelte er. „Luzus macht unfrei, entwertet, ist ein Feind der Romantik, tötet alle Poesie des freien Burschentums.“

Das hochgelegene, weithin sichtbare Kurhaus winkte und blinkte in stattlicher Vornehmheit. Stilvolle Anlagen höherer Gartenkunst gruppierten sich um drei etwas dünne Springbrunnen. Es war alles noch neu, jugendlich tadellos. Man konnte das Treiben der Sturgeäste hübsch deutlich übersehen, die in weißen Sportanzügen und gelben Schuhen einherbummelnden jungen Leute, die tennispielenden Damen, die weißgedeckten Tischen der Veranden, an denen man Wiener Schnitzeln oder Roastbeef speiste.

Heinz Pfifferling sog mit Interesse die Bratendünste ein und verspürte plötzlich einen wildwütigen Hunger.

„Da sitzen sie nun, diese proßigen Genußmenschen und erregen den Neid der besitzlosen Masse,“ seufzte er. „Heinz, alter Junge, laß Dich nicht verführen.“

Eilig erklimm er jene entlegeneren Höhen, wo alte Fachwerkbauten halbversteckt im Waldesdunkel lagen. Goldene Schilder mit den Bildnissen von allerlei bescheidenem Federvieh, „wilden“ oder „fetten“ Hennen, Gänsen und Enten verhießen anspruchlosen Gemütern Unterkunft.

Vor einem langbeinigen „Storchen“ blieb Heinz stehen und betrachtete staunend den wunderbar übereinandergeschachtelten Fachwerkbau.

„Verräucherte alte Bude,“ dachte Heinz. „Trübe Ahnungen von Ratten, Mäusen und Wanzen beschleichen mich. Nun, wer noch Sinn für die Poesie mittelalterlichen Herbergswesens hat, der trete mutig ein.“

Vor der Tür stand in blauer Schürze Herr Hilpert, der Hauswirt.

„Noch ein Zimmer zu haben?“

„Ei freilich, im zweiten Stock hat's noch ein feines.“

Man trat durch die niedere Haustür in einen halbdunklen weiten Raum, der zugleich Flur und Küche war.

Frau Hilpert, die in einer losen Kattunjacke am Herd stand und Beefsteaks brät, übergab ihrem Gemahl die Fleischgabel und führte Heinz die Treppe hinauf, um ihm das Zimmer zu zeigen. Es hatte ein kleines Guckfenster mit schöner Aussicht, einen Ohrensstuhl, abschüssige Dielen und eine schräge Wand.

Es schien gerade ein solches Zimmer zu sein, wie es für Heinz Pfifferlings augenblickliche Lage paßte.

„Kostenpunkt?“ fragte er mit Spannung.

„Nun, das kommt darauf an, ob der Herr Betten mit hat.“

„Betten? Aee, — reise nie mit Betten.“

„Dann fünfundsiebzig Pfennig pro Tag, — mit Frühstück natürlich.“

„Mit Frühstück natürlich. Und der Mittagstisch?“

„Fünfundsiebzig Pfennig mit einer Tasse Kaffee, mein Herr. Suppe, Gemüse und Fleisch. Sonntags und Mittwochs eine Mehlspeise.“

„Fünfundsiebzig Pfennig, — hm.“ Heinz machte einen schnellen Kostenüberschlag und schüttelte wehmütig das sinnende Haupt. Ideale Weltanschauung und krasser Materialismus lagen miteinander im Streite. Hier hieß es: entweder ein bis zwei Tage in Saus und Braus leben und nachher trumm liegen, oder eine doppelt so lange Zeit in idealen Genüssen schwelgen und dafür den Schmachtriemen der Entbehrung um den Wagen legen.

Nach kurzem erbitterten Kampfe siegte der Idealismus. „Braten, Gemüse und Sonntags eine Mehlspeise, das würde genügen. Ich bin auf Reisen ein durchaus anspruchsloser Mensch. Aber die Sache ist die: ich bin genötigt, auswärtig zu speisen, verstehen Sie?“

Frau Hilpert schien das keineswegs zu verstehen, sondern sah im Gegenteil etwas beleidigt aus.

Er tippte mit geheimnisvoller Miene auf ihre Schulter.

„Ich reise nämlich infognito, verstehen Sie?“

„Versteh' schon,“ schmunzelte die Frau.

„Heute aber, — was gibt's heute bei Ihnen?“

„Rudelsuppe, Beefsteaks und Apfelsüßel.“

„Schön. Also heute wünsche ich hier zu speisen. Das Gastzimmer ist wohl unten?“

„Nun, ein Gastzimmer hat's halt nicht. Die Herrschaften speisen auf ihrem Zimmer oder draußen. Vitt' schön, werd's Ihnen zeigen.“

Von dem recht geräumigen Vorflur führten mehrere Türen auf sonderbare kleine Balkone, die glastäfigen glichen, da sie ringsherum durch Fenster geschützt und auch überdacht waren. Ein kleiner Tisch und vier Stühle hatten kaum darin Platz.

„Hier Nummer drei gehört zu Ihrem Zimmer und für den Herrn auf der Sieben. Ein stiller, gemütlicher Herr. In einer halben Stunde können Sie hier zusammen speisen. Vielleicht eine Flasche Mosel gefällig?“

„Mosel?“ In Heinz Pfifferlings Augen kam ein feuchtes Sehnen, denn es war ein heißer Tag. Er seufzte. „Geht nicht, Frau Wirtin. Haben Sie mal was von Abstinenzlern gehört? Das sind nämlich Leute, die weder Weißwein noch Rotwein trinken dürfen. Aber wenn Sie guten französischen Schaumwein hätten, so etwa zehn bis fünfzehn Mark die Flasche —“

Frau Hilpert riß staunend die Augen auf. „Na nein,“ sagte sie bescheiden, „so was hat's hier nicht.“

„Nun, so bringen Sie meinewegen eine Stange leichtes Braumbier. Aber kalt muß es sein.“

Die Frau eilte dienstbeflissen die Treppe hinab. „Ein netter, nobler Herr ist es,“ rief sie ihrem Gatten zu. „Reisender. Er reist in — in —, ich dächt', er hätt' gesagt in Kognat oder Kallito oder so ähnlich.“

„In den Storchen kommen allemal die Nobelsten,“ schmunzelte der Wirt.

Als Heinz nach einer halben Stunde den glastäfigen Nummer drei betrat, fand er bereits den „stillen gemütlichen Herrn“ aus der Sieben vor, der kräftig seine Suppe schlürfte. Er erwiderte Heinz' freundlichen Gruß mit unverständlichem Grunzen und sah nicht vom Teller auf. Augenscheinlich wünschte er nicht gestört zu werden.

Heinz ließ einen stüchtigen Blick über die schäbige Gestalt in dem schmutzigen dunkelgrün karierten Jacketanzug gleiten und fühlte ein leises Gruseln über den Rücken laufen. Alle guten Geister, — der Mensch sah ja widrig aus, einfach zum Appetit verderben, mit dem brandroten, ungepflegten Maurerbart und den hellblauen, kleinen, tüdlichen Augen im grauweißen Gesicht. Krumm hockte er über seinen Teller, mit halb verlegenem, halb tüdlichem Ausdruck.

Heinz drehte ihm halb den Rücken zu und zog eine Zeitung hervor, um die Pausen zwischen dem Essen mit Lesen auszufüllen.

Doch merkwürdig — er konnte das unbehagliche Gefühl nicht los werden, daß der andere ihn heimlich unausgesetzt beobachte. Das Gefühl war so stark und so unerträglich, daß er sich plötzlich



Der Flieger Bruno Langer.

umdrehen mußte, um dem gemüthlichen Tischgenossen unversehens ins Gesicht zu starren. Der hatte schon wieder die Lider gesenkt und verzehrte schmachend sein Beefsteak. Und doch hätte Heinz darauf schwören mögen, bei seinem plötzlichen Herumsfahren einen flüchtigen blauen Blitz der kleinen boshaften Augen aufgefangen zu haben.

Der Kerl muß Hypnotiseur sein, dachte er. Welchem Stande könnte er übrigens angehören? Höhere berufliche Tätigkeit, als da ist: Herrenreiten, Globetrotten, Automobilsahren, Kraftmeiern durch Alpen- und Wästenland usw. von vornherein ausgeschlossen. Gelehrtes Proletariat ebenfalls. Agrarische Laufbahn ebenfalls. Auch vom Handwerker hat er nichts an sich, wohl auch nicht vom Arbeiter. Sieht überhaupt nicht nach arbeiten aus, der Kerl. Seltsam!

Gut, daß jetzt die Kellnerin mit den Apfelsüßeln kam. Heinz war entschlossen, sie in eine Unterhaltung zu verwickeln, um nur nicht länger allein mit jenem widrigen Menschen sein zu müssen.

„Sagen Sie mal, verehrtes Fräulein, wissen Sie nicht, wo der alte Herr Brettschneider wohnt?“

„Herr Brettschneider? Er freilich.“ Das Mädchen trat nahe an das Fenster des Balkons und wies hinaus.

„Dort links das schöne große Haus, wo im Garten liegt, da wohnt der Herr Brettschneider.“

Sie lachte. „Aber wenn Sie bei dem etwas los werden wollen, da schauen Sie lieber Ihre Schuhsohlen, — hi, hi!“

„Los werden? Im Gegenteil,“ sagte Heinz. Er machte während des Sprechens, einem inneren Zwange folgend, eine plötzliche Wendung gegen den Herrn aus Nummer sieben und blickte in dessen weitauferne Augen, die ihn in äußerster Spannung anstarrten. Das ganze Gesicht verriet lebhafteste Spannung. So scharf horchte er auf, daß es Heinz schien, als sähe er die großen Ohrmuscheln zucken und sich nach vorn biegen.

Bei Heinz Pfifferlings plötzlichem Anstarren senkte der Mann erschrocken die weißbewimperten Lider, während das graue Gesicht mit dem roten Bart sich mit dunkler Blut bedeckte. Hastig schlang er das Dessert hinunter, goß den dünnen Kaffee hinterher und schob sich scheu und stuttsch hinaus.

Um Himmelswillen, Fräulein, sagen Sie mir, wer und was ist dieser Mensch?“

„Der? O, ein sehr netter, ruhiger Herr. Er verlangt gar keine Bedienung. Herr Feilmüller heißt er.“

„Aber er muß doch irgend etwas sein! Bartkünstler, Seilkünstler, Zahnbrecher, Einbrecher —“

„Können Sie einen aber gruselig machen! Ne, so was ist er nicht. Photograph, glaub' ich. Er hat manchmal solchen schwarzen Kasten mit.“

Heinz versank in staunendes Grübeln. Er stellte sich vor, wie es sein müßte, wenn Herr Feilmüller sich mit seinem „schwarzen Kasten“ vor ihm aufstellen würde, ihn mit den lächelnden Augen hypnotisieren und dazu sprechen: „Nun, bitte, recht freundlich!“

Brrr! Er schüttelte sich, enteilt dem Käfig und sprang in drei Sätzen die Treppe hinab, um im einsamen Bergwald alle Wonnen der Freiheit auszukosten.

Still und schmucl, wie ein Feiertag, lag er in der brütenden Mittagsglut, der quellburchrieselte Wald.

„Er gehört nun mir allein, denn natürlich liegen die Philister jetzt alle in ihren Nestern und halten ihr Verdauungsschlafchen,“ sagte Heinz. Er begann abwechselnd zu jodeln, zu jauchzen, zu pfeifen und singen; er versuchte sich im Tanzen und Laufen, probierte die verschiedensten Gangarten, sogar auf den Händen, kurz, trieb die erheiternste Kurzwelt, bis er bemerkte, daß er leinewegs ohne Zuschauer war.

Allmählich war er nämlich in eine höhere Region gelangt, wo rechts und links zwischen den Bäumen sich allerlei Weiblichkeit in Hängematten schaukelte und Mittagssruhe hielt.

Dieser Umstand vermochte ihn nicht zu verblüffen, aber sein Gesang wurde sanft und schmelsend. „Wach' auf, du holde Träumerin“ wechselte ab mit „Guten Morgen, schöne Müllerin“ und „Leise stehen meine Lieder.“

Die jungen Mädchen lachten und blickten schmunzelnd dem schmunzenden Minnesänger nach, der mit federnden Schritten höher und höher stieg, dem guten Glück entgegen. Er wußte nicht,

wohin der Weg führte, und das eben war das Schöne. Aber sonnbeschienenen Bergesrieden ging es durch dufendes Himbeer- gestrauch, dann wieder hinab und wieder hinauf und endlich in einen fahlen Mühlengrund hinein, wo vor der gemüthlichen Waldschenke Lastwagen standen und die Säule Hafer aus der Krippe fraßen.

Hier wurde gerastet und drinnen am rotgestrichenen Tische in Gesellschaft der stämmigen Fuhleute Käsebrot mit Weißbier zum Abend verspeist, ehe es an den Rückweg ging.

Sehr befriedigt von seinem Tagewerk war Heinz, als er voll wohliger Müdigkeit die knarrende Lagerstatt unter schrägem Dache aufsuchte. Folgenden Tages, das nahm er sich vor, sollte eine ganz großartige weite Tour ins Blaue hinein unternommen werden.

Demzufolge erklärte er frühmorgens den Wirtsleuten, daß er heute auswärts speisen und erst am Abend heimkehren würde. Er erkand in einem Bäckerladen einige Semmeln, beim Fleischer ein Stück Würst für sein auswärtiges Diner, — und nun hätte die Reise beginnen können. Allein der Himmel hatte es anders beschlossen. Er machte ein finsternes Gesicht, und plötzlich war es da, das Unheil: ein hübsch gleichmäßiger, so recht charaktervoller Dauerregen!

Heinz flüchtete unter die Kolonaden, die sich rechts und links vor dem Kurhause erstreckten, und begann mit anderen Leidensgenossen nach den Klängen der Kurmusik einen Dauerlauf, auf und ab, hin und her, bis nach Verlauf von zwei bis drei Stunden diese Zerstreuung den Reiz der Neuheit verlor. Im Verlaufe weiterer zwei Stunden betrachtete er mit Interesse die Auslagen der Schaufenster, sowohl Schmuckfächer wie Tricotagen und Kinderpielzeug, bis die Blicke der schwergereizten Verkäufer bedrohlich wurden. Er merkte schließlich, daß er allmählich ganz vereinsamt war. Die Musik hatte längst aufgehört zu spielen, das Publikum hatte sich verlaufen, drinnen in den Restaurations-sälen begann man mit Tellern zu klappern und Stühlen zu rücken. Auch hier unter den Kolonaden standen vor einem Café einige geduckte Tischchen, an denen sich ein Kellner ohne ersichtlichen Grund zu tun machte und dabei aufmunternde Blicke auf den Einjamen warf. (Schluß folgt.)



Geo Plate †,

langjähriger Präsident des Norddeutschen Lloyd.

Irgend etwas ist doch jeder!“

„Können Sie einen aber gruselig machen! Ne, so was ist er nicht. Photograph, glaub' ich. Er hat manchmal solchen schwarzen Kasten mit.“

Heinz versank in staunendes Grübeln. Er stellte sich vor, wie es sein müßte, wenn Herr Feilmüller sich mit seinem „schwarzen Kasten“ vor ihm aufstellen würde, ihn mit den lächelnden Augen hypnotisieren und dazu sprechen: „Nun, bitte, recht freundlich!“

Brrr! Er schüttelte sich, enteilt dem Käfig und sprang in drei Sätzen die Treppe hinab, um im einsamen Bergwald alle Wonnen der Freiheit auszukosten.

Still und schmucl, wie ein Feiertag, lag er in der brütenden Mittagsglut, der quellburchrieselte Wald.

„Er gehört nun mir allein, denn natürlich liegen die Philister jetzt alle in ihren Nestern und halten ihr Verdauungsschlafchen,“ sagte Heinz. Er begann abwechselnd zu jodeln, zu jauchzen, zu pfeifen und singen; er versuchte sich im Tanzen und Laufen, probierte die verschiedensten Gangarten, sogar auf den Händen, kurz, trieb die erheiternste Kurzwelt, bis er bemerkte, daß er leinewegs ohne Zuschauer war.

Allmählich war er nämlich in eine höhere Region gelangt, wo rechts und links zwischen den Bäumen sich allerlei Weiblichkeit in Hängematten schaukelte und Mittagssruhe hielt.

Dieser Umstand vermochte ihn nicht zu verblüffen, aber sein Gesang wurde sanft und schmelsend. „Wach' auf, du holde Träumerin“ wechselte ab mit „Guten Morgen, schöne Müllerin“ und „Leise stehen meine Lieder.“

Die jungen Mädchen lachten und blickten schmunzelnd dem schmunzenden Minnesänger nach, der mit federnden Schritten höher und höher stieg, dem guten Glück entgegen. Er wußte nicht,

## Unsere Bilder.

**Das Denkmal König Eduard VII. in Paris.** Aus Dankbarkeit für die Anhänglichkeit, die Eduard VII. der Stadt Paris stets gezeigt hat, hat die Pariser Bevölkerung dem verstorbenen englischen König in der Rue Eduard 7 ein Monument errichtet. Das Reiterstandbild wurde am 26. Januar eingeweiht.

**Ein Freiburger Bergmann in Paradeuniform.** Kein Gewerbe hält so auf Tradition wie die Bergleute. Die Paradeuniform, die von ihnen bei allen festlichen Gelegenheiten angezogen wird, wird in derselben Ausführung schon Hunderte von Jahren getragen.

**Ein Flug um die Welt.** Der Aroklub von Amerika veranstaltet im Jahre 1915 einen Wettflug um die Welt, der von der Weltausstellung in San Franzisko seinen Ausgang nehmen und wieder nach dort zurückführen soll. Die Flugstrecke ist folgendermaßen festgelegt: San Franzisko, Newyork, Belle Isle, Grönland, Island, Hebriden, Edinburgh, London, Paris, Berlin, Petersburg, Moskau, Mandschurei, Korea, Japan, Kamtschatka, Behringstraße, Vancouver und von da wieder zurück nach San Franzisko. Es gelangen Preise im Gesamtbetrag von vier Millionen Mark zur Verteilung. Zu dem Wettbewerb werden alle Arten von Flugzeugen zugelassen, die innerhalb 120 Tagen eine Strecke von 30 000 Kilometer zurückzulegen haben, was einer durchschnittlichen Tagesleistung von 330 Kilometer entspricht. Da der Flug die Anlage zahlreicher Flugstülpunkte sowohl zur See als zu Land zur Voransetzung hat, ist die Mithilfe aller Staaten, die durchfliegen werden, Voraussetzung. Die Schaffung und Unterhaltung dieser Flugstülpunkte während vier Monaten dürfte Summen verschlingen, die den ausgelegten Preisen gleichkommen oder sie noch übertreffen. Der Vorläufer dieses echt amerikanischen Unternehmens wird ein Flug über den Atlantischen Ozean sein, der demnächst unternommen werden soll. Der Weg wird, wie unsere Karte zeigt, in einzelnen Etappen zerlegt, die den heute bereits erreichten Flugleistungen entsprechen; er geht nach Neufundland, von da nach Grönlands Südspitze (1500 Kilometer), nach Island (1300 Kilometer), zu den Färöern (740 Kilometer) und von da 350 Kilometer weit bis nach Schottland.

**Der Flieger Bruno Langer,** der durch einen Flug von 14 Stunden 7 Minuten den französischen Weltrekord schlug und so den Dauerflug-Weltrekord an Deutschland brachte; er legte den Flug auf Flugplatz Berlin-Johannistal mit einem Luftfahrzeug-Doppeldecker zurück, der mit einem Sechszylinder-Mercedesmotor und mit 580 Liter Benzin ausgerüstet war. Die von ihm zurückgelegte Flugstrecke beträgt 1400 Kilometer.

**Geo Plate,** langjähriger Präsident des Norddeutschen Lloyd, starb im Alter von 70 Jahren auf seinem Gut Reuglobow in der Mark. Er gehörte fast ein Vierteljahrhundert dem Aufsichtsrat des Norddeutschen Lloyd an, der unter seiner Leitung einen außerordentlichen Aufschwung nahm.



## Ernst und Scherz.



### Sprüche.

Wer nicht gelernt in jungen Tagen  
Zu seinen Wünschen nein zu sagen,  
Und seinen Willen stets bejaht,  
Der ist sich selbst der schlimmste Feind;  
Der fällt sich an mit Wort und Tat  
Und bringt sich um, bevor er's meint.

Zu lieben, wie Gott, dazu taugt eine  
Mutter am besten, und daher gibt ihr Gott  
diese Wesen, damit sich seine Liebe in der  
mütterlichen ein wenig wiederhole und  
nachspiegele.

**Die Leihbibliothek im Automobil.** Dem  
Streben nach Bildung unter der Land-  
bevölkerung ist von einigen ameritan. Art-  
schaften im Staate  
Montana auf mo-  
derne Weise Rech-  
nung getragen wor-  
den. Zwischen den  
einzelnen Orten ver-  
kehrt ein Automobil,  
das eine Leihbiblio-  
thek mit sich führt.  
**Napoleon und  
die Garden.** Nach  
der für den Korfen  
unglücklichen

Schlacht bei Leipzig  
im Jahre 1813 sprach  
man an einem  
Stammtisch in Ber-  
lin davon, daß Vo-  
naparte dabei die  
jungen Garden  
selbst angeführt,  
aber dies ebenfalls  
keinen Erfolg gehabt  
habe. „Aber wa-  
rum hat er auch die  
jungen und nicht die  
alten Garden ange-  
führt?“ fragte je-  
mand. — „Warum?  
verfehlte ein als  
Wigbold bekannter  
Kommerzienrat,  
— „das ist keine  
Frage: die alten  
wollten sich nicht  
mehr anführen las-  
sen.“

„Er weiß, wo  
Barthel den Most  
holt.“ Was die Redensart: „Er weiß, wo  
Barthel Most“, oder „den Most holt“, die  
man mancherorts auch in der Fassung „Most  
schenkt“ antrifft, besagen soll, ist wohl all-  
gemein bekannt. Man gebraucht sie, um  
jemandem nachzusagen, er sei nicht dumm,  
wisse, was viele andere nicht wissen, verstehe  
sich zu helfen. Was aber ist die ursprüng-  
liche Bedeutung und der Ursprung dieses  
Ausdruckes? Darüber mag sich wohl schon  
mancher, dem er aufstieß, vergeblich den  
Kopf zerbrochen haben. Daß Barthel die  
Abkürzung von Barthold aus Bartholomäus  
ist, ist nicht unbekannt; darauf aber, die Re-  
densart mit dem Bartholomäustage, dem  
24. August, in Verbindung zu bringen, ist  
man erst neuerdings noch gekommen. In  
einem alten Kalender fanden sich hand-  
schriftliche Eintragungen bei einer ganzen  
Reihe von Tagen, bewirkt durch den ehe-  
maligen Besitzer des Buches im Jahre 1787.  
Und darunter beim 24. August den Namens-  
tag unterstrichen nebst dem Randvermerk:  
„Ja, wenn Barthel Most hohlen könnte!“  
Vermutlich hat also die Redensart früher  
auch diese Fassung aufgewiesen. In Ver-  
bindung mit dem 24. August aber, das er-

gibt kurzes Nachdenken, wird der Ursprung  
und die Ursprungsbedeutung des Ausdrucks  
sogleich klar. Am 24. August, am Bartho-  
lomäus- oder Barthelstage, gibt es nur in  
ganz besonders frühen Jahren bereits  
Weintrauben und Apfel zum Mosten. Be-  
kanntlich versteht man unter „Most“ nicht  
allenthalben im deutschen Sprachgebiet den  
neuen, jungen Wein, sondern im Gegenteile  
in großen, weinbauenden Gebieten, wie in  
Württemberg, Baden, im Elsaß und in der  
Pfalz, den Apfelwein, während man den  
„heutigen“ Wein dort fast ausschließlich mit  
„neuer Wein“ bezeichnet. Ob sich nun unser  
Wort aus dem Volksmunde auf Apfelmost  
oder Weinmost zuerst bezogen hat, bleibe  
dahingelassen. Jedenfalls kann dies aber an  
seiner ursprünglichen Bedeutung nichts  
ändern. Da es zu Bartholomäi noch keine

Samtzahl immatrikuliert, gegen 68,1 Pro-  
zent im Vorjahr und 52,5 Prozent der  
männlichen Kommissionen.

**Reid.** Freundin: „Weißt Du, Esse, Dein  
Bräutigam ist aber doch recht klein!“ —  
„Klein, aber mein!“

**Ein Musikkenner.** „Sag' mal, Emil,  
wozu sind denn die schwarzen Tasten auf  
dem Klavier?“ — „Aber Menschenkind,  
damit werden doch die traurigen Melodien  
gespielt!“

**Kunstverständnis.** Frau Schulze (im  
Konzert zu einer zu spät kommenden Be-  
kannnten): „Kommen Sie an meine grüne  
Seite, Frau Müller, Sie spielen gerade die  
neunte Symphonie.“ — „Was Sie sagen!  
Da müssen doch die anderen acht sehr kurz  
gewesen sein!“

**Der gute Wein.**  
„Gestern hab' ich auf  
einer Auktion für  
meine Frau sechs  
Flaschen Rotwein  
gekauft — sagen Sie  
ihre aber um Gottes  
willen nichts davon!  
— „Das soll wohl  
eine Überraschung  
werden?“ — „Ne-  
— ich hab' ' unter-  
wegs so nach und  
nach ausgetrunken!“

**Lehrer:** „Ange-  
nommen, hier sind  
vier Apfel unter  
dreizehn Kinder zu  
teilen, wieviel gibst  
Du jedem?“ — „Al-  
gemeines Still-  
schweigen. Endlich  
meldet sich ein lei-  
nes Mädel: „Ich  
mache Apfelsinus  
und gebe jedem  
Kind einen Bissel  
voll!“

**Die Dauerstel-  
lung.** Der fremde  
Besucher: „Ich bin  
von Smith u. Co.  
engagiert, um die  
Rechnung einzu-  
ziehen, die Sie ihnen  
schulden.“ „Meinen  
Glückwunsch, daß  
Sie eine solche

Dauerstellung erlangt haben!“  
**Trost.** „Alle Welt hat den „Barfisa!“  
schon gehört, bloß Du hast mir noch kein  
Billet besorgt.“ — „Aber, Eleonore, warte  
doch, bis er ins Kino kommt. Dann sehen  
wir ihn sogar ohne Musik.“

### Rätsel.

Mit der und das  
Ist es etwas:  
Mit das hängt's an des Urwalds Bäumen  
Oder nimmt teil an ihrer Verkostung;  
Und wer mit der  
Bei der Landeswehr  
Es hat erhalten zu seiner Erholung,  
Der darf beileibe die Trift nicht versäumen.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Magen, Wagen.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
L. Kellen, Bredeneu (Rube). Gedruckt u. heraus-  
gegeben von Frelshaus & Koenig, Essn (Kübe).



Die Leihbibliothek im Automobil.  
Eine neue volkswirtschaftliche Einrichtung in Amerika.

Frucht gibt, die man vermosten kann, so  
wäre derjenige, der an diesem Tage Most  
holen oder verschenken könnte, geschweizer  
als viele andere Leute, weil er etwas ausge-  
kundschafte hätte, was nicht allein an sich  
eine große Seltenheit wäre, sondern auch  
den weitaus meisten Mitmenschen völlig  
unbekannt bleiben würde.

**Die Statistik des Frauenstudiums in  
Deutschland** meldet, daß an den 21 deutschen  
Universitäten im laufenden Winterhalbjahr  
3686 Frauen vollgültig eingeschrieben wa-  
ren, und zwar im einzelnen: 880 in Berlin,  
348 in Bonn, 227 in Göttingen, 163 in  
Breslau, 72 in Greifswald, 87 in Halle, 52  
in Kiel, 12 in Königsberg, 158 in Marburg  
und endlich 191 in Münster. Somit studier-  
ten an den zehn preussischen Universitäten  
insgesamt 2303 Frauen; ferner waren in  
München 441, in Heidelberg 216, in Frei-  
burg 243, in Leipzig 175, in Jena 86, in  
Gießen 30, in Tübingen 50, in Straßburg  
58, in Würzburg 36 und in Erlangen 32  
Frauen eingeschrieben, so daß die Zahl der  
weiblichen Studierenden an den nichtpreu-  
sischen Universitäten sich auf 1383 belief.  
In Preußen sind 62,48 Prozent der Ge-

# Düsseldorfer Sonntagsblatt

## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt



Nr. 10

Sonntag, den 8. März

9141

### Die Seemannsbraut.

Ein deutscher Seemann von D. Eiser.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Es kommt hierher!“ schrie Reimers außer sich. „Man hat uns bemerkt.“

„Gott sei gelobt!“ kam es wie ein Stoßgebet über die Lippen Mariés; und Grete stand schweigend dabei, sie hielt die Hände auf das stürmisch pochende Herz gepreßt.

„Es ist ein Kutter,“ sagte Reimers. „Ein schmuckes, kleines Ding! Wie scharf es die Wogen durchfurcht! Hurra! Jetzt zieht es die Flagge! — Die deutschen Farben! Man hat uns bemerkt! Dies ist der schönste Augenblick meines Lebens!“

Er machte dem Schiffchen ein Zeichen, wie es zu steuern habe, um an den Landungsplatz der Insel zu kommen. Man schien ihn verstanden zu haben, der Kutter lenkte ab, um den Felsen zu umfahren. Jetzt verschwand er hinter dem letzten Vorsprung.

Reimers und Marie eilten in großen Sprüngen den Berg hinunter. Langsamer folgte Grete. Sie wollte sich zuerst fassen, sie wollte den Fremden nicht in ihrer stürmischen Aufregung entgegenreten. Wer wußte denn, wer es war, und ob nicht neue Gefahren drohten?

So erreichte sie den Strand, auf dem Reimers und Marie aufgeregter hin- und hereilten. Und nur kurze Zeit dauerte es, da steuerte der Kutter um die Landzunge und bog in die Nacht ein. Die Segel wurden gerafft, der Anker fiel in die Tiefe, wie ein ruhender Schwan lag das schmucke, kleine Fahrzeug auf dem tiefblauen Wasser.



Der Flegler Karl Ingold.

### Siebzigstes Kapitel.

Das Leben gleicht auf Erden dem Meer mit Ebb' und Flut, Man muß Matrose werden, nur dann durchschiffst man's gut.

Vom Sturm umbrauset, schiffen wir nach der Sterne Lauf, Und schau'n, bedroht von Rissen, getrost zum Himmel auf. (Littrow.)

Grete erwachte aus tiefer Ohnmacht in den Armen Hennings. Die Überraschung, als sie ihn an Land springen sah, war zu groß gewesen, als daß ihre bisherige Fassung hätte standhalten können. Mit lautem Jubelschrei stürzte sie ihm entgegen und sank plötzlich bewußtlos zusammen, von seinen starken Armen umfaßt. Auch seine freudige Überraschung war unbeschreiblich. Aber nicht so plötzlich und überwältigend, wie die ihrige; denn er hatte die geliebte Gestalt schon vom Schiffe aus erkannt, und die tagelange Erwartung, sie doch noch zu finden, ließ ihm dieses endliche Wieder-

sehen nicht so wunderbar erscheinen, als ihr, die ihn Hunderte von Meilen entfernt glaubte. Als sie in seinen Armen erwachte, entzündeten ihren Augen heiße Tränen. So standhaft und gefaßt sie im Unglück gewesen war, so fassungslos war sie jetzt im Glück, an das sie kaum zu glauben vermochte.

So erregt Henning selbst war, so suchte er das geliebte Mädchen doch durch seine zärtlichen Worte zu beruhigen. Es dauerte lange, bis sich der Sturm der Gefühle etwas legte. Grete hörte kaum, was Henning sagte. Sie hielt sich fest umfaßt, ohne auf die andern zu achten. Endlich begann Henning: „Wenn wir uns wiedergefunden haben, meine teure Grete, so haben wir es diesem trefflichen Freund zu danken: — Herr Weserling,“ — damit ergriff er dessen Hand — „hier ist meine liebe Braut, Grete Ewar-

sen. — Grete, dies ist mein bester, bewährtester Freund Wilhelm Weserling.“ Grete streckte ihm bewegt beide Hände entgegen. Ihre Stimme zitterte noch vor Erregung, als sie sagte: „Ich danke Ihnen von ganzem Herzen!“

„Von Dank kann keine Rede sein, mein Fräulein,“ wehrte Herr Weserling ab. Auch er war bis ins Innerste gerührt. „Ich bin überreichlich belohnt dadurch, daß wir Sie endlich fanden. Immer und immer wieder habe ich es Ihrem Verlobten gesagt, wir würden Sie finden, — nun habe ich doch recht behalten!“

„Wenn Sie nicht gewesen wären, ich glaube, ich wäre verzweifelt,“ gestand Henning.

„Na, — na,“ machte Weserling, und sein altes, fröhliches Lachen erschien wieder auf seinem guten Gesicht. Jetzt drängten sich auch Reimers und Marie heran, die Angekommenen zu begrüßen.

„Nun, Reimers,“ sagte Grete mit einem glücklichen Lächeln, „war es nicht ein Glück, daß uns der Gewittersturm unser Boot entführte? Wer weiß, wo wir sonst hingeraten wären.“

„Ja, Fräulein,“ lächelte Reimers beschämt. „Sie haben in dieser schwierigen Lage mehr Mut bewiesen als ich, — ich stehe jetzt beschämt vor Ihnen. Herr Bahnsen, Sie können stolz sein auf Ihre Braut, sie war immer mutig, wo wir beide verzagten, — eine echte Seemannsbraut!“

Henning legte zärtlich die Arme um Gretes Schulter und sah ihr tief in die Augen.

„Mein liebes, liebes Mädchen!“ sprach er innig. Sie lehnte das schöne Haupt an seine Schulter. Ein Gefühl seltsamen Glückes im Herzen, stand sie lange und unbeweglich.

Doch dann ging es an das Erzählen. Man lagerte im Grünen. Weserling ließ durch Theising und Friß Grünlich, der mit offenem Munde den Erzählungen gelauscht hatte, Speise und Trank von seinem Schiffe herüberschaffen, und wenn auch Grete wenig genießen konnte, so ließen es sich die andern um so besser schmecken.

„Um die „Nymph“ tut es mir herzlich leid,“ sagte Henning, nachdem er das Schicksal des Schiffes erfahren. „Es war ein solch tüchtiges, festes Fahrzeug. Hoffentlich ist wenigstens die Mann-

schaft gerettet. Es war manch braver Bursche darunter. Die Reeder werden keinen so großen Schaden haben, denn das Schiff war gut versichert. Ebenso die Ladung. Aber was beginnen wir nun?"

"Ei," rief Herr Weserling, "ich denke, das ist ganz einfach! Morgen steuern wir nach der Oster-Insel, und Sie und Fräulein Grete sowie alle andern sind unsere Gäste! Sei, das wird lustig!"

"Ja, — aber später?"

"Davon sprechen wir, wenn wir erst bei mir sind! Jetzt wollen wir uns der Gegenwart freuen und noch nicht an die Zukunft denken. Wenn der liebe Herrgott bis hierher geholfen, dann wird er auch weiter helfen! Und nun kommen Sie, Fräulein Grete, daß ich Ihnen mein Schiffchen zeige! Und auch Sie, Frau Marie! Die Kajüte wird Ihnen gefallen. Ich habe sie für meine Frau und meine Töchter ausstatten lassen, denn wir unternehmen oft weite Seefahrten. So ist der Kutter vollständig für Damenbesuch ausgerüstet."

Die Kajüte war in der Tat ein kleines Schmuckkästchen, und Grete fühlte sich sehr wohl darin. Sie dankte Herrn Weserling mit herzlichen Worten. Doch dieser wollte von Dank nichts wissen. Er machte in liebenswürdigster Weise den Wirt und tat alles, um seinen Gästen den Aufenthalt auf dem kleinen Schiff so angenehm wie möglich zu machen. Am folgenden Morgen ging man unter Segel, vom herrlichsten Wetter und von einer frischen Seebrise begünstigt. Da man jetzt direkten Kurs auf die Oster-Insel nehmen konnte, erreichte man dieselbe in wenigen Tagen.

Frau Helene war schon etwas in Sorge wegen des langen Ausbleibens des Kutters gewesen. Freilich hatte ja mit wenigen Ausnahmen stets gutes Wetter geherrscht, und sie kannte den Kutter als ein tüchtiges Fahrzeug. Aber eine Fahrt durch die Inseln mit den vielen, oft versteckt liegenden Rissen war nicht ohne Gefahr. Um so mehr freute sie sich, als der Kutter wohlbehalten in den kleinen Hafen der Oster-Insel einlief mit lustig flatterndem Wimpel. Helene, begleitet von ihren beiden Kindern, eilte zum Strande. Wie groß war ihre freudige Überraschung, als sie Grete sah, in der sie sofort die gesuchte Braut Hennings erkannte! Liebevoll nahm sie Grete in die Arme und begrüßte auch die andern in ihrer herzlichen Weise. Auch Henning drückte ihr warm die Hand.

"Nun, was hab' ich gesagt, Herr Bahnsen?" rief sie freudig, indem ihr Tränen der innigsten Teilnahme in die Augen traten. "Sehen Sie, man darf nie verzweifeln! Aber jetzt bleiben Sie eine Zeitlang bei uns, damit Sie sich erholen."

"Ich werde Ihre freundliche Einladung nicht annehmen können, verehrte Frau," sagte Henning nachdenklich. "Ich muß doch mit der Nacht des Konsuls nach Valparaiso zurück. Lange genug lag die wohl hier."

Da lachte Frau Helene.

"Da kommen Sie zu spät, lieber Herr Bahnsen," meinte sie schelmisch. "Die 'Carmen' ist vor einigen Tagen schon abgedampft. Herrn Bicker wurde es zu einsam bei uns. Er hielt es einfach nicht mehr aus."

"Ah, das ist ärgerlich! Was fangen wir nun an?"

"Jetzt müssen Sie schon hier bleiben," lachte Weserling, "bis sich eine Gelegenheit findet. Aber so ganz sind wir ja von der Welt doch nicht abgeschnitten. Jeden Monat kommt der Postdampfer von Valparaiso herüber. Er muß in einigen Tagen fällig sein. Dann können Sie mit Ihrem Konsul in Verbindung treten. Solange müssen Sie schon bei uns aushalten."

"Ah, wenn es auf mich allein ankäme, würde ich gern für immer hier bleiben."

"Nun, darüber sprechen wir noch. Aber jetzt nach Haus!" Grete fühlte sich bald außerordentlich wohl und heimisch in dem hübschen Hause. Frau Helene umgab sie mit der liebevollsten Sorgfalt, und binnen kurzer Zeit waren beide unzertrennliche Freundinnen. Die Kinder schlossen sich an Grete mit Herzlichkeit an, und Herr Weserling war der aufmerksamste Wirt, den man sich nur wünschen konnte. So verlebte man einige

glückliche Tage; nur Henning befand sich in einiger Unruhe wegen seiner Zukunft. So gern er bei den neugewonnenen Freunden weilte und so sehr er ihre Freundschaft und Liebenswürdigkeit anerkannte, so mußte er sich doch sagen, daß es nicht immer so weiter gehen konnte. Seine Jugend und Tatkraft sehnten sich nach neuer Tätigkeit. "Der Postdampfer bleibt lange aus," jagte er, als er mit Herrn Weserling eines Nachmittags auf der Veranda

sah, während Frau Helene und Grete im Garten arbeiteten.

Weserling lachte: "Ja, die nehmen sich manchmal Zeit; wenn keine dringende Post da ist, dann kommen sie oft später, als sie sollten."

"Das Warten ist mir sehr unangenehm," meinte Henning nachdenklich, "und ich möchte Sie bitten, mir Ihren Kutter nochmal anzuvertrauen."

"Gefällt es Ihnen denn bei uns so wenig?" fragte Weserling lächelnd.

"Verstehen Sie mich nicht falsch, lieber Freund," erwiderte Henning herzlich. "Sie wissen, wie dankbar ich Ihnen und Ihrer verehrten Frau bin. Gerne würde ich hier noch länger verweilen. Aber Sie werden begreifen, daß ich mich nach der gewohnten Arbeit sehne. Ich besitze kein Vermögen, und ich bin auf meinen Verdienst als Steuermann angewiesen; ja noch mehr, ich habe die Pflicht, auch meine alte Mutter zu unterstützen. Ich möchte verdienen, um leben zu können. Auch will ich baldmöglichst meine liebe Grete heimführen. Nicht wahr, das sehen Sie ein?"

"Ich sehe das sehr wohl ein," lächelte Weserling. "Und offen gesagt, habe ich auch schon daran gedacht, wie ich Ihnen in dieser

Beziehung zu Hilfe kommen kann."

"Sie, Herr Weserling? Ach, Sie haben schon so viel für mich getan!"

"Sprechen wir nicht davon, sondern hören Sie meinen Plan. Sie wissen, ich besitze eine Brigg, ein schmales, schönes Schiff, welches die Erzeugnisse meiner Plantagen nach San Franzisko und den südamerikanischen Häfen bringt und von dort mit allerhand Waren zurückkommt, die auf den Inseln gebraucht werden. Ich mache dabei ein gutes Geschäft, wie Sie wohl schon bemerkt haben. Nun, der Kapitän meiner Brigg — 'Seemöve' heißt sie — ist ein Seemann von altem Schrot und Korn. Er hat von der Pile auf gebient, ist als Seemann verlässlich und tüchtig, aber als Kaufmann ist er nicht gerade der Klügste. Ich habe schon lange im Sinne, ihn durch einen andern, jüngeren Kapitän, der auf höherer Bildungsstufe steht und auch vom kaufmännischen Geschäft etwas weiß, zu ersetzen. Das wäre ein Posten für Sie — wollen Sie die Stelle annehmen?"

"Ihr Angebot überrascht mich, Herr Weserling!" erklärte Henning etwas besangen, "ich bin noch jung, — selbständig habe ich noch kein größeres Schiff geführt."

"Was das betrifft, so bin ich ganz ruhig. Ich habe Sie beobachtet und weiß, daß Sie ein tüchtiger Seemann sind!"

"Doch ich bin kein Kaufmann." "Sie werden sich bald in das Geschäftliche einarbeiten."

"Doch ich möchte Ihren Kapitän nicht verdrängen."

"Tun Sie auch gar nicht. Der alte Seebär brummt mir so wie so schon die Ohren voll, daß er sich noch nicht zur Ruhe setzen kann. Er hat Weib und Kind in San Franzisko und möchte da seine Pension in Ruhe verzehren, denn natürlich erhält er von mir eine angemessene Pension, außerdem hat er sich ein kleines Vermögen gespart. Sie

sehen also, lieber Bahnsen, da ist gar keine Schwierigkeit vorhanden. Ihre Grete könnte hier bei uns wohnen bleiben, meine Frau und sie haben ja die herzlichste Freundschaft geschlossen. Die Reisen mit der 'Seemöve' sind nicht allzuweit. So brauchen Sie sich nicht für so lange Zeit von Ihrer Grete zu trennen."

"Grete würde mich sehr wahrscheinlich auf meinen Reisen begleiten," sagte Henning mit leuchtenden Augen.

"Das sieht dieser Seemannsbraut ähnlich," lächelte Weserling.



Iwan Longinowitsch Gorempkin,  
der neue russische Ministerpräsident.



Graf Wladimir Nikolajewitsch Kofowzow,  
der zurückgetretene russische Ministerpräsident.

„Über es kommen doch auch Zeiten, wo es für die junge Frau angenehmer ist, in einem hübschen Heim zu sitzen. Verstehen Sie?“

Henning nickte zustimmend. Nachdenklich sah er vor sich nieder. Der Vorschlag Weserlings war durchaus nicht von der Hand zu weisen. Vom zweiten Steuermann zum Kapitän einer schmutzigen Brigg aufzusteigen, war keine Kleinigkeit und würde Henning unter andern Verhältnissen aufs höchste erfreut haben. Er konnte auch frei über sich verfügen, da er ja vom Kapitän der „Nympe“ ordnungsmäßig des Dienstes entlassen war. Dennoch fühlte er sich in gewisser Weise seiner früheren Firma noch verpflichtet. Er wußte ja nicht, ob Mainberg u. Söhne das Vorgehen des Kapitäns billigten. Der Chef der Firma hatte ihn mit großem Wohlwollen aufgenommen und ihm eine sichere und auskömmliche Anstellung in Aussicht gestellt. Wenn er sich jetzt so ohne weiteres von der Firma los sagte, so dünkte ihm das undankbar und unrecht. Und was würde Grete sagen? Was seine alte Mutter, die ihn so sehnsüchtig daheim erwartete? Wenn er die Stellung hier in der Südsee annahm, dann würden Jahre vergehen, bis er die Heimat wieder sah.

„Ich weiß wirklich nicht, lieber Herr Weserling,“ sagte er, „wie ich mich Ihrem freundlichen Vorschlag gegenüber verhalten soll. Sie müssen mir jedenfalls Zeit zur Überlegung geben.“

„Die sollen Sie haben. Die Sache eilt mir nicht so. Ich will Sie nicht überumpeln. Auch sollen Sie sich vorher die „Seemöve“ ansehen. Ich erwarte sie in einigen Tagen. Und mit Fräulein Grete müssen Sie natürlich auch vorher sprechen, das versteht sich von selbst. Wo wollen wir die Sache einstweilen ruhen lassen.“

In diesem Augenblick ertönte der grelle Pfiff einer Dampfpeife vom Meere her.

Weserling sprang auf. „Das ist der Postdampfer!“ rief er. „Sehen Sie, da biegt er um die Landzunge. In einer halben Stunde kann er im Hafen sein.“

Ein kleiner, schmutziger Dampfer steuerte leuchtend und von Zeit zu Zeit gellende Pfiffe ausstoßend, auf den Hafen zu.

„Es ist ein schmutziges kleines Ding!“ sagte Weserling lachend. „Aber die Herren in Valparaiso geben nicht viel auf Reinlichkeit. Und nun sollen Sie erst die Besatzung sehen. Eine Räuberbande, sage ich Ihnen. Aber kommen Sie, wir wollen an den Strand gehen.“

Frau Helene und Grete schlossen sich ihnen an. Die Ankunft des Postdampfers war ja stets ein Ereignis für die kleine Welt der einsamen Insel, und fast alle Bewohner versammelten sich am Strande, Briefe, Bekundungen oder auch einen Bekannten zu erwarten, der vom Festlande zurückkam.

Auch Theising, Friß Grünlich, Reimers und seine Frau waren am Hafen.

Der alte Theising betrachtete den kleinen schwarzen Dampfer mit verächtlichem Mißtrauen. Reimers dagegen begrüßte seine Ankunft mit großer Freude, sollte er ihn doch wieder in die „zivilisierte Welt“, wie sich der brave Koch ausdrückte, zurückbringen.

## Achtzehntes Kapitel.

Nach der Heimat möcht' ich wieder,  
In der Heimat möcht' ich sein.  
Strahlte mir doch einst so golden  
Dort der lieben Sonne Schein.

Der Kapitän des Dampfers, ein hagerer, schwarzhaariger Spanier, war eben an Land gekommen, als Weserling und seine Gäste den Strand erreichten.

„Sennor Weserling! — Wo ist Sennor Weserling?“ rief der Kapitän mit krähender Stimme.

„Hier bin ich, Sennor Kapitano!“ entgegnete Weserling und drängte sich durch die Menge.

Der Kapitän schüttelte ihm mit echt spanischer Grandezza die Hand.

„Entzückt, Sie zu sehen, Sennor!“ sagte er. „Habe Briefschaften für Sie. Von Ihrem Konsul und anderen, warten Sie, da sind sie!“

Aus einer schwarzen Tasche, die er über die Schulter gehängt hatte, holte er mehrere Schreiben hervor und handigte sie Weserling ein.

„Sie bleiben doch einige Tage hier liegen, Kapitano?“ fragte Weserling.

„Ja, zwei oder drei Tage, je nachdem. Habe noch einige Geschäfte hier.“

„Desto besser. Dann geben Sie mir wohl morgen die Ehre, mein Tischgast zu sein.“

„Mit dem größten Vergnügen, mein bester Sennor. Um welche Zeit speisen Sie?“

„Um zwölf Uhr, wenn ich bitten darf.“

„Gut, — gut, ich werde nicht verfehlen, pünktlich zu erscheinen.“

Damit grüßte er gravitatisch mit seinem goldgeschmückten Käppi und wandte sich anderen Leuten zu, um die Briefschaften auszuteilen.

„Wie gefällt Ihnen der Kapitän?“ fragte Weserling lachend, auf deutsch, während die Unterhaltung mit dem Kapitän auf spanisch geführt worden war. „Sieht er nicht aus, als wenn er aus einer Operette entsprungen wäre? Aber im übrigen ein tüchtiger Seemann.“

„Das Äußere macht ja nicht den Mann aus,“ entgegnete Henning.

„Nein, wahrhaftig nicht. Aber nun wollen wir sehen, was die Post bringt. Da, ein Brief vom deutschen Konsul!“

Er brach das Schreiben auf, in dem ein zweiter Brief eingeschlossen war.

„Ein zweiter Brief? Und an mich?“ fragte Henning höchst erstaunt.

„Der deutsche Konsul ersucht mich, Ihnen den Brief zu übergeben, wenn mir Ihr Aufenthaltsort bekannt wäre; hoffentlich enthält das Schreiben gute Nachrichten,“ sagte Weserling freundlich.

Grete lehnte sich auf Hennings Arm, als dieser das Schreiben des Konsuls erbrach.

„Darf ich mit Dir lesen?“ fragte sie. „Vielleicht erhalten wir doch noch Nachricht von der „Nympe“.“

„Ja, wahrscheinlich. Sieh her, Grete, der Konsul schreibt, daß die „Nympe“ als Wrack in den Hafen von Valparaiso geschleppt worden sei.“

„Gott sei Dank!“

„Ein Handelsdampfer, der von Tahiti gekommen, hat sie, hilflos auf den Wellen treibend, angetroffen und sie in den Hafen geschleppt. Aber sie soll alle Masten verloren haben.“

„Ich erzählte es Dir ja schon.“

„Und dann, ach, Grete, eine große Neuigkeit, da lies! Das ist ein großes Glück für mich!“

Er reichte dem jungen Mädchen das Schreiben, und dieses las: „Die „Nympe“ kam in einem bedauernswerten Zustand hier an. Sie bedarf einer gründlichen Reparatur. Ich teilte telegraphisch der Firma Mainberg und Söhne den Sachverhalt mit, und diese ist mit allen meinen Anordnungen zufrieden, wie sie mir heute zurücktelegraphiert. Demnach habe ich ebenfalls im Einverständnis mit der Firma den Kapitän Binneweis entlassen. Denn unter seinen Matrosen ist eine Zuchtlosigkeit eingerissen, die einfach jeder Beschreibung spottet. Auch hat er sich durch sein selbständiges Handeln strafbar gemacht, die Firma verzichtet jedoch darauf, ihn zur Rechenschaft zu ziehen; obwohl die Firma durch ihn sehr geschädigt wurde, da er Valparaiso einfach verließ, ohne die Ladung, die hier bereit lag, einzunehmen. Nun fehlt es der „Nympe“ an einem tüchtigen Kapitän. Auf meinen Vorschlag hat die Firma Sie dazu bestimmt, wenn Sie den Posten übernehmen wollen. Nachdem die Schäden ausgebessert und die Mannschaft ergänzt ist, sollen Sie die „Nympe“ nach ihrem Heimathafen steuern. Die Ladung wird durch die Pelze und Felle, welche ich im Auftrag der Firma Mainberg und Söhne kaufte und hier noch lagern habe, mehr als vervollständigt. Für die Firma springt dabei noch ein gutes Geschäft heraus. Hoffentlich



Der Durchstich des Dipestralentunnels bei Schlächtern-Glieden.

sind Sie bereits nach der Oster-Insel zurückgekehrt, — mein Sekretär erzählte mir Ihr Abenteuer genau — hoffentlich glückte Ihnen auch diese Fahrt ins Ungewisse. Wir würden es tief beklagen, wenn Fräulein Ewarfen ein Unglück zugefallen wäre. Wenn Sie auf die Vorschläge der Firma eingehen, so kehren Sie mit dem Postdampfer nach hier zurück. Wir können dann alles ordnungsgemäß abmachen. Wenn Sie Fräulein Ewarfen aufgefunden haben, was ich von ganzem Herzen hoffe, dann ist sie freundlichst eingeladen, unser Gast zu sein.“ —

Es folgten noch einige geschäftliche Mitteilungen. Grete war tief bewegt. In ihren Augen schimmerten Tränen der Freude.

„Wahrlich,“ sagte sie, „ein großes Glück für Dich!“  
„Und hoffentlich auch für Dich, liebe Grete. Denn nun dürfen wir uns angehören fürs Leben!“

Sie errötete leicht und drückte ihm die Hand. „Mein Glück ist da zu finden, wo Du bist,“ sagte sie leise und innig.

Herr Weserling und seine Frau traten näher. „Nun, gute Neuigkeiten?“

„Da, lesen Sie selbst.“  
Herr Weserling las das Schreiben aufmerksam durch. Dann rief er, Henning lebhaft die Hand schüttelnd: „Gratuliere, — gratuliere von ganzem Herzen, Herr Kapitän! Da muß ich freilich mein Angebot wohl zurückziehen, so leid es mir tut.“

Auf dem Heimweg besprach man die große Neuigkeit. Frau Helene war sehr betrübt, daß sie ihre neue Freundin so rasch wieder verlieren sollte, aber sie war verständlich genug einzusehen, daß man die Vorschläge des Konsuls nicht von der Hand weisen durfte.

So rüstete man sich denn in den nächsten Tagen zur Rückkehr nach Valparaiso.

„Ihr werdet mehrere Wochen in Valparaiso bleiben müssen,“ sagte Frau Helene zu Grete beim Abschied; „denn so lange wird wohl die Instandsetzung des Schiffes dauern. Vielleicht wäre es das Beste, wenn Ihr Euch dort trauen ließt.“

„Ich weiß doch nicht, Helene, ob sich das so schnell einrichten läßt,“ entgegnete das Mädchen mit leichtem Eröten.

„Ich würde Euch dazu raten,“ fuhr Helene eifrig fort. „Du stehst allein in der Welt, Henning ist ein braver, tüchtiger Mann, der seinen Weg schon machen wird. Worauf wolltet Ihr noch warten? Das Glück ist ein flüchtiges Ding, man muß es festhalten, wenn es sich darbietet.“

„Ich habe mit Henning noch nicht darüber gesprochen. Wünscht er aber diese baldige Heirat, so werde ich nicht widersprechen.“

„Das ist recht. Und ich verspreche Dir dann, daß wir mit den Kindern zu Eurer Hochzeit nach Valparaiso kommen. Im nächsten Monat wollte mein Mann ohnedies nach dort. Wir werden ihn begleiten und uns einige Zeit in Valparaiso aufhalten. Also, auf frohes Wiedersehen, liebe Grete!“

(Schluß folgt.)

## Heinz Pfifferlings Abenteuer.

Humoreske von Pauline Medlich.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Heinz machte den Hoffnungen des Jünglings ein jähes Ende und sprang in den Park hinein. Bald war eine stille Bretterlaube entdeckt, woselbst er sein Diner verpeisen konnte. Und wie er sinnend dasaß und an der zähen Semmel kaute, kam er zu dem Entschluß, schon heute die wenig angenehme Aufgabe zu erfüllen, die ihn hergeführt hatte.

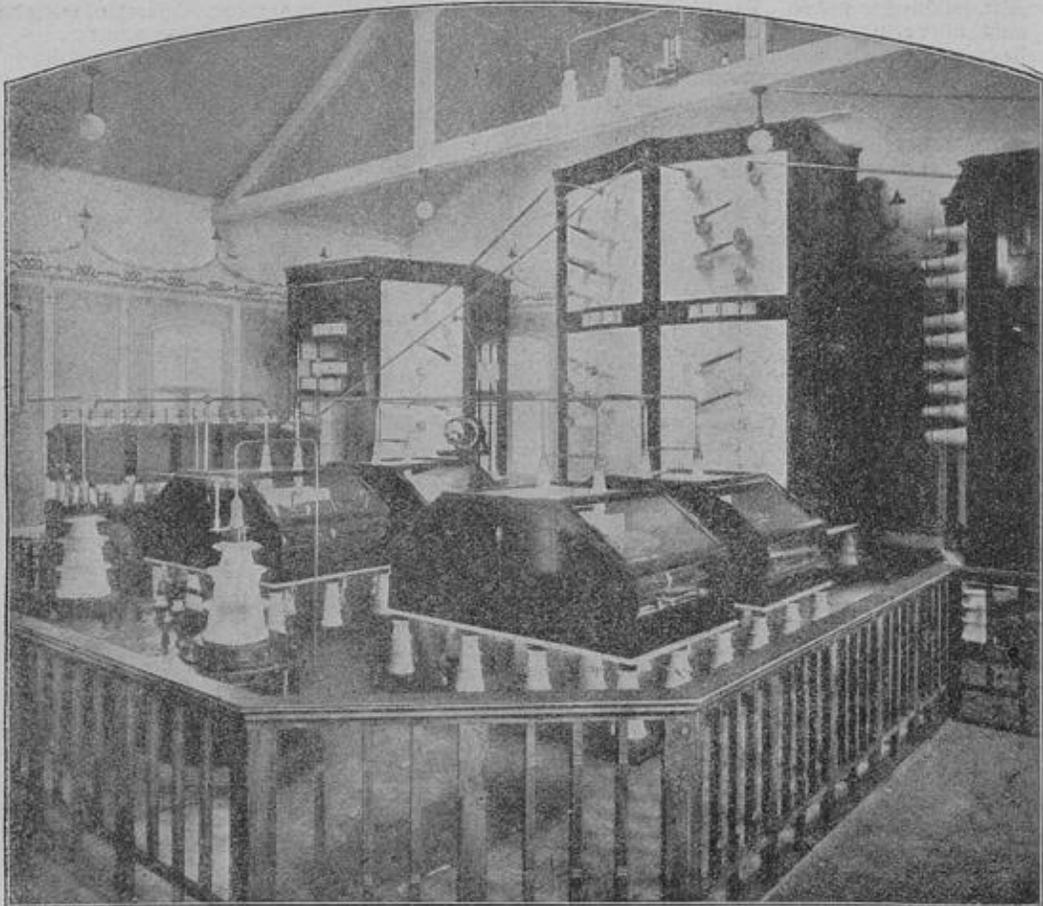
Die Sachlage war nämlich die: es hauste hier im Orte ein alter reicher Großonkel der Familien Müller, Pfifferling und Schulze, — ein sonderbarer Kauz, der eine Leidenschaft für absolute Vereinsamung hatte. Spekulative Reffen und Nichten, die früher zuweilen schüchterne Annäherungsversuche machten mit schönen Glückwunschkarten oder gestickten Schlummerkissen mit neckischen Inschriften — „Guten Morgen, lieber Onkel“ oder

dergleichen — hatten das ihrige umgehend zurückgehalten, ohne jede Außerung. Der alte Herr war entschieden zielbewußt. Er hatte es fertig gebracht, schließlich für seine Unverwundbarkeit so völlig verschollen zu sein wie etwa der bekannte reiche Onkel in Amerika. Er war zu einer sagenumspunnenen Persönlichkeit geworden, von dessen fabelhaften Reichtümern man sich abends am Kamin mit angenehmem Gruseln erzählte.

Nun trug es sich zu, daß einer der Großneffen — nämlich Heinz Pfifferling — zu einer Festlichkeit reisen mußte, die ganz in der Nähe jenes schlesischen Kurortes stattfand, wo seit undenklichen Zeiten der Wunderonkel hauste.

Es war natürlich, daß Heinzens Mama dies für einen Wind des Himmels hielt. Sie hatte längst dergleichen erwartet. Im ganzen war sie ja eine ganz verständige Frau mit nüchterner Lebensauffassung, aber wo es sich um ihren Jüngsten, ihren sonnigen Heinz handelte, da wurde ihre Phantasie zum gaukelnden Schmetterling, der trunken von Blüte zu Blüte flattert. Die seltsamsten Glückszufälle wurden ihr ganz glaubhaft, das Unwahrscheinliche ganz selbstverständlich.

Es war bei ihr beschlossene Sache, daß Heinz sich Onkel Brettschneider persönlich vorstellen müsse. Sehen und lieben würde dann eins sein, das war klar. Es kam nur darauf an, daß Heinz



Der Senderraum der Nauener Telefunkenstation,

von dem aus jetzt regelmäßig nach New York drahtlos telegraphiert wird.

überhaupt vorgelassen würde — der Junge mußte das schlau einfadeln — das übrige würde sich dann finden. Sie wollte ja nicht gerade, daß sie — die Pfifferlings — zu Universalerben eingesetzt würden, o nein. Sie gönnte andern Leuten auch etwas. Aber so eine kleine hübsche sichere Rente — etwa fünfhundert Mark jährlich, jawohl — das wäre mitzunehmen. Das würde schon vorwärts helfen. Man brauchte dann dem „Jungen“ nicht mehr allzusehr die jugendkräftigen Schwingen zu beschneiden. Man könnte vielleicht die Universitätskarriere für ihn ermöglichen. Und dann der Papa! Heinz sollte mal an Papa denken. Gewiß, es war nicht gut für ihn, daß er noch immer sich mit Privatstunden quälte, jetzt, wo Haar und Bart schon weiß wurden und seine hübsche stattliche Gestalt nicht mehr so stolz und aufrecht ging wie früher. Gewiß, es war nicht gut.

Nun, diese Vorstellung blieb nicht ohne Wirkung. Heinz willigte ein. Er wollte tun, was in seinen Kräften stand, um Onkel Brettschneider in sich verliebt zu machen. Aber die Sache war ihm etwas gegen das Gefühl.

Nun, das Versprechen war gegeben worden und mußte ausgeführt werden, das war klar.

Heinz entnahm dem Handkofferchen ein frisches Oberhemd nebst einem besonders feierlich hohen Kragen und warf sich in Wids.

Die rotbraunen Glacéhandschuhe quälte er sich an, dann — nach einigen anstrengenden Versuchen, in dem handbreiten Spiegelchen eine Totalübersicht zu gewinnen — ging es hinüber zum schönen großen Haus, wo im Garten liegt". So hatte jawohl die Kellnerin gesagt.

Der Garten war großartig: kunstvolle Teppichbeete in schön geschorenem Rasen, weiße Göttergestalten in blühendem Buschwerk, plätschernde Goldfische in marmornem Becken, ganze Felder hochstämmiger Rosen aller Farben.

Und dies alles gehörte einem Manne, der leidhaftig und veritabel Heinz Pfifferlings Großonkel war! Heinz kniff sich in den Arm, um sich die Größe dieser Tatsache besser fühlbar zu machen.

Er stand bereits an der schöngeschnittenen Haustür, als ihn allerhand Zweifeln und Bedenken überliefen. Er hatte bisher gemeint, sich bei dem alten Herrn in biederer Unverfrorenheit einzuführen, etwa nach dem Muster: „Gott grüß' Euch, Alter, — schmeckt das Pfeifchen?" Doch dem Besitzer eines so feudalen Gartens gegenüber wäre doch vielleicht ein stolzverbindliches: „Gefallen — mein Name ist Pfif—ferling, Studiosus phil." mehr angebracht.

So in Zweifel ganz versunken, wurde er durch ein jähes Aufreißen der Haustür aufgeschreckt. Ein Mann stürmte wild heraus, prallte gegen ihn an, blickte ihm wütend ins Gesicht und schoß die Freitreppe hinab wie ein Donnerkeil.

Der gemütliche Herr Zellmüller aus Nummer Sieben!

Wie kam denn der hierher? Er war doch nicht etwa Spezialartist eines berühmten Journals, der das Innere merkwürdiger Häuser aufnahm?

Nun, die Haustür stand nun offen und Heinz schlüpfte hinein. Ein dämmeriger Flux empfing ihn. Kühl und geräumig, nobel mit Teppichen belegt; zwischen

Blattpflanzengruppen Tischen mit Zeitungen bedeckt, zur Seite eine mächtige altertümliche Wanduhr, gegenüber eine angelehnte Tür, die in ein saalartiges Zimmer führte.

Heinz trat auf den Zehenspitzen hinein, da auf sein Klopfen niemand antwortete. Voll

ehrfürchtigen Staunens sagte er sich, daß dieses Zimmer alles übertraf, was er bisher an „guten Stuben" kennen gelernt hatte.

Graublau Seidenpolster, geschweißte, vergoldete und weißlackierte Rokomöbel, sanft tickende Stuhlhren auf marmornen Kaminsimsen, wundervolle Ölgemälde, kostbare Vasen und Kunstgegenstände!

Heinz ging auf den Zehenspitzen und betrachtete alles gemächlich. Da plötzlich schrie aus einem Nebenzimmer eine erbohte Stimme: „Zum Donnerwetter, wer kreibt denn da herum?"

Heinz war mit drei festen männlichen Schritten an der Tür, klopfte kurz und energisch, trat in eleganter Haltung ein und schlug bei tadelloser Verbeugung die Haden zusammen.

„Gefallen, — mein Name ist — — —"

Doch der vertrocknete kleine Herr, der im losen Schlafrock inmitten des Zimmers am schöngedeckten Kaffeetische saß, ließ ihn nicht ausreden. Seine lebhaften und klugen schwarzen Augen schossen Zornesblitze.

„Hinaus!" schrie er. „Habe keinen Bedarf, weder an Glanzwache noch Insektenpulver oder Schweizerpillen! Zum Kluck noch mal, — der vierte heut! Bin ich denn ein Versuchslarnikel für Probenreiter? Amor, ruhig!"

Der „Amor" galt einem fettleibigen, rüdig aussehenden Kötter, der auf prachtvollem Tigerfell neben dem Sessel seines Herrn ruhte. Zähnefletschend und knurrend blickte er auf Heinz. Sein Mopsgeßicht sah merkwürdig ausdrucksvoll aus, böshast und höhnisch. Wie er so dalag, vor Wut und Fett stöhnend, schien er den besten Willen zu haben, dem jungen Mann an die Kehle zu springen, jedoch aus Gesundheitsrücksichten davon Abstand zu nehmen

„Sie scheinen sich im Irrtum zu befinden, verehrter Herr!" sagte Heinz. „Ich habe die Ehre, zur Schar Ihrer Großneffen zu gehören."

„Aha!" sagte der alte Herr. Und es war merkwürdig, wie schnell der Ausdruck des überaus beweglichen gelben Gesichtes wechselte und urplötzlich sich zu einer übergroßen unheimlichen Freundlichkeit verzog. Das süße Lächeln des schief zum rechten Ohr emporgezogenen dünnen Mundes machte einen beinahe diabolischen Eindruck.

„Aha!" sagte der alte Herr. „Also Nefse, — aha! Darf ich fragen: Finie Müller oder Schulze?"

„Pfifferling!" sagte Heinz mit Stolz.

Herr Brettschneider rieb sich schmunzelnd die Hände.

„Ei, ei, ei — was für ein lieber junger Mann! Kommt viele, viele Meilen daher, um zu sehen, wie es dem armen alten Onkel geht! Ei, ei — nur, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen! Ich muß sagen, die Nahrung überwältigt mich. Sieh einmal hierher, mein lieber Junge —" er ergriff ein dickes Paket der „Fliegenden", das vor ihm auf dem Tische lag, und begann die einzelnen Blätter liebreich auszubreiten. „Sieh einmal, — eine hübsche Sammlung — — meine Lieblingslektüre. Siehst Du, hier ist der berühmte Studiosus „Spund", der Studiosus „Süffel" — und wie sie alle heißen. Lauter infame Bengels.

Durch Ränke und Kniffe locken sie dem einfältigen alten Onkel das Geld aus der Tasche, — famos witzig sind sie dabei. Und der dumme Trottel von Onkel hat's ja auch nicht besser verdient, nicht wahr? Aber infame Bengels, diese Spunds und Süffels und Pumps! Was für liebe Neffen hat unsereins dagegen. Kommen eigens daher, sich nach meinem Befinden zu erkundigen! Ich muß sagen, es überwältigt mich. Reich mir die treuherzige Rechte, kleiner Pfifferling —"

In diesem Augenblick fuhr Amor empor und begann sich auf dem Parlett zu kugeln mit merkwürdigem

heiseren Geheul, das einem böshastigen Lachen nicht unähnlich war.

Pfui Kluck, ordentlich menschlich klang es. Es sah fast so aus, als wälze sich das Tier vor Lachen, weil der grüne Junge da so famos abgeführt wurde

von seinem Herrn. Den jungen Mann überkam ein Grimm, den er kaum meistern konnte. Da stand er nun wie ein dummer Junge, vom Alten verhöhnt, vom Hunde verlacht, den Hut in der Hand, — wahrhaftig in einer lächerlichen Lage.

Und der Alte machte solch ein heimtückisch liebreiches Gesicht, streckte ihm die Hand entgegen und flötete: „Also nur nach meinem Befinden will sich der liebe Junge erkundigen —"

Heinz richtete sich stramm in die Höhe und sagte. „Verzeihung, — aber Ihr Befinden ist mir, offen gestanden, höchst gleichgültig."

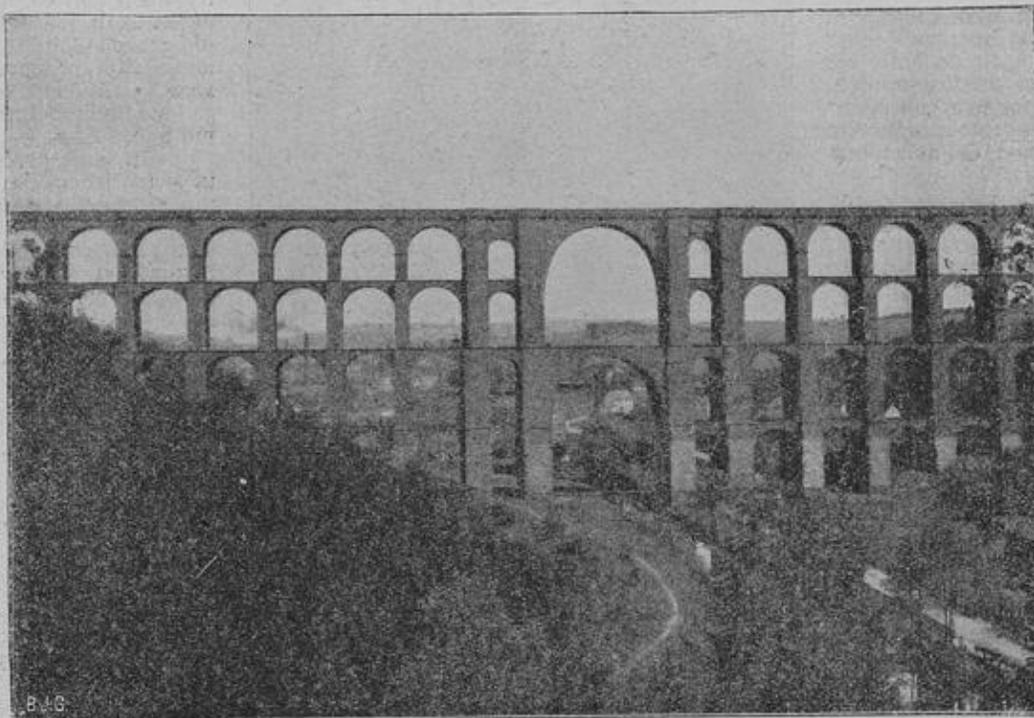
Wieder war der jähe Wechsel im Gesicht des Alten höchst seltsam. Seine Züge waren plötzlich ernst und kühl, während er den jungen Mann sehr aufmerksam vom Kopf bis zu den Füßen musterte.

„Nun also, um es kurz zu machen, was verschafft mir alsdann die Ehre?"

Der Wunsch meiner Mutter Marie Pfifferling geborene Brettschneider führt mich her. Ich gab ihr das Versprechen, Ihnen einen verwandtschaftlichen Besuch zu machen. Die Sache wäre ja nun überstanden und erledigt. Habe die Ehre!"

Er verbeugte sich tadellos und ging hinaus. Der Hund schickte ihm eine heisere Lache nach. Herr Brettschneider aber sah scharf und aufmerksam nach der Tür, als erwarte er demnächst die Rückkehr des stolzen Jünglings.

Allein draußen auf dem knirschenden Kies entfernten sich eilige und energische Schritte.



Der größte Eisenbahn-Diavkt Europas.  
Die Göttsch-Tal-Brücke bei Mühlau i. Vogtl.

„Behüt' Dich Gott, es wär' so schön gewesen“, sang Heinz schmelzend und wohlgenut. Die dumme Geschichte war ja nun abgemacht, da konnte man wieder sorgenlos sein Leben genießen. Allein die Stimmung sollte umschlagen.

Es war gegen Mitternacht, als er den Leihbibliothekschmoller, den er beim Scheine einer Stearinkerze genoss, endlich überwältigt hatte. In Hemdsärmeln und barfuß wandelte er die abhüftigen Dielen auf und nieder, breitbeinig, um nicht unversehens ins Rutschen zu kommen.

Vor einem Oberhemd, das sorgfältig ausgebreitet über dem Ohrenstuhl hing, blieb er in sinnender Betrachtung stehen. Das Hemd war eigentlich alt, sozusagen geflickt, aber das war sein und seiner Mutter Geheimnis. Niemand konnte es wissen, denn die Fäden pflegten sich im Verborgenen zu befinden. Alles, was man sah, war ein funkelnagelneuer Einsatz, den Mutter Pfifferling mit geschickten Fingern hineingezaubert hatte. Wehmütig blickte Heinz auf das Kunstwerk. So etwas mußte doch furchtbar schwer sein. Sonderbar, daß er noch niemals daran gedacht hatte. Wie das gute Mutting dabei wohl mit heißem Gesicht abends aufgefressen und gestöhelt hatte! Er sah es deutlich vor sich, das hübsche Gesicht, über das dann und wann ein stilles Grübchen lächeln huschte, denn die Phantasie war natürlich wieder auf Reisen zugunsten ihres Schlingels.

Und daneben sein alter Herr, — feste forrigierend Abend für Abend! Wahrhaftig, wenn jemand das dreißig Jahre lang besorgt hatte, das mußte ja wahnsinnig langweilig werden! Aber noch immer keine Ruhe! Da hatte die Schwester ausgestattet werden müssen, dann wieder mußte man dem „Großen“ in den Sattel helfen, — und nun sperkte auch er, der Heinz, noch Schnabel und Hände auf.

Heinz überließ es plötzlich siedend heiß. Zwei Portionen Nührei mit Schinken hatte er heute abend genossen, in fünf Minuten eine halbe Privatstunde seines alten Herrn hinuntergeschlungen! Geradezu sündhaft, wenn man's recht bedachte.

Und morgen abend bei seiner Rückkehr, wie würde ihm Mutting da so erwartungsvoll entgegenlachen: „Nun erzähle, — wie war's bei Onkel Brettschneider?“

Mit beiden Händen fuhr sich Heinz durch die aufstrebende dicke Mähne. Dumm hatte er's gemacht, erzdumm. Ganz anders hätte er es machen müssen, — etwa so: Und nun dachte er sich aus, was er gescheiterweise hätte sagen müssen und was dann Onkel Brettschneider vielleicht gesagt hätte und was dann er wiederum gesagt hätte. Ein ganzer Roman wurde es, in dem die Tausendmarkscheine nur so flogen.

Aufgeregt glitt er die knurrenden Dielen auf und nieder, munter, wach und mutig wie ein Hahn beim Morgen grauen. An schlafen nicht zu denken. Nicht auszuhalten war ja das hier in der heißen stidigen Stube!

Er nahm die Wasserflasche unter den Arm und tappte leise über den dämmerigen Flur. Vor der Sieben standen ein Paar schiefe Schuhe, in die er im Vorbeigehen einen kleinen Fuß aus der Wasserflasche fließen ließ.

Wohlig aufatmend ließ er sich im Glasfäßig nieder, durch dessen breite zurückgeschobene Fenster ein wundervoller feucht-warmer Erdgeruch strömte, untermischt mit allerlei Blütenduft. Der Regen hatte aufgehört, die Nacht war nicht allzu dunkel. Schade nur, daß die Aussicht auf die hübsche Mondscheinlandschaft durch die Wipfel einer Kastanie fast ganz verdeckt war.

Doch Heinz wußte Rat. Vor dem linksseitigen Fenster lag fast in gleicher Höhe verlockend das flache Dach eines kleinen Vorbaues.

„Steigen wir aufs Dach mit unserm Weltschmerz wie der Kater Sibbigeigel“, dachte Heinz und schwang sich hinaus. Prächtig war es hier oben, reiner die Luft, unbehindert der Ausblick in das träumende Tal und auf das gartenumhegte Kirchhaus, das mit seinen zierlichen Türmchen wie ein Märchenschloß im Mondschein lag.

Heinz reckte die Arme. Er gefiel sich in seiner exponierten Stellung.

„Seht ihr auf jenen Höh'n  
Den Mann von freier Bildung steh'n —“  
begann er zu pfeifen. Schmunzelnd sah er sich um. Aha, die Frau Wirtin hatte sich hier oben einen Park angelegt, nach dem

Vorbild der verflorenen Semiramis. Ein Gummibaum und ein Oleandergebüsch bildeten einen äppigen Hain, in dem er sich behaglich ausstreckte. Die Hauswand war seinem Rücken willkommene Stütze.

Er suchte in seinen Taschen nach einer Zigarre, fand aber keine, ein Umstand, der ihn von neuem wehmütig stimmte. Sinnend blickte er in Onkel Brettschneiders Garten hinab, der mit seinen vielfach verschlungenen Wegen und seinem äppigen Buschwerk von hier aus hübsch deutlich zu übersehen war.

Dort hauste nun der wunderliche Alte mit seinem sündhaften Mammon und glaubte der Welt ein Schnippchen zu schlagen, wenn er niemand zur Liebe lebte und niemand zur Freude starb. Und war doch selber der Gefoppte. Denn irgend jemand mußte doch schließlich der lachende Erbe sein, irgend jemand oder irgend etwas, — vielleicht eine wohltätige Veranstaltung, zum Beispiel ein Sanatorium für fettstüchtige Köter, mit Massagekur. Unter Amors Protektorat. Der auf den Hund gekommene Amor —

Alle guten Geister, was war denn das da unten?  
Seine Augen, die ein wenig schlaftrunken über den Garten geblinzelt hatten, nahmen plötzlich einen sehr gespannten Ausdruck an. Er glaubte in der Nähe der Villa Brettschneider die Gestalt

eines Mannes zu bemerken, der vorsichtig durch das Gebüsch schlich. Mußte er einmal über einen schattenlosen Weg, so huschte er mit schnellem Sprunge hinüber. Und bei einer solchen Gelegenheit war es, wo Heinz es brandrot aufleuchten sah; brandrot über einem aschgrauen Gesichte. Herr Feilmüller, — wahrhaftig, er war es. Was hatte dieser Kerl in Onkel Brettschneiders Garten zu nacht wandeln? War er mondsüchtig? Oder — —?

Ein aufregender Gedanke erregte in Heinz jeden Blutstropfen. Er hoch, um nicht gesehen zu werden, bis an den Rand des Daches und bemerkte erfreut, daß ein handfester kleiner Kirschbaum, der sich innerhalb der hohen Gartenmauer befand, ihm einladend seine Äste entgegenstreckte. Er konnte ganz bequem hinabturnen und war in wenigen Sekunden unten. Und nun konnte das Versteckspiel beginnen. —

Bläß, sichtlich aufgeregt, stand Herr Feilmüller vor einem niedrigen Fenster, das sich neben der Hintertür der Villa befand. Er legte horchend das Ohr an die Scheiben.

Heinz, der ganz in der Nähe hinter einem dicken Baumstamm stand, steckte die Hand in die Tasche und umspannte den Griff seines Dolchmessers.

Jetzt pochte Feilmüller leise an die Fensterscheiben. Drinnen sagte eine Frauenstimme: „Schon gut. Komme schon.“

Heinz stugte. Sollte es sich um ein verletztes Stelldichein handeln? Ei, ei, Herr Feilmüller!

Die Tür wurde leise geöffnet und ein ältliches, häßliches Frauenzimmer trat heraus.

Die beiden begannen flüsternd ein Gespräch, von dem Heinz nur einzelne Brocken auffing, die aber genügten. Deutlich unterschied er aus Feilmüllers

heiserem Geflüster die Worte: „Ohne aufzuwachen — schmerzlos — in einer halben Sekunde eine Leiche —“

Die Frau sagte etwas wie: „Geschieht ihm schon recht — alter Klel —“ und wies über die Schulter: „Da nebenan — schläft so fest wie 'n Toter.“

Heinz fühlte ein Gruseln durch seine Glieder laufen. Nun, was dieses saubere Paar beabsichtigte, das war ja klar.

Die Alte zog den Bundesbruder ins Haus hinein. Es schien fast, als sehe er leisen Widerstand entgegen. Mit zitternder Stimme höhnte er: „Ich trau' mir eigentlich nicht. Sie hätten mir nicht verführen sollen.“

„Dummes Zeug!“ sagte die Alte.

Sie standen jetzt mitten in dem Flur, der zugleich eine Art Wohnraum für die Diensthofen zu sein schien. Leise bemühte sich die Frauensperson, eine Tür zu öffnen. Da plötzlich stieß ihr Genosse einen durchdringenden Schrei aus: Heinz hielt ihn fest beim Kragen und drückte ihn kräftig zu Boden. Ohne den geringsten Widerstand zu leisten, fiel er weich und platt zur Erde, ein schlotterndes Jammerbündel.

Höchst seltsam aber benahm sich die Alte.

Anstatt davonzulaufen, wie Heinz erwartet hatte, begann sie ein gellendes und anhaltendes Jammergeschrei: „Zu Hilfe, zu Hilfe! Diebe! Mörder!“



Zwei bekannte albanische Bandenführer.

Es dauerte nicht lange, so hörte man Türenschlagen — und Herr Brettschneider erschien in höchst eigener Person, sehr leicht bekleidet, den Fünfminutenbrenner in der erhobenen Rechten. „Was ist denn hier für ein verrückter Spektakel?“ schrie er. „Was ist denn los?“

Heinz zerpte den schlotternden Rauchmörder am Kragen ins Licht des Minutenbrenners.

„Man wollte Sie ermorden, — das ist los. Dieser und die Person da. Wäre ich um fünf Minuten zu spät gekommen, so wären Sie jetzt eine Leiche.“

Herr Feilmüller richtete sich jetzt auf den Knien auf und rang entsezt die Hände.

„Bei allem, was mir heilig ist, — bei allem, was mir heilig ist —“ sammelte er. Doch weiter bekam er nichts heraus.

Die Alte kreischte laut auf. „Ermorden? Ich? Ich? Ich habe noch keinem Menschen was zuleide getan — und mein Vater war Gendarm, da erkundigen Sie sich mal. Eine „Person“ bin ich nicht, das brauch' ich mir nicht gefallen zu lassen — hier muß gleich die Postzeit her.“

Das wird wohl keine Sünde sein, wenn ich so 'n eiliches Vieh beiseite bringen lasse, wo doch der Herr Feilmüller Kammerjäger ist und seine Sache versteht. Und heimlich muß man ja hier alles Vernünftige machen, wo doch beim gnädigen Herrn 'ne Straube los. Aber er kann nun seinen alten eiligen Amor alleine baden, — ich gehe — gleich gehe ich —“

In diesem Augenblick erlosch der Fünfminutenbrenner. Die Stimme der Alten verrollte in der Ferne wie ein abziehendes Gewitter, Herr Feilmüller entschlüpfte wie ein Mal und verlor sich draußen im Dickicht — und auch Heinz zog es vor, geräuschlos im Schutze der Dunkelheit den Rückweg anzutreten.

Der alte Herr knallte schimpfend hinter ihm die Tür zu und verschloß sie dreifach.

Als Heinz über den Kirschbaum wieder auf sein Dach gelang war, stemmte er beide Arme in die Seiten und lachte laut und anhaltend. —

Folgenden Tages in aller Morgenfrühe wurde er durch ein anhaltendes Trommeln an seiner Zimmertür aus dem Schlafe geschreckt.

„Herr Pfifferling, Herr Pfifferling, stehen Sie doch mal schnell auf. Hier ist einer,“ rief Frau Hilpert. Ihre Stimme klang dringlich und ängstlich.

„Der Briefträger?“ schrie Heinz.

„Ach ne doch, ne doch! Machen Sie doch man schnell. Einer aus der Villa ist es.“

Aus der Villa? Das klang bedrohlich. Den alten Herrn wurde doch nicht etwa vor Anker der Schlag geführt haben?

Eilends fuhr er in die Kleider und riß die Tür auf. Ein herrschaftlicher Diener in hellblauer Livree stand dort und hielt ihm einen Brief entgegen.

„Bitt' schön. Hatte den Befehl, den Brief nur Ihnen selbst zu geben.“

„Sollen Sie auf Antwort warten?“

„Zu Befehl, nein,“ sagte der imponierende junge Mann und entfernte sich stolzen Ganges.

Heinz stürzte in sein Zimmer und riß den Brief auf. Ein zweiter Umschlag mit didem Inhalt und ein Zettel lagen darin. Auf dem Zettel stand:

#### Teurer Lebensretter!

Ich hatte vor Mitternacht eine schlaflose Nacht. Zu denken, daß Du Dich meinwegen in ein Gewühl von Räubern und Mördern stürztest! Daß Du schließlich das Leben eines räudigen Hundes rettetest anstatt das meinige, das tut ja nichts zur Sache. Nun, undankbar bin ich nicht. Ich habe mir überlegt, wie hoch ich mein Leben einschätzen soll. Ich will nicht unbescheiden sein, — zehntausend Mark dürften genügen. Ich übersende sie anbei mit dem Wunsche, daß sie Dir gut bekommen mögen, kleiner Pfifferling.

Gruß an Frau Marie Pfifferling geb. Brettschneider von Johann August Brettschneider.

Heinz steckte den Kopf ins Waschbecken und knuffte sich Arme und Beine, ehe er den zweiten Umschlag öffnete. Zehn schöne neue Tausendmarkscheine fielen heraus.

Er fuhr wild im Zimmer umher, suchte seine Toilette zu vervollständigen, was ihm nicht gelang, und stürzte endlich — einen Strumpf in der Hand, den andern am Bein — die Treppe hinab.

„Frau Hilpert — Frau Hilpert! Einen Wagen, ich muß zur Bahn — muß zu Mutter Marie Pfifferling geb. Brettschneider! Sofort, sofort! Ich muß mit meinem alten Herrn drei Flaschen

Selt hintereinander trinken und den alten Plunder von Hesten in den Ofen stecken —“

„Na nu, man nich so fix,“ sagte Frau Hilpert mißbilligend. „Sie haben ja nicht mal ordentlich die Strümpfe an. Und überhaupt — wie kommen Sie mir denn vor?“

Er faßte sie um die dicke Taille und wirbelte sie herum, bis ihr der Atem ausging.

„Holen Sie mal eine Flasche vom Besten herauf, Mutter Hilpert, und vier Gläser dazu!“

„Aber, aber! Ich denke, Sie gehören zu die Obstnatschen, wo keinen Wein trinken?“

Er legte den Finger an die Nase. „Om. Heut' ist ja Freitag. Das galt doch bloß für Mittwoch, verstehen Sie?“

Plötzlich rüttelte er sie sanft an den Schultern. „Sehen Sie mich einmal an. Was sehen Sie? Sagen Sie's offen.“

„Nu, ungekämmte Haare. Aber sonst nicht so garstig.“

„Ich sage: Sehen Sie mich genau an. Und wenn Sie später mal jemand fragen wird: „Haben Sie schon mal einen glücklichen Menschen gesehen?“ so antworten Sie: „Ja, das hab' ich. Ein hübscher Junge war's, — ich mocht' ihn gern —“ Heinz Pfifferling hieß er —“

Strahlend wie der junge Morgen nickte er ihr zu und stürmte dann wieder zurück in sein Zimmer.

„Ja, ja,“ murmelte schmunzelnd Frau Hilpert, „wundern tät's mich nicht, wenn dem heut' das Glück in den Schoß gefallen wär. Das ist so einer, der! Ich denk' immer, so wie es uns mit unsern Kindern geht, so geht's dem lieben Herrgott mit seinen Menschenkindern auch: Ist da so ein sauerdüpfliches Gör, dem nichts recht ist, das läßt man sich in seiner Ecke ausmaulen und sieht's nicht mal gern an. Wenn aber so ein liebes Dingelchen um einen herumhüpft wie ein Zicklein im Mai, und wenn's dann sagt: „Mutter, ich weiß wohl, warum ich so lustig bin, ich weiß wohl, Du schenkst mir heut' noch was,“ — nun, da kann man gar nicht anders, da beginnt man sich so lange, bis man weiß, was man dem lieben Ding schenken soll, — von wegen seinem schönen Zutrauen. Nur, damit's sein schönes Zutrauen behält.“

So sagte Mutter Hilpert und stieg fröhlich in den Keller hinab, um eine Flasche vom Besten zu holen. — — —



Alphonse Bertillon †,  
der Erfinder des berühmten  
Körper-Meßsystems zur Wiedererkennung von Verdächtigen.

## Unsere Bilder.

Der Flieger Karl Ingold hat durch einen Flug von 16 Stunden 20 Minuten einen neuen Weltrekord im Überlandflug ohne Zwischenlandung aufgestellt; er stieg am 8. Februar morgens in Mülhausen i. E. auf, flog über Gotha, Raumburg, Kottbus und die Lausitz, bog dann nach Süden bis Kempten und landete schließlich nachts 11,55 Uhr bei München. Er erhielt für seinen 1700-m-Flug den Städtepreis der Nationalflugspende. Bruno Langers Weltrekord wird durch den Flug Ingolds nicht beeinträchtigt, da eine Dauerhöchstleistung nur auf dem Flugplatz vor den Augen der Sportzeugen gewertet wird.

Graf Wladimir Nikolajewitsch Sokolow, der zurückgetretene russische Ministerpräsident war früher Finanzminister und seine ganze innerpolitische Tätigkeit als Ministerpräsident war zumeist von finanziellen Gesichtspunkten geleitet. Er wird voraussichtlich den Botschafterposten in Paris erhalten.

Drahtlose Telegraphie nach Amerika. Die Gesellschaft für drahtlose Telegraphie, die in der bekannten Telefunkenstation Nauen bei Berlin die größte drahtlose Telegraphenanlage besitzt, hatte die Vertreter der großen Berliner Zeitungen nach Nauen eingeladen, um ihnen den seit einiger Zeit eingerichteten funktentelegraphischen Verkehr mit Amerika zu demonstrieren. Zur gleichen nächtlichen Stunde waren in der Funkenstation Sayville bei New York die amerikanischen Pressevertreter versammelt, die nun mit den deutschen Kollegen auf dem geheimnisvollen Wege durch den Aether höfliche Begrüßungen und freundliche Wünsche austauschten. Die Uebertragung erfolgt durch Telegraphenzeichen nach dem Morsealphabet, die von dem aufnehmenden Telegraphisten durch das Telephon abgehört werden.

Der größte Eisenbahn-Biadukt Europas. Die Gölitzsch-Tal-Brücke bei Mühlau i. Vogtl. Die Gölitzsch-Tal-Brücke ist die größte Eisenbahnüberführung Europas. Sie wurde in den Jahren 1846—1851 erbaut. Ihre Höhe beträgt 92 Meter, ihre Länge 578 Meter. Die Baukosten beliefen sich auf 6½ Millionen Mark. 1500 Arbeiter waren tätig, um das Werk zu vollenden, zu dem allein 20 Millionen Ziegel verbraucht wurden.

Zwei bekannte albanische Bandenführer. Zwei der bekanntesten albanischen Bandenführer aus dem Malakastragebirge sind auf unserem Bilde dargestellt: Smajl Klossi (links) und Tashi Patosi (rechts), welche dieser Tage nach Durazzo kamen, um den Prinzen Wied zu erwarten. Die beiden Chiefs haben die letzten drei Feldzüge mitgemacht und sind in ihren Nationalkostümen dargestellt.



## Sprüche.

Höheres bildet  
Selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,  
Als die Mutter mit ihrem Sohn. (Schiller.)

Die Mutter ist der Genius des Kindes.  
(Hegel.)

**Schloß Benrath.** In Nummer 7 brachten wir eine Aufnahme von Schloß Benrath mit der Unterschrift: „Das Schloß als Schule. Das frühere königliche Schloß in Benrath ist vor einiger Zeit vom Staat an die Gemeinde Benrath verkauft worden und wird jetzt als höhere Schule benutzt.“ Hierzu teilt uns der Bürgermeister von Benrath berichtend mit: „An dem von Ihnen abgebildeten Hauptschloßgebäude ist seit dem Eigentumswechsel weder baulich das geringste geändert worden, noch ist in seiner Benutzung irgendeine Aenderung eingetreten. Vielmehr wird dieses Gebäude als Bau- und Kunstdenkmal stets erhalten bleiben und es kann als solches — wie auch früher — gegen Eintrittsgeld besichtigt werden. Die höheren Schulen sind in einem von dem Hauptschloßgebäude völlig isoliert stehenden Gebäude, in dem früher die Hofbeamten und Diener wohnten, untergebracht.“

**Ein Denkmal zu Ehren des verunglückten Südpolarforschers Scott.** Einweihung des Gedenksteinens bei Lautaret in den französischen Alpen. Vor kurzem fand bei Lautaret in den französischen Alpen die feierliche Einweihung des zum Andenken an den Südpolarforschers Scott errichteten Monuments statt. Scott hat in Lautaret die sämtlichen Vorbereitungen für seine verhängnisvolle Forschungsreise getroffen.

**Der Durchstich des Distelfentunnels bei Schlüchtern-Flöden.** Der 3575 Meter lange Tunnel ist der zweitgrößte Deutschlands; er durchbricht die Wasserscheide zwischen Main und Weser und stellt eine unmittelbare Verbindung der Stationen Schlüchtern und Flöden auf der Strecke Frankfurt—Berlin her. Das Anlaufen der Station Elm fällt daher künftig weg, und der Schnellzugverkehr erfährt eine erhebliche Abkürzung.

Aber auch strategisch ist der Tunnel von größter Bedeutung, weil durch ihn die Station Elm auf der Hauptlinie nach Südwestdeutschland ausgeschaltet werden kann. Dem Bau, der im Jahre 1909 begann, stellten sich außergewöhnliche Schwierigkeiten entgegen; es fanden sich nahe beim Südportal und am Nordportal ausgedehnte Lager tertiären Tonen, der mit wasserführender Braunkohle durchsetzt war. Die Tunnelarbeiten mußten hier mittels Vortriebschilde vorgenommen werden, wie sie in solcher Größe noch nirgends zur Anwendung gekommen sind. Mit dem in diesen Tagen erfolgten Durchbruch des Vortriebschildes in den Voreinschnitt beim Nordportal erscheint die Inbetriebnahme des Tunnels für den Sommerfahrplan 1914 gesichert, da bereits über 3500 Meter

fertig ausgewölbt sind. Die Gesamtkosten des Tunnels belaufen sich auf rund 9½ Millionen Mark. Unsere Aufnahme zeigt den am Nordende des Tunnels zutage getretenen Druckschild, der mit einem Durchmesser von 11 Meter den größten Druckschild der Welt darstellt.

**Der wohlverborgene Schatz.** Im Jahre 1789 starb ein reicher Mann in Paris, der seine Erben in die tiefste Trauer versetzte, weil sie seine Schätze nicht finden konnten. Der eiserne Geldkasten war leer. Man nimmt die Bedienten in Verhaft, man durchbohrt die Mauern, man untersucht

wieder her. Der Reiche hatte sein Geld zwischen die Blätter der Folianten geleimt, in der Meinung, daß es da am sichersten verwahrt sein würde.

**Aus einem Dienstbuch:** „Fräulein Bulle war als Köchin vier Monat bei mir in Stellung und war während dieser Zeit selten ehrlich und fleißig.“

**Die Treppenpolierer.** „Marie,“ sagte die Gnädige, „ich bin mit Ihnen unzufrieden. Sie wischen nicht ordentlich Staub im Hause. Das Treppengeländer ist ganz schmutzig. Wenn ich denke, wie es bei Meyers aussieht, da blitzt es immer wie poliert!“ — „Ja, gnä' Frau, Meyers haben aber auch drei kleine Jungen!“

**Der Tänzer.** Dame: „Warum tanzen Sie denn nicht? Sie finden wohl kein Vergnügen am Tanz?“ — Herr: „D ja. Ich tanze sogar sehr gern, komme aber selten dazu; denn entweder stört mich die Musik, oder meine Dame ist mir im Wege.“

**Zu einem hin.** Tante (mitleidig): „Armer Junge, Deine Braut ist Dir untreu geworden? Da solltest Du Dir auch gleich den kranken Zahn ausziehen lassen, — das geht in einem hin!“

**Wohlmeinend.** Borsianer zum Sohne: „Und eine Ahnengalerie werd' ich mir auch anlegen. . . de männlichen Ahnen müssen ähnlich sehen mit, de weiblichen der Mama!“ — Sohn: „Ich würd' mich nicht so drauf laprizieren auf de Aehnlichkeit. . . mer weiß nix, wie's amal kommen kann. . . und dann sind se zu schwer verkäuflich!“

**Der Treffpunkt.** Die Gattin, beim Spaziergang: „Entsinnst Du Dich noch, Tom, wie wir uns immer hier an diesem Denkmal trafen, ehe wir heirateten?“ Der Gatte: „D ja; und da steht auch richtig schon wieder so ein Narr.“

**Verringerte Gefahr.** Die beiden Herren sind in sinnende Betrachtung versunken. „Sind Sie für ein langes Verlobtsein?“ fragt der eine. Worauf der andere erklart: „Aber gewiß, je längere Zeit ein Mann verlobt ist, um so weniger Zeit bleibt ihm, verheiratet zu sein.“

## Rätsel.

Zu beneiden bist du, kann es dir gelingen,  
Mich durch dein edles Streben zu erringen,

Zu neiden, wenn mich dir die Menschen geben,

Hinaus bis über dieses Erdenleben.  
Nimmst du mein erstes Zeichen, so erschallt  
Sich dir der Hoffnung und der Jugend Bild,

Und nimmst du mir gar noch ein Zeichen fort,  
So führ' ich dich hinaus weit in den Nord,  
Beliebt dir, dieses Wörtchen umzulehren,  
Wird's dem Verliebten all' sein Glück gewähren.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Urlaub.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen. Ess'n (Ruhr).



Ein Denkmal zu Ehren des verunglückten Südpolarforschers Scott.

alle Lehnstühle, man hebt die Fußböden auf, man gräbt die Keller um, alles umsonst. Man taxiert alle Möbel, alle Bijouterien usw., aber alles dieses war keine Schadenshaltung wegen der vermischten klingenden Münze. Man geht zuletzt in die bestaubte Bibliothek, dasjenige Zimmer, welches am wenigsten besucht worden war. Die oberste Reihe war eine Sammlung großer Folianten, welche die heiligen Kirchenväter enthielt. Der Bediente nimmt einen heraus, um ihn dem Taxator zu zeigen. Der schwere Band fällt ihm aus der Hand auf die Erde und siehe da! 3000 Louisd'or springen dem heiligen Chrysostomus aus dem hohlen Bauche. Seine Nachbarn, der heilige Gregorius, Augustinus, Hieronymus, Basilus geben alle gleichfalls das ihnen anvertraute Geld

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.

## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt.



Nr. 11

Sonntag, den 15. März

9141

### Die Seemannsbraut.

Ein deutscher Seeroman von D. Elster.

(Schluß.)

(Nachdr. verb.)

Die Schiffsglocke läutete, der kleine Dampfer ächzte und schaute, und rauschend drehte sich die Schraube, schaumige Wellen aufwerfend. Auf der Kommandobrücke stand der Sennor Kapitano und erteilte seine Befehle mit kreischender Stimme. Die dunkelhäutigen Matrosen eilten geschäftig und unter lebhaften Geflüsterungen hin und her, und es war ein Leben und Treiben auf dem Deck, daß der alte Theising einmal über das andere den grauhaarigen Kopf schüttelte.

Henning und Grete standen Hand in Hand auf dem Achterdeck und nickten den zurückbleibenden Freunden die letzten Abschiedsgrüße zu, bis die vor-springende Landzunge den Blick auf den Hafen verhinderte.

Lange aber leuchtete aus dem dunklen Grün der Palmen das weiße Haus herüber, das ihnen eine soch freundliche Aufnahme bereitet hatte.

Abriens erwies sich der kleine Dampfer als ein tüchtiges, schnelles Schiff. Nach wenigen Tagen stieg die Küste von Chile aus den blauen Meeresfluten empor und bald darauf dampfte man in den schönen Hafen von Valparaiso ein und legte am Kai bei.

„Da liegt die „Nymphe“, sagte Theising, der während der Einfahrt neben Henning und Grete stand. „Lieber Himmel, wie sieht das schöne Schiff aus!“

Das mastenlose Schiff gewährte allerdings einen traurigen Anblick. Die Sturzseen und Stürme hatten es arg mitgenommen. Von dem schmucken Äußeren der Bark war wenig mehr zu sehen. Aber schon waren die wenigen treugebliebenen Matrosen unter Leitung des Zimmermanns beschäftigt, die Schäden auszubessern. Die Schanzkleidung wurde erneuert, der Schiffskörper mit einem frischen Anstrich versehen. Nur die Masten und die Takelage fehlten noch.

Am Kai erwartete der Konsulatssekretär Bieder die Ankommenden und führte sie zur Villa Mendens, wo sie freundliche und gastliche Aufnahme fanden.

Frau Mendens nahm Grete liebevoll in die Arme, und Carmen, ihre Tochter schloß sogleich innige Freundschaft mit ihr. Die Abenteuer, die Grete erlebt, hatten sie alle gespannt auf ihre Bekanntschaft gemacht. Sie erwarteten wohl die derbe Gestalt einer Seemannsrau zu finden, und jetzt sahen sie eine schlanke, feine, wenn auch kräftige Mädchenfigur vor sich, deren hübsches Ansehen die Bewunderung aller erregte.

„Ich hoffe, mein liebes Fräulein,“ sagte der würdige Konsul,

„Sie betrachten mein Haus als das Ihrige. Ihr Vater war mein guter alter Freund, ich beklage seinen Tod aufrichtig. Auch Ihre Mutter habe ich gekannt. Das war eine brave Seemannsrau. Lassen Sie mich und meine Gattin Elternstelle bei Ihnen vertreten.“

Grete dankte dem trefflichen Menschen von ganzem Herzen. Bald fühlte sie sich in dem gastreichen Hause des Konsuls wohl und heimisch. Am Nachmittag begaben sich der Konsul und Henning nach der „Nymphe“, auf der Theising, der Koch, Marie und Fritz Grünlich schon wieder Quartier genommen hatten.

Die Mannschaft empfing Henning, ihren neuen Kapitän, mit großer Freude und einem dreifachen Hurra. Der Zimmermann erzählte, wie das Schiff gerettet worden war. Es war ihnen nach großer Anstrengung gelungen, das Deck einigermaßen zu verstopfen. Die Mannschaft war auch wieder zur Besinnung gekommen als sie sah, daß noch eine Rettung möglich war. Man hatte einen Notmast errichtet und sich so lange gehalten, bis man einen großen Dampfer traf, der das Schiff nach Valparaiso schleppte.

„Und wo befindet sich Binneweis?“ fragte Henning den Konsul.

„Ich weiß es nicht,“ entgegnete dieser. „Ich hätte ihn eigentlich zur Verantwortung ziehen sollen, doch auf Anordnung der Firma unterließ ich es. Er soll von hier fortgereist sein mit einem Dampfboot, das nach San Franzisko fuhr. Sehr wahrscheinlich will er von dort über Land nach New Orleans. Er sagte, daß er sich aus dem Seedienst zurückziehen werde. Er will sein Geld in Ruhe verzehren.“

„Er ist ein wohlhabender Mann und hat gar nicht nötig, eine neue Stelle anzunehmen,“ äußerte Henning.

Sie besichtigten die „Nymphe“ eingehend und mußten sich sagen, daß es wohl mehrere Wochen dauern würde, bis alles wieder in den vorigen guten Stand gesetzt war. Nicht nur das Äußere, sondern auch das Innere des Schiffes brauchte eine gründliche Reparatur.

Henning seufzte leicht.

„Das wird Arbeit kosten, wenn wir in drei Wochen segefertigt sein wollen.“

„Was liegt daran?“ fragte der Konsul lächelnd. „Gefällt es Ihnen hier nicht?“

„Gewiß — aber, — je später wir in der Heimat ankommen, desto länger zögert sich unsere Heirat hinaus.“

„Ei,“ meinte der Begleiter Hennings schelmisch, „weshalb wollen Sie solange warten? Heiraten Sie doch hier! Soll ich einmal mit Ihrer Braut sprechen?“

„Ich habe längst daran gedacht,“ entgegnete Henning nachdenklich, „aber nicht gewagt, Grete den Vorschlag zu machen. Sie steht hier ganz allein!“



Prinz Wilhelm zu Wied,

der künftige Herr von Albanien, in albanischer Uniform.

„Und rechnen Sie uns für nichts?“ rief der Konsul. „Wir wollen wahrhaft an Grete die Stelle der Eltern vertreten und werden ihre Hochzeit ausrüsten. Schlagen Sie ein, ich spreche noch heute mit Grete. Sie können doch unmöglich die weite Reise mit Ihrer Braut zusammen machen. Mit Ihrer Frau ist das eine ganz andere Sache. Das wird Grete einsehen.“

„Sie haben recht, Herr Konsul,“ sagte Henning aufatmend und drückte dem edlen Manne dankbar die Hand.

Grete ging ohne jeden Widerspruch auf alles ein, was ihr väterlicher Freund und Beschützer ihr vorstellte, da sie wegen der weiten Reise schon Bedenken hatte.

So wurde bestimmt, daß man die Hochzeit kurz vor der Abfahrt der „Nymph“ im Hause des Konsuls feiern würde.

Zwischen gab es für Henning noch viel Arbeit. Die Instandsetzung des Schiffes, sodann das Einnehmen des Ballastes und der Ladung hielt den jungen, eifrigen Kapitän fast den ganzen Tag am Hafen fest. Erst am späten Nachmittag begab er sich in die Villa des Konsuls, um dort den Abend im Kreise der Familie und mit Grete zu verbringen. Wie dankbar war er dem Konsul für die freundliche Aufnahme, die seine Grete in der Familie gefunden. Spät abends kehrte dann Henning nach dem Schiffe zurück. Er hatte sich dort schon häuslich eingerichtet, da er es für seine Pflicht hielt, stets ein wachsam Auge auf die „Nymph“ zu haben.

Der alte Theising hatte ihn auf einige verdächtige Gestalten aufmerksam gemacht, welche sich abends in der Nähe des Schiffes auf dem Kai herumtrieben und sich da stets etwas zu schaffen machten.

„Ich glaube, es sind die Ketle, welche uns entlaufen sind,“ bemerkte der Alte. „Ich kenne sie, es sind wilde Burschen und, wie mir Keimers erzählte, die besonderen Freunde von Binneweis. Nehmen Sie sich also in acht, Herr Bahnsen, der Binneweis soll sich hier in Valparaiso herumtreiben, es wäre möglich, daß er uns noch einen Streich spielte.“

Henning fürchtete zwar keine Gefahr für seine Person, doch trug er des Abends, wenn er zum Schiff zurückkehrte, stets einen Revolver bei sich, da er, um zur „Nymph“ zu gelangen, durch ein verrufenes Quartier des Hafens gehen mußte, wo fast die ganze Nacht ein wildes Treiben herrschte.

Henning kümmerte sich nicht um dieses Treiben, an dem Matrosen aller Herren Länder, Hafenarbeiter und Kreolen teilnahmen. Dennoch war es ihm, als folgten ihm allabendlich einige zweifelhafte Gestalten in schabigen Matrosenanzügen nach. Er glaubte in ihnen die der „Nymph“ entlaufenen Matrosen zu erkennen, er faßte seine Waffe fester in die Hand und schritt furchtlos auf sie zu. Doch rasch verschwanden sie, durch das Dunkel der Nacht geschützt, in dem Gewirr der engen Gassen, die auf den Strand einmündeten. Dorthin mochte Henning ihnen nicht folgen. Er bekümmerte sich schließlich gar nicht mehr um sie, befahl aber seinen Leuten, auf die „Nymph“ scharf Obacht zu geben, daß sich kein Unberufener an das Schiff herandrängte. Schmutz und fauler lag es nun wieder da, bereit, die Heimreise anzutreten. Henning freute sich darauf. Sollte doch seine Grete als sein geliebtes Weib neben ihm stehen. — — —

#### Neunzehntes Kapitel.

Es ist ein Schnitter, heißt der Tod —  
Hat Gewalt vom großen Gott.  
Heut wegt er das Messer,  
Es schneidet schon viel besser,  
Bald wird er drein schneiden — — —

(Altes Volkslied.)

In einem Winkel des Strandes, halb versteckt durch einige hohe Speicher, lag ein kleines schmutziges Gasthaus, das den anmutigen, aber durchaus nicht passenden Namen „Zur Erholung“ trug.

In dem niedrigen, langgestreckten Gastzimmer herrschte selbst am Tage halbe Dämmerung, und ein trüber, nach abgestandenem Wein, Branntwein und Tabakdampf riechender Dunst wickelte sich aus dem veräucherten Raum. Hinter dem Ladentisch, der mit Flaschen und schmutzigen Gläsern bedeckt war, hantierte die robuste Gestalt eines Mannes, den man den früheren Seemann ansah;

ein Nord-Amerikaner war es, der vor Jahren von einem Hamburger Schiff entlaufen war und diese Winkelneipe eröffnet hatte, die jetzt zum Schlupfwinkel aller zweifelhaften Elemente des Strandes diente.

Eine unförmlich dicke Kreolin, seine würdige Gattin, half ihm in dem Geschäft, den Matrosen, die hier einkehrten, ihre auf der See gemachten Ersparnisse abzunehmen. Unterstützt wurde das Paar durch einige dunkeläugige Spanierinnen, die sich des Abends in dem Gastzimmer einzufinden pflegten und die Gäste durch Gesang und Mandolinenspiel aufzuheitern suchten.

Eines der Fenster dieses trüben, übelduftenden Zimmers lag in einem vorspringenden Erker, von dem aus man einen Blick auf einen Teil des Hafens genoss.

In diesem Erker saß, den Kopf auf die Hand gestützt, ein Mann und starrte finsternen Blickes auf den Hafen hinaus. Er konnte gerade noch die Masten der „Nymph“ erblicken, die man errichtet und die sich eben mit frischem Tadelwerk und Segeln zu bekleiden angingen. Ein roher Fluch entfuhr den Lippen des Mannes. Es war der frühere Kapitän Karl Binneweis. Aber wie hatte er sich verändert! Sein Anzug war vernachlässigt, sein Gesicht bleich und aufgedunsen, man sah es ihm an, daß er sich dem Trunke ergeben hatte. Haupthaar und Bart waren ungepflegt und hingen ihm wie um das blasse Gesicht. Die Ränder der finstern blickenden Augen waren gerötet, seine Hände zitterten, wenn sie nach dem Glase griffen. „Hör auf mit dem verdammten Geklapper,“ rief er mit rauher Stimme einem schwarzäugigen Mädchen zu, das neben ihm saß und die Finger unermüdet über die Saiten einer Gitarre gleiten ließ.

Das Mädchen lachte, stand auf und schlenderte zu einem Tisch, an dem mehrere englische Matrosen saßen, die es mit lautem Hallo empfingen.

Binneweis achtete nicht darauf, sondern starrte finsternen Blickes nach der „Nymph“ hinüber.

Nach einiger Zeit öffnete sich die Tür und drei Matrosen in abgeschabten Kleidern vollerten herein.

„Kommt Ihr endlich, Ihr Schurken!“ rief ihnen Binneweis entgegen.

„Geduld, Kapitän,“ sagte einer der Matrosen. „Wir haben soeben alles gehörig ausgekundschaftet und ich denke, wir können jetzt den Streich vollführen.“

„So erzählt, was Ihr wißt.“

„Zuerst laßt uns zu trinken geben, Kapitän, die Sonne meint es gar zu gut und unsere Kehlen sind wie ausgetrocknet.“

Binneweis bestellte Wein, und die drei Matrosen setzten sich zu ihm an den kleinen Tisch, der in dem Erker stand, und begannen zu trinken.

„Wollt Ihr mir nun endlich sagen, was Ihr wißt,“ knurrte Binneweis.

„Nicht so laut, Kapitän,“ flüsterte der Matrose, der den Sprecher machte. „Die Engländer da draußen und der Wirt verstehen etwas Deutsch.“

„Der Kuckuck mag sie holen! Also sprechen wir leise.“

Der Matrose beugte sich zu Binneweis hinüber.

„In acht Tagen ist die „Nymph“ wieder flott.“

„Dummkopf,“ rief dieser, „das seh' ich selbst! Siehe ich doch hier seit vierzehn Tagen und sehe, wie ein Mast nach dem andern aufgerichtet, wie eine Raue nach der andern aufgezoogen und ein Segel nach dem andern angeschlagen wird. Galtet Ihr mich denn für blind?“

„Gewiß nicht, Kapitän, aber jetzt ist da nichts zu machen. Die Wache paßt scharf auf und jede Nacht werden überall Wächter aufgestellt, so daß sich keine Maus ungeschoren der „Nymph“ nähern kann. Kapitän Bahnsen versteht sein Geschäft.“

„Weshalb ist der Bursche nicht versoffen!“ —

Die Matrosen lachten.

„Ja, Kapitän, da müßt Ihr ihn selbst fragen. Der gibt sich nicht so leicht. Aber — hört mich ruhig an. Vorkünftig ist da nichts zu machen. Kapitän Bahnsen hat schon Verdacht geschöpft. Er verstärkte die Wachen und er selbst schläft jede Nacht auf dem Schiff. Aber in acht Tagen ist Hochzeit.“ — — —

Binneweis trampfte die rechte Hand, welche auf dem Tische lag, zur Faust zusammen. Sein Gesicht wurde noch bleicher, und er stieß knirschend einen Fluch aus.

„Macht Euch nichts daraus, Kapitän,“ fuhr der Matrose fort. „Fräulein Ewarien hätte doch nicht für Euch gepaßt. U & Mad.“



Prinzessin Wilhelm von Baden †.

hört es hier genug. Ihr mit Eurem Geld findet mehr als Ihr brauchen könnt."

"Hört auf mit Eurem Geschwätz und sagt, was Ihr wißt."

"Na also, in acht Tagen ist Hochzeit in der Villa des Konsuls. Die Mannschaft der „Nympe“ ist auch zu Gast geladen, nur eine kleine Wache bleibt zurück, die wohl an diesem Abend auch das Feinere nicht sparen wird. Da können wir uns unbemerkt an die „Nympe“ heranmachen."

"Mir tut sie doch leid," sagte ein anderer der drei Matrosen. "So ein schönes, stattliches Schiff, und ganz neu aufgetakelt. Und meine blauen Taler? Die sind doch auch etwas wert!" lachte Binneweis höhnisch.

"Ja ja," murmelte der Matrose, "hundert Taler verdient man nicht so leicht."

"Na, also, dann quasselt keinen Unsinn," fuhr ihn Binneweis an. "In der Hochzeitsnacht macht Euch daran; wir wollen dem jungen Paar ein hübsches Freudenfeuer anzünden."

Er lachte höhnisch auf. Dann warf er eine Handvoll Geldstücke auf den Tisch und sagte: "Da habt Ihr Geld, — trinkt einen guten Tropfen auf den glücklichen Erfolg unseres Wertes! Und nun geht, — ich will allein sein."

Die Matrosen stürzten sich über das Geld. Dann eilten sie zum Schenkflisch, um den sich mittlerweile noch mehr Gäste versammelt hatten. Auch einige Mädchen waren dazugekommen, und bald entwickelte sich ein wildes Gelage. Binneweis nahm vorerst nicht daran teil. Sein düsterer Blick blieb wie gebannt an den stolzen Masten und Masten der „Nympe“ haften, die sich klar und deutlich gegen den hellen Himmel abhoben.

Seit er auf Antrag des deutschen Konsuls aus dem Dienste der Firma Mainberg und Söhne entlassen war und man ihm bedeutend hatte, er würde gut tun, Valparaiso für immer zu verlassen, wenn er nicht mit den Behörden in Konflikt geraten wolle, hielt er sich in dem kleinen Gasthaus „Zur Erholung“ verborgen. Er schlich nur abends oder des Nachts in die Stadt, schein wie ein Verbrecher suchte er nur die einsamsten Winkel auf. Die drei entlaufenen Matrosen waren seine tägliche Gesellschaft; ihnen gesellten sich bald einige Mädchen zu, die bemerkten, daß der deutsche Kapitän reichlich mit Geldmitteln versehen war.

Anfangs hatte Binneweis die Absicht gehabt, mit dem nächsten Dampfer nach San Francisco zu fahren. Dann aber war er ganz in die Schlingen einer dunkeläugigen Kreoline geraten. So blieb er denn und versank immer tiefer in das wilde Treiben des verurteilten Gasthauses, das verschiedenen zweifelhaften Elementen Unterschlupf gewährte.

Auch die „Nympe“, sein altes, geliebtes Schiff, hielt ihn gleichsam mit magischer Gewalt fest. Er sah sie als Braut im Hafen liegen und empfand eine dämonische Freude, daß das einst so schmucke Schiff zu einem elenden Braut geworden war. Dann aber beobachtete er, daß die „Nympe“ zu neuem Leben erstand, daß sie Tag für Tag sich wieder neu bekleidete mit Masten und Masten, Segeln und Takelwerk und so häßlich und schön aussah, wie in ihrer besten Zeit.

Die spionierenden Matrosen brachten ihm die Nachricht, daß Henning Bahnsen und Grete Ewarfen glücklich zurückgekehrt seien, daß Henning zum Kapitän der „Nympe“ ernannt sei, und daß diese in wenigen Wochen wieder segelbereit sein würde, um nach Bremerhaven zurückzukehren. Da erfaßte ihn eine maßlose Wut, und er sann Tag und Nacht darüber nach, wie er das verhindern, wie er sich rächen konnte.

Ein teuflischer Plan entstand in seiner Seele. Durch Geld wollte er die Matrosen zu bewegen, ihm dabei behilflich zu sein.

Jetzt sah er sich am Ziel. Nur noch wenige Tage trennten ihn von der Ausführung seines Macheplanes und ein böses, triumphierendes Lächeln zuckte über sein durch Trunk und wüste Bechgelage aufgedunsenes Gesicht.

Es war Abend geworden. Die Masten der „Nympe“ verschwammen in der Dunkelheit, nur die Schiffslaterne leuchtete gleichsam als wachsendes Auge herüber.

Binneweis wandte sich mit einem Seufzer ab. In dem Gastzimmer waren die Gasflammen angezündet und warfen ihr großes Licht auf die halbrunkene Menge, die sich um den Schenkflisch drängte. Einer der englischen Matrosen hatte das Mädchen, welches vorhin bei Binneweis gefessen, neben sich an seinen Platz

gezogen. In dem Gesichte des verdrossenen, verbitterten Mannes suchte es zornig auf.

"Juanita!" schrie er erbozt, "komm hierher zu mir!"

Das Mädchen wollte sich erheben, der Matrose hielt es fest neben sich.

"So kommst Du mir nicht fort, mein Schatz!" rief er lachend; "zuerst will ich einen Kuß von Dir!"

"Laß mich doch!" wehrte sich das Mädchen. "Ich muß zu jenem Herrn!"

"Jener Herr ist auch nicht besser als ich!" lachte der halbtrunkene Seemann. "Wenn er was von Dir will, soll er Dich holen — falls er den Mut dazu hat!"

Binneweis war aufgesprungen und trat ohne Zögern an den Tisch, an dem der Matrose mit seinen Kameraden saß.

"Laß das Mädchen los!" schrie er wütend.

"Hallo! Hast Du mir etwas zu befehlen? Hier hat jeder das gleiche Recht, — verstehst Du?" Die anderen Matrosen lachten.

"So ist's recht, Ja!" riefen sie höhrend. "Gib es dem verdammten Deutschen nur ordentlich." Binneweis erhaschte des Mädchens Arm. "Komm," sagte er barsch.

"Hand weg!" schrie der Engländer auffspringend und gab Binneweis einen heftigen Stoß. Da packte diesen die Wut, er erhob mit verzerrtem Gesichte die Faust und verjette dem Engländer einen Schlag ins Gesicht, daß dieser zurucktaumelte. Im nächsten Augenblick aber stürzte er sich mit einem lauten Schrei auf Binneweis, dem nunmehr die deutschen Matrosen zu Hilfe kamen. Eine allgemeine Prügelei entstand. Tische und Stühle wurden umgeworfen, Flaschen und Gläser zertrümmert, Messer blühten in den Händen der Matrosen, — schreiend flüchteten sich die Mädchen, — da, — ein gellender Aufschrei, — Binneweis stürzte zu Boden, und über ihn tobte der Kampf weiter.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür des Gastzimmers und ein junger Seemann trat ein. — —

Es war Henning Bahnsen.

Als er sich nach der „Nympe“ jatte begeben wollen, hörte er das wilde Geschrei, das nur von einem Streit herrühren konnte. Er glaubte Hilferufe in deutscher Sprache zu vernahmen, und da möglicherweise einige seiner Matrosen in den Streit verwickelt sein konnten, trat er rasch entschlossen ein, um ihnen zu Hilfe zu kommen oder sie von dem Streit zu entfernen. Ein wildes Bild bot sich ihm dar. Zwischen den umgestürzten Stühlen, zerbrochenen Gläsern und Flaschen wälzte sich die schreiende, tobende Menge; vergebens suchte der Wirt Ruhe zu stiften. Als er Henning eintreten sah, eilte er auf denselben zu.

"Sind Sie nicht der Kapitän Bahnsen von der „Nympe“ fragte er hastig.

"Jawohl!"

"So retten Sie Ihren früheren Kameraden! Er ist mit den englischen Matrosen in Streit geraten, sie haben

ihn zu Boden geschlagen, — ich hole die Wache!" — —

Damit eilte der Wirt fort.

Henning aber warf sich mit erhobenem Revolver den Kampfen entgegen. "Zurück!" schrie er mit donnernder Stimme. "Gebt den Mann frei!"

Die Streitenden wichen etwas zurück und stierten Henning mit wilden Blicken an. Eine Gestalt lag auf der Erde; um sie schien der Kampf gewüthet zu haben. Jetzt richtete sich der Verwundete mühsam auf. Henning erschrak vor dem bleichen Gesichte, in dem er Binneweis erkannte. Der Schwerverletzte streckte ihm die Hand entgegen.

"Rettet mich!" flehten die bleichen Lippen.

Henning stellte sich dicht neben ihn.

"Wer den Mann anrührt, den schieße ich nieder!" rief er drohend.

Murrend zog sich ein Teil der Streitenden in den Hintergrund des Zimmers zurück. Einige Matrosen in beschmutzter Kleidung traten auf Henning zu. Es waren dieselben, die von der „Nympe“ entlaufen waren.

"Sie sind zur rechten Zeit gekommen, Herr Bahnsen," sagte einer von ihnen, "sie hätten uns sonst alle totgestochen. Der arme Kapitän hat's ordentlich gekriegt."

Binneweis war ohnmächtig zurückgesunken. Seine Hand war mit Blut getränkt, das ihm aus einer Brustwunde hervorquoll.



Prinz Max von Sachsen.

„Hebt ihn auf,“ befahl Henning und legt ihn dorthin auf das Sofa.“

Die Matrosen gehorchten willig.

„Holt Wasser und geht nach einem Arzt, — aber rasch!“

Sie eilten davon. Die Engländer hatten sich davongeschlichen. Eines der Mädchen, ein schwarzäugiges, hübsches Ding, näherte sich schüchtern dem Verwundeten. Es war Juanita.

„Der arme Herr!“ flüsterte sie, indem sich ihre großen, dunklen Augen mit Tränen füllten. „Um meinerwillen hat er den Messersich erhalten! Ah, diese Schurken!“

Henning bemühte sich um den Verletzten, der jetzt langsam die Augen aufschlug.

„Ach, — Ihr seid's, Bahnsen,“ murmelte er.

„Wie befindet Ihr Euch, Kapitän Binneweis?“ fragte Henning teilnehmend. „Ich habe soeben nach einem Arzt geschickt.“

„Mir kann kein Arzt mehr helfen,“ stammelte der Verletzte, sich mühsam auf den Ellbogen stützend. „Bahnsen, — — verzeiht mir in meiner Todesstunde, — ich hatte Böses mit Euch und der „Nympe“ im Sinn, — — ich bin ein Schurke, — ich wollte Feuer anlegen und das Schiff vernichten.“ — Seine Stimme erklang in einem aufquellenden Blutstrom. Er fiel kraftlos auf das Lager

Strandes verborgen gehalten hatte. Den Zweck seines Aufenthaltes wollten die Matrosen nicht kennen; doch konnte Henning aus den letzten Worten des Sterbenden seine Schlüsse ziehen. Aber auch er schwieg, um das Andenken des Toten nicht der Unehre auszuliefern.

Die entlaufenen Matrosen baten um eine milde Strafe. Da sie aufrichtige Reue zeigten, nahm sie Henning wieder in Dienst, beauftragte aber Theising und den neuengagierten Steuermann, einen jungen Deutschen, ein wachsames Auge auf sie zu haben. Die geringste Verfehlung, die sie sich zuschulden kommen lassen würden, sollte unbedingt ihre Entlassung zur Folge haben. Doch zeigten sie sich willig und eifrig im Dienst, so daß man sich über sie nicht zu beklagen hatte. Bald war man nun mit der Ausrüstung des Schiffes fertig.

Schmuck und stattlich sah die „Nympe“ jetzt wieder aus mit ihren schlanken Masten, straffen Segeln und Takelwerk, rein und blißsauber in ihrem neuen Anstrich. Voll Stolz schaute Henning auf das schöne Schiff, das jetzt ganz seinem Befehle anvertraut war, und Grete empfand innige Freude, als sie am Arme Hennings das Schiff durchwanderte in dem Gedanken, daß sie in einigen Tagen da als Herrin einziehen sollte. „Das ist unser Haus.“



Prinzessin Elisabeth von Rumänien.



Kronprinz Georg von Griechenland.

### Zur Verlobung am griechischen und rumänischen Hof.

zurück, seine fahlen Lippen murmelten unverständliche Worte, seine Augen nahmen einen gläsernen Ausdruck an, seine Hände griffen krampfhaft in die Luft, ein gewaltiges Zucken durchbebte seinen Körper, dann streckte er sich plötzlich aus, — ein tiefer Seufzer, — — einige dunkle Blutstropfen auf seinen bläulichen Lippen, — dann war es vorüber. Als die Matrosen mit einem Arzt zurückkehrten, konnte dieser nur noch den Tod des unglücklichen Mannes feststellen.

### Zwanzigstes Kapitel.

Schlante Masten, straffe Segel,  
Wie im Brautschmuck stand sie da.  
Jeder mußte sie bewundern,  
Der sie so vor Anker sah.

(Littow.)

Henning war tief bewegt durch den tragischen Tod seines früheren Schiffsgefährten, und auch Grete war erschüttert, als sie das traurige und blutige Ende des Mannes erfuhr, der, wenn er sie auch mit unedler Leidenschaft verfolgte, doch ein Freund ihres verstorbenen Vaters gewesen und sie selbst auf seine Weise geliebt hatte.

Die Untersuchung ergab, daß sich Binneweis mit den von der „Nympe“ entlaufenen Matrosen in den verrufenen Kneipen des

flüsterte sie ihm zu und drückte leise seinen Arm.

Nach einigen Tagen war alles zur Abfahrt bereit. Der Heimatwimpel flatterte vom Großmast, aber auch sonst war die „Nympe“ festlich herausgeputzt, denn heute sollte die Hochzeit des Kapitäns mit Grete Ewarzen gefeiert werden.

Aber Topp und Takel hatte die Bark geflaggt. Die Farben Deutschlands, Bremens und Chiles wechselten im bunten Farbenspiel mit einander ab und Blumengirlanden schmückten das Deck, das weißgeschneuert war wie ein Eßtisch.

Die Mannschaft war in ihrem besten Staat. Der alte Theising, der jetzt die Stelle des zweiten Steuermanns versah, instruierte sie, wie sie sich bei dem Fest in der Villa des Konsuls, wo die Hochzeit gefeiert werden sollte, zu benehmen habe. Nur eine Wache unter dem neuen ersten Steuermann blieb auf dem Schiffe zurück. Alle andern begaben sich gegen Abend zu dem Feste.

Der Konsul und seine Gattin vertraten bei der Braut Elternstelle. In rührender Weise hatten sie für Grete gesorgt, daß es ihr an nichts fehlte, trotzdem sie fern von der Heimat, ohne Eltern, ohne Verwandten diesen bedeutungsvollsten Tag ihres jungen Lebens begehen mußte.

Aber frohgemut und hoffnungsfreudig schaute sie in die Zukunft. Vertrauensvoll sah sie zu dem Geliebten empor, den sie in schweren Stunden erwählt und treu und fest befunden hatte. Was auch das Leben noch bringen mochte, — und es würde ein

Leben umringt von Gefahren und Mühen aller Art sein, — freudig und stark wollte sie es mit ihm teilen, — eine echte Seemannsrau wollte sie werden.

Die Hochzeit war ein fröhliches und schönes Fest, an dem fast die ganze deutsche Kolonie Valparaisos teilnahm.

Auch Herr und Frau Weferling mit ihren Töchtern waren erschienen und wurden mit großer Herzlichkeit aufgenommen.

Der prächtige Garten der Villa des Konsuls strahlte im Lichte der hundert Lampen; an einer langen Tafel saß die Mannschaft der „Nympe“, der alte Theising an der Spitze, und manches begünstigt aufgenommene Hoch auf das junge Ehepaar erschallte aus den rauhen Kehlen der Seeleute.

In der Villa selbst versammelte sich die Hochzeitsgesellschaft, in der die alte deutsche fröhliche Gemüthlichkeit herrschte.

Als die Tafel aufgehoben war und der Ball begann, entfernte sich das junge Ehepaar unbemerkt und begab sich an Bord der „Nympe“, die neu hergerichtet und aufgetakelt dalag, bereit zur Abfahrt.

Nur die Wache befand sich an Bord unter Aufsicht des neuen Steuermanns, des jungen Deutschen, den man hier in Valparaiso engagiert hatte.

Er begrüßte das junge Paar und brachte die Glückwünsche der auf dem Schiff zurückgebliebenen Leute dar.

„Bewirten Sie die Leute, Herr Weber,“ sagte Henning. „Es soll denselben reicher Tisch gedeckt werden. Und dann können auch

Wasser; zuweilen nur vernahm man einen leisen Ton, wenn der laue Nachtwind spielend eine Raue bewegte.

Von der Stadt her schimmerten die Lichter. Aus dem dunklen Park der Villa Wenders stieg leuchtend eine Rakete empor, oben in der Luft zerplatzend und bunte Leuchtfugeln verstreudend. Einzelne Töne der Musik schallten herüber, — Grete glaubte, sich in einem Märchenland zu befinden.

Eng aneinandergeschmiegt, Hand in Hand saß das junge Paar, schweigend genossen sie die Pracht dieser südlichen Nacht. Nur ihre Herzen hielten geheime Zwiegespräche von inniger Liebe und unverbrüchlicher Treue bis zum Tod. — — —

Am folgenden Morgen lichtete die „Nympe“ die Anker und feuerte mit windgeschwellten Segeln, die in der Sonne blühten, in den blauen Ozean hinaus.

Noch einmal waren die Freunde gekommen, um von dem jungen Paar Abschied zu nehmen. Wehmütige und doch freudige Tränen weinend lag Grete in den Armen Helenes und drückte der würdigen Gattin des Konsuls in heißer Dankbarkeit die Hand. Sie vermochte kaum ein paar Worte zu stammeln, so bewegt war sie. Die Kinder Helenes drängten sich heran, Weferling und der Konsul mit seiner Tochter Carmen fehlten ebenfalls nicht.

Herzliche Glück- und Segenswünsche begleiteten das junge Paar.

„Auf Wiedersehen übers Jahr!“ riefen alle dem scheidenden Schiffe nach. „Vergeßt nicht, die Oster-Insel zu besuchen, wenn



Der Geldzug in Schleswig-Holstein.

Vor 50 Jahren: Das Gefecht bei Düppel am 17. März 1864.

Sie zum Ball in die Villa des Konsuls gehen, ich werde selbst die Wache übernehmen.“

„Aber, Herr Kapitän!“

„Gehen Sie nur,“ sprach Henning freundlich. „Meine Frau und ich, — wir haben schon manchemal zusammen die Wache gehalten, nicht wahr, Grete?“ wandte er sich mit zärtlichem Blick an diese.

Sie nickte ihm lächelnd zu.

Der Steuermann verbeugte sich und entfernte sich mit einem leichten, schelmischen Lächeln.

Henning und Grete waren allein. Hand in Hand standen sie da; ihr Haupt lehnte an seiner Schulter und in überströmendem Glücksgefühl blickte sie zum Himmel auf, leise bewegten sich die Lippen, wie im Gebet. „Eines Seemanns Frau bist Du nun geworden,“ sagte Henning innig; „von Gefahren umringt wird unser Leben sein, wir haben keine feste, dauernde Heimat, — wird es Dich niemals gereuen, meine Grete?“

Da sah sie ihm treu in die Augen und sagte einfach: „Wo Du bist, da ist meine Heimat!“ Sie hielten sich innig umschlungen. Ein wolkenloser, prächtiger Sternenhimmel wölbte sich über Land und Meer. Das herrliche Sternbild des südlichen Kreuzes grüßte summernd und feierlich das junge Paar. Leise plätschernd schlugen die Wellen des leichtbewegten Wassers an den Bug des Schiffes; auf dem fernen Meere schimmerte der Mondschein, eine glänzende Brücke in das Unendliche bauend. Tiefe Stille herrschte im Hafen; zitternde Reflexe warfen die Lichter der Schiffe auf das dunkle

Ihr wieder nach Valparaiso kommt!“ rief Weferling.

Grete und Henning nickten, unter Tränen lächelnd. Grete stieg an Bord und stand neben dem Gatten auf der Kommando-brücke. Als sie aber selbst den Befehl gab: „Anker auf!“ da brausten die kräftigen Hurrarufe der Mannschaft empor, und noch nie wurden die Anker so rasch gehoben, noch nie die Segel so rasch gesetzt, wie an diesem Morgen.

Ging es doch der Heimat entgegen!

Mit neuem Winde feuerte die „Nympe“, eingehüllt in die schneeige Wolke ihrer Segel, in den Ozean hinaus. Immer tiefer verfanf die Küste in den Duft des Horizonts, die Möven begleiteten das Schiff eine weite Strecke in das Meer hinaus, bis auch sie verschwanden. Die Sonne warf blitzende Strahlenbündel über das Wasser hin. Eine wohlige, frische Luft wehte und kühlte die heiße Stirn Gretes, in deren Augen noch Tränen standen. Sie reichte dem Gatten beide Hände und sagte mit bewegter Stimme: „Nun habe ich nur noch Dich auf der weiten Welt.“

Er aber zog sie liebevoll an seine Brust und küßte sie auf die Stirn.

„Auf dem Meere haben wir uns gefunden, das Meer wird unsere Heimat sein,“ sagte er. Und vom Deck her tönte der Gesang der Matrosen:

„Alles wohl, so tönt das Rufen,  
Wer dort stehet auf der Wacht.  
Alles wohl, durch Sturm und Regen,  
Wenn kein Stern am Himmel lacht — —  
Alles wohl!“

## 1864—1914.

## Vor Düppel.

Während der Bund zwischen Preußen und Österreich durch das gemeinsam vergossene Blut fest zusammengekittet war, konnten die Waffenerfolge der beiden verbündeten Mächte den „Deutschen Bund“ nicht veranlassen, sich mit ihnen vereint gegen die Dänen zu wenden. Die Exekutionstruppen der im „Deutschen Bunde“ vereinigten Königreiche und Fürstentümer, an deren Spitze Sachsen stand, wurden von dem sächsischen General von Hake befehligt. Nachdem die Preußen und Österreicher am 7. Februar vereint ihren siegreichen Einzug in Flensburg gehalten hatten, erschien es der Heeresleitung notwendig, mehrere in Holstein gelegene Stappenplätze (Neumünster, Kiel und Altona) zu besetzen, um sich die Verbindung nach rückwärts zu erhalten und die Verpflegung der Truppen im Feindesland sicherzustellen. Der Führer der deutschen Bundestruppen, General von Hake, widersprach zwar seiner Instruktion gemäß der preussisch-österreichischen Forderung, ließ aber gleichwohl, um den Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen den Exekutionstruppen des Bundes und den preussischen Truppen zu vermeiden, die Besetzung von Altona durch ein preussisches Bataillon am 12. Februar geschehen. Es waren in Deutschland eben ganz unhaltbare Zustände: die Mehrheit der deutschen Klein- und Mittelstaaten, die ohne die beiden Großmächte Österreich und Preußen selbst dem kleinen Dänemark gegenüber machtlos waren, stellten sich in der schleswig-holsteinischen Frage eben diesen beiden führenden Mächten entgegen, die allein in der Lage waren, „das Glashaus des Deutschen Bundes vor der europäischen Zugluft zu schützen“. Mit freundlichen, aber ersten Worten machte König Wilhelm durch einen Brief am 15. Februar den befreundeten König Johann von Sachsen auf die Folgen einer solchen Politik aufmerksam, die den Fortbestand des Bundes in Frage stellte; die Antwort des sächsischen Königs aber ließ keinen Zweifel darüber, daß zwischen den Auffassungen der Bundesmehrheit und der Großmächte eine unüberbrückbare Kluft gähnte.

Die Dänen hatten sich vom Danewerk nach den Düppeler Schanzen zurückgezogen, die ihr zweites gewaltiges Bollwerk bildeten, aus zehn Schanzen bestehend, die auf einer sanften Anhöhe gelegen, den Geschützen gestattet, das ganze Gelände ringsumher völlig zu bestreichen; gleichzeitig bildeten diese Schanzen den Schlüssel zur Insel Alsen, die noch durch einen Brückenkopf gegenüber Sonderburg geschützt war. Außerdem wurden beide Klanten der Schanzen und die Insel Alsen selbst durch Kriegsschiffe gedeckt. Die Preußen unter Prinz Friedrich Karl rückten den Dänen nach und langten in der ersten Hälfte des Februar vor dieser Befestigungslinie an. Die Österreicher unter General von Gablenz und die preussische Gardedivision besetzten das übrige Schleswig bis an die Grenze Jütlands. Diese selbst zu überschreiten wurde dem Generalfeldmarschall Wrangel zu seinem größten Ärger mit Rücksicht auf die ablehnende Haltung Österreichs verwehrt; nur die Stadt Kolding, die preussische Gardehufaren bei der Verfolgung einer dänischen Abteilung über die jütische Grenze besetzt hatten, blieb in preussischen Händen. Erst am 6. März wurde Wrangel durch die sog. Punktation von Berlin ermächtigt, seine Truppen in Jütland so weit vorzuschieben, als notwendig sei. Gleichzeitig erklärten sich die beiden kriegführenden Mächte den Kabinetten von Paris, London, St. Petersburg und Stockholm gegenüber bereit, einen Waffenstillstand anzunehmen, falls die Mächte die Einkerzung einer Friedenskonferenz beabsichtigten.

So konnte denn nach Bismarcks kräftigem Ausdrud am 7. März „das alte Kind (Wrangel) mit neuen Stiefeln ins Wasser patzen“, d. h. das preussisch-österreichische Heer in Jütland einrücken. In der Nacht vom 14. zum 15. März eroberten preussische Truppen die Insel Fehmarn. Die dänischen Truppen, in mehreren Gefechten geschlagen, wichen überall zurück; Fredericia hielt einer zweitägigen Belagerung stand und wurde von österreichischen Truppen eingeschlossen, während die preussischen Truppen bis auf einen kleinen Teil nach Schleswig zurückkehrten, um bei der Bestürmung der Düppeler Schanzen mitzuwirken. Die deutschen

Kriegsschiffe „Nymph“, „Doreley“ und „Arcona“ machten am 17. März einen glücklichen Angriff auf die dänische Flotte.

Die Aufgabe, welche dem Prinzen Friedrich Karl vor Düppel gestellt war, war keine leichte. Er sah bald ein, daß diese Schanzen mit ihren Drahtzäunen, Palisaden, Wällen und Gräben nicht durch einen leichten Angriff genommen werden konnten; deshalb schritt er zu einer förmlichen Belagerung, die sich aber wochenlang ohne entscheidende Wendung hinzog. Man machte darüber dem Prinzen vielfach harte, aber nach Moltkes Urteil unberechtigte Vorwürfe. Man hatte in ihm wohl den Mann erwartet, der ohne weiteres die Schanzen berennen lassen und nehmen würde. Aber — so schrieb der Prinz später selbst — „gegen solches Tam sträubte sich mein Herz und mein Verstand, weil ich keinen Erfolg, sondern immense Verluste voraussah und keinen Vorteil für den Krieg erkannte.“

Erst Ende März konnten die Vorarbeiten zu einem Sturmangriff auf die sechs stärksten, durch Gräben, Palisaden und Sturmpfähle geschützten Schanzen begonnen werden, und in drei weiteren Wochen waren sie so weit gediehen, daß am 18. April der Hauptsturm erfolgen konnte.

## Die Haushälterin.

Von Ruth W y s s e n b a c h - B e r l i n.

(Nachdruck verboten.)

Baumeister Kurt Neumann hatte sich eine neue Haushälterin engagiert, eine junge Witwe. Er war sehr zufrieden mit ihr; abgesehen davon, daß sie vorzüglich kochte, war ihm auch ihr Wesen sehr sympathisch.

Sie war ruhig, ihre Art sich zu geben, gefiel ihm, ihr stilles Walten war so unaufdringlich, so wohltuend. Kam er abends heim, so lagen sein Schlafrod und seine Pantoffeln schon für ihn bereit, das Essen kam pünktlich auf den Tisch, kurz er vergaß jetzt oft den Dämmererschoppen, er eilte nach Hause, wo es so gemächlich war.

Früher hatte es ihn nie gelodt, so schnell heimzukommen, die Perlen, die er bisher gehabt, hatten es nicht verstanden, ihn aus Haus zu fesseln. Anders jetzt.

Leonore Petersen war aber auch so verschieden von den anderen.

Er wußte zwar von ihrem Leben nichts, sie hatte ihm weiter nichts gesagt, als daß sie Witwe sei, aber er empfand es auch so, daß er es mit einer hochanständigen, gebildeten Frau zu tun hatte. Hätte er gewußt, was er nicht wußte, er wäre erstaunt gewesen.

Aber sie verberg geschickt alles das, was ihm hätte zu Vermutungen Anlaß geben können. Sie war jetzt in dienender Stellung, folglich mußte sie auch danach leben.

Er hatte nicht die geringste Ahnung von den Kämpfen, die seine Haushälterin jeden Tag durchkostete. Sie zeigte ihm stets ein gleich freundliches Gesicht und machte ihm das Heim angenehm, von allem andern mußte er nichts; sie konnte sich so gut verstellen, mußte das tun, ihre Stellung erforderte das.

Oft schweiften Frau Leonores Gedanken bei ihrer Arbeit ab. Die Tage der Kindheit standen vor ihren Augen. Sie sah sich als ganz junges Mädchen in ihrem Elternhause, als einzige Tochter sehr reicher Eltern. Da war ihre schöne Mutter, ihr Vater, ein vornehmer, edler Menschenfreund, der so viel Gutes getan, so daß alle ihn verehrten; sie selbst, das schlank große Mädchen, war umschwärmt von Verehrern, denn sie war ja reich.

Und dann hatte sie dem schönen, aber leichtsinnigen Ingenieur Paul Petersen sich verlobt.

Ach, welche Stunden der Liebe hatte sie mit ihm verlebt! Ihre junge Ehe war voll Sonnenschein, voll Glück gewesen. Aber so schnell war das alles verblaßt, einige Jahre, dann packte ihn wieder der Leichtsin, und alles Witten und Flehen der jungen Frau, alle ihre Tränen, ihr Leid rührten ihn nicht, im Gegenteil, nur toller trieb er es.

Da ereilte ihn nach zehnjähriger Ehe der Tod; dieser löschte alles aus. Leonore vergaß alle Kränkungen, alle Demütigungen, die sie durch ihn erlitten, sie betrauerte ihn tief und wahr.

Und dann mußte sie versuchen, sich eine Existenz zu gründen, denn ihr Gatte hatte bis auf einen kleinen Rest ihr ganzes Vermögen verpulvert.



Die Enkel des Königs Ludwig von Bayern in bayrischer Tracht: Prinz Albrecht und der vereintigte König. Erbprinz Luitpold.

Sollte sie Zimmer vermieten, sollte sie für ein Geschäft arbeiten, es sagte ihr weder das eine, noch das andere zu.

Da las sie zufällig die Annonce, die der Baumeister in der Zeitung hatte. Sie stellte sich vor und hatte das Glück, engagiert zu werden.

Seit einem Jahr nun weilte sie bereits in dem Hause des Baumeisters. Ihre Pflichterfüllung, ihr ruhiges, bescheidenes Wesen machten immer mehr Eindruck auf Herrn Neumann, und er beschloß im Innern, der Frau, die seine ganze Achtung gewonnen, die er in der Zeit hatte lieben gelernt, seine Hand anzutragen.

Leonore erschrad heftig, als er eines Abends seine Werbung anbrachte.

„Das kommt mir so unverhofft, Herr Neumann,“ sagte Frau Leonore bescheiden, „ich weiß gar nicht.“

„Überlegen Sie die Sache erst, Frau Peteren,“ unterbrach sie der Baumeister. „Ich habe ja Zeit zu warten. Ich bin zwar kein junger Springinsfeld, sondern ein ernster, gereifter Mann. Wenn Sie also einige Sympathie für mich haben und Sie glauben, daß wir unsern Lebensweg fortan gemeinsam machen könnten, als Mann und Frau, so schlagen Sie bitte ein.“

„Ich danke Ihnen, Herr Neumann, für Ihr Vertrauen, aber erst sollen Sie meine Lebensgeschichte hören.“ Als sie geendet hatte, war er tief ergriffen über das Schicksal dieser tapferen Frau, und das bestärkte ihn in seinem Entschlusse nur noch mehr.

Frau Leonore tat ihre Pflicht nach wie vor. Der Antrag des Baumeisters gab ihr viel zu denken. Sie fühlte, hier hätte sie eine Heimat, ein Glück an der Seite dieses guten, braven Mannes.

Aber konnte sie das annehmen? Konnte sie, die fast nichts mehr besaß, sich an diesen Mann fetten?

Und dann ihr Kind, das jetzt bei Verwandten war, ihr achtjähriges Töchterchen. Würde Herr Neumann die Kleine hier dulden?

Zwar hatte auch sie den Baumeister mit der Zeit lieben gelernt, aber es war eine stille, ungeschlossene Verehrung, und nun kam ihr das alles so unerwartet.

Als nach acht Tagen der Baumeister wieder auf die Sache kam, teilte sie ihm ihre Bedenken mit.

„Aber, liebe Frau Leonore, das ist doch kein Hindernis, weder das eine, noch das andere. Ich habe ein Gehalt von sechstausend Mark als Regierungsbaumeister, außerdem habe ich noch ein beträchtliches Privatvermögen. Ebenso ist die Kleine kein Grund, uns nicht zu heiraten; wenn Sie sonst keine Bedenken haben, dann wären wir also einig?“ sagte er fröhlich.

Frau Leonore schaute in das gutmütige Gesicht, in diese guten, treuen Augen, und dann gab sie ihm ihre Hand, die er glücklich lächelnd freichelte. Schlicht und einfach feierten sie bei einer Flasche Mosel, die der Baumeister eigenhändig aus dem Keller holte, ihre Verlobung. Es waren keine stürmenden Wogen, die da anbrandeten, sondern ein ruhiges, abgeklärtes Glück, das die beiden einte.

Aber Leonore wußte, daß es diesmal bestehen würde und nicht zerflattern, wie das erstemal.

„Und morgen,“ rief der Baumeister sie aus ihren Träumen, „hoffst Du mir die Kleine mit, ich will ihr ein guter Vater sein.“

Gerührt drückte Frau Leonore seine Hand und dankte ihm mit warmen Worten für seine Güte.

Als er dann am nächsten Tage das herzige, bildschöne Mädchen sah und das wirre Vordenköpfchen der Kleinen streichelte, da fühlte er, daß es ihm nicht schwer fallen würde, dieses Kind wie sein eigenes zu lieben.

Nie hat Baumeister Neumann bereut, daß er sein Junggesellentum an den Nagel gehängt, denn sein Haus füllte Sonnenchein und Liebe, und als ihm nach zwei Jahren ein Stammhalter geboren wurde, da kannte sein Jubel keine Grenzen, und er fühlte sich als Papa eines ferngefunten Sproßlings der glücklichste Mensch unter der Sonne.



Graf Koki †,  
hervorragender japanischer Staatsmann.

## Goldene Tierchuhregel.

Wohl ist das Tier Dir untergeben  
Zum Dienste als ein treuer Knecht;  
Doch nimmst Du grundlos ihm das Leben,  
Verlehest Du ein heilig Recht.

Denk, wie genügsam und geduldig  
Das Tier stets ist zum Dienste bereit;  
Drum bist Geduld auch Du ihm schuldig  
Und gute Pflege jederzeit.

Laß nie die Wahrheit Dir entschwinden:  
„Wie Du, so fühlt den Schmerz das Tier!“  
Denk stets, was würde ich empfinden,  
Geschähe, wie dem Tiere, mir?“

Quäl nie ein Tier auf steilem Wege  
Durch rohen Schlag und schwere Last;  
Doch sei auch sorgsam in der Pflege;  
Gib Nahrung ihm und gönn' ihm Raß!

Erspar' dem Tiere alle Qualen,  
Wenn Du's vor Pflug und Wagen spannst;  
Vor Frost und heißen Sonnenstrahlen  
Beschütze es, so gut Du kannst!

Es kann das kranke Tier nicht klagen;  
Drum hilf ihm Du zu jeder Frist,  
Und kann's auch nicht „Bergelts Gott!“ sagen,  
Glaub', daß der Lohn Dir sicher ist!

Der Vögel Nester sollst Du schonen,  
Und bringst der Winter bittre Not,  
So streue Du, es wird sich lohnen,  
Den armen lieben Vögeln Brot.

Der Wurm selbst, der im Staub sich windet,  
Er sei verschont von Deinem Tritt;  
Denn auch das kleinste Tier empfindet  
Die süße Lust des Lebens mit.

(Franz Bonn.)

## Unsere Bilder.

Prinzessin Wilhelm von Baden, starb in Karlsruhe. Die Prinzessin war die Witwe des Bruders des verstorbenen Großherzogs Friedrich von Baden; sie wurde als Prinzessin Romanowskij, Herzogin von Leuchtenberg am 16. Oktober 1841 in Petersburg geboren. Ihr Gemahl, der badische Truppenkommandeur und ritterliche Prinz Wilhelm, mit dem sie sich 1863 verheiratete, starb am 27. April 1897. Aus der Ehe gingen zwei Kinder hervor, die jetzige Herzogin Marie von Anhalt und der badische Thronfolger Prinz Max. Die verstorbene Prinzessin erfreute sich in Baden, wo sie auf dem Gebiet der sozialen Fürsorge, der Wohltätigkeit und der Frauenbildung segensreich wirkte, großer Beliebtheit.

Prinz Max von Sachsen, der sich auf der Durchreise nach Wien in Berlin aufhielt und dort vom Deutschen Kaiser empfangen wurde. Prinz Max, der jüngste Bruder des Königs von Sachsen, ist bekanntlich seit 26. Juli 1896 Priester; er ist Dr. jur. et theol. und ordentlicher Professor für kanonisches Recht und Liturgie am Priesterseminar in Köln.

Die Verlobung am griechischen und rumänischen Hof. Die beiden Balkanstaaten Griechenland und Rumänien treten nun auch durch eine fürstliche Verlobung in engere Beziehungen. Kronprinz Georg von Griechenland, ein Neffe des Deutschen Kaisers, wird sich mit der ältesten Tochter des rumänischen Thronfolgers Prinzen Ferdinand und seiner Gemahlin Maria geb. Prinzessin von Sachsen-Coburg und Gotha verloben. Der Bräutigam stand längere Zeit beim 1. preussischen Garderegiment z. F. und ist in Potsdam eine bekannte Persönlichkeit. Seine Braut, Prinzessin Elisabeth, vollendet im September ihr 20. Lebensjahr.

Graf Koki, hervorragender japanischer Staatsmann, starb in Tokio im Alter von 70 Jahren. Er erkannte frühzeitig den Wert der europäischen Kultur für Japan und erkämpfte die völkerrechtliche Gleichstellung Japans mit den europäischen Großmächten. Dreimal bekleidete er den bedeutungsvollen Posten des japanischen Gesandten in Berlin. Er war auch einer der ersten Japaner, der eine Deutsche, die Baroness v. Mahden, heiratete; seine Tochter Hissa vermählte sich ebenfalls mit einem Deutschen, dem Legationssekretär in Tokio, Grafen v. Hayfeldt.





## Sprüche.

Je länger in der Erziehung Strafe erfordert wird, desto unvollkommener ist die Erziehung, weil diese dann die Prinzipien nicht entwickelt, welche die Strafe überflüssig machen.

Ein unvernünftig Kind erheischt vernünftige Pflege.

In Unterbach bei Düsseldorf wurde anlässlich des fünfundsiebzigjährigen Regierungsjubiläums des Deutschen Kaisers ein Kaiser-Jubiläums-Denkmal errichtet. Unter großer Beteiligung von nah und fern, besonders der patriotischen Vereine, fand die feierliche Einweihung statt. Das Denkmal, eine Schöpfung des durch das Düsseldorfer Wollfederkmal und viele ander Werte bekannten Kunstbildhauers Job Hammer Schmidt (Düsseldorf), hat als Grundlage eine Halbrunde von 7½ Meter Durchmesser mit vier aufsteigenden Stufen; darüber acht Säulen mit einer Pergol, welche die Inschrift trägt: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen“; an den Säulen die acht Wapen der früheren Besitzer des Rittergutes Unterbach mit der Jahreszahl der Besitzergreifung — v. Unterbete 1170, v. Eberfeld 1456, v. Quad 1467, v. Waldenburg 1545, v. Dalwigk 1708, v. Haren 1807, v. Pestel 1819, v. Plessen 1835; das Ganze aus Dolomitquadern hergestellt, in der Mitte eine 1,30 Meter hohe Bronzeplatte, auf welcher symbolisch die beiden Haupterwerbszweige des Ortes, Landwirtschaft und Industrie (ein Landmann auf dem Kornfeld mit der Sense und ein Fabrikarbeiter am Amboss mit dem Hammer — in der Nähe fruchtbare Acker, in der Ferne rauchende Schloten) dargestellt sind, das Ganze überfrönt mit dem Reliefporträt des Kaisers. Auf diese Weise soll der Grundgedanke des Denkmals — die Segnungen der fünfundsiebzigjährigen Friedensregierung des Kaisers — zum Ausdruck kommen. Von dem Denkmal, das an der Landstraße von Gerresheim nach Hilden, nahe am Walde liegt, hat man einen herrlichen Blick ins Bergische Land. Das Monument mit der es umgebenden Plananlage, welche für nationale Festlichkeiten bestimmt ist, hat einen Kostenaufwand von etwa achtausend Mark beansprucht. Die Summe wurde aus freiwilligen Gaben von einem Bürgerkomitee unter Leitung des für die Gemeinde so tätigen Pfarrers Beyhoff beschafft.

**Hotels für Amerikaner.** In London und noch mehr in Paris werden seit einigen Jahren Hotels erbaut, die vornehmlich für Amerikaner bestimmt sind. Die Angehörigen keiner anderen Nation würden die in diesen Hotels geforderten Preise bezahlen wollen und können. Da existiert in Paris ein neues Hotel in der Nähe des Arc de Triomphe, in dem einzelne Zimmer überhaupt nicht abgegeben werden. Es sind nur ganze Wohnungen vorhanden, und diese werden meistens vor Kabel voraus belegt.

Der niedrigste Preis ist vierzig Franke pro Tag. Das Hotel ist nur wenige Monate im Jahre geöffnet, macht aber in dieser Zeit horrende Geschäfte. Der amerikanische Dollar ist auch in Frankreich allmächtig ge-

ihre alten Rechnungen zu bezahlen, sage ich hiermit meinen herzlichsten Dank. Nitodemus Krierem, Schuhmachermeister.“

**Seine Ansicht.** Schotte (zum Irländer): „Warum sind Sie ausgerissen, als die Keilerei losging?“ — Irländer: „Sollte ich mich totschlagen lassen? Ich will lieber zehn Minuten lang ein Feigling sein, als für den Rest meines Lebens eine Leiche!“

**Durchschant.** Herr (zu einem Freunde, den er mit einem verbundenen Gesicht auf der Straße trifft): „So, also Deine Frau ist wieder von der Reise zurück!“

**Das Nötigste.** Mr. Suid, der sein Auto selbst fährt, hat auf der Landstraße eine Panne und arbeitet im Schwelche seines Angeichts an der Verbesserung des Schadens. Ein Mann, der vorüberkommt, fragt hilfsbereit: „Darf ich Ihnen zu Hilfe kommen, was ist das Nötigste?“

„Ach, bitte, beantworten Sie doch die Fragen meiner Frau, während ich die Maschine in Ordnung bringe.“

**Gefährlicher Realismus.** Der berühmte Mine, zum Regisseur: „Natürlich, Herr Regisseur, ich muß darauf bestehen, daß bei der Bankettzweige wirkliches Essen serviert wird.“ Der Regisseur: „Sehr schön, wenn Sie darauf bestehen, werden wir Ihnen aber auch in der Sterbezweige wirkliches Gift geben.“

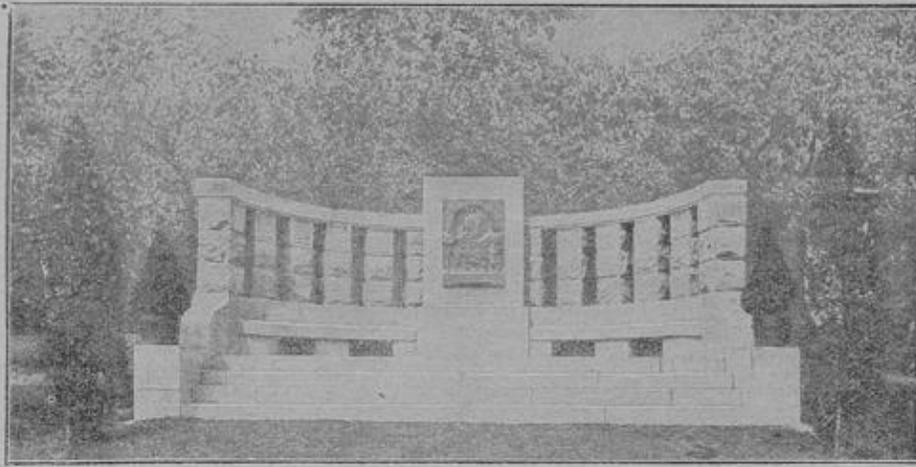
**Das Muttermal.** Hübner: „Was haben Sie denn da für eine furchtbare Narbe auf der Stirn?“ — Stübner: „Das ist ein Muttermal.“ — Hübner: „Diese Narbe ein Muttermal?“ — Stübner: „Ja, meine Mutter hat mich einmal die Treppe hinuntergeworfen.“

## Rätsel.

Bei Licht siehst Du mich, ein Wesen körperlos,  
Nach meines Vaters Maß, bald kleiner und bald groß,  
Und ob auch ohne ihn mein Dasein schnell verschwindet,  
So ist's sein Tod doch nur, auf den mein Reich sich gründet.  
Ein Maler bin ich auch, das hab' ich oft bewiesen,  
Und meine Wandgemälde hast Du oft gepriesen;  
Doch hasse ich durchaus des Pinsels bunte Bahl,  
Und schwarz nur ist allein in meiner Farben Zahl.  
So mancher sah mich schon, ob ich auch unsichtbar;  
Der Aberglaube nur wähnt stets bei mir Gefahr.  
Und willst Du mir aufs Haar in einem Sinne gleichen,  
Dann, Freundchen, mußt Du erst aus diesem Leben weichen.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Preis, Reiz, Eis, Sie.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: L. Kellen, Bredeneß (Mubr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kornen, Ess u. (Mubr).



A. Hammerstein, Phot., Hilden.

Das Kaiser-Jubiläums-Denkmal in Unterbach bei Düsseldorf.

worden. Die Damen der Pariser Gesellschaft beklagen sich, daß sie in allen Geschäften schlecht bedient werden, so wie die amerikanische Multimillionär einwanderung begonnen hat. Alle Ladeninhaber reißen sich um die amerikanische Kundschaft.



Das Bronze-Relief des obigen Denkmals.

**Vor Gericht.** Richter: „Woraus schließen Sie denn, daß der Angeklagte mit den Worten: „Lump, Betrüger“ Sie gemeint hat? Es waren doch mehr Leute im Lokal.“ — „Wen sollte er denn sonst meinen?“

**Dankagung.** „Allen lieben Kunden, die mir anlässlich meines goldenen Meisterjubiläums Glückwünsche, Ehrungen und Geschenke darbrachten, besonders aber denjenigen, welche diese Gelegenheit benutzten,

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 12

Sonntag, den 22. März

914

## John Brinkmann,

ein fast vergessener niederdeutscher Dichter.

(Nachdruck verboten.)

Seit Frey Reuters und Klaus Groths Zeiten hat die niederdeutsche Mundart aufgehört, als gemein und ungebildet zu gelten;

nicht mehr schaut der gesellschaftlich Höherstehende, dessen Ohr an das Hochdeutsche gewöhnt ist, mit Verachtung und Geringschätzung auf die Sprache des Volkes herab. Stetig ist die Gemeinde derer gewachsen, die das Platt lieben als unverfälschten Ausdruck eines offenen ursprünglichen Wesens. Die niederdeutschen klassischen Kunst- und Meisterwerke haben bewiesen, daß „ein echter Poet im echten Platt auch echte Dichtungen“ schaffen kann. Und es ruhen wirklich große Schätze in der Volkssprache, nicht nur bestimmt und erreichbar für einen engen Kreis, und es ist grundverkehrt, in Beziehung auf sie von Paganismus reden zu wollen. Sie enthält so viel Tiefe, so viel Weisheit, so viel psychologisch Interessantes, daß kein Deutscher die geringe Mühe scheuen sollte, sie kennen zu lernen. Es ist darum auch eine lohnende und dankbare Aufgabe, immer mehr für die Verbreitung von Werken einzutreten, die in niederdeutscher Mundart geschrieben sind, in einer Sprache, die so unmittelbar aus dem Herzen des Volkes herausquillt. Wer kennt heute nicht Klaus Groth und Reuter, und wer müßte nicht dankbar anerkennen, daß er ihnen manche Stunde der Belehrung und Erheiterung verdankt?

Ein niederdeutscher Dichter, dessen Namen man vergessens sucht im Konversationslexikon, der den meisten, auch gebildeten Kreisen, fast fremd geblieben, ist der Mecklenburger John Brinkmann. Weshalb sein Name und seine Worte nur so wenigen vertraut sind, liegt in verschiedenen Ursachen begründet.

Zunächst hat Brinkmann in seiner Mundart dem Hochdeutschen weniger Konzessionen gemacht als zum Beispiel Reuter, seine Werke sind also schwerer zu lesen. Er hat so geschrieben, wie er zu sprechen gewohnt war, das phonetische Moment allein war für ihn maßgebend. Dann kommen in seinen

Schriften sehr viele technische Ausdrücke, besonders aus dem Schifferleben vor, die dem Neuling das Lesen erschweren. Und schließlich fehlt bei ihm fast ganz das erotische Moment, die Liebe, ein Umstand, der das Lesen seiner Werke vielen weniger interessant macht. Brinkmann ist ernster, gehaltener als alle anderen plattdeutschen Dichter, bei ihm ist vorwiegend die sinnende Tiefe, der schwere Ernst, die selbstbewußte Männlichkeit. Nur ganz leise lacht im Hintergrund der Humor, der sich steigern kann zu drastischer Komik und seiner Satire. Brinkmann ist der typische Vertreter des Mecklenburgers von der Wasserfante, dessen Wesen uns anfänglich recht kalt und fremd annutet, der uns aber bei näherer Bekanntschaft für sich einnimmt und um so nachhaltigeren Einfluß ausübt. Ob daher die Ursachen, welche wohl in erster Linie ein größeres Bekanntwerden seiner Werke hinderten, nicht ebenso viele große Vorzüge sind, darüber ließe sich noch mit Erfolg streiten.

Aber John Brinkmanns Leben läßt sich wenig Interessantes mitteilen. Otto Welken, der Herausgeber seiner Werke, teilt die folgenden Einzelheiten mit: Die Wiege Brinkmanns stand an der Düstee, in der alten mecklenburgischen Hansestadt Rostock, wo er am 2. Juli 1814 geboren wurde. Sein Vater war Kaufmann und fand auf hoher See den Tod, als der kleine John kaum zehn Jahre alt geworden war. Mit zäher Kraft nahm die energische Mutter die schwere Aufgabe auf sich, ihre acht Kinder allein zu erziehen. Mit Hilfe guter Freunde gelang es ihr denn auch, ihnen eine gute Ausbildung angedeihen zu lassen. Bis zum zwanzigsten Jahre besuchte John das Rostocker Gymnasium, dann trat er in den Studentenkreis seiner Vater-

stadt ein; doch fand er nicht allzuviel Vergnügen an der Jurisprudenz, seinem erwählten Berufsstudium, bald wandte er sich der Philosophie und Geschichte zu und betrieb nebenbei sehr eifrig lebende Sprachen. Diese Zeit der Ausbildung fand ein jähes Ende durch die burschenschaftliche Bewegung jener Tage, der auch Frey Reuter seine harten Festungsjahre verdankt. John Brinkmanns frisches Temperament hatte ihn zum eifrigeren Verfechter des burschenschaftlichen Einheitsgedankens gemacht. Er war mit wenigen Greifswalder Studenten, die den vom Metter-



Die verwitwete Königin Olga von Griechenland in Aegypten.

Die Königin vor den Pyramiden.

stadt ein; doch fand er nicht allzuviel Vergnügen an der Jurisprudenz, seinem erwählten Berufsstudium, bald wandte er sich der Philosophie und Geschichte zu und betrieb nebenbei sehr eifrig lebende Sprachen. Diese Zeit der Ausbildung fand ein jähes Ende durch die burschenschaftliche Bewegung jener Tage, der auch Frey Reuter seine harten Festungsjahre verdankt. John Brinkmanns frisches Temperament hatte ihn zum eifrigeren Verfechter des burschenschaftlichen Einheitsgedankens gemacht. Er war mit wenigen Greifswalder Studenten, die den vom Metter-

nischen Prinzip geleiteten Regierungen der Einzelstaaten als Räubersführer der Bewegung angezeigt waren, in Verbindung getreten und hatte sie sogar — man erschreke — zu einer Kaffeegesellschaft eingeladen. Dieser 1834 unternommene „Landesverrat“ wurde ihm noch nach vier Jahren zur Last gelegt und trug ihm die Strafe von neun Monaten Gefängnis ein.

Das Urteil wurde zwar nicht rechtskräftig, da Friedrich Franz I. ihn begnadigte, aber Brinkmann gefiel es seitdem nicht mehr im Heimatlände. Sein beschränkter Untertanenverstand konnte die „Weisheit“ der bestehenden engherzigen Regierungseinrichtung nicht fassen, er sehnte sich in ein Land, wo freiere Luft ihn umwehte. So entschloß er sich denn, Amerika aufzusuchen. Der Aufenthalt in Amerika ist für Brinkmanns Leben und Schaffen von geringer Bedeutung gewesen, abgesehen davon, daß er sich auf dem fremden Lande den Keim zu schwerer Krankheit holte.

Schon im April 1842 trat Brinkmann die Rückreise nach Mecklenburg an. Inzwischen war durch Studium und Reise sein kleines väterliches Vermögen so ziemlich draufgegangen, und Brinkmann mußte versuchen, sich eine Lebensstellung zu erobern. Zunächst wurde er Hauslehrer in verschiedenen Häusern und übernahm alsdann 1846 die Leitung einer Privatschule in Dobbertin. Noch in demselben Jahre verheiratete er sich mit Elise Burmeister, der Tochter des Doktor Burmeister in Goldberg. Zu Michaelis 1849 siedelte Brinkmann nach G ü s t r o w über, wo er in die dortige Realschule als Hilfslehrer eintrat. In dieser kleinen Stadt blieb er bis zu seinem Ende, hier entstanden seine sämtlichen niederdeutschen Werke. Seine Stelle als Hilfslehrer brachte ihm im ersten Jahre 950 Mark ein und wurde auch später nicht bedeutend reicher. Dieser Betrag genügte kaum für den einzelnen, um so weniger aber für eine schnell sich vergrößernde Familie. Da galt es also Nebenverdienst suchen, und den fand Brinkmann teils durch Unterricht erteilen in fremden Sprachen, teils, und mit der Zeit immer mehr, durch seine literarische Tätigkeit.

Seine äußeren Lebensverhältnisse haben nach Übernahme der Güstrower Lehrerstelle keine erhebliche Veränderung mehr erfahren. Mehrere Versuche, besser dotierte Stellungen zu erhalten, schlugen fehl. Aber trotz aller finanziellen Bedrängnisse fand Brinkmann Trost und Zufriedenheit in einem überaus glücklichen Familienleben. Und vor direktem Mangel schützten ihn und seine große Familie — er hatte neun Kinder — seine unausgesetzte Tätigkeit.

John Brinkmann starb im Sommer des Siegesjahres 1870 infolge eines Schlaganfalles; er liegt auf dem Güstrower Kirchhofe begraben.

Und nun zu den Werken unseres Dichters, die sein Andenken auf die Nachwelt gebracht haben und bringen werden. Brinkmann ist mit Groth und Neuter einer der Führer der neugebildeten niederdeutschen Literatur. „Er erweist sich in seinem gesamten Schaffen, besonders aber in seiner Lyrik,

scharfer, drastischer als Neuter, naiver, unmittelbarer als Groth, und ergänzt so beide Zeitgenossen.“

„Willst Du den Dichter recht verstehen, mußt Du in Dichters Lande gehn.“ Holstein und Mecklenburg haben der niederdeutschen Literatur die besten Vertreter gegeben, eine Tatsache, die uns zuerst bestreben muß. Treffend sagt Welkien: „Beim ersten

Hinsehen glaubt man nicht recht, daß sich die Bewohner gerade dieser Länder zur Beschäftigung mit der Literatur besonders eignen. Sowohl dem Holsteiner wie dem Mecklenburger ist eine ausgesprochene Passivität eigen, die, oberflächlich betrachtet, nicht zur Grundlage eines stärkeren geistigen Mitteilungsbedürfnisses geeignet zu sein scheint.

Behagen und Genügsamkeit, durchzogen von überlegener heiterer Welt- und Lebensanschauung, sind hier zu Hause. Allen Aufregenden stellt sich eine gleichmäßige Ruhe entgegen, die auch in der Fröhlichkeit das geräuschvolle Treiben des Südens nicht auskommen läßt. Geistige Regsamkeit ist ja in keiner Weise von lauter Fröhlichkeit abhängig, sie findet sich im Gegenteil viel häufiger dort vertreten, wo ein gewisser grübelnder Ernst den Grundzug des Volkscharakters bildet. Das gilt denn auch in hohem Maße für die beiden stammverwandten Stämme an der Ostsee, von ihrer Literatur. Wohl vermag diese Geisteswelt nicht zu schillern und zu blenden, aber sie vermag mehr, sie nennt tiefe, stille Schönheit ihr eigen und einen Humor, der erwärmt. Für norddeutsches Schrifttum und norddeutsches Wesen typisch und charakteristisch ist nun unser John Brinkmann. Schlicht, innig und doch voll markiger Kraft klingen seine Werke hinaus in die Welt und geben Kunde von einem Volksstamme, der sich der Väter Erbe treu bewahrt, von einem gottbegnadeten Dichter, der dem Herzschlage dieses Volkes zu lauschen verstand.“

John Brinkmann hat zwei große Romane geschrieben. Die Bezeichnung „Roman“ trifft allerdings nicht ganz zu. Man ist überhaupt bei Brinkmann sehr oft im Zweifel, wie man seine Schöpfungen benennen soll. Er liefert eben etwas so Eigenartiges, daß es kaum in irgendeine Schablone passen will.

Seine zwei größeren Schriften sind also „Kasper-Dhmu n i d“ und „U n s H e r r g o t t u p R e i s e n“. Jedes dieser Werke bildet ein Ganzes, bestehend aus vielen Einzelheiten, die man als abgeschlossene Schöpfungen für sich, als Episoden, heraus Schälen könnte, ohne das gemeinsam umfassende Band, den Zusammenhang, zu lösen. Gerade darin zeigt Brinkmann seine reise Kunst, daß er es versteht, diese losen Teile zu einem festen, organischen Ganzen zusammenzuschweißen.

Von unüberwältlicher Frische, von überwältigendem Humor ist die Erzählung „Kasper-Dhmu n i d.“ Sie ist in der sogenannten Ichform geschrieben, d. h. der Verfasser identifiziert sich mit einer der handelnden Personen seines Werkes. So schwierig diese Aufgabe im allgemeinen für den Verfasser ist, so glücklich hat Brinkmann sie zu lösen verstanden. In diesem Genrestück wollte der Verfasser gewisse Familienüberlieferungen zur Darstellung eines Charakterbildes verwenden. Er wollte den grotesken Typus einer verschwundenen Rasse, den baltischen Seemann des vorigen Jahrhunderts, zu einem einheitlichen Bilde skizzieren. Dieser alte Seemann ist Kasper-Dhmu, um den sich die ganze Handlung dreht. Die Erzählung ist, kurz ausgedrückt, eine Chronik der Jugendstreiche, Abenteuer



Kardinal-Bischof Dr. Kopp †.



Bischof Dr. Hubertus Vogt, Osnabrück †.



Kardinal Dr. Katschthaler †, Fürstbischof von Salzburg.

teuer und Fahrten des „jungen, gottverdammten Rebellers“ Andreas, die dieser hoffnungsvolle Sprössling im Fahrwasser und hinter dem Rücken seines originellen biederen Ohms verübt. Es ist wohl anzunehmen, daß hinter Andreas John Brinkmann selbst steckt, und daß er uns in Kasper-Ohm oder Keppen Pött von der „Anna Maria Sophia“ seinen Dntel Töppe in Kostock gemalt hat. Brinkmann schildert uns diesen Dntel in folgenden drastischen Worten:

„Wir Anno ein ore so — up ein Jor mir ore weniger künmt dat dorbt nich an; genau, dat wir nah den Kostoder Botterkrieg un vör dei Franzosentiden — wer dor dei Koffellerstrat ore den Borgwall in Kostod lang kamen is, bei mag dor vilicht üm dei Adventen ut, wenn dei letzten Appelschäp mit Hemp un Talg un Lichters, mit Vinsaat un russische Seip un allerand so 'ne schöne Saachenlaten van Petersburg Haben binnen kenen, n' stüvtafelken un fram'm olen Burßen pret't hemm'm, n' dägtes Rundgatt, breit un vull aewer Hoog un Speigel as 'ne hollann'sche Kuff, un dat wir min Mudderbrauder Keppen Pött, ore fortweg Kasper-Ohm binäunt. Dei har all sid Anno saeben un saebentig as Kaptein van dei Anna Maria Sophia up Petersborg soht un sid'n schönen Schilling ut dei Gravensteiners un Goldenetts rufflahn un har so väl vör sid bröcht, dat hei dumm all dei Schöpfoht upgaben un van sin Tinsen un Gotts Gnar' un dei groten Botterbrör' rillich har läben künmt, wenn hei man wolt har. Wenn hei aewerst to Hus wir un denn Sünndags-Morns kloek tein'n dei Strat ruppe stür't nah dei Marigentirch, dat Gefangbawl ünner'n lin ken Arm, dat lange span'sche Nur ünner den silwern Knop in sin rechte Faust, den neigen, dreikantigen Haut up'n Kopp un'n Popp achter 'n Kopp, so lang un dic as'n rökerten Spidaal to söh un dörting Schilling — denn schghei so mastig un kumplett ut, as'n regulären Schoud by Nacht ore'n Kostoder Börger ore igend so'n antiern forschen Kiel bi dei Sprütt.“

Dieser ehrfame Mledermann warder Schreden des dreizehnjährigen Andreas, er kam ihm hinter alle seine Streiche, die der gütliche Vater nicht sah oder nicht sehen wollte. Aber der Andreas ist auch nicht dumm und weiß dem strengen Dntel manchen Narren zu stehen. So herrsche dann zwischen beiden ein stetiger, stiller, aber um so heftiger Kampf, der zu den schwierigsten Situationen führt. Stets glaubt Kasper-Ohm sich von seinem Neffen, diesem „Süßendriever“, nicht genug respektiert. So wird uns schon im dritten Kapitel eine überaus komische Szene geschildert, die als kleine Probe hier folgen mag. Kasper-Ohm kommt in heller Entrüstung zu seinem Schwager, dem Vater des Andreas, gelaufen und macht ihm die heftigsten Vorwürfe, daß er seinen Rangen nicht streng genug erziehe. Auf die bestürzten Fragen des Vaters klagt Kasper-Ohm ihm, daß der Junge an seinem Haus vorbeigegangen ist, ohne ihn zu grüßen. Das soll dem Schlinge nicht hingehen, und eine strenge Bestrafung wird zugesagt. Es entspinnt sich dann folgender Dialog:

„Well! Well!“ für Kasper-Ohm, „dat bin id of de Meening. Respekt is Respekt ond mot Respekt bliwen, on dor sünd twee Ell Troffen good för; der Deuwel mag stüft Kaptein sin.“

„Id will em schonst mit dat Emm'n vör den Speigel kamen; wo is dat denn passiert?“

„Wur dat passiert is! Tausend Schepstaf Tjävell! Disse kloedendige Stunn'n, as id di segg, in min'n egen Hus!“

„Is dei Jung denn bi di in Din'n Hus wäst?“

„Ne, bi mi in dat Hus is er nich wäst.“

„Denn heßt Du woll up'n Süll vör Din Husdör stahn?“

„Ne, dor heiw id of nich stahn.“

„Wat! Denn heßt Du woll för dat Finster säten?“

„Ne, of dat nich!“

„Na, wo stümmst Du denn eig'nlich, Brauder?“

„Na, wo stalt id denn stahn heiwewen! Du frögt mi am Emm'n noch, ob id nich ut dei Dachluk kelen oder gor up den Schostein stahn heiwew. W den Armstool seet id, achter bi den Aven!“

„Aewerst, wenn Du up'n Armstaul achter bi den Aven säten heßt, heßt min Jung di van dei Strat ut so of nich sehn künmt!“ röp dor min Oh un lacht' sid, dat em dei Bul häwert.

Kasper-Ohm nehm dat aewerst heilschen krumm un schreg' vuller Raasch':

„Donder ond Blizen, Brooder! Stahn oder nich stahn, seen oder nich seen, — dei Jonge mot jo Respekt vor dat G u s heiwew.“

Und wütend schießt er zur Tür hinaus. In solchem Ton geht es weiter. Kapitel für Kapitel in losestem Zusammenhang und doch durch das meisterhaft angewandte Kunststück der Erzählung fest aneinandergereiht. Geschlossener wird die Form und straffer durchgeführt im zweiten Teil, den Bildern aus der Franzosenzeit. Und zwischen all dem Jugendübermut, der uns in so prächtigen Skizzen geschildert wird, blüht eine Rose und rankt sich zwischen den dornigen Stacheln siegreich empor, die Liebe zwischen Andreas und sein „Greitemwäschen“, der Tochter Kasper-Ohms. „Kasper-Ohm un id“ ist die erfolgreichste Schöpfung Brinkmanns geworden, die Gestalt des Keppen Pött von der „Anna Maria Sophia“ darf sich lähn messen mit Reuters „Dntel Bräsig“.

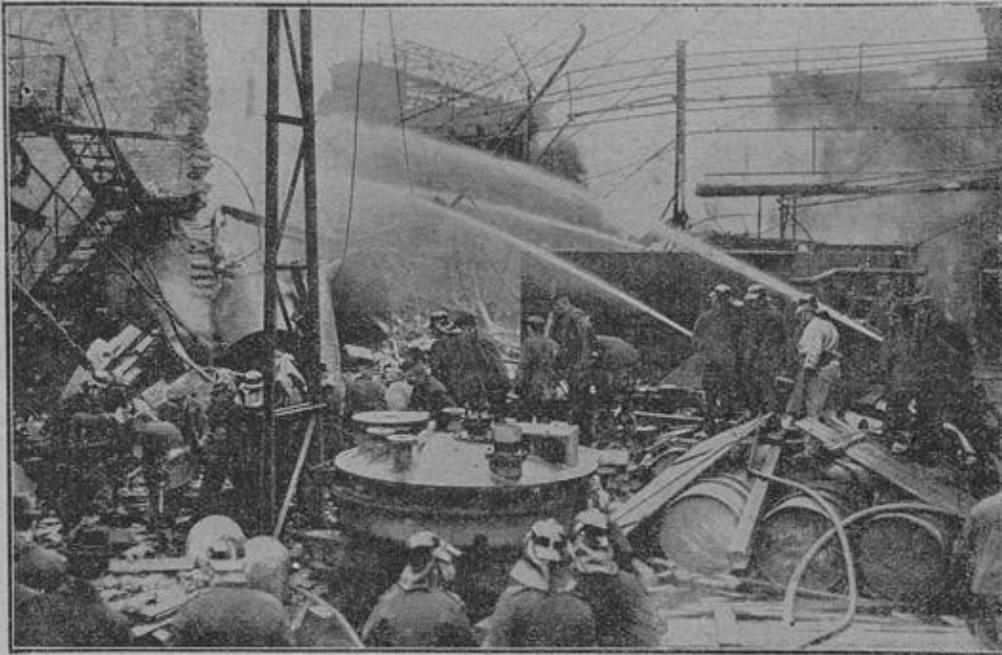
Eine schwächere Arbeit ist das zweite größere Werk „Uns Herrgott up Meisen“. Es finden sich zwar wundervolle Episoden, aber das ganze ist zu wenig durchgestaltet, so daß eine rechte Befriedigung nicht auskommen will. Die Geschichte spielt am Ende des 18. Jahrhunderts. Der Herrgott will sich mal wieder die Welt ansehen, damit sie nicht ganz und gar aus Rand und Band und in die

„Widen“ geht. So schließt er die Paradiespforte hinter sich zu und wandert zuerst in Frankreich hinein. Der Teufel, der befürchtet, er könne ihm seine Seelen wieder abspenstig machen und sein Reich auf Erden zerstören, schleicht heimlich hinter ihm her, um nach dem „Rechte“ zu sehen. Der Herr wandert nun durch aller Herren Länder und findet wenig, was ihm Freude macht. Zuletzt kommt er nach Meisenburg, wo er wenigstens dann und wann etwas antrifft, was sein Herz erheitert. Der Teufel dagegen ist im großen und ganzen mit der Welt nicht so unzufrieden, und das größte Vergnügen empfindet er, sobald etwas dem Herrn

Schmerz und Wehmut bereitet. Es ist eine Geschichtenfolge, eine Bilderfolge, die uns vorgeführt wird. Die tiefsten Szenen wechseln ab mit humorvollen. Wundervoll gestaltet ist zum Beispiel die Skizze, wie der Herr die drei Handwerksburschen auf der Landstraße antrifft, das Berliner Kind, den Punschläuer Dopper-Altgesellen und den Limburger Meistersohn. Sie sind den Nachstellungen dreier Witwen, welche die schmucken Burschen zur Heirat verleiteten wollten, glücklich durch heimliche Flucht entgangen, nicht, ohne vorher dem Bürgermeister von Teterow, der sie durch „Sigen“ zu dieser Heirat zu zwingen versuchte, einen gehörigen Rössen zu spielen. Jetzt wandern sie nach Till Eulenspiegels Grab, um nach altem Handwerksbrauch drei Nägel in die Linde, die am Grabe des Oberschaltsnarren steht, einzuschlagen. Das erzählen sie in ausgelassener Stimmung dem ehrwürdigen alten Herrn, der so freundlich sie anblickt und der der Herrgott selber ist. Und als sie nun mit dem Spottgesang auf den Teufel:

Der Teufel der sprach: Spaß muß sein,  
Zur Höllen stieg er da hinein.  
Mit ihren Herren saß alda  
Dem Teufel seine Großmama!!

die Landstraße heruntermarschieren, da will der Teufel, der heimlich hinter einem Strauch ihr Gespräch mit dem Herrn gehört hat, ihnen voller Gift ins Genick fahren. Aber der Herr umgibt die fröhlichen Burschen mit seinem leuchtenden Blicke wie mit einem goldenen Schilde, so daß der Teufel von den glühenden Strahlen vernichtet, ohnmächtig zur Erde niederfällt. Diese Szene ist mit so herzlicher Liebe und Sorgfalt ausgearbeitet, daß sie jeden entzücken muß. Hervorragend ist dann noch die Schilderung des Weihnachtsabends, als die Weihnachtsglocken über



Zur Explosionstatastrophe in Berlin-Rummelsburg.

den stattlichen Gutshof und die kleinen warmen Tagelöhnerneester hinwegzuringeln. Das sind Stellen, wo man mit Liebe verweilt.

Außer diesen beiden großen Erzählungen gab Brinkmann noch verschiedene kleine Schriften heraus. Da ist zunächst das „Läuschen“, „Boß un Swinägel“, das Erstlingswerk unseres Dichters überhaupt. Mecklenburg ist ja das Land der Tierfabel, hier finden wir sie wieder, wie sie aus dem Volksgemüt geboren wurde. So dichtet das Volk, so einfach, so ganz aus sich selbst fließt die Volksfabel, das Volksleid. Und am Schluß kommt dann das Gleichnis oder die Nutzanwendung, nicht aufdringlich belehrend, sondern heimlich durchschimmernd. Das Schriftchen schildert uns die Vergeltung im Tierreich. Der Fuchs trifft den Igel und sucht ihn aus alter Feindschaft zu ärgern, der Igel aber rollt sich schnell zusammen und der Angreifer beißt sich an den harten Stacheln Nase und Maul wund. Schließlich kommt der Fuchs aber auf einen schlaun Gedanken. Er rollt den zusammengeballten Igel in einen Teich und bewacht das Ufer, so daß der arme Igel, der, um schwimmen zu können, sich aufstellen mußte, das Ufer nicht betreten darf. Schon wollen dem Igel die Kräfte ausgehen, und er sieht seinen sicheren Ausgang vor sich, als ein Jäger mit seinen Hunden erscheint und den Fuchs verschleucht. Der Jäger hat es aber auf den Bau des Fuchses abgesehen, aber der schlaue Meister Reineke, der sich einen heimlichen Ausgang gegraben hat, den der Jäger nicht kennt, hört sich in seinem sicheren Schlupfwinkel die Anstrengung der nachgrabenden Feinde an. Endlich hält er es doch an der Zeit, auszuweichen, denn die Hunde werden immer hartnäckiger in ihren Angriffen. Er schlüpft also schnell in den geheimen Gang hinein, fährt aber ebenso plötzlich mit einem Jammergeheul zurück. Der Kanal ist gesperrt durch den Igel, der sich zusammengerollt hat und die ganze Öffnung ausfüllt. Da hilft kein Bitten und Flehen, da hilft kein neuer Versuch, die nach innen gefehrten Stacheln wehren jeden Angriff ab. So fällt denn der arme Reineke in die Hände des Menschen, weil er die Rache des Igels auf sich geladen hat.

In einem weiteren Schriftchen „Mottche Spintus un dei Pelz“ zeigt sich Brinkmann des Klaunderwelsch, das man als Judensprache bezeichnet. Mottche Spintus, der Vorbeter in der Synagoge zu Daemelow, ist das typische Urbild des geizigen Juden. So hat er sich auf irgendeiner Auktion vor langen Jahren mal für billigen Preis einen alten Kutsher-mantel gekauft, den er jetzt noch selbst bei den feierlichsten Gelegenheiten in der Synagoge trägt. Das erweckt natürlich die Spottlust seiner Freunde. Seine beiden Söhne ärgern sich über dies Tuscheln und Lachen, und sie fassen den heroischen Entschluß, ihrem „Vaterleben“ einen wirklichen Pelz zu kaufen. Der von ihnen soll den Pelz bezahlen, welcher in den nächsten Tagen ein gutes Geschäft macht. Nun trifft es sich, daß beide Glück haben in ihren Unternehmungen, dem Heiman steigt die Wolle und dem Simon steigen die öster-

reichischen Papiere, mit denen er operiert. Aber aus angeborenem Geiz können sie es nicht über's Herz bringen, eine so große Auslage zu machen, jeder erwartet es von dem anderen. Na, als nun endlich der Spott über Mottche Spintus Kutsher-mantel in der Synagoge immer lauter wird, kauft schließlich jeder von den Brüdern einen Pelz und verhandelt ihn — der Alte würde ein Geschenk nicht annehmen — für einen Spottpreis an Vaterleben, in der Hoffnung, daß der Alte ihn tragen wird. Aber was tut Mottche Spintus? Er packt jeden Pelz in einen Sack und verschachtet sie hintereinander mit fünfzig Prozent Gewinn an den Krämer Jakob Knotenheimer. Am andern Sabbath erscheint Spintus wieder zum Entsetzen seiner beiden Söhne im alten Kutsher-mantel, während die beiden Hauptkonkurrenten von Heiman und Simon mit den herrlichen, für Vaterleben bestimmten, Pelzen angetan, stolz zu ihrem Plage schreiten.

Mit großer Meisterschaft ist dieses Thema behandelt, doch macht die Skizze keinen nachhaltigen Eindruck, sie bietet nur Unterhaltung.

Das gleiche gilt von „Peter Lurenz bi Abitur“. Man hat dieses Schriftchen zu abenteuerlich, zu phantastisch gefunden, als daß eine solche Schilderung überhaupt möglich sei. Brinkmann selbst sagt in seinem Vorwort: „Wie der Ritter von der traurigen Gestalt sich an Ritterromanen irre las, so tat es der Peter Lurenz an der Politik seiner großen Zeit, bis er daran über-schnappte. In seinem Wahnsinn war aber gleichfalls Methode, und diese ist so strift originell, daß der Humor derselben, welcher das Ungeheure sozusagen als Bagatelle auffaßt, es wohl verdient, festgehalten und gelampt zu werden.“ Eine bizarre Komik, wohl etwas reichlich, enthält das „Läuschen“ sicherlich. Peter Lurenz, ein Rostocker

Kaufmann, wirft sich in seinen Mußestunden auf das Studium der Mathematik und erfindet die „horizontale Beilung und den submerinen Pegel“. Mit diesen Hilfsmitteln schlägt er mit seinem „Duzbruder Coratio“ (Nelson) die französische Flotte bei Abitur.

Eine dritte Erzählung, der „Generalreeder“ steht bedeutend höher als die beiden vorgenannten. Eine Zeitstimmung liegt über diesen ganzen Familienüberlieferungen, die lebendig geworden sind. Eine Predigt mit dem Motto: „An Gottes Segen ist alles gelegen“. Bau und Form sind dazu musterhaft.

Bei „Höger up“ lebt wieder der ausgesprochene Volksgesitt. Märchenlust weht urdeutsche Märchenstimmung! „Junter Achim von dem Hedeltun“ ist eine Gestalt, die in ein Grimmsches Märchen paßt. Hier hat Brinkmann ein Werk geboten, das als Komposition sehr hoch steht, ein Meisterwerk aus einem Guß.

Höher noch als in seinen Prosaschriften steht Brinkmann als Lyriker. In seinem Werkchen „Bagel Grip“ hat er ein klassisches Musterwerk geschaffen, das den besten Erzeugnissen Klaus Groths zur Seite gestellt werden muß. Brinkmanns Lyrik ist das treueste Spiegelbild des mecklenburgischen Wesens, „bald verschlossen sinnierend in schwerem Ernst, bald



Das Schloß des Königs Ludwig III. von Bayern auf seinem Muttergut Leutstetten. Phot. Kester & Co.



König Ludwig von Bayern als Landwirt: Blick auf das Muttergut Leutstetten. Phot. Kester & Co.

jauchzend in köstlich prickelnder Schallhaftigkeit, immer frisch und rege."

Ein Beispiel ernter Natur mag folgen:

Un söl id ire van Di gahn,  
Dat makt mi gor to bang;  
Um leiwsten ging'd mit Di tosam  
Den letzten sworen Gang.  
Id heuw mi so, uns Herrgott weit' —!  
An Di, Hannjochen, wennst,  
Dat schütt mi up min Hart so swer,  
Wenn uns dei Dod nu trennt.  
Un söl id ire van Dj gahn,  
As wi dat denkt allbeir,  
Denn wäs man nich so trurig, Hans,  
Dat dauh mi nich toheir!  
Denn täuw id in min Graww so lang,  
Hannjochen, hät Du kümmt  
Un, as Din ol Brut, aw mi haalt  
Un mit to Gott mi nimmt.

Es wäre vergebliches Bemühen, durch Worte die Lyrik Brinkmanns recht würdigen zu wollen. Hier heißt es: „Ni m m und lies!“

Auch auf dem Gebiete der hochdeutschen Sprache hat sich Brinkmann versucht, aber ebensowenig wie einem seiner niederdeutschen Genossen ist ihm hier ein einwandsfreier Wurf gelungen.

Zum Schluß unseres Aufsatzes wollen wir ein Urteil bringen, das Klaus Groth über John Brinkmann und sein Schaffen gefällt hat!

„Brinkmann is een van de plattbütschen Schriftstellers, de met de plattbütsche Sprok um de Wett lewen werd, sine Landslied un alle Plattbütschen werden met emmer grötterer Verehrung van em spreken.“ Das sind Worte, die dem Toten die Ehre geben, die ihm gebührt. D.

**Gebet.**

Herr! schide, was Du willst,  
Ein Liebes oder Leides;  
Ich bin vergnügt,  
daß beides Aus Deinen Händen quillt.  
Wollest mit Freuden und wollest mit Leiden  
Mich nicht überschütten!  
Doch in der Mitten liegt holdes Bescheiden.

**Schlickers Willem.**

Erzählung aus der niederrheinischen Vogtei.

Von M. C.

(Nachdruck verboten.)

O, das Glück! Das Glück!

In der Ferne stapft noch der alte Briefträger, und Peter Schlicker schaut ihm nach, wirft eine Kuffhand hinter ihm her, und preßt den eben geöffneten Brief bald mit beiden Händen auf den Kopf, bald auf die Weste und das, was darunter so stürmisch pocht; er gebärdet sich ganz närrisch, versucht einen Hopsa auf dem vom Regen weich gewordenen Boden, um gleich darauf ganz still und selig den Pfosten am Törrchen zu umfassen. Alles vor lauter Glück! vor lauter Glück!

Er hat den Briefträger aufgelauret; das war sehr gut. Jetzt wird er in die große Bauernstube zum Vater gehen und ihm die Druckfahne aus Hannover überreichen: Landwirtschaftliche Maschinen. Und dann wird der im Dienst ergraute Stephansjünger wieder schimpfen über das Wetter, die Wege und die wenigen Brieffschaften, derentwegen man so weite Strecken wandern muß. Der Vater wird ihm wieder einen Bittern einschenken und . . . na, das ist alles gleichgültig. Er, der Peter, ist ja so glücklich durch den Brief; heute kann er niemand gram sein, nicht den Huben, die im Obhgarten maufen, nicht dem Orgelmann, der mit den schnurrigen Weisen seinen Mägden in der Küche den

Kopf verdreht, daß sie nur an Tanz und Kirmes denken; auch dem Vater nicht, der gewiß ein fürchterliches Donnerwetter heraufbeschwören wird, wenn er von dem Brief erfährt.

Wann soll er es erfahren? Heute? Morgen? — Nein, nein, noch nicht! . . . Aber er muß es ihm sagen, muß es bald sagen. — Na, warum nicht!

Peter steckt beide Hände in die Hosentaschen und reckt die Schultern straffer. Sein Vater wird ihm entgegen sein, wird wettern und hageln, weil er seine Pläne durchkreuzt sieht; aber er will festhalten; er ist treu, er hat seinen Willen und . . . auch seinen rechten Bauerntroß wie alle.

Peter Schlicker ist doch nicht ganz so, wie andere Landwirtsöhne sind. Man nennt ihn „Herrbuur“, auf hochdeutsch: studierter Bauer.

Ja, Schlickers Willem hatte nur den einen Sohn; da ist der Peter auf die Landwirtschaftliche Schule gekommen, hat bei der Garde ein Jahr gedient, hat sich die Welt gesehen.

Nun ist's genug; er soll daheim bleiben, soll seinem Vater zur Hand gehen und den Hof übernehmen. Er ist ja ein guter Junge geblieben. All die für ihn geopferten, mit Schweiß und Fleiß gesparten Taler wird er jetzt nicht vergessen.

In der Schankstube warnen wohl die Dorfveteranen: „Willem, Du hast den Peter verzogen; der ist nun zu fein für uns, der sieht unsere Töchter nicht an.“

Da wird der Bauer blitzig: „Ich werd' ihm! — eine reiche Bauerntochter wird er heiraten, damit basta! — Geld muß bei

Geld kommen, so ist's ja Bauernregel, und die Wirtschaft auf dem Hof muß sie verstehen von Grund auf, daß die Mannsarbeit nicht umsonst getan ist.“

Seine bedächtigen Zuhörer verschanzen sich hinter ihre Biergläser und blinzeln mit den klugen Augen.

Schwer reich muß sie sein! Welche mag er meinen!

Der alte Beitel, dessen spärliche Milchwirtschaft kaum seinen Lebensunterhalt sicherte, wagt es ihm zu sagen:

„Schlickers Willem, Ihr tut grad, als ob Ihr der Herrgott wärt. Paßt auf, so glatt geht's mit her.“

Der reiche Bauer klopft auf die gefüllten Taschen und lacht den armen Kerl weidlich aus, daß der Beitel schließlich ärgerlich wird und zahlt und geht.

„Der Peter, der kann alle haben, er braucht nur den Finger zu regen!“ — Da hatte der stolze Vater recht, aber Peter regte eben den Finger nicht, aus dem einfachen Grunde, weil in seinem Herzen schon jemand sich eingenistet hatte, von dem der Vater nichts wußte. — Er wußte überhaupt nicht allzuviel vom Herzen seines Sohnes. Der Junge war eben lange draußen gewesen und den Vater kannte er als unerbittlich streng. Da gibt sich das Vertrauen nicht leicht.

Jetzt hat der Peter dem Vater alles erzählt von der Klara aus Berlin, die er lieb hat, und die er holen will hier auf den Hof, von ihrem sanften, guten Wesen, von ihrer Freude an der Arbeit und von ihrem fröhlichen Sinn. Ja, er will fleißig arbeiten für den Vater, für den Hof, für sein Erbteil; alles will er ausbeuten; nicht das geringste soll verloren gehen oder unbenutzt bleiben. Aber er hat auch eine Seele — und darum soll an seinem Herd nur die eine stehen, die das sonderbare Ding im Innern versteht, die immer Neues hineinbringen kann, weil sie selbst soviel davon hat. Er kann es gar nicht sagen, wie gut und liebewert sie ist, aber, so wahr er Peter heißt: keine andere.

„Donner! stehts so?“ ein Faustschlag dröhnt auf der eichenen Tischplatte. Der Vater wütet und ballt die Hände vor dem Gesicht des Sohnes. „Da bin ich auch noch da!“

Peter denkt: Gut, daß ich es ihm gesagt habe, einen andern hätte er geschlagen. Er hatte diese Stunde in Gedanken schon tausendmal durchlebt seit jenem Augenblick, da er Klara von seinem Besitztum erzählte und von seiner Liebe. Darum ist er



König Ludwig von Bayern auf dem Pferdemarkt, umgeben von Landleuten. Phot. S. Ketter & Co.

Jetzt ganz ruhig. Er weiß, daß er daheim keinen freien Willen hat, trotz seiner fünfundzwanzig Jahre; das ist so bei den Bauern. Einen Augenblick geht ihm der Gedanke durch den Kopf: er könnte ja auch all seinen Troß zusammennemen und sagen: Vater, gib mir mein Erbteil; ich will wieder hinaus in die Welt. — Aber den schwarzen Gedanken weist er gleich wieder fort. Was soll er da draußen? Hier, hier allein ist seine Heimat; hier wartet alles auf seine schaffende Hand; hier ist der einzige Platz, den er ausfüllen kann nach seinen Kräften; hier gilt er etwas, ist König im Reich, hat großes Ansehen und Ehrenämter weit in der Runde. Um hier zu wirken, hat er draußen gelernt und gelebt. Nein, er verläßt sein Erbteil nicht!

An den Hof denkt er, nicht an den Vater. Sie sind sich immer fremd gewesen. Wenn er jetzt noch eine Mutter hätte! Jetzt ein gutes, liebevolles Wort!

Der Vater ist ruhiger geworden; mit hochroten Wangen und aller zu Gebote stehenden Beredsamkeit führt er die reichen Partien aus der Umgegend vor, und bald sieht Peter wie bei einem Ball die drallen Bauerntöchter um sich hertanzen. Sie loden; sie schmeicheln, sie möchten ihn an der Hand fassen.

Und er hat bisher so wenig Liebe daheim gefunden, ihn verlangt, ihn düstet danach. Mutterlose Kinder fühlen die einsame Jugend am meisten, wenn sie lieben.

Gehorsam bespricht er mit dem Vater die reiche Auswahl; aber keine will ihm gefallen. Aus allen hervorragend grüßt ihn immer eine schlanke, geschmeidige Gestalt, ein rosiges Gesicht und ein paar braune, warmblickende Augen.

Mara! Mara! Du ganz allein!

Das ist ein arger Zwiespalt. — Er, des reichsten Bauern einziger Sohn! Und dann kein Bauernmädchen nehmen! —

Brechen mit all den ungeschriebenen, unausgesprochenen, aber darum um so heftigeren seit Jahrhunderten bestehenden Gesetzen der Vogtei. Ein Bauer in diesem Landstrich am Niederrhein hat ebensoviele Standespflichten wie der Adel und wie die Berufsgeossen im Münsterland.

Und nun die Berlinerin!

Es gibt Augenblicke, da zürnt Peter dem Vater, daß er ihn hinausgeschickt; und ein andermal jubelt er aus demselben Grunde. Er ist nicht mehr der alte, unbelegte Sohn seiner weiten Felder; er denkt jetzt mehr.

Was hätte er nicht alles anfangen können da draußen mit den ihm zugesandten Wechsellern! Wenn er nun studiert hätte und das Interesse für den Hof verlor; — wenn er nun . . . — das Blut steigt ihm bis an die Schläfen hinauf — wenn er nun verlobdet wäre, wie so viele Bauernjungen in der Großstadt! Dann hätte der Vater auch wohl gewettert; aber — das wäre doch gewiß viel schlimmer.

Jetzt hat er nur eine gefunden, die ihm Liebe gab; er der Mutterlose, Liebeleere! Nun will er dieser einen im Hause seines Vaters ein Mädchen bereiten; er ist ja reich und er kümmert sich nicht um die Meinung der anderen.

Er will nur sein Glück suchen, wo er es zu finden meint. Weiter nichts.

In jedem Dienstagmorgen erwartet Peter den Briefträger und an jedem Donnerstagabend macht er einen Gang zum Briefkasten.

Ofter denn je muß er den Vater zur Schenke begleiten und am Sonntagabend zum Ball. Gern tut er's nicht; aber er gewinnt da doch etwas: eine Freundin.

Den Ausdruck kennt man auf dem Lande gar nicht. Man sagt: er „geht“ mit ihr; er muß oder wird die Anna also heiraten.

Anna ist die Jüngste vom Fritzenhof. Auf allzuviel Tausende wird man nicht zu rechnen brauchen; immerhin . . . der Vater ist zufrieden, aber er wundert sich.

Anna zählt schon fünf und zwanzig Jahre, genau wie Peter, und weil sie immer schwer geschafft, kann sie sich zu den Blühenden nicht mehr rechnen; aber weil sie so still und grundgütig ist, führt man sie gern an die Leihhügel; da hilft sie abtragen.

Auch Peter muß ihr seine Liebeschmerzen mitteilen. Sie hat den eigenwilligen Burschen in der Schule schon gut leiden

mögen. Jetzt brennt es in ihr auf; ihm helfen zum Glück! Sonst geht's nicht gut auf dem Schlidershof!

Bei manchem einsamen Gang durch die Felder schmieden sie Pläne und verworfen sie, überlegen, zweifeln, hoffen und ermutigen. Und bei diesen gemeinsamen Beratungen röten sich Annas Wangen. Auch Peter wird wieder heiterer. Nicht oft genug kann er das Lied vor sich hinsummen, das sie beim letzten Kirchweihfest im Dorf-Sänger-Chor gesungen haben:

So hoch ist keine Mauer,  
So schmal ist kein Steg. —  
Wenn zweie sich gut find,  
Sie finden den Weg.

Und der Vater macht schon versteckte Andeutungen auf Anna.

Einmal kommen sie spät in der Dämmerung heim. Anna trägt ein schmales, in Zeitungspapier gewickeltes Paketchen hinauf auf ihre Schlafkammer und legt es unter das Federkissen.

Dann geht sie hinunter zum Bruder und macht ihm das Abendessen und sitzt ihm gegenüber. Die andern Geschwister sind alle verheiratet, nur der Älteste nicht, der den Hof übernimmt. Er sagt immer: Anna muß bei ihm bleiben, auch wenn er eine Bäuerin findet für den Hof, Anna ist unersetzlich.

Das Mädchen hört das gerne; sie mag nicht fort von der väterlichen Scholle.

An jenem Abend also geht Anna früh in ihre Schlafkammer, riegelt zu, stellt die Petroleumlampe auf den Tisch und holt aus dem Bett das kleine Paket hervor: Briefbogen, Federn, Umschläge, Tinte, Löschblatt . . . Peter hat ihr das gegeben, vom Bruder soll sie's nicht erfragen.

Ein ernster, alter Zug legt sich in des Mädchens Gesicht;

sie schlingt die Hände ineinander wie vor schwerem Entschluß, und dann geht sie mutig ans Werk.

Wohl zwei Stunden dauert es, da ist der Brief fertig. Sie überliest ihn langsam, bedächtig:

Sehr geehrtes  
Fräulein!

Sie werden sich wundern, von ganz fremder Hand einen Brief zu erhalten; es ist auch der erste, den ich in eine so große Stadt schide. Ich bin die Freundin von Peter, Sie kennen ja den Peter Schliders; er hat mir sehr viel von Ihnen erzählt, und er ist gar nicht mehr froh und zufrieden, weil sein Vater ihm eine andere Frau aussuchen will. Nun habe

ich den Peter sehr lieb, weil wir schon zusammen auf der Schulbank gefessen haben, und weil er immer so ein guter Junge war; darum dürfen Sie aber nicht eifersüchtig sein; ich will ihm ja nur helfen, daß er Sie heiraten kann; und darum frage ich Sie bloß, ob Sie für den Peter etwas wagen wollen. Wenn Sie das tun wollen, dann schlage ich Ihnen folgendes vor:

Sie müssen hierher kommen und die Bauernwirtschaft lernen. Sie können hier auf dem Hofe meines Bruders eintreten, und ich werde Ihnen alles zeigen. Ab und zu können Sie den Peter sehen und sprechen, aber nicht sehr oft, weil die Leute es nicht zu wissen brauchen. Sie müssen vor allem versuchen, den Vater zu gewinnen; das ist nicht sehr schwer, wenn Sie sind, wie der Peter geschildert hat: klug, arbeitsfreudig, lustig. Der Schliders Willem ist seit langen Jahren Witwer; er hat kein weiblich Wesen, das sich um ihn sorgt; da muß man ihm schon etwas zugute halten. Nach außen ist er grob und barsch und prahlend, im Innern aber verlangt er desto mehr nach einer lieben jungen Bäuerin für seinen Hof. So, das wollte ich Ihnen sagen, und wenn Sie kommen wollten, dann würde mich das recht freuen, und wenn ich mich nicht in Ihnen täusche, dann wärmen Sie sich im nächsten Winter an meinem Herd. Ich bin Peters Freundin und heiße:

Anna Maria Fritzen  
zu Eyl

in der Vogtei am Niederrhein.

„Nun ist's genug! — nun ist's genug! — mehr kann ich nicht schreiben! Vielleicht ist's eine feine Dame und sie lacht mich aus. Oder vielleicht . . .“ Da fielen der Anna alle Geschichten ein, die sie früher im Kalender gelesen hatte, und die von den Gefahren



Das erste albanische Kriegsministerium in Durazzo.

der Stadt und von den Falschheiten der großen Welt einige Exempel in die Bauerntische trugen.

Wenn sie so wäre! — Wie ein Alp legt es sich auf des Mädchens Brust. Sie steht auf und geht durchs Zimmer. Vor dem kleinen Spiegel hält sie an und schaut hinein.

Ihre Wangen glühen und die Augen haben nie solchen Glanz gehabt. Ganz verwundert betrachtet Anna ihr Spiegelbild. Da geht es ihr blitzschnell, verlangend wie ein Wunsch der Liebe durch den Sinn: Wenn der Peter dich jetzt sehen könnte!

Nur einen Augenblick hält sie den schönen Traum fest, nur einen Augenblick. Dann flieht sie vom Spiegel zurück, als sei er die Versuchung selber, und atmet schwer und streicht übers Haar und betupft die heißen Wangen.

Gott! Anna, was hast du nur?

Da bestimmt sie sich und lächelt ein wenig. Den Peter hast du lieb! Weiter nichts! — Was will das heißen? Die Mutter hatte seinen Vater, den Willem, ebenfalls lieb; der wußte das auch nicht und merkte das nicht.

— Das ist nun mal so bei uns Frauen.

Jetzt darf sie doch noch helfen zu seinem Glück. Das ist ihre Pflicht so, weil sie seine Freundin ist.

Sie schaut sich im Stübchen um.

Ob es ihr hier gefällt? Ob's nicht zu einfach ist für die Klara aus Berlin? — Ich will ihr gut sein, so gut wie niemand bisher.

So denkt das Mädchen und kann nicht schlafen. —

Mitten in der Nacht wird sie wach nach wirren Träumen; sie hat etwas vergessen am Briefe, etwas Wichtiges.

Da springt sie auf und zündet Licht an und kriecht in die letzte Reihe: „Auch einen Gruß von Peter!“

Nun wird sie kommen! Nun geht noch alles gut! Anna hat das ihrige getan. (Schluß folgt).



Lord Minto †.

früherer Vizekönig von Indien und Generalgouverneur von Kanada.

**Spruch.**

Versuch's und übertreib's einmal;  
Gleich ist die Welt von dir entzückt.  
Das Grenzenlose heißt genial,  
Wär's auch nur grenzenlos verrückt.

Paul Heyse.

**Unsere Bilder.**

Königin Olga von Griechenland, die Wittve des am 18. März vorigen Jahres in Saloniki ermordeten Königs Georg, der sein Volk im Balkankrieg so hervorragend geführt hat, befindet sich zurzeit auf einer Erholungsreise durch Ägypten, in deren Verlauf sie auch den berühmten Pyramiden einen Besuch abstattete. Die Königin, eine geborene Großfürstin von Rußland, steht im 63. Lebensjahre.

Kardinal Kopp, Fürstbischof von Breslau, ist im Alter von 76 Jahren gestorben. Mit ihm ist eine der bedeutendsten Persönlichkeiten aus dem Leben der katholischen Kirche, ja, aus dem öffentlichen Leben Deutschlands geschieden. Einem Elternhause entstammend, das mit Glücksgütern nicht reich gesegnet war, bahnte sich der Fürstbischof durch seine persönliche Tüchtigkeit den Aufstieg zu den höchsten kirchlichen Würden. Zu seinen hervorragendsten Charaktereigenschaften gehörte die milde Art im Umgange, die sich im Verkehr mit ihm nicht nur für Glaubensgenossen, sondern auch für Andersgläubige in seltener Weise anziehend gestaltete. Umfassende Kenntnisse und hohes Verständnis für die Probleme, die an ihn herantraten, die einsichtsvolle Erfassung der Umstände, unter denen er zu wirken berufen, verliehen ihm die Fähigkeit, zwischen den verschiedenen Mächten des öffentlichen Lebens ebenso wie zwischen Katholiken und Evangelischen sich vermittelnd zu betätigen. So hat er im Laufe seiner langjährigen Wirksamkeit in seinen hohen kirchlichen Ämtern wiederholt Gelegenheit gefunden, das Verhältnis zwischen Staat und Kirche im Sinne der Versöhnlichkeit zu beeinflussen und dem konfessionellen Frieden in Deutschland im allgemeinen und in Schlesien im besonderen zu dienen.

Bischof Boß von Osnabrück ist infolge Blutvergiftung gestorben. Er war 1841 in Vorken geboren. Im Jahre 1866 wurde er zum Priester geweiht, von 1871 bis 1885 war er Domvikar und Domprediger in Münster. Im Jahre 1885 wurde er Pfarrer in Rheine; 1891 Regens des Priesterseminars und 1892 Domkapitular in Münster. Im Jahre 1899 wurde er Bischof von Osnabrück. Auf dem Gebiete der Seelsorge, in Errichtung von Kirchen und namentlich auf dem Gebiete der Erziehung hat er sich mit unermüdblichem Eifer betätigt.

Dr. Johannes Katschthaler, Fürstbischof von Salzburg, ist im hohen Alter von fast 82 Jahren verstorben. Er verwaltete sein Salzburger Amt seit 1900 und erhielt im Jahre 1903 den Kardinalshut. Neben seiner ausgedehnten kirchenpolitischen Tätigkeit hat der Verbliebene der Förderung kirchlicher Musik sein besonderes Interesse zugewandt und ist auch mehrfach selbst als Komponist hervorgetreten. Der Erzbischof gehörte auch dem österr. reichischen Herrenhause an und war außerdem Mitglied des Salzburger und des Tiroler Landtags.

Zur Explosionskatastrophe in Berlin-Kummelsburg. In einer Anilin-Fabrik in Kummelsburg ereignete sich eine furchtbare Explosion, die die Nitro-Benzol-Abteilung der Fabrik vollständig zerstörte und dreizehn Tote und eine große Anzahl Schwerverletzte forderte. Die Feuerwehr und die Rettungsmannschaften hatten große Arbeit, um aus den Trümmern die Verunglückten hervorzuholen und die Nachbargebäude vor weiteren Verheerungen zu retten.

König Ludwig von Bayern hat einen Landsitz auf seinem Mustergut Leutstetten unweit von Starnberg. Im Laufe der Jahrhunderte ging Leutstetten mehrfach von Hand zu Hand. Von 1833—1844 war es Eigentum des bayerischen Staatsministers Fürsten Ludwig Ottingen-Wallerstein. Am 20. Januar 1875 gelangte es durch Kauf von dem Freiherrn v. Welden an den ältesten Enkel des Königs Ludwig I., an den Prinzen Ludwig von Bayern. Dieser hatte sich sieben Jahre vorher mit der liebreizenden Erzherzogin Maria Theresia von Österreich-Este vermählt und die Sommermonate mit seiner Familie in der herrlich gelegenen Villa Amsee bei Lindau verlebt. Nun sollte Leutstetten während eines großen Teils des Jahres (vom Vorfrühling bis zum Spätherbst) ein Lieblingsitz für ihn und die Seinen werden. In stark verwahrlostem Zustande übernahm er das Gut. Es hielt außerordentlich schwer, dasselbe ohne Aufwand zu hoher Kosten mehr und mehr ertragsfähiger zu gestalten. 1875 umfaßte es 460 ha; durch die Erwerbung der Güter von Rieden (1904) und Petersbrunn (1900) wuchs es auf mehr als das Doppelte (957 ha) an. Die Gutsverwaltung hat ihren Sitz in dem 47 m höher als Leutstetten gelegenen, von diesem ungefähr eine halbe Stunde entfernten Gutshofe Schwaige. Zu den bereits genannten Gütern gesellen sich in Mühlthal noch eine Mühle und zwei Wirtschaften, die verpachtet sind. Von einer großen Torfstichfläche (Wildmoos) werden alljährlich 30 000 Zentner Torf gewonnen. Das ausgetorfte Land wird aufgeforstet. An den Waldkulturen hat König Ludwig III. seine Freude, und er schuf selber schon viele. Nahezu die Hälfte seines Besitztums in und um Leutstetten ist mit prächtigen Forsten bedeckt.



Die erste Briefmarke mit dem Bildnis des Sultans.

Das erste albanische Kriegsministerium in Durazzo. Das Gebäude liegt oberhalb der Stadt neben den alten venezianischen Festungswerken. Man hat dazu das ehemalige Spital Durazzos genommen. Der Umbau ist soeben beendet worden. Das neue Ministerium soll sogleich nach der Ankunft des Prinzen eröffnet werden. Der aussichtsreichste Kandidat für den Posten des Kriegsministers ist angeblich Essad Pascha.

Die erste Briefmarke mit dem Bildnis des Sultans. Die Türkei hat kürzlich eine Serie neuer Briefmarken herausgegeben. Besonders interessant ist die Marke zu 200 Piaster, sie zeigt das Bild des Sultans, wodurch mit einem alten Herkommen gebrochen wird.



## Sprüche.

Es gibt eine Höflichkeit des Herzens, sie ist der Liebe verwandt. Aus ihr entspringt die bequemste Höflichkeit des äußeren Betragens.

Auf das kleinste Geschäft verwende weiseste Treue! — Treue im Kleinsten macht die Treue dir leicht in dem Größten.

Die Verwendung der Kohlen. Die Fachzeitschrift Echo des Mines will in der Lage sein, eine genaue Übersicht über den Ver-

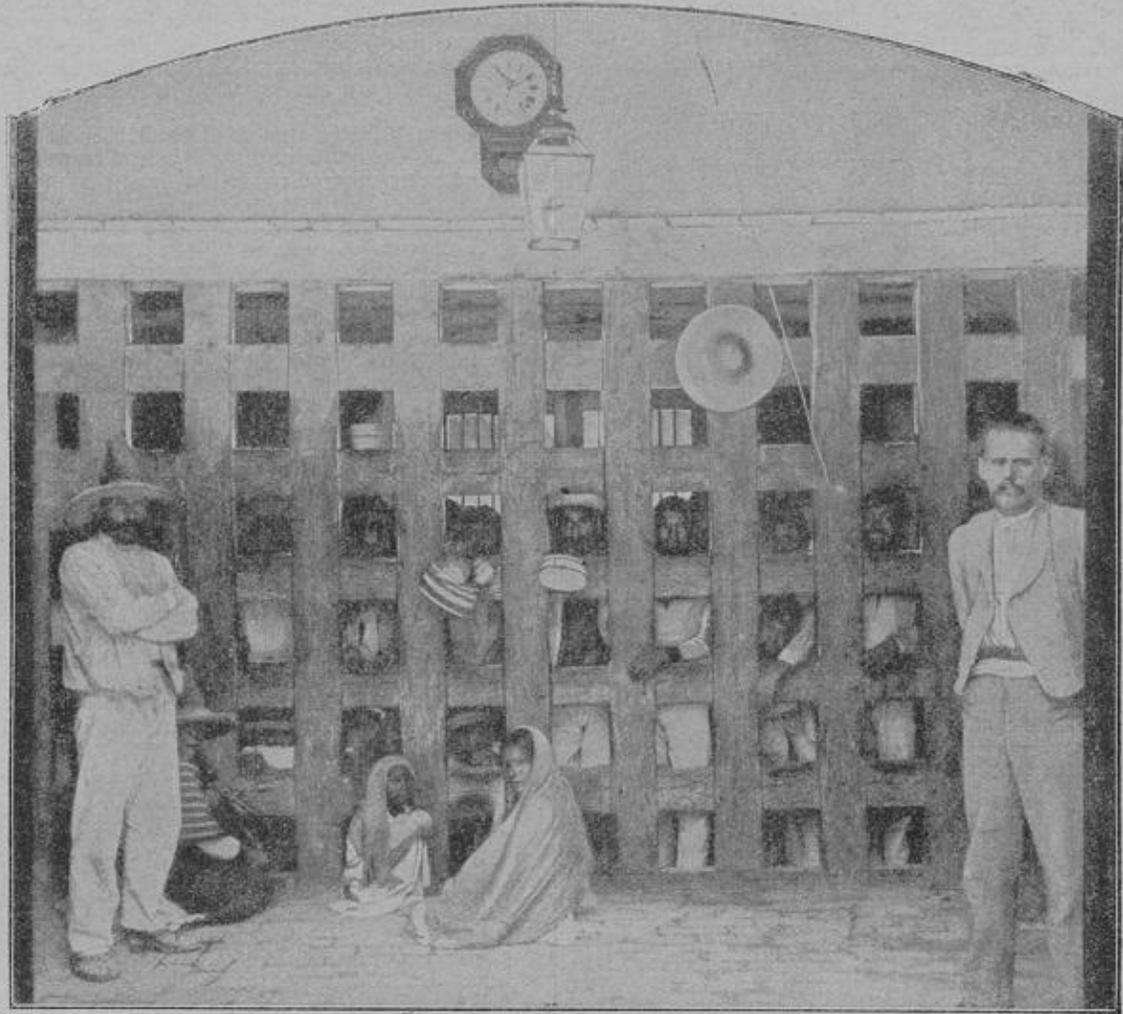
brauch der Kohlenbergwerke selbst in Anspruch, gemeinsam mit der Holz- und Brietterzeugung. Alle anderen Betriebe bleiben im Kohlenverbrauch unter 5 v. H. Zwischen 4 und 5 stehen nur noch die Schifffahrt einschließlich der Hochseefischereien, des Hafendienstes und der Kriegsmarine, sowie die Industrie der Steine und Erden. Zwischen 3 und 4 v. H. folgen wieder nur zwei Gruppen, die der Gasanstalten und der chemischen Industrien, zwischen 2 und 3 v. H. allein die Textilindustrie für Bekleidung und Wäsche. Ueberraschend gering ist verhältnismäßig der Kohlenbedarf der elek-

sammen sind, beschäftigen wir uns hauptsächlich mit den anderen!"

Auf der Hochzeitsreise. Junger Ehemann (in den Anblick des Alpenpanoramas versunken): „Ist das nicht herrlich — großartig?“ — Frau: „O ja! Es hat sich wirklich gelohnt, daß wir geheiratet haben!“

Die Modestilavin. „Na, gnädige Frau, jetzt gestattet die Mode ja wieder unenbliche Fülle und Formen?“ — „Gott sei Dank! Gestern habe ich mich seit fünf Jahren zum ersten Male wieder sattgegessen.“

Boshaft. Beim Faschingsball in unserer „Harmonie“ ist jedes Jahr ein eigenartiger Wettbewerb. Immer bekommt die jüngste



Vor einem Polizeigefängnis in der Hauptstadt Mexiko.

brauch der Steinkohle in den verschiedenen Industrien und anderen Anlagen zu geben. Auch in der Voraussetzung, daß eine solche Ermittlung nur bis zu einem gewissen Grade genau sein und auch nur für eine bestimmte Ausdehnung gelten kann, lassen sich daraus beachtenswerte Schlüsse ziehen. Am auffälligsten ist das Ergebnis, daß manche Industrien, bei denen man einen sehr bedeutenden Kohlenverbrauch annehmen sollte, recht tief in der Liste stehen. Den Anfang macht selbstverständlich die Schwerindustrie, also die Metallurgie in ihrer Gesamtheit, die Maschinenindustrie usw. Sie benötigt nach der Berechnung etwas mehr als 42 1/2 v. H. der ganzen Kohlenherzeugung. Gleich an zweiter Stelle folgt nicht etwa eine andere Gruppe von Industrien, sondern der Hausverbrauch mit 12,4 v. H., dann der Bedarf für den Bau und Betrieb von Eisenbahnen und Straßenbahnen mit

trischen Industrie mit nur 1,6, gefolgt mit 1,3 von der Papierfabrikation und den graphischen Industrien. Sämtliche übrigen Posten bleiben unter 1 v. H., und zwar werden der Reihe nach aufgezählt die Nahrungsmittelindustrie, Brauerei und Destillation, Glas- und Spiegelabriken, Zuder- und Spiritfabriken nebst Raffinerien, Salzbergwerke und Salinen, Patentanstalten, Badeanstalten, Leder- und Holzindustrien.

Auf der Landstraße. Sächsischer Gendarm (einen Handwerksburschen nach der Legitimation fragend): „Haben Sie ä Paß (Paß)?“ — Handwerksbursche (Berliner): „Ne, id singe zweiten Tenor.“

Selbstlos. „Sie sind doch so intim mit der Baronin, und wissen nichts über sie zu sagen!“ — „Nun ja, wenn wir eben zu-

und die älteste Schöne je einen Preis. Vorriges Jahr bin ich leider als Älteste durchgefallen!“ — „Na — und da versuchen es Gnädige heuer als Jüngste?“

## Rätsel.

Die erste nennt den Vater halb,  
Die letzte nennt die Mutter halb;  
Als Tochter in der Mitte  
Steht meine zweit' und dritte.  
Das Ganze ist ein Kunstprodukt,  
Von alt und jung gar gern begüßt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Schatten.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredendey (Munich). Gedruckt u. herausgegeben von Tredehndel & Koenen, Gb u. (Munich)

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 13

Sonntag, den 29. März

1914

## Der Heger-Franzl.

Eine Waldgeschichte von Joh. Peter.

(Nachdruck verboten.)

Der Franzl, der Lutsch und der Bill, ja, das waren drei, die das Forstpersonal dies- und jenseits der Grenze in beständigem Atem hielten. Im Wild- und Holzdiebstahl fanden sie nicht ihresgleichen im Quellbezirk der Moldau. Der Franzl war der Meister, weil er schon ein gefürchteter Wildschütz war, bevor noch der Lutsch und der Bill die „Schuß'n“ in die Hand nahmen. Aber bald über-

trafen ihn seine Schüler an List und Wagemut. Ihm, dem baumlangen Hünen, war die Jagd Leidenschaft, die beiden andern betrachteten sie als Erwerb. Sie lebten vom Wild- und Holzdiebstahl. Die Herrschaftswälder machten sie ebenso unsicher wie die bayrischen Staatsforste. Das Forstpersonal gab sich die erdenklichste Mühe, die drei Spießgesellen dingfest zu machen, aber stets kam es zu spät, wenn die drei bereits geerntet hatten.

Erschien der Fürst zur Auerhahnbalz, so erledigte sicher der Franzl den „verhörten“ Hahn; war das Holz in schönen Reihreihen fertig aufgestellt, so holten sich der Bill und der Lutsch die tabellosesten Scheiter, um daraus Resonanzbodenbänke oder Siebreifen zu schneiden. Hausdurchsuchungen fruchteten nichts,

weder Holz noch Bock noch Hahn war zu finden; denn der heimlichen Verstecke besaßen die drei zu viele, die selbst die Nase des besten Spürhundes nicht auszuwittern vermochte.

Forster, Adjunkten und Heger waren ebenso ratlos wie die Herren vom Forstamt. Allgemein war es bekannt, wer die verwegenen Geiellen, die weitem im Bereich des Moldaursprunges von sich reden machten, waren, aber niemand konnte ihnen etwas beweisen, weil sie noch kein Auge bei frischer Tat erpäßt hatte, und so blieben sie auch für den Arm des Justiz unantastbar.

Da kam der Fürst selbst auf einen guten Gedanken. Unterrichtet davon, daß dem Franzl, der Seele des Dreibundes, die Lust zum Schießen sozusagen im Blute lag, bot er ihm kurzweg eine Hegerstelle in einem seiner wild- und holzreichsten Reviere an und sicherte ihm höhere Bezüge zu als den anderen Heger, die in seinen Diensten standen.

Der Franzl war ein armer Schlucker, der ein sieches Weib und eine Stube voll Kinder hatte, die täglich nach Brot verlangten. Und seiner Familie war er mit rührender Liebe zugetan.

Jetzt bot sich ihm die Gelegenheit, ihre Zukunft zu sichern und auch seinem Gange zur Jagd fröhnen zu können, ein ruhiges, ehrliches Leben zu führen und sich durch redliche Arbeit seinen Mitmenschen dienstbar zu machen; mit Freude und gutem Willen schlug er in die Hand des Forstmeisters ein, der die Verhandlungen mit ihm führte, und wurde ein gut bestallter fürstlicher Heger mit einem netten Häuschen am Waldestrand, einer großen Wiese, drei Feldern und obendrein 35 Gulden Monatslohn.

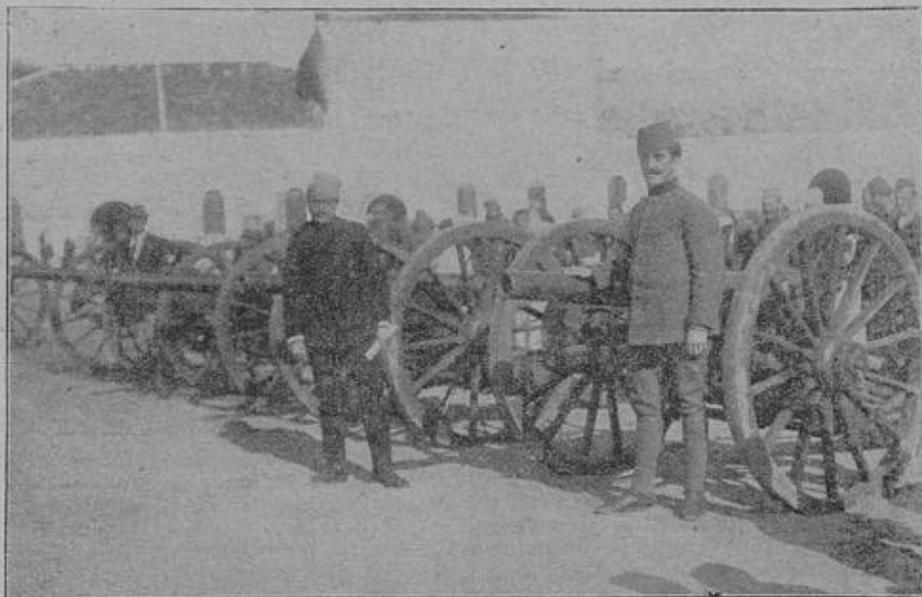
Das Leben trug ihm die kleine Wirtschaft, den Taschennpfennig brachten ihm die Schußgelder ein, den Monatslohn konnte er ersparen. So hatte er sich's zurechtgelegt. Holz brauchte er

jetzt auch nicht zu kaufen oder zu — stehlen, das gehörte zu seinem „Deputat“, und seine Amtskleidung bestritt er von dem festgesetzten Monturbeitrag. Nein, schöner konnte sich sein Loos gar nicht mehr gestalten, und so wurde aus dem berüchtigten Wilderer der bravste und anhänglichste Heger, der wader hielt, was er dem Forstmeister gelobt hatte. Nicht ein Gedanke der Versuchung focht ihn fürder mehr an.

Durch seine Gesinnungsänderung aber hatte er sich den Bill und den Lutsch zu Todfeinden gemacht. Sie faßten den festen Entschluß, dem Abtrünnigen seinen Dienst so sauer als möglich zu machen und, wenn es die Notwendigkeit erfordern sollte, ihn in verschwiegener Waldesnacht aus dem Diesseits ins Jenseits zu befördern.

Solches ließen sie ihn auch wissen, indem sie ihm nächtligherweile einen Zettel mit fremden Schriftzügen durch die Türschwelle steckten, der ihm nahelegte, beide Augen zuzudrücken, wenn er „alte Bekannte“ bei gewissen Geschäften im Walde treffen sollte, weil sonst sein Leben auf dem Spiele stände. Unterzeichnet war dieses halbe Todesurteil nicht, aber der Franzl wußte, von wem es kam. Und da er ferner wußte, daß den Zettel eine fremde Hand geschrieben, weil Bill und Lutsch des Schreibens unkundig waren, so schwieg er und unterließ die Anzeige, die zu keinem Erfolg geführt hätte. Der Heger-Franzl, wie er jetzt allgemein genannt wurde, war ein Mann ohne Furcht, und so nahm er sich nur vor, auf der Hut zu sein und ein scharfes Auge auf seine Widersacher zu haben, die zu fangen und unschädlich zu machen jetzt sein eifrigstes Bestreben war.

Obwohl die zwei Spießgesellen ein Begegnen mit dem Heger auf der Dorfstraße mieden, so fügte es doch der Zufall, daß sie sich eines Sonntagmorgens auf dem Kirchweg trafen. Der Franzl schloß sich sofort den beiden an und lenkte alsbald das Gespräch



Zum Regierungsantritt des Fürsten von Albanien.  
Italienische Kanonen, die den Beirückungsfall abfeuerten.

auf den Drohbrief. Da lachte der Zill heiser auf: „Ich weiß nichts davon. Ich kann gar nicht schreiben!“

„Und ich auch nicht,“ höhnte der Luffsch.

„Schon gut“, unterbrach sie der Heger barsch. „Man kann sich Briefe auch schreiben lassen! Aber, das will ich Euch sagen, glaubet nicht, daß ich Euch fürchte! Im Gegenteil, zittert Ihr vor mir! Wann und wo ich Euch treffe, brenn' ich Euch die Kugel auf den Pelz, daß Ihr das Aufsteig'n vergessen werdet bis zum jüngsten Tag! Ich diene jetzt dem Fürsten, habe ihm Treue gelobt und werde meinen Schwur halten.“

Und ohne noch auf ein Wort von ihnen zu warten, schwenkte er in einen Seitenpfad rechts ab und verschwand alsbald zwischen hohen Kornfeldern. Lange noch hörte er das Hohngelächter seiner ehemaligen Freunde.

Das war das erste Scharmügel vor dem Kampf, der nun begann. In der ersten Zeit mieden die beiden Wild- und Holzdiebe geflissentlich das Revier des Heger-Franzl und verlegten den Schauplatz ihrer Taten mehr in die bayrischen Lusenforste. Als ihnen aber dort infolge des schneidigen Vorgehens des Forstmeisters in Mauth, der seinem Dienstpersonal den strengen Auftrag erteilt hatte, die zwei Störenfriede im Betretungsfalle schonungslos „kalt“ zu machen, der Boden zu heiß wurde, blieben sie wieder in ihren heimathlichen Wäldern und begannen nun auch dem Franzl im höchsten Grad lästig zu werden.

Bei all seiner angestrengten Wachsamkeit, die sich auch auf die Nachtstunden

ausdehnte, bei all seinem löblichen Eifer, dem Fürsten zu zeigen, wie treu er ihm ergeben sei und wie ernst er es mit der Verfolgung der zwei Waldfreier nehme, gelang es ihm doch nicht, sie nur einmal vor Augen zu bekommen, trotzdem er ihre Schüsse knallen, ihre Sägen lärmen hörte. Immer, wenn er zur Stelle kam, waren sie spurlos verschwunden, so daß es schien, als ständen sie im Bunde mit dem Bösen.

Und einmal doch, in lichter Mondnacht, da überraschte sie der Heger unvermutet, durch einen Zufall. Es war hoch oben bei der Kreuzsichte, wo der Aufstieg auf die Kuppe des Kubani und der Abstieg zum Ludenwald beginnt.

In mondbeglänzter Waldblöße saßen sie unter einem breitkronigen Ahorn und weideten einen Bod aus. Ihre Gewehre ehnten am Stamme, den Rücken hatten sie der Kreuzsichte zugewandt, unter der der Heger stand und überlegte, was er in dieser kritischen Lage beginnen sollte. Zwei gegen einen — und diese zwei kannte er! Den Tod hatten sie ihm geschworen . . . vielleicht war die große, ernste Stunde nahe! Er dachte an Weib und Kinder . . . Nicht Furcht war es, was ihm das Herz zusammenkrampfte, sondern Sorge um das Loos der Seinen. Sollte er den ungleichen Kampf wagen in dieser endlosen Waldeinsamkeit, in dieser nächtlichen Verlassenheit, oder sollte er, auf den Behen schleichend, den Rückzug antreten und nichts gesehen wollen?

Da bäumte sich sein Stolz auf, erwachte sein Gewissen, das ihn eindringlich an seine Pflicht ermahnte. Nein, nicht feige sein, sondern handeln wie ein rechter Mann! Und die Flinte schußbereit in den Händen, beschlich er die Ahnungslosen, wie ein Raubtier sein sorgloses Opfer beschleichen mag. Schon war er ihnen bis auf zwanzig Schritte Entfernung nahe, als plötzlich ein dürres Reis unter seinen Füßen knackte. Die Wilddiebe sprangen auf, blitzschnell hatten sie ihre Gewehre erfaßt, und im nächsten Augenblick trachteten drei Schüsse.

Der Heger hatte den kürzeren gezogen. Eine ganze Schrotladung saß ihm im linken Oberarm. Als er wieder zur Besinnung kam, waren die Unholde samt ihrer Beute verschwunden. Wähsam schleppte sich Franzl nach Hause, wo er erst spät nach Sonnenaufgang antam. Seine Verwundung war nach ärztlichem Zeugnis nicht gefährlich.

Zill und Luffsch wurden eingezogen, allein da ihnen ihre Weiber bezeugten, die Nacht daheim zugebracht zu haben, bald wieder freigelassen.

Als Franzl nach mehreren Wochen wieder von seinem Waldgang zurückkehrte, fand er unter der Türschwelle einen zweiten Zettel mit den lakonischen Worten: „Das nächste Mal tracht's besser, und dann ist ausgehegert!“ Er war jetzt vom Ernst dieser Drohung vollständig überzeugt. Am liebsten hätte er um Verlegung in eine andere Gegend, wohin die zwei Unholde nicht kamen, gebeten; allein er wollte in den Augen seiner Vorgesetzten nicht feig erscheinen, und so nahm er sich nur vor, doppelt auf der Hut zu sein und den Kampf mit ihnen auf keinen Fall zu scheuen. Verfolgte er sie früher aus Pflichtgefühl, so kam jetzt auch noch der Rachedurst hinzu, der auch ihn auf Tod und Leben handeln ließ.

So nähte die Zeit der Sommer Sonnenwende und auf den Höhen flammten die Baldburfeuer auf, weithin verkündend, daß das Deutschvolk seiner Ahnen und ihrer Bräuche gedente. Diese Nacht, wo die Erde ihre verborgenen Schätze und ihre geheimnisvollen Kräfte freiwillig erschließt, hatten sich Zill und Luffsch gewöhnt zur Ausübung eines Holzdiebstahls hoch droben in den Urforsten des Kubani. Sie wußten, daß da die ganze Bevölkerung um die Sonnenwendfeuer versammelt war und daß sich da auch kein Forstorgan in diese Wildnisse verirren, weil der Weg dahin weit und beschwerlich war.

So nähte die Zeit der Sommer Sonnenwende und auf den Höhen flammten die Baldburfeuer auf, weithin verkündend, daß das Deutschvolk seiner Ahnen und ihrer Bräuche gedente. Diese Nacht, wo die Erde ihre verborgenen Schätze und ihre geheimnisvollen Kräfte freiwillig erschließt, hatten sich Zill und Luffsch gewöhnt zur Ausübung eines Holzdiebstahls hoch droben in den Urforsten des Kubani. Sie wußten, daß da die ganze Bevölkerung um die Sonnenwendfeuer versammelt war und daß sich da auch kein Forstorgan in diese Wildnisse verirren, weil der Weg dahin weit und beschwerlich war.

Dart am Saume des Ludenwaldes stand eine tadellose Fichte, die reinstes Resonanzholz liefern mußte. Aber hundert Gulden ließen sich leicht aus dem Baum heraus schlagen, und die Sonnenwendnacht war gewiß die geeignetste Zeit zur Ausführung des Diebstahls.

Tatsächlich war die ganze Bevölkerung um die loderbrennenden Brände versammelt, und auch keinem Heger fiel es ein, die ahnengeheilte Nacht im wilden Bergforst zu verbringen.

Aber einer wachte doch in der einsamen Balzhütte mitten im halbtausendjährigen Wajumhag, denn eine innere Stimme sagte, daß gerade heute ein guter Fang zu machen wäre — und dieser eine war der Heger.

Franzl. Das geisterhafte Schweigen der Urwaldnacht umgab ihn, schweremüthiges Rauschen ging durchs Wipfelmeer, und in den Lüften klang es wie geheimnisvolles Rausen und Ründen von Runen. Stahlblau hing des Himmels Kronleuchter über den Urforsten. Wie Farnwische schwebten die Lichter beutejagender Uhus durch die grüne Dämmerung.

Franzl saß regungslos am Guckloch der Hütte und lauschte gespannt in das gemüterschauende Schweigen hinaus. Da vernahm er in der Ferne dumpfschallende Schritte, die sich mehr und mehr der Hütte näherten. Sie verrieten das Nahen eines einzigen Menschen, der auf der Ludenstraße daherkam. Der konnte nichts Schlechtes im Schilde führen; denn das Laster sucht Schleichpfade.

Franzl machte sich schußbereit. Aber das Gewehr entfalt seiner Hand, als er in dem nächtlichen Wanderer den als braven Burschen bekannten Jungbauer-Wenzel aus Hüblern erkannte. Dennoch rief er ihn an und fragte, was er jetzt noch, in der Geisterstunde, im Wald zu suchen habe.

„Eine Farnwurzel will ich haben, weist eh, Heger, daß mirs Dirndl sicher ist!“

Der Heger lachte und ließ ihn passieren.

Der Wenzel war noch immer einer von denen, die am Waldglauben der Waldbältesten festhingen, demzufolge heißes Liebessehen sichere Erfüllung finde, wenn man in der Wechselstunde der Sonnenwendnacht eine ganze Farnwurzel unverfehrt aus dem Steingrund hebe und sie auf dem Herzen trage.

Es mochte eine Stunde nach dem Begegnen mit dem abergläubischen Burschen gewesen sein, als der Heger einen scharfen Ton durch die Waldnacht einsamkeit vernahm. Es klang wie der schrille Schrei einer Baumsäge, deren scharfe Zähne sich ins



Die Petrikerie in Erfurt.

Mark eines Walbriesen bohrten. Der Heger sprang auf und lauschte mit angehaltenem Atem.

Und da vernahm er es wieder tief drunten im Basumforste, wie es in schrillen, flagenden Tönen durch die feierliche Stille hallte. Er erriet sofort das Richtige und säumte keinen Augenblick, seine Pflicht zu tun. Das war also die Stunde der Abrechnung mit dem Jil und dem Lutsch. Nun wollte er seiner vorgelegten Behörde den Beweis erbringen, wie ernst es ihm mit seinem Verufe war und wie so ganz er mit seinem früheren Leben gebrochen.

Leise und vorsichtig schleichend, näherte er sich der Schallquelle. Zeitweilig versank er bis an die Hüften im weichen Moder und Humus des Urwaldes, dann galt es wieder, massige Steinriegel, undurchdringliches Dickicht und grundlose Moorstellen zu umgehen. Er vernahm währenddessen den den Urwald aus seinem vorweltlichen Frieden aufschreckenden Todessturz des umgefägten Baumes und bald darauf wieder den Schlag der Art, wie sie den Stamm entästete, und das Schrillen der Säge, wie sie ihn in Stücke zerschmitt. So gelangte er ungefährdet den Dieben so nahe, daß er sie im fahlen Sternlicht deutlich erkennen konnte. So sicher fühlten sie sich in dieser Nacht, daß sie nicht einmal die Gewehre mit sich genommen hatten, was den schneidigen Heger mit neuem Mut beseele.

Als er sich ihnen fast schon auf Schußweite genähert hatte, verriet ihn ein kollernder Stein, der unter seinem Fußtritt ins Rollen kam und den Hang hinabpolterte. Die Holzdiebe sprangen auf und stierten den Franzl entsetzt aus der Ferne an. An ein Verteidigen war da nicht zu denken. Noch waren sie ihm außer Schußweite,

nur schleunigste Flucht konnte sie retten. Und so ließen sie Säge und Arte im Stich und stürzten in wilden Sagen bergabwärts, daß die Nadeln und Äste auf dem Waldgrund flogen, und hinter ihnen her jagte der Heger, fest entschlossen, zu schießen, sobald er sie so weit eingeholt, daß seine Kugel das Ziel nicht mehr verfehlen konnte.

Aber Lutsch und Jil waren schneller als der ungeschlachte, baumlange Heger, und als sie erst gar die Luchstraße erreicht hatten, entschwandten sie ihm vollends im Dunkel der Nacht.

Franzl fluchte vor Ärger wie ein Türke, dann überlegte er, was er nun beginnen sollte. Da kam ihm der Wenzel glückstrahlenden Gesichts entgegen, der nun die bedeutungsvolle Wurzel an seiner Brust geborgen hielt.

„Hast Du die zwei gekannt, die Dir da drunten begegnet sein mußten?“

Der Lutsch und der Jil!“

„Hast Du sie auch ganz gewiß erkannt?“

„So gewiß wie Dich, Heger!“

„Und kannst Du auch schwören darauf?“

„Mit ruhigem Gewissen und zu jeder Zeit!“

„Das freut mich und ich werde Dich beim Worte nehmen,“ sprach Franzl mit Nachdruck und wandte sich zum Gehen. Zurückrufend spafte er noch:

„Hast d' die Wurzel gefunden?“

„Ganz, ohne Schaden!“

„Also Glückauf, Wenzel, und baldige Hochzeit!“

„Danke Dir's, Heger!“

Franzl kehrte auf den Tatort zurück und setzte sich auf einen bemooften Stein unter einer uralten Buche, um die Rückkehr der Holzdiebe abzuwarten, die nach seiner begründeten Meinung wiederkommen mußten, um wenigstens ihr Werkzeug zu retten.

Hier saß er lange Zeit mit geschärften Sinnen und wartete und wartete. Nichts sah er, als die wandelnden Sterne über den Urwaldwipfeln, nichts vernahm er, als das Flüstern und Wispern der Nachtluft in den breiten Laubkronen und das bange Säusen und Rauschen im Nadelmeere. Und wie das so flüsterte und fauste und rauschte, wie Viertelstunde um Viertelstunde verrann und der Osten sich allmählich zu lichten bezaunt, da fielen ihm die Augen

zu — unbewußt, unwiderstehlich versank er in süßen Schlummer, und bald war sein Geist dem Irdischen entrückt.

So schlief der Heger ein, wo er Holzdiebe dingfest machen wollte, und die ahnengeheiligte Mittsommernacht sang ihm das zaubermächtige Schlummerlied.

Das Gewehr zwischen den Knien, so saß er schlafend da. Und immer fester wurde dieser Schlaf und immer lichter wurde es über den Wipfeln.

Da schlich es schlangengleich heran mit leise schlürfenden Schritten. Sie kamen wirklich, die Holzdiebe, um ihr Werkzeug und die besten Baumstücke zu holen. Schon von weitem vernahmen sie das ruhige Schnarchen des Hegers, sahen sie, wie sein Kopf immer tiefer sank, daß er fast den Gewehrlauf berührte, und wie seine Arme schlaff niederhingen.

Vorsichtig hielten sie inne, um sich zu überzeugen, ob es wirklicher Schlaf oder nur Verstellung sei.

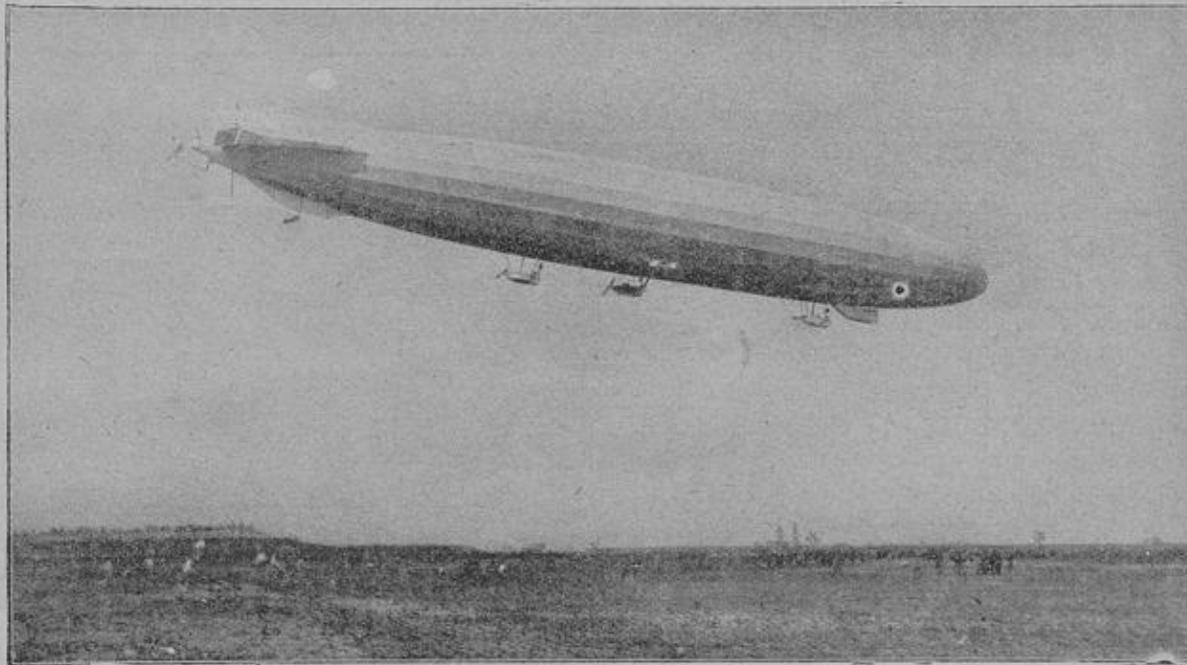
„Felsenfest schläft er,“ flüsterte Jil.

„Machen wir ihn kalt mit seinem eigenen Gewehr!“ drängte Lutsch. „Ein Druck auf den Hahn, und sein Schädel geht in Trümmer!“

„Nein, Lutsch, solches tun wir nicht! Er war unser Kamerad, hat Weib und Kinder daheim, und wir wollen keine — Mörder werden! Nur wenn wir angegriffen werden, lassen wir's krachen, aus N o t w e h r, verstehst Du?“

„Wenn er aber plötzlich aufwacht, derweil wir hantieren?“

„Da weiß ich Rat. Sieh, wie seine Arme wie tot am Stamm niederhängen! Wir legen sachte den Strid um sie und um seinen



Der Erstausflug des neuen Schütte-Lanz-Luftschiffes in Mannheim.

Leib und schnüren ihn so fest an den Baum, daß er sich nicht rühren kann. So händigen wir den Löwen. Mag er dann immerhin erwachen, wir lachen seiner und schaffen ruhig unser Holz hinweg und lassen ihn sitzen bis zum jüngsten Tag, wenn er's bis dahin aushält.“

„Das gibt eine Heh,“ freute sich Lutsch, „und selbst geb' ich ihm einen Deuter von rückwärts, daß er wach werden muß und seine Schmach und Schande sieht.“

Vorsichtig gingen sie ans Werk.

Lutsch wollte sich zuerst der Flinte bemächtigen, weil er meinte, der Heger könnte durch die Berührung munter werden. Das Festbinden an den Stamm aber sollte so plötzlich, auf einen Ruck geschehen, daß Franzl auch bei jähem Erwachen die Arme nicht mehr gebrauchen konnte. So faßten die zwei den Strid an beiden Enden an, spannten ihn knapp vor dem schnarchenden Heger aus und schlichen an die hintere Seite des Baumes, wo sie mit sanftem Zug den Heger an den Stamm ziehen wollten, um dann rückwärts den Knoten zu knüpfen.

Ausgedacht war der Plan fein, aber die Ausführung mißlang. Wie wenn es ihm sein Schutzgeist eingesüßt hätte, schlug der Heger bei der ersten Berührung die Augen auf und ebenso plötzlich war auch seine Bestimmung da und die Erkenntnis der Gefahr, in der er schwebte.

Mit schier übermenschlicher Kraft schlug er mit den Armen aus und schleuderte den nichtsahnenden Gesellen den Strid weit aus den Händen, und mit einem einzigen Ruck hatte er das Gewehr erfaßt und stand auf den Beinen.

Und nun begann der Kampf auf Leben und Tod: zwei gegen einen! Wie blutdürstige Bestien stürzten sich die Holzdiebe auf den Heger, um ihm das Gewehr zu entreißen, aber der Hüne, Deckung im Rücken suchend, indem er sich fest an den Baumstamm hielt, hielt die Flinte krampfhaft fest in der sehnigen Linken und mit der Rechten verfehlte er blitzschnell dem Lutsch einen derart wichtigen Schlag auf die Nase, daß das Nasenbein zerschmettert wurde und der Betroffene besinnungslos niederfiel.

Nun galt es noch, mit dem viel gefährlicheren Bill fertig zu werden. Wie eine Schlange verwickelte sich dieser in den Leib des Hegers und versuchte ihm die Flinte zu entwenden, was ihm aber nicht gelang. Im Ringen und Drosseln taumelten beide, und da ereignete sich das Gräßliche: das Gewehr entlud sich von selber und die Kugel durchbohrte Bills rechte Schulter, so daß er mit gellendem Aufschrei niederfiel und kein Lebenszeichen mehr gab.

Franzl, der Schwerbedrängte, war Sieger geblieben, sein Vortag, die zwei berüchtigten Wild- und Holzdiebe unschädlich zu machen, war ihm gelungen, und der Dank des Fürsten konnte nicht ausbleiben.

Er blühte sich zu Bill nieder und horchte, ob noch Leben in ihm sei. Langsam schlug dessen Herz. Rasch verband er ihm, so gut es eben ging, die Wunde, dann band er den Lutsch an Händen und Füßen, ließ ihn liegen und lud den Bill auf seine Schulter, um ihn mit übermenschlicher Kraft hinunterzutragen ins nächste Dorf, das er nach harter Mühe und Not und oftmaligem Verschmaufen nach zwei Stunden erreichte.

Dort übergab er den Bill der Gendarmerie und kehrte dann mit Holzhauern an den Tatort zurück, um auch den inzwischen wieder zur Besinnung gekommenen Lutsch zu holen, der in Erkenntnis seiner Ohnmacht alles willig mit sich geschehen ließ.

Nachdem der Arzt Bills Wunde untersucht, verbunden und die Erklärung abgegeben hatte, daß keine ernste Gefahr bestehe und einem Transport kein Hindernis im Wege liege, wurden beide Holzdiebe dem Gericht eingeliefert, und die Gerechtigkeit waltete ihres Amtes. Der Wenzel wurde als Zeuge geführt, aber mehr noch zeugten wider sie der gefällte Baum und die zurückgelassenen Werkzeuge.

Von der Wucht der Beweise niedergedrückt, gestanden sie bei der Verhandlung alle ihre Freveltaten, und nun schlossen sich für eine geraume Zeit die Kerkerportalen hinter ihnen und die Forstorgane atmeten erleichtert auf.

Als Bill und Lutsch die Freiheit wieder erlangt hatten, verließen sie die Heimat. Der eine wanderte nach Amerika, der andere nach Polen aus, und nie mehr hat man von ihnen etwas gehört.

Der Heger-Franzl aber, der so brav und gewissenhaft seines Amtes gewaltet, wurde zum Lohn für seine Dienste vom Fürsten zum Revierjäger befördert und erfreute sich bis an sein Lebensende der besonderen Gunst des Forstamtes und der ganzen fürstlichen Familie.

## Schliders Willem.

Erzählung aus der niederrheinischen Vogtei.

Von M. C.

(Schluß).

(Nachdruck verboten.)

Klara ist da. Anna hat sie mit dem Wagen vom Nienkerker Bahnhof abgeholt. Zuerst sind sie durchs Dorf gefahren und Anna freute sich, wie die feine, städtische Dame Interesse zeigte an allem und besonders an dem wunderbar geformten Kirchturm.

Da begann sie zu erzählen:

„Uraht ist die Kirche, wohl acht oder neun Jahrhunderte; mehrmals ist sie abgebrannt in den Kriegen; aber immer haben all die Bauernschaften sie wieder aufgebaut. Und gelehrte Männer haben Bücher davon geschrieben.“

„Ich weiß,“ sagte Klara; „ich habe einige mitgebracht; darin will ich am Sonntag lesen oder am Abend; ich will die Leute der Vogtei verstehen und dies niederheinische Plattdeutsch lernen, gerade, als wäre meine Heimat hier.“

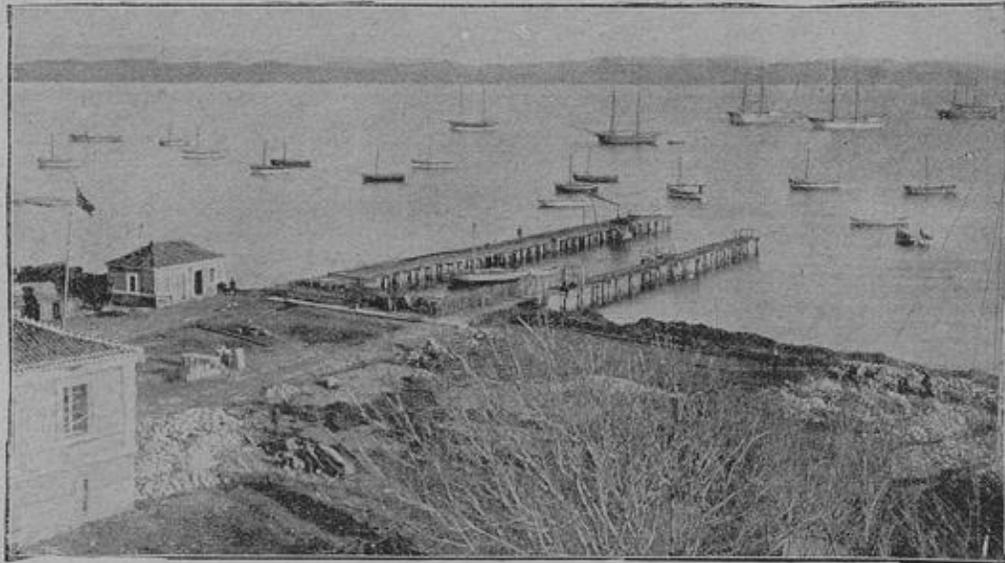
Da fühlte sie eine kühle Hand auf ihrer Rechten und Annas Augen schauten ganz glücklich drein: „Sie haben so guten Willen; Sie werden hier die Heimat finden!“

Klara Weber war keine rechte Berlinerin; der Vater war Offizier in einer kleinen Garnisonstadt gewesen. Nach seinem Tode zog die Mutter mit ihren sechs Kindern nach Berlin. Das Vermögen war nur klein; da konnte man am besten in Berlin verschwinden.

So wußte Klara aus der Zeit vom zehnten bis zum achtzehnten Jahre sehr viel von König Schmalhanis, von pekuniären Daumenschrauben und engen Wohnungsverhältnissen zu erzählen. Die beiden älteren Brüder studierten; damit schmolz das Vermögen noch mehr zusammen und die Mutter griff wieder zu Pinsel und Palette wie in der poesievollen Mädchenzeit.

In Klara wohnte des Vaters Seele. Sie zog, achtzehn Jahre alt, mit frischem Mut hinaus in die Welt; selbständig sein, der Mutter Sorgen vermindern: das trieb sie. Zuerst reiste sie mit einer bekannten Familie nach Amerika, von da mit einer andern nach England und Frankreich und sah die Welt; froher, leichter Sinn, die Fähigkeit, sich jeder Umgebung anzupassen und ein reines, starkes Herz waren ihre treuen Begleiter.

Auf der Mutter Wunsch ist sie nach Berlin zurückgekommen, um den Haushalt zu leiten, bis die jüngere Schwester groß geworden. Da lernte sie den niederheinischen Hünen kennen und lieben. — Und nun . . . ! Scheu verbirgt sich ihre Liebe vor Peter und auch vor Anna, und Anna ist ihr dankbar dafür.



Der Hafen von Durazzo.

Wie hat Schliders Willem solch angenehmen Winter verlebt. Er freut sich von einem Tag auf den andern. In zwei Abenden in der Woche besucht er die Bauernkneipe und spielt Stat. Zwei andere Abende bringt er auf dem Fröhenhof zu, und zweimal läd er die Anna und ihren Bruder Karl und auch die Klara zu sich ein.

Dann sitzen sie in der großen Stube auf den lederbezogenen Stühlen und trinken braunes Bier.

Oft kommt der Großbauer etwas später herein; — er schaut meist im Stall noch einmal nach

vor Nacht. — Dann wärmt er die erstarren Finger an den braunen Nachen und findet die Pfeife mit dem gemalten Hundelohf gestopft vor, genau so fest, wie er es wünscht; und ein paar rosige Hände fassen seine derben Schuhe an, in den Funktionen des Stiefelknechts, und zieh'n ihm buntgestickte Pantoffel über die dicken Strümpfe.

Und er fühlt sich urgemütlich.

Der alte Schliders weiß noch gar nicht, wo die Klara herkommt; immer, wenn er danach fragen will, redet die Anna irgend etwas anderes dazwischen. Nur, daß sie ein „Mädchen aus der Fremde“ ist, das weiß er; Anna hat sie ihm so vorgestellt: „Da hat der Peter jemand zum Plaudern, der war ja auch da draußen.“

Auch daß Klara Weber gut und treu, fleißig und lustig ist, hat er schon bemerkt, auch daß ihr Gesicht hübscher und frischer ist als das der schönsten Landmädchen, auch daß sie ein paar „herzliche Braunaugen“ im Kopf hat.

Einmal fällt ihm ein: Ob der Karl sie wohl zur Bäuerin macht auf dem Fröhenhof?

Ach was, der! Ein trockener Dummiann ist's! Immer nur arbeiten! Der kann gar nichts denken als nur schaffen und schufeln und zusammenschrappen! Man muß doch noch für was anderes leben. Und wenn man sechs Tage Gott zu Ehr geschwigt hat, dann braucht man am Sonntag nicht wieder Gott zu Ehr aufarbeiten zu sinnen; und wenn man den ganzen Sommer für Feld und Geld gesorgt hat, dann holt man sich im Winter andere Geister an den Herd; zum Beispiel: Gäste von da draußen. Die bringen frischen Lustzug herein.

So denkt Schliders Willem jetzt.

Manchmal wenn Peter und Klara eifrig und leife erzählen, dann bricht er plötzlich die Unterhaltung mit Anna ab und geht zu den beiden und horcht; wenn das junge Mädchen dann tiefer rot wird, klopft er ihr lächelnd die Wade:

„Nu, nu, Dern! so scheu?“

Am allerliebsten aber ist's ihm, wenn Klara ihn um Rat oder gar um Daten und Erzählungen aus der Geschichte der Vogtei bittet.

Da glüht sein ganzes Herz vor Heimatliebe und Begeisterung. Er hat nie studiert in seiner Jugend, aber er besaß doch Ideale und Wißbegierde. Da hat er denn den Pastor gefragt, und der hat ihm Bücher und Zeitschriften kommen lassen, daraus er sich unterrichten konnte über Freud und Leid in den Jahrhunderten der Vogtei. Nun weiß er mit Jahreszahl und Begleitumständen von jedem Kriegsgescheh zu berichten, von Franzosen- und Schwedenraubzügen, von Überschwemmung und jedem Brand der schönen Pfarrkirche von Mientert. Alles was hemmend oder bestimmend auf das Schicksal der Vogtei eingewirkt hat, prägte sich in sein Gedächtnis ein, und manchmal scheint ihm, als habe der Sohn in all den Jahren da draußen nicht so viel gelernt, wie er aus seinen wenigen Büchern.

„Na ja! In Gottes Namen! Heiratet nur! Aber ich habe es Dir früher gesagt, Peter: es ist gegen alle Ordnung in unserer Bauernschaft. Nicht ums Geld mein' ich . . . Na ja, ich hab' nur den einen Jungen . . .“

Da riß er sie beide stürmisch an sich.

Niemand sagt dem Großbauern, was die Bauern hinter den Biergläsern über die seit Jahrhunderten unerhörte Heirat eines Sohnes der Vogtei mit einer Berlinerinzusammen-schwagen.

An Peters und Klaras einfachem Tisch sitzt täglich das Glück zu Gäste. Es zieht das Heim mit nie welkenden Blumen und hält die Menschen darin froh.

Als Anna das sieht, ist sie sehr zufrieden; aber unwillkürlich zieht sie sich zurück und wird stiller.

Bruder Karl heiratet doch noch nach einigen Jahren eine feiche Bäuerin aus der Umgegend. Jetzt ist die Herrin auf dem Frekenhof und sie weiß es gut. Sie nimmt Anna all die schönen Pflichten ab, und von all den lieben Beschäftigungen der ersten Jugend bleibt ihr nichts mehr übrig.

„Sch könnte jetzt sterben,“ denkt Anna; „ich habe nichts mehr zu tun!“

Aber Peter und Klara erraten die Gedanken. An einem Abend sitzen sie am warmen Kachelofen Hand in Hand: „Peter! wir sind so glücklich und . . . eh' ich Dich lieb gewann, hatte Anna Dir ihr ganzes Herz gegeben. — Und doch war sie uns beiden so treu! — Laß sie bei uns sein.“

Peter küßte sein junges Weib: „Du hast mir wieder aus der Seele gesprochen! Ohne diese Freundin hätt' ich Dich jetzt nicht im Arm. Wir wollen ihr an unserm warmen Herd ein heimlich Plätzchen bereiten.“

Über ein Menschenalter ist vorübergegangen.

Unterm blühenden Apfelbaum in der Gartenecke sitzt auf grüner Bank ein alterndes Aleeblatt.

Die drei gehen auf die „Sechzig“ zu und ihr Haar hat jetzt dieselbe graue Farbe.

Klara, Peter und Anna.

Da lugt jemand durchs Gartentor: ein Mädchen aus der Fremde. Es ist zu Gast in einer Mientertler Familie. Es hat sich auf dem Streifzug verirrt und bittet nun um rechte Auskunft. Der alte Peter mißt sie schnell mit einem Blick; dann streckt er seine kräftige Rechte aus.

„Sie sind aus der Stadt; ich seh' es Ihnen an. Bleiben Sie etwas bei uns; solche Gäste haben wir gern. Meine Frau ist nämlich — dabei faßte er Mutter Klara ganz leise am Arm — ist nämlich auch aus der Stadt, aus Berlin.“

Bald hängt der Hut an des Baumes niedrigstem Ast, und dann sitzen vier auf der Holzbank und lassen sich segnen vom Blütenregen und erzählen noch lange, — bis zur Dämmerung. In den Erdbeersträucher zur Seite raschelt es, und bald marschiert daraus hervor des alten Paares Entelsohn: klein Peter. Im grauen Schürzchen trägt er schwer an pflaumendicken Erdbeeren; jedem gibt er eine und selbst behält er fünf.

Vom Hause her nähern eilige Schritte.

Willem ist's, der junge Besitzer des Hofes, der zweite Sohn. Er schwingt ein Blatt Papier in der Luft und schreit schon von weitem: „Eine Depesche aus Berlin! Der Peter hat bestanden!“

Da springen sie alle mehr oder weniger behende auf und ihre Augen füllen sich mit Glück:

„Der Peter hat seinen Assessor gemacht!“ — — — Still schleicht das Stadtkind sich davon. —

Aber noch oft ist es zurückgekommen; hat mit den prächtigen Menschen am Eichtisch und auf den ledergepolsterten Stühlen gefessen, und sie haben ihm viel erzählt von ihrem glücklichen Leben.

Fünf Kinder hat Mutter Klara geboren, und vier davon zogen hinaus in Welt; nur der Wilhelm hat des Großvaters nieder-rheinische Bauernnatur. Der Älteste ist Jurist; eine Tochter verheiratet, eine andere betteten sie vor wenigen Jahren zu Schliders Willem in die Gruft; der jüngste Sohn ist Theologe, und Mutter Klara verlebte ihre liebsten Erholungsstunden in jenes jungen Geistlichen stillem Hause.

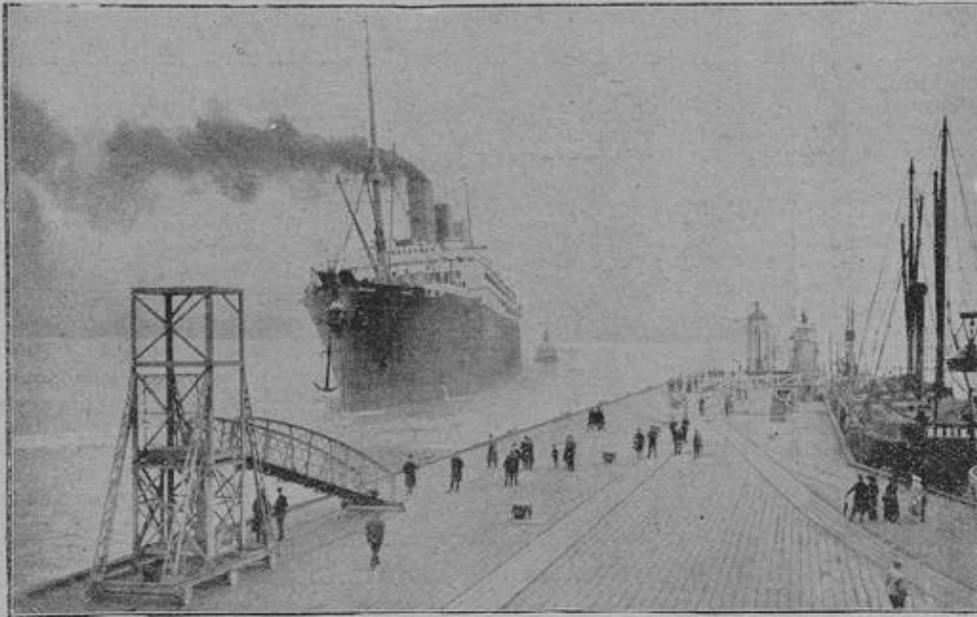
Sie erzählen so gern und sie erzählen so viel. Besonders Tante Anna mit dem friedlichen Gesicht.

Jetzt wünscht sie doch, daß eine an-sässige Generation auf Schlidershof wohnen möchte, denn: „nicht alle treffen es so gut wie der Peter!“

„Ja, Anna!“ sagt der, „und nicht alle finden so eine gute Freundin wie der Peter!“

Was das „Mädchen aus der Fremde“ aus jenem Bauernheim in der niederrheinischen Vogtei nach Hause getragen, das hat sie treulich aufgeschrieben: es ist eine einfache Geschichte, aber von prächtigen Menschen.

Ob sie Peter und Klara und Anna wohl ein wenig Freude macht?



Die größte Landungsanlage der Welt.

## Die Brillantbrofche.

Novelle von Karl Schilling.

(Nachdruck verboten.)

Das törichte deutsche Herz! Da regte es sich abermals in ihm und wollte ihm fast die Tränen ins Auge treiben, als er die Stätte betrat, die vor fünfzehn Jahren sein Liebesglück hatte erblühen, hatte verwellen sehen! Fünfzehn Jahre! War es denn Wirklichkeit, oder berückte ihn nur ein Traum?

Sinnend schritt der Fremde tiefer in den Park, der die Ostseite der Riesenindustriestadt begrenzte. Ach, wie ihn doch alles anheimelte, wie die Macht der dunklen Gefühle in ihm sich regte und ihn, den Nüchternen, Arbeitsharten, so weich, so feierlich stimmte!

Dort die von der Tagushede verborgene Bank! Wenn sie erzählen könnte! . . . Unwillkürlich ließ sich der fremde Herr auf ihr nieder. Er nahm den schwarzen Filzhut vom Kopfe, legte ihn neben sich und strich sich mit der Hand über das leicht ergraute Haar.

Wie wohl tat ihm die Einsamkeit, der Friede der Natur. Aus dem Buschwerk stieg süßes Dufsten und vermischte sich mit dem kräftigen Geruch der Erde. Von den Wipfeln der nahen Buchengruppe klang lustiges Vogelgezirp, und aus der Ferne kam gedämpft das gewaltige Weltlied der Arbeit, das Getöse der Riesenstadt mit dem Geächze ihrer Fabriken und der Unrast ihres Verkehrs.

O, hier ließ es sich gut finnen und träumen! Wie oft hatte er, Anton Sellburg, dies erfahren!

In seine Augen trat jetzt ein tiefes Leuchten, und um seinen Mund spielte das Glück der Erinnerung. Hier war ja die Stelle, wo vor fünfzehn Jahren seine junge Sehnsucht das heißgeliebte Mädchen, seine Helene Wilding, erwartet hatte. Hier die Taguhede hatte gesehen, wie sie so stürmisch an seine Brust sank; dort, der steinerne Faun, der so schelmisch von seinem Sockel herab lächelte, war Zeuge gewesen, wie ihre Lippen so lieblich aufeinander ruhten; und der aufgehende Mond, der stille Gefährte der Nacht, hatte ihre trunkenen Worte vernommen und das Stimmeln ewiger Treugelübde erlauscht.

Aber das Leben ist hart, und die Wirklichkeit baut sich nicht auf den Schwüren zweier Verliebter auf.

Die Eltern Helenes, in der Not des Lebens abgestumpfte Menschen, wollten nichts von einer Heirat ihrer Tochter mit dem mittellosen, kläglich besoldeten Buchhalter Hellburg wissen. Die Schönheit ihrer Tochter sollte ihnen das Kapital werden, von dessen Zinsen sie eine angenehme Zukunft erhofften. Sie mußten recht wohl, wieviel begehrtliche Blicke ihrer Tochter folgten; und ihre Augen leuchteten in Gier auf, wenn man die Schönheit ihres Kindes rühmte.

Anton Hellburg seufzte auf. Er dachte der Zeiten, da das Schicksal ihn zu zerbrechen drohte.

Helene blieb aus. Die Liebesbank blieb verwaist, wie sehr auch seine Sehnsucht nach der Geliebten rief. O, wie manche Stunde harrete er hier in Schmerz, in Hoffnung, in Enttäuschung. War Helene krank? war ihr von den Eltern das Kommen verboten, ... war sie ihm untreu geworden?

Ein Gerücht drang zu ihm ... es gewann an Kraft — noch wollte er es nicht glauben — da brachte ihm die Post ein goldgerändertes Briefchen. Nur wenige Zeilen enthielt es: Sie müsse ihm entfliehen ... sie werde schon in ein paar Wochen die Frau des Barons von Haldang ... ein letzter, kurzer Gruß! Sollte das das Ende seiner großen, heißen Liebe sein? War es möglich, daß seine vergötterte Helene um Gold und Titel sich wegwarf?

Dann regte sich bitterer Trost in ihm. Er fühlte seinen Mannesstolz tief verletzt. Betrogen, verlassen! Was sollte er tun? Sich eine Kugel vor den Kopf schießen? Wer fragte nach ihm, der weder Eltern noch Geschwister besaß? ... Doch nein, er stand in Jugendkraft, noch lag die Welt offen vor ihm, noch konnte er sein armes Herz genesen lassen!

Und siehe, dasselbe Schicksal, daß ihn fast zerbrechen wollte, führte ihn nun auf den Weg des Glücks. Auf jeden Fall wollte er die Stadt meiden, in der seine Liebe verraten worden war. Durch Zufall bot sich ihm Gelegenheit, eine Stellung in einem großen Handelshaus in Moskau zu erlangen. Er griff zu. Ohne Gruß, ohne ein Wort schied er von der Geliebten.

Nun kamen schwere Jahre der Arbeit, der Entbehrung, des stillen Duldens. Dann ging es mit ihm aufwärts.

Er gewann das Vertrauen seines Herrn, er stieg von Staffel zu Staffel, wurde Mitinhaber der Weltfirma und stand heute als geachteter, reicher Mann da.

Warum packte ihn da mit einem Male das Heimweh? Er gestand es sich nicht zu, daß ihn die eine Nachricht aufs tiefste ergriffen hatte, die ihm eine deutsche Zeitung in das ferne Moskau trug: Baron von Haldang war auf einem Pferdewettrennen tödlich gestürzt ... Helene, seine Jugendgeliebte, war nun Witwe, war nun frei!

Zwei Tage weilte er in Deutschland bereits. Wie schnell hatte er doch die Stadt aufgesucht, die die Person in sich barg, die er noch immer nicht vergessen konnte und nach der seine sehnsüchtige Seele rief.

Hellburg erhob sich. Er straffte sich auf. Er wollte die sentimentalen Gedanken abschütteln. Da ... was war das? Im Rasen ein Glitzern und Leuchten. Er tastete mit dem Stode danach, er beugte sich nieder ... nun birgt er es in seinen Händen. Es ist eine Brosche. Zwei reizende Kinderköpfchen lächeln ihm darauf entgegen. Er kann den Blick gar nicht von ihnen wenden, so traut, so hold erscheinen ihm die weichen, süßen Züge.

Dann erwacht in ihm das Interesse des Kenners. Er prüft die Steine der Einfassung und läßt sie in der Sonne spielen. So leuchtet kein Simili! Das weiß er genau. Er erschrickt ... die

Brosche bedeutet ein kleines Vermögen. Wehe, wer sie verloren hat. Wer mag der unglückliche Verlorene sein? Er sieht sich um. Der Park ist menschenleer ... Wer gibt ihm Auskunft? ... Dann lächelt er. Er entsinnt sich seiner Knabenjahre. Gang in der Nähe befindet sich ja die Hauptwache. Wie oft war er als Kind hier, um in der mächtigen, gewölbten Vorhalle die beiden schwarzen Tafeln zu entziffern, vor allem die, die unter der Überschrift „Verloren!“ die Menge der Gegenstände angab, die da als vermisst angezeigt worden waren.

Wie, wenn er sich dahin wendete und um Auskunft bat? Vielleicht war die Brosche gar schon als verloren angegeben worden.

In seltener Hast durchmaß er die wenigen Straßen. Wichtig, da stand noch das alte Gebäude. Allerdings die beiden schwarzen Tafeln in der Vorhalle waren verschwunden. Dafür wies ihm ein großes Türschild „Fundbureau“ den rechten Weg.

Er trat ein. Man fragte nach seinem Begehrt. Eine Brosche gefunden? Ein graubärtiger Herr suchte in einem dicken Feltobuche.

Die Brosche würde seit drei Tagen vermisst. Ob er den Fund hier deponieren wolle?

Hellburg fragte nach dem Namen des Verlustträgers. „Frau Baronin von Haldang, Lerchenstraße, Villa Helene.“ Vor Hellburgs Augen schien alles zu wirbeln. Er mußte sich mit Gewalt stützen. Er rang mühsam nach Worten. „Danke! Ich werde mich mit dem Funde persönlich zu Frau von Haldang begeben.“

Und nun irrt er durch die Straßen. Eine Welt von Gefühlen ist in ihm entfesselt. Er kämpft mit sich. Ruft ihn des Schicksals Stimme, oder ist alles nur Zufall? Er kommt nach Deutschland und findet die Brosche der geliebten Frau, findet sie an der Stelle, die einst der Schauplatz ihres jungen Liebesglückes gewesen. Hat auch sie seiner in schneller Liebe gedacht, begegnen sich ihre Gedanken? Was soll er tun? Da steigt das Bild der holden Kinder vor seinem Auge auf, und es wächst in ihm die Sehnsucht.

Villa Helene.

„Ich muß die Frau Baronin unbedingt sprechen!“

Der Diener geleitet ihn in den Salon. Sein Herz klopfte zum Zerschlagen. Die vornehme, steife Pracht macht ihn befangen. ... Wange, bange Minuten der Spannung vergehen.

Die Tür wird zurückgeschlagen.

Frau Baronin von Haldang.

Ein langer, musternder Blick. Er schweigt. Da tönt ihre Stimme an sein Ohr, kühl und unfreundig: „Sie wünschen, mein Herr?“

Ihm ist's, als zerbräche das Schicksal zum zweiten Male sein Traumschloß. Die vor ihm stehende Person sollte seine Helene sein? Er möchte in bitterem Hohne auflachen. Das tan-

nenschlanke Mädchen mit dem blonden Haar, der feinen Silhouette des Gesichts, den frischen, lachenden Lippen, dem zarten Teint ... und hier diese Dame mit den stark entwickelten Formen, dem ergrauten Haar, der Schminke auf den Wangen, dem weltmüden, angespannten Ausdruck. Oder irrte er sich, war die Baronin gar nicht die Jugendgeliebte? Doch nein, an dem wunderbaren Blau ihres Auges hätte er sie aus Tausenden erkannt.

Da richtete sie zum zweiten Male jene Frage an ihn, verwundert über sein Schweigen.

Sie hatte ihn also nicht zu erkennen vermocht. Ja, ja, auch er hatte sich wohl sehr, sehr verändert.

Hellburg suchte sich zu fassen. Er reichte ihr die Brosche. Er stammelte ein paar Worte.

Ein kurzes Aufleuchten in ihren Augen. Dann legte sie den Schmuck auf das Moskaltischen.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden. Zweihundert Mark Belohnung sind ausgeworfen.“

„Frau Baronin haben wohl die Güte, diese Summe der Armentasse zuzuführen. Ich wäre für eine andere Gunst sehr dankbar.“

Die gnädige Frau wandte ihre Blicke interessiert dem sonderbaren Manne zu.

„Es wäre mir eine Lebensfreude, die Kinder, deren Bild die Brosche zeigt, begrüßen zu können.“



Momentbilder vom Umzug der Meß-Reklameträger in der Leipziger Altstadt.

Die Baronin lächelte geschmeichelt. Dann klingelte sie der Nonne. „Führen Sie Edith und Gerda hierher!“

Zwei niedliche Mädchen in weißen Kleidern traten ein. „Gebt dem Herrn die Hand! Er hat Mutters Brosche gefunden!“

Gehorsam machten die Kinder ihren eingelernten Knicks. Dann reichten sie Hellburg die Hand und kispelten schüchtern: „Schönen Dank!“

In tiefer Ergriffenheit beugte sich dieser zu ihnen nieder. Seine Augen feuchteten sich. Er sah in ihren Zügen das holde Widerspiel der Jugendgeliebten.

„Gott segne Euch!“

Dann wandte er sich zum Gehen. Frau Baronin reichte ihm die Hand. „Nochmals meinen Dank, mein Herr!“

Hellburg ist entlassen. Die Kinder sehen ihm mit fragenden Blicken nach.

Nun steht er wieder auf der Straße. O, wie es ihn fröstelt, und doch scheint die Sonne so warm; o, wie er sich so einsam fühlt, und doch stutet das Leben so laut und froh an ihm vorüber!

Eine Sehnsucht nach den Schneefeldern Rußlands packt ihn. Er weiß, heute erst hat er die Geliebte für immer verloren!

## Der stumme Kläger.

Zu Zürich auf dem Markte hielt Kaiser Karl Gericht,  
Ob arm, ob reich der Kläger, be-  
tömmerte ihn nicht,  
Auch war ihm keine Frage und kein  
Berhör zur Last,  
Nur um die Mittagsstunde genoß er  
kurze Rast.

Doch um nicht aufzuhalten auch dann  
des Rechtes Lauf,  
Rief er vor seinem Hause eine Säule  
richten auf  
Und drauf ein Glöcklein setzen mit  
einem Strang daran,  
Daß, wer sein Recht begehret, sich bei  
ihm melden kann.

Einst war's zur Mittagsstunde, da ging  
das Glöcklein schrill.  
Der Kaiser befiehlt, zu schauen, wer zu  
ihm Einlaß will.  
Doch da das bittende Läuten noch  
immer dauert an,  
So tritt er selbst zur Türe. Was hintere  
da heran?

Eine herrenlose Mähre, die dort am  
Strange riß,  
Indes sie, gequält von Hunger, den  
hänfenen Strid zerbiß.  
Wohl war sie abgemagert, vor Alter  
lahm und blind,  
Doch daß von Zucht sie edel, erriet der  
Held geschwind.

Sein Herz war tief betroffen von solchem seltnen Fall,  
Er ließ den Kläger führen in seinen eignen Stall  
Und ließ ihm Hafer reichen, so viel er zehren wollt',  
Und ließ ihm Streu bereiten, daß sanft er ruhen sollt'.

Und wieder nach drei Tagen, da zu Gericht er saß,  
Mit seinen strengen Blicken er einen Ritter maß:  
„Ihr hattet ein mutig Streitroß bereinigt vor manchem Jahr,  
Das, wie ich weiß, Euch mehrmals gerettet aus großer Gefahr.“

Daß Ihr von ihm Euch trennet, ungläublich schien es schier;  
Sagt an, wohin gekommen ist doch das edle Tier?“  
Der Ritter starrt' und stockte, vor Scham und Schrecken bleich;  
Da sprach im Born der Kaiser: „Euer Schweigen verurteilt Euch.“

Dies wackere Tier voll Treue, das allen Dankes wert,  
Hat gegen seinen Herren sich laut bei mir beschwert,  
Daß er es hart verstoßen in seines Alters Pein,  
Daß er ihm nicht gelassen sein Brot, wenn noch so klein.

Und da ich erkannt die Klage als wahr und als gerecht,  
Säum' ich nicht zu erhärten vor Edelmann und Knecht,  
Daß ich das Recht zu schirmen von Gott die Macht gewann:  
Ich entleid' Euch Eurer Würde und send' Euch in den Bann.

Von Eurem Rittergute bestimm' ich zunächst den Ertrag  
Zu Eures Hofes Pflege bis an den letzten Tag;  
Was übrig, wird alljährlich als milde Gabe verteilt —  
Ihr habt die letzte Stunde an meinem Hof verweilt.“

Martin Greif.

## Unsere Bilder.

**Die ersten Geschütze für das neue Königreich Albanien.**  
In Durazzo langte kürzlich die erste Batterie Geschütze an, die dem jungen Staate von der italienischen Regierung zum Geschenk gemacht wurde. Da die Serben sämtliche vorhandenen Waffen während der Besetzung Durazzos beschlagnahmten, ist diese Batterie zurzeit die einzige, die das Königreich besitzt.

**Die Petrikirche in Erfurt.** Eines der kunstgeschichtlich interessantesten Baudenkmäler Deutschlands, welches im 16. Jahrhundert erbaut wurde, wird augenblicklich als Mehlmagazin von der Militärverwaltung verwendet und soll mit einem Kostenaufwand von einer Million Mark wieder hergestellt werden. 600 000 Mark werden durch eine Lotterie aufgebracht, in die übrigen 400 000 M. teilen sich die Kirchengemeinden von St. Andreas in Erfurt, die Provinz Sachsen, die Stadt Erfurt und verschiedene Bürger Erfurts.

**Der Erstausstieg des neuen Schütte-Lanz-Luftschiffes in Mannheim.** Der an Stelle des bei Schneidemühl verunglückten Luftschiffes von der Mannheimer Schütte-Lanz-Werft neuerbaute S L 2 hat Ende Februar seine Probefahrten aufgenommen. Er wird mit seinem Rauminhalt von nahezu 24 000 cbm und seiner Länge von 150 m das größte Luftschiff der deutschen Heeresverwaltung werden, und der neue Z 7, der gleichfalls größer ist als seine Vorgänger, wird vom S L 2 um 1000 cbm übertroffen. Der neue Schütte-Lanz hat drei Motoren mit zusammen 550 Pferdekraften und fünf Gondeln, die an Drahtseilen hängen und vom Ballonkörper so weit entfernt sind, daß eine Explosionsgefahr von den Motoren aus nicht zu befürchten ist. Das Holzgerippe wurde leichter konstruiert und ist schlanker als das des S L 1. Auch sonst weist der S L 2 wesentliche Verbesserungen auf. Nach der Abnahme durch die Heeresverwaltung wird das Luftschiff in Liegnitz stationiert werden.

**Der Hafen von Durazzo.** Unser Bild ist eine neuere Aufnahme des Hafens von Durazzo, der ersten Residenz des Fürsten von Albanien. In den primitiven Landungsvorrichtungen erfolgte am Sonnabend, dem 7. März, die Ankunft und der Empfang des neuen Herrschers von Albanien. —

Ueber den Empfang werden wir in nächster Zeit Bilder veröffentlichen.

**Die größte Landungsanlage der Welt.** Der neue Riesenhafen für die „Imperator“-Schiffe der Hamburg-Amerika-Linie ist in Cuxhaven soeben fertiggestellt und am 3. März vom Riesen-dampfer „Imperator“ das erstemal benutzt worden. Unser Bild zeigt den Moment, wo der „Imperator“ an die Reede ansfährt. Der neuere Teil der Landungsanlage ist 400 m lang und 290 m breit. Die ganze Anlage umfaßt eine Wasserfläche von 42 Hektar und der Bau hat mehr als 12 Millionen Mark gekostet.

**Die Leipziger Frühjahrsengroszmesse.** Trotz der allgemeinen Depression hatte sich die diesjährige Frühjahrsengroszmesse eines sehr lebhaften Besuchs zu erfreuen. Die Zahl der Einkäufer aus aller Herren Länder hat gegen das Vorjahr zugenommen, und auch die Ausstellungsverhältnisse haben sich durch die Eröffnung eines weiteren Messpalastes im Zentrum des Verkehrs noch wesentlich verbessert. Der Umzug der Reklameträger, die mit ihren Standarden, Reklametafeln und allerhand vergrößerten Warendarstellungen von morgens bis abends im Gänsemarsch durch das Messviertel schritten, hatte in diesem Jahre wieder einige besonders originelle Erscheinungen aufzuweisen, von denen wir zwei im Bilde bringen.



Die Leipziger Frühjahrsengroszmesse.



### Sprüche.

Zwei Dinge lern' geduldig tragen:  
Dein eigen Leid, der andern Klagen.

Was man von der Minute ausgeschlagen,  
gibt keine Ewigkeit zurück.

**Eine neue Art von Wohnhäusern in Paris.** In der Rue Bavin in Paris macht man zurzeit mit dem Bau einer neuen Art von Wohnhäusern einen Versuch. Die sechs Etagen der Häuser erheben sich terrassenförmig, so daß jede Etage für sich einen Abatz bildet. Man will hierdurch erreichen, daß die Bewohner sowohl mehr Licht erhalten, als auch eine bessere Luft. Die Front der Häuser bildet einen eigenartigen Anblick.

**Die Luftschiffahrt in Rußland.** In Rußland hat die Luftschiffahrt und insbesondere die Verwendung von Flugfahrzeugen in letzter Zeit wesentliche Fortschritte aufzuweisen. Hauptsächlich trifft dies für die Militärluftschiffahrt zu. An der Schaffung einer Luftflotte ist fleißig weitergearbeitet und auch Tüchtiges geleistet worden. Weniger entwickelt ist die Luftschiffahrt auf sportlichem Gebiete. Nicht als ob das russische Volk sich für das Flugwesen nicht interessiere! Das Gegenteil beweist der Enthusiasmus, mit dem jeder Russe von den Erfolgen des jungen Studenten der Technik in Petersburg, Igor Sitorik, spricht. Aber bei dieser Begeisterung läßt er es auch bewenden. So fehlt es an geeigneten Organisationen, an Geld, an größeren Preisen, die die Entwicklung fördern könnten. Das hatte auch zur Folge, daß im vergangenen Jahre der von Fürst Abandef-Najaren gestiftete Romanow-Preis für den Überlandflug Petersburg-Moskau-Petersburg binnen 48 Stunden nicht zur Verteilung gekommen ist. An dem Bewerb beteiligten sich nur einige wenige Flieger, denen es gelungen war, Aeroplane zu erhalten. Von den zwei Militärfliegern, die teilnahmen, führte der eine, A. Wassiljew, den Flug tatsächlich aus, jedoch nicht in der vorgeschriebenen Zeit. Bei besserer Organisation wäre ihm der Preis sicher gewesen. So veräußerte er jedoch kostbare Zeit, weil die Nachsendung der zu einer Reparatur erforderlichen Ersatzteile nicht funktionierte und überschritt dadurch die festgesetzte Flugzeit schließlich um drei Stunden. Günstiger hat sich, wie die „Luftflotte“ ausführt, die Entwicklung des Militärflugwesens gestaltet. Noch vor Jahresfrist beliefen sich die Militäraeroplane nur auf etliche zehn, während sie heute nach Hunderten zählen. Neben 12 Lenkluftschiffen besitzt die Armee allein 360 Flugzeuge. Bedeutungsvoll für die Weiterentwicklung ist der Umstand, daß die

russische Industrie beginnt, sich für den Bau von Flugmotoren zu interessieren. Ja in gewisser Hinsicht hat sich Rußland hierin bereits vom Ausland freigemacht.

Wie sehr die Ausnutzung der Motorluftschiffe eines Landes von dem Vorhandensein einer hinreichenden Zahl günstig verteilter und gut ausgerüsteter Landungsplätze abhängt, braucht nicht näher erörtert zu werden. Rußland ist eifrig bemüht, solche Plätze zu schaffen. Bei der Fliegerschule in Sewastopol ist ein Flugfeld hergerichtet worden. Das Aerodrom bildet mit den Anlagen der Schule ein Städtchen für sich. Längs des Meeresstrandes liegen die elektrische Station, die Baulichkeiten für die Offizierswohnungen, die Kasernen, die Garage für die Lastautomobile usw. Die Offizierswohnungen sind für 60 Mann berechnet, im Notfalle können aber auch

willigt hat. Die Summe ist auf 3 Jahre verteilt angefordert. 1000 Flugzeuge sollen für die Armee bis 1916 angeliefert werden, wobei als Bedingung durchweg gefordert wird, daß nur bei russischen Firmen, die auch die Motoren liefern, bestellt werden darf.

**Der rechte Augenblick.** Eine wichtige Antwort gab ein Landmann einem andern auf die Frage, in welchem Alter man den Pferden am besten den Schweif beschneidet: „Die beste Zeit zum Beschneiden eines schönen Pferdechweifes ist sehr bald nach dem Tode des Pferdes. Dabei gewinnen Sie einen guten Kofthaarwedel, ersparen dem Tiere bei Lebzeiten viel Plage durch Fliegen und helfen mit zur Beseitigung einer tierischen Modetorheit.“

### Im Gegenteil.

„Ja, ja,“ sagte der frühere Versicherungsagent, „ein einziges Mal in meinem Leben habe ich mit einem Manne eine Lebensversicherung über 300 000 Mark abgeschlossen, gerade an dem Tage, bevor er starb, und das hat mich eine Menge Arbeit gekostet.“ „Sie werden wahrscheinlich nachher gewünscht haben, Ihre Überredungskünfte wären nicht so erfolgreich gewesen?“ „Im Gegenteil, ich habe ja die Witwe geheiratet.“

**Ihr Kündigungsggrund.** Mary, das Mädchen für alles bei einer Familie, in der sich die Familienmitglieder untereinander nicht gerade liebevoll behandeln, hat gekündigt. „Also sie wollen gehen?“ „Ja, die Dame bedauernd.“ „Warum denn eigentlich? Haben wir Sie nicht immer so wie einen von der Familie behandelt?“ „Ja, Gnädige,“ sagte Mary, „deswegen gehe ich ja gerade.“

**Schlechter Trost.** „Die Zigarren, die ich gestern von Ihnen kaufte, sind miserabel!“ „Da sind Sie aber doch noch besser dran als ich: Sie haben bloß 10 Stück davon, ich aber noch 9500!“

### Rätsel.

Mit der ersten Silbe habe  
Ich die Holde einst genannt;  
Ihre Treue bis zum Grabe  
Fesselte der zweiten Band.  
Doch, da brach sie diese zweite,  
Nicht war sie die erste mehr,  
Darum liegt das Ganze heute  
Noch auf ihrer Seele schwer.

### Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.

#### Panorama.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes von 1901. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredencey (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredebeck & Koenen, Ess'n (Ruhr).



Eine neue Art von Wohnhäusern in Paris.

100 Mann untergebracht werden. Gegenüber diesen Gebäuden liegen im Halbtreis die Schuppen und Werkstätten. Im ganzen sind 5 Schuppen für je 6 Aeroplane vorhanden. Hieran schließen sich die Schmiede-, Tischler-, Maschinenbau- usw. Werkstätten an, die alle mit Maschinen neuester Konstruktion mit elektrischem Antrieb ausgerüstet sind. Ferner ist ein Venzintank vorhanden, der nahezu 100 000 Kilogramm Venzin faßt. Die Lage des Flugfeldes ist vorzüglich. Infolge des günstigen Klimas können fast das ganze Jahr hindurch Flüge ausgeführt werden. In der Schule zu Sewastopol haben im Vorjahre 94 Offiziere und 13 Soldaten Unterricht im Fliegen erhalten. Eine weitere Schule für Militärflieger befindet sich in Gatschin bei Petersburg. Private Schulen besitzen noch: der Kaiserlich Russische Aeroklub, die Moskauer Gesellschaft für Luftschiffahrt sowie der Odeßaer Aeroklub.

Die weitere Entwicklung des Motorflugwesens in Rußland ist dadurch gewährleistet, daß die Duma die Summe von 77,8 Millionen für das Militärflugwesen be-

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 14

Sonntag, den 5. April

1914

## Hans Rieder.

Ein Künstlerroman von Ilse C. Fromm.

(Nachdruck verboten.)

Durch den warmen, duftschweren Frühlingsabend ging Hans Rieder gedankenverloren der Stadt entgegen. Vor ihm, jenseits des Rheins, glänzten die Lichter Düsseldorfs. Die Laternen der Raimauer warfen ihr weißes Licht in das Wasser,

deich gestanden und hatte stolzen Herzens über den Strom geschaut, dessen Wasser Düsseldorfs Ufer umspült. Es war seine Heimatstadt, mit der er verwachsen war, die zu ihm gehörte, wie er zu ihr — die er liebte, wie nur ein Mensch seine Heimat lieben konnte. — Heute aber hatte er keine Empfindungen für alle Schönheiten, die sich zu dieser frühen Abendstunde seinem Auge boten. Er war nur von dem einen quälenden Gedanken erfüllt, in der nächsten Stunde etwas Widriges, Häßliches zu erleben, dem er nicht entgehen konnte.



Ansicht von Jerusalem mit St.-Anna Kirche.

das goldene Refleze hervorbrachte. Im blauen Nachthimmel zeichneten sich deutlich die charakteristischen Silhouetten der Lambertuskirche und des viden alten Schloßturmes, dann, etwas weiter vom Ufer, des Minarets vom Stahlhof und noch mehr zurück liegend die unzähligen großen Kirchtürme und Bauwerke. Ein rötlicher Schein schwebte über der Stadt und das rauschende Ohr vernahm fernes Brausen industrieller Werke, die zu dieser Stunde noch nicht ruhten.

Hans Rieder hatte früher oftmals genießend auf dem Rhein-

Seit der frühesten Morgenstunde war er schon unterhalb Niederkassel herumgelaufen, hatte sich unter den Bappeln in den Niederungen gelegt und seine ohnmächtige Bitternis in sich hineingegraben. Keinen Bissen Eßbares hatte er zu sich genommen, und jetzt wurde ihm alle Augenblicke schwarz vor den Augen, und ein Ohnmachtsgefühl riß ihn fast um.

Er hatte das Skizzenbuch, das er gewohnterweise stets mitnahm, unter den rechten Arm geschoben, und als jetzt an der Brücke der Beamte ihn energisch aufforderte, das Billett ein-

zulösen, da fuhr er so heftig zusammen, daß das Buch auf die Erde fiel.

„Mein Gott,“ dachte er, während er sich bückte, „nun hab' ich kein Geld!“ Es kamen andere Leute, der Beamte kümmerte sich inzwischen um sie, wandte sich dann, als er sie abgefertigt hatte, wieder an Rheder:

„Nun, junger Mann — —?“

Der suchte. Er durchwühlte aufgeregt alle Taschen seiner Kleidung, wurde nervös, fuhr immer wieder in die Taschen und brachte in seiner Herzensnot nichts anderes hervor als ein altes, klappriges Hirschhorntaschenmesser.

„Ich habe mein Portemonnaie verloren. Nehmen Sie das als Pfand. Ich löse es morgen ein.“

Hans Rheder wußte, daß der Beamte ihm nicht glaubte, aber er setzte so viel Feingefühl voraus, daß er wenigstens seine Zweifel nicht offen aussprach. Der Beamte besah das Messer im Lichte seiner Brustlaterne, schaute dann den vor ihm Stehenden an, wie man einen armen Sünder ansieht, und gab ihm das Werdinstrument wieder.

„Bringen Sie mir morgen das Geld. Mit dem Messer kann ich nichts anfangen.“

Tiefbeschämt nahm Rheder das Billett und machte lange Schritte, um aus dem Bereich des Mannes zu verschwinden. Die Brücke schien ihm heute endlos. Hellerleuchtete, dicht besetzte elektrische Wagen sausten vorüber und jedesmal, wenn das helle Licht ihn streifte, glaubte er sich abwenden zu müssen, damit ihn kein Bekannter sähe.

Unten rauschte das Wasser schwarz und schwer dahin. Es spülte flüchtig gegen die Pfeiler und wälzte sich träge weiter. Rheder beugte sich weit über das Geländer. Sollte er jetzt dahinunter springen, einfach, ohne zu überlegen, mit zusammengebissenen Lippen? Einige Minuten der Qual — dann war alles aus. Dann konnte Frau Menten sehen, wer ihr die Miete bezahlte. Dann konnte sie schimpfen und sich die Haare raufen, weil sie wieder mal an solchen Lumpen von Mannsbild gekommen war.

Rheder lachte unwillkürlich ein wenig auf. Er stellte sich die Gesichter seiner Gläubiger vor, wenn sie erführen, daß er in den Tod gegangen war. Zuerst natürlich die Menten — die würde überhaupt zu einer Hyäne —, dann der Rahmenfriseur, der ihm in der letzten Zeit mit dem Offenbarungseid gedroht hatte. Dann waren da noch verschiedene kleinere Posten, die offen standen und ab und zu sehr unangenehm geworden waren, und dann hatten fast alle seine Bekannten mehr oder weniger große Beträge zu fordern, die man ihm in der Hoffnung auf bessere Zeiten geliehen hatte.

Na ja — er wollte es ihnen allen wünschen, daß ihnen das Schicksal auf andere Weise Vergeltung bot. Er trat am besten von der Szene. Gerne blieb er wahrhaftig nicht jemanden Geld schuldig. Hätte ihnen lieber noch was dazu geschenkt, anstatt immer und immer wieder zu verträumen, immer neue Ausreden zu finden.

Er schwang sich halb auf das Geländer, sah mit trockenen, heißen Augen hinunter in die grauliche Tiefe, und als er gerade im Begriff war, den Sprung ins Dunkle zu machen, schauderte er zurück und ein starker Lebenswille erfaßte ihn. Nein, er wollte nicht feige alles im Stich lassen! Er war noch jung und konnte dem Leben noch Möglichkeiten abgewinnen, sich zu rehabilitieren.

Er fühlte sich so kraftvoll, so fest, als wäre ein neuer Energiestrom auf ihn übergegangen. Er mußte plötzlich ganz laut lachen und nahm den Hut ab und ließ den Abendwind durch seine Haare blasen. Das befreite. Es erfrischte. Und wieder lachte er laut auf.

Den ganzen Krampfel von sich werfen, um ein paar elender Schulden willen! Ja, er hatte noch den Mut zu schaffen, und einmal mußte die Sonne ihm scheinen und sein Leben erhellen. Von neuem Mut erfüllt, lief er vorwärts.

In den Anlagen der Brückenrampe fühlte er ein leises, zaghaftes Zupfen an seiner Zoppe, und ein armseliges, dünnes Stimmchen hörte er sagen: „Hähr — emol radischlohn — twe Pennig . . .“

Es tat Rheder in der Seele weh, daß er kein Geldstück in die kleine, schmutzige Hand legen konnte, die sich ihm so bettelnd entgegenstreckte. Zufällig fiel ihm ein, daß in seiner Weste noch zwei Pfennige steckten, zwei einzelne, abgegriffene Kupfermünzen.

Er holte sie hervor und gab sie dem Jungen, der danke sagte und dann kunstgerecht für die Gabe sein Meisterstück vorführte. Er schlug mehrmals hintereinander Rad, und Rheder mußte lachen über die in die Luft hinausragenden Arme und Beine. Zu komisch war's. — Strahlend kam der Knirps zurück.

„Hähr — en Frosch för twe Pennig.“

Hans Rheder schüttelte den Kopf — und ging weiter, und der Bub sah ihm sprachlos nach.

„Son Gizhals,“ dachte er, wandte sich aber gleich darauf andern Leuten zu, die des Wegs kamen, um von neuem seine Kunst anzupreisen.

Im Schatten des Buschwerths drückte sich ein Liebespaar. Er hörte ihr Flüstern.

Rheder schaute sie indiskret an, freute sich über ihren offenen Arger und trällerte eine leichte Melodie: „Puppchen — Du bist mein Augenstern.“

„Unverächämter Kerl,“ sagte der Liebhaber so laut, daß Rheder es vernahmen konnte. Der aber kümmerte sich absolut nicht um die beiden und bog in die Kauterkaferne ein. Die Straße war, wie meistens, menschenleer.

Sein Schritt halte laut durch die friedliche Stille. Jetzt passierte er das Leihhaus. Ah — da ruhte in gutem Gewahrhabe alles, was er noch an Wertgegenständen besaß. Ob wohl er die Stunde schlug, wann es ihm vergönnt war, sie wieder in seinem Besitz zu sehen? Wer konnte es wissen? Und wie er nur so intensiv an all seine Leidenswege dachte, fiel ihm wieder das Herz in die Schuhe. Ach, ein Tropfen Leichtsinns saß in seinem Blut, unverkennbar, denn vorhin hatte er für einige Minuten das ganze Elend vergessen, obwohl er doch verteuert wert Recht dazu hatte.

Immer zögernder wurden seine Schritte. Er brachte die Füße kaum noch vorwärts. Von der Lambertuskirche kamen neun klare Glockenschläge, die ihn bis auf den Grund seiner Seele trafen. Vielleicht war er, wenn die Uhr die zehnte Stunde zeigte mit seinen Habseligkeiten auf der Straße. Er mochte sich nicht ausdenken, was er dann tun wollte, wo er sein Haupt in die Nacht hinlegen würde. Im Geiste hörte er schon Frau Mentens treisende Stimme, und die Zwischenrufe ihres ewig angefaßten Mannes, der seine Tage in beschaulichster Ruhe am Kai verlebte.

Um die Ecke des Klosters flog im eiligsten Tempo ein man ein Regencaput verhangener Mensch. Er sah aus wie eine riesenledermaus, die über den Erdboden flattert und sich vergeblich abmüht, in die Höhe zu kommen. Die Zispel des Caputes stießen fortwährend auf das Trottoir. Rheder, der sich bei allfälligen Wesen ein bißchen angesehen hatte, fühlte sich heftig gegen die Brust gestossen. Er sagte aus angeborener Höflichkeit „Bardon“ obwohl der andere der Uebeltäter war, fühlte sich darauf an beiden Schultern angefaßt und hörte ein vergnügtes Lachen.

„Nun kriegst Du die Motten. Päufft mir ausgerechnet den Weg! Ich bin schon weiß Gott wie lange auf der Suche nach Dir.“

„Nach mir?“ fragte Rheder gedehnt, weil er die, wie er glaubte, unmotiviert Lustigkeit des Freundes nicht verstand. „Natürlich — nach Dir. Bei Dir ist nämlich großer Luderzauber.“

All seine Sünden fielen Rheder ein. Er fand, es sei eine Gefühlsroheit, sich so über ihn lustig zu machen. Vermutlich standen schon seine Habseligkeiten auf der Straße.

„Kann ich mir denken,“ sagte er rauh. Mit jedem Schritt näher seinem Hause zu, stieg die Angst in ihm.

„Wir haben schon auf Dein Wohl getrunken, alter Freund.“

„Na, ja —“

Unterdeß waren sie auf dem Stiftsplatz angelangt. Unter den alten Bäumen balgten sich einige halbwüchsige Burschen die ein wahres Indianergeheul von sich gaben. In den Handtüren erzählten sich Frauen mit hellen, sorgfältig in Falten gebügelten Siamosenschürzen die Neuigkeiten des Tages, und in den Fenstern lagen pfeifenrauchende Männer, die Polttik trieben.

Rheder schaute bekommen an der Front des Hauses emporn in dem er eine Mansarde bewohnte, und in diesem Moment erschien in der zweiten Etage Frau Mentens fleischiges Haupt das in lieblicher Röte erstrahlte.

„Herr Rheder, dat is nett, dat Sie kommen.“

Kann, dachte Hans Rheder — Sie nennt mich „Herr“ zum erstenmal in ihrem Leben. Folglich muß etwas ganz Besonderes eingetreten sein, das ihr diese Hochachtung meiner Persönlichkeit gegenüber einflößt.

Mutiger stieg er die knarrende Treppe hinan. Als sie die kleinen Türe passierten, an dem sich zur Rechten Frau Mentens Behausung angeschlossen, fiel aus der halbgeöffneten Tür ein breites Lichtschein in das ungewisse Dämmerlicht hinaus. Sie wollte eben ihren Weg fortsetzen, als Frau Menten sich durch die Tür schob, sich vor Rheder aufpflanzte und ihm die Kunde gab, daß ein Mann von der Kunstausstellung dagewesen sei, der einen Brief abgegeben habe, und dieser Brief läge oben auf der Kommode.

Ihr fettes Gesicht verriet eitel Freude. Rheder wollte ihr vorbei, die Treppe hinauf. Er wollte wissen, was ihm der Brief sagte. Daß er eine gute Botschaft enthielt, war außer Zweifel.

„Ne, ne!“ meinte Frau Menten. „Warten Sie mal — der Mann hat gesagt, Frau, hat er gesagt, der junge Kerl hat sich Glück gehabt, daß das Bild so rasch verkauft worden ist.“

„Verkauft — verkauft —“ hallte es in dem jungen Stimmchen und glücklichen Herzens nahm er bei jedem Schritt drei Schritte auf einmal. Lauter Jubel empfing ihn in seiner Stube. In dem engen Raum waren eine Anzahl junger Leuten eingepfercht, die von ihren mehr als fragwürdigen Sitzen aufsprangen und ihm gratulierend die Hände entgegenhielten.

„Na, Kinder, mal ein bißchen lachte. Laßt mich mal zu euch zu Verstand kommen!“

(Fortsetzung folgt)

## Karfreitag.

Der Schöpfer stirbt, und alle Kreaturen  
Entbieten ihm des Mitleids heilige Pfande:  
Die Sonn' erlischt; in schwarze Sterbgewande  
Gehüllt stehn trauernd Hain und Fluren,

Der Tod sogar zeigt Mitgeföhles Spuren,  
Des Lebens Schrei dringt zu der Gräber Munde,  
Weckt Heil'ge auf; sie gehn umher im Lande,  
Des Gottesmords wahrhaftige Aiguren.

Wenn nichts ist, das um seinen Herrn nicht weine,  
Der Erde Felsenherz selbst springt in Stücken,  
Des Tempels Vorhang reißt — und ob es scheine,  
Die Welt woll ihren Angeln sich entründen,  
Kann ich, der es verschuldet, ich alleine  
Mit trockenem Aug' auf dieses Schauspiel blicken?

Frei nach Argensola.  
M. Diepenbrock.

glaube immer wieder durch, der Glaube an einen Gott, einen Schöpfer, einen Erhalter alles Seins.

Das ist auch der Osterglocken bedeutungsvolle Weise, die Hoffnung, Trost und Frieden als Osterlegen in die Herzen trägt. Es gibt so viele irdische Passionszeiten im Menschenleben, die durchzukämpfen sind. Da möchte das Herz oft seinen Lebensmut einsparen, und schwer ist der Gedanke an ein siegreiches Hervorgehen aus aller Not. Es werde Licht in unserer Seele, unseren Herzen, damit wir den rechten Glauben an das Osterlicht in uns aufnehmen und bewahren, damit uns selbst in des Lebens Golgatha ein Schimmer dieses Glaubenslichtes aus dem Dunkel zur Helle leite, wo Friede und Liebe waltet.

## Vom Osterei.

Vollständliche Skizze von A. Diegert.

(Nachdruck verboten.)

Die Osterzeit, wie die Frühlingszeit überhaupt, ist wie kein anderer Jahresabschnitt reich an vollstümlichen Gebräuchen gewesen, von denen sich auch noch eine ganze Reihe in ländlichen



Die Kreuztragung Christi. Von B. Krehner.

## Ostern.

Von M. Schifferings.

(Nachdruck verboten.)

Soll und feierlich klingen die Glocken von Turm zu Turm. Sie geht wie eine Siegesbotschaft durch die Lande, sie weckt in den Herzen, die noch im Winterschlaf gebettet liegen, den Auf-  
erstehungsglauben, damit sie sich aufstun zu neuem Leben. Der Frühling ist nah; in der Hand ein Blütenreis, so geht er durch die Lande und klopft an die traurigen Menschenherzen. Er wirft die starren Eisrinden, damit der Glaube Zugang finde, der Glaube an den Sieg die Auferstehung des Erlösers.

Des auferstandenen Lebens Siegesfahne rauscht wieder durch die Welt. Bald ist alles wieder lebendig, was so lange lag in Frost und Dunkel. Auferstandenes Leben ringsum! Nicht nur im Gotteshause, auch in der Natur, in der ganzen Schöpfung.

Wir sehen voll Andacht vor dieser geheimnisvollen Macht, vor diesem rätselhaft Nahen und Fernen, Vergänglichem und Ewigem, freudvollen und bitteren Leben des Weltalls.

Und wenn auch die moderne Wissenschaft uns klarlegen will, daß alles das, was uns mit Staunen erfüllt, ewige Naturgesetze sind, die sich immer wiederholen, irgendwo bricht doch der Oster-

Gegenden erhalten haben. Im Mittelpunkt dieser Gebräuche und Sitten steht das Ei, und selbst der Großstadtjugend haben die verschiedenen Ursachen, die keinen Raum mehr für vollstümliche Gebräuche in der Stadt ließen, das Osterei nicht ganz zu nehmen vermocht. Dafür hat schon die Zuder- und Schokoladenindustrie gesorgt, die sich einen so niedlichen Geschenkgegenstand wie ein Schokoladen- oder Zuderei oder das fabelhafte Ostereiertier, den Hasen, nicht entgehen ließ. Daneben sitzt freilich auch die Sitte, buntgefärbte Eier auf den Ostertisch zu bringen, doch zu tief in unserem Volke, als daß sie so schnell, wie vieles andere, aus vergangenen Tagen in Vergessenheit geraten könnte.

Ohne allzusehr ab oco, von den allerersten Dingen angefangen, zu reden, mag gleich vorweg genommen werden, daß von Alters her das buntgefärbte Ei zur Frühlingszeit eine besondere Rolle gespielt hat.

Die alten Perser verteilten am Neulichtfeste rotgefärbte Eier, und bei den alten Chinesen fehlten unter den Geschenken beim Jjing-ming, einem noch heute Anfang April gefeierten Feste, nicht buntgefärbte Eier. Auch in Alt-Aegypten kannte und pflegte man einen ähnlichen Brauch, den dann auch die Juden übernahmen. Die Bedeutung dieser altheidnischen Sitte wird verständlich, wenn man sich erinnert, daß das Ei in den Schöpfungs-Mythen der alten Völker als das Zeichen des Ursprungs, der Zeugung erscheint, und das Ei seinem ganzen Wesen

nach wie kaum etwas anderes als Symbol des erwachenden Lebens, das uns zur Frühlingszeit all überall in der Natur umgibt, sich eignet.

In der griechisch-orientalischen Kirche galt das Osterei als das Symbol der Auferstehung Christi und der durch Christus bewirkten neuen Welterschöpfung, und durch die Segnung des Ostereis, die sich schon im Sakramentar Gregors findet und durch die ältesten deutschen Ritualbücher verfolgt wird, ist es in den Kreis der christlichen Osterzeremonien aufgenommen worden. Damit soll allerdings nicht gesagt werden, daß die Segnung der Eier in irgendwelchem Zusammenhang mit vorchristlichen Gebräuchen steht. Man geht wahrscheinlich nicht fehl, wenn man die Entstehung dieses Brauches in Zusammenhang mit dem Umstand bringt, daß, wie P. Anselm Schott hervorhebt, nach strenger Fastenübung der katholischen Kirche Fleisch und Eier während der ganzen Fastenzeit nicht genossen werden dürfen, und daß man nach langer Unterbrechung diese Speisen gleichsam aus der Hand der Kirche, durch deren Segen geheiligt, wieder empfangen wollte. Obwohl in Deutschland durch päpstliche Bewilligung das Verbot bezüglich der Fleisch- und Eierpeisen gemildert ist, so blieb der Brauch bestehen, sie weihen zu lassen, sowie die Sitte, sich mit Ostereiern zu beschenken.

Allgemeiner betrachtet kann man auch der für die Ostereier-Gebräuche gegebenen Erklärung recht geben, „daß man das Ei als Ausdruck der Osterfreude betrachtete, nachdem es während der langen vorausgehenden Fastenzeit streng verboten gewesen ist.“ Diese Erklärung findet auch eine Stütze in der Tatsache, daß bei verschiedenen Fastnachtsgebräuchen auch das Ei als Sammelobjekt eine wichtige Rolle spielte und noch spielt. Noch heute gehen im Westerwalde die Fastnachtsgeden auf die Dörfer Eier sammeln, ein Brauch, der sich wahrscheinlich aus mittelalterlichen Fastnachtsitten erhalten hat und der auf die Wertschätzung des Eies im Hinblick auf die bevorstehende, den Eiergenuß verbietende Fastenzeit hindeutet. Letzten Endes ist bei fast allen Ostereier-Gebräuchen auch der Höhepunkt das Eieressen. In Polen mußte einer alten Sitte zufolge jeder Hausvater oder Schlossherr am Ostermontag jedem Besucher ein hartes Ei anbieten, die eine Hälfte dem Gaste darreichen und die andere selbst verzehren. Bekannt sind ferner die Eierschmäuse, wie sie besonders in Niedersachsen und in Rußland am Ostersonntag im Schwange waren und zum Teil noch sind.

Schon die vorstehend ange-deutete räumliche Entfernung ein und desselben Brauches weist auch darauf hin, daß die landläufige Deutung der Ostereier und der Osterbräuche als germanisch-heidnische Sitten ein bedenklisches Loch hat.

Auch der beliebte Osterhase, den man zum Lieblingstier der Göttin „Ostra“ gemacht hat, einer ebenso sagenhaften Gestalt wie ihr Lieblingstier, ist nicht aus altgermanischer Zeit, denn selbst im Mittelalter wußte man noch nichts von der Fähigkeit des Hasens, Eier zu legen. Dazu ist der Osterhase nicht einmal in heutiger Zeit unbestrittener Behaupter des Feldes, denn der Fuchs und auch der Storch „bringen“ in einzelnen Gegenden die Ostereier, und im Rheinland wie in Belgien macht man dafür sogar die Glocken verantwortlich. Wenn sie von ihrer Romfahrt, die sie am Gründonnerstag unternehmen, zurückkehren, legen sie in der Osternacht die Eier ins Gras.

Das Eiersuchen und -Sammeln ist dann die Hauptfreude der Kinder, während sich auch früher die ältere Jugend daran beteiligte, so beispielsweise im 13. Jahrhundert in Paris die niederen Kleriker der Kirchen, die Studenten und ein Teil der erwachsenen Jugend.

Eine alte Sitte ist auch, die Ostereier zu färben oder sonstwie zu zieren.

Am häufigsten war wohl und ist heute noch das Färben der Eier, wobei man sich mit sehr einfachen Färbemethoden be-

gnügte, die auch heute noch angewandt werden. Am bekanntesten dürfte die Verwendung eines Aufgusses von Zwiebschalen sein, aber auch Tee, Safran, Brasilholz, Petersilie, Hafer, Wolfsmilch und Erlentinde lassen sich zum Färben der Eier verwenden, wenn es sich darum handelt, eine über die ganze Oberfläche gleichmäßige Färbung zu erzielen. Neben dieser einfachen Art der Verzierung war auch stets die etwas kompliziertere der farbigen Mustern und der mehr oder minder kunstgerechten Bemalung in Gebrauch, und die königliche Sammlung für deutsche Volkskunde in Berlin weist eine ganze Reihe, zum Teil recht kunstvoll verzierter Ostereier auf. Auch das Museum für Volkskunde in Wien besitzt eine ganz besonders interessante Sammlung verzierter Ostereier. Fast jeder Volksstamm ist da vertreten, und so vielgestaltig das Bevölkerungsgemisch der österreichisch-ungarischen Monarchie ist, so verschieden ist auch der Eierbrauch, in dem uns die Ostereierpenden entgegenleuchten. Daß man die bemalten oder gefärbten Eier auch oft mit einem Sprüchlein versehen, ist ein Brauch, den man bereits im 16. Jahrhundert kannte. Ein aus jener Zeit überliefertes Verschen lautet:

Sch, du, das Ei, — Das sind unser drei, — Teilen wir das Ei, —

bleiben unser zwei, — Einen wir uns zwei, — Bleibt's bei einerlei.

Nicht überall waren die Ostereier zum Essen bestimmt, vereinzelt besteht auch heute noch der Brauch, sie als Stubenschmuck und wohl auch als Fruchtbarkeitsymbol in den Bauernhäusern von einem Jahre zum anderen aufzubewahren.

Mit dem Schwinden volkstümlicher Sitten und Gebräuche ist bald an die Stelle des Hühner-eis das künstliche Ei getreten.

In Rußland, wo die Ostereier seit von altersher ganz besonders gepflegt wurde, haben sich die Reichen schon bald nicht mehr mit dem einfachen, mit Brasilholz gefärbten Hühner-ei begnügt. In einer älteren Beschreibung von Petersburg heißt es darüber: „Es gibt keinen Stoff, aus dem man in Petersburg nicht geschmückte Ostereier darstellte. In der kaiserlichen Glaskleberei findet man in der Fastenzeit zwei Säle mit Arbeitern ausschließlich damit beschäftigt, hübsche Blumen- und Figuren in kristallene, gefärbte und ungefarbte Glaseier einzuschleifen. Diese Kristalleier sind für den Hof bestimmt, wo der Kaiser und die Kaiserin damit Geschenke an die Großen machen. Die Petersburger Porzellanfabrik bleibt im Eierlegen nicht hinter der Glaskleberei zurück und produziert eine Menge großer und kleiner Eier, die mit Gemälden, Vergoldungen und zierlichen Bandschleifen versehen sind, damit der Beschenkte sie zum Andenken in seinem Zimmer aufhängen könne.“ Daß



Ecce homo. Nach G. Kent.

dieser Brauch, kostbare Ostereier zu verschenken, noch heute am russischen Hofe besteht, ist bekannt. Im Jahre 1900 schenkte der Zar seiner Gemahlin ein Osterei in Gestalt eines aus Gold hergestellten Herzens, das in Brillanten die Inschrift trug: „Das Herz der Zarin“ und in seinem Innern fünfundzwanzig Emailleporträts sämtlicher Mitglieder der kaiserlichen Familie barg. Auch in den Glanzzeiten des französischen Königtums war das oeuf de Pâques am Hofe zu Versailles ein unentbehrliches Bestandteil des höfischen Osterzeremoniells. Nach der Ostermesse wurden Körbchen mit vergoldeten Eiern in das Kabinett des Königs getragen, der sie nachher unter das Hofpersonal verteilte. Die Eier waren oft auf das kostbarste verziert und mitunter mit kostbaren Malereien versehen. Selbst Maler von dem Rufe eines Watteau und Lancret verschmähten es nicht, ihren Pinsel für das Bemalen der Ostereier herzugeben. In solchen Ostereiergeschenken lag immer noch etwas Sinnigeres, als in den grotesken Dingen, die in neuerer Zeit der amerikanische Luzus zu Ostern ersann. Im Jahre 1909 wurde von einem amerikanischen Millionär berichtet, daß er seiner Gattin ein riesiges Osterei bauen ließ, in dem ein prachtvolles, großes Luxusautomobil versteckt war. Solcherlei Scherze sind zwar oft

amerikanisch, haben aber mit dem Sinn des Ostereis nichts zu tun.

Von vollständigem Interesse sind nun auch die verschiedenen Osterspiele und Osterbräuche, bei denen es sich um Eier handelt, und von denen nur einige kurz erwähnt seien. Einer der ältesten Bräuche scheint das Eierhärten. Eierpicken oder Eiertiden zu sein, das noch heute in mitteldeutschen Gegenden, am Rhein und in Böhmen gepflogen wird. Dieses Spiel, bei dem die Kinder hartgekochte Eier mit der Spitze oder dem entgegengesetzten Ende gegeneinanderschlagen und bei dem das zerbrochene Ei dem Gegner verfällt, hat bereits im Jahre 1615 den Rat zu Eger veranlaßt, ein Proklama zu verkünden. Da „die Jugend auf jetzt vorstehendes Heiliges Osterfest unter singenszeit wie auch ununter den Predigten ein Spiel mit Roten eiern zu halten, dieselbe gegeneinander zu Probieren und zu schlagen pfleget,“ so sah sich der Rat genötigt, anzudrohen, daß „wer umb gehörte Zeit mit dem ayerspiel oder sonst durch die Stadtwacht“ werde betroffen, „er sey Jong oder alt, zu gefenglicher verhaft genommen werde und auch fernerer straff gewertig sein müsse.“ C. Rud und G. Schurey berichten in ihrem interessanten Buch über „Fest und Spiele des deutschen Landvolks“, daß

eines alten Mannes nach dieser alten Sitte des Ostereierschenkens seiner Jugend Ausdruck gegeben. Am Grabe der Mutter läßt er ihn um die Ostereier bitten, flehend, auch „auf den Hut den grünen Strauß und den lieben Patenpfennig“ nicht zu vergessen. Und als es ihm scheint, also schelte die Mutter ihn ob dieser Kleinkindergaben, da drängt er noch inniger:

Mutter, Mutter, schaff der Värbe —  
Schöne dich! — daß sie mir färbe  
Nur ein einzig kleines Osterei,  
Leg' den Strauß und auch den Pfennig bei  
Mach' mich wieder klein und jung;  
Bin mir alt schon lang genug.  
Tausch für Pfennig, Ei und Strauß,  
Tausch' für diese Kindergaben  
Gern die schalen Freuden aus,  
So die großen Leute haben.

Möchte doch auch in unserer Zeit die beseligende Bereitwilligkeit, die „für Kinder haben gern die schalen Freuden austauscht, so die großen Leute haben“, wieder mehr, als es der Fall ist, in Übung kommen!



Alice Gærmans: Christus am Kreuz. Altarbild in der Kapelle des dermatologischen Hospitals zu Antwerpen.

sich in Wlzenhausen bei Kassel an den Ostertagen die Burschen damit belustigen, Eier über eine hohe, breitästige Linde zu schlen- dern, angeblich eine Erinnerung an eine frühere Belagerung, bei der an einem Ostertage ein Bürger den feindlichen Kriegern feiße Eier zuwarf, wodurch sie veranlaßt wurden, die Belagerung des offenbar noch gut verproviantierten Städtchens aufzugeben. Eine alte Sitte ist auch das sogenannte Eierlaufen oder Eierlesen, das sich verschiedentlich in Süd- und Nord- deutschland und in der Schweiz erhalten hat. Auch das Eier- werfen oder Eierwaalen, bei dem man von einer Anhöhe Eier hinabrollen läßt, ist eine heut noch verschiedentlich vor- handener Osterbrauch.

Zum Schlusse sei noch darauf hingewiesen, daß in Hessen und in Oberösterreich am Ostertag die Kinder zu ihren Paten gehen und dort mit Eiern beschenkt werden. Franz Stelzhamer, ein ziemlich vergessener oberösterreichischer Dichter, hat in einem „Ostern“ betitelten Gedicht in ergreifender Weise der Sehnsucht

## Das Hirtenmädchen.

Von Ruth W y s s e n b a c h, B e r n.

(Nachdruck verboten.)

Jeden Morgen wurde ich von dem Klange einer hellen Mädchenstimme geweckt.

Als ich aus dem Fenster schaute, sah ich ein etwa zwölf- jähriges Mädchen, braun wie eine Haselnuß, barhaupt und barfuß, das ein paar Ziegen den Monte Baldo hinaustrieb.

„La Napolitana“, sagte mir unser Zimmermädchen, die schöne, rotblonde Rosalia, auf meine Frage nach der kleinen Ruheförerin.

„Warum heißt sie denn Napolitanerin,“ erkundigte ich mich weiter.

„Weil sie so schwarz wie eine Negerin ist,“ entgegnete sie lachend.

Aber ein bildschönes Geschöpfchen war sie, die Kleine. Das konstatierte ich, als ich ihr einigemal begegnete.

Schwarze Augen in dem schmalen, feinen Gesichtchen, einen roten Kirichenmund, das Köpfchen umrahmt von einer Fülle kastanienbrauner Locken, ein so lautes, grazioses Figürchen, das auch in dem ärmlichen Anzuge zur Geltung kam; sie trug nicht als ein buntes Röckchen und ein Hemdchen, am Halse hing ihr ein Amulet; das war La Napolitana. Es war stets dasselbe Liedchen, das sie sang mit glockenheller Stimme: O dolor!

Bald gewann ich die Kleine lieb, und oft, wenn ich sie traf, knüpfte ich ein Gespräch mit ihr an. Sie war keineswegs schüchtern, sondern munter und aufgeweckt, die kleine Italienerin.

Oft schenkte ich ihr ein paar Heller, worüber sie sich sehr freute.

Rosalia erzählte mir: „Sie lebt bei ihrer Großmutter, ist eine Waise, die Mutter starb sehr früh, der Vater erkrankte im Gardasee. In der Trunkenheit fiel er ins Wasser.“

„War denn niemand da, der ihn hätte retten können?“

„Nein,“ erwiderte Lia mitteilend, „er ist allein nach Hause gegangen und hat in der Dunkelheit den Weg verfehlt.“

Sorglos, unbekümmert lebte sie dahin, wie eine Blume auf dem Felde, die kleine Giovanna, führte ihre Ziegen auf den Berg, sang wie ein Vogel den ganzen Tag, pflückte Alpenweissen, die sie tolett an ihr armseliges Röckchen steckte. Kam ein Fremde gerade des Weges, so riß sie schnell den Strauß heraus und bot die Blumen für ein paar Heller an.

Dann sang sie wieder ihr schwermütiges Lied: O Dolor mit lachenden Augen.

Nach Jahren führte mich der Zufall wieder nach Torbola. Was wohl aus der kleinen Napolitana geworden ist, dachte ich.

Ich erkundigte mich bei der Besitzerin der Villa Iphigenia, wo ich wieder wohnte, nach dem Mädchen.

Die blonde Lia war schon lange verheiratet in Trient, sie konnte mir also keine Auskunft mehr geben.

„Ach,“ sagte Signora Durazzo, „die Kleine hat Glück gehabt. Da wohnte vor drei Jahren ein Professor aus Wien bei mir, der hat sie mitgenommen und sie ausbilden lassen. Sie hätte eine sehr schöne Stimme, sagte der alte Herr. Nun ist sie dort in Wien eine berühmte Sängerin geworden.“

„Es ist erstaunlich,“ sagte ich, „sie sprach doch kein Wort Deutsch, mußte also erst diese Sprache erlernen.“

„Ja, der Herr gab ihr, solange er hier war, täglich Stunden, die Kleine lernte das Deutsche spielend.“

„Lebt denn die alte Großmutter noch?“

„Ja, sie ist vorigen Monat einundneunzig Jahre alt geworden und freut sich noch der besten Gesundheit. Im Mai kommt Giovanna jedenfalls hierher; wir sind alle sehr gespannt auf sie. Sie können sich denken?“

„Ja, das glaube ich.“

Es freute mich sehr, daß die Kleine ein günstiges Los getroffen hatte. Ich beschloß, jedenfalls bis Ende Mai in Torbola zu bleiben, um Giovanna zu sehen; arbeiten konnte ich ja nie besser, als am schönen, blauen Gardasee, an dem Orte, wo Goethe seine Iphigenia geschrieben hatte. Eines Tages sah ich im Paraiso im engsten Freundeskreise mit einigen Valerinnen, Malern, Offizieren, meinem Cousin Karl, dem jetzigen Schützen-Oberleutnant, bei einer Tasse Mokka.

„Heute ist die kleine Napolitana hier angekommen,“ erzählte Oberleutnant Ziegler. „Donnerwetter, ist das ein hübsches Weib geworden, ich sage Euch: tipp, topp.“

„Ach, das Ziegenmädchen,“ rief der kleine Artillerieleutnant Rebesar.

„Ja, die,“ erwiderte Ziegler. „Sie will heute abend mit Professor Siemann im Grand-Hotel singen.“

„Da müssen wir unbedingt hingehen,“ sagte Rebesar, „den Genuß dürfen wir uns nicht schenken.“

„Topp, gehen wir hin,“ rief mein Cousin. „Obwohl ich dann noch nach Brentonico hinaus muß und in der Nacht den weiten Weg allein gehen muß, will ich doch dabei sein.“

„Du kannst ja bei mir drüben in Monte-Brione schlafen, eine Nacht Festung schadet Dir nichts, alter Knabe,“ sagte Ziegler lachend.

„Gut, ich kann dann morgen früh nach dem alten Eulenneß hinausflattern.“

Um neun Uhr gingen wir nach dem Grand-Hotel. Ich war sehr neugierig auf meine kleine Freundin von ehemals. Endlich, um 9<sup>1/2</sup> Uhr, trat sie am Arme von Professor Siemann in den Saal.

Ich war entzückt. Ein großes, schlankes, bildschönes Mädchen in einem einfachen, weißseidenen Kleide, der einzige Schmuck war eine dunkelrote, glühende Rose an der Brust; das ehemalige Ziegenmädchen.

Professor Siemann brachte sie zu uns.

Mit vornehmer Grazie und natürlichem Liebreiz nahm sie an unserm Tisch Platz. Sie war noch das unverdorrene Naturkind von früher, und das freute mich.

Endlich konnte ich ein paar Worte an sie richten.

„Kennen Sie mich noch,“ fragte ich.

„O, Signora,“ rief sie errötend, „gewiß, ich vergesse nicht, wenn jemand zu mir gut war.“

Und dann sang sie. Das Mignonlied.

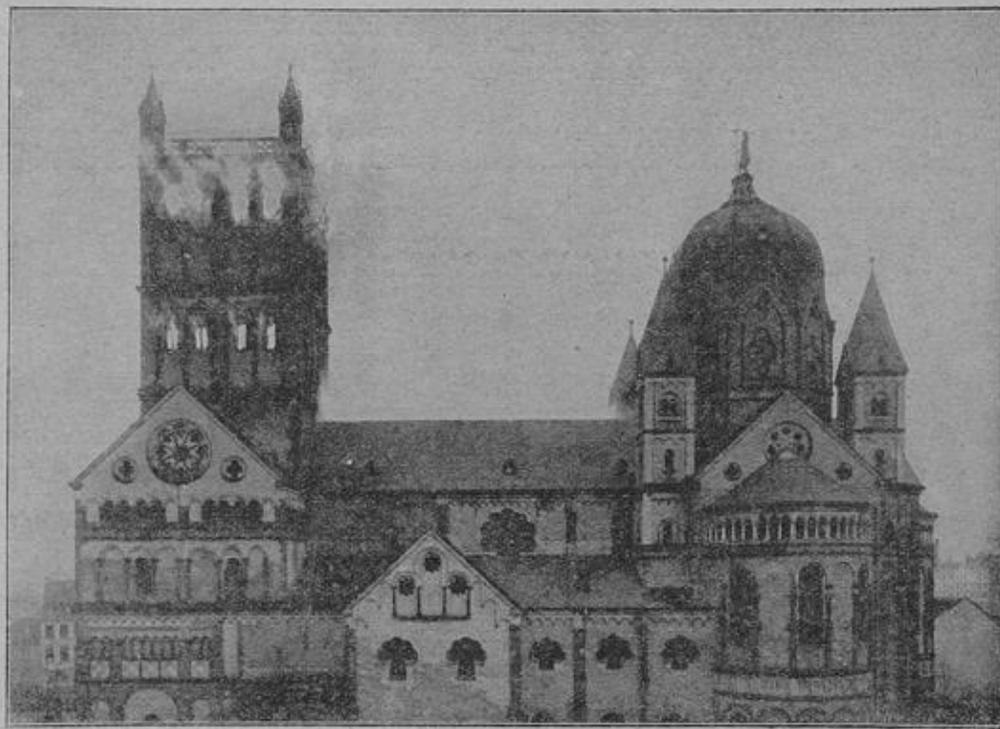
Welcher Schmelz lag in der schönen, weichen Altstimme.

Nun wußte ich, daß sie eine große Künstlerin geworden sei, die einer glänzenden Zukunft entgegenging.

Der Abend war sehr schön, sehr gemüthlich. Professor Siemann, der einen sehr schönen Bariton besaß, gab Löwische



Herzogin Viktoria Luise von Braunschweig und Lüneburg.



Der Brand des Münsters St. Quirinus in Neuf.

Balladen zum besten, Giovanna sang aus Carmen und Aida, zuletzt noch ein Schubert'sches Lied.

Man war begeistert von der jungen Künstlerin, und das mit Recht, wenn man bedachte, was aus dem blutarmen, jeder Bildung baren Geschöpfe geworden war, man mußte staunen, und dazu diese siegende Schönheit.

Es war spät geworden; als wir endlich aufbrachen, war es weit über Mitternacht. Die Offiziere hatten es sich nicht nehmen lassen, einige Flaschen Champagner zu spendieren, und so waren wir alle in ziemlich animierter Stimmung.

Giovanna blieb zwei Wochen in Torbole, wir hatten noch ein paarmal das große Vergnügen, sie singen zu hören, dann fuhr sie nach Graz. Sie hatte ein Engagement an das dortige Stadttheater erhalten. —

Eines Tages, es waren seitdem wieder zwei Jahre verflossen, schrieb mir mein Cousin von dort:

Liebe Ina!

Ich befinde mich auf Uelau hier. Du weißt, daß ich mich, als ich damals hier auf der Korpschule war, in die Tochter einer sehr reichen Witve verliebt habe und nun im Begriffe stehe, mich mit ihr zu verloben. Ich habe das Junggesellenleben satt und sehne mich nach eigener Häuslichkeit.

Das Mädchen meiner Wahl ist mit mir einig, es fehlt nur noch der Segen der Mutter, den ich bald zu erobern hoffe.

Mama geht es gut. Max ist Hauptmann geworden und sitzt nun in Brünn mit seiner blonden Frau Else. Fritz ist in einer Maschinenfabrik in Wien und steht ebenfalls im Begriff, sich zu verheiraten, und zwar mit einer Berlinerin.

Maxens Frau steht in Bälde einem freudigen Ereignis entgegen, stell' Dir vor, die Freude von Mama.

Nun kommt noch der Clou, den ich mir bis zuletzt verkniffen habe.

Du erinnerst Dich wohl an das Ziegenmädchen in Torbole? Mein Freund und Kamerad Freiherr Hildebrandt von Gleß, Oberleutnant bei den Jägern, hat sich letzten Monat mit dem bildschönen und sehr braven Mädchen verlobt.

Trotz dem Sturm, den diese Sensation hervorrief, beabsichtigt Gleß, bald zu heiraten. Er ist einziger Sohn, und da er



Zur Erledigung des Bauernschrecks in Steiermark und Kärnten.

enorm reich ist, kann er sich ja so etwas leisten, ein armes Mädchen zu nehmen, außerdem lebt nur noch seine Mutter, deren Abgott er ist. Es werden ihm also von dieser Seite nicht allzu große Schwierigkeiten entstehen.

Jedenfalls wirst Du Deinem ehemaligen Schützling das große Glück gönnen.

Die Kleine hat hier kolossal Furore gemacht. Es wurden ihr von verschiedenen Herren Anträge gemacht, sogar von einem Bankier, der vielfacher Millionär ist. Aber sie hat alle ausgeschlagen.

Wie man hört, soll man hier sehr bedauern, die junge Künstlerin so bald zu verlieren, denn sie war allgemein beliebt.

Im übrigen wird diese Ehe im Himmel geschlossen werden, denn die beiden sind schrecklich verliebt in einander und beide sind jung und schön — was will man mehr?

So, nun Schluß, hoffentlich kann ich Dir auch bald meine offizielle Verlobung mitteilen.

Mit vielen Grüßen bleibe ich Dein alter Vetter

Karl.

## Unsere Bilder.

**Der Brand des Münsters St. Quirinus in Neuf.** Während der Frühmesse am 14. März brach in dem altherwürdigen Münster zu Neuf ein Turmbrand aus, der den oberen Teil des Westturms, das innere Gewölbe und die wertvolle Orgel zerstörte. Das Mittelschiff mit seinen reichen Holzschnitzereien, das schon Feuer gefangen hatte, konnte gerettet werden. Das in spätromantischem Stil erbaute Münster, dessen Grundstein 1209 gelegt wurde, ist ein Wahrzeichen der Römerstadt Neuf; es wurde schon zweimal von Bränden heimgesucht und im Jahre 1881 gründlich restauriert.

**Zur Erledigung des Bauernschrecks in Steiermark und Kärnten.**

Den vereinten Bemühungen der Förster und Jäger gelang es, den berüchtigten „Bauernschreck“, der so viele Monate lang die Bevölkerung von Steiermark und Kärnten in Aufregung versetzt und eine ganze Menge Viehzeug geraubt hat, in einem ausgewachsenen Wolf zu erlegen. Unser Bild zeigt den glücklichen Schützen und der „Bauernschreck“ selbst.



## Der Schmied von Nachen.

Graf Wilhelm war's von Jülich, rausflüchtig gar und schlimm, Der hielt auf Nachens Bürger noch einen alten Grimm.

Carlhan Pascha, der erste Ministerpräsident des neuen Königreichs Albanien.

Und als er sicher glaubte die Stadt in Dämmersruh,  
Da zog mit seinen Mannen er rüstig auf sie zu.

Wohl von den Warten riefen die Wächter auf zum Streit;  
Doch wollt' es nicht viel nützen, das Heer war schon zu weit.

Er stürmte durch die Tore, es hielt ihn nichts mehr auf,  
Und drang schon bis zum Markte im raschen Siegeslauf.

Doch plötzlich wird er stutzig, er zaudert und erschrickt,  
Wie er das Werk gewahret, das Bürgerzorn beschickt.

Er sieht, wie sie sich mühen mit Stangen, Art und Beil  
Die Häuser einzureißen, nicht scheuend Speer und Pfeil.

Sie wollten ihm verrammen die Weg' so hier wie dort,  
Und wird er nicht erschlagen, soll er nicht lebend fort.

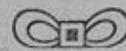
Da sprengt' er, was er konnte, mit seiner Söhne zween,  
Er wähnt, zum Jakobstore, da könnt' er noch entgehn;

Doch als er war gekommen ans Stift der weißen Frau,  
Da ist grad' gegenüber ein Schmiedehaus zu schau.

Der Schmied mit seinem Hammer hervorrennt kalt und todt,  
Schlägt tot die drei zusammen wohl auf demselben Fleck,

Und geht zur Schmied gelassen und schürt der Esse Brand,  
Das war der Schmied von Nachen, sein Nam' ist nicht genannt.

Wilhelm Smets.





## Sprüche.

Wer sich an andre hält,  
Dem wankt die Welt.  
Wer auf sich selber ruht,  
Steht gut.

Den, der sich im Glücke wiegt  
Und auf lauter Rosen liegt,  
Lasse ruhig liegen;  
Daß zum höllischen Verdruß  
Jeder Stachel stechen muß,  
Bleibt zumeist verschwiegen.

**Die erfinderischen Mlanen.** Kürzlich verstarb zu Viebrich, beinahe 80jährig, der Major a. D. Adolf von Lud, der im Jahre 1855 beim Rheinischen Mlanenregiment

rühriger war die kleine Schar der preussischen Truppen. Besonders die beiden Mlanenschwadronen waren Tag und Nacht auf dem Posten und ließen den Gegner nicht zur Ruhe kommen. Hierbei wurde eine sehr gelungene Kriegslist angewandt. In der Frühe erschienen sie auf dem großen Exercierplatz, der die beiden Gegner trennte, als Mlanen. Um die Mittagszeit waren sie in Dragoner verwandelt. Sie hatten zu diesem Zweck die Lanzen zu Hause gelassen und Infanteriehelme aufgesetzt. Abends erschienen plötzlich zwei Kürassierschwadronen. Die Verwandlung war wiederum sehr einfach. Die Mlanen hatten ihre Drillschalen angezogen und die glänzenden Metallhelme der Feuerwehr aufgesetzt. In den Memoiren eines französischen Generals war die Anwesenheit einer zahl-

reicher Pariser Zahnheilkünstlers. Im Vorzimmer seines "Ateliers" hängt folgender Tarif: "Gewöhnliches Zahnziehen 2,50 Fr., schmerzloses Zahnziehen 4 Fr., Zahnziehen mit Musik 16 Fr." Das Musikstück darf sich der Patient selbst aussuchen! Ruft es da nicht eine Lust sein, die Zange ansetzen zu lassen? Und wer wollte wohl noch zaghaft an eine Operation denken, wenn frohe Lieder sie begleiten?"

**Vorsichtig.** Arzt (zu einem Patienten, der im Wartezimmer weilt): "Könnten Sie vielleicht morgen noch einmal wiederkommen? Ich bin heute so stark beschäftigt!" — Patient (zögernd): "Ja, wenn Sie diesen Besuch nicht mitrechnen."

**Zweierlei Furcht.** Ein Militär lachte über ein furchtloses kleines Frauchen, weil es beim Geschützdonner einer Salubatterie



## FRÖHLICHE OSTERN!

Nr. 7 in Saarbrücken eingetreten war. Er nahm in demselben an beiden Feldzügen teil. Als im Jahre 1870 der Krieg aus heiterem Himmel ausbrach, war bekanntlich die westliche Grenze Deutschlands zuerst ganz unbesetzt und von allen Truppen entblößt. Nur zwei schwache Bataillone der Hohenzollernfülliere Nr. 40 aus Trier und zwei immobile Schwadronen der 7. Mlanen hielten die Grenze besetzt. Die eine derselben wurde von Rittmeister Youanne, die andere von dem damaligen Rittmeister von Lud befehligt (die drei anderen Schwadronen setzten sich in Saarlouis auf Kriegsstärke). Diesem schwachen Häuflein standen auf gegnerischer Seite zwei volle französische Divisionen unter General Forey gegenüber. Trotzdem wagten sie keinen Vorstoß, da sie in und um Saarbrücken starke Ansammlungen preussischer Truppen vermuteten. Die französische Kavallerie hat bekanntlich im Erkundungsdienst völlig versagt, andernfalls wäre es ihr ein leichtes gewesen, durch eine Anzahl vorgeschickter Patrouillen zu erkunden, daß die Umgebung von Saarbrücken von Truppen völlig entblößt war. Um so

reichen deutschen Kavallerie ausdrücklich vermerkt. Man hatte daraus auf französischer Seite den Schluß gezogen, daß hinter dieser „zahlreichen Kavallerie“ entsprechend größere Truppenansammlungen stattgefunden hätten. Noch vor dem eigentlichen Ausbruch des Krieges (Spichern, 6. August) fand endlich eine kleinere Erkundung französischer Kavallerie statt. Sie kamen aber nur bis zur Hälfte des Platzes und wurden von den Mlanen in einer schneidigen Attade geworfen.

**Ueber den albanischen Handel** liegen die letzten zuverlässigen Ziffern aus dem Jahre 1910 vor. Der Import des Sandschaks Durazzo belief sich auf viereinhalf Millionen Franken. Das Sandschat Stutari wies vierdreiviertel Millionen an Einfuhr auf. Die Ausfuhr dieses Wilajets betrug dreieinhalf Millionen Franken und die Ausfuhr des erstgenannten Wilajets 1 200 000 Franken.

**Zahnziehen mit Musik.** Die Operation des Zahnziehens hat alle Schreden verloren dank dem erfinderischen Geiste eines

Angst bekam. In der Folge heiratete er das kleine Frauchen, und sechs Monate später zog er unten an der Treppe die Stiefel aus, wenn er nachts spät nach Hause kam.

**Die beste Quelle.** Die kleine Betty ist mit ihrer Mama bei der Tante auf Besuch. In der Unterhaltung fällt die Bemerkung, daß man über die Familie Müller so gar nichts erfahre. „Aber Mama“ fragt die kleine Betty, „haben denn die keine Köchin?“

## Räffel.

Ein Ding geht mit gespalt'nem Fuß  
Dahin auf glatten Flächen;  
Die Fährte, die es hinterläßt,  
Macht manchem Kopferbrechen;  
Wenn's durstig wird auf seinem Gang,  
Tränkt man's an trüben Bächen.

**Auflösung des Räfels in voriger Nummer:**  
Meineid.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: L. Meilen, Breitenburg (Ruh.). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kornen. Str. 11 (Ruh.).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 15

Sonntag, den 12. April

1914

## Christ ist erstanden.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!  
Freude den Sterb-  
lichen,  
Den die verderblichen,  
Schleichenden, erb-  
lichen  
Mängel umwanden.

Chor der Weiber.

Mit Spezereien  
Hatten wir ihn ge-  
pflegt,  
Wir, die Treuen,  
Hatten ihn hingelegt;  
Tücher und Binden  
Reinlich umwanden  
wir  
Ach, und wir fanden  
Christ nicht mehr  
hier.

Chor der Engel.

Christ ist erstanden!  
Selig der Liebende,  
Der die betrübende,  
Heilsam und übende  
Prüfung bestanden.

Chor der Jünger.

Hat der Begrabene  
Schon sich nach oben,  
Lebend Erhabene



Herrlich erhoben;  
Ist er in Werdelust  
Schaffender Freude  
nah:

Ach, an der Erde  
Brust  
Sind wir zum Leide  
da.

Ließ er die Seinen  
Schmachtend uns hier  
zurück;  
Ach, wir beweinen,  
Meister, dein Glück!

Chor der Engel.

Christ ist erstanden  
Aus der Verwesung  
Schoß!  
Reißet von Banden  
Freudig euch los!  
Tätig ihn Preisen-  
den,  
Liebe Beweisenden,  
Brüderlich Speisen-  
den,  
Predigend Reisenden,  
Wonne Verheissen-  
den,  
Euch ist der Meister  
nah,  
Euch ist er da!

Goethe.



**Auferstanden.**

Von F. B. Douber. Copyright by Fr. Ad. Ackermann in München.

# Das Ostergeläute.

Skizze von W. Korolenko. Übertragen von G. Hesse.  
(Nachdruck verboten.)

Es dämmerte.

Über der dunklen, gezackten Linie des Waldes stand der Vollmond. Er stand, doch leuchtete er nicht — das kleine Dörfchen, das sich an dem entfernten Flüsschen im Gehölz hin- und streckte, versank in jenes eigentümliche Dunkel, das die Frühlingsnacht erfüllt, wenn der Mond so sinnend und dunst- verleiht am Horizont steht, der steigende Nebel die langen Schatten der Wälder verdichtet und die Ebene bedeckt mit silberfarbigem Dunkel — alles ist still, schwer- mütig, traumverloren.

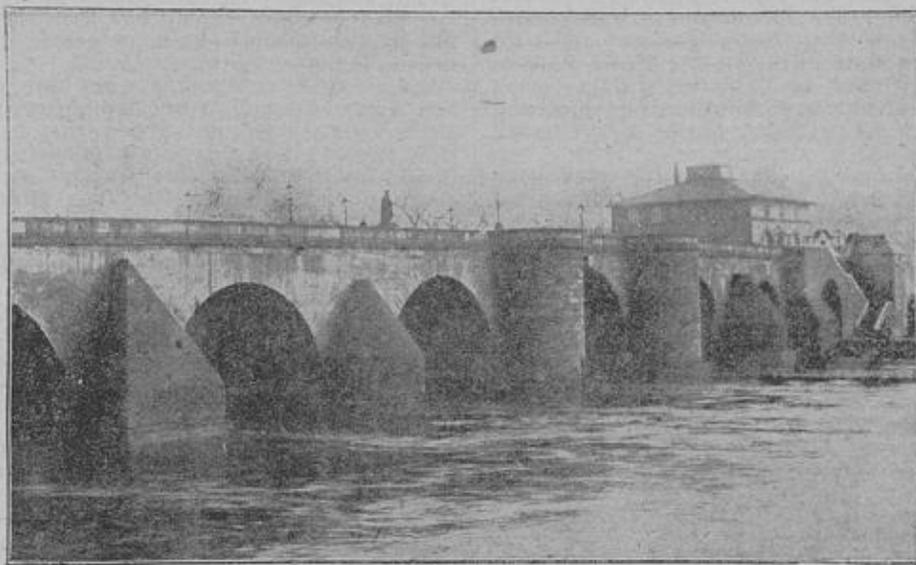
Das Dörfchen lag in sanftem Schlummer. Die dunklen Umrisse der ärmlichen Hütten zeichneten sich nur schwach ab. Jrgend- wo flimmerte ein Licht. Nur selten knarrte ein Tor oder schlug ein wachsender Hund an. Hin und wieder traten die Ge- stalten von Fußgän- gern oder einsamen Reitern aus der düsteren Masse des leise rauschenden Waldes. Dann wieder knirschten die Räder eines Wagens — es waren die Bewohner der verstreuten Waldgehöfte, die sich in ihrer Kirche versammelten, um das Frühlingsfest zu feiern.

In der Mitte des Dorfes, auf einem Hügel, stand die Kirche, deren Fenster in hellem Licht erstrahlten. Der alte, hohe dunkle Glockenturm ragte hoch empor zum schwarzblauen Himmel. Da knarrten die Stufen der Treppe — der alte Glöckner Mischeitsch stieg auf den Turm hinauf und bald hing seine kleine Laterne in der Höhe wie ein frei im Himmelsraum schwebender Stern. . . .

Es wurde dem Al- ten schwer, die Trep- pe hinaufzusteigen. Die Füße wollten nicht mehr gehorchen, und die Augen sahen nur noch schlecht. . . . Ach, es ist schon Zeit, zur Ruhe zu gehen, aber noch immer nicht schickt Gott den Tod. Er hat die Söhne, er hat die Enkel zum Friedhof geleitet, ist den Alten und den Jungen zu Grabe gefolgt und lebt immer noch. Ihm wird es so schwer. . . . So oft, er weiß selbst nicht wie oft, hat er das Frühlingsfest ge- feiert und die feierli- che Stunde hier auf dem Glockenturm er- wartet.

Der Alte trat an den Vorsprung des Turmes und stützte sich auf die Brüstung. Unten rings um die Kirche lagen die Gräber des Dorffriedhofes. Wie beschützend breiteten die alten Kreuze die Arme aus. Hier und da beugte sich eine Birke darüber, deren Laub noch nicht sproßte. Von dort unten strömte der würzige Duft der jungen Knospen zu Mischeitsch heraus und die schwermütige Ruhe des ewigen Schlafes — Wie wird es übers Jahr mit ihm sein? Wird er wieder hier oben unter der

metallenen Glocke stehen, um mit lautem Schall die im Halb- schlummer träumende Nacht zu wecken, oder wird er dort unten liegen in dem dunklen Winkel des Friedhofes? Gott weiß es — er ist bereit. Doch diesmal läßt ihn Gott das Fest noch feiern. „Dem Herrn sei Dank!“ Die alten Lippen murmeln das ge- wohnte Gebet, und Mischeitsch blickt auf, in die Höhe — zu dem besternten, in Millionen Lichtern erstrahlenden Himmel.



Zum Abbruch der „Alten Mainbrücke“ in Frankfurt a. M.

„Noch nicht, es ist noch zu früh. Ich weiß die Zeit.“ Er weiß es, er braucht keine Uhr. Erde und Himmel und das weiße Wölkchen, das leise im Ather schwimmt, und der dunkle Wald, der dort geheimnisvoll raunt und flüstert, und das Mur- meln des Flüsschens — sie alle sind ihm bekannt, alle verwandt. Nicht umsonst hat er sein ganzes Leben hier verbracht. . . .

Die ferne Vergangenheit wird vor ihm lebendig. Er erinnert sich des Tages, an dem er zum erstenmal mit dem Vater auf diesen Glockenturm stieg. O Gott, wie lange ist das schon her — und doch, wie kurz! Er sieht sich selbst als einen blondlockigen Knaben. Seine Augen glänzen. Der Wind spielt mit seinen Lot- ten — doch nicht jener Wind, der den Staub auf den Stra- ßen aufwirbelt, son- dern ein besonderer, der mit lautlosen Schwingen hoch über die Erde dahinstreicht. Unten, in weiter Fer- ne, wandeln kleine Menschlein, liegen die Häuschen des Dorfes und zieht sich der Wald hin, und nur die Dichtung, auf der das Dorf steht, sieht riesenhaft, fast un- endlich aus. Da ist sie ja in ganzer Größe! lächelt der Alte und blickt auf die kleine Dichtung hinab.

„Mischeitsch! Heba, Mischeitsch!“ ertönt von unten eine gleichfalls zitternde alte Stimme. Der greise Diakon sieht zum Turme hinauf, hält die Hand vor die blinzelnden, träumen- den Augen, doch erblickt er Mischeitsch trotzdem nicht.

„Was willst Du? Hier bin ich!“ ant- wortet der Glöckner, indem er sich aus dem Turme hinausbeugt. „Siehst Du mich nicht?“

„Nein — — ist es noch nicht Zeit? Was meinst Du?“

Beide blicken nach den Sternen. Tausend Gotteslichter schimmern über ihnen am Fir- nament. Der funkelnde „Wagen“ steht schon recht hoch. Mischeitsch überlegt.



Die Besichtigung des „Imperators“ durch den Reichszan- zler.

Eines Tages aber liegt es da wie auf der Handfläche, vom Anfang bis zum Ende dort in dem engen Winkel des Friedhofes. Es ist Zeit zu ruhen.

Ja, es ist Zeit! Noch einmal blickt Mischeitsch auf die Sterne, erhebt sich, reißt den Hut auf und sammelt die Stride der Gloden. Eine Minute später erzittert die nächtliche Luft von einem lauten Ton, ein zweiter, dritter, vierter folgt, einer nach dem anderen, und in die laue, feierlich gestimmte, Nacht er-

So ist auch das Leben. In der Ju- gend sieht man weder Ende noch Grenze. . .

giefen sich mächtige, langgedehnte, klingende und singende Akkorde — — —

Nun schweigt das Geläute. In der Kirche beginnt der Gottesdienst. In früheren Jahren stieg Mischeitsch stets hinab und blieb bei der Tür stehen, um zu beten und dem Gesang zuzuhören. Doch jetzt bleibt er auf seinem Turm, denn er ist heute so müde. Er setzt sich auf die Bank, horcht auf das verklingende Dröhnen des schwingenden Metalls und versinkt in tiefes Sinnen. Worüber? Er selbst hätte keine Antwort auf diese Frage geben können. Nur matt erleuchtet die kleine Laterne den Turm, die Glocken selbst sind in Finsternis gehüllt. Von unten aus der Kirche dringt ab und zu gedämpfter Gesang herauf, und der Nachtwind bewegt die Stränge, die an den eisernen Glockenherzen befestigt sind.

Der Kopf des Alten, in dem sich undeutliche Vorstellungen drängen, sinkt tief auf die Brust. „Sie singen die Hymne,“ denkt er, und es ist ihm, als sei er selbst in der Kirche. Von dem Chor bliden Kinderaugen herab. Der alte Geistliche betet mit zitternder Stimme das Schlußgebet. Hundert Bauernköpfe beugen sich wie reife Ähren vor dem Wind und richten sich wieder auf. Sie bekreuzigen sich. Es sind alles bekannte Gesichter. Hier die strengen Züge des Vaters. Dort der älteste Bruder, der tief aufseufzt. Und da er selbst, blühend in Kraft und Gesundheit, voll unbewusster Hoffnung auf Glück, auf die Freuden des Lebens. Ach, wo ist es nun, das Glück? Das schwere Schicksal gräbt Falten in die junge Stirn, beugt den kräftigen Rücken, lehrt ihn seufzen wie den älteren Bruder.

Doch da links unter den Bauernfrauen, den Kopf demütig gesenkt, steht ein „Mädchen“. Sie war ein gutes Weib, Gott habe sie selig! Und so viele Leiden hat sie erduldet, die Gute! . . . Arbeit und Not und Leid zerstören auch die schönste Frau. Der Glanz der Augen erlischt, und ein Ausdrück beständigen Bangens vor den unerwarteten Schlägen des Schicksals tritt an die Stelle der anmutigen Schönheit der Jugend. . . . Ja, wo ist nun ihr Glück? Einer der Söhne war ihnen geblieben, ihre Hoffnung, ihre Freude, allein menschliche Bosheit nahm ihnen auch diesen. . . .

Ja, da sitzt er, der reiche Sünder, neigt sich bis zur Erde und glaubt dadurch die Tränen der Waisen von sich abwaschen zu können. Demütig sinkt er auf die Knie und schlägt die Stirn auf den Boden. In Mischeitsch aber stürmt und tobt es, und die dunklen Gesichter der Heiligen an den Wänden blicken ernsthaft herab auf das menschliche Leid und die menschliche Ungerechtigkeit. . . .

Nun ist alles das vergangen, alles das liegt hinter ihm, so weit — — — Jetzt besteht für ihn die Welt nur aus diesem engen Turm, wo der Wind in der Dunkelheit seufzt und die Glockenseile bewegt. „Gott wird euch richten!“ flüstert der Alte, und Tränen rinnen ihm leise über die alten Wangen. . . .

„Mischeitsch, heba, Mischeitsch! Was ist das, bist Du denn eingeschlafen?“ ertönt es von unten.

„Was?“ ruft der Alte und springt rasch auf. „Gott, ich werde doch nicht eingeschlafen sein? Das wäre doch das erstemal!“

Und mit schneller, geübter Hand rafft er die Stränge zusammen. In der Tiefe bewegt sich die Menge der Bauern wie Ameisen. Die goldigglänzenden Kirchenfahnen flattern in der Luft — der Umgang um die Kirche ist beendet, und der freudige Ruf dringt zu Mischeitsch herauf:

„Christ ist erstanden!“

Und dieser Ruf dringt in sein altes Herz wie eine Woge. Es ist ihm, als ob die Wachsterzen heller auffluderten, als ob die Menge stärker durcheinander woge, die Fahnen lustiger flatterten und der erwachende Wind die Tonwellen auffange und auf seinen breiten Schwingen mit sich emportrage zur Höhe. . . .

Noch nie hatte der alte Mischeitsch so geläutet.

Es war, als ob das überquellende alte Herz das tote Metall belebe, und die Töne lauchzten und sangen, lachten und weinten und schwangen sich immer höher, bis hinauf zu dem gestirnten Himmel. Und die Sterne glänzten und funkelten immer heller, und die Klänge stiegen bebend und sanken schmeichelnd, lieblosend wieder herab zur Erde. . . .

Der große Baß dröhnte und rief mit gewaltiger, mächtiger Stimme, die Himmel und Erde erzittern ließ:

Christ ist erstanden.

Und unter dem gleichmäßigen Schlagen der Glockenherzen erbebend, fielen zwei Tendre freudig und wohlklingend ein: Christ ist erstanden!

Und wie ängstlich zurückbleibend, mischten sich zwei kleine Diskante unter die Großen und sangen lustig und eifrig wie kleine Kinder: Christ ist erstanden!

Und es war, als zitterte und wankte der alte Glockenturm, als breite der Wind, der das Gesicht des Glöckners sächelte, seine Flügel aus und sänge mit: Christ ist erstanden!

Und der Alte vergaß das Leben mit allen seinen Sorgen und Entbehrungen — er vergaß, daß er sein Leben nur in diesem engen, düsteren Turm zugebracht, daß er allein in der Welt stand wie ein alter Baum, den der Blitz zerschmettert. Er tauschte den Tönen, die sangen und schluchzten, die sich empor schwangen zu dem stolzen Himmel und wieder herab sanken auf die arme Erde, und es war ihm, als sei er wieder von seinen Söhnen und Enkeln umringt, und ihre frohen Stimmen vereinten sich zu einem Chor und sangen ihm von Glück und Freude, die ihm doch das Leben nicht gebracht — — — der alte Glöckner zerbrach an den Strängen, große Tränen liefen ihm über die Wangen, und sein Herz pochte stärker vor illusorischem Glück. . . .

Unten horchten die Leute und sprachen miteinander, daß der alte Mischeitsch noch nie so wundervoll geläutet habe. Jäh aber erzitterte die große Glöde miltönig und verstummte — — — die trillernden Unterstimmen hielten inne, als ob sie der traurig gebogenen Note lauschen wollten, die bebte und weinte und schluchzte und allmählich in der Luft verklang — — — kraftlos sank der Alte auf die Bank zurück und zwei letzte Tränen rannen ihm langsam über die erblichenen Wangen — — —

Löst ihn ab, ihr da unten, der alte Glöckner hat ausgeläutet!

## Der Sturm auf Düppel

18. April 1864.

Als nach einem wochenlangen Belagerungs- und Verteidigungskriege von den Schanzen von Düppel, der eine Entscheidung natürlich nicht herbeiführen konnte, das Ende des Monats März herangekommen war, konnte man endlich mit den Vorarbeiten zu einem Sturmangriff auf die sechs stärksten, durch Graben, Palisaden und Sturmpfähle geschützten Schanzen beginnen; aber es dauerte immer noch drei weitere Wochen, bis man wirklich zum Hauptsturm übergehen konnte. Um die Mitte des April wurde dafür der 18. April bestimmt; die Belagerungsstruppen wurden noch schnell durch die Garbedivision verstärkt,



Prinz Friedrich Karl von Preußen.

die aus Jütland herangezogen wurde und in zwei Tagen in Gewaltmärschen herbeieilte.

Als ich am Morgen (des 18. April) mich in den Sattel setzte, so erzählt der Führer der preussischen Truppen, Prinz Friedr. Karl von Preußen, hatte ich eine gewisse Besorgnis, die Dänen könnten die Anhäufung der Truppen bemerkt und die Schanzen (wie sie es beim Danewerk getan hatten) freiwillig verlassen haben.

„Alles unverändert!“ lautete die tröstliche Antwort von der Brigade Schmid bei Radebüll, und ein „Ich habe sie!“ war der Refrain in meiner Brust. Mit diesen Gefühlen betrat ich den Spitzberg. Es mochte gegen 10 Uhr sein. Der „Kolk Krake“ lag mit zurückgeschobenen Feuern an der alten Stelle und trodnete seine Wäsche. „Sie haben also nichts gemerkt,“ sagte ich mir. . . .

Zehn Uhr rückte heran. Die Spannung war groß. Eine Anzahl Batterien schwiegen, andere änderten nach der Instruktion ihre Ziele. Leichte blaue Wölkchen längs der Kommunikationen und das Geknatter des dänischen Kleingewehrfeuers zeigten, daß der Sturm begonnen. Vier Musketiere unter dem „großen“ Pfeife vom Leibgrenadierregiment intonierten in der zweiten Parallele den berühmten Yorkschen Marsch, dann den nachher noch volkstümlicher gewordenen „Düppelmarsch“ und den Marsch aus „Margarethe“.

Soweit der Feldherr. Auf der zweiten Schanze, in deren Palisaden die Pioniere eine Öffnung sprengten, wobei der tapfere Pionier Klinte seinen Tod fand, wehte bereits zehn Minuten nach 10 Uhr die schwarz-weiße Fahne. Auf der dritten Schanze flatterte die Siegesfahne noch früher, wenn auch der Widerstand in dem erstürmten Werk fortdauerete. Auf Schanze IV pflanzte Major von Vereu, der bald darauf fiel, die preussische Fahne auf. In die fünfte Schanze drang der Feldwebel P r o b s t mit der Fahne in der Hand; da traf ihn eine Kugel in den rechten Arm; um die in den Boden gepflanzte Fahne zu verteidigen,

nahm er den Degen in die linke Hand, doch eine zweite Kugel freckte ihn zu Boden. „Was nicht durch Nachspruch oder andere zwingende Notwendigkeit als Besatzung in den Schanzen gehalten oder in sie zurückgeführt wurde, stürmte unaufhaltsam vorwärts. Schanze VIII wurde in Rücken und Flanke durch zwei tapfere Kompagnien des 1. Posen'schen Regiments Nr. 18 von der Brigade Raven gestürmt, Schanze IX durch Kompagnien des zum Entzücken tapferen Leibregiments derselben Brigade. Hier war der tapfere Oberst von Berger, Kommandeur dieses herrlichen Regiments, persönlich unter den allerersten auf der Schanze. . . Die Wegnahme dieser Schanzen VIII und IX halte ich für die schönste Waffentat dieses ruhmreichen Tages. Sie geschah in der Art, wie sie geschah, nicht auf meinen Befehl. Die tapferen Regimentskommandeure und der General R a v e n, der bald darauf fiel, haben wohl den Impuls gegeben. Sie wurde ausgeführt von Truppen, die nicht zum Sturm vorgeübt waren, ohne Sturmgerätschaften, ohne Anleitung von Pionieren und mit Helm und Tornister, die die Sturmkolonnen zurückgelassen hatten. Der unwiderstehliche Drang, die Schanzen VIII und IX zu nehmen, rührte offenbar von dem Beispiele der ebenso glänzend erstürmten ersten Schanzen her, von der Sieges-

Genugtuung, daß meine Erziehungsprinzipien sich glänzend bewährten, das Streben, den gemeinen Mann durch Erweckung des Ehrgefühls und Selbstvertrauens zu einem so vollendeten Krieger zu machen, daß er des Beispiels seiner Offiziere in minderm Maße bedarf als früher. Um so besser, wenn das Beispiel noch dazu kommt, aber der Soldat muß sich darum wie ein Held schlagen, weil es ihn von innen heraus so treibt, daß er nicht anders kann. Das war und ist mein Streben. Hier sah ich die Frucht, auf Aßen sah ich sie wieder.“

Freilich, der Sieg war teuer erkauft: an 1200 Tote und Verwundete, darunter 70 Offiziere, bezahlten ihn mit ihrem Blute; aber es war ein Sieg, der die Augen des Auslandes auf das Preußen Wilhelms I. richtete und den kriegerischen Ruf des französischen Volkes in den Schatten zu stellen drohte. Dafür gibt Prinz Friedrich Karl in folgender Erzählung den Beweis: „Wir haben ein Malakoff genommen (im Krimkrieg), Sie haben deren zehn genommen!“ waren die Gratulationsworte des französischen Grafen von Clermont-Tonnerre an mich, als mein Sieg vollständig war. Dabei lief ein Strom von Tränen über seine Wangen. Er war ein Krimsoldat, aber für unsere Armee sehr eingenommen. So erschütterte er von dem, was er gesehen.“



Der Sturm auf die Düppeler Schanzen (18. April 1864).

übersicht, die sich unserer, und von der Erschütterung, die sich der feindlichen Truppen bemächtigt hatte. Schanze X wartete den Sturm nicht ab, sondern ergab sich.“ (Prinz Friedrich Karl.) So waren innerhalb zweier Stunden die Düppeler Schanzen in den Händen der Preußen:

Von Schanze eins bis Schanze sechs  
Ist alles dein, Wilhelmus Rex;  
Von Schanze eins bis Schanze zehn,  
König Wilhelm, deine Banner wehn.

Nachmittags vier Uhr verstummte das Feuer überall; die Dänen waren über die Brücke von Sonderburg nach der Insel Aßen geflohen.

Prinz Friedrich Karl faßte sein Urteil über die Leistungen der preussischen Truppen an diesem Tage in die Worte:

„Unsere Kolonnen eilten nicht, liefen nicht, sie r a s t e n vorwärts. Es zeigte sich hier zuerst und bei dem weiteren Verlauf der Kämpfe immer von neuem ein Eifer im Angriff, ein Glanz, wie er nie schöner gewesen sein kann, wie er wahrscheinlich vorher nie dagewesen ist. Mehr wie dies kann nicht von Soldaten geleistet werden. Die Eile war so groß, daß die älteren Hauptleute von ihren Soldaten teilweise überholt wurden, daß die Stabs-offiziere unmöglich unter den ersten sich halten konnten.“ Vor allem aber sah Prinz Friedrich Karl hier den glänzenden Erfolg seiner Erziehungsmethode. „Heute sah ich,“ schreibt er, „mit

Auf die Kunde des Sieges eilte König Wilhelm selbst nach dem Norden, um über die Düppelstürmer eine Parade abzuhalten und Führern wie Soldaten seinen Dank auszusprechen. „Sie haben die Augen von ganz Europa auf sich gezogen,“ so sprach er zu ihnen, „und überall, wo man hinhört, das größte Lob eingeehrt. Das, meine Herren, ist die Frucht des guten Geistes, der, wie allbekannt, die preussische Armee beseelt und gewiß nie in derselben erlöschen wird. Ich sage Ihnen allen nochmals meinen tiefgefühltesten Dank. Den Sturmkolonnen werde ich für die im höchsten Maße bewiesene Bravour und Unererschrockenheit, mit welcher sie den großartigen Sieg herbeiführten, ein ganz besonderes Denkzeichen verleihen. Adieu, meine Herren, teilen Sie allen Mannschaften meine allerhöchste Anerkennung mit und sagen Sie ihnen meinen königlichen Dank!“

## Hans Rheder.

Ein Künstlerroman von Ilse T r o m m.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Ein lukullisches Mahl harrete Hans Rheder. Fräulein von Goodhiten hatte die Regie übernommen, was um so besser war, weil auch ihr Portemonnaie die realen Werte hergeben mußte.

Frau Menten hatte ihr Ehegchirre bereitwilligst zur Verfügung gestellt, und da man mehr Personen als Teller hatte, mußten immer zwei und zwei sich mit einem begnügen. Zufällig fanden sich denn auch hierzu gerade diejenigen, die zarte Beziehungen zu einander unterhielten. Mit Freuden war man nun bereit zu dieser Einschränkung, und die Mahlzeit verlief sehr lustig.

Aus einem Syphon floß echtes „Düsseldorfer“, und der das Amt des Papiers übernommen hatte, fand keine Gelegenheit, auf seiner Niste einzuschlafen.

Zu ziemlich vorgerückter Stunde erhob sich eine verdächtig wankende Gestalt.

„Behrte Anwesenden! Wir haben uns hier an Speise und Trank, ohne unseres Glückfindes zu gedenken, dessen Pfad fortan zu den Sternen führen wird. Per aspera ad astra möchte ich sagen, denn sein Fuß wanderte bisher über rauhe Pfade. Möge es ihm vergönnt sein, uns noch recht lange bei sich bewirten zu können.

Das ist unser aller heißer Wunsch. Heute aber, da wir versammelt sind, sein Armutsabschiedsfest zu feiern —

„Hallo,“ rief die kleine blasse Mia, „der Fred ist ein Dichter, ein wirklicher Dichter. Er erfindet immer so großartig klingende Worte. Hört nur — Armutsabschiedsfest. Ist das nicht großartig? Man könnte sich ein Schauspiel dazu denken.“

„Ja, Fred — Mia hat recht,“ rief darauf Jupp Kampmann, „Du bist ein Kerl! Du solltest mal ein Theaterstück zusammenschustern, und wir führen es auf. Wir bilden eine Truppe —

„Eine Schmiere,“ warf einer der jungen Leute ein.

„Eine Truppe,“ bekräftigte Jupp, „und ziehen über Land. Wir verdienen Geld wie Heu, — Geld, Kinder, hört Ihr!“

Aller Augen glänzten bei solchen rosigen Zukunftsbildern. Mia steckte ihre Ohrenscheiden zurecht und hob ihr kleines Stunfnäschen stolz in die Luft, während ihre klugen Augen selbstbewußt alle Anwesenden streiften. Ihr Freund, ein langer junger Architekt, der eben die Kunstgewerbeschule mit Erfolg absolviert hatte, drückte sie in überströmender Zärtlichkeit an sich.

„Du bist ein süßes Weibchen, Mia.“

„Ach, laß doch — Du zerdrückst meine Blumen.“

An ihrem gelben Seidenfächer hatte sie so viel Blumen gesteckt, wie sie nur eben anbringen konnte. Sie verriet unstreitig Geschmack, und ihr Freund opferte treulich jedes überflüssige Fünfundzwanzigpfennigstück für ihren Blüten schmuck.

Hans Rheder schaute sie unverwandt an, und auch sie kokettierte mit ihm. Schließlich schlängelte sie sich bis an seinen Platz.

„Du, Hans — was machst Du nun mit all dem Geld?“

Hans Rheder lachte.

„Mit all dem Geld! Du bist sehr gut. Eine Burg werde ich mir wohl nicht kaufen können — oder meinst Du . . .“

Die Kleine sah das ein. Agier van Hoochsten, eine Holländerin, die ihre Kinderjahre auf Java verlebt hatte, tätschelte ihren Affen. Ihre großen braunen Augen hingen sichtlich gefesselt an Rheders Zügen.

„Prost, Agier —“ wuntte Rheder, indem er sein Glas hoch empor hob. Einige andere Mädels stimmten ein Lied an, aber die Malerjünglinge geboten ernsthaft Schweigen. Da erhob

sich Hans Rheder, kletterte hinter den um den Tisch Sitzenden vorbei und holte seine Gitarre, die auf der Fensterbank stand. Man verschleierte die Lampe mit einem Stück roten Streppapier, stellte sie in eine Ecke, so daß das Zimmer nur wenig, dafür aber um so stimmungsvoller beleuchtet war, und Hans Rheder begann mit seiner wohlklingenden Stimme zur Gitarre zu singen. Allerlei süße kleine Liebeslieder, die die allzu empfänglichen Herzen der Anwesenden lichterloh auflobern ließen.

Von außen gleiste über dem trauen Dächergewirr das volle Mondlicht ins Atelier und schuf eine noch bezauberndere Beleuchtung. In ihr sah Rheder nur zärtlich aneinander geschmiegte, weltvergessene Paare, die die Weihe der Stunde voll auf sich einwirken ließen. Zu seinen Füßen saß Agier van Hoochsten mit ihrem kleinen javanischen Affchen, und ab und zu traf ihn ein feuriger Blick ihrer dunklen Augen, der ihn zu neuen Liedern begeisterte.

Das Atelierfest schien kein Ende nehmen zu wollen. Längst war das Vierstrophon geleert, längst das letzte Butterbrot seiner Bestimmung anheim gefallen, und noch dachte keiner an den Heimweg. Endlich tat sich die Tür auf, und Frau Mentens Nasenspitze lugte herein. Da sie eine höchst seltsame Form und Farbe hatte, erschrafen die Feiernden nicht wenig. Ein Beherzter zog aber die sich heftig Sträubende wackelnd ins Zimmer.

„Mein Gotte, nicht — ich bin ja in der Nachtsjude — lassen Sie mir man los — —!“

„Menten — Sie alte treue Seele — wenn Sie mir zu der verkaufen, „Stridenden Frau“ nicht Modell gefessen hätten, dann erginge es mir heute mies, was?“

„Ach, du liebe Zeit — als wenn ich so schrecklich ans Geld hängen täte. Ich hatt' Ihnen nie gedrängt, wenn mein Mann nich so'n Sauf-luder wäre . . .“

„Ich weiß, ich weiß, laß'n Sie nur. Ich bin ja jetzt reich. Ein Krösus — ha, ha . . .“

Die Frau nickte ernsthaft.

„Ja — das sind Sie, jawoll. Aber was ich sagen wollt — wenn Sie jetzt aufhören täten.“

„Aufhören — — ne, gibts gar nicht.“

Rheder faßte sie unter den Arm.

„Jawohl, wir wollen Schluß machen, sonst muß unsere liebe Menten am Ersten ziehen.“

„Das ist es, was ich Sie sagen wollt. Die

Leute unter Ihnen können nicht schlafen, wegen dem Kadav mit all die Füß . . .“

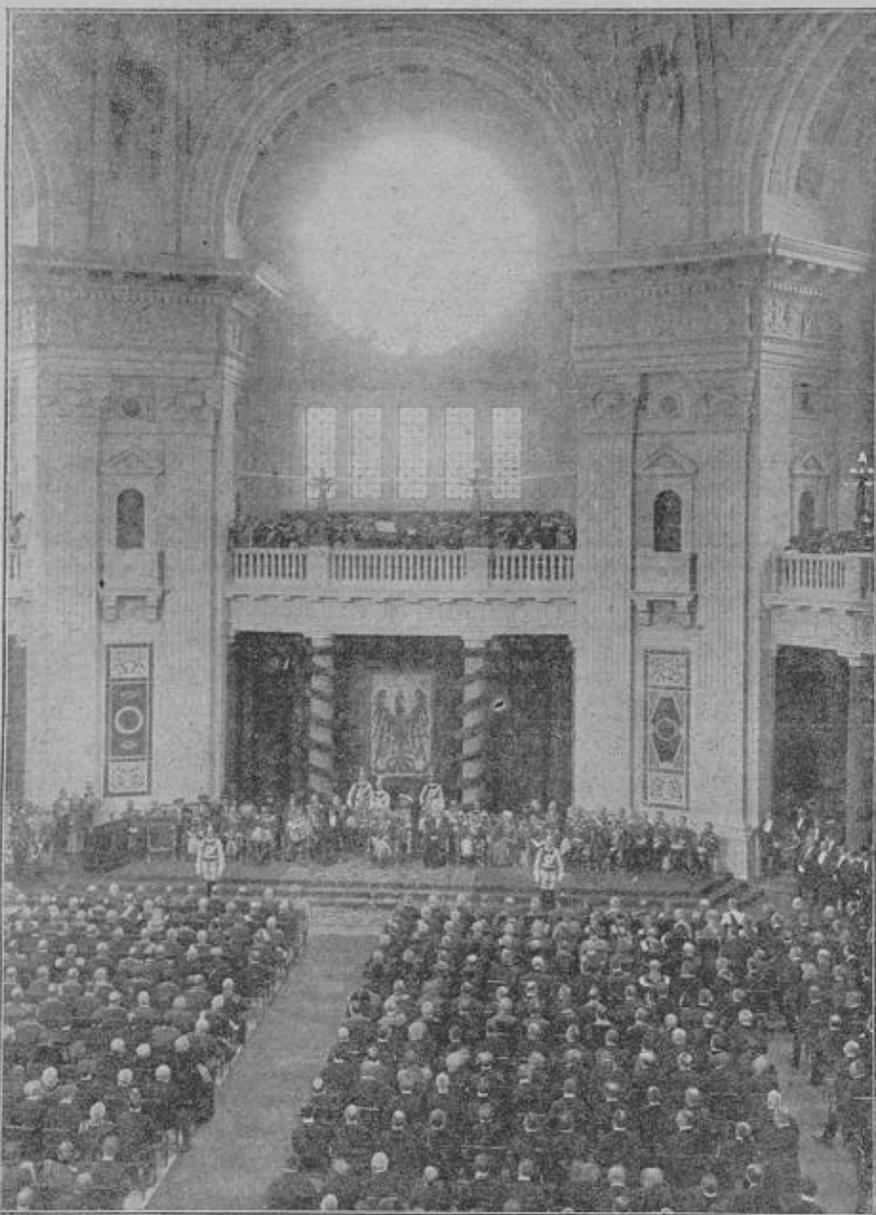
Sachte schob Rheder sie zur Tür hinaus.

„Sie hat recht, Kinder. Man kann es den Leuten wirklich nicht antun, daß wir die halbe Nacht über ihren Köpfen herumtanzen. Denen fängt der Tag früher an als uns.“

„Schön — lassen wir gelten,“ sagte Mias Freund, „aber wir bitten uns aus, daß Du mit gehst. Schlafen kannst Du doch noch nicht. Also auf.“

Agier van Hoochsten sah ihn bittend an, und da er heute ganz im Bann ihrer aparten Persönlichkeit war, widerstand er nicht.

Das Haus erzitterte in seinen Grundfesten, als die froh-gelaunte kleine Schar die Treppe hinunter stieg. In den Straßen der Altstadt herrschte schon tiefer Frieden. Nur einzelne verspätete Nachtschwärmer irrten angetrunken über die schmalen



Einweihung des Neubaus der Königlichen Bibliothek in Berlin, der 14 Millionen Mark gekostet hat. Die Feler im großen Appellsaal.

Das Haus erzitterte in seinen Grundfesten, als die froh-gelaunte kleine Schar die Treppe hinunter stieg. In den Straßen der Altstadt herrschte schon tiefer Frieden. Nur einzelne verspätete Nachtschwärmer irrten angetrunken über die schmalen

Bürgersteige, von denen sie alle Augenblicke abirrten und dann jedesmal vor Schreck fast in die Knie sanken.

Nun beriet man, wohin man gehen wollte, und man wurde schließlich bei der Stimmenmehrheit einig, zu Bols zu gehen. „Da kann man tanzen,“ sagte Mia strahlend, weil Tanzen ihr ureigentliches Element war und sie am liebsten unaufhörlich getanzt hätte.

„Also zu Bols.“  
Agier ging an Rheders Arm, obwohl Mia alles darum gegeben hätte, wenn sie an ihrer Stelle gewesen wäre, und Hans Rheder durchlebte die wunderbarsten Empfindungen, die er bisher nie gekannt hatte.

Er hatte sich bis auf den heutigen Tag stets von Frauen zurückgehalten, und die Liebe war ihm noch in keiner Gestalt begegnet. Die jungen Mädchen, die er von der Kunstgewerbeschule her kannte, waren ihm nur Kolleginnen gewesen. Und nun fühlte er sein Herz klopfen und sein Blut so leicht durch die Adern fließen, und er wußte nicht, was es Agiers Nähe oder der unerwartete Erfolg, der ihn in diesem Glückstaumel hineinriß.

Bei Bols fand man noch einige Bekannte. Es waren mehrere ältere Herren, die sich durch eigentlich kaum nennenswerte „Großtaten“ in den Ruf gebracht hatten, zu Düsseldorf's Mäzenatentum zu gehören. Sie besuchten die Ateliers der jungen Künstler, hauptsächlich weil es ihnen Spaß bereitete. Zwar machten sie auch gelegentlich hier und da Ankäufe, bei denen sie es allerdings nicht unterließen, den geforderten, ohnehin schon sehr bescheidenen Preis noch ganz unerhört zu drücken. Da sich aber die jungen Leute meistens in Geldverlegenheit befanden, waren sie schließlich mit allem einverstanden, und sie vertrösteten sich in der Hoffnung auf bessere Zeiten, wann es auch ihnen vergönnt sein werde, Honorare eines Liebermann oder Clarenbach zu fordern.

Die Herren winkten grüßend, Mia, die solche Situationen geschickt auszunutzen verstand, trat schnell an den Tisch heran, begrüßte sie wie gute Freunde und sah nach wenigen Augenblicken seelenvergnügt hinter einem Punsch romain, ihrem Lieblingsgetränk. Sie fing für diese Günst von ihrem Freund unwillig, ja direkt wütende, und von den andern, mit Ausnahme der Javanerin und Rheders, giftneidische Blicke auf, die sie aber keineswegs daran hinderten, ihre beste Laune hervorzutreiben.

Nun aber präludiverte der alte Italiener, der bis dahin stumpfsinnig in einer Ecke gelauert hatte, eine lustige Melodie, die bald in eine Tonschneppweise überging. Man vernahm eiliges Gerede, lief unruhig durcheinander. Dann hatten sich einige Paare zusammengesunden, die sich in dem Raum zwischen Tischen und Stühlen ihrer Tanzleidenschaft restlos hingaben. Es war unstreitig Klasse und Temperament in ihren Bewegungen.

Mia war nicht mehr zu halten gewesen. Ihr Freund war an den Tisch herangelommen, hatte ein bißchen mit seinen Armen und Beinen geschlenkelt, als müsse er sie vor dem Tonschnepp in seinen Gelenken lockern und war dann mit ihr durchs Lokal „geflogen“.

„Wenn Du mit dem Nachsheim so tofettierst, ist's aus, sag ich Dir,“ flüsterte er eiferüchtig.

„Bah, der hat mir versprochen, ein Wort mitzureden bei dem Festauschuss, damit ich einen Tanz aufführen darf.“

Die Kleine produzierte sich zu gerne und nahm jede Gelegenheit wahr, sich irgendwo hervorzutun.

„Du blamierst Dich bloß, sei doch geschick.“

„Ich wüßte nicht, daß ich mich mehr blamierte, als Du mit Deinem Apachentanz.“

„Na, wir werden ja sehen.“

Hans Rheder betrachtete gedankenversunken die Anwesenden. So gern er sonst in ihrer Gesellschaft geweilt hatte, jetzt zu dieser Stunde verspürte er plötzlich das rasende Verlangen, allein zu sein, fern von Musik und lachenden Menschen, allein mit seinem dankbaren, glücklichen Herzen.

Die Javanerin sah sehr müde aus. Sie schien sich, weil er wenig redete, zu langweilen, da sie nie in die laute Lustigkeit einstimmt.

„Wollen wir gehen, Fräulein Agier?“

„Ach ja,“ sagte sie, „Sie täten mir einen Gefallen. Ich bin wirklich abgespant.“

Die andern achteten nicht darauf, daß sie das Lokal verließen. Langsam gingen sie durch die Königsallee, die sich im herrlichsten Kastanienmund dem Auge darbot, die alten Bäume mit den blauen weißen Herzen waren in der klaren Mondbe-

leuchtung wahrhaft bezaubernd. Auf der im Schatten liegenden Wasserseite lustwandelten einzelne Bärchen in seliger Verfunkenheit, und hier und dort auf den Bänken saßen fragwürdige Gestalten, die wahrscheinlich die Stärke des Alkohols nicht gekannt hatten, denn lautes Schnarchen und die willenlose Haltung der Menschen befandete, daß sie vorläufig dem irdischen Jammerthal entrückt waren.

Das Affchen drückte sich wärmesuchend in den Arm seiner Besitzerin. Es blinzelte aus seinen Augen, traurigen Auglein, so daß Hans Rheder unwillkürlich davon ergriffen wurde.

„Armes Tierchen,“ sagte er mitleidig im Weitergehen. Agier blickte ihn an.

„Warum sagen Sie das, Rheder?“

Er schwieg und schaute nachdenklich vor sich hin.

„Es ist doch traurig, wenn man bedenkt, das Tierchen ist so ganz seiner Heimat entzogen. Es muß hier unter anderen Bedingungen leben und hat nichts als Ihre Pflege — keinen Gefährten . . .“

„D — — glauben Sie, es sehnt sich danach?“

„Ja, sicher.“

„Daran dachte ich nicht bisher . . .“

Sie drückte das Tier wärmer an sich.

„Wissen Sie schon, daß ich fort gehe?“

Ehrliches Erschrecken lag auf seinem Gesicht. Sie, die ihm während zwei Jahren eine gute Kollegin gewesen war, wollte gehen und vielleicht sahen sie sich nie mehr wieder. Ein heißes Aufwallen überfiel ihn.

„Agier, bleiben Sie — — —“

Unwillkürlich hatte er ihre Hand ergriffen. Sie wagte nicht aufzuschauen. War es nicht das Wunderbare, das was sie seit langem wünschte, daß er reden würde; reden von seiner großen starken Liebe.

„Ich kann den Gedanken nicht ertragen, Sie gehen zu sehen.“

„Warum nicht?“

„Weil ich Dich liebe, Agier.“  
Sie blieb stehen. Ihr großes, ruhiges braunes Gesicht wandte sich ihm voll zu.

„Du liebst mich?“

„Ja, Agier — ich weiß es erst seit dieser Stunde, daß ich Dich liebe — — —“

Sie standen auf der Goldenen Brücke. Da schlang der junge Mann stürmisch seine Arme um das bebende Mädchen und küßte sie.

Ihn hatte ein toller Wirbel ergriffen. Er durchlöstete die Minuten des seligen Raufches. Nach einer Weile löste sich Agier aus seiner Umarmung.

„Wir wollen jetzt klar und vernünftig reden, Hans, was denkst Du Dir für die Zukunft?“

Er riß sie erneut an sich und küßte sie.

„Ich werde arbeiten, schaffen und uns eine Zukunft aufbauen.“

Er hatte begeistert gesprochen. Sie aber schaute ihn lächelnd an.

„Ach, Du Narr — Du lieber — da können wir noch lange warten.“

Er war wie vor den Kopf geschlagen. Noch warten, sagte sie, noch lange warten. Sie setzte also gar keine Hoffnung auf sein Können — auf seine Zukunft. Die Eröffnung hatte ihn mit niederdrückender Gewalt getroffen. Er fand keine Entgegnung.

„Was glaubst Du? Du wirst mit mir fortgehen, nach meiner Heimat. Ich bin reich und unabhängig. Reicher, als Du denkst, weil ich nie darüber gesprochen habe. Ich habe keine Eltern und Geschwister, und mein Vermögen steht frei zu meiner Verfügung. Einer Laune folgend, habe ich hier die wenigen Semester Kunstgewerbe studiert. Es hat mir gut gefallen, denn ich habe nette Menschen kennen und schätzen gelernt. Dich liebe ich schon seit langem. Nun aber, da ich weiß, daß Du meine Liebe erwidert, nun hält mich nichts mehr an Deutschland . . .“

Zassungstos sah Rheder sie an. Er verstand den Sinn ihrer Worte nicht, hörte nur, daß sie ihn veranlassen wollte, seine Heimat gegen die ihrige einzutauschen. Nein und tausendmal nein, er wurzelte mit seinem Blut in dem Boden, auf dem er gestellt war, und keine Macht der Welt war imstande, ihn diesem Boden zu entreißen.

(Fortsetzung folgt.)



Prinz Karol von Rumänien,  
der Sohn des Thronfolgerpaars,  
der sich mit der Großfürstin Tatjana verloben wird.



Großfürstin Tatjana von Rußland,  
die zweite Tochter des Zarenpaars,  
die sich mit dem Prinzen Karol verloben wird.



## Sprüche.

Ein recht deutsch Herz trachtet nicht nach Reichtum, sondern nach Ehr' und Glimpf und strebt nicht, wie es viel Gold und Silber gewinne, sondern, wie es diejenigen überwinde und beherrsche, die dasselbe in so großer Menge bestze.

Menschen, die nur das Schlimme glauben, Das man von ihrem Nachbar spricht, Möchten dem Nachbar die Tugend rauben, An der es ihnen oft selbst gebricht.

**Aus Albanien: Ein Hau (Gasthof oder Hotel).** Nach unseren Begriffen ist diese Unterkunftsgelegenheit nicht sehr einladend, aber man muß mit den bisherigen Ansprüchen der dortigen Bewohner rechnen, um auch diese Gastwirtschaften als bisher genügend zu bezeichnen. Das wird ja nun anders werden, nachdem schon jetzt der geringe Fremdenzufluß in Albanien gezeigt hat, daß es das Beste ist, wenn sich jeder sein Bett zum Übernachten selbst mitbringt.

**Die Besichtigung des „Imperators“ durch den Reichskanzler.** Kürzlich besichtigte der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg das Riesenschiff der Hamburg-Amerika-Linie und sprach seinen Beifall über das Schiff und seine innere Einrichtung aus. Unser Bild illustriert wohl am besten die Größe des Riesenschiffes, indem man sieht, wie klein die Personen gegen den Koloss, der 5000 Menschen fassen kann, erscheinen.

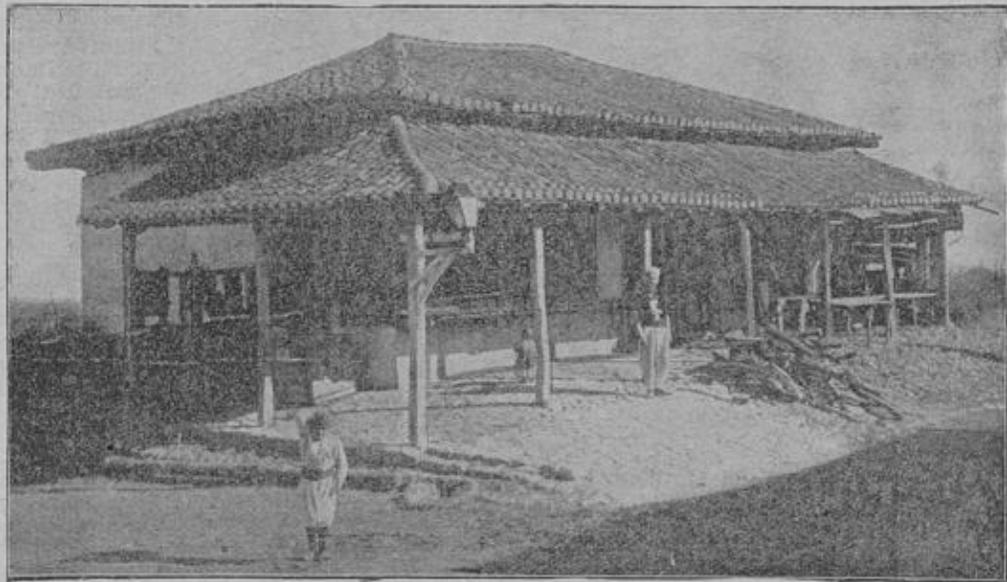
**Eine seltene Briefmarke.** Als Kapitän Scott seine berühmte Expedition nach der Antarktis organisierte, bot ihm die englische Postverwaltung an, besondere Briefmarken zu schaffen, aus deren Verkauf die Polarmission einen Nutzen ziehen sollte. Kapitän Scott wurde von der Regierung von Neuseeland zum „Postmaster“ von Viktorialand ernannt und ein Postbeamter Francis Drake wurde ihm als Stassierer zur Seite gestellt. Es wurden nach jeder Richtung drei Posten expediert, und zwar mit Hilfe der „Terra Nova“ und einiger anderer Fischdampfer. Die Briefe wurden mit Marken von einem Penny und einem halben Penny der Postverwaltung von Neuseeland frankiert, sie erhielten aber einen Aufdruck, der ihren Wert auf 25 oder 5 Schilling erhöhte. Diese wenigen Marken werden natürlich einst zu den allersehrsten der Welt gehören.

**Die russische Regierung gegen die Errichtung eines Tolstoidenkmal.** Der „Nowoje Wremja“ zufolge hat der Minister des Innern die Erlaubnis zu einer Subskription für ein Tolstoidenkmal verweigert.

**Merkwürdige Ortsbezeichnungen.** Das nördlichste Dorf des Deutschen Reiches, auf 55° 54' nördlicher Breite gelegen, heißt N i m m e r i a t t. Es liegt an der

Düsee im Kreise Memel, hat eine Rettungsstation für Schiffbrüchige und 236 evangelische Einwohner, die sich vom Fischfang und Fischräuchererei nähren. Die zu Nimmerfart gehörige Poststation führt einen Namen, der dem Vater einer zahlreichen Kinderschar bedeutend sympathischer sein dürfte. Sie heißt nämlich . . . I m m e r f a r t.

**Die größte Brücke der Welt.** Der Plan einer Riesenbrücke über den Hudson, die New York mit New Jersey verbindet, ist nunmehr, wie aus New York berichtet wird, in allen Einzelheiten festgestellt. Diese größte Brücke der Welt wird 165 Millionen nach einer annähernden Schätzung kosten. Türme, fast so hoch wie der Eiffelturm, werden nötig sein, um die Spannweite eines einzigen Bogens zu tragen. 400 000 Passagiere sollen die Brücke in der Stunde überschreiten können. Acht Eisenbahnlinien, die über die Brücke führen, sind vorgesehen, zwei für Untergrund-, zwei für Hochbahnen und



Ein Hau (Gasthof oder Hotel).

vier für Niveaubahnen, während auf der Fahrstraße zehn Fahrzeuge Seite an Seite nebeneinander fahren können. Die Breite der Brücke wird 200 Fuß betragen; die Pfeiler, die die Brücke stützen, sind 550 Fuß über Wasser und 250 Fuß unter Wasser; die Höhe der Brücke wird auch dem größten Dzeandampfer die Durchfahrt gestatten. Die Gesamtlänge der Brücke ist auf etwa drei Kilometer festgesetzt und die Kosten für die Freimachung des Terrains zu beiden Seiten des Hudsons für die Brücke werden allein mit 20 Millionen angegeben.

**Unnötige Sorge.** Richter: „Wollen Sie sich bei der Ihnen diktierten Strafe beruhigen?“ Angeklagter: „War überhaupt nicht aufgeregt!“

**Saison.** „Wissen Sie, gestern beim Diner bei Meyers kam ich mir vor wie der beschäftigte Anwalt von Berlin.“ „Wieso Anwalt?“ „Na, das ging immer holtzerdipolter von einem Gericht zum anderen.“

**Aus fremden Zonen.** „Sie haben also die berühmte Forschungsreise des Kapitäns West mitgemacht?“ „Allerdings.“ „Aber ich las doch, daß die Expedition in Afrika bis auf den letzten Mann niedergemacht

wurde.“ „Stimmt! Dieser letzte Mann bin ich!“

**Monolog.** Höhere Tochter (die sich einen Zahn plombieren ließ): „Ach, wie fein: endlich hab' ich ein Geheimnis!“

**Wendung.** „Fast täglich sehe ich jetzt den Dr. Meyer mit seiner Schwiegermutter im Auto fahren.“ „Warum wundert Sie das?“ „Nun — früher sind die beiden doch ganz anders zusammengefahren!“

**Die Hauswirte.** Frau: „Hinter dem Schrant hier wachsen ja Pilze! Das muß ich sofort dem Hauswirt sagen!“ Mann: „Um Gotteswillen, sonst steigert er uns!“

**Zurücknahme.** Freundin: „Du hattest ja Besuch. War das nicht der Herr, der Dir neulich auf dem Ball sein Herz geschenkt hatte?“ Dienstmädchen (traurig): „Ach ja, soeben hat er's wieder abgeholt!“

**Vereinfachung.** Direktor (zum Autor): „Ihr Stück trägt ja gar keine Bezeichnung, ob es ein Trauer- oder ein Lustspiel ist?“ Autor: „Das will ich eben ganz der Auffassung des Publikums überlassen!“

**Er kennt sie.** Frau (die einen neuen Hut will): „Lieber Gustav, heute sollst Du Deine Leibespeisen haben. Junge Hühnchen — Spargel — frischen Gurkensalat — eine schöne Speise — aber Du mußt mir auch — Gatte: „Das ist recht nett, Schatz, aber — im Restaurant bekomme ich das viel billiger.“

**Poesie und Prosa.** Baafisch: „Ach, wie herrlich ist dieser Spaziergang durch die herbstliche Natur! . . . Welch' geheimnisvolles Klüstern! . . . Wenn ich die Sprache dieser herrlichen Giche verstehen könnte, was würde sie mir wohl sagen?“ Professor: „Mein liebes Fräulein,“ würde sie sagen, „entschuldigen Sie — ich bin eine Buche!“

**Unverschämmt.** Schneider: „Seit zwei Jahren warte ich auf das Geld für den Anzug, Herr Baron; wollen Sie mir die hundert Mark denn nicht endlich geben?“

Baron: „Wo denken Sie hin? Glauben Sie, ich zahle Ihnen hundert Mark für einen Anzug, der gar nicht mehr modern ist?“

## Säkrätsel.

„Ihr werdet Euren Hader doch nicht ewig wahren lassen? Geh! suche Deinen früheren Freund auf!“

„Nein!“ antwortete der Gemahnte, „er war der beleidigende Teil; ihm wird es darum — — —“

## Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.

Seder.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur E. Kellen, Bredehey (Mub). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kornen, Ess u. (Mub).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 16

Sonntag, den 19. April

1914

## Hans Rheder.

Ein Künstlerroman von Ilse E. Fromm.  
(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung).

„Warum entgegnest Du nichts, Liebster?“ fragte sie erstaunt, und in ihren Worten lauerte eine geheime Angst.

„Weil ich nicht verstehe, daß Du das verlangen kannst, wenn Du mich lieb hast.“

„Du bist sonderbar. Versteht sich das nicht von selbst? Es harret Deiner ein freies, ungebundenes Leben. Du wirst keine Sorgen haben — und was hast Du hier? Du wirst nie hochkommen, trotz diesem Erfolg von heute. Du mußt wissen, ein wirklicher Bilderkenner findet das Schulfäßige an unseren Bildern und Arbeiten auf den ersten Blick heraus. Da wollen wir uns mal gar nichts vormachen, mein Lieber. Die Akademiker haben unbedingt den Vorzug in der ganzen Kunstwelt. Man erlebt's doch täglich —“

Hans Rheder schwieg. Ihre Stimme peinigte ihn grenzenlos. Alles Wärme und Gute in ihm tötete sie. Seine ganze Liebe erstarb unter ihren kalten egoistischen Worten. Er brachte es kaum über sich, sich zur Ruhe und Freundlichkeit zu zwingen und atmete erleichtert auf, als man vor ihrer Haustür angekommen war. Der Abschied ging schnell vonstatten, und Hans war froh, als er die Tür von innen abschließen hörte.

Noch lange irrte er durch die Straßen der Altstadt, ohne den Mut zu finden, seine Behausung aufzusuchen. Der Tag war so reich an Geschehnissen, daß er sich mit der Fülle der Eindrücke noch nicht abfinden konnte.

Als er dann gegen vier Uhr endlich mit müden Gliedern die Treppe hinaufgestiegen war, hatte er noch eine Weile im Atelierfenster gestanden und in den Mond geschaut, der gerade über dem Rhein stand.

Frau Menten war nun schon dreimal an Rheders Tür gewesen und hatte geklopft, aber noch immer regte sich drinnen nichts. Es war die höchste Zeit, daß er endlich aufstand, wenn er noch rechtzeitig für den Besuch im Bureau des Kunstpalastes bereit sein wollte. Nun durfte er wirklich nicht länger schlafen.

„Herr Rheder — Herr Rheder, stehen Sie man schnell auf — es ist schon zehn Uhr —“

Rheder fuhr auf. Er war noch ganz im Banne seiner Träume und vernahm der Wirtin Stimme wie aus weiter Ferne. Nun machte er die Augen auf. — Wo befand er sich? — Er hatte geträumt, er arbeite in einem großen eleganten Atelier, das

er sich aus eigenen Mitteln ganz nach Geschmack eingerichtet hatte, und er hatte Erfolge über Erfolge und war erfüllt von eitel Glückseligkeit —

„Nu stehen Sie doch endlich auf, Herr Rheder — es geht auf halb elfe —“

Nun fuhr er völlig in die Höhe, rieb sich den Schlaf aus den Augen. Alles was er sah, war die alte Umgebung. Nichts hatte sich geändert. Kein Jota. War denn alles Spuk? — Der Brief von der Ausstellung hob sich von der dunklen Kommodendecke ab. —

Ah — da war's ja! Jetzt kehrte allmählich die Bestimmung an den gestrigen Tag zurück. Noch stand das Geschirr, das seine Bekannten benutzt hatten, überall herum — und noch lag ein Dunst von Zigaretten und abgestandenen Bierresten in der Luft. —

Er schwang sich aus dem Bett. Die Sonne schien schon warm durchs Fenster, und Hans Rheder atmete die frische Luft in tiefen Zügen ein. Frau Menten schob ihre runde Figur herein.

„Sie, was ich sagen wollte, Herr Rheder, was ziehen Sie denn gleich an, wenn Sie zur Ausstellung gehen? Ich meine, Sie müssen sich doch stinknobel machen, damit die Herren Respekt vor Ihnen kriegen.“

„Ja, ja,“ sagte Rheder, indem er sein Haupt in die Waschküchle steckte.

Die Frau blieb beharrlich zugegen. Sie räumte das Geschirr zusammen.

„Und dann noch eins: — Sorgen Sie man ja dafür, daß Sie gleich Geld kriegen. — Dat is die Hauptsache — plönnte Mönne, heißt es hier — — Verstehen Sie?“

„Natürlich, Frau Menten, machen Sie sich nur keine Sorgen...“

„Das sagen Sie so — — aber wo Sie doch so mit der Miete im Rückstand sind — — da können Sie mir's nicht übelnehmen, wenn ich mal annähne. — Wir haben's auch nötig, und das müssen Sie doch selbst sagen, daß ich mehr als anständig gewesen bin — —“

„Das bestreitet ja kein Mensch. Beruhigen Sie sich doch endlich, liebe Frau — — ich bin Ihnen doch nicht durchgegangen.“

„Gott sei Dank nich — das is wahr, alles was recht ist. — Aber nich w'hr — Sie sorgen, daß ich mein Geld jetzt kriegen — ich brauch's auch, das können Sie sich wohl denken.“

„Ich tue, was ich kann — aber nun lassen Sie mich zufrieden. Ich kann mir nichts aus den Rippen schneiden —“

Er war sehr peinlich berührt von dem Drängen der Frau. Mit ihrer unverschämten Miene blieb sie beharrlich stehen. Er hatte große Lust, sie zu ohrfeigen.

Frau Menten ging an den Kleiderschrank, der langaufgeschossen und außergewöhnlich schmal in der Ecke lehnte. Er stand



Der Deutsche Kaiser in Venedig.

Der Deutsche Kaiser in Venedig.

ein wenig nach rückwärts, weil die hinteren Füße im Laufe der Zeit durch das häufige Umziehen gelitten hatten und schließlich abgebrochen waren.

„Was wollen Sie denn eigentlich anziehen, Herr Rheder — der Schwalbenschwanz ist ja nicht da. Haben Sie ihn wieder mal verliehen?“

„Nein,“ sagte Rheder trocken.

„Dann muß er doch da sein. Oder haben Sie ihn im Schließkorb? Na ja, dann wird er nett aussehen! Und ich kann mich noch ans Aufhängen geben.“

Rheder schüttelte den Kopf.

„Geben Sie ihn wenigstens her, sonst wird's zu spät, und schließlich kriegen Sie kein Geld. Also los. Was tut man nicht alles um seine Mieters.“

„Ich hab' den Anzug verjezt, also lassen Sie mich zufrieden. Eher haben Sie ja doch keine Ruhe, als bis Sie mich ausgepreßt haben.“

Rheder wurde nervös. Frau Menten fuhr gereizt herum.

„Da hört aber doch alles auf. Mein ich's denn schlecht mit Ihnen?“

Er beschwichtigte sie, da sie geneigt schien, wieder mit allerlei unangenehmen Argumenten herauszurücken, die ihm höchst wahrscheinlich die Laune gründlich verderben würden. Eilig zog er seinen täglichen Anzug an, weil er außer diesem keinen andern mehr besaß. Der Cutaway war ins Pfandhaus gewandert, als er sich mal in sehr dringenden Räten befunden hatte. Vielleicht,

folgen zu lassen, als er auf der Treppe blindlings in die Arme der heraufsteigenden Frau stürzte.

„Mann — was soll das denn heißen?“

„Es ist die höchste Zeit, Frau Menten, die höchste Zeit. Sie sind zu lang geblieben.“

Er wollte sich schnell an ihr vorbeidrücken, aber ihre massive Gestalt versperrte ihm den Weg.

„Kommen Sie man getroßt mit. Soviel Zeit haben Sie noch. Erst können Sie sich lang genug pennen, und dann ist's plötzlich so eilig. Ne, das gibt's nicht.“

Wie ein Schlachtopfer stieg er wieder die hühnerleiterartige Treppe hinan.

„So, nun ziehen Sie fix die Foppe aus, und dann man den Gehrock drüber. Von die Hosen sieht man ja nix.“

Rheder war verzweifelt. Sie sprach so beschlerisch, daß er keinen Widerstand wagte. Resigniert ließ er alles mit sich geschehen, entschlossen, lieber in den Rhein zu gehen, als sich in so einem lächerlichen Aufzug unter Menschen zu zeigen. In der Tat sah er entsetzlich aus. Die did wattierten Schultern standen einige Zentimeter über seine Arme hinaus, der Rock schlotterte ihm so an seinem Körper, daß er sich bequem darin einwickeln konnte, und die Enden des Schoßes flatterten glockenartig um seine Figur.

Frau Menten sah ihres Mieters geringschätzende, ironisch-lächelnde Blicke. Diese Wahrnehmung trieb ihr das Blut ins Gesicht.

„Dat paßt Ihnen anscheinend nich, wie? So eingebildet brauchen Sie nu grad doch nich zu sein, wenn man nix hat, ist kein Grund dafür da —“

Endlich erwachte in Hans Rheder die Empörung.

„Ich ziehe das Ding nicht an. Für nichts in der Welt. So — nun ist's gesagt. Wozu das lange bemänteln? Wenn man mit Ihnen nicht energisch redet, erreicht man überhaupt nichts.“

Sie stemmte beide Arme in die Seiten.

„So ist's richtig! Spielen Sie sich man noch obendrein auf. — Sie erbärmlicher Hungerleider. Sie —! Ha, ha! — dat Sie! nur wissen — ich bin't schon all lang leid — un ich rat Ihnen blos, sorgen Sie nur dafür, dat Sie mit Ihre Schulden in Ordnung kommen, sonst hat die God' geschlagen. Verstehen Sie mich —?“

Sie schlug wutschnaubend die Tür hinter sich zu und polkerte die Treppe zu ihrer Behausung hinunter. Jeder Schritt gab durch besonders festes Auftreten ihre Mut kund.

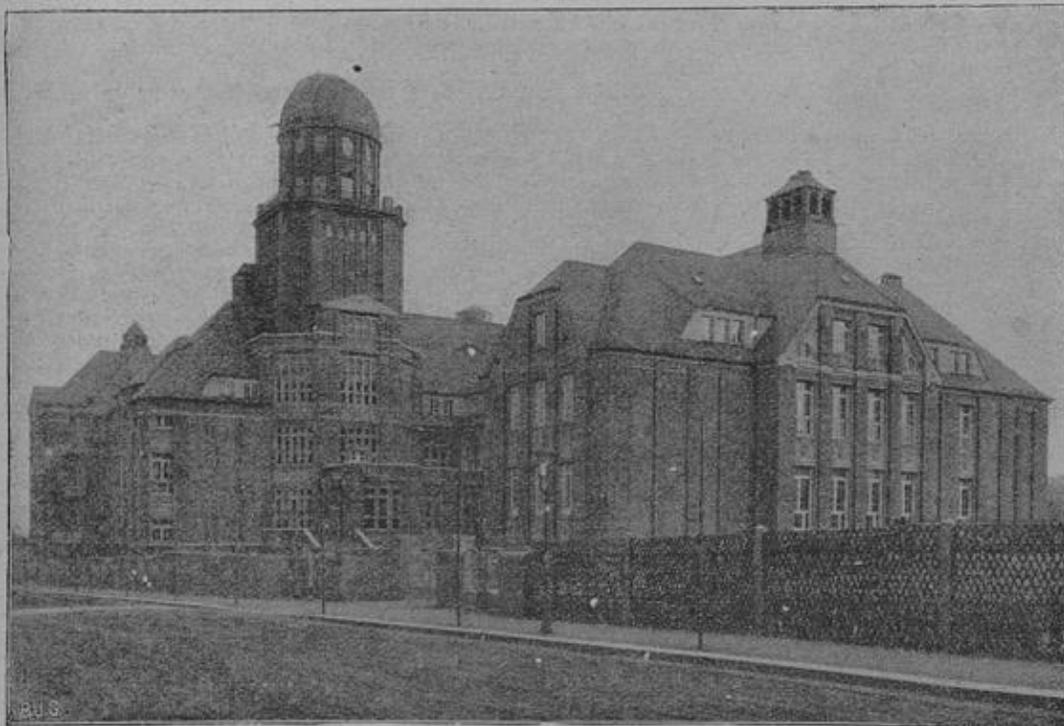
„So ein Weibsbild,“ sagte Rheder, nahm seinen Hut und ging auch hinunter. Er hatte dabei den brennenden Wunsch, dieses Haus in Zukunft nicht mehr betreten zu müssen. Die ganze kleine - Leute - Atmosphäre widererte ihn an. Endlich würde seiner Arbeit doch der Erfolg zuteil werden, um dessetwillen er seit Jahren in kümmerlichsten, drückendsten Verhältnissen gelebt hatte. Endlich würde seine Kunst Anerkennung finden, endlich auch ihm das Leben erblühen.

Er ging an der Raimauer entlang. Die Sonne schien blendend und warf ihre glitzernden Strahlen über das Wasser, das sich breit und träge dahinwälzte. Dampf zogen ihre Lasten, und auf der Werft war emsiges Leben und Treiben. Expeditionsarbeiter liefen geschäftig hin und her und die eisernen Kranen fuhren in die Schiffsräume und holten vielerlei Lasten herauf oder luden andere ein.

Es war täglich dasselbe Bild. Immer standen müßige Zuschauer herum, die stundenlang unermüdet beobachten konnten. Hans Rheder blieb einen Augenblick stehen. Seine Gedanken hafteten mit einem Mal an Agier van Hoopstien. Hatte er sich nicht mit ihr verlobt, hatte sie nicht gesagt, daß sie ihn liebe? —

Deutlich trat nun jede Einzelheit des vergangenen Abends in sein Gedächtnis. Gerade in dem Augenblick, als er sie zu lieben glaubte, hatte sie durch ihre kalten, berechnenden Worte alles zerstört. Sie glaubte nicht an ihn, nicht an seine Kunst und an seine Zukunft. Ein Weib, das einen Mann wirklich liebt, wird ihn hochheben, ihn aus dem Alltag herausreißen, ihm Selbstvertrauen geben. Sie aber sagte nichts davon, sondern wies auf ihren Reichtum, mit dem sie ihn sich kaufen wollte.

Nein — er ließ sich nicht einer Laune willen kaufen, und er haßte sie. Jetzt zu dieser Stunde haßte er sie, weil er objektiver über ihr Handeln urteilte — — —



Die neue Königl. technische Hochschule zu Dresden.

daß er ihn noch vor dem Verfalltermin einlösen konnte, wenn er jetzt Geld bekam. Natürlich würde zuerst nur das Allernotwendigste bezahlt, und dazu gehörte zweifellos in erster Linie der Anzug. In dieser Verfassung, wie er mit dem schabigen, abgetragenen Kleidungsstück aussah, konnte er kaum unter anständige Menschen gehen. Der Wind blies empfindlich durch das dünne Gewebe, und mehr als einmal hatte er sich deshalb eine starke Erkältung zugezogen.

„Wie, was?“ rief Frau Menten in heller Entrüstung, „das wollen Sie anhalten? Das geht nicht. Kommen Sie doch zu Verstand!“

Sie schlug ihre biden Hände klatschend gegeneinander. Rheder verwünschte sie auf den Bloßberg.

„Na warten Sie mal — in fünf Minuten bin ich wieder da.“

Schon lief sie hinaus, die Treppe hinunter. Rheder sah, wie sie die Straße überquerte und in ein gegenüberliegendes Haus verschwand. Dort wohnte ihr Schwager. Dieser war ein kleiner, breitschultriger Kerl mit vorspringendem Bäuchlein. Und als Hans Rheder sich im Geist den Mann vergegenwärtigte, kam ihm plötzlich der absurde Gedanke: Frau Menten hatte die Idee, dessen Gehrockanzug zu holen, damit er ihn anziehen konnte.

Er lachte bei der Vorstellung, daß er in die Kleider dieses Menschen hineinfahren sollte. Er würde eine mehr als komische Figur darstellen. Es war also schon besser, wenn er die wenigen Minuten des Alleinseins dazu benutzte, sich schleunigst aus dem Staube zu machen. Eben war er im Begriff, diesem Wunsche die Tat

Nun war er am Kaiser-Wilhelm-Park. Der Portier, der ihn kannte, ließ ihn ohne weiteres durch. Vereinzelte Ausstellungsbesucher strebten schon dem Kunstpalast zu, und ein Duft von Blumen und frischer herber Rheinflut strich herüber. Weiße Möven spielten über dem silbernen Wasser und verschwanden in der azurnen Bläue des wolkenlosen Himmels.

Hans Rheders Füße wurden mit jedem Schritt schwerer. Das Herz schlug ihm so heftig, daß er das Klopfen bis im Halse hinauf spürte. Ein Schwindelanfall überkam ihn. Nun erst spürte er ein heftiges Hungergefühl. Dem Bissen, den er gestern abend zu sich genommen hatte, war heute noch kein Frühstück gefolgt. Er hatte es vergessen, sich den Morgentee auf dem Spiritusfocher zu bereiten, weil seine Wirtin nicht aus dem Zimmer gegangen war. Energisch kämpfte er das Ohnmachtsgefühl nieder, trank mit langen Atemzügen die frische, unverbrauchte Luft. Vielleicht bescherte der Himmel Geld, damit des Leibes Nahrung und Notdurft Genüge geschehen konnte. Er hoffte es sehnlichst. Dann überwand er, sich zusammenraffend, die Beklemmung und begab sich entschlossen in den Kunstpalast.

Nach seinem wiederholten erst schüchternen, dann lauterem Anklopfen wurde ihm endlich die Aufforderung zuteil, einzutreten. Am Schreibtisch saß ein behärrter Herr, der erst nach geraumer Zeit aufblickte.

Hans Rheder blieb in respektvoller Entfernung stehen und nannte seinen Namen. Darauf schob der andere seinen Stuhl beiseite und schaute Rheder über seine goldgeränderten Pincenezgläser hinweg scharf an.

„Ah, — Sie sind? Na, kommen Sie mal ran. — Sie haben Glück gehabt — Glück, Rheder. Es ist kaum ein Bild verkauft außer dem Ihrigen.“

Hans Rheder verneigte sich sehr devot. „Ich bin sehr erfreut.“

„Nun ja, natürlich. Kann ich mir denken. . . Na, warten Sie mal, was wars doch gleich?“

„Strickende Frau“, sagte Rheder.

„Jawohl. Strickende Frau, ganz recht. Ein gutes Stück — wirklich, Sie haben Talent. Wenn Sie weiter ernst an sich arbeiten, werden Sie auch Ihr Ziel erreichen. Unschlbar —“

Hans Rheder atmete erleichtert auf. Hier sprach man ihm nicht jegliches Können ab, hier hoffte man, daß er Besseres zu geben haben würde für die Zukunft — — Und diese Wahrnehmung erfüllte ihn mit großer Freude.

„Ich schätze mich glücklich, ein derart anerkanntes Urteil zu hören, wie Sie es mir geben . . .“

„Sie haben das Zeug zu einem ganz bedeutenden Künstler in sich, Rheder — nur nehmen Sie den Rat an, und gehen Sie auf die Akademie. Sie werden allerdings noch Jahre arbeiten müssen, sozusagen von der Warte auf, aber das muß und wird Ihres künstlerischen Entwicklung nur zweckdienlich sein.“

Rheder seufzte. Ja, jener hatte nur allzu recht. Er wußte, daß ihm so vieles fehlte, daß ihm in künstlerischer Hinsicht noch so manches ein Buch mit sieben Siegeln war, — aber woher sollte er die Mittel zu dem jahrelangen Studium nehmen?

Der Direktor erriet anscheinend seine Gedanken.

„Nun, was halten Sie von meinem Vorschlag, Rheder — können und wollen Sie sich die Sache mal überlegen? Sie brauchen sich ja nicht sofort zu entscheiden —“

„Mit tausend Freunden würde ich's tun, wenn ich die Mittel hätte, das aushalten zu können — —“

„Ah — —“

Der Direktor überlegte, machte sich dann einige Notizen. „Wir reden später noch darüber. Ich werde es Ihnen zu passender Stunde wissen lassen. Vorläufig bleiben wir bei der heutigen Angelegenheit. Bitte, behalten Sie Platz. Also, hier ist der Scheck, lautend auf den Barmer Bankverein. Sie hatten, wie hier bemerkt steht, zweihundert Mark bei einem etwaigen Verkauf in Betracht gezogen. Der Scheck lautet aber auf vierhundert Mark —“

„Das ist ein Irrtum, Herr Direktor.“

„Nein, Absicht. Der Käufer, übrigens, ich kenne ihn persönlich, Regierungsrat Verhagen, ist ein anerkannter Kunstkennner, und er hat offenbar Ihr Bild nach seinem richtigen Werte eingeschätzt. Also bitte — —“

Er hielt Rheder das Papier entgegen. Der aber zögerte, es zu nehmen. Er hatte ein flammendrotes Gesicht bekommen und sprang aufgeregt auf.

„Das ist unmöglich, Herr Direktor, das nehme ich keinesfalls an. Das Bild hat nicht den Wert dieser Summe, und meinen Grundsätzen widerstrebt es, ein derartiges Geschenk ohne weiteres zu akzeptieren —“

„Ich bitte Sie — seien Sie doch vernünftig. Bisher habe ich noch nicht erlebt, daß sich ein Künstler gegen eine gute oder sogar wir mal angemessene Bezahlung auflehnt. Warum wollen Sie so unklug sein? Ich sage Ihnen, Sie schaffen sich mit Ihrer Weigerung keine Freunde. Vergessen Sie das nicht.“

Der Direktor war bei diesen Worten einige Male durch den Raum gegangen, blieb nun vor Rheder stehen, drückte ihm das Papier in die Hand und geleitete ihn väterlich wohlwollend zur Tür.

„Also auf Wiedersehen, mein lieber Herr Rheder, und guten Erfolg für die Zukunft.“

Die Tür schloß sich hinter Hans Rheder, der stand einige Augenblicke wie betäubt, doch endlich riß er sich zusammen. Das Papier knisterte in seinen Händen. Langsam stieg er die wenigen Stufen hinunter, durchschritt die Kuppelhalle und war nun draußen. Vor seinen Blicken breiteten sich üppige, farbenprächtige Blumenpflanzungen aus. Die goldenen Figuren der Erinnerungssäulen glänzten in der Sonne, und weißgekleidete Kinder



Der Sturzflieger Pégoud in Berlin. Pégoud beschreibt eine Vertikalkurve.

spielten um den Bänken.

Hans Rheder schaute mit leeren Augen über all die Schönheit hinweg. Er hatte nur eine einzige große Empfindung, die, daß er unglücklich war. Der Käufer des Bildes wußte, daß er ein armer Kerl war. Nun ja, das war ja kein Geheimnis, aber daß er ihn so demütigte, das war es. Er wollte kein Geschenk, kein Almosen! Er wollte seinen ehrlichen Lohn durch seine Arbeit, keine Gnade, nicht tausendmal danken und lapbuceln müssen — —

Er zerknitterte das Papier in seiner Hand, ließ sich in einer Schwächeanwandlung auf eine Bank nieder und durchlebte qualvolle zerrissene Minuten. Alle Welt glaubte, daß hinter seiner Arbeit nicht mehr verborgen war, daß er ein Maler war, wie unzählige andere, die ihr Lebenlang im Alltag daherziehen und froh sind, wenn sie nicht hungern und frieren mußten. Und wenn auch sein Bild einmal vor der Ausstellungsjury bestanden hatte, wenn es unter hundert mindestens gleichwertigen den Vorzug hatte, aufgenommen zu werden, so war es reiner Zufall, eine Laune des Schicksals. Weiter nichts. Und wenn es auch einen Käufer gefunden hatte, eher als manches wirkliche Meisterwerk, so war auch das nur einer Günst des Zufalls zuzuschreiben. Er dankte ihm wahrhaftig nicht.

Das Geld konnte ihn herausreißen aus seinen drückenden Nöten, es konnte ihm einige Wochen ungehemmter Arbeitskraft geben, konnte ihm Daseinsmöglichkeiten schaffen und konnte der Grundstein seines ganzes zukünftigen Geschicks werden —

Aber nein. Er konnte es nicht nehmen. Das Papier brannte in seiner Hand, als wäre es eine lebendige Flamme, ein Feuer, das an ihm emporzüngelte und mit rasender Schnelligkeit Besitz von ihm nahm und seinen Körper verzehrte.

Er hob die Hand und warf das Papier von sich. Es rollte noch eine Strecke über den trodenen Sand und blieb dann mitten auf dem Wege liegen. Mit großer Genugtuung betrachtete es Hans Rheder. Er fühlte sich nun, wo er seine Hände wieder leer sah wie vorhin, befreit, erlöst. Wieder wurde es schwarz vor seinen Blicken. Erichöpft lehnte er sich auf der Bank zurück und ließ die matten Lider über seine Augen fallen. So einschlafen können, um nie mehr aufzuwachen. Das war sein Wunsch. —

Ein Herr ging langsam und gemächlich vorüber. Er summete eine kleine Melodie vor sich hin, so daß Rheder aufblickte. Mit seinem Stod stieß er achtlos das zerkrümelte weiße Papier zur Seite, so daß dieses wieder vor Rheders Füßen rollte.

Das ließ ihn auffahren. Wollte der Schied absolut nicht einem zufälligen Schicksal überlassen sein? Warum lag er wieder in greifbarer Nähe? Er brauchte sich nur zu bücken, und schon konnte er ihn an sich nehmen. Er tat es. Er befand sich in einem Zustande, der ihn zu klarer Überlegung unfähig machte. Sorgsam barg er das Papier, nachdem er es zuvor geglättet hatte, in seiner Tasche, erhob sich schnell und ging mit eiligen, langen Schritten durch den Hofgarten.

O weh, dachte er, ich bin ein Narr, wenn ich das Geld nicht nehme. Es gehört mir, ich kann meinen Hunger stillen und meine Schulden bezahlen und ein besseres Atelier mieten. Warum sehe ich nicht das Gute, Ausichtsreiche in diesem Zufall, den andere schon göttlich nennen würden. Und Hans Rheder hatte plötzlich große Eile zur Bank zu kommen, damit das Geld möglichst schnell in seinen Besitz gelangte.

Wenige Tage später siedelte er nach der Duisburger Straße über. Dort hatte er bei einer alten Dame ein sehr nettes, ruhiges, geräumiges Zimmer mit Nordlicht gefunden. Er war glücklich in der neuen Umgebung und verstand es nicht mehr, daß er sich in der Altstadt in der kleinen dumpfen Dachstube wohlfühlte hatte. Der Abschied von der Familie Menten war ihm nicht schwer geworden, zumal da die gute Mutter Menten ihre besten Eigenschaften hervorgekehrt hatte und nichts unversucht ließ, ihren jungen Mieter gründlich zu schröpfen. Hans Rheder hatte sein gutes, mitfühlendes Herz bis aufs äußerste reden lassen und für die Familie mehr hergegeben, als ein anderer in seiner Lage getan hätte.

In den ersten Tagen nach seinem Umzug kamen, von begreiflicher Neugierde getrieben, Rheders Kollegen. Er selbst hatte sich nirgendwo sehen lassen, in keinem Café, in keinem oberjährigen Bierlokal, und man war deshalb doch gar nicht orientiert, wie er die Wendung, die Besserung seiner Verhältnisse, aufnahm. Man traf ihn stets emsig arbeitend vor seiner Staffelei, hörte ihn von nichts anderem, als über seine Pläne für die Zukunft reden, die alle nur in seiner Arbeit wurzelten. Er legte so großzügige Ideen an den Tag, daß seine bisherigen Freunde so recht keine Berührungspunkte mit ihm mehr hatten. Sie selbst lebten nur für ihr Amusement, natürlich meist auf Kosten anderer, und die Arbeit war nach ihrer Ansicht für unintelligentere Menschen als sie waren geschaffen. Man existierte auch so, bewies seine Künstlerkraft durch ein anspruchsloses Plakat oder eine wertlose Studie und war zufrieden, wenn irgendeine Firma ihnen mal einen Auftrag für die Zeichnung eines Zeitungsflisches erteilte.

Da Hans Rheder dieser ungesunden Sphäre gänzlich ent wachsen schien und mit Stolz auf sein Schaffen hinwies, bespottete man ihn bei allen Gelegenheiten. Teils steckte auch ein gewisser Neid hinter ihrem Gerede.

Im Malkasten war Herrenabend, und wie immer oblag es dann einigen jungen Kunstgewerblern, für den pikanten Teil der Unterhaltung zu sorgen. Es kamen dann die in dieser Hinsicht begabteren Herren mit einer oder mehreren Gitarren, jungen festsche Chansons und trugen neue Dichtungen genagten Inhalts vor und tanzten Nigger- oder moderne Tänze. Es amüsierte die Herren köstlich, zumal sie sich bei edlen Weinen göttlich taten. Zu einem dieser Abende war auch Hans Rheder gebeten. Er ging ungern. Er hätte die Stunden lieber zu graphischen Arbeiten benutzt, denen er sich in letzter Zeit mit Eifer hingab. Als er aber einmal in den gemütlichen Räumen des Künstlerhauses saß, be reute er es nicht mehr, hingegangen zu sein.

Im Laufe des Abends trat ein Professor zu ihm, nachdem er eben ein Lied vorgetragen hatte.

„Ah — ich hörte soeben — — sagen Sie mal — Sie sind doch der Rheder — hm?“

„Jawohl, Herr Professor.“

„Na, schön —. Man hat mich nämlich auf Sie aufmerksam gemacht — hm ja. — Es wäre mir sehr lieb, wenn ich mal mit Ihnen reden könnte, verstehen Sie? — Kommen Sie morgen in die Akademie. Sie werden dort mein Atelier schon finden —.“

Er winkte sehr liebenswürdig mit der Rechten und ging wieder fort. In Rheder lebte seit dieser Aufforderung eine seltsame Unruhe. Er fieberte dem nächsten Tag entgegen und war froh, zu vorgerückter Stunde den kurzen Heimweg antreten zu können.

„Du wirst nun wohl herauströmen, Hans.“ sagte einer seiner Kollegen, und es lag ein neidischer Ton in diesen Worten.

Hans Rheder zog die Schultern gleichgültig hoch. „Mir ist es furchtbar wurscht, ob mich der Harden mit seiner Anrede beehrt oder nicht. Da gibt der Jud' mir für — —.“

„Na, tu bloß nicht so, Du Scheinheiliger —. Du bist in letzter Zeit ein Geheimnisräumer geworden.“

„Ach, — Einbildung — ich bin nicht anders als sonst.“

„Wenn Du meinst, wird's wohl so sein, da ich Dir nicht zu widerprechen wage. — Vorläufig gute Nacht. — Kannst mal runtkommen.“

„Gute Nacht!“ sagte Rheder ernst.

Zu Hause fand er einen Brief, der Agier Hoochsten seltsame Schriftzüge trug. Er betam, ehe er ihn gelesen, Herzklopfen. Er hatte kaum Mut, das Klavier zu öffnen, fürchtete Vorwürfe und Anklagen — und in gewisser Hinsicht war sie wohl auch zu solchen berechtigt.

Endlich zerriß er den Umschlag. Er entfaltete den großen Bogen:

„Erwarte mich um zwölf Uhr morgen bei Dir.“

Agier.“

Das waren die einzigen Worte, die der Brief enthielt. Nachdenklich schaute er auf sie nieder. Im ersten Augenblicke hegte er die Absicht, ihr eine ebenso lakonische Abgabe zu schicken, dann aber gab er die Idee auf und beschloß, ihrem Besuch entgegenzusehen. Eine ernsthaftige Auseinandersetzung nach dem Vorgefallenen war unausbleiblich, und je eher sie vorüber war, desto besser war es für beide Teile. Es konnte nur erwünscht sein, die Geschichte endgültig hinter sich zu wissen.

Innertlich war er gänzlich fertig mit der Episode. Nicht einmal Freundschaft wollte er fortan mit ihr. Er verstand es nicht, wie diese tolle Leidenschaft hatte über ihn kommen können. Es war alles nur der stüchtige Rausch einer glücklichen Stunde gewesen, und er hoffte sehnlich, daß auch sie keine andere Auffassung haben möchte . . .

In der Nacht plagten ihn wirre Träume. Er sah immerfort in allen Bildern Agiers große dunkle Augen auf sich gerichtet, und es war, als läge eine Welt von Schmerz und Trauer in diesen Augen.

Am Morgen weckte ihn ein Bote eines Warenhauses mit einem großen

Paket. Rheder hatte nichts bestellt und erwartete nichts, aber der Mann beharrte darauf, es sei seine Adresse, wie er von der Quittung ablesen könne. Mit einem Trinkgeld verließ der Mann seelenvergnügt das Haus.

Rheder öffnete das unförmige Bündel, und ein farbenreicher, prachtvoller Kelim kam zum Vorschein. Wer mochte der freundliche Geber sein, der ein derartig kostbares Stück opferte und dann nicht einmal seinen Namen nannte? —

Er wußte keinen. Dann aber stieg plötzlich ein Verdacht in ihm auf. Nur Agier van Hoochsten konnte die Spenderin sein. Wie kam sie dazu? Er wollte nichts von ihr. Er wurde wütend und beschloß, den Kelim auf keinen Fall zu behalten.

Er bereitete seinen Kaffee und machte sich für den Besuch bei Professor Harden bereit. Darüber vergaß er wieder einstreifen den Kalim. Neue Gedanken drängten sich in den Vordergrund.

(Fortsetzung folgt)

## Das Wibeke.

Von H. Lengauer.

(Nachdruck verboten.)

Hurra . . . das Examen mit erster Note bestanden! Ich bin der glücklichste Mensch unter der Sonne. Ein Wonneshauer durchrieselt meinen Leib, während ich mich langsam hinstrecken



General v. Glasenapp,

jetziger Kommandeur der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika.

lasse auf das steinharte, abgenützte, schwarze Ledersofa meines armseligen Mietstübchens.

Nun . . . Das wird ja jetzt mit einem Schlage alles anders werden.

Eine Staatsanstellung ist mir in absehbarer Zeit so viel wie sicher.

Ein Anfangsgehalt von dreitausend Mark ist nicht zu verachten.

Ist ja nicht gerade übermäßig viel, aber es reicht doch aus zum Leben und, wenn das reizende junge Frauchen, das ich mir bald zu nehmen gedente, neben ihrer Liebe und Zärtlichkeit für mich auch sparsam und häuslich zu sein versteht, dann fehlt uns aber auch gar nichts zum irdischen Glück, ja . . . wir werden sicher den Himmel schon auf Erden haben.

Aber nun schnell auch einen Brief an das liebe, alte Mütterlein geschrieben!

Wie wird sich die Gute freuen, wie leicht wird es ihr ums Herz werden, wenn sie erfährt, daß alles so glücklich für mich abgelaufen ist. Zwar bin ich fest davon überzeugt, daß an ihrem Tische nicht das gleiche blaße Angstgespenst zu Gast saß, das mich seit Monaten nicht mehr verließ und meinen Nächten den Schlummer und meinen Tagen den Frohsinn raubte.

Sie dachte niemals daran, daß ihr vielgeliebter Einziger auch zu den Durchfalls-Kandidaten gehören könnte.

Fleiß und Begabung tun es ja oft nicht allein, auch das Glück und die Vorsehung müssen einem günstig sein!

Ich bin jetzt so, wie man sagt, „ein gemachter Mann“, der bald auch beneidet sein wird. Jetzt bin ich eine „Partie“ . . . holde Mädchen, verehrte Schwiegermütter richtet eure Augen auf mich!

Mein Mütterlein sagte ja immer schon, ich sei auch ein hübscher Kerl . . . also kann es mir gar nicht fehlen . . .

Drei Tage später! . . .

O, Du bestes, allerliebtes Herzensmütterlein. Wie Du aber Deinen Jungen verwöhnst! Mit glücklächelnder Hand rasch hingeworfen ein paar Beilen innigster Anteilnahme an meinem Glück und dann, in einem Kuvert versteckt, drei blaue Lappen.

„Nimm es von mir, ich habe es für Dich mit Freunden erspart. Gönn' Dir eine Erholung, ein paar frohe Wochen im Gebirge oder im Walde, suche Ruhe, frische Luft bei einfacher Kost und guten Menschen.“

Ein ganz vernünftiges, ja sogar ein prachtvolles Programm!

Wie gerne folge ich Dir, liebe Mutter, ich kann eine Erholung gut gebrauchen, denn in den letzten Wochen wollten meine überanstrengten Kräfte mich oftmals fast ganz verlassen, und meine Nerven parierten auch nicht mehr so recht. Wenn ich mir nicht daran denken müßte, wie sauer es Dir geworden sein mag, allmählich von Deiner schmalen Witwenpension diesen fabelhaften Reichtum für mich abzusparen! Aber die Freude mag ich Dir doch nicht verderben. Ich nehme also Deine drei Hunderter mit heißem Danke an und flehe zum Himmel, daß er mir bald Gelegenheit gibt, Dir diesen Liebesdienst und alles andere Liebe und Gute, das Du mir seit meiner Kindheit erwiesen hast, reichlich vergelten zu können.

Wie wäre es denn, wenn ich Dir bald ein braves, hübsches, fleißiges und lebenswürdiges Schwiegertöchterlein ins Haus brächte?

Das gäbe eine Freude für Deine alten Tage, Dich an dem Glück Deiner Kinder sonnen und wärmen zu können! . . .

\* \* \*

Seit vierzehn Tagen weile ich im Forsthaus „Zur grünen Einsamkeit“.

Wahrscheinlich ein passender Name für dieses herrliche, weltabgeschiedene Fleckchen Gotteserde.

Mein Stübchen befindet sich dicht unter dem hohen, alterstbraunen, geweißgeschmückten Giebelbache, auf dem tagsüber die meisten Tauben friedlich gurrend in der Sonne herumspazieren, während des Nachts, bei Mondschein und Käuzchengeschrei schwirrende Fledermäuse ihr unheimliches Spiel treiben.

Öffne ich mein kleines Fensterlein, so wogt der würzige Hauch sonnenbeschienenen Nadelholzes in meine Stube, und so weit mein Auge zu blicken vermag, sehe ich nur die hohen Tannen und Fichten und dahinter in der Ferne aufragend einen geschlossenen Kranz bewaldeter Höhenzüge.

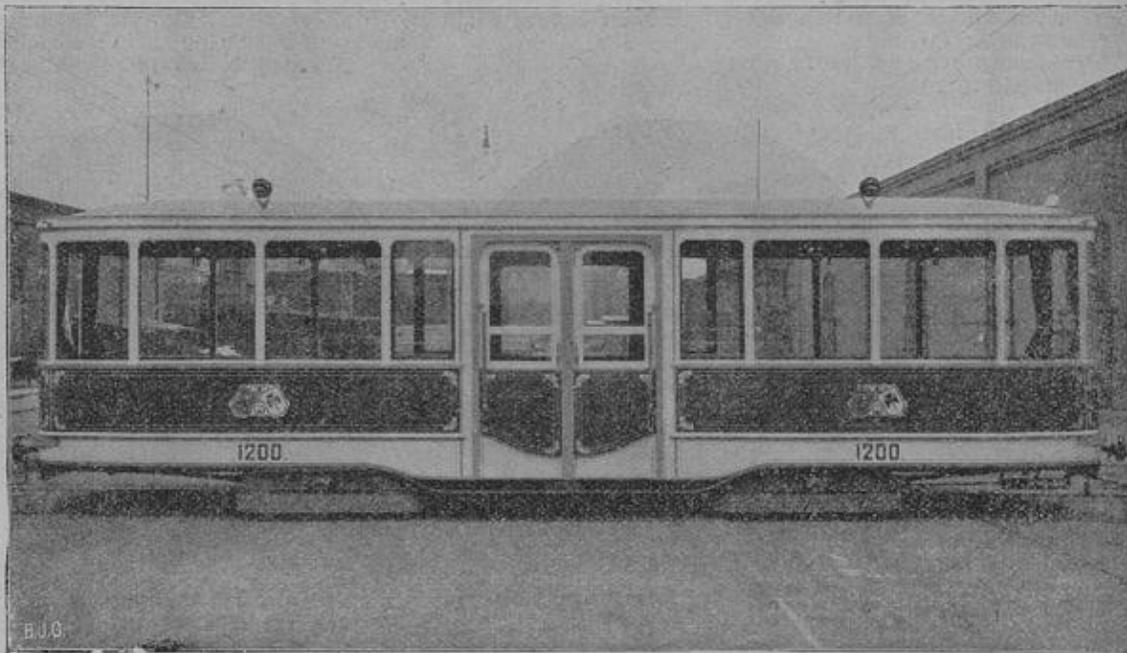
Aber merkwürdig!

Die weithelle Stille dieses paradiesischen Waldtales, die mich in der ersten Zeit meines Hierseins so wohlthätig umfing, mich beruhigte, kräftigte, stärkte und erfrischte, fängt bereits an, von mir als Langeweile empfunden zu werden. Ich scheine nun wieder völlig gesund zu sein, und als Städter sehne ich mich nach dem Getriebe zurück, dem ich entfliehen wollte.

Vor allem empfinde ich eine Art „Menschenhunger“, den die wenigen Personen, die ich manchmal zu Gesicht bekomme, nicht zu stillen vermögen. Da ist in erster Linie mein Hauswirt, der Herr Oberförster.

Ein älterer, wortfarger, nur seinem Berufe lebender Mann, der mit seinen beiden Jagdgehilfen den ganzen Tag im Walde ist, unregelmäßig zum Essen kommt, des Abends zeitig zu Bett geht und morgens früh schon wieder aus den Federn kriecht.

Eine Frau scheint nicht vorhanden zu sein; nur die Schwester des Hausherrn, ein verheiratetes, zahlreiches, mageres Weiblein, das mich stets lebhaft an die Anusperheze von Hänsel und Gretel erinnert, obgleich eine stille Freundlichkeit ihr Wesen verschönert und zeitweilig sogar anziehend macht, erkundigt sich manchmal nach meinen Befinden und Wünschen. Sie steigt dann hüftelnd



Ein neuer Straßenbahnwagen. Eine Verbesserung im Straßenbahnverkehr.

und auf einem Stod gestützt die schmale, steile Holzstiege herauf und klopf bescheiden an meine Tür.

Gerne öffne ich ihr und gebe ihr bereitwilligst Auskunft.

Sie möchte wissen, wie mir der Kaffee schmeckt, ob das Fleisch, das uns vom nahen Dorfe gebracht wird, nicht allzu zäh und die gebratenen Tauben hübsch zart gewesen seien.

Ich erkläre mich mit allem zufrieden; auch wenn die liebe Kuh noch ein wenig älter und lederner, die Tauben härter und magerer, der Kaffee noch zehnmal wässriger gewesen wäre, ich hätte es doch niemals übers Herz gebracht, darüber zu klagen.

Und so stieg mein kleines Hühnelweiblein immer ganz fröhlich wieder hinab in die rauchgeschwärmte Niederung des Erdgeschosses, das die Küche und, wie es scheint, auch ihr Zimmerchen barg.

Einmal aber geschah doch etwas, was die öde Einförmigkeit und Ereignislosigkeit meines jetzigen Einsiedlerlebens unterbrach und meine schon etwas stumpf gewordenen Sinne wieder auf-rüttelte.

Meinem alten Hühnelweiblein war zur Unterstützung und Hilfe in den Haushaltungsgeschäften ein blutjunges Bauernmädchen beigelegt.

Besagtes Bauernmädchen redete mich in den ersten Tagen in einem so unverfälschten Dialekt an, daß ich die größte Mühe hatte, den mutmaßlichen Sinn ihrer Worte herauszufinden.

Darüber schien die Kleine sehr erstaunt, fast beleidigt zu sein, denn sie vermied es mehr und mehr, mir die Gunst ihrer Unterstützung zu schenken, und in den letzten Tagen hatte sie meistens schweigend das Essen gebracht und Tischutensilien und Geschirre ebenso wieder fortgenommen. Diesen Morgen aber passierte ihr ein Fehler, den ich mir gar nicht erklären kann. Statt meiner derben,

hohen Lederstiefel, die ich zu meinen Gängen im tausendsten morgensfrischen Wald benötigte, stellte mir die kleine Zerstreute ein Paar feine, glänzende, neue Herrenstiefeletten französischer Mode, frisch gepußt, vor meine Tür.

"Trine", ruf ich laut in den Hof hinab.

Die Kleine kommt angerannt.

"Was will der Herr . . . ich muß grad halt Säule füttere . . ."

"Du hast meine Schuhe nicht gebracht, denn die Stiefel, die dort stehen, gehören nicht mir . . ."

Die Trine fängt laut zu lachen an.

"Maria und Joseph . . . so ettes . . . en Herrn Jules san 's die seinigen . . ."

Dann springt sie fort. Die fremden Stiefel im Arme und kommt längere Zeit nicht wieder. Endlich erscheint sie.

"Dös san en Herrn dö seinigen, net wöhr? . . ."

Ich bejahe und nehme mein Eigentum an mich.

Aber meine Neugierde ist geweckt. "Trine", sage ich, "Ihr habt also noch einen Gast im Hause außer mir. Wer ist es denn? Warum bekommt man ihn niemals zu Gesicht? . . ."

"'s ist 'n feine . . . n ganz noblichte Herr . . . aber wissen dürf 'm 'as net, daß er da is," berichtet die Trine.

"Warum denn das?"

"Weil er krank is und kein Menschen leiden kann und niemand sehn mag"

"Wie heißt er denn?"

"Herr Jules heißt er und 'im Elsaß ist er dahoam"

Mehr konnte ich der Trine mit bestem Willen nicht entlocken.

Sie schlug sich derb auf den Mund, wie um sich selbst ihrer Geschwätzigkeit halber zu strafen und stürzte dann davon, eiligst die Treppe wieder hinab.

Gedankenvoll blieb ich zurück.

Wo wohnte der Fremde?

Warum sah ich den Geheimnisvollen noch niemals? Hatte auch mein Hugelweiblein das Verbot erhalten, seine Anwesenheit zu erwähnen?

Ich wundere mich selbst, wie die Entdeckung, daß auch noch ein anderer Gast im Hause weile, mich aufregt und mein Interesse erweckt. In der dichtbevölkerten Stadt kummert sich bekanntlich keiner um den andern.

Aber hier in der Einsamkeit, da lechzt man nach Gesellschaft, nach dem Umgang mit Gleichgesinnten, nach einer neuen, in geheimnisvolles Dunkel gehüllten Bekanntschaft. Aber es vergangen Tage, und ich erfuhr nichts. Nur eines Nachts, ich konnte der Hitze halber nicht einschlafen, da schien es mir, als hörte ich im Stockwerk unter mir ein hartes, trockenes, qualvolles Husten.

Das ist der Fremde, sagte ich mir.

Am kommenden Morgen sah ich, wie mein liebes Hugelweiblein einen älteren, schwarzgekleideten Herrn die Treppe hinaufführte.

Dann verschwanden beide in einem Zimmer des ersten Stockwerks.

Nun wußte ich doch einiges von dem Geheimnisvollen. Er war krank und empfing den Besuch des Arztes.

Die nächsten Tage aber dachte ich nicht mehr an ihn! Meine liebe Mutter hatte mir geschrieben und mir eine freundige Nachricht mitgeteilt. Teils wegen meiner brillanten Examensnote und sonst vorzüglicher Qualifikation, teils auf Empfehlung einer einflussreichen Persönlichkeit, die uns etwas verwandt ist, hatte man sich entschlossen, mich demnächst in das Ministerium berufen zu wollen.

Regierungsrat . . . Hurra . . . das ist die erste Stufe zum Staatsminister!

Ich bin nicht stolz . . . aber ich glaube, dieser Umstand wird ausschlaggebend bei meiner holden Verta sein.

Ich meine nämlich bemerkt zu haben, daß das liebe Mädchen etwas hält auf Rang und Titel und, da ich ihr keinen Reichtum zu bieten habe, so muß sie der sicher zu erreichende "Regierungsrat" dafür schadloß halten. Bei meiner Rückkehr werde ich es wagen, um ihre Hand anzuhalten.

Wie wird sich Mutter freuen! Eine kleine Andeutung über die Person ihrer künftigen Schwiegertochter werde ich in meinem nächsten Briefe machen.



Prinz Philipp von Sachsen-Kob-Gotha  
feierte seinen 70. Geburtstag.



General Grandi,  
der neue italienische Kriegsminister.

Mütterlein läßt mir sicher freie Wahl und ist zufrieden und glücklich, wenn ihr Herzensjunge es ist . . .

Wir haben nun Ende August.

Die große Hitze- und Dürre der letzten Wochen hält noch immer an.

Wie lange ist schon kein Regen mehr gefallen! Die Waldwege bedecken sich mit trockenen Tannennadeln, das Waldbächlein, das sonst quersfrisch und hurtig über die moosigen Steine sprudelt, ist beinahe ganz versiegt, und der wilde Tymian, der weite Strecken seines Ufers bedeckt, wird gelb und haucht im Vorbeigehen noch einen durchdringenden, würzigen Duft aus, der fast betäubend auf mich wirkt.

Es ist mir heute nicht möglich, mein gewohntes Mittagsschlöfchen zu machen. Die entsetzliche Schwüle im Zimmer beklemmt mich und macht mir Kopfschmerzen.

Ich gehe daher hinunter und lege mich in die sogenannte "Laube", ein wackeliges Holzlattengestell, das auf drei Seiten von blühenden, hochrankenden Feuerbohnen umwuchert wird.

Aber ich vermag in meinem mitgebrachten Büchlein nicht zu lesen.

Langbeinige Waldschnaken umsurren mich blutgierig zu Hunderten, und aus dem geöffneten Küchenfenster tönt Jammern und Lamentieren. Als es mir zu arg wurde, steckte ich meinen Kopf durch das Fenster und schaute hinein.

Auf dem Herde vertrockelt noch Essen; das Hugelweiblein aber steht mit hochgeröteten Wangen davor und jammert, daß die schöne Gottesgabe so zugrunde gehen muß. Die Trine meint vorsorglich:

"Jetzt aber löschen wir das Feuer doch ab . . . er kommt nicht zum Essen heim . . . ist ja oh alles schon schwarz und kaputt"

"Es muß ihm etwas passiert sein," klagt weinerlich das Hugelweiblein, "so lange ist er noch nie ausgeblieben. Und wo er erst so krank war . . . wenn man nur jemand hätte, ihn zu suchen"

Jetzt halte ich es für an der Zeit, mich bemerkbar zu machen.

Ich räuspere mich laut.

"Jesses, der Herr Doktor," schreit die Trine erfreut, "der kommt als in den Wald gehen und den Herrn Jules suchen"

"Wen soll ich suchen?" frage ich boshaft und scharf. Das Hugelweiblein sagt besänftigend:

"Ach Gott, Herr Doktor, so ein armer, kranker Mensch, wie der, und jetzt ist er

schon drei bis vier Stunden im Wald und kommt nicht zurück. Kann ihm leicht was zugestoßen sein."

"Wie alt ist er denn, dieser Herr Jules?" erkundige ich mich.

Alles was böse in mir ist, wird wach. Jetzt soll ich den unbekannt suchen, der sich nie um mich kümmerte, sich niemals sehen ließ, mir seine Anwesenheit zu verbergen suchte, mich vielleicht hasste und verachtete, ohne mich zu kennen, bloß weil ich ein Mensch und er ein Menschenfeind war!

Das Hugelweiblein besinnt sich unterdessen. "So zwischen dreißig und vierzig ist er," sagt sie dann zaghaft und bittend. Ich aber wende mich rasch um.

"Dann ist er kein Kind mehr und wird schon selbst heimfinden"

Damit lehre ich zurück in die Laube und kümmere mich nicht mehr um die beiden ganz verblüfft Dreinschauenden . . .

Aber nicht lange vermag ich es auszuhalten. Mein besseres Ich gewinnt wieder die Oberhand. Psst, wie abscheulich und roh hast Du gehandelt, mahnt mein Gewissen.

Ist es nicht Christenpflicht, nach dem Kranken zu suchen? Kennst Du ihn denn? Weißt Du seine Schicksale? Muß es Hochmut und Menschenverachtung sein, was den Mann zwingt, sich in die Einsamkeit zu flüchten?

Kann es nicht ebensogut ein erlittenes Leid, ein schweres Erleben sein?

Zieht sich nicht auch das todwunde Tier in den Schatten und das Dunkel des Waldes zurück, um ungeschen zu sterben? Am bleigrauen Himmel steigt nunmehr langsam eine dunkle, drohende Wolkenwand auf. Ein Gewitter ist offenbar im Anzug.

"Und ein Wetter kommt auch", kreischt jetzt die Trine jammervoll auf.

Mein Entschluß ist gefaßt.

"Ich geh', den Herrn Jules zu suchen," sage ich tröstend zu den Frauen.

„Nehmens doch die Hündle und ein Regendachert mit,“ gibt das Hugelweiblein als guten Rat.

Die Trine klopelt im Stall zwei junge Dackel los. Sie kennen mich und umfließen mich freudig. Das Hugelweiblein bringt einen Riesenschirm und erklärt mir alle Lieblingsplätzchen des Herrn Jules.

„Die Hunderle finden ihn schon . . . passens auf, Herr Doktor, die kennen sich aus im Wald . . .“

„Kann mir nur erwünscht sein,“ antwortete ich trozig, mich ins Unvermeidliche fügend, „denn ich selbst kenne den Herrn Jules nicht und auch nicht sein Lieblingsplätzchen im Walde.“

„Pfüt Gott,“ schreit mir die Trine nach, und das Hugelweiblein klopft mir anerkennend die Schulter.

„So ein lieber, gefälliger Herr, wie doch der Herr Doktor ist“ . . .

Mit gemischten Gefühlen trete ich meinen Waldspaziergang an.

Kein Lüftchen weht, kein Vogel singt, es ist die bange Erwartung vor dem Sturme, der unheimlich still und bleiern auf dem Walde lastet . . .

Etwa eine halbe Stunde lang mochte ich gewandert sein, als ich eine Waldlichtung erreichte, die mit einer kleinen Anhöhe abschloß.

Auf dieser Anhöhe stand eine aus weißen, krummgebogenen Birkenstämmlein kunstvoll zusammengesezte Bank und daneben floß, jetzt allerdings nur wie ein dünner Faden durch ausgedörrte Hummeln, der Waldbach.

Der Beschreibung nach mußte dies das erste Lieblingsplätzchen des verschwundenen Sonderlings sein.

(Fortsetzung folgt).

## Große Botschaft.

Wenn die ersten Lerchen schwirren  
Und die Turteltauben girren;  
Wenn die Drosseln und die Spazier  
Lauter als gewöhnlich schwagen;  
Wenn auf Straßen, Bürgersteigen  
Mädchen üben sich im Reigen,  
Zungen gar mit Steinen, Klößen  
„Fußball“ spielend sich ergößen;  
Wenn die Motorräder knattern,  
Mollschuhläufer gräßlich rattern;  
Wenn die Autos wilder rasen  
Und beleidigen Ohr und Nasen,  
Rücksichtslos sogar drauf brennen,  
Fußgängerplebs zu überrennen;  
Wenn mit neuestem Propeller  
Nasend schnell und immer schneller  
Flugmaschin' und Zeppelin  
Surrend durch die Lüfte ziehn;  
Wenn das Abitur vorüber  
Und zur Hochschule hinüber  
Will der muls-, grün und kraß,  
Von Ahnung und Gedanken blaß;  
Wenn beim ABC die Schützen  
Danach streben, einst zu nützen;  
Wenn neue Mode, zwar verrückt,  
Manche Leute doch entzückt;  
Wenn die Frauen Turban tragen,  
Männer geh'n ohn' Hut und Kragen;  
Wenn neue Steuern löblich zeigen,  
Wie Kultur und Wohlstand steigen;  
Wenn zum Süden eilig fahren  
Deutschlands Kinder in hellen Scharen;  
Wenn wieder Luft- und Sonnenbad  
Man überall eröffnet hat;  
Wenn die Obrigkeit aus Not  
Schühet durch ein streng' Verbot  
Den Tannenforst, die Eichen, Buchen  
Vor Städtern, die „Erholung“ suchen:  
Dann — habt ihr es schon vernommen?  
Dann — ist der holde Venz gekommen.

A a c h e n.

K l e m. F i s c h e r.

## Unsere Bilder.

**Der Deutsche Kaiser in Venedig.** Auf der Reise nach Korsu besuchte Kaiser Wilhelm auch Venedig, wo er mit dem König von Italien zusammentraf. Unser Bild zeigt den Kaiser nach dem Empfang auf dem Bahnhof in Venedig. Im Hintergrund Prinz August Wilhelm.

**Die neue königliche technische Hochschule zu Dresden.** Nach Entwürfen von Professor Dülfer in Dresden ist der Bau der königlichen technischen Hochschule errichtet worden, die eine Sehenswürdigkeit der sächsischen Hauptstadt bilden wird. Zur Verwendung kamen hauptsächlich große Granitblöcke, die durch blaurote Ziegel verbunden sind, wodurch das ganze Gebäude einen lebhaften Eindruck macht.

**Der Sturzflieger Pégoud in Berlin.** Pégoud beschreibt eine Vertikalkurve. Nachdem Pégoud schon vergangenen Herbst durch seine kühnen Sturz- und Schleifenflüge auf dem Flugplatz Johannistal bei Berlin Aufsehen erregte, befand er sich kürzlich wieder in Deutschland, um ganz neue Flugkunststücke zu zeigen. Auch nahm er diesmal Passagiere mit, die sich in großer Menge zu den Flügen angemeldet hatten.

**General von Glazenapp,** jetziger Kommandeur der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika. Er war als Major Führer des Marinebataillons, das sofort nach Ausbruch des Aufstandes nach Südwest abging und an den Kämpfen hervorragenden Anteil nahm.

**Die Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika.** Am 16. April 1914 blühte die Schutztruppe für Deutsch-Südwestafrika auf ein 25jähriges Bestehen zurück. Reich an Erlebnissen sind diese 25 Jahre für die Truppe sowohl als auch für die von ihr beschützte Kolonie reich an Erlebnissen in kriegerischer wie in kulturfördernder Hinsicht. Jederzeit und an jedem Ort hat die Truppe so voll und ganz ihren Mann gestanden, daß ohne sie Deutsch-Südwestafrika heute nicht das wäre, was es ist — eine aussichtsreiche deutsche Siedlungskolonie.

**Ein neuer Straßenbahnwagen.** Eine Verbesserung im Straßenbahnverkehr. Die Nürnberger Straßenbahn nahm einen neuen Straßenbahnwagen in Betrieb, der von den bisher gebräuchlichen ganz erheblich abweicht. Der Zugang zum Innern befindet sich nicht mehr am Ende des Wagens, sondern in der Mitte und ist so angebracht, daß die Fahrgäste nur eine niedrige Stufe zu besteigen haben. Das Innere ist sehr geschmackvoll und elegant ausgestattet.



Hofrat Professor Dr. Otto Willmann.

**Hofrat Professor Dr. Otto Willmann.** Am 24. April begeht der bekannte Philosoph und Pädagoge Hofrat Willmann seinen 75. Geburtstag. Zu Lissa in Bosen geboren, studierte er in Breslau, amtierte später in Berlin und Leipzig, wurde dann nach Wien und Prag berufen. In letzter Stadt war er 21 Jahre Professor an der deutschen Universität. In seinem Ruhestande beendet er seine wissenschaftliche Tätigkeit, die ihm besonders in pädagogischer Beziehung bekannt gemacht hat. Seit 1910 ist er Mitglied des österreichischen Herrenhauses.



## Sprüche.

Lachen ist besser als sich ärgern — Schweigen und Handanlegen ist besser als räsonnieren.

Wer seine Saat aufsetzt im Keim, der achm' in der Ernte statt mit Ähren dann auch einfach mit Stoppeln vorlieb.

Das „gewachsene Gold“. Während wir heute ganz genau wissen, daß sich das Gold nur in bestimmten Gesteinsarten findet, in denen es sich wahrscheinlich durch irgendwelche Reduktionsvorgänge oder einen Schmelzprozeß abgeschieden hat, glaubte man früher fest daran, daß das Gold ähnlich einer Pflanze wachse. So spielt das „gewachsene Gold“ in den Schriften der älteren Naturforscher eine nicht unbedeutende Rolle, in denen es noch unter verschiedenen anderen Bezeichnungen, wie z. B. „vegetabilisches Gold“ usw., vorkommt. Das Verdienst, die Legende von den verschiedenen Goldgewächsen zerstört zu haben, gebührt dem Wiener Naturforscher Christoph Traugott Delius, der sich um die Entwicklung des Bergbaus hervorragende Verdienste erworben hat. Die Ausführungen, die er in seiner um das Jahr 1770 erschienenen „Anleitung zu der Bergbaukunst“ macht, gereichen seinem Beobachtungsinn zur hohen Ehre und sind außerdem noch in mannigfacher Hinsicht sehr interessant. Er schreibt: „Da indessen hundert Historien von einem sogenannten vegetabilischen Golde erzählt werden; und da man sogar in Schatzkammern Goldbraut aufzeigt, der sich um Weinstöcke geschlungen haben soll; so kommt es, wenn man hierin nicht allen historischen Glauben verwerfen will, nur darauf an, diese sogenannte Vegetation auf eine der Natur gemäße und wahrscheinliche Art zu erklären. Wo also ein solcher Goldbraut aus der Erde hervorgegangen gefunden worden, da ist ohne allen Zweifel das Ausbeihen eines Goldgangs, oder wenigstens ein durch Wasserfluten von einem Goldgange herab gerissenes Geschiebe vorhanden. Geseht nun, ein solcher mit Goldbraut durchwachsender Knauer ragte von dem Ausbeihen des Ganges heraus und war nur ganz leicht mit der Dammerde bedeckt; die milde Gangart verwitterte durch Luft, Regen und Schnee, und wurde weich: ein starker Regenguß schwemmte sodann die aufgelöste Gangart samt der leichten Dammerde davon weg, so blieb der bloße Goldbraut stehen und ragte nunmehr entblößt aus der Erde hervor. Eine Rebe von einem dabei stehenden Weinstocke oder eine andere aufwachsende Pflanze umschlung während ihres in die Höhe Wachsens diesen Goldbraut: der Winter oder ein anderer glücklicher Fänder kam, und siehe, o Wunder! er meinte, ein Goldbraut sey um die Weibrebe herum gewachsen, anstatt, daß gerade umgekehrt, die Weibrebe sich um den Goldbraut geschlungen hatte. Er brachte die Rebe sammt dem Goldbraute zu halb-

gelehrten Naturkundigen, und diese kündigten der Welt eine Vegetation des Goldes an. Ich meines Theils bin versichert, daß es mit dem vegetabilischen Golde gewiß diese und keine andere Beschaffenheit habe, und von Vorurteilen befreite Naturkundige werden meiner Meinung beifallen. Wo man auch immer etwa einen Goldbraut ausgeadert hat, da hat es eben diese Beschaffenheit, daß derselbe allda von seiner anlebbenden verwitterten Gangart entblößt worden: wofern nicht etwa ein solcher Goldbraut ein durch Menschenhände gemachter Draht war, welcher vormals daselbst verloren worden.“

Eine deutsche Flußschiffahrt auf dem Niger-Benue. Die englische Kolonie Nigeria, die westliche Nachbarin unserer Kolonie Kamerun, ist eines der reichsten Gebiete Afrikas, nächst Ägypten zweifellos das reichste. Das Flußsystem des Niger-Benue ermöglicht die Erschließung dieser ausgedehnten, dicht bevölkerten, üppigen Länder-

eines gefunden, festen Schlafes — und Sie wissen doch, Herr Doktor, wie ich früher unter Schlaflosigkeit zu leiden hatte.“ — Arzt: „Kein Wunder, wo Sie tagtäglich immer so viel Schlafgelegenheit hatten!“

Symptom. Frau: „Ich glaube entschließen, daß der Assessor in unsere Elly bis über die Ohren verliebt ist!“ — Mann: „Warum?“ — Frau: „Je länger sie zusammen vierhändig spielen, um so häufiger kommt er aus dem Takte.“

Kindermund. Lieschen: „Wie alt kann ein Papagei werden?“ — Mutter: „Hundert Jahr.“ — Lieschen: „Dann ist er aber längst Großpapagei?“

Verplappert. Onkel: „Gegenüber der Universität ist ja, wie ich sehe, ein Restaurant; da wirst Du wohl oft hinüberschauen?“ — Nefte: „Gerüber, lieber Onkel!“

Ein Geizhals. „Der alte Knidermann ist also wirklich so geizig?“ — „Ach, ich sage Ihnen, der steckt sogar jedes Schimpfwort ein, das man ihm an den Kopf wirft.“

Vorsichtig. Rechtsanwalt, in einer Bauernwirtschaft: „Sind die Eier frisch?“ — Wirt: „Herr Advokat, es sind Eier. Ist weiteres laß ich mich mit ein.“

Kindermund. Lieschen: „Was ist denn das — Ständesamt?“ — Freichen: „Da kommen die Mädchen hin, die nicht sitzenbleiben!“

Zustimmung. Arzt: „Ihr Gatte muß absolute Ruhe haben.“ — Sie: „Das ist recht, daß Sie ihm das verordnen wollen. Bei jeder Toiletteforderung begehrt er auf, als ob wir vor der Pleite ständen.“

Kindermund. Die kleine Elly sieht zum Fenster hinaus und erblickt einen großen Fabrik-Schornstein, dem schwarze Rauchwolken entsteigen. Da es ihr auffällt, daß ein benachbarter Schornstein ganz untätig dasteht, wendet sie sich an Mama mit der Frage: „Nicht wahr, Mama, wenn der kleine Schornstein groß ist, darf er auch rauchen.“

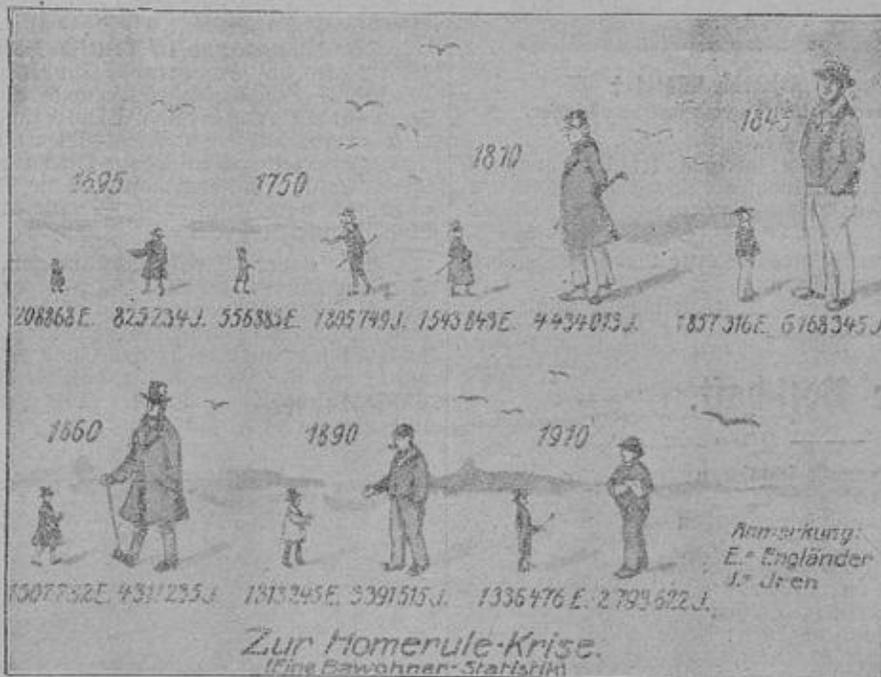
## Rätsel.

Raslos in dem Strom der Zeiten  
Mess' ich seine Wellen euch,  
Wie sie unaufhaltsam gleiten,  
Nach' ich sie einander gleich.

So den Morgenruß der Musen,  
Wie die Ruhe bringe ich,  
Und doch in dem eignen Busen  
Wohnt die Unruh' ewiglich.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
zukommen, zu kommen.

Abdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Berl. vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur  
L. Kellen, Dresden (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kocnen, Ess n (Ruhr).



strecken auf dem Wasserwege bis tief ins Innere hinein. Auch für den Nordwesten Kameruns bedeutet der Niger-Benue während der Hochwasserzeit eine direkte schnelle und billige Verbindung mit der See. Wenn trotz dieser großen natürlichen Vorzüge die Entwicklung Nigeriens noch in den Kinderschuhen steckt, so ist das dem Mangel eines geeigneten unabhängigen, allen Anforderungen genügenden Schiffahrtsunternehmens zuzuschreiben. Bisher mußten sich die Firmen, die dort Handel treiben wollten, ihre eigenen Dampfer und Leichter halten. Das war natürlich nur den ganz großen, sehr kapitalkräftigen Unternehmungen möglich. Diesem Uebelstande ist jetzt abgeholfen. Die an der Schiffahrt nach Westafrika beteiligten deutschen Meedereien haben die Niger-Benue Transport Gesellschaft m. b. H. gegründet, die die Aufgabe haben wird, mit erstklassigen Fluß- und Seeadampfern und einem großen Leichterpark einen regelmäßigen, zuverlässigen und schnellen Dienst auf dem Niger-Benue bis Baro am Niger und bis Garua am Benue (Kamerun) in direktem Anschluß an die Seeadampfer zu unterhalten.

Erklärt. Kanzleirat: „Seit meiner Pensionierung erfreue ich mich in jeder Nacht

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 17

Sonntag, den 26. April

1914

## Hans Rheder.

Ein Künstlerroman von Ilse Trömm.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Gegen elf Uhr klopfte Hans Rheder im Atelier des Professors an. Gleich darauf betrat er den luxuriös ausgestatteten Raum, dessen Wände zahlreiche große Gemälde bedeckten.

„Guten Morgen, Herr Professor . . .“

Der sah von seiner Staffelei auf. Er wusste offenbar im ersten Augenblicke nicht, wer der Besucher war, und zu welchem Zweck er vor sprach. Rheder bemerkte es.

„Ich komme auf Ihre gestrige Aufforderung, Herr Professor, die Sie im Malen mit zu er teilen so liebenswürdig waren.“

„So — ja natürlich, ich er innere mich. Für heute habe ich Sie gebeten? Schön — also bitte.“

Er wies mit der Hand auf einen tiefen, bequemen Sessel.

„Um gleich ohne Umschweife zur Sache zu kommen, Herr Rheder. Ich hab' Ihr Bild in der Ausstellung gesehen. Es ist gut. Das heißt, verhältnismäßig gut. Nach Ihrer Vorbildung sogar großartig. Es steckt etwas darin. — Etwas Großzügiges — etwas, das danach verlangt, aus sich heraus zu können —“

„Herr Professor, Sie urteilen wohl ein wenig zu eingenommen. Ich meine, das Bild ist nicht gut. Nach meinen eigenen jetzigen Ansprüchen ist es sogar schlecht. Ich schaffe heute schon etwas anderes.“

Der Professor ließ ihn ruhig ausreden und beobachtete ihn unausgesetzt.

„Na, gut — Sie leisten heute Besseres. Das ist erfreulich, aber in Ihrem Falle auch nur natürlich. Ein Künstler in Ihrem Anfangsstadium berechtigt zu Erwartungen. Er muß fortwährend in der Entwicklung leben . . .“

Rheder antwortete nichts.

„Der Zweck meiner Unterredung ist nun der, Ihnen zu sagen, daß ich bereit bin, Ihnen die Möglichkeit eines gründlichen Studiums zu geben. Ich überlasse es selbstverständlich Ihnen, sich für oder wider mein Anerbieten auszusprechen, nur will ich Ihnen noch sagen, daß es mir persönlich eine besondere Freude ist, Sie als meinen Schüler zu sehen.“

Rheder war in überströmender Freude aufgesprungen. Das ist mehr als ich verdiene, Herr Professor, das kann ich nicht annehmen.“

„Aber selbstverständlich. Vorweg muß ich bemerken, daß ich nicht auf wörtliche Dankbarkeit erpicht bin. Beweisen Sie mir diese durch die Tat.“

„Das soll mein Bestreben sein, Herr Professor.“

„Die Zukunft erst kann den Beweis erbringen, inwie weit es Ihnen mit dieser Versicherung ernst ist —“

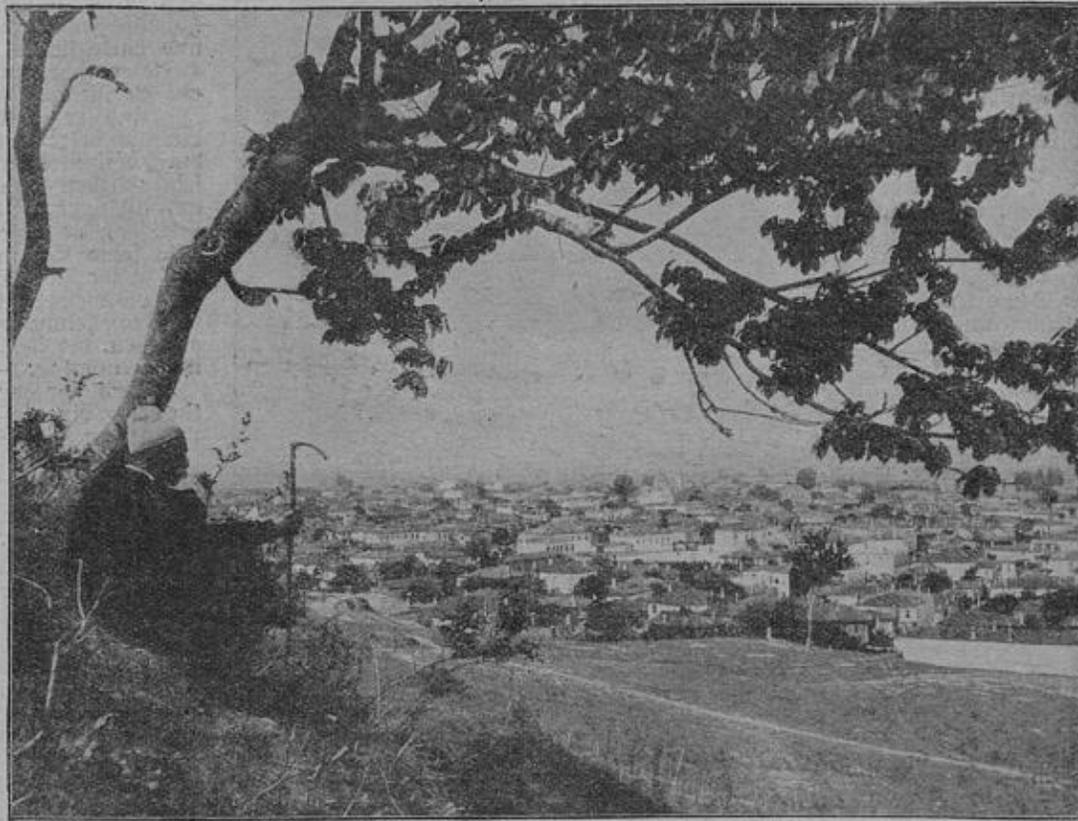
Der Professor nahm seine Palette wieder auf den linken Arm, und Hans Rheder betrachtete die Audienz als beendet. Er wollte sich bereits verabschieden, da hub der Professor wieder an:

„Da fällt mir eben was ein. Eine famose Idee. Haben Sie nicht Lust, vorläufig bis zu Beginn

des neuen Semesters in meinem Hause zu malen? Dortselbst habe ich außer meinem Privatatelier noch einen anderen geeigneten Raum mit vorzüglichem Lichte. Sie finden dort auch alles, dessen Sie benötigen.“

Das Blut flog in Rheders Gesicht. Das Anerbieten des Professors war so über seine Erwartungen, daß er nicht sofort Worte fand, seinen Dank auszusprechen.

„Sie brauchen sich, wenn Sie auf meinen Vorschlag eingehen wollen, nur gelegentlich zu mir heraus bemühen, sich die Sache einmal anzusehen und dann den Termin zu bestimmen, wann Sie das Atelier als das Ihre in Benutzung nehmen wollen. Ich werde täglich zur Korrektur bei Ihnen erscheinen.“



Die Stadt Koriça, der Mittelpunkt der neuen Kämpfe an der südalbanischen Grenze.

„Dank — vielen Dank, Herr Professor. Das ist mehr, als ich erwarten darf.“

„Reden wir nicht darüber.“

Er geleitete Rheder bis zur Tür, und höflich grüßend verabschiedete er sich. Hans Rheder aber war erfüllt von neuem Selbstbewußtsein. Wenn der bedeutende Künstler, dessen Werke von Weltruf waren, soviel Vertrauen in sein Können setzte, dann mußte er es durch die Tat beweisen, daß er dieses Vertrauens würdig war. Dann durfte er seinen Gönner nicht enttäuschen. —

Mit stolzerhobenem Haupte ging er durch die Straßen seiner Wohnung zu. Nun mußte er noch die Unterredung mit Agier durchleben, dann war er frei und unbehindert. —

Daheim fand er das junge Mädchen schon vor. Sie saß in sich zusammengekauert und blickte nicht auf, als er eintrat. Ihn wurde ein wenig ungemütlich. Die Gestalt hatte etwas so Verzweifelt, Fassungsloses, das ihn ergriß.

„Agier —!“

Sie sprang mit einem Satz auf. „Hans, was ist geschehen, was trat zwischen uns?“

Er schwieg und mied ihren Blick.

„Du mußt nicht denken, daß ich etwa gekommen bin, um Dich zu bitten, Dich anzusehen, Dich um Gotteswillen nicht von mir zu wenden. Ha, ha — aber ein Recht hab' ich darauf, zu wissen, was Dich zu diesem seltsamen Benehmen veranlaßt.“

„Weil Du kein Vertrauen zu mir hast.“

Sie war jetzt ganz Temperament, faßte ihn an beiden Schultern und stützte ihn heftig.

„Bist Du klug! Ich bot Dir nur ein sorgenfreies Leben und hab' es wahrhaftig nicht böß gemeint. Du weißt doch selbst, wie manches Künstlertum kläglich Schiffbruch leidet.“

Rheder war völlig willenlos in ihren Händen. Er fühlte, er wußte, daß sie recht hatte, aber sie sollte es nicht in solchen krassen Worten sagen, sollte es mit schönen Worten bemänteln und bedecken, wie man die größten Wahrheiten hinnehmen kann, wenn sie gut umschrieben sind.

„Von Dir speziell habe ich ja gar nicht geredet. Gewiß, ich sagte, der eine Erfolg böte doch keine Garantien für die Zukunft, aber nun Du Dich so ernstlich empörst, wo Du all Deine Kraft für Deine Kunst in die Waagschale wirfst, nun mußt und wirst Du den Erfolg zwingen.“

Ihr glühendes Gesicht war in seiner Erregung reizvoll. Rheder schaute hingekissen in ihre Züge, ihre Augen, auf ihren roten, frischen Mund. Diese Lippen, die solche begeisterten Worte formten, hatte er geküßt, heiß und leidenschaftlich geküßt.

Er befand sich in einem tollen Sinnemirbel. Beides war gleich stark in ihm — die Liebe und der Haß. — Die Liebe, weil alle ihre Gedanken Liebe waren und der Haß, weil er instinktiv fühlte, daß er dieser Liebe unterliegen mußte.

Agier sah, welche Gedanken ihn durchlebten. Sie richtete sich auf.

„Wir wollen keine Gefühlsduselei veranstalten. Ich weiß, daß wir respektive Du mit Dir einig bist. Du hast mir nichts zu sagen. Nun will ich Dir auch sagen, weshalb ich gekommen bin. Um Abschied zu nehmen.“

Witzartig war ihm dieser Gedanke, bevor sie ihn aussprach, aufgedämmert. Nun durchkostete er die ganze Schwere ihres Entschlusses.

„Du willst fort?“

„Ja —. Ich habe hier nichts mehr zu tun. Ich kann nicht länger hier sein. Ich müßte Dich fortwährend sehen, Dir hier und da in den Weg laufen. Das kann ich nicht. Du weißt, ich gehöre nicht zu denen, die heute diesen, morgen jenen küssen und das Glück der einen Stunde über die Seligkeit der andern vergessen, die aber ewig leer und ohne Liebe sind, weil alles nur Illusion, nur Betäubung ist.“

Sie bot ihm ihre Hand.

„Du hast das Recht, so mit mir zu sprechen, weil Du nicht so fahrig bist wie ich. Du bist beständig wie der Baum, der in gutem Boden wurzelt. Dich überfällt nicht unerbittlich, ohne daß Du darauf vorbereitet bist, das Schicksal und fordert Dich restlos in

die Schranken — Du brauchst nicht all Dein Menschentum auf das eine Ziel einzusetzen, auf eine Karte. Du liebst, und Dir ist die Liebe alles, weil Du Weib bist.“

Sie strich mit ihrer Hand leise über sein Gesicht und schloß, und in dieser Bewegung lag ihre restlose Liebe.

„Nun werde ich gehen, und ich will es versuchen, Dich zu verstehen, will es lernen, an Dich zu glauben. — Leb' wohl.“

Sie wandte sich mit tränengefüllten Augen zum Gehen. Er schaute ihr einige Sekunden wie entgeistert nach. Dann stürzte er nach der Tür und hielt das junge Mädchen, das eben hinaus wollte, zurück.

„Agier, ich kann Dir heute nichts sagen, Dir noch keine bestimmte Zusicherung geben. Nur um eins bitte ich Dich: Bleibe hier! Du bist Dein eigener Herr, es ruft Dich niemand, wenn Du es nicht willst. Und nochmals bitte ich Dich, bleibe. Es muß klar in mir werden. Es ist so vieles, das ungelöst in mir lebt und an dem ich innerlich zugrunde gehen kann. Du sollst mich nicht verlassen. Ich weiß, ich verlange ungeheuer viel von Dir, denn ich bin unfähig, Dir ein bindendes Versprechen zu geben. Nur bleibe, bis es klar in mir ist.“

Agier van Hoochsten wandte ihm ihr Gesicht voll zu. Einen Augenblick kämpfte sie mit sich, dann nahm sie seine bittend ausgestreckte Hand —

„Gut, ich bleibe.“

„Dank! Dir —.“

Er küßte inbrünstig ihre Hände und wiederholte: „Dank! Dir —.“

Nun war sie fort. Rheder stand mitten im Zimmer und schaute mit brennenden Augen nach der Tür. Es war wie ein Spuk gewesen. Hatte sie wirklich leibhaftig vor ihm gestanden? — Hatte er ihre Hände geküßt? —

Er warf sich aufstöhnend auf die Chaiselongue und wühlte seinen Kopf in das Kissen. Nur nichts mehr sehen und hören müssen. Hatte er sie vorher nicht gebeten, nicht fortzugehen — und hatte sie es nicht versprochen? Hatte er nicht damit trotz alledem fast ein Versprechen gegeben? —

Und er wollte doch frei sein, innerlich befreit sein! Er wollte nicht durch den Gedanken an ein Weib von seiner Arbeit abgelenkt werden, und nun fühlte er mit erschreckender Klarheit, daß er unfreier denn je war. Alle seine Empfindungen drängten ihn zu ihr hin. Er konnte an nichts anderes mehr denken als an sie. Sie mußte geheimnisvolle Kräfte auf ihn ausüben, die so stark waren, daß er ihnen unterlag.

Professor Harden saß seiner Gattin beim Diner gegenüber, und beide plauderten wie immer sehr angeregt über die Eindrücke des Tages und über ihre Begegnungen. Er vergötterte seine Frau, die sich gerne verwöhnen ließ und ihn aufrichtig liebte. Sie konnten sich jeden Lebensgenuss gestatten, und der kleine Bubi, das Söhnchen, erhöhte die Harmonie ihrer Ehe. Sie führten ein großes



Adolf von Menzel zu Besuch bei Paul Hense in München.

Haus, gaben in der Gesellschaft Düsseldorf den Ton an und Frau Claire verstand es mit grazioser Keil, den Gästen ihres geräumigen Hauses den Aufenthalt unvergeßlich zu machen. Man bewunderte sie sehr. Sie fand sich anfänglich schwer in die veränderten Verhältnisse, sehnte sich nach München zurück, hatte sich aber allmählich doch mit Düsseldorf ausgeöhnt. Nun verteilte sie ihre Zeit zwischen ihren Bekannten hier und drüben nach ihren Wünschen. Sie reiste sehr viel. —

Frau Claire reichte ihrem Gatten die Bratenschüssel.

„Ach — ich wollt' Dir noch was sagen, Muß“ — er nannte sie öfter mit diesem Rosenamen — „wenn es mir doch wenigstens aufdämmern wollte. Ich komme und komme nicht drauf —“

Sie lachte.

„Ich bin neugierig, Rudolf, was ist's denn?“

„Ja, wenn ich das nur selber wüßte. Ich glaube, ich leide an Gedächtnischwund —“

„Spotte nur nicht. Es wird halt nicht sehr wichtig sein — und wo Du an soviel bedeutendere Dinge denken mußt, nimmst mich nicht wunder. War es vielleicht ein Auftrag?“

„Wichtig. Du bist doch ein kluges Weib, Muß. Ein Auftrag ist's. Und zwar ein ganz außergewöhnlicher —“

„Na —?“

Die Fürstin Salm-Dingfort läßt mir durch ihren Kammerherrn mitteilen, daß Sie wünscht, von mir gemalt zu werden.

Durchlaucht geruhten, mir die hauptsächlichste Bestimmung über den Zeitpunkt zu überlassen. Nur bat sie sich aus, daß es nicht in allzuweite Ferne hinausgeschoben würde. Da Ihre Durchlaucht im Herbst nach Italien zu gehen pflegen, wäre es Ihrer Durchlaucht sehr erwünscht, wenn das Porträt sehr bald begonnen würde."

Frau Claire lachte mit ihrem Gatten über den untertänigen Ton, indem er sprach.

"Da ist Dir allerdings eine hohe Ehre zuteil geworden, die Du hoffentlich zu schätzen wissen wirst."

"Aber natürlich, Liebling."

"Da kann ich mir wohl aus diesem Anlaß eine neue Toilette bestellen?"

"Wenn Du wieder mal nichts anzuziehen hast."

"Das weißt Du doch!"

"Ja ja."

"Wann denkst Du, Dich Ihrer Durchlaucht zu Füßen zu legen?"

"Schon in den nächsten Wochen. Die Akademie-Ferien sind ohnehin schon bald, und nennenswerte Arbeiten sind vorläufig nicht zu erledigen."

"Schön. Aber etwas mußt Du mir fest versprechen: Bei der Fürstin die Gnade zu erflehen, mich ihr vorstellen zu dürfen. Ich werde blendend sein, Rudolf."

"Wie immer. — Ich will's versuchen."

"Ach ja — das ist nett."

Aber diese Aussicht schien sie sehr beglückt zu sein, denn sie sprudelte von Liebenswürdigkeit und Freude.

"Da hätte ich beinahe noch etwas vergessen. Ich habe da einen jungen Maler, einen netten, bescheidenen Kerl, den ich ein bißchen auf die Strümpfe bringen will. Er kann wirklich was, sonst würde ich mich selbstredend nicht an ihn verschwenden."

"Wer ist es denn?" fragte Frau Claire.

"Ein gewisser Hans Rheder, Du wirst wohl kaum davon gehört haben."

Er vertiefte sich in die lukullischen Genüsse. Sie wurde nachdenklich.

"Wart' mal, Hans Rheder — Hans Rheder — den Namen habe ich doch irgendwo mal gehört — Mit einer meiner Bekannten steht er im Zusammenhange. Wer ist's doch gleich? Ach, das macht ganz nervös."

"Du irrst Dich sicher, Mut. Wie sollst Du oder einer Deiner Bekannten den kennen. Er ist von ganz kleinen Leuten her, in den kümmerlichsten Verhältnissen großgezogen."

"Ich glaube nicht, daß ich mich täusche. Halt! War es nicht die Javanerin, die neulich hier auf meinem Donnerstagstee war? Ja, natürlich. Sie sprach von ihm. Mir schien, sie hatte ein Verhältnis mit ihm, wenngleich sie auf meine bezügliche Frage heftig ablehnte."

"So, so — Ach, das tut übrigens ja weiter nichts zur Sache. Welcher junge Mann hätte denn schließlich kein Mädel?"

"Was wolltest Du mir noch sagen, Rudolf?"

"Ach ja — also, der Rheder wird oben im Atelier arbeiten. Er ist ein bißchen schlichtern und unbeholfen, und wenn Du Dich dazu verstehen kannst, so nimm Dich seiner etwas an. Er muß gewandter und selbstsicherer werden."

"Vorerst, ehe ich Dir das verspreche, werde ich mir Deinen neuen Protégé mal genau betrachten. Ist er mir sympathisch, so soll es ihm an meiner Erziehung nicht fehlen, und ich hoffe, ein glänzendes Resultat zu erzielen."

"Wir werden ja sehen, Claire-Mut."

Nach Tisch zogen sie sich zu einer Ruhestunde zurück. Der Professor blieb im Atelier auf der Chaiselongue, und seine Gattin begab sich hinauf in ihr Schlafzimmer.

Einige Tage später kam der Professor mit der Eröffnung nach Hause, noch selbigen Tages abreisen zu müssen, sintonmalen Ihre Durchlaucht ihn mit aller Bestimmtheit erwartete. Er war selbst außergewöhnlich fröhlich, so daß Frau Claire gereizt und böshaft wurde.

"Wenn Du schon jetzt so launisch bist, wie würdest Du erst

sein, wenn Dir in Aussicht gestellt wäre, Ihre Majestät die Deutsche Kaiserin zu porträtieren?"

"Es ist immerhin eine sehr wichtige Angelegenheit," entgegnete der Professor ärgerlich, "und Deinen Spott könntest Du Dir verkneifen."

"Weißt Du, Lieber, ich meine es nicht spöttisch. Ich stehe nur Deiner Aufregung verständnislos gegenüber. Als Papa noch im Regiment stand, bin ich so mancher Durchlaucht vorgestellt und von ihr ins Gespräch gezogen worden, und ich habe kein einziges Mal mein Herz schneller klopfen gehört."

"Ob Du ein paar konventionelle Worte mit einer Fürstin sprichst, oder ob ich ein Werk schaffen soll, das allen Ansprüchen gerecht werden muß, das ist denn doch ein ganz gewaltiger Unterschied. Das solltest Du nicht verkennen."

"Nun ja, ich werde mich bemühen, es zu verstehen. Vielleicht belingt es mir mit gutem Willen."

Sie beobachtete ihn nonchalant im Sessel zurückgelehnt. Er schleppte eine Unmenge Sachen herbei, die er für den Aufenthalt bei der Fürstin als unumgänglich notwendig erachtete, und das

Mädchen packte sie sorgfältig in einen großen, mit Hotelzetteln fast ganz verklebten Rohrpappkoffer. Seine Malutensilien waren bereits von dem Atelierdiener in der Akademie verpackt worden.

"Also, wenn Du das Terrain soweit vorbereitet hast, so lasse es mich wissen, damit ich hinkomme. Ich bin nun mal ganz unglaublich veressen darauf. Warum, könnte ich Dir eigentlich nicht mal sagen. — Aber das Verlangen ist so stark in mir, daß ich mich kaum beherrsche und Dich offen gestanden nur sehr ungern allein gehen lasse —"

Er lachte kurz auf.

"Du bist närrisch, Claire. Bisher hast Du nie so geredet. Du freustest Dich im Gegenteil immer, wenn ich gute Aufträge hatte, und wenn mir die Arbeit eine wirkliche Erholung war. Sie ist es nicht immer, das weißt Du sehr gut. Oft ist sie direkt erschöpfend. Diesmal aber glaube ich, daß ich einmal gründlich ausspannen kann."

"Warum glaubst Du das?" fragte Frau Claire.

Er hielt einen Augenblick in seiner Beschäftigung inne und sah sie an. Sie schien ihm völlig verändert, und er wußte doch nicht, worin die Veränderung bestand. Ruhig hielt sie seinen Blick aus und erwartete seine Entgegnung. Das minutenlange Schweigen wurde ihr endlos.

"Warum ich das glaube, soll ich Dir sagen? Das kann ich nicht. Es ist mehr Gefühlssache. Du mußt das doch verstehen —"

"Ja — ich verstehe — und —"

Sie erhob sich und ging einige Schritte ins Zimmer — dann blieb sie stehen.

"Es ist mir, als ob sich etwas zwischen uns schöbe, etwas rätselhaft Geheimnisvolles. Du bist ein anderer, als der Du warst."

Vielleicht mochte er die Wahrheit ihrer Worte selbst fühlen. Er senkte die Blicke und schwieg. Sie aber überwand wenigstens äußerlich ihre Verstimmung.

"Ich sehe Gespenster und quassle Dir was vor. Verzeih! Man sollte sich nicht so von seiner Stimmung beherrschen lassen. Darf ich Dich zur Bahn begleiten?"

"Natürlich, wenn Du willst."

Klang das nicht zögernd? Ja — sie täuschte sich nicht. Es war nicht die frühere Freudigkeit in seiner Zustimmung. Sie ging ans Telefon und bestellte ein Auto. Während sie sich für die Fahrt zum Bahnhof bereit machte, suchte sie in ihrem Gedächtnis nach allerlei kleinen, scheinbar harmlosen Wesenszügen ihres Gatten, die er in letzter Zeit offenbart hatte. Es waren aber so mannigfaltige Widersprüche in ihnen, daß sie sich daraus kein klares Bild seines Seelenzustandes machen konnte. Sicher war vor allen Dingen, daß er grenzenlos überarbeitet war und seine Nerven total zerrüttet hatte. Das zeigte sich an seiner bei jeder geringsten Gelegenheit auftretenden Reizbarkeit, die ihm früher völlig ferngelegen hatte. War er mal erst aus allem heraus — in eine neue Umgebung, sah andere Menschen, andere Gegenden, so würde sich seine alte frühere Ruhe schon wieder einstellen.



Neue Sicherheitsvorrichtung für Flieger in Johannisthal.

Dieser Gedanke machte sie merkwürdig verjöhlicher, und befreit von dem atembeklemmenden Druck, der auf ihr geruht hatte, ging sie wieder ins Atelier ihres Mannes.

„So ist's recht! Ein liebes, sonniges Gesicht mußt Du haben. Die düsteren Wolken auf Deiner Stirne machen mich nervös.“

Bald nachher fuhren sie durch Oberlaffel zum Bahnhof. Der Abschied ging schnell vonstatten, da der Zug schon zur Abfahrt bereit stand. Er winkte vom Coupéfenster aus, aber noch bevor der Zug die Bahnhofshalle verlassen hatte, verschwand die grüßende Hand, und Frau Claire stierte dem Zug entgeistert nach. Es war ihr, als führe jetzt ihr Lebensglück fort. Sie hätte aufschreien mögen. Aber bald kehrte die klare Besinnung wieder. Sie schalt sich, weil sie so töricht war, daß sie diesen kleinen nebensächlichen Dingen solche Bedeutung zumah, die ihnen doch durchaus nicht zutram.

Als sie wieder zu Hause war, brachte ihr das Mädchen eine Karte. Sie las: „Hans Rieder“. Ah, das war der neue Schüler ihres Gatten. Er wollte wahrscheinlich seinen Besuch machen. Eigentlich hatte sie wenig Lust, ihn zu empfangen, und schon wollte sie ablehnen, als sie daran dachte, daß ihr Mann ihr den jungen Menschen besonders warm empfohlen hatte. Sie durfte ihn daher nicht abweisen. Und jedenfalls war es nicht uninteressant, sich diesen neuen Kunstjünger einmal anzusehen.

„Führen Sie den Herrn herein, Anna.“

Anna lachte. Sie war halbwegs die Vertraute der Frau Professor, und wenn sie dieses spöttische Lächeln zeigte, wußte Frau Claire, daß sie sich amüßerte. Wahrscheinlich sah dieser Hans Rieder schon etwas apart aus. Sie konnte nicht umhin, sich die komischste Vorstellung von ihm zu machen.

Hans Rieder trat über die Schwelle. Frau Professor erhob sich, ging ihm einige Schritte entgegen.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, daß ich den Mut habe, Sie um die Gunst einer kurzen Bitte zu bitten. Da aber Ihr Herr Gemahl, der Herr Professor, die Güte hatte, mich zu diesem Schritte zu veranlassen . . .“

„O, bitte sehr,“ — fiel ihm Frau Claire in seine wohlgelegte Rede. „Es freut mich, Sie zu sehen. Mein Mann hat mir soviel Gutes von Ihnen berichtet . . .“

„Herr Professor ist wirklich außerordentlich lebenswürdig. Ich fürchte nur, daß ich den Anforderungen, die er an mich stellt, nicht genügen werde, und daß Herr Professor später seinen Irrtum befeimen wird.“

Sie lachte.

„Mein Himmel, seien Sie bloß nicht zu bescheiden! Damit erreichen Sie gar nichts. Sie müssen sich Ihres Wertes bewußt werden, Herr Rieder . . .“

Hans Rieder senfzte.

„Es kommt nur darauf an, daß Sie Vertrauen zu sich selber haben, und daß Sie sich dieses Selbstvertrauen von keiner Seite erschüttern oder gar zertreten lassen. Denn glauben Sie nur, Sie werden noch mehr Feinde als Freunde unter den Menschen finden . . .“

Sie sprach mit ihrer klaren, ruhigen Stimme.

„Sie werden sicherlich allzu recht haben. Aber ich kann mich nicht dagegen wehren. Ich fürchte mich vor meinen Feinden . . .“

„Fürchten ist nicht das Richtige. Wappnen müssen Sie sich gegen sie, mit Ihrem Selbstbewußtsein, mit Ihrer Kraft, Ihrem Können. So nur werden Sie Ihr Ziel erreichen.“

Bewundernd sah Hans Rieder zu ihr auf. Wie herrlich sie sprach. Sie schien ganz erfüllt von dem Gedanken, ihn, den unbedeutenden jungen Menschen, durch ihr Vertrauen auf sein Können heraufzuheben. Solche Frau war ein wahrhaftiger Edelstein. So mußte die Gefährtin eines echten Künstlers reden. Unter ihren begeisterten Worten mußte der Alltag versinken und eine andere bessere Welt sich aufstun. Es kostete ihm Überwindung, sich zu erheben, um sich zu verabschieden, und da sie es anscheinend auch noch nicht erwartete, daß er ginge, genoß er die Minuten seines Weilens mit intensivem Behagen.

„Wann gedenken Sie Ihre Arbeit hier im Atelier zu beginnen?“

lenkte Frau Claire das Gespräch zu einem andern Thema hinüber.

„Und dann möchte ich Sie sehr bitten, mir etwas über das eigentliche Feld Ihrer Kunst zu verraten.“

„Gerne. Wenn Ihrerseits nichts im Wege steht, möchte ich schon in der nächsten Woche kommen, gnädige Frau . . . Und dann — was mir hauptsächlich liegt, sind die figürlichen Sujets, und vor allen Dingen das Porträt — darauf möchte ich allerdings vorzüglich mein Studium einstellen. Im übrigen überlasse ich diese Entscheidung selbstverständlich dem Herrn Professor.“

Sie nickte interessiert.

„Ja, hören Sie mal — was machen Sie denn zum Beispiel zuerst hier? Haben Sie schon etwas Bestimmtes im Auge?“

„Nein. Ich dachte, solange der Herr Professor noch abwesend ist, Studien zu machen, die er nach seiner Rückkehr zur Korrektur vornimmt.“

„Haben Sie gute Modelle?“ —

„Bisher mußte immer ein Bekannter daran glauben —“

„So — dann stand Ihnen die „Stridende Frau“ auch nahe?“

„Sie war meine Wirtin. Eine im Grunde ihres Wesens zwar ehrliche und aufrichtige Frau, die es aber dennoch meisterhaft verstand, mir das Leben zur

vor dem Verlaufe des Bildes. Ich hatte schon ernstlich überlegt, ob es nicht besser sei, das ganze Daseinselend von mir abzuwerfen — da wurde mir wie durch ein Wunder das Glück zuteil, dessen Folgen ich heute noch täglich erlebe. Seitdem bin ich auch innerlich ein ganz anderer Mensch geworden . . .“

„Das kann ich verstehen.“

Sie hatte selbst einmal zu einer Zeit nicht in diesen glänzenden Verhältnissen gelebt, in denen sie sich heute befand, wenn auch die krassesten Seiten des Daseins ihr bisher immer ferngeblieben waren. Und deshalb waren ihr die Menschen, die ein ähnliches Schicksal hinter sich hatten, in ganz besonderem Maße sympathisch.

„Ich hörte bereits vor einiger Zeit von Ihnen reden, Herr Rieder.“

Er war neugierig.

„Ja, sogleich nach Ihrem sozusagen „ersten“ Erfolg, wenn wir die Ladenverkäufe nicht rechnen wollen. Und zwar war es, wie ich mich lebhaft erinnere, Fräulein van Hoochsten, die von Ihnen sprach.“

Eine Blutwelle ging über sein anziehendes, freimütiges Gesicht. „Sie kennen Fräulein van Hoochsten?!“

„O ja, sie war wiederholt hier. Eine reizende junge Dame. Sie hat eine derart spruchreiche Welt- und Menschenkenntnis, wie man sie nur höchst selten antrifft.“

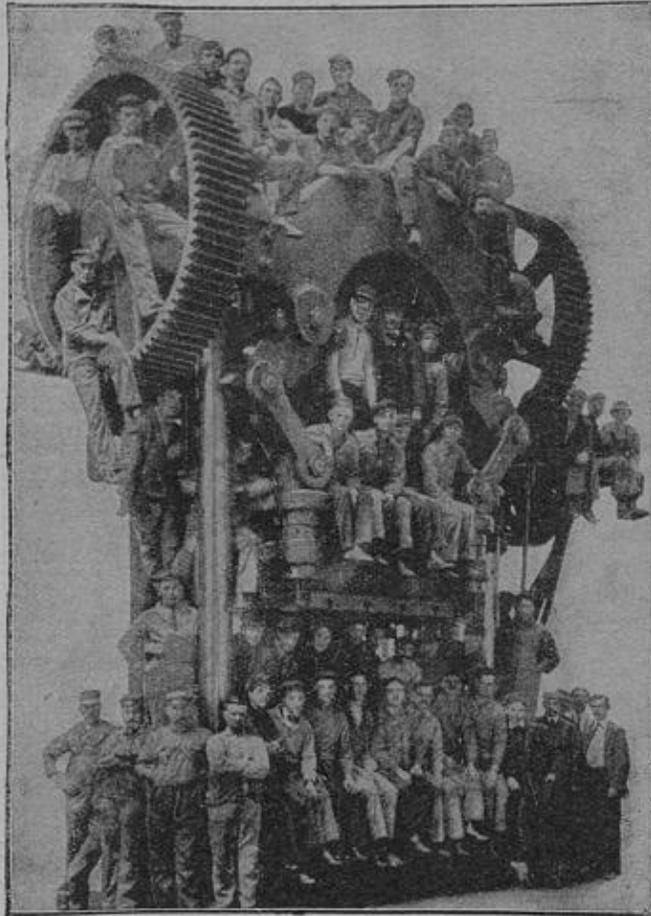
„Wenn man bedenkt, daß Fräulein van Hoochsten viel und weit gereist ist und daß sie völlig unabhängig von irdischen Gütern ist, wundert es nicht mehr, daß sich ihr Blick geschärft hat . . .“

„Sie soll kolossal reich sein.“

sagte Frau Claire. „Ihre Großeltern sind schon vor Jahr und Tag nach der holländischen Kolonie ausgewandert und haben es durch Fleiß und Ausdauer zuwege gebracht, daß sie schon bald zu den ersten begüterten Ansiedlern gehörten. Die Nachkommen haben das Erbe der Väter gut und ertragreich verwaltet, und nun ist Agier van Hoochsten die einzige Erbin des ungeheuren Vermögens.“

Rieder empfand es mehr als peinlich, daß Frau Professor von Agiers finanzieller Unabhängigkeit sprach. Es schien ihm, als wisse sie von seinen Beziehungen zu ihr und als vermutete sie letzten Endes, er trüge sich mit der Absicht, um Agier ihres Geldes wegen zu werben. Wie fern ihm das lag, konnte er keinem Menschen sagen. Und überhaupt Agier van Hoochsten fiel in seinen Augen gegen diese Frau fast in Nichts zusammen. Diese Frau verstand anzuspornen, zu begeistern — und Agier hatte da niedergeworfen, wo sie aufrichten sollte.

(Fortsetzung folgt.)



Eine Riesenmaschine auf der Ausstellung in London.

# Das Wibeke.

Von H. Bengauer.

(Nachdruck verboten.)

Da ich selbst erschöpft, durstig und ruhebedürftig war, setzte ich mich auf die Bank, nahm den Hut ab, trocknete mir den Schweiß von der Stirne und trank nach einer Weile von dem Wasser, das ich in einem Papierbecher, den ich auf Spaziergängen stets in der Rodtasche mitführe, mühsam auffing.

Ganz mit mir selbst beschäftigt, hatte ich es gar nicht bemerkt, daß meine zwei lustigen Begleiter nicht mehr an meiner Seite waren, sondern tiefer in den Wald eindringen.

Ich fing an zu rufen und zu pfeifen, aber sie stießen sich nicht sehen.

Es blieb mir nichts übrig, als mich auf die Suche zu begeben. Während ich nun die Anhöhe auf der anderen Seite hinabsteige, kommen die Dackel schon wieder angerannt. Ich sehe sofort, daß sie sich um einen Gegenstand balgen, den sie aus dem Gebüsch herausgezerrt haben müssen.

Die Hunde folgen meinem Rufe und apportieren sogleich den kleinen, weißen Gegenstand, den ich bei näherer Besichtigung als ein blutbeflecktes, hellseidenes Taschentuch erkenne.

Trotz der sommerlichen Hitze überläuft es mich plötzlich eiskalt!

Jetzt bin ich fest davon überzeugt, daß Herrn Jules wirklich etwas passiert sein muß, und daß die Unfallstelle nicht weit von hier liegen kann.

Auch die Dackel haben, eifrig am Boden schnüffelnd, schon eine Spur aufgenommen, die sie aufmerksam verfolgen.

Nach etwa zehn Minuten finden wir, was wir gesucht haben.

Etwas abseits vom Wege, halbaufgerichtet, an einer Tanne lehrend, sehe ich einen Mann, der ohne Zweifel der Gesuchte sein muß.

Die Hunde, die ihn erkennen, springen wuselnd an ihm empor, doch er scheint sie nicht zu bemerken.

Mit halbgeschlossenen Augen sieht er mich starr an, macht aber keine Bewegung, vermag auch nicht zu sprechen. Ich eile an das Bächlein zurück, bringe etwas frisches Wasser zum Trinken und wasche mit einem genähten Tuch die blasse Stirn des Bewußtlosen.

Die Kühle des Wassers scheint ihn zu erfrischen. Er vermag auch einen kräftigen Schluck zu trinken.

Dann senkt er tief auf und öffnet die Augen weit.

„Es ist Ihnen unwohl geworden, Herr . . .“  
 „Sie imstande, sich aufzurichten, denn wir haben höchste Zeit, heimzukommen, da ein Gewitter im Anzug ist?“ frage ich und kniee neben ihm nieder. In der Tat pfeift jetzt auch schon der erste Windstoß durch den Wald, und die Bäume neigen sich ächzend unter seinem Ansturm.

Herr Jules sieht sich erstaunt um, als erwache er aus einem Traum.

„Wo bin ich . . . was ist mit mir geschehen?“

„Vermutlich sind Sie von einer Ohnmacht befallen worden, Herr. Aber wir müssen eilen, in das Forsthaus zu kommen, es beginnt schon zu regnen.“

„Merci, Monsieur!“ sagte Herr Jules, als ich ihm behilflich war, sich aus dem Graße aufzurichten. Seine hohe, magere Gestalt zitterte noch leicht, als er wieder auf den Füßen stand. Etwas Moos und Hälmchen hafteten an seinem hellen Sommerrock, und er suchte nach seinem Taschentuch, um sie abzuklopfen.

Als er es nicht fand, erschrak er heftig und begann sich an etwas zu erinnern.

„Kommen Sie, mein Herr . . .“ sagte ich ablenkend, dabei fußte ich ihn rasch unter den Arm, und wir gingen den Waldweg zurück.

„Monsieur wohnen ebenfalls in der Försterei?“ fragte er mich plötzlich.

„Schon drei Wochen.“

„Ich habe Monsieur noch nie gesehen.“

„Und auch keinen Versuch gemacht,“ dachte ich heimlich, doch war jetzt aller Groß von mir gewichen, denn ich sah es deutlich, dieser Mann war ein Schwerverkranker und nicht bloß an Leibe war er krank, auch seine Seele war betrübt und litt, und auf seinem blassen, schmalen Gesichte standen die schmerzlichsten Erlebnisse und die bittersten Enttäuschungen aufgezeichnet.

Noch nicht lange waren wir, so eng aneinandergeschmiegt, dahin geschritten, als Herr Jules plötzlich stehen blieb und mit heftiger Gebärde an seine Brust griff.

Seine weiß gewordenen Lippen öffneten sich, doch vermochte er nichts hervorzubringen als einen klagenden Wehlaut.

Erstochen umfing ich ihn fester.

„Monsieur“, stöhnte er gequält . . . o . . . Monsieur.

Ich sah es, daß er furchtbare Schmerzen in der Brust zu leiden hatte, denn er bäumte sich auf und rang mühsam nach Atem.

Und plötzlich begann Herr Jules zu husten. Aber diesmal war es kein trockener, herber Husten, nein . . . es ging ganz leicht, und aus seinem Munde quoll heiß und hellrot ein rieselnder Blutstrom, rann über seine Brust herab und bildete eine kleine Lache am Waldboden. Herr Jules schloß wieder die Augen, lehnte sich steif an mich und schien abermals das Bewußtsein verloren zu haben.

Was tun?

Es wäre mir nicht möglich gewesen, den zwar mageren und abgekehrten, aber immerhin großen und knochigen Körper des Kranken auf meinen Armen bis zum Forsthaus zu tragen.

Ich bettete deshalb Herrn Jules sachte auf den noch trockenen Moosboden, spannte den Schirm über ihn, befohl den Hunden, sich an seine Seite zu legen und eilte dann, so rasch mich meine Füße trugen, zum Forsthaus. Glücklicherweise waren die beiden kräftigen Jagdgehilfen soeben heimgekommen und unsern vereinten Kräften gelang es dann alsbald, den armen Herrn Jules, in warme Decken gehüllt, trocken in sein Stübchen bringen zu können, obgleich draußen eiskalter Regen niederrauschte. Trine kochte schnell einen starken Tee und das Hühelweiblein brachte eine Flasche alten Wein, frische Eier und gebratenes Wildfleisch herauf. Unter ihrer sorgfamen Pflege erwachte Herr Jules allmählich und erholte sich etwas. Er schaute uns alle mit dankbaren Blicken an.

Mir aber drückte er die Hand und flüsterte dabei ganz leise etwas, was ich nicht recht verstand. Es klang aber ganz feierlich, etwa wie: „Monsieur“ und „le bon Dieu“ . . . und „merci mille fois“, ja . . . so ähnlich sagte er, und ich glaubte zu verstehen, was er meinte . . .

### Herr Jules hat es mir angetan!

In den wenigen Tagen unserer Bekanntschaft ist er mir lieb geworden wie ein Freund oder ein Bruder. Nicht bloß, daß ich ihn seines schweren Brustleidens halber bemitleide, nein . . . seine feine, lebenswürdige Art, sein hochsinniges Wesen, sein biederer Charakter, seine sanfte Geduld und Lebensweisheit machen mir ihn täglich werter, und die Stunden, die mir vergönnt sind an seinem Leidenslager zubringen zu dürfen, erscheinen mir wie ein köstlicher Gewinn. Was man nicht alles von einem Menschen lernen kann!

„Das Leben muß Pflichterfüllung, Wille, Tat sein,“ sagte heute Herr Jules, „aber die Jugend meint, es sei Freude, Vergnügen, und brächte Erfüllung aller Wünsche . . .“

„Das stimmt wohl,“ meinte ich und dachte an meine Berta. Da lächelte Herr Jules traurig.

„Bis man eben so weit ist . . . so weit wie ich bin . . . das kostet Herzblut . . .“

Und dann sagte er mir, er wolle mir demnächst seine Lebensgeschichte erzählen, sie sei furchtbar traurig.

Und wieder lächelte er, ein wehes, seltsames Lächeln, wie nur einer lächelt, dem gar nichts mehr etwas anhaben kann, der über alles im Leben schon hinweg ist, einer, der über allen Dingen steht und den nichts mehr erreichen kann . . .

Ich bin sehr neugierig und gespannt auf die Lebensgeschichte des Herrn Jules.

Heute endlich hat mir Mütterlein geschrieben. Sonst antwortete sie immer sogleich auf meine Briefe. Diesmal ließ sie mich mehr als eine Woche warten.

Sollte sie sich solange haben besinnen müssen? Nun . . . eigentlich bin ich enttäuscht von ihren wenigen Zeilen.

Der Jubel über die in Aussicht gestellte Schwiegertochter ist ausgeblieben!

Warum wohl . . . sonst ist es doch immer ihr Wunsch gewesen, daß ich mich, nach Erhalt einer guten Stellung, verheiraten sollte.

Oder ist ihr die Persönlichkeit meiner zukünftigen Frau nicht sympathisch?

Ich erinnere mich nicht, ihr Bertas Namen genannt zu haben.



Prinz Tsai Lun

von der chinesischen Kaiserfamilie weilt in Berlin.

Sie kennt Berta allerdings schon länger, hat vielleicht auch mit scharfem Mutterblick das Geheimnis meines Herzens selbst herausgefunden.

Aber wenn auch . . . die strengen Worte, die mir mein Mütterlein, so ganz gegen ihre sonstige milde, liebevolle Art, alle Verhältnisse zu beurteilen, heute schreibt, passen gewiß nicht auf Berta. Wenn ein Mann eine Frau heiratet, die ihn nicht von ganzer Seele und mit ganzem Herzen liebt, dann kommt er um das Beste im Leben und, wenn er feinfühlig und gemütsstief veranlagt ist, wie mein lieber Sohn, dann kann er mit einer solchen Ehefrau nichts anderes als recht unglücklich werden. Die modernen Mädchen lieben zumeist nur sich selbst, ihre Bequemlichkeit und ihr Vergnügen. Die Ehe ist ihnen nichts als eine Versorgung, eine Einrichtung, die ihre Rechte maßlos steigert, von deren Pflichten man sich aber schon drücken kann, wenn man es nur etwas klug anstellt" . . .

So schreibt mein Mütterlein!

Ich bin ganz traurig gestimmt.

Freilich begreife ich, daß Mädchen wie Berta, welche allen Sport treiben und gerne in der Welt glänzen, so ziemlich der Gegensatz zu meinem noch etwas altmodischen Mütterlein sind.

Das ist der Kampf der alten und der neuen Zeit, der ja auf allen Gebieten entbrennt. Aber die Grundbegriffe müssen die gleichen bleiben. Eine Frau darf sich hübsch kleiden, ihren Körper durch Sport nähren, Vergnügungen mitmachen, aber sie muß dabei auch eine liebevolle Gattin, eine musterhafte Hausfrau sein, und die Anforderungen der Familie müssen ihr als das Höchste und das allein Maßgebende gelten.

Oder soll sich das nicht vereinbaren lassen?

Liebe Mutter, Du hast mich unruhig und gedankenschwer gemacht mit Deinem Briefe. Und zum Schlusse schreibst Du mir gar noch, Du wollest recht fleißig beten, damit es mir wohlgehe, mit Hilfe des Himmels eine recht brave Ehegattin zu gewinnen.

Ich, daß Du frommes Mütterlein einen gar so unfrohen Sohn besitzen mußt! Er ist nämlich der Ansicht, daß es nicht das Geschäft des Himmels ist, ihm eine Frau auszusuchen. Er wählt sich sein Weibchen selbst und glaubt keinen allzuschlechten Geschmack zu haben.

Ich heirate das Mädchel, das mir gefällt und das ich nun einmal lieb habe, wie keine andere, damit basta!

Herr Jules hat mir den Anfang seines Lebensschicksals erzählt.

Weit kam er nicht, das Sprechen strengte ihn noch zu sehr an.

In den nächsten Tagen will er mit mir in den Wald gehen und mir dort den Schluß erzählen. Was er mir bis jetzt mitgeteilt hat, ist nichts Außergewöhnliches und auch nicht allzu interessant gewesen. Ich habe mehr erwartet.

Doch vielleicht kommt es noch! . . .

Herr Jules ist der einzige Sohn eines sehr reichen Weinakzessorienbesizers aus einem kleinen elsässischen Städtchen. Sein Vater starb früh und hinterließ ihm ein schönes, schuldenfreies Vermögen. Nun lebte Herr Jules bis zu seinem dreißigsten Jahre glücklich und zufrieden mit seiner Mutter zusammen.

Einmal, bei der Weinlese soll es gewesen sein, da war ein fremdes, wunderschönes Mädchen in das Städtchen zu Verwandten auf Besuch gekommen. Dieses Mädchen muß von zauberhafter Schönheit gewesen sein.

Als Herr Jules eine Beschreibung abgeben wollte, glühten seine hageren Wangen vor Begeisterung, seine erloschenen, träben Augen blitzten leidenschaftlich auf, seine Stimme zitterte vor Bewegung.

„Sie war zierlich und fein wie ein Nippesfigürchen aus Meißener Porzellan. In dem blütenweißen Gesichtchen glühten zwei nachtschwarze Augensterne, wölbte sich rot und rund wie reife Erdbeeren das kleine, hochgeschürzte Mündlein, zwischen den sammetweichen, vom Pfirsichhauche der ersten Jugend überflogenen Wangen erhob sich ein Gedicht von einem pudrigen Stülpnäschen, so kindlich, so allerliebste und dabei so fest und fest wie nur ein ganz hervorragender Maler es hinzuzichnen vermöchte.“

Fürwahr, das ganze Gesicht ein Kunstwerk aus der Hand des Schöpfers, wie man ein zweites nicht leicht finden kann.

Und erst ihre Haare!

Seidenweich, lodig, gelbgolden wie eingefangene Sonnenstrahlen, konnten sie gelöst das ganze niedliche Persönchen einhüllen und verdecken wie ein bis zum Boden reichender Königsmantel. Sie war graziös und pudelnd wie Champagner Schaum,“ rief Herr Jules begeistert aus.

„Und wahrscheinlich auch ebenso flüchtig und trügerisch,“ dachte ich mir im stillen.

Aber ich sprach es nicht aus, sondern hörte geduldig zu, wie Herr Jules mir erzählte, daß er das schöne Mädchen, trotz Ab-

ratungen seiner Mutter und all seiner guten Freunde geheiratet habe.

Dann schwieg Herr Jules erschöpft.

Nun, es kommt ja oft genug vor, daß ein Mann ein Mädchen wegen seiner Schönheit heiratet, obgleich einmal einer gesagt hat, daß es ebenso töricht sei, als wenn jemand einen Garten nur wegen der Rosen kaufte.

Eigentlich noch törichter, da die Rosen des Gartens alljährlich wieder blühen, während die Schönheit des Weibes eine gar flüchtige Gabe ist und, einmal zerstört, nie wieder kommt. Daß die Schönheit den Charakter verdirbt, ist ebenfalls eine bekannte Sache.

Eine schöne Frau will nichts als schön sein und glaubt damit schon Genügendes geleistet zu haben, wenn sie die Mitwelt mit ihrem Anblick erfreut.

Daß eine Schönheit auch ein warm ausgepolstertes Leben verlangt, ist natürlich! Nichts schadet je der Körperschönheit mehr als Plage, Kummer, Arbeit, Sorgen, Not, Elend! . . .

Davor muß eine Schönheit sorglich bewahrt bleiben.

Berta ist auch schön!

Welcher Mann möchte eine Häßliche heiraten? Natürlich darf Schönheit allein nicht den Ausschlag geben.

Ich will mich bemühen, den Charakter meiner Berta gründlich zu studieren und scharf darüber nachdenken, auf welche Weise er sich wie bisher geäußert hat.

O weh! Da fällt mir schon eine Episode ein, die nicht gerade günstig für mein Mädchen spricht. Im vorigen Sommer war's!

Mütterchen und ich sitzen am Ballon unserer Wohnung und schauen uns die vielen fröhlichen Spaziergänger an, denn es ist Sonntag und ein wunderschöner, etwas heißer Julitag. Plötzlich bricht mit ungeahnter Schnelligkeit ein Plagregen herein.

Alles rennt, rettet, flüchtet!

Die wenigen mit Schirmen versehenen Vorsichtigen eilen heim, die anderen stehen in Torwegen und Hausgängen und suchen dort Schutz vor den herabstürzenden Wassermassen.

Allmählich wird es besser, doch verwandelt sich der Sturzregen in ein feines, rieselndes Nebelwetter, das sich wohl so bald nicht auflösen wird.

Mit einem Male sehe ich am Ende der schon ziemlich menschenleeren Straße eine mir wohlbekannte Frauengestalt ganz langsam und bedächtig heranschreiten.

Sie schreint mit geschlossenen Füßen zu gehen und gar nicht darauf zu achten, daß der Regen ihre kostbaren großen Federhut und das wertvolle Pariser Spitzenkleid vollständig verderben wird.

In größter Eile suche ich meinen Regenschirm hervor und springe damit hinab auf die

Straße.

„Fräulein Berta, darf ich mir gestatten, Ihnen Schutz und Schirm anzubieten?“

Meine reizende Berta lächelt mich an.

Mit Vergnügen, wer konnte auch ahnen, daß so bald ein Gewitter käme.“

Fräulein Berta schreitet neben mir her, und mein Schirm bedeckt uns beide nur notdürftig. Ich sehe auch, daß durch das feine Spitzengewebe des Kleides Wärme und Kälte schon einzudringen beginnen, denn Fräulein Berta schauert fröstelnd zusammen.

„Sie werden sich erkälten, liebes Fräulein, wir wollen daher etwas schneller gehen.“

Ich begreife nämlich noch immer nicht, daß mein liebes Mädchen schleicht und kriecht wie eine träge Schlange und sich nicht im mindesten beeilt.

Da lacht Fräulein Berta plötzlich belustigt auf und schaut auf ihr seidengefüttertes, dünnes, schon ganz durchnäßtes Röcklein herab.

„Wenn ich nur schneller gehen könnte, aber ich trage ja einen sogenannten Humpeltock.“

Verständnislos starre ich sie an.

Erst allmählich fange ich an zu begreifen. Der Rock ist so enge, daß der Fuß nicht völlig auszusprechen vermag, sondern demselben nur einen ganz kurzen Bewegungsraum gestattet.

„Fräulein Berta,“ sage ich entrüstet, „das ist ja gräßlicher Unsinn, so ein Kleid zu tragen.“

Da komme ich aber schon an!

Fräulein Berta rümpft das Näschen und setzt eine hochmütige Miene auf.

„Mein Herr, das ist eben Mode.“ . . .

„Aber muß man denn eine so unvernünftige, schädliche, unschöne Mode mitmachen?“

„Gewiß,“ sagt Fräulein Berta ruhig.

„Man kann sich doch nicht nach den Vorschriften des vorigen Jahrhunderts kleiden. Außerdem braucht sie Ihnen ja nicht zu gefallen, diese Mode. Und, da wir schon bald an mein Haus ge-



Prof. Sir Hubert v. Hertomer. †

langen, danke ich Ihnen vielmals für Ihre freundliche Begleitung."

Das war deutlich genug.  
Ich gehe aber doch noch die wenigen Schritte mit und ziehe dann höflich den Hut.

„War mir dennoch ein großes Vergnügen, Fräulein Berta . . .“  
Als ich heim kam, erwartete ich, daß mein Mütterlein einige Worte über „Möbeteilheiten“ und dergleichen zu mir sagen würde, denn sie hatte ja alles mitangesehen.

Aber sie blickte mich traurig an und schwieg. Und dann setzte sie sich in ihren bequemen Lehnstuhl. Dahinter der immergrüne Esen, den Vater noch gepflanzt hatte, daneben der alte Summi-Baum, den ich schon als Knabe pflegen mußte, an der Wand die Bilder unserer Familie, und das alles erschien mir jetzt so lieb und traut, von so holder Altertümlichkeit, daß es mich rührte und entzückte zugleich.

Und wie prächtig mein Mütterlein in diese Umgebung paßte!

Das liebe Altfräulein, dem die einstige Schönheit noch anzusehen war, von silberweißen, wolligen Scheiteln umrahmt, die schwächliche, feine Gestalt, der alle Not und Sorge des Lebens die Würde nicht nehmen konnte, in ein silbergraues, weiches, faltenreiches Gewand gehüllt . . . Das alles sah zwar altmodisch, aber doch ungemein vornehm aus und ich hätte es so nicht missen mögen.

Ein Seufzer entringt sich meiner Brust, wenn ich an Bertas engen Humpelrock, an den riesigen Hut mit den wallenden Straußfedern denke, der mit einer spießartigen, langen Nadel auf dem zerklüfteten Köpfschen in so gefährlicher Art befestigt ist, daß das Augenlicht des lieben Nächsten ziemlich gefährdet ist, falls er sich zu nahe oder zu unvorsichtig heranwagen sollte. Wie seltsam das alles war und auch wie häßlich!

Sicher schrieb auch diese langen, spigen Silbernadeln die Mode vor! . . . Ich will gar nicht mehr daran denken. Was einem doch alles einfällt, wenn man so beschäftigungslos im Walde herumstreift! . . . Ich bin froh, daß es Herrn Jules nun wieder besser geht.

In einigen Tagen darf er wieder ausgehen, und dann wird er zu mir kommen und mir seine Geschichte zu Ende erzählen. (Schluß folgt.)



Die neuen türkischen Briefmarken.

## Die Nürnberger und die Reichskleinodien.

Bekanntlich wünscht eine an den Deutschen Reichstag gerichtete Petition die Übersetzung der in der kaiserlichen Schatzkammer zu Wien liegenden Insignien, Kleinodien und Reliquien des ehemaligen „heiligen römischen Reiches deutscher Nation“ nach Berlin. Welches Schicksal der Petition zuteil werden wird, läßt sich zwar nicht mit Bestimmtheit sagen, jedoch spricht manches dafür, daß man die Reichskleinodien oder, wie sie ehemals hießen, die Reichsheiligtümer in Wien belassen wird. Den Bittstellern bleibt dann überlassen, im nächsten Jahre ihr Glück von neuem zu versuchen. Wenn es ihnen an Ausdauer fehlen sollte, dann können sie sich an den alten Nürnberger ein Beispiel nehmen, die einst mit viel Bürgerstolz und Bähigkeit König Friedrich III. Kar zu machen verstanden, daß im Jahre 1442 der Stadt Nürnberg vom Kaiser Sigmund die Reichsheiligtümer und das Krönungsornat der deutschen Kaiser zur ewigen Verwahrung übergeben wurden und sie dieses Recht um keinen Preis aufzugeben gewillt waren. Bei seinem Besuch im April 1442 in Nürnberg verlangte der König die Reichsheiligtümer zu sehen, die alljährlich am Freitag nach

dem Sonntage Quasimodogeniti in feierlicher Weise dem Volke gezeigt wurden. Diesem Wunsche entsprach der Rat, er weigerte sich aber anfänglich, den weiteren Wunsch des Königs zu erfüllen, die Heiligtümer öffentlich zu zeigen. Schließlich mußte man nachgeben und die Zeigung erfolgte am Himmelfahrtstage. Die damit verbundenen Feierlichkeiten bei dieser Gelegenheit, auf die hier nicht näher eingegangen werden soll, schildert J. Baader in einem Artikel über Friedrich III. Eintritt in Nürnberg 1442 im Jahrgange der Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte (Nürnberg 1859) sehr anschaulich und tut auch der weiteren Entwicklung der Dinge Erwähnung, die uns hier mehr interessieren. Als König Friedrich von Nürnberg nach Frankfurt zog, drang er in die beiden Ratsherren Karl Holzschuhler und Berchtold Volkamer, die ihn von Ratswegen begleiteten, sie möchten bei dem Rate dahin wirken, daß dieser ihm die Reichskleinode und den Krönungsmantel nach Aachen zu seiner Krönung schicke. Die beiden Ratsherren schlugen ihm sein Ansinnen mehrmals rundweg ab, so daß sich schließlich der König an den Rat von Nürnberg selbst wandte und in einem Revers sich verpflichtete, die Kleinode nach der Krönung den Ratsfreunden, die ihn begleiteten, wieder auszuliefern zu wollen. Der Rat entschloß sich sehr schwer, den Wunsch des Königs zu erfüllen, sandte aber schließlich doch die Reichsheiligtümer „in großer Geheim“ nach Nürnberg zurückbrachte, zog Holzschuhler dem König bis Mainz und Straßburg nach, ihn beständig an die Bestätigung mahnend. Der König kehrte sich jedoch nicht daran. Im nächsten Jahre sandte der Rat zu Nürnberg wiederum die beiden erwähnten Ratsherren zum Könige, um die Bestätigung der Lehen und der Reichskleinode zu holen. Sie trafen ihn in Wien, wo sie bis nach Fronleichnam ihre Bemühungen, und zwar wiederum erfolglos, fortsetzten. Der König blieb bei seiner Forderung, ihm das Heiligtum und alle anderen Stücke zu überantworten, dann wolle er der Stadt tun, was er ihr pflichtig und schuldig sei. Zwei Monate später forderte der König den Rat durch ein ernstliches Schreiben abermals auf, ihm die Heiligtümer auszuliefern. Wegen dieser Aufforderung holte der Rat ein Gutachten der juristischen Fakultät zu Padua ein, das für ihn günstig ausfiel. Im Januar 1444 erreichte die Ratsbotschaft den König in St. Veith in Kärnten, aber er ließ auch diesmal nicht von seinem Ansinnen ab. Darauf machte der Rat die Churfürsten zu Mainz, Trier und Köln mobil, die ihm ihren Schutz versprachen und mit deren Hilfe dem Rat auch schließlich die Wahrung seines Rechtes gelang, wenn auch der König eine besondere Bestätigung der Reichsheiligtümer, die dann bis 1796 in Nürnberg verblieben, nicht erteilte. S. 2.

## Unsere Bilder.

**Neue Sicherheitsvorrichtung für Flieger in Johannisthal.** Durch die letzten Vorkommnisse auf dem Flugplatz Johannisthal sah sich die Leitung veranlaßt, neue Sicherheitsmaßnahmen zur Orientierung der Flieger beim Starten zu schaffen. Es wurde ein Signalgerüst errichtet, an welchem sich eine Startballvorrichtung befindet. Ist ein Ball hochgezogen, so bedeutet dieses Zeichen, daß der Start für jeden frei ist. Hingegen bedeuten zwei Bälle Start-Verbot.

**Eine Miesemaschine auf der Ausstellung in London.** Die diesjährige Anglo-Amerikanische Ausstellung in London wird eine Maschine aus den Vereinigten Staaten zeigen, die mit zwei Druckaktionen ein komplettes Chassis eines Automobils herstellt. Unser Bild zeigt die kolossalen Dimensionen dieser Maschine mit ihren Monteuren.

**Professor Sir Hubert v. Herkomer,** bekannter Porträtmaler und Sportsfreund, starb im 65. Lebensjahre auf seinem Landsitz in Budleigh Salterton. Er wurde im Mai 1849 als Sohn eines Holzschneiders bei Landsberg in Bayern geboren. Schon in jungen Jahren ging er nach England und widmete sich dort der Kunst. Zu seinen bekanntesten Bildern zählen „Die Dame in Weiß“ und „Die Dame in Schwarz“. Auch als Landschafts- und Genremaler, als Radierer und Emailmaler, Komponist, Schriftsteller, Schauspieler und Tänzer hat der staunenswerte Vielseitige Bedeutendes geleistet. Die deutsche Automobilindustrie verdankt ihm durch die Stiftung des Herkomer-Preises, aus dem sich die Prinz-Heinrich-Fahrt entwickelte, eine lebhafteste Förderung.

**Die neuen türkischen Briefmarken.** Die neuen türkischen Briefmarken sind dadurch interessant, daß zum ersten Male das Bild des Sultans auf einer, der 200-Paras-Markte (etwa 38 Pf. Wert), gedruckt wurde. Das durfte bis jetzt nicht sein. Zu den anderen Marken sind meistens Landschaften vom Bosphorus in geschmackvoller Darstellung verwandt worden. Unser Bild zeigt auch die 4-Para-Marke mit der Konstantinsäule, dann die oben erwähnte Sultanmarke und 1/4-Paras-Marke mit dem Solimanbrunnen.

## Ernst und Scherz.

## Sprüche.

Große Talente machen den Menschen berühmt, große Verdienste erwerben ihm Ansehen, große Gelehrsamkeit Achtung, doch nur gute Erziehung sichert ihm Liebe und Verehrung.

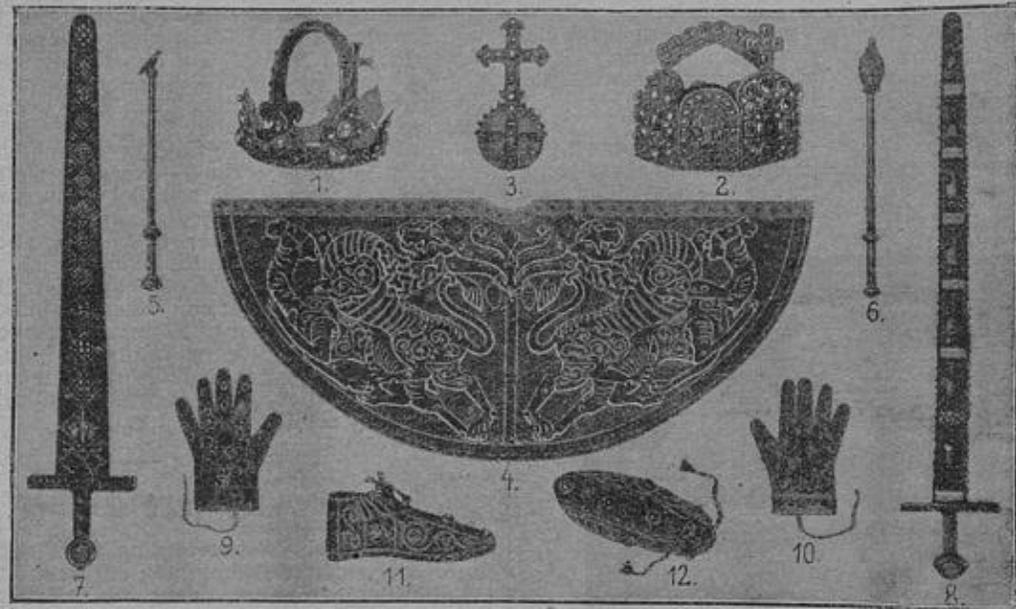
Haft Du im Tal ein sicheres Haus,  
Dann wolle nie zu hoch hinaus.

Über Elefantenwilschäden in Kamerun schreibt das Kaiserliche Gouvernement in Buea: In einzelnen Bezirken von Kamerun mehrten sich die Klagen über Elefantenwilschäden so, daß wiederholt der Abschluß von Elefanten durch Polizeiorgane angeordnet werden mußte. Besonders häufig zeigen sich die Schäden durch Elefanten in den Übergangszeiten, da die Elefanten zu Beginn der Regenzeit aus dem Überschwemmungsgebiete der Tiefebene in die trockeneren Gegenden der Höhenzüge hinaufwechseln und umgekehrt zu Beginn der Trockenzeit allmählich wieder von den höheren Lagen in die tiefer gelegenen Gebiete des Küstengebietes hinunterziehen.

Die Wilschäden beschränken sich hier nicht auf die Verwüstung der Europäer- und Eingeborenen-Pflanzungen; auch die Postverwaltung leidet über die Zerstörung ihrer Telegraphenleitungen. Um einerseits diese Wilschäden einzuschränken, andererseits aber auch einen plan- und regellosen Abschluß zu verhüten, hat das Gouvernement angeordnet, daß im Bedarfsfalle die höheren Forstbeamten, oder (falls diese verhindert sind) die örtlichen Verwaltungsdienststellen den amtlichen Abschluß unter Beteiligung von jagdlich interessierten Europäern veranlassen, wobei die sonst zu zahlende Abschlußgebühr von 300 Mark für jeden Elefanten wegfällt. Eine Entschädigung für die Teilnahme an der Jagd wird nicht gewährt. Ebensovienig kann die Schutzgebietsverwaltung eine Verantwortung für Unglücksfälle oder ihre Folgen übernehmen. Gegen Bezahlung des Durchschnittspreises, der jeweils auf der letzten Eisenbeinversteigerung in Duala erzielt worden ist, kann mit Genehmigung des Gouverneurs das Eisenbein an die bei der Jagd beteiligten Europäer abgegeben werden. Fleisch und Leder der erlegten Elefanten können zur Deckung der Jagdunkosten von den Jägern verwertet werden. Sollte jedoch ein Jäger besonderen Wert auf freie Jagd und den sicheren Empfang der sämtlichen Trophäen seines ersten Elefanten legen, so muß er einen Jagdschein gegen Zahlung einer Gebühr von dreihundert Mark lösen. Innerhalb eines Jahres vom Tage der Lösung des ersten Elefantenjagdscheines an können zwei weitere Scheine

auf Elefanten gegen jedesmalige Erlegung der gleichen Gebühr gelöst werden.

**Rohrpost im Luftschiff.** Nicht nur bei der Reichspost oder in großen redaktionellen und kaufmännischen Betrieben kommt die Rohrpost, diese geschwindigste aller Briefbeförderungen, zur Anwendung. Sogar im Zeppelin-Luftschiff, dem neuesten unserer Beförderungsmittel, hat sie sich schon Heimatrecht erworben und stellt den brieflichen Verkehr zwischen den beiden Gondeln her. Nicht alle Kommandos und Mitteilungen, die aus der Führergondel der Mannschaft in der hinteren Gondel zugehen sollen, lassen sich durch Glockensignale und Maschinentelegraph übermitteln. Aus diesem Grunde und zur Vermeidung des Weges durch Laufstege und Passagierlabirine besteht die Rohrpostverbindung. Der beschriebene Zettel wird um ein Stäbchen gewickelt und in eine Patrone gesteckt, die durch ein Rohr vermittelt Luftdruck ihren siebzig Meter weiten Weg findet. Natürlich ist diese



Die deutschen Reichskleinodien.

ganze Rohrposteinrichtung aus Gewichtsrücksichten sehr leicht und sehr klein: ein schmales Holzstäbchen, ein dünnes Aluminiumrohr, ein winziges Blättchen Papier; aber auch in ihrem Miniaturumfang erfüllt sie durchaus ihren Zweck, indem sie besondere, unvorhergesehen erforderliche Anweisungen des Luftschifführers besonders rasch an die richtige Adresse befördert.

**Geistesverwandte.** Die berühmte Mrs. Stonley: „Ach, wie viel Neues habe ich heute abend nicht gelernt, wie viel wertvollen Nutzen trage ich nicht von diesem Gespräch mit Ihnen, meine verehrte Miß Deartome, davon! Jrgendwie fühle ich Ihren Geist, Ihre Art zu sehen, Ihr Wissen dem meinen verwandt. Sind Sie auch Schriftstellerin?“ „Nein, ich lehre im Kindergarten.“

**Das Nötigste.** Mr. Snip, der sein neues Auto selbst fährt, hat auf der Landstraße eine Panne und arbeitet im Schweiß seines Angesichtes an der Ausbesserung des Schadens. Ein Mann, der vorüberkommt, fragt hilfsbereit: „Darf ich Ihnen zur Hilfe kommen, was ist das Nötigste?“

„Ach, bitte beantworten Sie doch die Fragen meiner Frau, während ich die Maschine in Ordnung bringe.“

**Das böse Fremdwort.** Unteroffizier: „Was sind Sie in Ihrem Zivildienst?“ — Einjähriger: „Mineralog.“ — Unteroffizier: „Sie glauben wohl, das imponiert mich?“ — Ich schreibe in mein Notizbuch doch „Selterwasserfabrikant“.“

**Von Herzen.** „Das Wohlthatigkeitsfest ist abgesagt worden.“ — „O, ist das eine Wohlthat!“

**Zustimmung.** Arzt: „Ihr Gatte muß absolute Ruhe haben.“ — Sie: „Das ist recht, daß Sie ihm das verordnen wollen. Bei jeder Toiletteforderung begehrt er auf, als ob wir vor der Pforte ständen.“

**In guter Laune.** Bettler, zum Herrn der ihn beim Herankommen aus dem Bahnhof ein Fünzigpfennigstück schenkt: „Gott lohn's Ihnen tausendmal, bester Herr. Sie haben gewiß die Frau Schwiegermutter nach der Bahn gebracht?“

**Bekanntnis.** Herr: „Nachtmal habe ich mich verlobt, das habe ich lange nicht so satt kriegt, als jetzt das eine Mal heiraten!“

**Glückliche Ablenkung.** Zimmerkellner, zum Hotelbuchhalter: „Was hat denn der Oberlehrer, der eben abgereist ist, über mich ins Beschwerdebuch geschrieben?“ — Buchhalter: „Er ist nicht dazu gekommen, etwas hineinzuschreiben. Als er die frühesten Beschwerden sah, hat er angefangen, die Schreibfehler darin auszubessern, und ehe er noch damit fertig war, mußte er zur Bahn.“

**Ver Schnappt.** Wirt: „Nun, das wird wohl ein Weinchen sein, nicht?“ — Gast: „Um — hatten Sie

den früher auch schon?“ — Wirt: „Nein, den hab' ich erst vorgestern herausbekommen!“

## Rästel.

Der Jäger hat mich auf dem Strich,  
Der Krähen Schar verfolgt mich,  
Lie; vorwärts oder rückwärts mich,  
Zu bleibe unveränderlich.

Den dunkeln, dichten Nichtenwald  
Erwähl' ich gern zum Aufenthalt;  
Verhaßt ist mir der Sonne Licht,  
Weil es mir in die Augen sicht.

Die Nacht, die keines Menschen Freund,  
Mir stets nur angenehm erscheint.  
Mein Ton klingt hohl und schauerlich,  
Den eigenen Namen rufe ich.

## Auflösung des Rästels in voriger Nummer.

Uhr.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes vom 19. Juni 1901. Verantw. Redakteur: E. Kellen, Bredeneß (Nabr). Verlegt u. gedruckt von F. Kellen & Sohn in Bredeneß.

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 18

Sonntag, den 3. Mai

1914

## Hans Rheder.

Ein Künstlerroman von Ilse C. Fromm.  
(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Hans Rheder, der bisher noch so wenig mit Frauen in Berührung gekommen war, wenn er von den Kolleginnen absehen wollte, fühlte sich restlos im Banne dieses seltsamen Weibes, dessen röthliches Haar nun, als ein Sonnenstrahl ins Fenster hineinfiel, wie helles Gold leuchtete. Und ihre dunklen Augen hatten etwas Zwingendes, Magnetisches, dessen Kraft er an sich fühlte.

Frau Claire erhob sich. Ihre Gedanken waren in der kurzen Gesprächspause zu ihrem Gatten geeilt, und eine nervöse Unruhe ergriff sie plötzlich. Rheder betrachtete ihr Aufstehen als ein Zeichen, daß sie allein zu sein wünschte, hatte sich gleichfalls erhoben und verabschiedete sich.

„Wir werden uns ja fortan häufig sehen, wenn Sie hier arbeiten — auf Wiedersehen! Es hat mich sehr gefreut.“

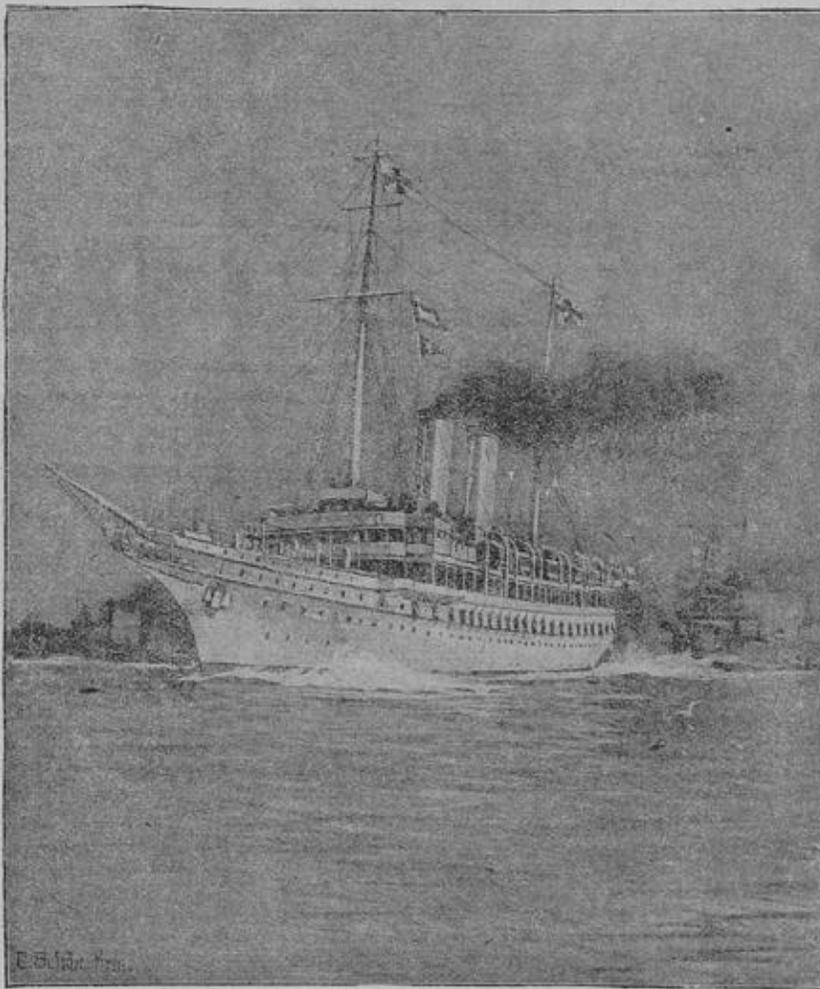
Als er gegangen war, setzte sie sich an ihren Schreibtisch und schrieb einen endlos langen Brief. Sie pflegte stets lange Briefe zu schreiben, wenn viele Gedanken ihr Hirn durchkreuzten, und meist war dann das Schlussergebnis, daß sie sie nicht etwa befördern ließ, sondern sie in tausend kleine Fetzen zerriß, wenn sie zu Ende war. Damit war dann auch zugleich die Befreiung in ihr. Es kam ihr im Grunde nicht darauf an, daß der, dem alle diese Zeilen galten, sie auch wirklich las, vielmehr nur, sie sich von der Seele zu schreiben.

Diesmal wandte sie sich an ihren Gatten, der unterdes noch im Eisenbahnkuppe saß, entweder eine Zeitung las, oder vor sich hinräumte. Selbstverständlich hatte sie nicht während des Schreibens die Absicht, den Brief später zu vernichten. Im Gegenteil. Das Bewußtsein, er würde ihre Worte lesen, sie sich vielleicht zu Herzen nehmen, oder die Anlagen entrüftet zurückweisen und in flammender Epistel erwidern und widerlegen, bekräftigte ihren Ausdruck. Sie wollte

endlich wissen, weshalb sein Wesen verändert war. Sie mußte Klarheit haben darüber, wo der Grund der Leiden, aber doch schon merklichen Entfremdung lag. Morgen früh, wenn er die erste Nacht im Schlosse der Fürstin verbracht hatte, würde man ihm den Brief bringen. Sie stellte sich sein unwilliges Gesicht vor, sah im Geiste, wie er den Brief, nachdem er ihn nur halb gelesen, in seine Tasche zerkrümelte. Gut. Möchte er das tun. Sie war kein Weib, das sich vernachlässigen ließ, womöglich einer anderen wegen.

Diese Idee war ihr eigentlich nun zum erstenmal aufgetaucht. Sie lachte, warf den Federhalter hin und zerriß den halbvollendeten Brief. Ein sonderbarer Gedanke. Er sollte ein anderes Weib ihr vorziehen? Ihr, die ihm alles bedeutete, ohne die er nach seinen eigenen Worten nicht leben und arbeiten konnte? Nein, das geschah nie, würde zu keiner Zeit geschehen. Selbst dann nicht, wenn sie alt und häßlich wurde und nicht mehr die Sieghafte voll urgesunder Kraft und Lebenswillen war.

Einzig und allein war die Langeweile schuld an diesen Phantastereien. Es fehlten ihr die Menschen, mit denen sie geistige Berührungspunkte hatte, der Kreis, in dem sie sich außerhalb des Hauses heimisch fühlen konnte. Abwechslung hatte sie ja mehr als reichlich, aber es war nicht die Münchener Geselligkeit, die hier herrschte. Die Menschen bewahrten hier mit ganz seltenen Ausnahmen ihre Reserve, während in München jeder sich eben gab, wie er sich geben konnte. Das brachte die verschiedenartigen Menschen und Charaktere einander wesentlich menschlich näher. Es war ein Gutes, daß mehrere ihr schon von früher her bekannte und befreundete Familien auch ihr Domizil in Düsseldorf aufgeschlagen hatten, und das brachte sie dann immer über ihre Münchensehnsucht hinweg.



Die neue Kaiserjacht Hohenzollern.

„Also fort mit der dummen Schreiberei,“ sagte sie zu sich selber. „Ich muß mir das doch endlich mal abgewöhnen. Es bedeutet nicht allein zwecklose Aufregung, sondern auch unnötige Zeitverschwendung.“ Ihre Stimmung war jetzt wieder ruhig und heiter. Sie überlegte, auf welche möglichst angenehmste

Weise sie ihre Tage verbringen konnte und stellte sich ein Programm auf, nach dem sie sich einigermaßen richten wollte.

Hans Rheder arbeitete fieberhaft. Aber je mehr er malte, desto deutlicher erkannte er das gänzliche Fehlen einer bewußten künstlerischen Technik. Seine Bilder kamen ihm banal und inhaltlos vor, und nicht selten vernichtete er das eine oder das andere vor der Vollendung. Mit seinen früheren Freunden kam er nur selten zusammen. Es war, als hätte sich eine trennende, wenn auch unsichtbare Wand zwischen ihnen aufgebaut, die sich nicht mehr niederreißen ließ. Sie verstanden ihn nicht mehr. Sein eiserner Arbeitswille lag ihnen nur auf Genußsucht eingestellten Empfindungen völlig fern. Sie nannten ihn einen Duckmäuser und Streber und bespöttelten ihn, wo es anging.

Das trug ihnen natürlich nicht gerade Rheders Sympathie ein, und sie hatten es sich selber zuzuschreiben, daß er unwillkürlich hochmütig und kühl ihnen gegenüber wurde, und daß er ihre Gesellschaft mied.

Agier van Hoochsten hatte ihn in kurzen Worten zu wissen kund getan, daß sie eine Reise unternähme, um ihre Nerven, die sehr herunter seien, zu erfrischen. Sie wolle nach Amsterdam und dortselbst einige befreundete Familien aufsuchen, die sie schon längst um ihr Kommen gebeten hätten. Der Zeitpunkt sei momentan insofern ein sehr günstiger, da ihm durch ihre Abwesenheit eine Zeitlang ungestörte Arbeitstage beschieden wären. Das sei in jeder Hinsicht von unbeschreiblicher Wichtigkeit. Sie selbst ging allerdings schweren Herzens, aber der Gedanke an das Wiedersehen, und die unbezwingbare Notwendigkeit, ihren Entschluß auszuführen, würden sie hoffentlich über die Trennungszeit hinwegbringen.

Hans Rheder hatte den Brief unzählige Male gelesen. Er wußte mit ihm nicht zu Ende zu kommen. Eine Unklarheit beherrschte ihn, die er nicht mit all seinen Willen bekämpfen konnte. So erwünscht ihm bei ihrer letzten Rücksprache Agiers Bleiben war, so dankte er ihr nun für ihr Gehen. Zu keiner Stunde hätte sie ihm rücksichtsvoller und bewundernswerter erscheinen können. Einen Augenblick war es ihm, als wälte aus seiner tiefen Dankbarkeit die Liebe lodernd in ihm empor. Aber nur einen Augenblick. Gleich darauf fühlte er eine Erlösung, ein Aufatmen durch seinen Körper gehen. Und nur ein Wunsch erwachte in ihm, daß sie lange fortbleiben und womöglich unter den neuen Einbrüden in Holland ein neues Glück finden würde.

Dann wiederum ärgerte er sich über seine innere Unbeständigkeit, über das Schwankende, das ihn erfüllte. Er hatte doch dem Schicksal dankbar sein müssen, daß es ihm die Möglichkeit bot, ein sorgenfreies Dasein zu führen, in dem der Kampf um die Existenz überhaupt ausgeschlossen war. Tausend andere hätten unbesonnen die Hand zu solchen Möglichkeiten geboten. Und es war doch auch schließlich nicht allein der Reichtum. Mit ihm verbunden war ein junges, liebenswertes Weib, das beglücken und glücklich sein wollte.

Aber ob er sich noch so heftig dagegen sträubte, seine Phantasie setzte stets den ungeheuren Geldsack in den Vordergrund. Und das reizte ihn direkt zur Opposition. Er hatte gottlob kein bindendes Wort gesprochen, war vollständig frei.

In diese seine Gedanken hinein taumelte ein neuer, dem er bisher nie Raum gegeben, den er auch bisher nur instinktiv geahnt hatte, der aber täglich mehr Gestalt annahm.

Frau Professor Harden plauderte oft stundenlang mit ihm, ging auf alle seine Interessen ein und wußte ihn mit immer neuen geistreichen Worten zu entzücken. Ein lebendiger Lebensstrom ging von ihr aus. Er freute sich täglich von neuem auf die Stunden in ihrem Hause und war unzufrieden, wenn er sie einmal nicht zu Gesicht bekam.

Frau Claire nahm ihn allerdings durchaus nicht ernst. Sie sprach gelegentlich zu ihren Bekannten von ihm und nannte ihn stets bei solchen Gelegenheiten mit feiner Ironie „ein netter lieber Bub“. Daß er sie offenbar verehrte, machte ihr Freude. Es brachte mal wieder ein bißchen Abwechslung, einen kleinen harmlosen Flirt zu erleben.

Ihr Gatte war bereits vierzehn Tage fort und noch schrieb er nichts von seiner Heimkehr, so wenig er sie bat, hinzukommen, wie er versprochen hatte. Die kurzen Berichte, die er sandte, besagten gar nichts anders, als daß sie Lebenszeichen waren. Er konnte unmöglich noch länger von seiner Arbeit festgehalten werden, und es mußten andere Gründe vorliegen. Welcher Natur aber diese Gründe waren, vermochte sie nicht auszubedenken.

Der Professor war in der Regel ein äußerst fleißiger Arbeiter. Er vollendete ein Porträt nach wenigen Sitzungen und hielt sich ungern lange bei einer Arbeit auf. Einmal, weil sein regsamer Geist fortwährend nach andern künstlerischen Vorwürfen verlangte, dann aber auch, weil meist noch eine Anzahl neuer Aufträge vorlagen, die auch der Erledigung harnten. Er zerplitterte auch nicht gerne seine Tätigkeit. Neben seinem Hauptwerk arbeitete er meist nur an einer Nebenarbeit in seinen Muße- und

Erholungsstunden, und weil er sich so ganz auf seine Schöpfungen konzentrierte, darum entstanden fast durchweg anerkannte Meisterwerke.

Frau Claire sann vergeblich darüber nach, welche Motive seinem Fernbleiben zugrunde liegen konnten. Sie wurde nervös und launisch und quälte sich und ihre beiden Mädchen. Rheder gegenüber, dem sie sich bisher von der liebenswürdigsten Seite gezeigt hatte, wurde sie auch oft schroff und ablehnend.

Hans Rheder wußte sich die Veränderung ihres Wesens nicht zu erklären. Er glaubte, die Gründe hierzu lägen möglicherweise in ihm selbst, obgleich er sich nicht bewußt war, irgend etwas verschuldet zu haben. Er war doch immer bestrebt gewesen, korrekt in allem zu sein und hatte sich nicht vorzuwerfen, seinen Grundsätzen untreu geworden zu sein.

Den größten Teil des Tages verbrachte Frau Claire jetzt außerhalb des Hauses. Immer lagen Einladungen zu allen möglichen Veranstaltungen vor, die sie nur ablehnte, wenn sie einmal absolut nicht anders konnte. Sie flog nun von einer Geselligkeit zur andern, von einem Ausflug in den andern. Dies alles jedoch nur, um sich zu betäuben. Im Grunde kummerten sie die Phrasen und albernen Redensarten keineswegs. Täglich erwartete sie mit fieberhafter Spannung die Nachrichten ihres Gatten. Einmal mußte doch ein wärmerer Ton aus den Zeilen klingen. Aber statt des ersehnten Briefes, der ihr von seinem persönlichen Empfinden berichten sollte, kam nach einigen Tagen ein Telegramm, das seine Rückkunft meldete. Ein heißes Erschrecken erfüllte sie bei dem Gedanken, daß er nun bereits unterwegs zu ihr war.

Sie ging nicht aus, obwohl sie die Einladung einer sehr interessanten Schriftstellersgattin hatte, die zu ihren Tees stets seinen auserwählten Kreis auf ihrem Landsitz versammelte. Frau Claire ließ abtelefonieren und blieb daheim. Damit die Stunden nicht allzu lang wurden, hatte sie sich die Schneiderin zitiert, mit der sie dann die überaus wichtigen Fragen behandelte, welche Toiletten in der nächsten Zeit „komponiert“ werden müßten, da sie, wie alljährlich, mit ihrem Gatten den Sommer am Ammersee in Bayern verleben wollte. Die Besprechung dauerte lange, weil alle Einzelheiten mit der größten Hingabe in Betracht gezogen wurden.

Frau Claire war ganz in ihrem Element. Sie wählte in Seiden und Spitzen und stand unaufhörlich vor dem Spiegel, um einen eigenartigen Faltenwurf zu studieren oder eine kostbare Spitze um den Ausschnitt einer Toilette zu arrangieren. Sie hatte ganze Schränke angefüllt mit wundervollem Toiletten-Krimstram, in dem sie jetzt maßlos wählte.

Ah ja — sie wollte schön sein, sich schön machen! Sie wollte die Schönste sein. Nur das Kleid macht eine Frau anziehend, war ihre Überzeugung. Die häßlichste Frau in einem geschmackvollen, sorgsam gewählten Gewande würde anziehender sein, als die Schönste in einem uninteressanten alltäglichen Kleid. O — es war ein großes Übel, wenn eine Frau anfing, gleichgültig zu werden. Man mußte

nicht unbedingt alt sein und verwellt aussehend. Sie verstand es bewundernswert, ihre jugendliche Frische zu erhalten, und sie war sich ihres Wertes voll bewußt. Nun war es ihre einzige Aufgabe, ihren Mann durch ihre Schönheit zu blenden.

Mit einem tangofarbenen Seidenstoff lief sie hinauf ins Atelier zu Rheder, der auf der Chaiselongue saß und den Kopf in seine Hände gestützt hatte. Bei ihrem Eintritt fuhr er erschreckt auf. Es war ihm, als hätten seine Gedanken sie angezogen. Den ganzen Tag schon war er wie gelähmt. Sie, die sonst alle Augenblicke herein gekommen war, um eine kleine Unterhaltung zu führen, oder um über allerlei Dinge seine Ansichten zu hören, oder sich über seinen Fortschritt in künstlerischer Hinsicht zu informieren, war heute noch nicht erschienen. Er konnte einfach nicht arbeiten, wenn sie nicht ein paar aufmunternde Worte sprach. Und nun war sie mitten in seinen Gedanken zur Tür hereingekommen, und ihre Worte hatten sich fast übersprudelt.

„Rheder! Sie müssen mir beistehen. Ich bin in heillosen Nöten. Sie sehen es! Geben Sie mir Ihren Rat — unverzüglich! Kann ich das Zeug tragen?“

Mit einer Bewegung warf sie den Stoff um sich, so geschickt, daß er in weichen, graziosen, fließenden Linien an ihr herunterfloß. Rheder hatte absolut keine Ahnung von Kostümfragen. Er war darin weitaus naiver als ein Bacchisch. Und deshalb stand er nun voller Bewunderung vor ihr und wußte nichts zu sagen. „Na, Rhederchen, nun geben Sie Ihre Meinung doch kund! Sie sind ja zur Wildsäule erstarrt.“

Sie lachte lustig auf und klopfte ihm auf die Schulter. „Ach, gnädige Frau — — — auf mein Urteil können Sie sich gewiß nicht verlassen.“

„Da hört aber alles auf. Auf eines Malers Urteil soll man nichts geben können?! Wo soll man sich denn sonst erkundigen darüber, was man tragen darf oder nicht?“

„Gnädige Frau, für Sie kann das gar keine Frage sein. Sie sind immer schön, was Sie auch anhaben.“



Oberst v. Below,  
der neue Kommandeur der  
Schutztruppen.

„O — Sie Heuchler — da sollten Sie nur erst unsern Professor hören. Der spricht ganz anders. Dem kann ich's überhaupt nicht recht machen. Bei meinem Mann sind meine Kleiderfragen direkt Lebensfragen. Was halten Sie von dieser Seide?“

„Daß Sie ganz entzückend ist, gnädige Frau, und daß sie Sie vorzüglich kleidet.“

„Schön — lasse ich gelten. Finde ich nämlich auch. Aber nun tun Sie mir den Gefallen und folgen Sie mir in meine Gemächer. Dort wird momentan Kriegsrat abgehalten. Der Plan ist schon entworfen. Sie müssen wissen, ich gebe in aller nächster Zeit eine Abendgesellschaft. Sie werden auch kommen. Natürlich.“

„O — ich sag' Ihnen, Rheder,“ sagte sie nun in Gegenwart der Schneiderin, „ich gebe auf das Urteil der Künstler ungemein viel. Wenn aber eine Freundin mir was rät, dann tue ich bestimmt das Gegenteil. Edt weiblich, nicht war?“

„Aber wiederum sehr verständlich. Ich glaube kaum, daß eine Frau es der anderen neidlos gönnt, schön zu sein.“

„Sehr richtig.“  
Sie trante unter ihren Schänen, prüfte die Wirkung vor dem Spiegel und verwarf wieder, wenn ihr etwas nicht ganz außergewöhnlich gefiel. Endlich fand sie das Richtige. Sie war sehr zufrieden und freute sich im voraus schon auf das Bewundern ihres Gatten, das unausbleiblich war.

„Rhederchen, jetzt können Sie sich wieder zurückziehen.“

Einen wertvollen Dienst haben Sie mir nun nicht erwiesen, aber ich denke mir, die Zukunft wird gute Früchte bei Ihnen zeitigen. Vorläufig sind Sie noch ungeschuldig im Erfinden raffinierter Toilettenkünste.“

Da konnte Rheder natürlich nicht widersprechen. Er ging hinauf. Die kurzen Minuten, die er in ihrer Gegenwart gehoffen hatte, hatten ihn erfrischt und aufgeheitert. Es war eine so lebendige Natürlichkeit in ihr, die sich unwillkürlich ihrer Umgebung mitteilte. Mit neuem Frohsinn begab er sich an die Arbeit, die in den letzten Tagen arg brach gelegen hatte.

Als Hans Rheder eines Tages vom Rätlinger Tor aus, wo er die Elektrische von Oberstasset verließ, durch den Hofgarten ging, traf er bei den Marmorbänken an der Goltsteinstraße seine kleine ehemalige Kollegin Mia, am Arm ihres langen bleichen Freundes. Er hatte sie im ersten Augenblick gar nicht erkannt, aber Mia, der nichts entging, sah ihn und rannte ihm burschlos an.

„Hans Rheder!“  
Er blieb stehen.

„Nanu — wer ist's denn? Ach Ihr — ?!“

„Du machst Dich aber furchtbar rar . . .“ sagte Brentner.

„Ach habe zu arbeiten.“

„Hast Du Geld, Rheder?“ fragte Mia.

„Ein bißchen. Warum meinst Du das?“

„Dann sollst Du so liebenswürdig sein und uns ins Café einladen. Wir sitzen nämlich beide auf dem Trocknen und möchten so gerne ein bißchen Kaffeehausatmosphäre genießen.“

„Weil sie zu Eurem Lebenselement gehört.“ Rheder lachte hell auf und griff in seine Westentasche.

„Na ja, es langt schon für eine Tasse Kaffee, und es ist mir ganz recht, daß Ihr mir gerade in den Weg lauft.“

„Aufrechtig, Hans? Sind wir Dir noch nicht fremd geworden.“

„Wahrhaftig nicht. Das heißt . . .“

„Was wolltest Du sagen?“

„Das heißt, jetzt steht Ihr mir wieder nah. Seit einigen Tagen, möcht' ich sagen, da fühlte ich eine gewisse Sehnsucht nach Euch, nach dem früheren fidelen Kreis und all der lustigen Bohème.“

Mia jubelte auf.

„Du bist uns also doch noch nicht verloren! Wir fürchteten alle — und einige behaupteten es schon, Du wärst über uns hinaus-

gewachsen. Du hättest innerlich vollständig mit uns gebrochen, wärst ganz fertig mit der Vergangenheit . . .“

Unter ihren Worten kehrte in Hans Rheder ein seltsames befreiendes Glücksgefühl ein, das seinen Augen einen strahlenden Glanz gab. Mit allen Pulschlägen wurzelte er in der Vergangenheit, in der wehmütig lustigen Bohème, die er bis in ihren letzten Tiefen ausgekostet hatte. Mit allem Neuen, das in sein Leben getreten war, hatte er sich fremd und fern gefühlt. Die Menschen, die ihm in den neuen Verhältnissen begegnet waren, hatten andere Lebensanschauungen, andere Ziele, andere Wünsche. Bei ihnen war die Arbeit das Panier, hier bei diesen der Lebensgenuß.

„Du, Hans,“ begann Mia wieder, „Du mußt uns noch sagen, was mit der van Hoochsten passiert ist. Die ist Knall und Fall fort, und kein Mensch hat 'ne Ahnung, wohin. Weißt Du nichts von ihr?“

Hans Rheder schwieg. Es widerstrebte ihm, von Agier van Hoochsten zu reden, zumal, um nur der Neugierde zu genügen. Wenn sie selbst nicht gesagt hatte, wo sie sich aufhalten würde, dann fühlte er sich nicht verpflichtet, darüber zu reden.

„Agier van Hoochsten ist eine sehr exzentrische Person,“ sagte Mias Freund, „ein verrücktes Huhn. Man weiß gar nicht, was man von ihr halten soll.“

„Ist sie eigentlich so furchtbar reich? Man hört's jetzt allgemein.“

„Ach,“ warf der junge Architekt ein, indem er wegwandernd lachte. „So gefährlich wird's wohl nicht sein mit dem Reichtum. Die Ausländer können uns gut was vormachen. Da kommt man ja gar nicht dahinter.“

Rheder war das Gespräch peinlich. Es schien ihm, als steuerten die beiden auf ein anderes Ziel los, als sollte dieses alles nur als Einleitung zu der eigentlichen Sache dienen. Und richtig, er sah sich nicht getäuscht.

„Hör mal, wie war das damals zwischen Euch beiden, Hans? Man merkte doch, daß sich etwas anspann . . . Und daß „sie“ in Dich verliebt war, blieb ja keinem verborgen.“

Sie machte ein ganz harmloses Gesicht und hatte anscheinend absolut nicht das Gefühl, daß

sie eine große Indiskretion zu begehen im Begriffe stand.

„War's etwa nicht so, Hans?“ fragte sie eindringlich.

„Mir ist nichts davon bekannt, daß sie etwa in mich verliebt gewesen ist. Ich bewahre. Ihr bildet Euch das ein! Sie wußte schon was Lohnenderes zu tun, als sich in mich zu verlieben.“

„Wenn Du es auch so ernst abwehrst, ich glaub' Dir darum doch nicht. Wir sind doch nicht blind! Na also!“

„Ach, laß doch, Mia — Du bist heute unausstehlich. Hast Du Hunger?“

Ihr blaßes schmales Gesichtchen verzog sich seltsam, als ob sie weinen würde.

„Nein,“ sagte sie leise. „Ich hab' heute zum Frühstück schon zwei Brötchen gegessen . . .“

„Und jetzt ist es acht Uhr abends. So ist's richtig. Nun wundert es mich nicht mehr, daß Du so böshaft bist.“

Sie gingen an der Landskrone vorüber zur Königsallee. „Wozu so weit hinunterlaufen. Es handelt sich jetzt nur darum, daß Mia was zu essen bekommt.“

Gerne opferte Hans Rheder einiges Geld für Kuchen, den sie aß. Er wunderte sich, wie es ein Mensch fertig bringen konnte, auch wenn er seit dem Morgen nichts mehr genossen hatte, eine solche Menge Kuchen zu essen. Die Kleine sah dankbar zu ihm auf, ohne Worte darüber zu verlieren, und er hatte das befriedigende Gefühl, etwas Gutes getan zu haben.

„Hast Du es gehört, Hans, daß die van Hoochsten den Heiratsantrag eines steinreichen holländischen Barons rüdweg abgeschlagen hat? Er soll ein sehr netter, fescher Kerl gewesen sein, den sie seinerzeit auf Java kennen gelernt hatte. Der hatte sich damals in sie verliebt, und er hat darauf alle Hebel in Bewegung



Die neue Universität in Zürich.

gesetzt, um sie zu gewinnen. Ach! das sollte mir passieren. Den! Dir, Mia, Baronin von so und so . . ."

Man lachte über ihre Worte, die so viel harmlose Naivität verrieten.

"Wer weiß, wer Dich mal heiratet, Mia. Du wirst vielleicht mal eine viel vornehmere Frau."

Mia seufzte.

"Ne, ne — da mache ich mir nichts vor. Das Schicksal, das unsereins trifft, ist selten glänzend. Es ist in der Regel so: den wir lieben, der hat in der Regel kein Geld zum Heiraten, und den wir mögen, der liebt eine andere, die mehr Geld hat, und auf den wir warten, der kommt nie . . ."

"So ganz schlimm ist's nun doch nicht," sagte Rheder, um sie zu trösten. "Ihr beide werdet Euch wohl sicher heiraten."

Der andere schweig und schaute zu Boden, und auch Mia sah nicht gerade zuversichtlich aus.

"Was ist denn nachher noch aus der Baronsache geworden?" fragte Hans Rheder in verstellter Gleichgültigkeit. Er wollte wenigstens nicht den Verdacht erwecken, sein Interesse an Agier van Hoochsten sei so stark, daß er begierig darauf war, jede Einzelheit ihres Lebens zu erfahren.

"Sie hat ihn rundweg abgelehnt — weil — weil — na ja, weil sie Dich liebt, Hans."

Er erbleichte und wußte nichts darauf zu erwidern.

"Ja," sagte der andere, "so ist es, sie liebt Dich, und sie sagte offen, Du wärest ihr Schicksal. Keinweg ver-rannt hat sie sich in diese Idee. Ich begreife das nicht."

"Ich auch nicht," sagte Hans Rheder tonlos.

Darauf ver-stimmten die beiden. Man wußte nichts mit diesen Worten anzufangen.

"Ich weiß es nicht," wiederholte Rheder. Seine Augen brannten und stierten ins Leere, sein Hirn arbeitete fiebernd, und die Musik wurde in seinen Ohren zu einem mächtigen Getöse, das ihn verrückt machte. Er hatte das unbedingte Bedürfnis, jetzt aufzuspringen und bestimmungslos dahinzulaufen — unaufhörlich — bis er schließlich vor Ermattung zusammenbrechen mußte. Und ehe er sich über sein Handeln klar war, sprang er auf, griff instinktiv in seine Tasche, holte ein Fünfmarkstück hervor und warf es auf den Tisch.

"Adieu — ich muß fort. Bin sehr eilig. Hab' ne Verabredung . . ."

Schon war er fort. Verständnislos schauten die beiden Zurückbleibenden ihm nach, dann sich an.

"Der ist ein närrischer Kerl. Ich weiß nicht —"

"Weißt Du, wie er mir vorkommt, wie einer, der auf des Messers Schneide steht. Ein Schritt zur Seite, und er ist entweder verrückt — oder . . ."

"Ja, was redst Du für nen Blödsinn . . . oder . . . was . . . hm."

"Oder ein Genie. Solche Menschen trifft man selten. Sie sind immer interessante Studienobjekte . . ."

Sie schob seelenruhig ihren Kuchenteller beiseite und langte nach dem Fünfmarkstück.

"Du — das sag ich Dir — was der Kellner raus gibt, gehört mir."

"Meinst Du, ich legte Beschlag darauf?"

"Na, es wäre ja schon nicht das erste Mal, mein Lieber . . ."

"Nun ja, — wenn ich mal zufällig kein Geld hatte. Dann natürlich. Ich hab' doch schließlich das gleiche Anrecht darauf wie Du . . ."

"Quatsch nich, Hans."

Sie sauchte ihn wütend an und übergieß ihn mit einem derart heftigen Wortschwall, daß ihm angst und bange wurde. Von den Nachbartischen schaute man schon zu ihnen herüber . . .

"Benimm Dich anständig, Mia . . ." sagte jetzt eine tiefe Stimme. Mia fuhr auf und vergaß das Weiterumrören.

"Ach, Du bist's — famos — wo kommst Du her?"

Eduard Denkhäus, ein junger Bildhauer, beugte sich über den Tisch. Er tippte sich mit dem rechten Zeigefinger auf die Stirne.

"Wißt Ihr was? Der Rheder ist übergeschnappt. Der rannte soeben an mir vorbei, daß er mich beinahe umgerissen hätte, ohne daß er mich überhaupt sah — und wie ein Zerrinniger sah er aus."

Mia winkte dem Sprecher, sich zu setzen. Dann dämpfte sie ihre Stimme zum Flüsteren herab und sagte:

"Die van Hoochsten hat's ihm angetan. Wir erzählten harmlos von ihr, da hat's ihn gepackt. Und es ist doch was dran an der Geschichte, da könnt' Ihr sagen, was Ihr wollt . . ."

Denkhäus schüttelte den Kopf.

"Ne, Kinder, wie ich Rheder kenne, ist absolut nichts dran. Er ist nur ein bißchen nervös, und ich finde diesen Zustand ja so verständlich. Denkt Euch, wenn man so in ganz entsetzlich drückenden Verhältnissen aufgewachsen ist und sein ganzes Leben nur Sorge und Not gekannt hat — und plötzlich ist das alles mit einem Schlage zu Ende, und aus der lichtlosen und freudearmen Atmosphäre wird man mit starken Händen in die Sonne gezogen. Man weiß erst nicht, was mit einem geschieht, und wenn sich die Augen allmählich an das Licht gewöhnt haben, und man weiß, all das Häßliche, Niederdrückende ist von einem genommen, dann muß man doch durch die Tage gehen wie ein Taumelnder."

Mia wehrte mit beiden Händen ab.

"Nun hör' aber bloß auf! Du findest ja Worte, die alles in eine andere Beleuchtung rücken. Wenn ein Mensch Verstand hat, dann freut er sich über seinen Aufschwung, trägt den Kopf hoch und ist stolz auf sich, weil er seiner Kraft, seinem Können alles Gute verdankt, und dankt dem Schicksal für die glückliche Fügung. Aber der Rheder ist ja lächerlich. Das soll uns aber nicht abhalten, uns über ihn zu freuen, denn er hinterließ uns bare Fünfmarkstücke, ein Zeichen von beispielloser Generosität."

"Entbehren kann er den letzten Groschen, das ist wahr," bekräftigte Brentner. "Er soll noch immer sehr viel für die Familie Menken tun. Die kommen alle naselang zu ihm und haben immer neue Bittgesuche. Dann kommt die Frau und sagt, der Mann sei krank, und dann kommt der alte Säufbruder und jammert ihm was vor, seine Frau wäre totkrank. Dann tauchen die Kinder auf mit allerlei Mäuzles, und dann ist die Großmutter gerade gestorben."

"Das hab ich auch gehört. Schredlich lästig müssen sie sein. Die reinsten Schmarozker. Der Jupp Kerstendall wohnt ja nicht weit davon, in der Liefergasse, der hat es von seiner Wirtsfrau, die wiederum eine gute Bekannte von der Menken ist. Sie soll sich oft genug über den dummen "Möler" lustig machen, und mehrmals in der Woche kommt ein ordentliches Stück Fleisch in den Pott . . ."

"Sie leben anscheinend auf Rheders Kosten herrlich und in Freuden," sagte Mia. "Man sollte ihn mal drauf aufmerksam machen, damit er den Brotkorb etwas höher hängt."

"Das ist eine unangenehme Sache, und undankbar ist sie auch ohne Zweifel. Jeder Mensch muß nun mal seine eigenen Erfahrungen sammeln, bevor er klug wird."

Die drei jungen Leuten berieten und besprachen noch eine Weile Rheders Geschick, bis endlich einer den Mut fand, dem wenig heiteren Gespräch eine andere Wendung zu geben, in der sie dann alsbald fröhlich und guter Dinge fortfuhren.

(Fortsetzung folgt.)



Die Fassade der Kaiserlichen Bibliothek im Nevsky-Prospect in St. Petersburg.

er den letzten Groschen, das ist wahr," bekräftigte Brentner. "Er soll noch immer sehr viel für die Familie Menken tun. Die kommen alle naselang zu ihm und haben immer neue Bittgesuche. Dann kommt die Frau und sagt, der Mann sei krank, und dann kommt der alte Säufbruder und jammert ihm was vor, seine Frau wäre totkrank. Dann tauchen die Kinder auf mit allerlei Mäuzles, und dann ist die Großmutter gerade gestorben."

"Das hab ich auch gehört. Schredlich lästig müssen sie sein. Die reinsten Schmarozker. Der Jupp Kerstendall wohnt ja nicht weit davon, in der Liefergasse, der hat es von seiner Wirtsfrau, die wiederum eine gute Bekannte von der Menken ist. Sie soll sich oft genug über den dummen "Möler" lustig machen, und mehrmals in der Woche kommt ein ordentliches Stück Fleisch in den Pott . . ."

"Sie leben anscheinend auf Rheders Kosten herrlich und in Freuden," sagte Mia. "Man sollte ihn mal drauf aufmerksam machen, damit er den Brotkorb etwas höher hängt."

"Das ist eine unangenehme Sache, und undankbar ist sie auch ohne Zweifel. Jeder Mensch muß nun mal seine eigenen Erfahrungen sammeln, bevor er klug wird."

Die drei jungen Leuten berieten und besprachen noch eine Weile Rheders Geschick, bis endlich einer den Mut fand, dem wenig heiteren Gespräch eine andere Wendung zu geben, in der sie dann alsbald fröhlich und guter Dinge fortfuhren.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Wibeke.

Von G. Lengauer.

(Nachdruck verboten.)

(Schluß.)

Heute ist ein prachtvoller Tag!

Fast schon etwas herblich, aber der Himmel noch tief blau, die Luft so erquickend frisch und rein, der Wald so duftig und geheimnisvoll rauschend, als wolle auch er uns seine Märchen erzählen . . .

Vielleicht hat das Herr Jules veranlaßt, mich bitten zu lassen, am Nachmittag mit ihm zum Walde zu gehen. Und nun sitze ich mit Herrn Jules am Waldestrand auf derselben weißglänzenden Birkenbank, die sein Lieblingsplätzchen ist und unweit deren ich ihn einstens in tiefer Ohnmacht liegen fand.

Und Herr Jules schaut wie trunken in die Ferne, als sähe er eine himmlische Erscheinung hinter den Tannen auftauchen, und über sein bleiches, von Krankheit und Leid verwüstetes Gesicht breitet sich ein seliger Schein, ein Abglanz jenes kurzen Liebesglückes, das er einst empfunden haben muß.

„Monsieur . . . oh, Monsieur . . . sie hieß Nina. Mein süßes, holdes Weib . . . mein angebetetes Wibeke.“

Dann ergrieff er mit zitternden Fingern meine Rechte und fuhr fort:

„Monsieur ist noch nicht verheiratet . . . nein . . . aber verliebt vielleicht?“

„Ich möchte etwas verlegen.“

„Nun, dann kann sich Monsieur auch einen Begriff machen von unserm Glücke. Wie die Kinder lebten wir zusammen . . . ja . . . wie glückselige Kinder. Wir dachten an gar nichts . . . wir waren so unbeschreiblich zufrieden mit der Gegenwart.“

„O, wie schön das ist! Immer Lachen und Singen und Scherzen um sich . . . immer Küsse und Koseworte . . .“

„Mein Wibeke war zärtlich wie ein Läubchen und ebenso sanft. „Jules“, sagte sie oft, „Du bist doch der beste Mensch auf der Welt . . . und wie ich Dich liebe, noch niemals hat eine Frau ihren Mann so geliebt wie ich Dich!“ . . .“

Und dann setzte sie sich auf meine Knie, zauste mir den Bart nach Kinderart und frug mich, ob mein Wibeke auch das schönste Wibeke des Städtchens sein sollte.

Natürlich wollte ich das haben. „Dann, Jules“, sagte sie . . . „mußt Du mir das gleiche himmelblaue Kleidchen kaufen wie Susanne es hat. Ich denke, es würde mich ebenso reizend kleiden wie sie.“

Und als sie dann dasselbe Kleidchen erhalten hatte wie unsere Nachbarin, da verfinsterte sich ihr liebes Engelsgesichtchen plötzlich wieder.

„Jules“, sagte mein Wibeke traurig, „Du siehst doch auch, daß mir das Kleid nicht steht. Das Kleid macht nicht die richtigen Falten.“

Und plötzlich schlang sie die zarten Arme um meinen Hals und küßte mich glühend.

„Jules“ rief sie, „nun weiß ich, warum mir das Kleidchen nicht paßt . . . ich habe keinen seidnen Juppon . . . kein Spitzenunterröcklein wie Susanne es trägt. Das mußt Du mir auch noch kaufen . . . oder besser noch von Paris kommen lassen.“

Herr Jules schwieg einen Augenblick lang und strich sich mit der Hand über die Stirn.

Dann fuhr er fort:

„Ja . . . wahrhaftig, Monsieur . . . ich hätte nie geglaubt, wie lächerlich das Heiraten sein könnte und was so ein zartes, kleines Wibeke alles nötig habe.“

Meine Mutter war trotz unseres Reichthums eine einfache Frau geblieben. Sie trug Kleider aus Wolle und Unterzeug aus Barchent.

Aber das Wibeke . . . mein Wibeke, mußte alles aus Seide und Spitzen haben! Und diese Bänder und Blumen und Gütchen und Stiefelchen, die ich anschaffen mußte! . . . Ein kleines Vermögen machte es aus.

Aber ich tat alles so gerne . . . jedes, auch das schwerste Opfer hätte ich ihr mit tausend Freuden gebracht.

Auch meine Mutter liebte Nina und lächelte nachsichtig, wenn mich der große Aufwand einmal ernst stimmte.

Mein Vater war in jungen Jahren einer Lungenkrankheit erlegen, und meine Mutter fürchtete heimlich immer, der Keim dazu könnte auch in meiner Brust schlummern.

Sie freute sich daher unsäglich, mich so glücklich und zufrieden zu sehen. Auch meine Gesundheit ließ nichts zu wünschen übrig, und mein Aussehen war vorzüglich.

Meine Mutter glaubte, das alles Nina zu verdanken und behandelte sie mit großer Nachsicht und Geduld.

Sie nahm ihr auch alle Arbeit ab, lochte und befehligte die Leute und stand dem Geschäfte vor.

Nina war unser beider Kind, und wir verwöhnten sie über alle Maßen!

Ah, ihr Anblick allein beglückte uns.

Sie konnte das einfachste Mahl so zierlich anrichten; sie legte mir die Butterbrote mit ihren weißen Händchen so appetitlich zurecht, sie servierte Mutter ihr Täschgen Kaffee mit einem kleinen

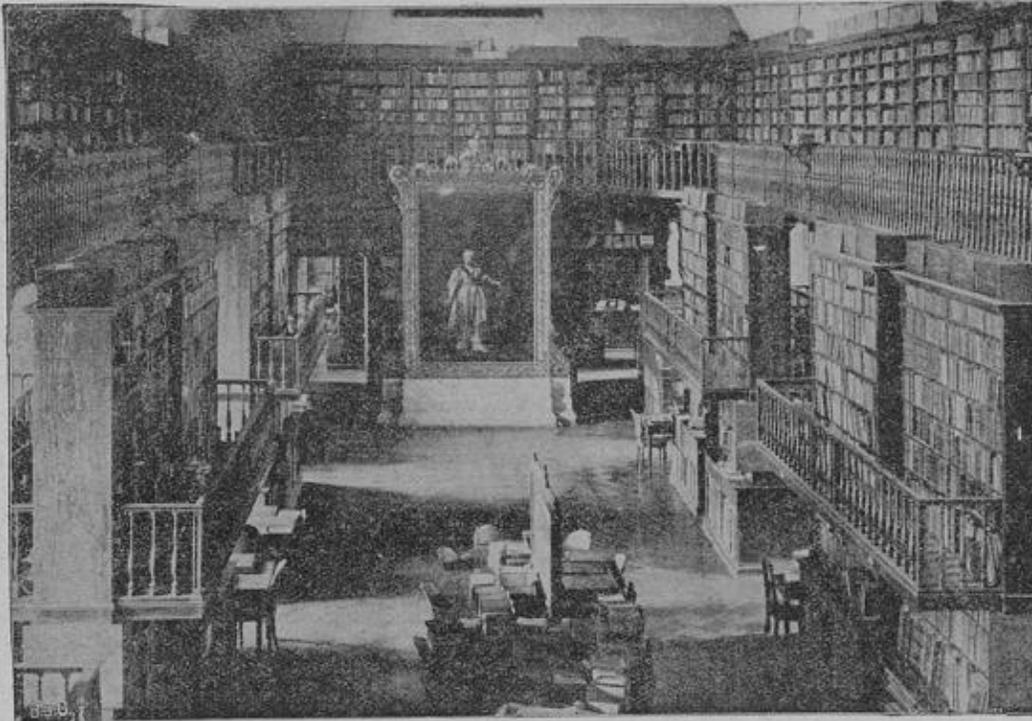
gekrausten Papier-servietchen von rosaroter Farbe auf dem goldgeränderten Ruchenteller neben dem silbernen Löffelchen und machte eine Haube von gefüßtem Rahmschnee über unseren fein duftenden Mokka.

„Ach, wenn Vater mal so einen feinen Kaffee bekommen hätte,“ seufzte dann manchmal Mutter.

Sie hatte seinerzeit noch Bichorien zu Hilfe genommen, und das tat ihr jetzt beinahe leid. Daß damals ein Vermögen anwuchs, das sich jetzt schon beträchtlich zu vermindern begann, daran dachte niemand.

Aber auch Mutter redete mir zu, Minas Wünsche zu erfüllen.

So blieb es schön und gut drei volle Jahre lang.



Der historische große Lesesaal in der Kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg.

Dann kam er in das Städtchen.“

Herr Jules erblaßte.

Seine Stimme hatte plötzlich den Klang einer zerbrochenen Seite.

Er stand auf und zog mich tiefer in den Wald hinein, als scheue er das Tageslicht bei der Mitteilung, die er mir zu machen hatte.

„Monsieur“, sagte er heiser, „es kommt jetzt anders . . . ganz anders, und mit dem Glück ist es zu Ende.“

Ganz allmählich trat etwas in mein Leben, was mir das Blut siedend durch die Adern trieb. Zuerst meinte ich, es ist ein Hirngespinnst . . . ein Nichts . . . eine Einbildung . . . In mir schreit es auf: tu mir das nicht an . . . das nicht, erbarme dich meiner . . . es ist ja auch nicht möglich . . . Und dann werde ich wieder ruhig und frage fast sorglos:

„Liebst Du mich noch, Nina?“

„Nur Dich allein, Jules.“

Es klingt zwar nicht sehr überzeugend, aber ich bin doch wieder glücklich und selig für ein paar Tage. Dann kommt es wieder, das folternde Ungeheuer, der Zweifel. Ich sehe es ja . . . meine reizende Frau ist nicht glücklich. Unsere ehrsame, bürgerliche Häuslichkeit genügt ihr nicht mehr . . . sie sehnt sich nach rauschenden Vergnügungen. Daß Mutter und ich ihre einzigen Bewunderer sein sollen, langweilt sie.

Wenn man so schön ist, möchte man seine Schönheit auch zeigen, bewundert von Hunderten werden!

Sie wünschte in der Großstadt zu leben . . . kostbare Kleider, moderne Hüte zu haben. Sie wollte Theater und Bälle besuchen, Winterport treiben, in Seebäder gehen . . . kurzum, sie wünschte, gesehen zu werden.

Ihre Liebe begann allmählich ganz zu erlöschen; sie lechzte nach neuen Triumphen und gab sich bald keine Mühe mehr, mir Zärtlichkeit und Zuneigung auch nur zu heucheln.

Ich wollte ihr oft Vorwürfe machen, sie bitten, mit ihrem Lobe, das wahrhaftig nicht ärmlich und freudlos war, zufrieden zu sein, und tat es doch niemals.

Aus Furcht, sie zu verlieren, ward ich ein Feigling. Und, eines Abends komme ich nach Hause. Ich hatte eine kleine Reise gemacht und meine Geschäfte wickelten sich so rasch ab, daß ich früher als ich gedacht zurück konnte. Es ist Nacht, und leise, ganz leise, um mein holdes Wibeke nicht zu wecken, trete ich ein.

Aber das Bett ist noch unberührt. Der Mond scheint zum Fenster herein auf das weiße, spitzenbesetzte Kissen, auf dem sonst ihr blondes Köpfchen gebettet lag. Ich muß einen Angstschrei ausgestoßen haben, denn da öffnet sich die Tür und meine Mutter im Nachtgewand erscheint. Sie ist furchtbar blaß und weint laut auf bei meinem Anblick.

„Jules . . . mein Kind . . . nun sind wir wieder allein.“

Ich sehe, sie weiß längst alles!

So war sie denn fort gegangen, auf immer von dem, der sie über alles liebte . . .

Ein halbes Jahr darauf ist meine Mutter gestorben. Sie konnte mein Leid nicht mehr mit ansehen, es brach ihr das Herz darüber . . .

Ich habe mein Geschäft verkauft, denn die gefürchtete Krankheit machte sich jetzt bald bei mir bemerkbar.

Im Winter lebe ich im Süden, im Sommer in irgendziner Waldgegend der Heimat. Wie lang noch . . . ich weiß es nicht. De bon Dieu aber wird es wissen, wenn es für jeden von uns Zeit ist, n' est-ce pas, Monsieur?“

Erschütterter schwieg ich; ich vermochte kein Wort des Trostes zu sagen, und er schien auch keines zu erwarten.

Schweigend schritten wir durch den abendlichen Wald dem Forsthaufe zu.

Dann drückte ich ihm warm die Hand zum Abschied.

Er war hoch erregt, zwei feuerrote Flecken glühten auf den Ranten seiner Backenknochen, seine Augen flackerten unstill wie im Fieber.

Vor der Haustür drehte er sich noch einmal um und lächelte mir zu.

Ein feines, stilles Lächeln, von dem ich wußte, daß es sich nach meinem Weggang in ein feines, stilles Weinen verwandeln werde.

In der folgenden Nacht ist Herr Jules sanft entschlafen, nachdem abermals ein heftiger Blutsturz vorangegangen war. Entsetzt eilte ich auf den eintretenden Arzt zu.

„Ich bin schuld an seinem Tode . . . mit mir ging er noch gestern nach dem Walde, und ich habe es geduldet, daß er mir seine Besichtigte erzählte und lange sprach und sich dabei aufregte.“

Aber der Doktor schüttelte das Haupt.

„Es war zu erwarten . . . das Ende stand unmittelbar bevor, und ich und auch er selbst wußten es genau. Er hat es auch gefühlt gestern und es tat ihm wohl, Ihnen sein Herz letztmalig ausschütten zu dürfen.“

Schlafe sanft, armer Dulder! — — —

Auch ich bin bald abgereist. Ich hielt es nicht mehr länger in der Waldeinsamkeit aus, da der Herbst sich nahte und auch die Natur sich zum Sterben zu rüsten schien. Das erhöhte noch meine gedrückte Stimmung. Ich verabschiedete mich von meinem lieben Hügelweibchen, von Trine, vom Förster und vom Forsthaufe, das mich so lange beherbergt hatte.

Vier Wochen später bin ich genötigt, auch von Mutter wieder Abschied zu nehmen.

Meine Ernennung ist eingetroffen, ich gehe nach der Hauptstadt.

Es ist mir sonderbar ums Herz, gar nicht freudig. Mutter und ich können nicht fröhlich sein, etwas Unausgesprochenes schwebt zwischen uns wie eine Scheidewand.

Mutter spricht auch gar nicht mehr von meiner Heirat. Ich aber denke oft an Berta.

Ohne Abschied von ihr genommen zu haben mag ich nicht reisen, aber es macht sich wirklich sehr schwer. Heute nacht hatten wir den ersten Schneefall und am Morgen gab es schon klirrenden Frost.

Die kleinen Jungen auf der Straße rennen eiligst mit Schlitten und Schlittschuhen dem nahen Weiher zu.

Mir kommt ein guter Gedanke!

Berta ist eine begeisterte Schlittschuhläuferin; am Eise kann ich sie noch einmal treffen. Nachmittags mache ich mich also auf den Weg zur Eisbahn.

Es sind schon viele Menschen dort.

Ein fröhliches, winterliches Treiben beginnt allmählich. Spiegelglatt ist die Fläche, und knirschend fährt der Schlittschuh über das blaugrüne Eis.

Noch ist von dem geliebten Mädchen nichts zu sehen!

Ich umgehe die Bahn und spähe nach den später Kommenden.

Rings um den Weiher stehen dicht beschneite Büsche, und einige Dohlen schrecken krächzend vor mir auf.

Am Rande, etwas versteckt, ist eine niedere alte Bretterhütte, und von innen heraus tönt Lachen und Plaudern. Ich blicke durch das kleine, offene, glaslose Fenster hinein, und mein Herz steht fast still vor freudigem Schreien.

Auf einer Holzbank sitzt Berta und läßt sich eben von einem kleinen Jungen die Schlittschuhe anschnallen.

Wie wunderhübsch sie aussieht mit den vor Kälte geröteten, frischen Wangen, den blühenden Augen, dem feinen Pelzpaletot und dem kleinen Pelzmütchen, das etwas schlief und fed auf dem reichen Lockenhaar sitzt!

Berta gegenüber steht ihre Freundin Irma, ein großes, schlankes, dunkelhaariges Fräulein, das mir aber nie sehr sympathisch war.

Irma erzählt eben von der Verlobung einer ihrer Bekannten.

Beide Mädchen lichern und lachen dabei, wie es mir scheint, etwas boshaft, oder doch voll Spott.

„Sie ist ja ein Gänschen, wie es im Buche steht,“ höre ich jetzt Irmas laute Stimme herausdringen. „Aber er . . . er ist ein ganz lieber Kerl.“

„Mag sein . . . nur etwas arg dumm kommt er mir vor . . . was zwar bei Männern ein Vorzug sein soll,“ antwortet Berta schnippisch.

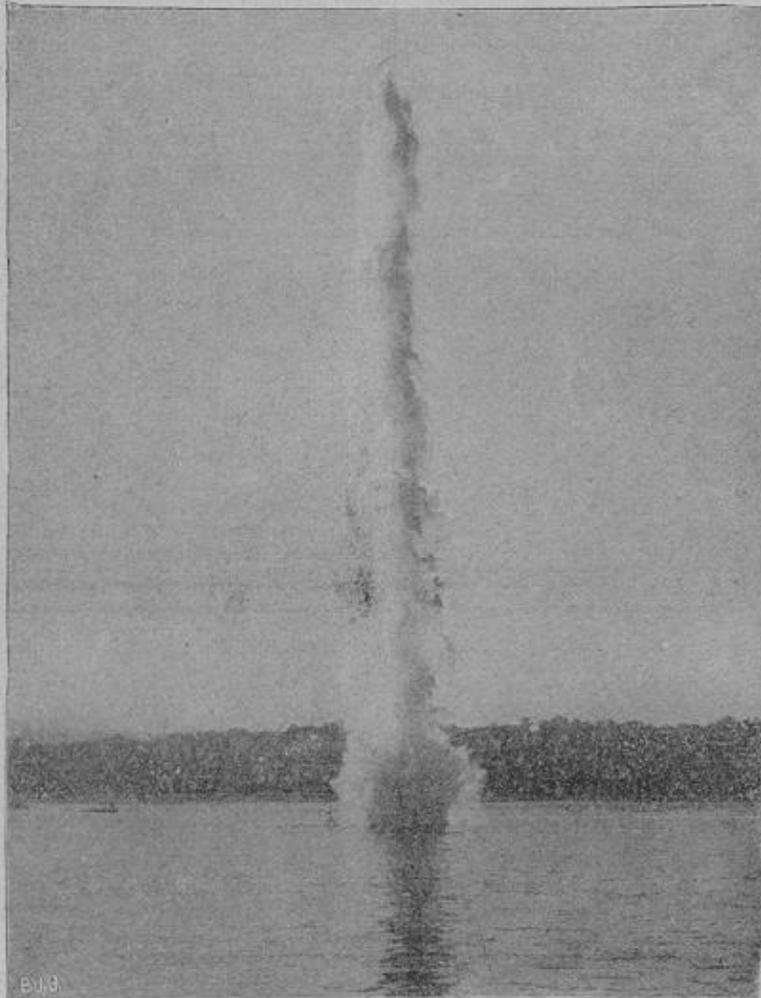
„Hübsch ist er auch; diesen schönen Mund, diese tadellosen Zähne, das natürlich gelockte Haar und den fischen Schnurrbart. Schon deswegen könnte er mir gefallen. Außerdem ist er auch sehr brav, solid, bürgerlich, tugendhaft,“ lobt Irma.

Da lacht Berta scharf und siberhell auf!

„Ich mache mir aber nichts aus Schönheit und Tugend. Pikant und amüsant muß ein Mann sein, und das nötige Geld muß er aufbringen können, denn das Vergnügen ist in meinem Leben die Hauptsache. Den Kochlöffel lasse ich neidlos die andern schwingen.“

Dann stehen beide Mädchen auf, Berta wirft dem Knaben eine kleine Münze zu.

Irma droht ihr schelmisch mit dem Finger. „Aber solche frivole Ansichten wie Du hast . . . Berta.“



Eine Wassersäule von 150 Meter Höhe. Versuche mit Unterseemten.

„Nur Dir gegenüber bin ich so offenherzig, kommt einmal ein heiratsfähiger Mann in meine Nähe, dann weiß ich schon wieder das brave, sittige Jungfräulein zu spielen . . .“  
 „Und wenn Du ihn glücklich eingefangen hast, Du Böse, Gefährliche?“

„Das lasse dann nur meine Sorge sein, Kind, mir geht es niemals schlecht bei meinem gesunden Egoismus . . . höchstens dem andern!“

Noch ein Lachen und Nichern . . . und fort sind die beiden. Ich weiß nicht mehr, wie lang ich so da stand, an die Bretterwand gelehnt, von den Büschen gut versteckt.

Wie von einem Keulenschlage betroffen, fühlte ich mich zer schlagen und elend.

Mein Herz pochte ungestüm, in meinem Kopfe rauschte das Blut und verursachte mir Schwindel.

Ein Knacken in den Ästen erschreckt mich und ruft mich in die Wirklichkeit zurück. Meine Hände haben einen Zweig als Stütze erfaßt und ihn zerbrochen, zerbrochen wie das Götterbild, das ich auf den Altar meines Herzens gestellt und das nun in den Staub herabgesunken und zerschellt ist.

Stundenlang noch irre ich querselbein umher, und erst bei Anbruch der Nacht lehre ich müde und gebrochen heim.

Mütterchen ist schon zu Bett gegangen, sie befand sich nicht ganz wohl an diesem Tage. Ich suche mein Zimmer auf, brenne aber die Lampe nicht an.

Einsam und allein sitze ich im Dunkeln und grübele darüber nach, wie doch alles so ganz anders gekommen war, als ich dachte. Und plötzlich steigt wie eine Vision die entzückende Gestalt des „Wibele“ vor meinem geistigen Auge auf.

Zierlich und fein, das schmale Gesichtchen mit den dunklen Fingerringen von hellgoldenen Löckchen umzittert, rafft sie das himmelblaue Kleidchen hoch, so daß der spitzenbesetzte seidene Jupon und die wunderniedlichen Stöckel schuhe sichtbar werden. Und sie wendet und dreht sich kokett und selbstgefällig wie ein Pfau und trippelt die Straße auf und ab. Ihr Blicke suchen jemanden, der sie beachtet, bewundert, vergöttert und dann sich zu Tode grämt, wenn ihre Laune es will und sie ihm die schwerste Last des Lebens, die liebeleere Einsamkeit, auflegen will.

Und das „Wibele“ lacht und nickt auch mir zu, winkt und lockt . . . Glaubst Du es mir nicht . . . Du Tor, das Leben ist Champagner schaum und eitel Lust und Freude ist es . . .

Nein . . . nein . . . tausendmal nein!

Herr Jules hat es gesagt und meine Mutter hat es mir vorgelebt:

Das Leben ist Pflichterfüllung, fester, zielbewusster Wille und Tat! . . .

Und so werde ich denn abreisen und „unverlobt“ meine neue Stellung antreten.

Wenn es mich aber einmal wieder gelüsten sollte, ans Freie zu denken, dann bekomme ich recht, mein frommes Mütterlein, dann wird Dein Sohn den Segen des Himmels und seinen Beistand zuerst erfliehen.

Die Vision des „Wibele“ aber ist daraufhin auf immer verschwunden!

## Morgen kann's schon Frühling sein!

Lenzeszauber ist gekommen!  
 Staunend hab ich's wahrgenommen!  
 Über Nacht, ganz leis und sachte  
 War er da, — als ich erwachte.

Gestern noch so rauh die Winde,  
 Heute säufeln sie gelinde;  
 Und der milden, klaren Sonne  
 Jauchzen alle zu mit Wonne.

Drum, o Mensch, gib Dich zufrieden.  
 Traue! Sei nicht bang hienieden.  
 Mög's auch heut noch stürmen, schnei'n,  
 Morgen kann's schon Frühling sein!  
 Fritz Theissen.

## Ein Samariter.

Ist noch ein Rest von Lieb' in Dir,  
 O geize nicht, und gib ihn her;  
 Die reiche, menschenvolle Welt  
 Ist ja an Liebe gar so leer.

Auf Märkten biete sie nicht feil,  
 Auch zu Palästen trag' sie nicht;  
 Doch tritt dereinst an Deinen Weg  
 Ein still verhärmtes Angesicht —

Dem Sprich: „Bedarfst Du wohl des Ols?  
 Zeig' Deine Wunde; — hier mein Krug! —  
 Und in der Herberg' pfleg' ich Dein,  
 Wenn diese Gabe nicht genug.“

Georg Scheurlin.

## Unsere Bilder.

Die neue Kaiserjacht Hohenzollern, die Mitte Juni in Stettin vom Stapel laufen, im Spätherbst die ersten Probefahrten machen und im Frühjahr 1915 in Dienst gestellt werden wird. Die neue Hohenzollern ist größer als die alte Jacht, sie umfaßt 7300 Tonnen und mißt 161 Met. Die Bauart erinnert an die der Schnellsegler, indem der Klipperbug Verwendung gefunden hat, den der moderne Kriegsschiffbau nicht mehr kennt. Die neue Jacht macht dadurch einen eleganteren, jachtmäßigeren Eindruck als die alte Hohenzollern. Die Fahrgeschwindigkeit beträgt nur 18 gegen 21,5 Knoten der alten Jacht. Die Maschinen sind mit Turbinen ausgestattet; in bezug auf Sicherheitsvorrichtungen, Doppelboden und Schotten sind alle modernen Erfahrungen beim Neubau verwandt worden. Wert ist auf den ruhigen Gang des Schiffes gelegt worden. Die Besatzung wird 450 Mann betragen. Uniere Aufnahme zeigt das Schiff nach einem Aquarell des Marinemalers C. Schön.

Oberst v. Below, der neue Kommandeur der Schutztruppen im deutschen Reichskolonialamt und Nachfolger des Generals v. Glasenapp. Er war bisher Kommandeur des Inf. Regts. 153 in Altenburg und stand früher beim 2. Seebat. in Tsingtau.

Die neue Universität in Zürich. Mit einem Kostenaufwand von fast fünf Millionen Mark wurde in Zürich ein Universitätsgebäude errichtet, das einen neuen Schmuck und einen neuen Anziehungspunkt der schönen Stadt bildet. Das Hauptgebäude mit dem Biologischen Institut erhebt sich auf derselben Höhe, auf der die Technische Hochschule liegt, während die einzelnen Institute in der Stadt untergebracht wurden. Dem Kollegiengebäude ist nach Westen eine Terrasse vorgelagert, die als Garten zum Haus gehört und einen prächtigen Ausblick auf Stadt und See bietet. Die Erbauer, Architekten Curjel und Moser, waren bestrebt, eine Bauanlage zu schaffen, durch die dem Gebäude der Technischen Hochschule (siehe links auf unserm Bilde) kein Eintrag geschieht. Im Gegenteil hat das imposante Stadtbild Zürichs durch den Universitätsbau eine weitere Verschönerung erfahren.

Zur Jahrhundertfeier der Kaiserlichen Bibliothek in St. Petersburg. Die öffentliche kaiserliche Bibliothek in Petersburg begeht die Feier ihres hundertjährigen Bestehens. Sie ist eine der reichhaltigsten Bibliotheken der Welt und birgt in ihrem Innern literarische Schätze von unermesslichem Wert. Unter anderem befindet sich dort auch der heilige Koran, vor dem alle muslimanischen Besucher zum Gebet in die Knie fallen.

Eine Wasserfäule von 150 m Höhe. Anlässlich Versuchen mit Unterseeminen wurden in Amerika große Erfolge erzielt. Die Minen, die etwa 50 Kilogramm Dynamit enthielten, wurden auf elektrischem Wege entzündet; das Wasser wurde bei der Explosion 150 Meter hoch geschleudert.

Friedrich Weyerhäuser, der amerikanische Holzkönig und Milliardär, starb in Pasadena (Kalifornien). Er war der Sohn eines hessischen Winzers, wanderte 1852 nach Amerika aus und arbeitete sich im Laufe der Jahre zum reichsten Waldbesitzer Amerikas empor.

Die autständischen Epiroten, die im Süden von Albanien eine autonome Regierung einrichteten, haben neuerdings auch eigene Propagandamarken mit höchst blutrünstigen Aufschriften herausgegeben.



Fürst Albert von Monaco,  
 der sein 25jähriges Regierungsjubiläum  
 feiert.



## Sprüche.

Sei dankbar für das Glück, das Dir der Herr bestimmt,  
Und gib es gern zurück, wenn er es wieder  
nimmt.  
Es ist kein Gut so groß, er hat noch größ'eres  
eben  
Und nimmt Dir eines bloß, um andres Dir  
zu geben.

Diejenigen sind die schlechtesten Lehrer,  
die ihre Unterweisungen durch zuviel  
Reden unterbrechen. Indem sie viel sagen,  
lagern sie meistens nichts.

**Wildreservate in Ostafrika.** Der Direktor des Leipziger Zoologischen Gartens Dr. Gebbing ist kürzlich von einer längeren Studienreise, die er durch die Wildreservate im Norden von Deutsch-Ostafrika und die Reservate an der Ugandabahn in Britisch-Ostafrika gemacht hat, nach Leipzig zurückgekehrt. Über die Eindrücke und Erfahrungen, die er auf dieser Reise gewonnen, teilte er u. a. folgendes mit: Die Gouvernements von Deutsch- und Britisch-Ostafrika haben noch zu rechter Zeit große Landstriche als Wildreservate erklärt, bevor nämlich der Wildbestand der großen Steppen und Waldgebiete durch Trophäenjäger und Büren ganz vernichtet wurde. In bestimmten Schutzgebieten ist eine vollständige Schonung aller Arten eingeführt; in anderen werden nur einige besondere Tierarten geschützt, so daß also nicht nur Tiere, die ihres Fleisches wegen geschossen werden, sondern auch Raubtiere geschützt sind. Der Tierbestand eines solchen Reservates ist natürlich je nach den Lebensbedingungen, die in dem betreffenden Gebiet vorhanden sind, ganz verschieden. So findet man am Panganißfluß in Deutsch Ostafrika wenn auch nicht die zahlreichen Herden, so doch die artenreichsten Tiergattungen. Dieser Artenreichtum erstreckt sich besonders auf Antilopen, Vögel und Kleintiere, und zwar auf solche, die in der Steppe leben, wie auf solche, die am Wasser leben, während die Reservate am Meru und Kilimandscharo mehr die Tiere beherbergen, die waldiges Bergland bevorzugen. Die britischen Reservate, besonders das große, das sich längs der Ugandabahn von Haro bis Nairobi erstreckt, zeichnen sich durch ungeheuren Wildreichtum aus. Vor allem besitzen sie große Herden von Zebras und Antilopenarten. Auch das Vorkommen von Giraffen und verschiedener Dickschäuler ist hier nicht selten. Andere Reservate im Britischen dienen nur dazu, besondere Tierarten zu schützen. So gibt es z. B. Schutzgebiete für Nilpferde, Nashörner, Giraffen und Elefanten. Interessant ist es auch, daß im Gegensatz zu den vielen Erzählungen über Jagdabenteuer, die in den letzten Jahren auftauchten, Dr. Gebbing feststellt, daß von der Gefährlichkeit dieser Jagden keine Rede sein kann. So gelang es oft, ganz nahe an Raubtiere und Nashörner heranzukommen, und es war durchaus nicht nötig, von der Verteidigungswaffe Gebrauch zu machen. Dann geht aus dem Berichte klar hervor, daß außerhalb dieser Reservate der Tierreichtum ganz bedenklich abnimmt, sei es eine Folge des sinnlosen Abschießens durch Europäer, oder des stetigen Vordringens der Kultur. Zweifellos steht nach diesen Mitteilungen fest, daß die Wildreservate ein wichtiger Faktor zur Erhaltung der afrikanischen Tierwelt sind.

**Ein türkisches Lob Berlins.** Der Präsekt von Konstantinopel, Djemil Pascha, der vor kurzem auf seiner Rundreise durch die europäischen Hauptstädte auch Berlin besuchte und hier städtische Einrichtungen studierte, ist wieder nach Hause zurückgekehrt. Der ihn erwartenden Herren gegenüber äußerte er sich, wie aus der türkischen Hauptstadt gemeldet wird, sehr begeistert über Berlin. Keine andere Stadt Europas habe so schöne, so reine und so gut erhaltene Straßen wie Berlin. Paris könne sich in dieser Beziehung nicht mit der deutschen Reichshauptstadt messen, sondern komme erst in zweiter Reihe.

**Ein Denkmal für Laplace.** Zu Ehren des größten französischen Astronomen, Laplace, dem die Wissenschaft eins der impo-

genannt, an denen die Sonnenfinsternis total erscheint. Es sind dies: Namsbandet, Borgefeld, Hatfeldalen, Velfjorden, Mosjøen, Dønna, Skibaasvar und Tranen. Besonders bequem erreichbar ist das am Ende des Vessen-Fjordes gelegene Mosjøen. Der Reiz einer Nordlandreise wird durch die Möglichkeit, ein so großartiges astronomisches Schauspiel sehen zu können, jedenfalls noch erhöht.

**Die fleißige Klavierpielerin.** „Lotte, läßt Du auch regelmäßig auf dem Klavier, wenn ich weg bin?“ — „Ja, Papa.“ — „Wie lange hast Du denn gestern geübt?“ — „Drei Stunden, sonst spiele ich nur zwei Stunden.“ — „Gut, das freut mich. Aber, Lotte, wenn Du das nächste Mal spielst, schließ' wenigstens das Klavier auf. Ich will Dir gern den Schlüssel geben, ich habe ihn nämlich seit vierzehn Tagen in der Tasche!“

**Seltzam.** Schauspielerin: „Seltzam, daß man auf den älteren Photographien immer jünger aussieht!“

**Im Eifer.** „Warte, Du ungeratenes Kind — zur Strafe bekommst Du nichts zu essen!“ — „Ich habe sowieso keinen Hunger, Papa!“ — „Was, keinen Hunger? Nun gerade sollst Du zur Strafe essen!“

**Verjhuappt.** Schwiegermutter: „Wenn wir nur nicht den Zug verpassen!“ Schwiegerohn: „Keine Sorge, Mamaschen, den Zug, mit dem Sie abfahren, veräume ich nie!“

**Der Langschläfer.** Vermieterin: „Dreißig Mark für das freundliche Zimmer mit Morgensonne erscheint mir sehr preiswert.“ Student: „Und was kostet's o h n e Morgensonne? Für die hab' ich nämlich gar keine Verwendung.“

**Der kleine Diplomat.** Onkel: „Nun, Friß, ist der Lehrer mit Dir zufrieden?“ Friß: „Aber, Onkelchen, mer derf doch nich aus der Schule schwäge.“

**Uebereinstimmung.** A.: „Warum haben Sie sich denn mit Meyer gezankt?“ B.: „Ach, der Kerl ist ja der größte Esel von der Welt!“ A.: „Dasselbe sagt er von Ihnen. Da begreife ich aber nicht, wie man sich bei einer solchen Uebereinstimmung der Ansichten zanken kann.“

## Rätsel.

Stets geschieht, was mir gefällt;  
Ich gebiete nur im stillen,  
Doch erfährt es alle Welt  
Und beilich, meinen Willen  
Aufs getreuste zu erfüllen.  
Ja, ich Königin regiere  
Ohne Thron, Palast und Wacht,  
Und selbst der, der mich verlacht,  
Beugt sich lachend meiner Macht.  
Wer nicht glaubt, was ich diktiere,  
Wird zur Strafe lächerlich  
Und ob ewig wechselnd ich  
Oft zur Torheit euch verführe,  
Mir vertraut und frühnet ihr;  
Doch trotz dem Respekt vor mir  
Bleib' ich Strohblatt der Satire.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Uhu.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
L. Kellen, Bredeneß (Ruhe). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess u. (Mühl).



## Südbalkanische Revolutionsmarken

mit der Aufschrift: Griechische Autonomie in Europa. Freiheit oder Tod. Verteidigung des Vaterlandes.



Friedrich Weyerhäuser, †  
der amerik. Goldkönig u. Millardär.

fantesten Geisteswerke aller Zeiten, die „Himmelsmechanik“, verdankt, soll in der Normandie, und zwar in der Geburtsstadt des Gelehrten, in Baumont en Auge (Departement Calvados) ein Denkmal errichtet werden.

Die nächste totale Sonnenfinsternis, die am 21. August stattfindet, und eine der großartigsten Himmelserscheinungen darstellt, wird nicht nur in Rußland, sondern auch an manchen Orten Norwegens gut zu beobachten sein. Da um jene Zeit Touristendampfer nach den norwegischen Küsten fahren, seien hier diejenigen Orte

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 19

Sonntag, den 10. Mai

1914

## Hans Rheder.

Ein Künstlerroman von Ilse Tromm.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Hans Rheder lief mittlerweile am Rhein entlang. Erst weit hinter dem Kaiser-Wilhelm-Park verlangsamte er seine Schritte ein wenig. Der kühle Wind, der vom Rhein herüberwehte, erfrischte und belebte ihn, und allmählig wurde er ruhiger. Er setzte sich ermattet auf eine Bank am Ufer und sah hinaus über das reizend fließende Wasser, das weit über normale Höhe gestiegen war. Der Rhein war jetzt wie ein großer See, denn das ganze Vorflut-Gelände jenseits der Stadt stand unter Wasser bis an den Rheindeich. In der Ferne verlor sich das Land in eine grauschwarze Finsternis.

Lauflos zog ein Schiff vorüber. Die Laternen am Mastbaume schienen in der dunklen Luft zu schweben. Das Wasser des Stroms schlug an die Schiffswände, und der Nachwind blähte die Segel. Es sah gespenstisch aus, und es war Rheder, als nähme es immer größere Dimensionen an, und als gleite es nicht von der Stelle. Und Rheders phantastischer Geist überließ sich willentlich seinen Empfindungen.

Dieses dunkle Schiff trug die Seelen Abgeschiedener in die Ewigkeit. Stand nicht vorn am Bug Agier van Hoochsten? Winkte sie nicht? Flatterte nicht ein weißes Tuch durch die Nacht — — —? Und wer war denn jene Seele, die so wild aufbegehrend an der Keeling lehnte? Frau Claire Garden? Ein heißer Schreck durchfuhr ihn. Unwillkürlich sprang er auf, lief einige Schritte vorwärts und brüllte heftig gegen einen Mann, der anscheinend von der Arbeit kam und nach Hause wanderte.

„Donnerwetter noch mal — wat soll dat heißen. Do heft mich jo hold in der Rhing geschmeisse“

Rheder erschauerte und raffte sich zusammen.

Die Vision war verschwunden. Vom Rhein herüber blies der Wind stärker über das Land. Er setzte mit einem derart starken Fauchen ein, daß er des jungen Malers Hut von dessen Kopf riß und ihn vor sich her trieb. Rheder lief nun hinter ihm her, und je rascher er lief, desto schneller rollte der Hut. Nun hatte er ihn fast. Er streckte die Hand aus. Da erhob sich der Sturm abermals, und als Rheder den Hut fassen wollte, flog er in großem Bogen in den Rhein.

„Fahr wohl —“ rief sein Besitzer ihm nach. Der Hut tanzte auf den Wellen, trieb schnell rheinabwärts und war bald den Blicken entschwunden.

„Das kann ja nett werden,“ sagte Rheder, und mit einem Mal schüttelte er sich, bog seinen Oberkörper weit herunter und schlenderte mit den Armen — „das kann ja nett werden“ — und nun brach ein lautes, erdbebendes Lachen aus ihm los, das weit hin schallte, und der Wind trug die Töne über den Rhein. — —

Zwei Tage darauf ging er zum erstenmal wieder in das Atelier des Professors. Bis dahin hatte er sich unter seinen Freunden so recht seines Daseins gefreut. In seiner Wohnung hatte er großen Zauber arrangiert, bei dem es hoch herging. Er war wieder ganz der alte gewesen und hatte alle seine Ge-

danken, die ihn in letzter Zeit fast bis zur Raserei gequält hatten, vergessen. Er hatte schon sozusagen das Versprechen gegeben, sein Studium aufzugeben und sich weiter auf den früheren Wegen durchzuringen. Fast hatte man es aus ihm herausgeloht. Aber er befaß sich noch rechtzeitig, und war jetzt, nachdem er wieder klar sah, heillos froh, nicht eine derartige Torheit begangen zu haben.

Es war ja ganz nett, ab und zu mit diesen jungen Leuten zusammenzukommen, damit mußte es aber auch Schluß sein. Profitieren konnte er bei ihnen für seine Zukunft nicht das Geringste, und da er sich doch das feste Ziel gesetzt hatte, durch eigene Kraft auf die Höhe zu kommen, mußte er solche Hemmnisse meiden.

Die bedeuteten direkt eine Gefahr für ihn. „Guten Morgen, Rheder,“ sagte Frau Claire. Sie stand eben in einem chinesischen Morgen-

gewand auf der Treppe, als er eintrat. „Guten Morgen, gnädigste Frau.“

„Na, sagen Sie mir bloß, wo sind Sie gewesen? Ich habe Sie vermißt. Wo waren Sie?“

Er machte ein verlegenes, schuld bewusstes Gesicht, wie ein großer, halberwachsener Junge.

„D — ich kann mir's denken, Sie haben gebummelt. Sträflich gebummelt. Ihnen geht's wie vielen bedeutenden Menschen, die auch einmal in gewissen Zeiträumen ihr eigenes Ich verleugnen und beiseite stellen.“

Rheder wollte einige schüchterne Entschuldigungen vorbringen, doch Frau Claire wollte nichts hören.

„Lassen Sie nur! Erzählen Sie mir nichts! Ich will gar nichts wissen. Kommen Sie hinauf. Mein Mann ist zufällig noch hier. Er frühstückt eben und wird gleich mal zu Ihnen hinauf-

kommen.“

Sie ging hinter ihm die Treppe hinauf. „Also — auf Wiedersehen!“

Der Professor war sehr vertieft in seine Zeitungen. Frau Claire, deren Züge ganz gegen ihre sonstige Gewohnheit abgepannt und müde aussahen, ließ sich ihm gegenüber nieder. Nervös zerbröckelte sie die Brotkruste, die auf

ihrem Teller lagen.

„Du — Rudolf.“

„Um —“ sagte er hinter der Zeitung hervor, ohne aufzuschauen.

„Ich möchte mal etwas mit Dir reden.“

Ein unklares Gemurmel kam aus seinem Munde.

„Hörst Du?“

„Ja, ich höre. Fasse Dich bitte kurz, wenn es sein muß.“

Er sprach sehr schroff und schaute sie unwillig an.

„Also bitte. Nimm meine Geduld nicht so lange in Anspruch.“

Du weißt, ich habe diese einzige halbe Stunde am Tage, wo ich meine Zeitungen lese — und die brauchst Du mir durch belanglose Schwäzereien nicht zu verkürzen.“

„Wer sagt Dir, daß sie belanglos sind, meine sogenannten Schwäzereien,“ fragte sie scharf.

„Es wäre ein Wunder, wenn sie meinen Voraussetzungen nicht entsprächen. Ich täusche mich nicht so leicht.“

„Das mag sein. Du glaubst aber, mich täuschen zu können...“

Er faltete mit nervöser Hast das Papier zusammen und legte es neben seinen Teller auf das Tisch Tuch.

„Nun machst Du mich neugierig. Es ist übrigens interessant zu beobachten, wie einfältig die Motive nur zu sein brauchen



Dr. Joh. v. Dallwitz,  
der neue Statthalter im Reichslande.

bei einer Frau, um hochdramatische Szenen zu erzielen. Da ich nun doch einmal gestört bin, hatte ich also der Begründung Deiner Behauptung."

Unter seinen scharf, mit einem Anflug ins Ironische gesprochenen Worten wuchsen ihre Anklagen.

"Du täuschst mich fortgesetzt seit Du von Deiner Reise zurück bist."

"Zunehmen, wenn ich bitten darf, daß Du Dich genauer ausdrückst."

"Du verbirgst mir etwas. Du bist mit Deinen Gedanken nicht bei mir. Ich fühle es täglich, stündlich. Es ist Dir eine Qual, hier leben zu müssen."

"Du bist wahnsinnig."

Er hatte sich erhoben und durchmaß aufgeregt das Zimmer.

"Mag sein — aber . . ."

Er blieb vor ihr stehen.

"Ich will Dir was sagen." Diese Art Auseinandersetzungen sind mir verhaßt. Sie können mich direkt brutal machen, und ich muß dann an mir halten, damit ich nicht losfahre. Wenn Dir unser Frieden nur ein bißchen lieb ist, so tu mir den Gefallen und schweige . . ."

Frau Claire warf sich auf die Chaiselongue und begann heftig und erschütternd zu weinen. Ihr ganzer Körper wand sich wie gepreßt. Der Professor trat dicht an sie heran.

"Daß das. Dieses alberne, einfältige Getue. Wie ein kleines Mädchen benimmst Du Dich, das jammert auch so, wenn ein Liebhaber es sitzen läßt. Ich möchte den Mann sehen, der sich von Weibertränen beeinflussen läßt."

Sie traute ihren Ohren nicht. War der, der diese kalten fremden Worte sprach, ihr Gatte, ihr angebeteter, vergötterter Mann, der nie eine Träne in ihren Augen hatte sehen können? Sie begriff es nicht. Was hatte diese Veränderung zu bedeuten. Wem war sie zuzuschreiben? Sie vermutete, es könnte womöglich eine Liaison dahinter stecken, verwarf den Verdacht jedoch sehr bald wieder. Ihr Mann war kein Mensch, der sich um andere Frauen kümmerte. Sie war ihm bisher stets die einzige Frau gewesen, der sein Herz gehört hatte. Er hatte es selbst unzählige Male gesagt, daß ihm kein Weib etwas bedeutet hatte. Und sicherlich lag die Ursache seines veränderten Wesens in seiner Nervosität. Er litt darunter, daß er die Arbeiten nicht in gewohnter schneller Folge bewältigen konnte. Diese Gedanken beruhigten sie einigermaßen. Ihres Mannes gleichmäßige Schritte waren die einzigen Geräusche, die das Zimmer erfüllten.

"Gut," sagte Frau Claire, indem sie sich aufrichtete. "Ich will Dich nicht quälen. Ich weiß, daß Dich etwas drückt und will geduldig warten, bis Du Dich mir anvertraust. Einmal wirst Du es tun, das weiß ich bestimmt."

"Ich bin Dir dankbar, wenn Du schweigst."

Sie sah ihn an. Sein verschlossenes Gesicht verriet ihr nichts. Er blickte wieder in die Zeitung und las, als ob er alleine wäre. Bisher hatte sie nie etwas darin gefunden, heute fiel es ihr auf.

Rheder ist gekommen. Er hat ganz nette Arbeiten gemacht. Gehe doch mal hinauf zu ihm und sieh sie Dir an. Mir scheint, als stecke noch etwas ganz Besonderes in ihr, das noch nach Ausdruck ringt."

"Hätte ich das nicht erkannt, dann wäre er nicht hier, das kannst Du Dir doch denken. Ich werde nachher, bevor ich fortgehe, zu ihm hinaufsteigen."

"Ich habe Dich nun schon so oft gebeten, Rudolf, mir einmal etwas von der Fürstin zu erzählen. Du weichst mir aber jedesmal aus."

"Das bildest Du Dir ein. Was soll ich denn von ihr sagen?"

"Ist sie schön — oder geistreich?"

"Beides nicht. Ein Weib wie alle anderen. Nur eins versteht sie: sich ins Licht zu stellen."

"So —?"

Frau Claire dachte darüber nach, was ihr Gatte wohl damit sagen wollte. Das klang doch nicht grade begeistert.

"Wie gefiel denn das Porträt?"

"Es gefiel. Es waren bestimmte Wünsche vorgelesen. Hätte ich nach persönlichem Geschmack malen können, so wäre ein anderes Bild entstanden. Aber wie gesagt, es lagen andere Vorschläge vor, nach denen ich mich richten mußte."

"Hast Du es, als es fertig war, nicht photographiert?"

"Nein."

"Wie schade. Ich hätte es sehr gerne gesehen. Uebrigens täglich erwartete ich Deine Aufforderung, hinzukommen."

"Das war ausgeschlossen. Undenkbar. Wie hätte ich Dein Kommen motivieren sollen, da man nicht nach Dir gefragt hatte? Du vergiffest immer wieder, daß ich Gast der Fürstin war."

Sie zog die Schultern hoch.

"Ja — das sind die Argumente, mit denen Du immer auftrittst."

"Lassen wir jetzt unsere unerquidliche Unterhaltung. Sie ist geeignet, uns gegenseitig zu verstimmen, und ich erachte diesen Zustand für durchaus überflüssig."

Sie schwieg. Nach wenigen Minuten verließ der Professor das Zimmer. Seine kurze Handbewegung sollte der Abschiedsgruß für sie sein. Resigniert trat sie ans Fenster. Ihr Leben war plötzlich so inhaltleer geworden, und sie hatte das Gefühl, als ob sie nie mehr glücklich sein könnte.

Als sie ihren Gatten das Haus verlassen sah, begab sie sich zu Rheder ins Atelier.

"Nun, was sagte mein Mann?"

Rheder wandte sich überrascht nach ihr um.

"Über meine Arbeit kein Wort. Er hat eine Weile hier gestanden, die Studien betrachtet und ist dann nach kurzen Bemerkungen wieder gegangen. Er kam mir so sonderbar vor."

Wenn der harmlose Mensch die Veränderung wahrnahm, dann mußte diese nicht nur in ihrer Einbildung existieren. Unwillkürlich aber brachte sie das Gespräch in eine andere Richtung, um nicht zu verraten, in welchen seelischen Kämpfen sie sich befand. Sie sprach von der bevorstehenden Gesellschaft, über die einzelnen Arrangements, die sie getroffen, über die Einladungen, die ergangen waren.

Rheder bekam ein wenig Angst, bei der Aussicht, daß er auch zu den Gästen zählen sollte. Noch nie hatte er eine derartige Gesellschaft mitgemacht, und er fürchtete beständig, durch nicht korrektes Benehmen aufzufallen. Dieses verheißte er der Frau Professor nicht, als sie nach der Ursache seines Unsicherheitsfragens fragte. Sie aber lächelte über seine Beforgnis.

"Ich bitt' Sie, Rhederchen, Sie tun, als ob Sie ein Kind vom Lande wären! Uebrigens, Sie sind ja nicht der einzige Gast, und unter den vielen, die zugegen sein werden, fällt schwerlich der einzelne auf. Da können Sie ganz ruhig sein. Ich freue mich grade am meisten auf Sie." Hans Rheder sah schüchtern zu ihr hinüber.

"Wirklich, Frau Professor — auf mich?"

"Ja — ganz gewiß. Doch lassen Sie sich nicht stören in Ihrer Arbeit. Ich werde später in die Stadt gehen, und bleibe vorläufig noch ein Stündchen hier bei Ihnen."

Sie setzte sich in einen Sessel, unweit der Staffelei. Das Licht des Fensters fiel über sie und ließ ihr rötliches Haar noch heller glänzen. Und als Rheder das feste Spiel der Sonnenstrahlen gedankenvoll eine Zeitlang betrachtete, erwachte in ihm der Wunsch, sie so malen zu dürfen. Er beschäftigte sich nervös mit den Farben, die er auf der Palette mischte. Immer stärker wurde dieser Wunsch, und er fühlte, es würde unmöglich sein, ihn ihr zu verschweigen. Und trotzdem eine gewisse Scheu ihn zurückhalten wollte, die er jetzt aber energisch unterdrückte, sagte er:

"Frau Professor — so, wie Sie momentan sitzen, in dieser Stellung und Beleuchtung, möchte ich Sie malen. Ich bitte Sie inständig, erlauben Sie es mir. Es gehört zu meinem Leben. Jetzt weiß ich es. An diesem Bilde werde ich mein ganzes bisheriges Können zeigen, werde daran die innerliche Fortentwicklung offenbaren."

"Sie Enthusiast," sagte Frau Claire lächelnd. Dann wurde sie aber plötzlich still. Fast die gleichen Worte hatte früher ihr Gatte zu ihr gesagt, und damals hatte dasselbe Vibrieren, dieselbe



Der bisherige Statthalter von Elsaß-Lothringen, Graf Karl von Wedel.



Wirkl. Geh. Rat von Loebell,

der neue preuß. Minister des Innern.

Begeisterung durchflungen wie eben jetzt. Ihr Mann hatte sie geliebt, hatte seine ganze Seele in seinem Bild offenbart, und hatte sein Lebensglück an ihr aufgebaut — und sie selbst war über alle Massen glücklich gewesen. Aber dieser junge Hans Rheder! Was ging in ihm vor?

„Aber, Rheder — trauen Sie sich mit dem Werke nicht zuviel zu,“ fragte sie, um nicht zu zeigen, daß sie ihn durchschaut hatte. „Ich weigere mich natürlich nicht, mich von Ihnen malen zu lassen, aber ich möchte doch außerordentlich gerne sehen, daß Sie zuvor ein reifer, fertiger Künstler sind, dessen Name schon etwas bedeutet. Sie müssen das doch verstehen, nicht wahr?“

Er schüttelte traurig den Kopf und schaute zu Boden. „Es ist nämlich gar nicht so sehr einfach, mich auf die Leinwand zu bringen, wie Sie sich das Experiment vielleicht vorstellen. Mein Mann beklagt sich heute noch darüber — weil ich zu zappelig bin. . . . Also seien Sie geseit, und warten Sie bis später. Dann gebe ich gerne meine Zustimmung.“

Er sah noch entmutigter aus, so daß er ihr aufrichtig leid tat. „Nicht wahr — später — Rhederchen? Wir gehen dann in den Wald, und Sie malen mich unter Buchenbäumen. Das paßt am besten zu mir, dieses halbe Dämmerlicht mit den einzelnen Sonnenreflexen, die sich durch das Blattwerk drängen. Und übrigens, wenn ich ja auch jetzt einverstanden wäre, mich auf der Stelle von Ihnen konterfeien zu lassen, so bedürften wir vor allen Dingen dazu der Einwilligung meines Mannes, der in diesem Falle die höhere Autorität bedeutet.“

Er seufzte. „Ach, alles was einen hinausheben könnte aus den Alltag, bleibt einem verjagt.“

„Na, warten Sie mal — nun sind Sie aber wirklich ungerecht! Das ist sehr höflich von Ihnen.“

„Ich kann für heute nichts mehr tun. Ich bin völlig unfähig.“

„Hastig räumte er die Sachen zusammen. „Völlig unfähig,“ wiederholte er. „Ich muß raus. Hier erlicke ich.“

„Bleiben Sie doch. Ich wollte Ihnen Gesellschaft leisten, um nun rennen Sie mir fort.“

„Entschuldigen Sie — aber — mein Gott ja, Sie können ja gar nicht wissen, was in mir vorgeht. Lassen Sie mich gehen. Es ist besser so.“

Frau Claire verstand wohl, was ihn quälte. Aber sie schwieg darüber und ließ ihn gehen. Wie konnte der gute Junge nur auf solche absurde Idee kommen, sie zu lieben? Sie überlegte, ob sie ihrem Manne gegenüber davon sprechen sollte, verwarf aber im nächsten Augenblicke diesen Gedanken wieder. Wozu sollte sie es sagen? Vielleicht irte sie sich, und ihn quälte etwas anderes, Geldsorgen oder dergleichen, und wenn sie wirklich recht hatte mit ihrer Annahme, dann war es das Allerverwerfteste, ihren Gatten von ihren Beobachtungen und Vermutungen in Kenntnis zu setzen.

Früher hatte er ihr auch alle Begebenheiten und Erlebnisse erzählt, aber schon seit einiger Zeit waren diese täglichen Berichte seltener geworden, bis sie jetzt nach seiner Rückkehr aus Westfalen überhaupt ganz aufgehört hatten. Er redete seitdem kaum etwas Persönliches. Also besser war's, sie schwieg und erreichte durch vernünftiges Zureden, daß Hans Rheder von dieser törichten Idee abließ.

Von der Rückkehr Agiers van Hoochsten aus Holland erwartete sie den größten Erfolg. Das junge Mädchen würde, zumal da sie ihn offenbar sehr liebte, einen heilsamen Einfluß auf ihn ausüben können und was sie, Frau Claire, dazu tun konnte, diese beiden jungen Menschenkinder aneinander zu bringen, das sollte nicht unversucht bleiben.

Agier van Hoochsten hatte auf ihre Einladung, die ihr nach Amsterdam nachgeschickt worden war, erwidert, daß sie bis an dem Tag zurück zu sein beabsichtigte und daß sie sehr gerne alsdann der Einladung folgen würde. Ueber diese Aussicht war Frau Claire sehr zufrieden. Sie wollte vor allen Dingen veranlassen, daß Fräulein van Hoochsten vorerst nicht mehr fortging und sie

schonend darauf aufmerksam machen, daß sie die führende und bestimmende Rolle in die Hand nehmen mußte, weil Hans Rheders Charakter, der haltlos und ohne Grundsätze war, keine Garantien dafür bot, daß er jemals das entscheidende Wort sprechen würde.

Mit diesem Gedanken fuhr sie in die Stadt, machte Besuche, ging in ein Warenhaus, um allerlei Einkäufe zu besorgen, und suchte sich durch interessiertes Eingehen auf die Angelegenheiten ihrer Bekannten von ihren eigenen Gedanken abzulenken.

Hans Rheder glaubte, er sei der unglücklichste Mensch auf der Welt. Schlimmer als es ihm erging, konnte es keinem gehen. Verzweifelt ging er durch die stillen Straßen. Als er auf der Rheinbrücke stand, gedachte er jenes Abends, an dem er hinabgeschaut in das tiefe, schwarze Wasser, und einige Minuten inneren Kampfes durchlebt hatte, ob es nicht besser sei, all der Qual durch den kurzen Entschluß, dahinunter zu springen, ein Ende zu machen. Erst wenige Wochen waren seither vergangen, aber jetzt sahien es ihm, als wären Jahre unterdes verflossen. Lange, endlose Jahre, in denen er nur Trauriges erlebt hatte.

Er wurde sehr ungerecht dem Schicksal gegenüber. Er verkannte, welches unendliche Glück es ihm in die Hände gegeben hatte, dadurch, daß sein erster Erfolg diese schnelle, feste Entwicklung und dieses Vorwärtsbringen zeitigte.

Einen Augenblick überlegte er, ob er kurz entschlossen seinem Leben ein Ende machen sollte, und ohne sich im vollen Umfange darüber klar zu sein, was er zu tun im Begriff war, schwang er sich auf das Geländer und beugte sich, zum Hinunterfallen bereit, weit vornüber, mit geschlossenen Augen und sahnen, verzerrten Zügen. Grade wollte er seine Hände lösen, da legte sich eine große berbe Hand an seinen Kragen, und mit einem Ruck fühlte er sich auf die Brücke zurückgerissen.

Dieser ganze Vorgang hatte sich innerhalb weniger Sekunden abgespielt. Rheders Körper fiel schwer auf die Pflasterung. Nun erst erwachte er aus halber Betäubung. „Sind Sie denn reinweg des Teufels? Das ist mir im ganzen Leben noch nicht vorgekommen, daß ein junger Mann solche hasbtrecherischen Kunststücke auf dem Brüdengeländer vollführt. Na, nun stehen Sie mal auf, und lassen Sie sich mal ansehen.“

Hans Rheder richtete sich wie unter einer Suggestion auf. Die Stimme, die an sein Ohr schlug, war so wohlwollend, so väterlich, daß er von ihr bezwungen wurde.

Was war denn überhaupt geschehen? Wie kam er dazu, hier auf den Steinen herumzukriechen?

„Na, junger Mann, nun mal endlich hoch. Sie haben doch keinen Arm gebrochen?“

Rheder fühlte, wie sich wieder eine Hand um seinen Arm legte. Nun richtete er sich auf. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne.

„So — jetzt kommen Sie. Wir sind zum Glück anscheinend nicht beobachtet worden. Sie können Ihrem Schöpfer dankbar sein, daß er mich Ihnen in den Weg geschickt hat, sonst schwämmen Sie nun schon geraume Zeit da unten.“

Der alte Herr faßte den jungen unter den Arm und führte ihn langsam weiter, der Stadt entgegen. Eine Weile schwieg er, damit jener sich ein wenig sammeln und erholen konnte.

„Vor allen Dingen, junger Mann, klären Sie mich darüber auf, ob Sie denkfähig sind. Merke ich das Gegenteil hiervon, so werde ich meine Pflicht tun, Sie der Polizei übergeben, die alsdann das Nötige veranlassen wird.“

Rheder fuhr zusammen. Er wurde für toll gehalten, und sollte womöglich ins Irrenhaus nach Grafenberg gebracht werden.

„Um Gotteswillen,“ sagte er aufgeregt, „ich bin ganz normal, mein Herr —!“

„Regierungsrat Verhagen bin ich,“ sagte sein Retter. „Herr Regierungsrat, ich bin wirklich denkfähig.“



Zur Rückkehr der 99er nach Zabern: Der Einmarsch in die Stadt, im Hintergrunde die Kaserne.

„Schön. Das ist ein vernünftiges Wort. Soeben bewiesen Sie mir zwar das kräftigste Gegenteil, denn ein kardenkender Mensch wird sich nicht umbringen. Selbstmord ist immer feige — immer. Was auch vorauszugehen pflegt, bevor man diesen häßlichen Entschluß faßt — feige und gemein bleibt er.“

Rheder sah ihn unsicher an.

„Ja, schauen Sie nur. Ich nehme kein Blatt vor den Mund. Sie gehen mich eigentlich gar nichts an, und es war nur ein rein menschliches Gefühl, das mich veranlaßte, Sie ihrem sichern Tode zu entreißen. Ich weiß ja gar nicht einmal, wen ich gerettet habe. Sie machen allerdings einen guten Eindruck, das sah ich gleich, aber das findet man schließlich unter den größten Verbrechern und will weiter gar nichts besagen.“

Rheders Gesicht wurde feuerrot. Er empfand plötzlich das Ungehörige, daß er seinen Namen noch nicht genannt hatte.

„O — entschuldigen Sie vielmals, Herr Regierungsrat — die Aufregung — ich bin Hans Rheder —“

Der ältere Herr blieb auf der Stelle stehen.

„Hans Rheder — — der junge talentierte Maler, dessen Bild die „Stridende Frau“ dort im Kunstpalaste hängt?“

„Jawohl, der bin ich.“

„Das ist ja großartig, ganz großartig! Ich selbst habe das Bild erworben. Hat man Worte — und der Zufall führt sie mir in die Finger. Ich — ausgerechnet ich — mußte Ihnen das Leben retten.“

Hans Rheder war tief bewegt von diesem seltsamen Zufall.

„Einmal taten Sie es damals bereits, Herr Regierungsrat.“

„Damals — wie so?“

„Nun, weil ich absolut keine Existenzmittel mehr besaß. Eine Stunde bevor mich die unerhörte Glücksbotschaft erreichte, stand ich drüben an derselben Stelle, an der Sie mich trafen, und war auch im Begriffe, hinunter in den Rhein zu springen.“

„Das ist ja nett! Wer hat Sie denn damals daran gehindert?“

„Mein Gewissen — und das ganz plötzliche Auftauchen der Gewißheit, daß irgendwo Lebensmöglichkeiten meiner harrten. Da schreckte ich zurück, faßte neuen Mut.“

„Und den wollten Sie jetzt schleunigst wieder über Bord werfen. Sie sollten etwas Besseres zu tun wissen. Aber nun möcht' ich mir doch ganz ernstlich ausbedingen, daß solche Geschichten nie mehr vorkommen. Wo hinaus soll das führen? Sie sind doch ein talentierter junger Mann und kein Todeskandidat.“

Ueber den zuversichtlichen Ton mußte Rheder ein wenig lachen. Er begriff es jetzt selbst nicht mehr, warum er diese wahn sinnigen Gedanken wieder in die Tat hatte umsetzen wollen. Es war nur sekundenlang wie ein Wirbel durch sein Hirn gegangen, ohne daß er wußte, wie er dazu kam.

„Nun will ich Ihnen was sagen, Herr Rheder. Sie gefallen mir als Mensch ganz ausgezeichnet, und es sollte mich freuen, wenn ich des öfteren Gelegenheit hätte, Sie zu sehen. Wir haben ein geselliges Haus, und wenn Sie sich bei mir ab und zu sehen lassen wollten, würde es mir sehr lieb sein — sehr lieb — auch meiner Frau. Die hat übrigens schon wiederholt davon gesprochen, obwohl sie Sie gar nicht kannte. Aber sobald ich zu Hause bin, werde ich von Ihnen erzählen, ohne jedoch zu erwähnen, welche ungewöhnliche Begebenheit unsere Bekanntschaft vermittelt hat. Wir sehen sehr gerne Künstler um uns. Sie treffen die klangvollsten Namen der modernen Düsseldorfer Schule bei uns an. Da haben wir, um nur einen herauszuheben, einen in noch ziemlich jungen Jahren stehenden Professor, der durch architektonische Entwürfe und monumentale Bildwerke berühmt geworden ist, der kommt oft. Sie sollten ihn tanzen sehen! Ich sag' Ihnen, so was gibt's gar nicht noch einmal auf der Welt. Der ist der verkörperte Rhythmus, der verkörperte Tanz überhaupt. Da sollten Sie etwas von entfesselter Leidenschaft oder bewußter Ruhe sehen — —! Die Damen reißen sich um ihn. Also nicht wahr, bei nächster Gelegenheit lasse ich Ihnen eine Einladung zukommen.“

„Ich freue mich sehr darauf, Herr Regierungsrat.“

Sie waren unterdes bis zum Rätiger Tor gegangen. Nun blieb der ältere Herr stehen.

„Vorläufig müssen wir uns trennen, mein Lieber. Ich habe noch zu tun. Werde hier die Elektrische benutzen — oder halt —

da stehen Autos. Der Einfachheit halber werde ich ein solches nehmen. Es hatte doch etwas Gutes, daß ich, meiner inneren Eingebung folgend, zu Fuß über die Rheinbrücke ging. Ich tue das nämlich sonst fast nie. Aber heut' war's mir ein direkt zwingendes Bedürfnis.“

Er reichte Rheder die Hand.

„Vielen, vielen Dank, Herr Regierungsrat.“

„Na ja, reden Sie nicht darüber. Wenn Sie sich in Zukunft besser aufführen, nehme ich das als Zeichen Ihrer Dankbarkeit an. Menschenkind, freuen Sie sich. Noch scheint Ihnen die Sonne, noch spannt sich über Sie der klare blaue Himmel. Auf Wiedersehen!“

Grüßend winkte der alte Herr vom Auto aus noch einmal zu Rheder hinüber. Der ging durch den Hofgarten, blickte leuchtenden Auges in die Welt und war zufrieden mit der Tatsache, daß er noch lebte.

Welche Kraft von Regierungsrat Verhagen auf ihn übergesprungen war, welches Vertrauen auf sich selbst, welcher lachende,

unbezwingbare Lebenswillen! Ein lautes Maschinensurren ließ ihn in die Luft schauen. Hoch über der Stadt flog in elegantem Flug eine „Tauben“, und in Rheder leimte plötzlich das Verlangen auf, auch einmal in einem Aeroplan mitaufzulegen. Wie herrlich mußte es sein, so durch den Aether zu fliegen. Nun fiel ihm ein, daß einer seiner Bekannten Beziehungen zu dem berühmten Düsseldorfer Flieger hatte, und daß der ihn wiederholt darauf aufmerksam gemacht hatte, sich mit ihm in Verbindung zu setzen, wenn er mal als Passagier mit aufsteigen wollte.

Daß er das möglich machen wollte, war nun beschlossene Tatsache. Die „Tauben“ war bereits seinen Blicken entschwunden. Nur das Geräusch des Motors war noch vernehmlich. Unwillkürlich ging Hans Rheder schneller. Daheim empfing ihn seine Wirtin.

„Es sind verschiedenemal Leute hier gewesen, die nach Ihnen gefragt haben.“

Die Nachricht überraschte ihn keineswegs. Er vernahm sie fast täglich. Verging doch selten ein Tag, an dem nicht der eine oder der andere bei ihm vorsprach.

„Wartet drinnen noch jemand, Frau Müller?“

„Nein — — das heißt — eine hat lange hier gewartet — — die will gleich wiederkommen.“

Rheder konnte sich nicht denken, wer es sein würde. Er fragte nach ihrem Aussehen.

„Wenn ich offen gestehen soll, einen guten Eindruck machte die Person ganz und gar nicht, so auffallend war sie angezogen. Und das Gesicht schien mir recht raffiniert.“

Rheder ließ im Geiste seine Bekannten Revue passieren. Er fand eigentlich keine, auf der diese Beschreibung gepaßt hätte.

„Na ja, dann wollen wir mal ruhig die Dinge an uns heran kommen lassen. Sie wird schon auftauchen, wenn sie was von mir will . . .“

Frau Müller zog sich in ihre Gemächer zurück. Hans Rheder ging in die seinen. Es schien ihm, als läge ein aufdringlicher Parfümgeruch in der Luft. Er riß die Fenster auf.

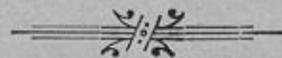
„Pfui Teibel — was für'n Duft!“

Hans Rheder warf sich auf die Chaiselongue, schob die Arme unter den Kopf und ließ die Lider ein wenig über die Augen fallen. Wieder nahen alle trüben Erinnerungen, um sich in seinen Gedanken einzunisten. Da klopfte es. Auf seinen Ruf trat ein weibliches Wesen ein, das sich schüchtern seiner Chaiselongue nahte.

(Fortsetzung folgt.)



Kaiserin-Witwe Haruko von Japan †.



## Wenn's Mailüsterl weht!

Skizze von Maria Cuhlen.

(Nachdruck verboten.)

Toben auf dem Berg, unweit der niederen Sennhütte, steht der Schweizerbub und schaut leuchtenden Auges, in rechter Sonntagsstimmung, auf die sonntäglich ruhende Flur. Drunten von der kleinen Dorfkirche herauf nahen mit langsamem Schritt die Männer in kurzen Sammethosen, die Frauen und Mädchen mit großen Gebetbüchern und weithin leuchtenden Spitzenhauben. Der Knabe auf dem Berge sieht sie alle kommen; er weiß alles, was um ihn her geschieht, es ist ja sein Reich, darin er steht, und das er beherrscht im Sommer, wenn er im Kreise buntschmediger Kinder die duftenden Wiesenmatten durchstreift, drunten im gesegneten Tale beginnend, dann immer höher den Berg hinaufsteigend, bis er, ein freier Sohn der freien Natur, auf der höchsten Spitze steht, unter dem wolkenlosen Blau, umspielt von frischer

Bergesluft, ganz nah der Sonne, ganz fern den Menschen! Im Geiste macht er sie schon alle durch, die Sommerfreuden in den Schweizer Bergen, und sein Herz hüpfet dabei vor Jubel, unterdes sein Auge bald leuchtend, bald träumend über die Gegend schweift. Er sieht ihn kommen, den ersehnten Frühling: In weiter Ferne, am andern Ufer des reißenden Bergflusses ergießt sich das Wasser in Strömen aus der engen Schlucht; das ist die Auflösung der Lawine, die sich im dräuenden Winter hier festsetzte; die Wasser überstürzen auf dem Wege zum Fluß, der anscheinend Mühe hat, die übermächtig springenden Wellen dem Ziele zuzuführen. Der feucht-schwarze Ackergrund drunten im Tale schimmert, als sollten am folgenden Tage tausend winzige Grashälmschen dem Frühling entgegenjauchzen; das braune Felsgeröll am Bergesfuße hat den Schneemantel abgeworfen; bald wird aus seinen Spalten und Ritzen neues Leben entstehen; großblättriger Enzian und blutrote Nelken werden der Sonne entgegenlachen. Der Anger, jetzt noch schmutziggelb, zieht sein grünes Sommerkleid an, und hoch im Aether über ihm singt leise trillernd die Frühlingslerche, oft unterbrochen vom Piden der Nester bauenden Stare im nahen Walde. Und er, der Bergbub mit dem Herzen voll Jugendsonnenschein, er wird sich freuen all dieser Pracht, und er wird jubeln und jauchzen und singen hinauf zum klarsten Himmelsblau, so wie er jetzt schon in ahnungsvoller Frühlingsstimmung leise, dann immer mächtiger, immer kühner beginnt:

Wenn's Mailüsterl weht, z'geht im Wald drauß der Schnee.

Da heb'n die blau'n Weiger'ln ihre Köpferln in die Höh!"

Wie der Schweizerbub auf hoher Alm, so fühlt jeder gute Mensch den Frühling nahen; alle jauchzen ihm entgegen, alle heißen ihn willkommen und alle lieben ihn. Sie erwarten viel von dem lodigen Knaben mit dem berückenden Sonnenlächeln, den klaren Himmelsaugen und dem duftigen Blütenregen, wenn er in jugendlichem Uebermut an den zarten Stämmen rüttelt. Sie setzen große Hoffnungen auf den sprießenden Mai und — bedenken vielleicht nicht, daß ein einziger „Reis in der Frühlingsnacht“ tausend lichte Blüten töten und tausend Hoffnungen vernichten kann!

„Mutter, laß mich durchs\* Fenster schauen! Sieh, der Birnbaum wird schon grün und der Himmel schon blau; nur wenige weiße Wolken ziehen vorüber! Mutter, jetzt wird's Frühling, nicht wahr? Hansi hat den Frühling so lieb!“ Hoch aufgerichtet, mit ausgestreckten Armechen sitzt der kleine Knabe im Bett, und die dunklen Augen, das einzige, was lebendig scheint in dem durchsichtigen Gesichtchen, blicken verlangend durch das Fenster der Sonne entgegen. Hansi muß schon lange, lange im Bettchen liegen, er kann nicht mehr mit den andern Kindern drunten im engen Hofraum spielen; der böse Husten quält so sehr, er macht ihn so müde, daß er am liebsten gar nichts mehr sagte; ausruhen ist sein einziges Bedürfnis. Von seinem Bettchen aus sieht er ein Stückchen vom Himmel und auch die Spitze vom Birnbaum, die der Wind immer so wütend hin und her bewegt,

gerade wie Hansi wohl mit Nachbars Karl und Heinrich an den Zweigen geschüttelt hat, um im Herbst ein paar unreife Früchte abzuschlagen. Weiter sieht Hans nichts, als die wenigen Gegenstände im kleinen Zimmer, aber an und durch diese kargliche Umgebung ranken sich seine Gedanken empor; wunderliche Ideen durchkreuzen das kleine Köpfchen und loden, wenn sie ausgesprochen werden, selbst ein Lächeln auf der Mutter trauriges Antlitz. Warum war die Mutter in letzter Zeit nur immer so traurig? Warum blickte sie so traurig? Warum blickte sie so angstvoll den Dunkel Doktor an, wenn er ihm das schwarze Horn auf die Brust setzte! Und wenn der böse Hustenanfall kam und Hansi fast zu erstickten drohte, dann ließ die Mutter die seine Stidarbeit fallen und eilte auf ihn zu; dann schlug sie beide Arme fest und zärtlich um den Liebling, den einzigen, als könnte sie ihn so dem unsichtbaren Feind entreißen. Und wenn er sie dann wieder neben sich sitzen sah, wie sie schnell und emsig seidene bunte Blumen in die Seide sticte, so schön, als hätte ein großer Maler sie hingemalt, wie Hansi meinte, dann sah er es wohl feucht schimmern unter den langen Wimpern, und dann wurde auch er traurig, weil die Mutter traurig war.

Als sie jetzt von seiner Frühlingsfreude hörte, trat sie leise an das kleine Schmerzenslager und streichelte die mageren Händchen: „Gelt, Hansi, Du betest zum lieben Gott, daß er einen schönen, warmen Frühling schickt! Dann öffnen wir das Fenster, und die liebe Sonne scheint auf das Bett und macht Dich gesund. Und dann holt Mutter viele Blumen und trägt Dich zuerst durchs Zimmer, dann über den Hof, und schließlich kann Hansi mitgehen durch Feld und Wald und Wiese; dann pflücken wir zusammen Blumen und hören die Vögel süße Lieder singen; und wenn's noch etwas weiter ist, dann gehen wir beide zu Tante Marie, die den großen Garten hat; da ruhen wir uns aus, Hansi von der Krankheit und Mutter von der Sorge. Und dann ist alles wieder gut wie früher, nicht wahr, mein Liebling?“

Des Knaben Augen leuchteten, als er sie mit steigender Wärme so reden hörte, und brennende Fleden malten sich auf seinen Wangen; er konnte vor Freude kaum antworten; er stammelte nur immer: „Ach ja! das wird schön, liebe Mutter!“

Wie der armen Frau die Zubericht des Kindes ins Herz schnitt! In ihr tobten ja die Zweifel und die Sorgen und ließen ihr keine Ruhe. Ob der so sehnelichst erwartete Frühling die Hoffnungen verwirklichen würde, die ihr gequältes Mutterherz auf ihn setzte! Und ob der Mai mit seinem Sonnenschein und seinem Blütenregen auch sie und ihren Hansi wieder froh machen würde, so froh und glücklich, wie sie gewesen, bevor der tödliche Husten, der auch den Gatten von ihrer Seite riß, ihrem Liebling die Gesundheit raubte! — —

In der großen Stube mit den frisch geschauerten Dielen und den schweren Eichenmöbeln ordnet ein Mütterchen, allzeit beschäftigt trotz ihrer 60 Jahre, ihr kleines Flickkörbchen. Wohl hat die Zeit ihr Haar gebleicht und ihr Auge getrübt; aber in dem Busen schlägt noch warm und glühend, genau wie vor langer, langer Zeit, das gütige, liebende Herz der Mutter. Auf der weißen Linnentischdecke liegt ein Brief mit blauen und roten Marken; er kommt aus Amerika, von ihrem Sohn. Wohl zehnmal hat das Mütterchen den Brief gelesen, und doch zuckt es noch immer in ihren Händen, als müßte sie immer wieder danach greifen. Jeder Brief, den die Wellen des großen, weiten Meeres ihr zutragen, hatte ihr unendliche Freude bereitet, bei jedem hatte sie Gott gedankt für das treue, liebe Gedanken, das der Sohn der ferneren Mutter bewahrte; aber diese Zeilen, so herzenswarm, so goldig, so voll von Glück und Hoffnung für ihr harrendes Herz waren wohl wert, hundertmal gelesen zu werden. Wie alt war er wohl jetzt, ihr Felix? Sie zählte; an den Fingern zählte sie die Jahre zurück; es waren dreißig; also schon dreißig Jahre war der Junge, und acht Jahre hatte sie ihn nicht mehr gesehen. Wie mochte er aussehen! Ob die Sonne des südlicheren Klimas ihn gebräunt und ob das Fieber, mit dem er vor einigen Jahren einen Kampf auf Leben und Tod gerungen, ihn geschwächt hatte? Und wie sie diese Gedanken weiter spann, die täglichen Ge-



Graf Shigenobu Okuma,  
der neue japanische Ministerpräsident.

danke, da sah sie sich wieder am Ufer stehen, wie sie trampfhaft des Sohnes Hand umfaßte, als wollte sie einen letzten angstvollen Versuch machen, ihn vom ersten Schritt auf die schmale Brücke, die hineinführte in das große Seeschiff, zurückzuhalten. Sie fühlte noch einmal seine letzte, feste Umarmung, den letzten, langen Kuß auf ihre Stirne, und dann sah sie das Schiff sich langsam, langsam bewegen; der Schrei auf ihren Lippen erstarb, weil die Tränen ihn erstickten. Und durch die Tränen sah sie das rote Tüchlein wehen, das rote, zwischen all den weißen; sie sah es noch, solange das Schiff sich in Schweite befand. Dann stand sie allein an dem tosenden Meer, und die graugrünen Fluten der Schelde umspülten gierig andere schwarze und weiße Schiffskörper. Sie zerschellten und zerschäumten an den Felsenküfern des Kais. Auch in ihrem Herzen brandete der Schmerz, der bohrende Schmerz um den Verlorenen; aber auch er mußte zerschäumen und zerschellen an dem festen Willen des Sohnes. Er hatte ja einen guten, wenn auch eisernen Willen, ihr Felix. Nichts schien ihm unerreichbar, nichts zu gewaltig für seine junge Kraft; er wollte sein und ihr Glück begründen durch diese Reise, wollte Amerika, das Land des Fortschritts, mit Nutzen besuchen und dann, reich an Fähigkeiten und Kenntnissen, zurückkehren, um im Vaterlande seine Erfahrungen praktisch zu verwenden und zu verwerten. Jetzt endlich war die Zeit gekommen. „Wenn's Mailüsterl weht“, bin ich wieder bei Dir, hatte Felix geschrieben. So hatte er sich also seine Ideale, seine Naturliebe bewahrt, trotz des rastlosen Strebens mit der Realistik. Ja, er war brav und gut geblieben, das wußte, das fühlte sie; vielleicht blieb er es durch das Andenken an sie, vielleicht durch die Gebete, die sie mit jedem Morgen neu um Segen für ihn nach oben sandte. Er hatte ihr immer nur Glück und Freude gebracht, ihr Felix, vom ersten Tage seines Daseins an, da sie ihn, ein schwaches, hilfloses Wesen, wie einen Glücksboten begrüßte, den ersten und einzigen nach sieben langen Jahren linderloser Ehe. Darum hatte sie ihn Felix, den „Glücklichen“, getauft. Wie sich das Mütterlein auf den Frühling freute, auf den Mai mit all seinen ungezählten Wonnen. In diesem Jahre fand sie alles noch einmal so schön und so herzerquickend. Das junge Maiengrün, die makellosen Blüten am Baum, die kleinen Sängler im niedern Busch und hoch oben im Aetherblau, die quakenden Frösche drunten am Teich, sie alle schienen ihr nur das eine zuzurufen zu wollen: „Er kommt, Dein Sohn, Dein Felix, er wird Dich beglücken; freu Dich, Du altes Mütterchen!“

Und als der Mai kam und mit ihm die ganze, vollentsfaltete Frühlingspracht, die Aug' und Ohr und Herz entzückt, die Liebewerbend bis in des Menschen Innerstes dringt, da war der sehnlichst Erwartete angekommen, ein wenig gebräunt, ein wenig gealtert, aber genau so lieb, so zärtlich und gut wie vor der glücklich verlaufenen Reise. Und das Klavier, das während acht Jahre ein toter Schmutz des Zimmers gewesen, erklang wieder unter seiner starken und doch so weichen Hand; und wie sie früher so manches frohe und wehmütige Lied zusammen gesungen hatten, so klang es auch jetzt aus der stillen Stube hinaus in die lachende Natur, das ewig neue Frühlingslied, das zwei glückliche Herzen sangen: „Wenn's Mailüsterl weht, z'geht im Wald drauß' der Schnee, Da heb'n die blau'n Weigerln ihre Köpferln in die Höh!“

## Lerne nur das Glück ergreifen, denn das Glück ist immer da.

Von Erika Walden.

(Nachdruck verboten.)

Wer ist nicht schon Menschen begegnet, in deren traurigen Augen die mutlose Klage steht: „Es geht nicht.“ Sie sind un-

glücklich über sich selbst, über ihren Beruf, ihre Umgebung. Neger und Enttäuschungen aller Art suchen sie heim, und sie sind nicht imstande, sich darüber hinwegzusetzen. All das Schöne, das ein Dasein schmücken kann, liegt vor ihnen verhüllt, sie sehen nichts als die graue Wolke, die über ihrem Lebenshimmel hängt. Ist ein solches Handeln recht? In jedes Menschen Leben fallen Schicksalsschläge, sie verdüstern wohl das Gemüt des einzelnen, aber den Glauben an eine günstige Wendung des Geschehens müssen wir in allen Kimmernissen festhalten. „Es geht nicht.“ Das sind so energielose Worte; das Grab der Kraft und des nütigen Vorwärtstrebens. Große Aufgaben stellen große Anforderungen. Um diesen gerecht zu werden, müssen wir handeln. Nicht jeder Stein, der in unserem Wege liegt, darf uns ein Hemmschuh sein, wir müssen uns mit Starckmut darüber hinwegsetzen. Vielleicht bringt das „Morgen“ schon, was das „Heute“ versagt. Nur frisch die Zeit beim Schopfe gefaßt. Wie vermag ein Tag, eine Stunde schon alles anders zu gestalten, durch einen Brief, einen Besuch, einen ganz geringen Umstand.

Haben nicht die kleinsten Dinge oft die größten Wirkungen? Denken wir nur einmal an das Schneeflöckchen, das zur Lawine wird, an das Fünflinchen unter der Asche, das einen Brand entfachen kann.

Die Güter dieser Erde sind ungleich verteilt. Der eine lebt im Ueberfluß, der andere ist arm.

Aber so arm ist keiner, daß er nicht ein kleines Glück sein eigen nennt, und so verzagt soll keiner sein, daß er nicht den Mut besäße, mutvoll in die Zukunft zu schauen, wenn auch die graue Wolke an seinem Lebenshimmel dräut.

Es ist freilich oft schwer, diese gute Hoffnung zu bewahren, dazu gehören Selbstüberwindung und Selbstzucht, Eigenschaften, die uns in jeder Lebenslage notwendig sind.

Nur den Glauben an das Gute, an das Glück nicht verlieren, den Glauben an eine bessere Zukunft, die ein allweiser Schöpfer uns barmherzig verhüllt.



Der wandernde Berg im Zillertal.

## Kaiser Wilhelm beim Lappen Heinrich.

Von B. M a e s c h.

(Nachdruck verboten.)

Tromsø ist ein schönes Städtchen im Norden Norwegens und wird auch wohl genannt das Paris des Nordens. Es befindet sich dort eine katholische Kirche und ein Krankenhaus. Schreiber dieses hat zehn Jahre dort als Priester gewirkt. Die meisten Touristen machen dort halt. So

auch der Deutsche Kaiser. Uebrigens sei bemerkt, daß der Deutsche Kaiser dort oben mehr bekannt und die Bilder des Kaiserpaars in den Familien mehr gesehen werden als die des früheren Königs Oskar II.

Von Kaiser Wilhelm wird nun eine Geschichte erzählt, welche nicht allein beweist, wie bekannt der Kaiser ist, sondern auch wie gemütlich und lebenswürdig er ist. Jährlich kommt der Kaiser als Gast in die norwegischen Gewässer. Einmal war das Ziel seiner Reise Tromsø. In der Nähe von Tromsø haben einige Lappenfamilien ihr Lager aufgeschlagen, um die Produkte ihrer Rentiere besser und vorteilhafter in der Stadt verkaufen zu können.

Der Kaiser wußte das und wünschte dem Lappenlager einen Besuch abzustatten. Er wollte einmal persönlich mit dem Lappenführer, der etwas Deutsch verstand, sprechen. In Zivil ging der Kaiser mit Gefolge dorthin.

Der Lappenführer oder Lappen Heinrich, wie er gewöhnlich genannt wird, stand gerade vor seinem Zelte, als der Kaiser langsam und bescheiden zu ihm kam.

„Guten Tag,“ sagte der Kaiser. „Ich möchte gern hören, ob ich einmal mit dem Lappenführer Heinrich sprechen könnte.“

„Das bin ich selbst,“ sagte Heinrich.

„O, guten Tag, guten Tag,“ fuhr der Kaiser fort.

„Aber wer bist Du denn?“ fragte Heinrich.

„Ja, jetzt mußt Du raten,“ antwortete der Kaiser.

„Nun ja, dann wird es wohl kein anderer sein, als der Kaiser selbst, der Wilhelm,“ sagte der Lappe, denn er hatte schon einen leisen Wink erhalten, daß der Deutsche Kaiser ihn besuchen wollte.

„Ja, das bin ich,“ sagte der Kaiser. „Dann mußt Du wirklich so gut sein und hereinkommen, Wilhelm,“ sagte der Lappe, „um auch meine Frau zu begrüßen.“

Sie hat gerade eine gute Tasse Kaffee gekostet.“

„Ich danke vielmals,“ sagte der Kaiser. Der Lappe schob den Vorhang vor der Zeltöffnung zur Seite und beide traten ein.

Der Kaiser verbrachte hier eine fröhliche und gemüthliche Stunde bei der Lappenfamilie. Vor dem Abschiede steckte er eine goldene Brosche an die Brust der Lappenfrau. Dann fuhr er fort: „Jetzt habe ich gesehen wie Du eingerichtet bist, Heinrich, jetzt mußt Du aber auch nach Deutschland kommen und sehen, wie ich eingerichtet bin.“

„Ja, vielen Dank,“ sagte Heinrich, „das werde ich mit Freuden tun,“ und mit den besten Wünschen für die Zukunft wurde Abschied genommen.

Im nächsten Frühjahr zog der Lappe Heinrich seine besten Kleider an. Diese waren geschmückt mit silbernen Knöpfen und bunten Schnüren, die vieredige Lappenmütze auf dem Kopfe, und so reiste er nach Berlin. Er sah recht imponierend aus in seinem bunten Nationalkostüm als er sich vorstellte vor dem kaiserlichen Schlosse in Potsdam.

„Guten Tag,“ sagte Heinrich zur Wache. „Ich bin der Lappe Heinrich. Ich wollte nur ein bißchen mit dem Wilhelm sprechen.“

Er wurde gemeldet. Der Kaiser befahl, ihn gleich vorzulassen.

Und Heinrich kam. „Nun, das freut mich, Heinrich,“ sagte der Kaiser, „daß Du gekommen bist. Jetzt kannst Du sehen, wie ich eingerichtet bin.“

„Das sieht aus, als ob Du es sehr gut hättest, Du Wilhelm,“ sagte Heinrich.

„Das freut mich sehr zu hören,“ antwortete der Kaiser. „Und jetzt mußt Du so gut sein und Dich ganz zu Hause fühlen. Ich werde schon für alles sorgen.“

Der Lappe Heinrich hatte in Potsdam gute Tage und lebte vergnügt auf Kosten seines hohen Gastgebers. Vergnügt und mit vielen Geschenken und einer guten Erstattung für die Reisekosten zog Heinrich wieder nach Tromsø zurück.

Zu Hause wieder angekommen, sagte er zur Frau: „Ich sollte Dich vielmals grüßen vom Wilhelm“ und überreichte ihr verschiedene schöne Geschenke vom Deutschen Kaiser Wilhelm II.

## Unsere Bilder.

**Staatsminister Dr. Joh. v. Dallwitz**, wurde als Nachfolger des Grafen v. Wedel zum Statthalter von Elsaß-Lothringen ernannt. Geboren 1855 in Breslau, steht er seit 1879 ununterbrochen im Staatsdienst. Dem preussischen Ministerium gehörte er seit Juni 1910 an. Der Posten des preussischen Ministers des Innern wurde Wirkl. Geh. Rat v. Voebell übertragen.

Der bisherige Statthalter von Elsaß-Lothringen, Graf Karl von Wedel, wurde bei seinem Rücktritt, nachdem er sieben Jahre an der Spitze der Verwaltung der Reichslande gestanden hat, in den Fürstenstand erhoben. Fürst Wedel steht im 72. Lebensjahre und war früher deutscher Botschafter in Wien.

Der neue preussische Minister des Innern: Wirkl. Geh. Rat v. Voebell. Als Nachfolger des Ministers von Dallwitz wurde der frühere Oberpräsident von Brandenburg an seine Stelle zur Leitung des Ministeriums des Innern berufen.

**Kaiserin-Witwe Haruko von Japan**, starb in Tokio zwei Jahre nach ihrem Gemahl, dem Kaiser Mutsuhito. Sie entstammte einer der vornehmsten Familien Japans und war eine große Anhängerin der Poesie. Kinder blieben der Kaiserin versagt; der jetzige Kaiser ist der Sohn einer Nebenfrau.

**Graf Shigenobu Kuma**, der neue japanische Ministerpräsident. Der berühmte Staatsmann steht im 77. Lebensjahre; er war von 1873—1882 Finanzminister, von 1896—1897 Minister des Auswärtigen und wurde 1898 nochmals auf kurze Zeit Minister. Er ist der Leiter der konstitutionellen liberalen Partei.

**Der wandernde Berg im Zillertal**. Im Südosten von Zell, dem Hauptort des Zillertales, erhebt sich der Hainzenberg. Seine Abhänge, die gegen die vom Gerlosbach bespülte Klamm ziemlich steil abfallen, haben sich in ihrem Gefüge gelockert, und in großen Partien sind bereits große Felsstrümmen abgebrochen. Das beim Landvolk beliebte Wallfahrtskirchlein Maria Raß, das unsere Aufnahme zeigt, befindet sich gerade oberhalb der Abbruchstelle des Bergsturzes, sein Schicksal und seine Zerstörung sind unaufhaltbar. Das nette Kirchlein entstand im Jahre 1740. Der Hainzenberg war früher wegen seines Goldreichtums berühmt. Noch in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts waren in dem Bergwerk ungefähr 50 Leute beschäftigt, heute aber ist es verlassen.

**Die Düppel-Gedächtnisfeier in Berlin**. Das Königin-Augusta-Garde-Grenadier-Reg. 4 feierte am 18. April die 50jährige Wiederkehr des Tages der Erstürmung der Düppeler Schanzen durch eine Parade vor den alten Veteranen des Regiments, die an der Erstürmung teilgenommen haben. Unser Bild zeigt den Vorbeimarsch des Regiments vor den alten Soldaten.



Die Düppel-Gedächtnisfeier in Berlin.



Victoriano Huerta,

der im Konflikt mit den Vereinigten Staaten vielgenannte Präsident von Mexiko.

## Frühlingstücke.

Auf das Blümlein, das zarte,  
Ziel ein böser Frühlingsreif.  
Grausam kam der Frost, der harte,  
Machte Blümlein kalt und steif.

Standest gestern noch im Garten,  
Selig und in voller Pracht;  
Frühling wolltest du erwarten, — —  
Bracht' den Tod dir über Nacht.

Fritz Theissen.



## Sprüche.

Es gibt Menschen mit leuchtendem und Menschen mit glänzendem Verstande. Die ersten erhellen ihre Umgebung, die zweiten verdunkeln sie.

## Der Großschiffahrtsweg Berlin-Stettin.

Die bevorstehende Eröffnung des Großschiffahrtswegs Berlin-Stettin bedeutet eine neue Epoche in der Entwicklung der Verkehrsverhältnisse Deutschlands. Schon Friedrich der Große hatte den ungeheuren Wert erkannt, der durch eine Verbindung der Havel mit der Oder geschaffen wurde. Damit war doch die Möglichkeit eines direkten Wasserverkehrs zwischen der Elbe, ihren Nebenflüssen und der Nordsee einerseits mit der Oder, weiten Teilen Schlesiens und der Ostsee andererseits gegeben. Infolgedessen erweiterte er in den Jahren 1744—1746 das damals bereits bestehende schmale Kanalbett des Finowkanals. Freilich war damit nur ein Notbehelf geschaffen, denn dieser auch jetzt noch existierende Kanal genügt der gewaltigen industriellen Entwicklung der Jetztzeit schon längst nicht mehr. Deshalb entschloß man sich, einen zweiten großen Kanal, einen „Großschiffahrtsweg“ anzulegen, der nunmehr nach vielfähriger Arbeit fertiggestellt ist und als Riesenerwerb der modernen Technik bezeichnet werden kann. Er beginnt in der Nähe von Spandau und endet bei Hohenhausen an der Oder. Seine Gesamtlänge beträgt 99,5 Kilometer. Unter den mannigfachen an ihm ausgeführten Kunstbauten interessieren am meisten die gewaltigen Schleusen, vor allem die Treppenschleuse bei Hohenfinow, wo mit Hilfe mehrerer treppenförmig übereinander gelegter Schleusenkammern die Schiffe um einen Höhenunterschied von 36 Metern gehoben bzw. gesenkt werden. Man hat den Kanal über Eisenbahnstrecken und Flüsse hinweggeführt, also Brücken gebaut, die eine gewaltige Wasserrinne enthalten und im ruhigen Schwung über die Doppelgleise der Bahnen sowie Flußbette sich spannen. Die Abmessungen des Kanals sind derart, daß die Beförderung von Schiffen von 600 Tonnen möglich ist, von denen je sechs zu einem Schleppzug von 36 000 Tonnen Ladegewicht zusammengehängt werden können. Da es jedoch möglich ist, einzelne Schiffe noch bis um 200 Tonnen zu überladen, so vermag ein einziger derartiger Schleppzug die gewaltige Last von 42 000 Tonnen zu befördern. Man sieht, daß der neue Kanal den Namen „Großschiffahrtsweg“ mit vollem Rechte trägt. Die Baukosten betragen über 43 Millionen Mark.

**Ausroden von Baumstümpfen mit Hilfe von Säuren.** Das Ausroden von älteren Baumstümpfen ist eine sehr mühevoll, zeitraubende und kostspielige Arbeit, wenn es mit Hilfe von Hade und Spaten geschieht, und viel leichter wird die Arbeit nicht, wenn man die verschiedenen für diesen Zweck angegebenen Hilfsapparate und Zugtiere zu Hilfe nimmt. Man ist deshalb in neuerer Zeit dazu übergegangen, solche Baumstümpfe durch Sprengen zu zertrümmern und aus dem Boden zu entfernen und kommt auf diese Weise auch ziemlich rasch und sicher zum Ziele. Wenn aber Zeit vorhanden ist, erscheint eine andere Art der

Beseitigung von Baumstümpfen sehr einfach und zweckmäßig, die nach dem „Prometheus“ darin besteht, daß man mit dem Holzbohrer in den Stumpf ein senkrechtes Loch von 2—5 Zentimeter Durchmesser und entsprechender Tiefe bohrt und dieses zur Hälfte mit Salpetersäure füllt, auf die man dann noch eine gleiche Menge Schwefelsäure gießt. Wenn man darauf das Loch durch einen hölzernen Pfropfen fest verschließt, findet man nach etwa fünf Wochen die größten Baumstümpfe aus härtestem Holze von den Säuren soweit zerstört, daß man sie bequem mit einer Hade auseinander schlagen und entfernen kann.

**Die Sonnenwärme als Triebkraft.** Der Gedanke der Ausnutzung der Sonnenwärme als Triebkraft ist keineswegs neu. Wurde doch schon im 17. Jahrhundert zu Heidelberg eine kleine Sonnenmaschine gezeigt, welche sich dadurch in Bewegung setzte, daß die Luft durch die Sonnenstrahlen in einem Eisenbehälter erhitzt

won allen fünf Spiegelreihen durch Rohre zu einer Dampfmaschine geleitet und durch diese in nutzbare Kraft umgewandelt wird. Hat der Dampf seine Arbeit getan, dann wird er in einem Kondensator wieder in Wasser verwandelt.

**Angeborenes Talent.** W.: „Na, wie ist es denn, kann Ihr Junge nun schon laufen?“ B.: „Ne, loosen kann er noch nicht, aber Beene hat er schon.“

**Großes Glück.** „Wenn i so mei' Halsweh hab', nacha bin i' nur heilfroh, daß i kein Giraff worden bin!“

**Trost.** Er: „Mein, die Schande, wenn ich Konkurs anmelden muß. Ich kann mich gar nicht mehr unter den Leuten sehen lassen.“ Sie: „Macht nichts, lieber Karl, Du bist mir sowieso viel zu viel ausgegangen!“

**Immer Pech.** Sie: „Warum sind Sie eigentlich immer noch ledig?“ Er: „Ja, ich habe entschieden Pech. So oft ich ein Mädchen aus Liebe heiraten will, hat sie kein Geld!“

**Astlerbesuch.** Herr: „Und das auf dem Bilde soll ich sein?“ Porträtmaler: „Natürlich sind Sie es!“ Herr: „Der griechische Weltweise hat also doch recht, wenn er sagt: Sich selbst erkennen ist schwer!“

**Die See.** „Herr Kommerzienrat haben diesen Sommer im Seebad all seine Töchter an den Mann gebracht?“ „Ja, der See wirkt Wunder auf die junge Männerwelt... Je gibt ihne wieder de Kraft zu äme Entschluß!“

**Ermahnung.** General, bei seinem Hausball, als er den Tanzsaal leer, das Weinstübchen aber voll Herren findet: „Meine Herren, ich muß Ihr Arbeitsprogramm entschieden tadeln — Sie geben sich viel zu viel geistiger Beschäftigung hin... nu denken Sie doch mal fix an körperliche Bewegung.“

**Hilfe in der Not.** Besitzer eines Zaubertheaters auf der Festwiese: „Treten Sie näher, meine Herrschaften. Sie werden sprachlos sein über die Dinge, die Sie zu sehen bekommen.“ Chemann, der eben eine lange Strafpredigt bekommen: „Da mußte 'neingehen, Alte, das ist was für Dich!“

**Eine böshafte Zofe.** Zofe, nach vollendeter Toilette: „Gnäd' Frau, so jung wie heute sind Sie, glaube ich, überhaupt niemals gemessen!“

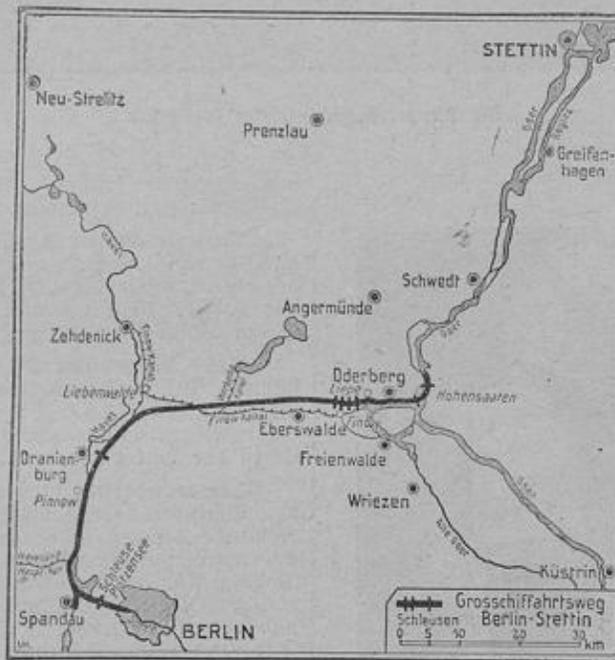
**Kindermund.** Mama, der Lehrer hat gesagt, Gott hat die Welt geschaffen und alles, was darinnen ist. Sie ist doch aber noch gar nicht fertig? — „Wieso denn, Liebbling?“ — „Da drüben wird doch noch ein Haus gebaut.“

## Rätsel.

Haft du die erste ausgesprochen,  
So kannst du nimmermehr zurück  
Die Brück' ist hinter dir gebrochen,  
Vollende nunmehr dein Geschid.

Zur zweiten Silbe stehst du fried  
Der alten Hirtenvöcker Schar,  
Zum fernem Osten weiter ziehend  
Wirft du des Ganzen Reich gewahr.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.  
Mode.



Karte des Großschiffahrtswegs Berlin-Stettin.

wurde und so als Preßluft diente. Viele fluge Köpfe haben sich außerdem diesem technischen Problem zugewandt, befriedigend gelöst konnte es bis jetzt aber nicht werden. — Nun hat der Deutsch-Amerikaner Frank Shuman in Aegypten bei Kairo eine Sonnenkraftanlage geschaffen, die durch ihre Billigkeit und verhältnismäßig großen Leistungen berechtigtes Aufsehen erregt. Dieselbe besteht aus fünf gewaltigen Spiegeln von 65 Meter Länge und 4,5 Meter Breite, die in Form einer Parabel gekrümmt sind. Ein solcher Hohlspiegel hat nach einem bestimmten Naturgesetz die Eigenschaft, daß er die Sonnenstrahlen alle so zurückwirft, daß sie sich in einem Punkt oder in einer Linie, dem Brennpunkte oder der Brennlinie, sammeln. In dieser Linie hat man nun bei der Shumanischen Anlage ein langes, glattes Metallrohr eingeschoben, das zum Teil mit stetig nachströmendem Wasser gefüllt ist. Ersteres erhitzt sich bei der in Aegypten schon recht großen Strahlungskraft der Sonne bis auf ungefähr 300 Grad Celsius und erzeugt so eine ganz erhebliche Menge von Wasserdampf, der

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redaktor  
L. Kellen, Bredeneß (Mubr.). Gedruckt u. herausgegeben von Gredebeul & Karcen, Ess n (Mubr.).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 20

Sonntag, den 17. Mai

1914

## Hans Rheder.

Ein Künstlerroman von Ilse E. Tromm.  
(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung).

„Was wünschen Sie,“ — fragte Rheder, weil die Eingetretene immer noch keinen Ton von sich gab. Bei seiner Frage hatte er sich halb aufgerichtet. Die Unbekannte schaute ihn aus zwei einstmals wahrscheinlich sehr schönen Augen bittend und liebenswürdig zugleich an.

„Ach, mein Herr — — entschuldigen Sie, wenn ich störe — Sie sind doch ein Künstler?“

„Ja — und — —“ — — — — — sagte sie unbeholfen nach, ohne die Fortsetzung zu finden.

„Was wollen Sie denn von mir?“

„Ich möchte — — ich möchte — — brauchen Sie kein Modell, mein Herr?“

Er wäre fast ausgeplagt, weil ein Ausfluchen in seiner Stehle sah. Dieses verweckte, verkümmerte Geschöpf pries sich als Modell an. — Es war zum Tolllachen. Die sollte lieber was anderes tun. — Und da er noch nichts auf ihre Frage geantwortet hatte, kam sie jetzt ganz nahe an ihn heran.

„Ich habe schon mal bei dem Grafen Meerfeld als Modell gesehen. — Zum erstenmal und — ich habe nämlich kein Geld — und ich bin krank — und mein Bräutigam hat mich im Stich gelassen.“

Er bot ihr einen Stuhl.  
„Das ist ja alles sehr tragisch, mein Fräulein, aber Sie sind zufällig an einen ganz armen Schinder geraten, der selber nichts hat.“

Plötzlich klammerte sie sich ungestüm an ihn und begann bitterlich zu weinen. Sie hielt ihn so fest umschlungen, daß er sich nur mühsam von ihr befreien konnte.

„Hören Sie mal, mein Fräulein, ich bedaure es ja lebhaft, daß Sie anscheinend so unglücklich sind, aber ich kann Ihnen beim besten Willen nicht helfen. Ich brauche kein Modell momentan und kann Sie auch nicht sonstwie unterstützen.“

„Schicken Sie mich bloß nicht fort. Lassen Sie mich hier — ich bitte Sie.“

„Aber mein Gott — das geht doch nicht.“

Sie nickte lebhaft.

„Es geht wohl, wenn Sie nur wollen.“

So etwas war ihm noch nicht vorgekommen. Kam da ohne weiteres ein fremdes Weibsbild, um sich einzunisten! Was dachte sie sich denn dabei? Allmählich wurde es ihm doch ein wenig ungemütlich. Dieser infernalische

Parfümgeruch ist schuld daran, dachte er jetzt zur Beruhigung. Doch dann wollte er nochmals versuchen, Sie auf gute Weise hinauszukomplimentieren.

„Also, Fräulein — bei mir ist nichts zu machen,“ sagte er, indem er seiner Stimme einen möglichst weltmännischen Schmeiß gab, „effektiv nichts zu machen.“

Er kam sich nun sehr erfahren vor, und er war froh, als sie ging.

Ein kalter Regentag. Endlos plätscherte das Wasser auf die Straßen nieder, und wer nicht draußen zu sein brauchte, der verließ nicht das Haus. Rheder langweilte sich ausgiebigst. Zum Arbeiten fehlte ihm die Stimmung, und nach Oberkassel zu fahren, dazu war er auch nicht bereit. Er überlegte, was er anfangen sollte. Plötzlich fiel ihm ein, daß er mal in die Kunstausstellung gehen könnte. Heute würde er sich ungestört der eingehenden Betrachtung der Kunstwerke hingeben können. Wahrscheinlich war der Kunstpalast nicht mit Besuchern überfüllt.

Rheder war seit jenem Morgen, an dem er den Scheck für sein Bild in Empfang genommen hatte, nicht wieder dort gewesen. Eine sonderbare Scheu hielt ihn bisher immer wieder davor zurück.

Er machte sich auf den Weg, hatte diesen sehr bald zurückgelegt und betrat alsdann das schöne Gebäude. Es war hier jedoch trotz des Regens belebter, als er erwartet hatte. Er durchstreifte mehrere Säle, blieb hier und da bewundernd oder prüfend vor einzelnen Kunstwerken stehen, und wo er von der Schönheit des Ausdrucks tiefer ergriffen wurde, da blieb er lange im Anblick versunken.

Nun betrat er den Raum, in dem sein Bild hing. Er war seltsam bewegt. Das kleine Schildchen mit dem Vermerk: „Verkauft“ mußte jedem auffallen und unbedingt die Blicke auf sich ziehen. Gedankenversunken betrachtete er das Bild. Es schien ihm so fremd, als hätte er es zum erstenmal gesehen. Aufmerksam



Ein neues Denkmal Friedrich des Großen in Glogau.

ruhten seine Augen auf Frau Wenkens Züge, und je länger er sich in den Nubel vertiefte, desto mehr wuchs die Sehnsucht nach den damaligen Verhältnissen in ihm. —

„Ach — damals war das Leben doch schön gewesen. Rheder seufzte. —“

Da hatte man noch nicht gewußt, von was man am nächsten Tage leben sollte. — Wie die Vögel unter dem Himmel, die nicht säen und nicht ernten, damit konnte man dieses Künstlertum vergleichen. Der himmlische Vater hatte auch sie ernährt. Weder Zweifel noch Kämpfe waren früher in ihm gewesen. Nur die Hoffnung hatte gelebt, die Hoffnung auf das unwahrscheinlich große Glück, das eines Tages kommen mußte.

Bei allem Hunger und aller Sorge war er damals doch viel zufriedener und glücklicher gewesen, viel ausgeföhnter mit dem Leben.

„Sieh mal, Lena — wie gefällt Dir dies Bild —“ hörte er eine weibliche Stimme neben sich sagen. Unwillkürlich wandte er sich nach der Fragerin um. Eine ältere, sehr klug aussehende Dame wies mit ihrem Katalog auf sein Bild und lenkte die Aufmerksamkeit ihrer Begleiterin auf dieses.

Die andere Dame hob ihr Augenglas. —

„O — ich finde es dumm. — Die ganze Auffassung — und überhaupt das Sujet.“ —



Die erste Fahrt des Riesendampfers „Vaterland“ der Hamburg-Amerika-Linie.

„Das könnte ich nicht behaupten. Im Gegenteil. Ich finde, das Porträt zeigt ein bewußt künstlerisches Empfinden.“

„Da gehen unsere Ansichten eben auseinander. Ich finde es direkt blöde. — Mir ist es unbegreiflich, daß es schon verkauft ist, während unsere Bilder doch noch keinen Liebhaber gefunden haben, trotzdem sie anerkannt gut und geschmackvoll sind. Aber ich kann mir's denken. Das ist Reklame. Den Namen Rheder hab' ich bisher noch nicht gehört. Er ist anscheinend Düsseldorfser und will den Leuten Sand in die Augen streuen, dadurch, daß er von einem Nebenmann das Bild ankaufen ließ.“

Rheder wurde wütend. Er hätte das Weib, die Kunstkollegin, ohrfeigen mögen. Sprach nicht der echteste Brotneid aus ihren Worten? Nur einer raffiniert ausgeklügelten Bosheit waren solche Machenschaften zuzutrauen, wie sie sie ihm unterschoob. Und ehe er sich klar wurde, was er zu tun beabsichtigte, ging er auf die Malerin zu, die noch immer mit giftigen Blicken das Bild betrachtete.

„Gardon — der, dem Sie so edle Motive zutrauen, der bin ich.“

Wie vom Schlag getroffen schreckte die hagere Dame zusammen. Ihr Katalog fiel zu Boden.

„Ja — wie so — wie kommen Sie dazu, mich derart zu erschrecken? Ich kenne Sie gar nicht. Was fällt Ihnen denn überhaupt ein? Das ist eine bodenlose Unverschämtheit.“

„Sie haben über mein Bild dort gesprochen.“

„Kümmert Sie das? Dazu hängen die Bilder ja hier, damit sie jedermann kritizieren kann. Muß ich mir auch gefallen lassen. Warum postieren Sie sich hier auf, wenn Sie es nicht hören können? Da bleibt man besser fern. Das sollten Sie wissen! Ach muß es mir auch gefallen lassen, daß man mich kritisiert, obwohl ich überzeugt bin von dem künstlerischen Wert meiner Werke.“ —

Rheder war sprachlos. Er kam gar nicht dazu, ein Wort zu

reden, da es unmöglich gewesen wäre, ihren Redeschwall zu unterbrechen.

„Nun seien Sie in Zukunft vorsichtiger, junger Mann, und rempeln Sie keine vernünftigen Frauen mehr an. Sie könnten doch mal an die Verkehrte geraten.“ —

Mit männlich langen Schritten begaben sich die beiden vernünftigen Frauen von dannen. Rheder stand noch perplex und schaute ihnen nach. Diese wenigen Augenblicke hatten genügt, einen Blid in die Seele brotneidischer „Malweiber“ zu tun. Für heute war diese Dosis Erfahrung stark genug. Er hatte kein Verlangen nach einer neuen Auflage.

Daß das Bild nicht schlecht war, bewies ihm die Freude des Regierungsrats Verhagen, der es angekauft hatte. Er galt als Kunstkenner — und außerdem der weit größere Beweis lag doch darin, daß sich Professor Gardon um ihn kümmerte, ihm alle erdenklichen Zeichen seines Wohlwollens gab und ein Atelier zur Verfügung gestellt hatte. —

Er brauchte sich die Worte jener Kunstkennerin nicht zu Herzen zu nehmen. — Sein Verger war wieder verraucht. Er trat in den säulengestützten Lichthof hinaus. Der Regen hatte aufgehört. Die Luft war rein und warm, und das graue Gewölk verzog sich rasch. Nach kurzer Zeit fielen die ersten Sonnenstrahlen auf die regenseuchte Erde und ließen die Tropfen, die noch an Drähten und Dachrinnen hingen, wie geschliffene Diamanten glitzern und leuchten.

Ein warmer Treibhausduft entstieg dem gutgepflegten Erdboden, und die Blumen, die überall in wahrhaft verschwenderischer Fülle blühten, atmeten süße, betäubende Düfte.

Hans Rheder ging durch den Hofgarten. Wenn ein leichter Wind die Kronen der Bäume ein wenig bewegte, sprühte ein feiner Regen von den Zweigen. Rheder ließ sich die Tropfen gerne auf das erhitzte Antlitz fallen und bog deshalb den Kopf weit in den Nacken.

Plötzlich fühlte er ein unwillkürliches Verlangen, nach Oberkassel hinauszufahren. Er hatte vorgehabt, den Tag zu bummeln — zumal Professor noch verreist sein würden, aber nun trieb es ihn direkt vorwärts. Er mußte einfach hin. Wiederholt hatte er an sich beobachtet, daß ihn meist, wenn er inständig zu etwas getrieben wurde, irgendein ganz besonderes Erlebnis erwartete. Sei es innerlich, nur von ihm allein empfunden, oder eins, an dem mehrere Personen beteiligt waren. Nun war er sehr gespannt darauf, welche Veranlassung diesmal wohl sein Verlangen erklären würde.

Bei Professor Gardon fand er allerdings noch das Haus leer. Die Mädchen sagten, daß die Herrschaft zwar heute noch zurück erwartet würde, weil doch übermorgen schon die große Gesellschaft sei und noch mancherlei bis dahin besorgt sein müsse, wann sie aber käme, konnten sie nicht angeben.

Herr Professor war in die Eifel und seine Gattin für wenige Tage nach München, da die Vorbereitung zu ihrer diesjährigen Ueberriedelung getroffen werden mußte. Sie hatte eine Anzahl Obstbäume gekauft und wollte diese nun auf ihrem Landitz am Ammersee nach ihren Angaben einpflanzen lassen. Die Mädchen lachten bei diesem Bericht. Es kam ihnen offenbar sehr komisch vor, daß Frau Professor soviel Verständnis für die Landwirtschaft an den Tag legte.

Hans Rheder begab sich in sein Atelier. Aber nach kurzer Zeit ging er wieder fort. Die Einsamkeit machte ihn nervös. Außerdem befandete ihm seine Wirtin die Neuigkeit, daß jenes Fräulein, die neulich so lange auf ihn gewartet hatte, wieder dagewesen war und ihr nochmaliges Vorsprechen in Aussicht gestellt hatte.

„Werfen Sie sie raus, Frau Müller — wenn sie kommt.“ Hans Rheder verließ die Wohnung. Im selben Augenblick als er die Haustür öffnete, brücte ein Messenger Boy die Klingel. Er trug einen Brief in der Hand.

„Wo wollen Sie hin?“

„Ich hab' einen Brief für Herrn Rheder.“

„Der bin ich selber.“

Er nahm das Schreiben entgegen, gab dem Boten ein Zehnpfennigstück und erkannte Regier van Hoochstens Schrift. Ein heißes Aufwallen ging durch seinen Körper. Mit hastigen Bewegungen riß er den Umschlag auf und las die klaren, großen Zellen.

„Lieber Hans! Ich bin seit zwei Stunden in Düsseldorf und überlasse es Dir, ob Du Dich zu mir in die Pension bemüht oder nicht. Jedenfalls werde ich vorläufig zu Hause bleiben und in Geduld der Dinge harren. Außerdem bin ich ein wenig abgespant von der stundenlangen Fahrt, und die Ruhe wird mir notwendig sein. Ich versäume also nichts, auch nicht, wenn Du nicht in die Erscheinung trittst. Jedenfalls aber wäre es mir lieber, wenn ich mit Dir reden könnte.“

Regier van Hoochsten.

Einen Augenblick war Rheder unschlüssig, ob er sie aussuchen sollte, doch dann faßte er den Entschluß, hinzugehen. Einesteils plagte ihn die Langweile und er wußte nichts Vernünftigeres anzufangen — andernteils aber zog ihn die Aussicht, mit der jungen Dame zusammen zu sein, an. Er vergaß fast darüber, daß zwischen ihnen noch eine offene Frage lag.

Bei seinem Eintritt erhob sich Regier van Hoochsten, um ihm entgegenzugehen. Sie streckte ihm freimütig die Hände zur Begrüßung entgegen.

„Schön von Dir, daß Du gekommen bist! Bitte, nimm Platz. Drüben in dem Sessel, der ist sehr bequem.“

„Du hast recht, hier möchte man gar nicht mehr raus — so mollig sitzt sich's drin.“ — Sie schob ihren Sessel nahe an den seinen, hingelte und sagte zu dem eintretenden Mädchen:

„Servieren Sie meinen Tee hier im Salon — natürlich zwei Tassen.“ —

„Zu wohl.“

Das Mädchen hantierte noch eine Weile herum, machte den Teppich fertig und ging nun wieder hinaus.

Rheder besah bewundernd Regiers Profil. Es fiel ihm jetzt zum erstenmal auf, daß es schön war, direkt anziehend, wenn auch ihr Gesicht nicht ganz diese Eigenschaften aufwies.

„Also, ich hab' Dir eine Menge zu berichten und ich bitte Dich, etwaige Zwischenbemerkungen nach Möglichkeit auszuschalten. Vorerst hat mich die Reise sehr erfreut, das muß ich vorausschicken und ich hoffe, daß meine Abwesenheit auch einen heilsamen Einfluß auf Dich ausgeübt hat.“

Er bestätigte das kopfnickend.

„In Amsterdam habe ich mit meinem Bankier gesprochen.“

Eben servierte das Mädchen den Tee, und Regier van Hoochsten, die sich nonchalant bedienen ließ, fuhr erst wieder in ihrer Rede fort, als sie wieder allein waren.

„Nun will ich Dir meine Pläne mit kurzen Worten unterbreiten. Ich werde nicht nach Java gehen. Das heißt für dauernd kurze oder längere Reisen stelle ich damit durchaus nicht in Abrede.“

„Was willst Du denn tun?“

Sie sah seelenruhig ein Kiste und schlug langsam ihre Augen zu ihm auf.

„Das wirst Du gleich hören, mein Lieber. Also — ich kaufe mir hier eine Villa.“

„Donnerwetter — tust Du es aber nobel.“

„Nun ja — die Pensionen hab' ich satt, und ich bin alt genug, ich hab' zu werden. Ich stehe bereits mit dem Besitzer eines herrlichen Hauses unterhalb des Kaiser-Wilhelm-Parkes in Verbindung. Er zieht nämlich fort und möchte den Kasten zuvor loswerden. Die Bedingungen sind günstig.“

Hans Rheder bekam ordentlich Hochachtung vor seiner Freundin.

„Donnerwetter, Regier, das hätt' ich doch nie geglaubt, daß Du so viel Geld hast.“

Sie machte eine gleichgültige Bewegung. „Gott, was soll das sein? Also hör weiter. Ich trage die Absicht, diese Villa zu kaufen, sie nach meinem Geschmack einzurichten und mich dann zu verheiraten.“

Sie sprach so oberflächlich, als besagte sie das denkbar Einfachste der Welt.

„Wen willst Du denn heiraten?“ fragte Hans Rheder geistesabwesend.

„Entweder Dich oder Baron van Naren.“

Rheder fuhr auf.

„Menschentölpel, Du kannst das so sagen.“

„Warum nicht gar! Du hattest ja unterdes Zeit, Dich an den Gedanken zu gewöhnen, ob Du meinen Antrag annimmst oder nicht. Zwingen kann ich und will ich Dich natürlich nicht — aber ich will klar sehen. Ich will wissen, wie Du Dich zu mir stellst und ich meine, das kannst Du mir auch nicht verdenken.“

Nun erst begriff Hans Rheder, daß sie es auf ihn abgesehen hatte. Am liebsten hätte er laut aufgelacht über diese absurde Idee, daß er ein Weib heiraten sollte, dem er nicht von ganzem Herzen zugetan war, das er nicht über alles in der Welt lieb hatte. Wie selbstverständlich sie sprach, als gäbe es gar nichts anderes für seine Zukunft, als wäre eine Ehe mit ihr der Zweck seines Lebens.

Er sah Regier van Hoochsten nachdenklich an. Plötzlich wurde er aufmerksam.

Sie schien ihm verändert. Es lag ein gänzlich anderer Ausdruck in ihrem Gesicht, den er bisher noch nicht an ihr wahrgenommen hatte. Etwas Faszinierendes war in ihren Blicken, das ihn seltsam anzog.

Unwillkürlich erhob er sich und ging ihr entgegen.

„Regier.“

Er presste den Ausruf fast hervor und nahm ihre Hand.

Sie wandte sich nach ihm um.

„Nun, welche Antwort wirst Du mir geben? Du weißt, ich liebe Dich.“

Ein Taumel ergriff ihn, der ihn unfähig zum Denken machte.

„Ich liebe Dich, Regier — sei mein.“

„Wirklich — sprichst Du die Wahrheit? O, wie glücklich ich bin!“

„Ich werde Dir ein Leben voll Sonne bieten, ein Dasein sorglossten Glückes.“

Sie schlang ihre Arme um seinen Hals und sah in seine Augen.

„Du Liebster, Du Guter! Ich wußte ja, daß Du mich liebst und daß nur Dein Eigensinn sich gegen diese Tatsache sträubte.“

Wie aus weiter Ferne kamen ihre halblauten Worte an sein Ohr. Sein ganzes Denken schien ausgeschaltet. Er fühlte nur ihre warmen Lippen auf seinem Mund und hörte ihre schmeichelnden Worte.

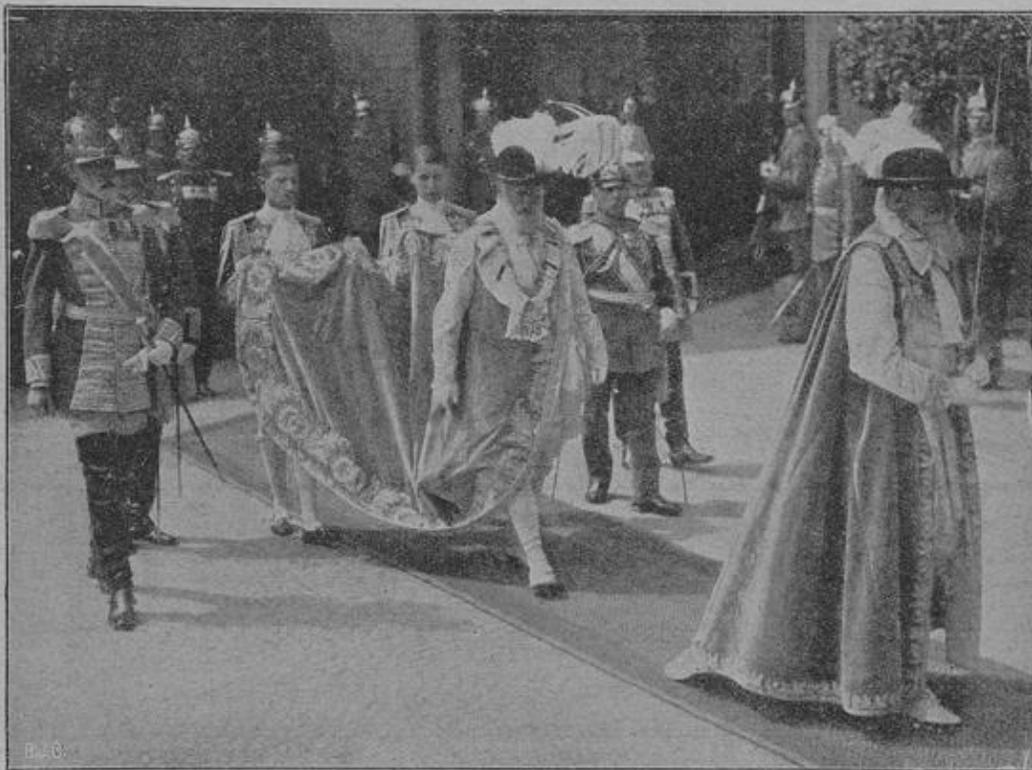
Nach einer Weile machte sie sich wieder an der Teemaschine zu tun.

„Nicht wahr, Du nimmst auch eine Tasse Tee? O, Du sollst sehen, wenn wir demnächst verheiratet sind, wird unser Diener uns auf echtem Silber unsere Speisen und Getränke servieren, Du wirst haben, was Dein Herz begehrt. Freust Du Dich, Geliebter?“

Mechanisch nickte er, und ebenso mechanisch erhob er sich bald darauf, weil sie sagte, sie müsse nun die nötigen Dinge besorgen, und morgen um dieselbe Stunde erwartete sie ihn hier.

Erst auf der Straße lehrte ihn die klare Besinnung wieder. Jetzt erst wußte er, was geschehen war, und je länger er auf seinem langsamen Spaziergang darüber nachdachte, je weniger unangenehm dünkte ihm die ganze Affäre.

Nun war er verlobt und mit dem Tage der Hochzeit, die bereits in vier Wochen stattfinden sollte, würde er alle Not und alle Kümmeris von sich abschütteln können und ein freier, selb-



Das Ordensritterfest in München.

bewußter Mensch werden. Er beschloß, die wenigen Wochen, die ihm noch vor der Ehe blieben, in ernster Arbeit auszufüllen und ein gutes Stück weiterzukommen. Später konnte er dann ganz seinen Neigungen leben und studieren, wo er Lust hatte, ohne auf die Gnade anderer Menschen angewiesen zu sein.

Hans Rheber atmete tief auf.

„Gott, welche Befreiung gibt das Bewußtsein, daß in absehbarer Zeit alle Misere aufhören wird. Daß dann die früher erlittene Not nur wie ein böser Traum noch im Gedächtnis fortlebe. Eigentlich konnte er Regier van Hoochsten doch recht dankbar sein, daß sie ihn überhaupt wollte. Sie hatte reiche, vornehme Verehrer und nahm ihn, das Kind des Volkes. Das war doch mehr Glück für ihn, als er in seinen kühnsten Phantasien erwarten konnte.“

Er schlenderte gemächlich durch die schönen, breiten Straßen, besah wohlgefällig die eleganten Auslagen der Geschäfte und dachte sich: demnächst wird mir dies alles nicht mehr unerreichbar sein. Dann brauche ich nur die Hand auszustrecken nach allen Schätzen dieser Erde.

Er fand diese Gedanken sehr komisch, fast unwahrscheinlich. Blödsinn blieb er stehen und war unschlüssig darüber, was er tun sollte. Entweder ins Café gehen oder nach Oberkassel ins Atelier, um ein Ständchen zu arbeiten. Bei dem letzten Gedanken blieb er. Es war schon das Beste so. Mit all den ehemaligen Freunden im Café zusammenzutreffen, dazu fehlte ihm die Stimmung, und auch, wenn er es recht überdachte, paßte er doch eigentlich keineswegs zu ihnen. Schon in Anbetracht seiner Zukunft. Er tat also gut daran, sich beizugehen soweit wie möglich reserviert zu halten. Später wurde man die Bande doch nicht mehr los. Sie würden wahrscheinlich täglich gelaufen kommen und sich an den Tisch setzen.

Im Grunde hatte er ja absolut nichts dagegen, aber es war doch unnötig, daß jeder Mensch dann erfuhr, aus welchen Verhältnissen er stammte, und schließlich blieb es dann der Dienerschaft auch nicht verborgen. Nein, das durfte nicht geschehen. Dann war es in jeder Beziehung vorteilhafter, wenn er sorgte, in die wirklichen Künstlerkreise hineinzugeraten. Das konnte nur Aufschwung bedeuten. Man würde schöne Feste arrangieren, von denen man sprechen würde.

Während dieser angenehmen Zukunftsmusik gelangte er mit der Elektrischen nach Oberkassel. Kaum war er im Atelier, als auch schon Frau Professor bei ihm eintrat.

Er fand sie wesentlich verändert, ohne daß er hätte sagen können, worin diese Veränderung bestand. Fast schien es ihm, als läge ein Leidenszug in ihrem Gesicht. Es hatte etwas rührend Liebliches durch den traurigen Ausdruck der Augen.

„Wo haben Sie in dieser ganzen Zeit wieder mal gesteckt, Rheber? Es ist ja unverantwortlich von Ihnen, wissen Sie das? Mein Mann gibt sich die größte Mühe, Sie vorwärts zu bringen. Aber Sie danken es ihm wahrhaftig nicht.“

Im stillen mußte er ihr recht geben. Seine häufige Abwesenheit mußte unbedingt den Anschein erwecken, ihm läge absolut nichts an der Hilfe des Professors. Das beschämte ihn jetzt einigermaßen.

„Ich bitte Sie, gnädige Frau, wie soll ich Sie von meiner Dankbarkeit überzeugen?“

„Durch ernste Arbeit.“

„Immer und immer aber kam sie mit diesen Argumenten — Arbeit. — Gewiß — Arbeit war ja gut und schön — und völlig ohne Beschäftigung zu leben, mußte tödlich langweilig sein, aber schließlich konnte sie auch mal daran denken, daß er ein junger Mann war und auch gerne ein bißchen an der Tafel des Lebens

leben wollte. Warum sprach man ihm im allgemeinen das Recht daran ab?“

Er schwieg und trat ans Fenster. —

„Warum sagen Sie nichts, Rheber. Ich will Ihnen doch nicht wehe tun. Das liegt mir wirklich fern. Es ist doch nur Ihre Zukunft, an die ich denke.“ —

Er nickte.

„Meine Zukunft geht sehr bald in geordnete Bahnen. Um die bangt mir nicht mehr,“ sagte er.

„Desto besser, wenn Sie dieses Vertrauen in Ihre Persönlichkeit setzen. Das war's ja auch, was ich bei Ihnen erreichen wollte. So sollten Sie aus vollster Ueberzeugung sprechen. Auch meines Mannes Endwunsch für Sie ist derselbe. Er sprach noch heute bei Tisch davon. Dann ging er in Ihr Atelier, um sich von Ihren Leistungen zu überzeugen.“

Sie ging an die Staffelei, auf der eine angefangene Studie Rheders stand. Ihr Fuß stieß achtlos ein zusammengefaltetes Papier beiseite.

Rheber bückte sich und reichte es ihr, da es anscheinend ein Brief war. Sie nahm ihn entgegen, entfaltete das Kuvert und las die Adresse.

„Ah — ein Brief meines Mannes. Er wird ihn verloren haben — als er heute nachmittag hier war.“

Sie hielt den Brief in ihrer Hand, befechtigte eingehend die

Studien sprachlich etliche gleichgültige Worte, durch die er unmerklich ihre Nervosität heraushörte. Nach wenigen Minuten

verließ Frau

Claire das Atelier.

Rheber war wütend über sich selbst. Er kam sich so unfreundlich vor so wenig liebenswürdig. Was war denn in ihm gefahren, daß er sich so betrug? Vergerlich schlug er sich mit der Hand auf die Stirn.

„Du bist verrückt, mein Kind,“ sagte er zu sich selbst, „du triffst jetzt noch den Größenwahn. — Pah, was ist's denn überhaupt, was dich so aus dem Konzept bringt? Die Laune eines Weibes? Anders konnte man Regier van Hoochstens Heiratsantrag unmöglich nennen.“ Es war ja lächer-

lich, daß er den ernsthaft in Betracht zog. —

Was mußte nun die Frau Professor von ihm denken? Sie hatte so ein eigentümliches Gesicht gemacht, und man hatte es doch gemerkt, daß sie absichtlich so schnell hinausging. Mit dem Briefe konnte das doch unmöglich im Zusammenhange stehen. —

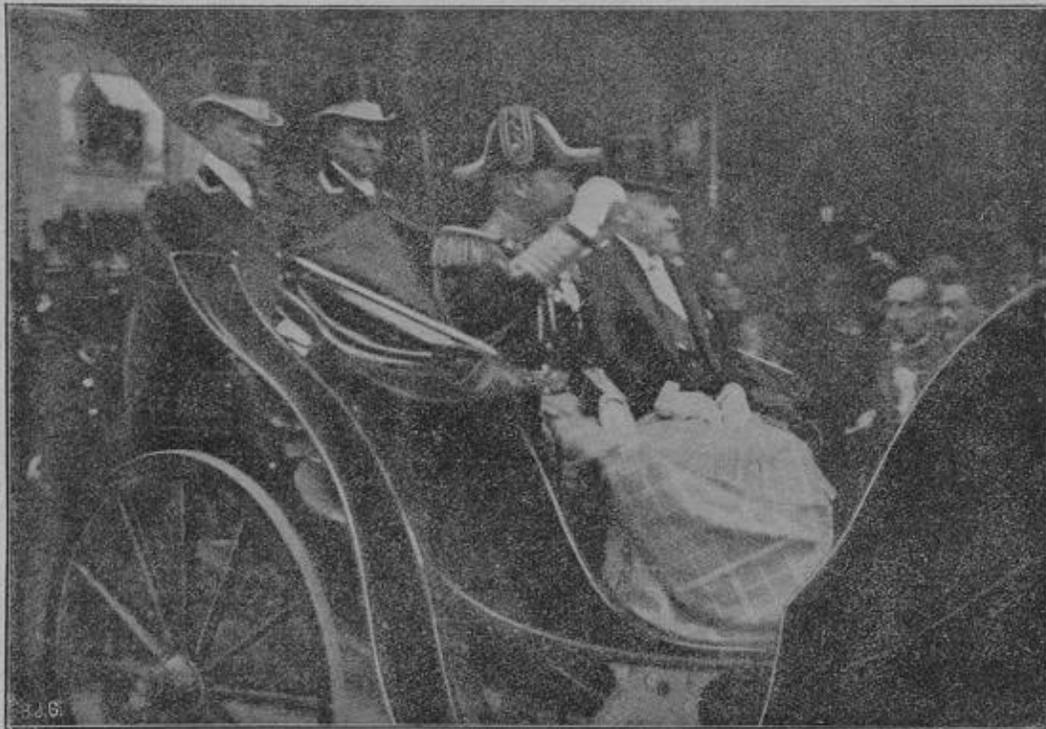
Frau Claire hatte sich mit dem ausgefundenen Brief, der ihres Mannes Adresse trug, in ihr Zimmer begeben und die Tür hinter sich verriegelt. Sie war sehr aufgeregt, ahnte etwas furchtbar Unangenehmes, das sich im nächsten Augenblick vor ihrem Geiste aufstun würde. —

Immer wieder stierte sie mit großen brennenden Augen auf das Kuvert hinunter. Die großen, steilen Buchstaben waren ihr völlig unbekannt. Sie entsann sich nicht, sie irgendwo schon einmal gesehen zu haben. Oder — waren sie ihr nicht doch schon mal begegnet? —

Sie setzte sich in einen Sessel, stützte den Kopf in ihre Hand und suchte in ihrem Gedächtnis nach der Schreiberin des Briefes. Jetzt mußte sie es mit aller Bestimmtheit, daß sie sich nicht täuschte. Die Fürstin Salm-Dingfort hatte damals dieselbe Briefadresse geschrieben, einen Tag vor ihres Mannes Abfahrt. Damals waren es nur wenige Worte gewesen, — aber was mochte der heutige Brief enthalten? Sie sah nach dem Stempel. Er war erst einen Tag alt. —

Abwechselnd wurde ihr heiß und kalt. Minutenlang kämpfte sie ein starkes Ohnmachtgefühl nieder. Dann wieder verwarf sie den häßlichen aufkeimenden Verdacht und fand sich selbst schlecht, daß sie an ihrem Mann zweifelte.

(Fortsetzung folgt.)



König Georg und Präsident Poincaré in Paris.

## Weitergehen.

Novellette von Maria Cuhlen.

(Nachdruck verboten.)

### I.

„Es steckt ein Teufel im Brantwein,“ sagte der Bäckermeister; „Frau, gib ihr kein Geld!“

Das blasse Kind in der Tür ließ die magere, zitternde Hand sinken und barg sie unter der Schürze.

„Gib ihr Brot!“ entschied der Bäcker. Die kleine Anna sah doch gar zu kläglich aus.

Ein paar Brötchen ruhten für wenige Sekunden in der Kinderhand; dann gab die kleine sie kopfschüttelnd zurück: „Ich kann sie nicht gebrauchen; Vater will Geld haben!“

Ein Glück, daß der Bäcker gegangen war; bei ihm hätten die Worte einen Sturm der Entrüstung hervorgerufen. Die Frau aber sagte nur mitleidig: „Ja, Anna, dann mußt Du nur weitergehen!“

Das Kind ging. Nein, Brötchen waren nicht das Rechte gegen die Vorwürfe daheim; Brötchen hatte man ihr schon genügend gegeben und Vorrat — ach nein, morgen wird sie neue erbetteln.

Ein armseliges Backsteinhäuschen, ehemaliger Schuppen des Vorderhauses, ist ihre Wohnung. Da sitzt die Anna, die damals gebettelt, auf dem Betttrand; unter armseligem Decken liegt die Mutter; sie ist tot — soeben gestorben. Der Vater hockt am Fenster und blickt stumpf in das trübe Wetter hinaus; heute wird er sich keinen Brantwein kaufen. In der Ecke am Ofen spielt das jüngere Schwesterchen unter Tränen mit einem zerbrochenen Küchengerät.

Die Hauswirtin kommt herein: „Seit drei Monaten ist die Miete nicht bezahlt; hab's immer geduldet um der kranken Frau willen, will auch jetzt nicht hart sein, gar nicht mehr dran denken, alles vergessen, Ihr mögt ausziehen ohne Schuld, aber ausziehen müßt Ihr! Hab' die Wohnung einem tüchtigen Meister vermietet.“

„Aber wo sollen wir denn hin?“ höhnt der Mann.

Die Hauswirtin zuckt die Achseln. „Weiß nicht; arbeiten müßt Ihr! Für den Fleiß gibt es immer noch eine kleine Glückseide. Ich bin auch nicht reich, also müßt Ihr — weitergehen!“

„Glückseide — ja, wenn man im Fettopf sitzt wie Ihr!“ ruft der Mann ihr nach.

„Wo weitergehen!“ flüstert Anna, und in ihr Auge tritt ein klarer fester Schein. Sie weint nicht, aber sie trocknet die Tränen der kleinen Lene und tröstet den Vater; es klingt etwas wie Kraft und Zukunftssicherheit durch ihr sparsames Reden. Die Mutter war begraben, die kleine Familie stand auf der Straße!

### II.

Vor der Baronin von B. im lauschigen Boudoir steht die Erzieherin der jüngsten Kinder.

„Es tut mir herzlich leid, liebes Fräulein, Sie bitten zu müssen, sich eine andere Stellung zu suchen. Mein Wunsch ist nicht begründet durch etwaige Schuld ihrerseits, im Gegenteil, ich bin sehr zufrieden mit ihnen gewesen, und muß den Wechsel um meiner Kleinsten willen bedauern; aber es geht nicht anders. Sie wissen, wir machen großes Haus, viele Gäste verkehren hier, und meine ältesten Töchter sind erwachsen; Sie verstehen! Offen herausgesagt, liebes Fräulein: Sie sind zu schön für derartige Stellungen.“

Das junge Mädchen preßte die Lippen fest aufeinander. Was jetzt im Herzen tobte, durfte nicht heraus. Binnen zwei

Augenblicken war alles zurückgedämmt, und ruhig und kühl klang die Frage: „Wann wünschen gnädige Frau, daß ich — weitergehe?“

Die Frau Baronin fühlte sich unbehaglich. „Bitte, Fräulein Anna, möchten Sie die Vorhänge zuziehen?“ Und während das junge Mädchen Folge leistete, begann die Dame: „Es ist mir wirklich peinlich; wir alle hatten Sie lieb gewonnen; aber sehen Sie, da ist im nächsten Monat unser großer Hausball mit daran anschließendem Jagdvergnügen für die Herren; es wäre mir lieb —“

„Gewiß, gnädige Frau, ich werde vorher gehen!“ Die junge Erzieherin war wieder allein in ihrem Zimmer und blickte bleich, fast verfürbt rundum. Es wurde ihr eilig ums Herz. „Weitergehen! Weitergehen!“

Die Abendwolken gaben sich daran, die Sonne zu begraben, die dunklen Schatten der Nacht deckten allmählich den Himmel, und langsam stiegen Schatten auf in der Seele des jungen Mädchens, die dunklen Schatten der Vergangenheit. Es war wohl zwölf Jahre her, daß sie im zerrissenen Kleidchen von Tür zu Tür bettete um Brot und Geld. Sie sah sich am Totenbett der Mutter. Am Fenster hatte der Vater gefessen, nüchtern, trostlos, ein gebrochener Greis, und Schwesterchen Lene spielte am Ofen klappernd mit dem zerbrochenen Steingut. Dann stand sie am Grabe des Vaters; eine milde Hand führte sie und die kleine Schwester ins Waisenhaus.

Da trafen die ersten Sonnenstrahlen das verlangende Kinderherz. Eines Tages nahm die Schwester sie beiseite und sagte: „Anna, Du hast Dich brav gehalten, Du bist fleißig gewesen; siehe, da ist eine Dame, die will Dir helfen, daß Du studieren kannst.“

Da gingen dem Kinde die Augen auf, nicht wie Sterne — wie junge Sonnen strahlten sie in das künftige hinaus.

Anna war dankbar gewesen und hatte mit den Minuten gezeit. Das Examen war bestanden, und nun ging sie hinaus in die Welt, die gütige Gönnerin aber nahm Schwesterchen Lene zu sich. Nur kurze Zeit war es noch hin bis zur staatlichen Anstalt-

lung, und jetzt sagte man Anna wieder einmal: Weitergehen!

Anna ging aus grün umwucherte Fenster und blickte zum dunklen Himmel empor, wo ihr gläubiges Herz den Vater der Waisen suchte. Dann aber breitete sich langsam der feste Zug aus jener schweren Stunde der Kindheit über das schöne Gesicht, und die klaren Augen sagten: Ich will nicht mehr weitergehen. Ich schaffe mir ein Heim!

### III.

Ein gemütliches, nettes und sorglich feines Zimmer. Die zierlichen Handarbeiten zeugen von weiblichen Bewohnern. Sie sitzen am Tisch vor dem Weißener Service beim Abendbrot, die beiden Alten, die nun schon seit vielen Jahren zusammen leben, seit Anna die feste Anstellung an der höheren Schule erhielt. Sie plaudern und erzählen. In den vielen, feinen Fältchen der abgeklärten Gesichter spiegelt die helle Freude.

Ja! die beiden Alten mit dem weißen Haar, und besonders die Anna mit den von einstiger Jugendschönheit zeugenden, glänzenden Augen, haben heute einen besonderen Freudentag. Heute wurde sie pensioniert, daß heißt, man hat sie nicht — weitergehen lassen, sondern sie auf Wunsch mit hoher Anerkennung gehen lassen. Jetzt malen die beiden mit dem Rest der Jugendphantasie den schönen Abend aus.

„Jetzt, Lene, haben wir die Höhe des Lebens erklommen; es war ein steiler, rauher Berg. Gott Dank, die Mühen liegen hinter uns; das — Weitergehen hat ein Ende!“



Die Königin von England und Madame Poincaré in Paris.

„Doch nicht, Schwesterchen; schau droben zu den Sternen; wir müssen immer noch wandern!“

„Das ist eine ruhige Fahrt im blauen Hafen. Wer hätte uns solch schönes Alter vorhergesagt?“ —

Nur wenige Monate dauerte das Glück. In einem Morgen rief Anna vergebens nach der Schwester; in der Nacht hatte sie ein Schlag gerührt; nur das Auge der alten lieben Lene redete noch von alter Liebe. Mühevoll Tage aufopfernder Pflege folgten für Anna. Dann kam der lichte Engel aus der anderen Heimat und drückte an das Ende des stillen Lebenslaufes das Todesiegel.

Da saß die alte Lehrerin an der schwarzverhangenen Bahre und hob von Zeit zu Zeit den Schleier von dem Marmorantlitz. Allein! allein! Die letzte von den Lieben gegangen, die Lene, die alles, was das Leben brachte an Leid und Freud', Enttäuschung und Glück, so treu und still mit ihr getragen. Anna hat jetzt niemand mehr.

„Wäre gern mit Dir gereist, Schwesterchen, aber Gott will nicht; mußt schon allein hinübergehen; meine Stunde ist noch nicht gekommen.“

So lebe wohl, ich kann Dich nicht geleiten;  
Früh ist die Nacht und kalte Winde weh'n;  
Am mir vorüber zieh'n vergangne Zeiten;  
Sie sind dahin — und ich muß weitergeh'n!“

auch ich dem Frühling meine Huldigung dar, Du kennst doch meine Blüten?“

Der Spatz pulstert sich auf: „Apfelblüten! Apfelbaum! Wertloses Zeug! Ja, wenn Du der Kirschbaum wärst!“ Verächtlich schubst er ein Steinchen weg, das er in der Eile für ein Körnchen angesehen hatte. Er fliegt hinauf zum Kirschbaum und schilft sein schönstes Frühlinglied. Und leise, ganz heimlich blüht ein weißes Blütchen nach dem andern auf. Der Kirschbaum breitet seine Wunderpracht vor dem Frühling aus, und die Frühlingssonne lacht auf den weißen Blütenbaum.

Mandelbäumchen hat seine braunen Nester mit kleinen rosa Blüten besteckt, und sein Freund, der Pfirsichbaum, wetteifert mit ihm in seiner Blütenpracht.

Nur der Rotdorn träumt noch . . . Die gelben Osterblumen halten „Cecile“, dann und wann nicht eine herablassend den weißen Morgensternen zu, die voller Ehrerbietung zu den „exklusiven“ Basen aufsehen.

„Dies Getue!“ Der kleine Spatz scharrt eifrig in der feuchten Gartenerde hinter einem kleinen Wurm her. „Als ob die was Besonderes wären! Noch nicht einmal Duft haben sie.“ Der Wurm ist erobert.

Indigniert wenden sich die Osterblumen ab. „Plebejer!“ „Hört bloß den frechen Spatz,“ sichert der Buchsbaum.

Die zarten, weißfarbenen Käschchen sind am Verblühen. Die letzten sind's, die Nachzügler, die dem Rufe des Frühlings nicht gefolgt sind. Jetzt stehen sie da, einsam und verlassen, inmitten all der Frühlingsspracht. Die Schwestern sind schon zur Ruhe gegangen und haben den Blättern Platz gemacht.

Der Frühlingwind wirbelt ein Wollföckchen in den Garten. Vergessen sind Kirschbaum, Wurm und Osterblumen, der kleine Spatz erhascht das Föckchen, fliegt hinauf aufs Dach und verschwindet unter der Dachrinne. . . . Er baut sein Nest. . . .

## „Mama“ und Mutter

Von Maria Wüllen.

(Nachdruck verboten.)

In der heutigen Zeit, in der alle Gefühle „unmodern“ werden, gilt es bei der „modernen“ Mutter als ganz „veraltet“, sich dem Kinde zu widmen.

Gewiß, man findet Kinder „reizend“, besonders wenn es hübsche Kinder sind, weniger anziehende sind „häßlich“, man ist auch tadellos und herzensroh genug, es einem Kinde deutlich fühlen zu lassen oder es ihm direkt zu sagen, obwohl es eigentlich gar keine „häßlichen“ Kinder gibt, denn irgend etwas Interessantes oder

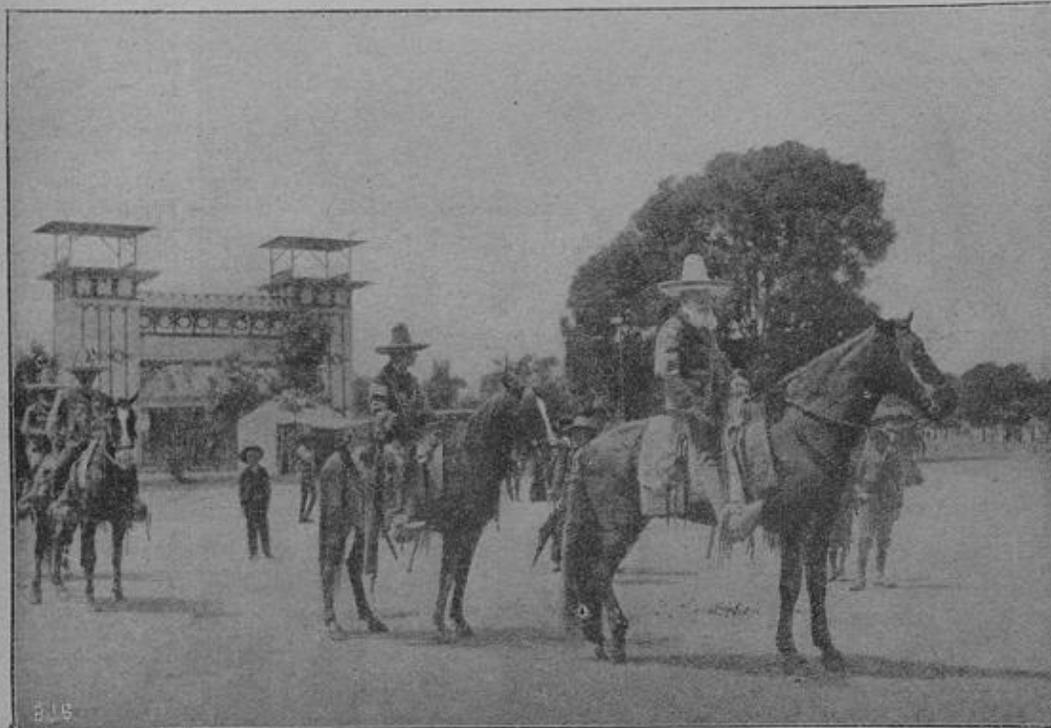
Schönes hat selbst das „häßliche“ Kindergesicht.

Allerdings, dann ist Mama stolz, wenn ihre Kinder hübsch angekleidet und wohlherzogen den Gästen „Guten Tag“ sagen, wie sie so nett und verständig auf alle Fragen Antwort geben, sie sind so beängstigend wohlherzogen, daß man sich unwillkürlich fragt, ob das „Kinder“ sind. Nein, es sind Puppen, kleine Tieräffchen, von Mama, die von frischem Kindertum „nervös“ gemacht wird, dazu gemacht.

Eine andere Mama überläßt ihre Kinder ganz und gar dem „Fräulein“. „Die Kleinen sind ja gut aufgehoben, besser als bei mir!“ . . . Sie sieht ihre Kinder vielleicht beim Mittagessen, falls ihr diese „Störung“ nicht lästig ist.

Und wenn dann das Kind in seiner ungefüllten Kindersehnsucht und Kinderliebe zur Mutter eilt, um von ihr Märchen zu hören, so sagt Mama: „Liebling, geh' zu Fräulein, Mama ist nervös“. Traurig geht das kleine Menschenkind hinaus, um nicht wieder so leicht den Mut zu finden, Mama um etwas Derartiges zu bitten.

Ist es nicht traurig um eine Frau, die ohne Not eine Fremde an ihrem eigenen Kinde Mutterstelle vertreten läßt? Aber für viele Frauen gilt es heutzutage für „unmodern“ und häßlich, nur Mutter zu sein. Und diese „moderne“ Frau interessiert sich für alle Tagesfragen, weiß in allen neuzeitlichen Dingen Bescheid, und vergißt ganz darüber, daß neben ihr ein *w e r d e n d e r M e n s c h* verkrümmert. Denn unseren Kindern gehört die Zukunft, wir waren das Vergangene und sind das Jetzt, aber die Kinder werden heranreifen zu Menschen, und an den Erinnerungen seiner Jugend trägt der Mensch bis zum Grabe.



Mexikanische Reiterei.

## Im Lenz.

Skizze von Igna Maria.

(Nachdruck verboten.)

Frühlingssonnenschein! An den Heiden blühen die kleinen Weilchen, und die zarten Himmelschlüssel erschauern leis im Frühlingwind. Die grünen Blätter an den Sträuchern nicken einander zu und rufen: „Seht, wie wir gewachsen sind über Nacht! Ja, wenn es Frühling wird, geschehen Wunder!“ Und der große Kastanienbaum im Garten streckt und dehnt sich und die braunen Knospen springen. Der Ginster blüht! Die goldiggelben Blütchen schmiegen sich an die kahlen Zweige, und drüben auf dem Beet quadt schon ein vorwichtiges blaurotes Stiefmütterchen aus dem Blätterbettchen. In saftigen, grünen Halmen steht das Gras, stramm, wie eine Schar Rekruten, und dazwischen sieht verträumt das kleine bescheidene Gänseblümchen mit seinem goldigen Herzen zum blauen Frühlingshimmel. Seine vornehmen Vettern, die Maßliebchen, stehen stolz und aufrecht auf den grünen Beinchen und haben ihre weißen oder roten Blütenblättchen zierlich geordnet.

Drüben, unter dem alten Apfelbaum ist's ganz weiß. Die Anemonen haben sich eingeladen, und nun sind sie da, ein ganzer Staat von weißen, frohen Sternblumen. Der alte Apfelbaum sieht auf die blühende Pracht zu seinen Ästen, und er nickt dem kleinen Sperling zu: „Wart' noch ein Weilchen, dann bringe

Ist es denn nicht die größte und schönste Aufgabe der Frau, ihre Kinder zu vernünftigen, charakterfesten Menschen zu erziehen, die sie mit ruhigem Gewissen hinausjücken kann in die Welt, da sie weiß, daß ein jedes seinen Platz voll und ganz ausfüllen wird, daß in ihm ein Lebenskämpfer draußen steht.

Voll Stolz erzählt die junge Mama: „O, Baby macht sich so prächtig! Wollen wir eben in Babys Zimmer gehen? Vor lauter Vorbereitung zum Empfang unserer Gäste bin ich heute noch nicht zu ihm gekommen.“ Und auf den erstaunten Blick ihres Besuches fügt sie hinzu: „Aber Baby hat doch eine geprüfte Säuglingspflegerin!“

Und Mama geht hinein in Babys Zimmer, das allen hygienischen Anforderungen entspricht, und stellt sich an das Bettchen ihres Kindes, das sie heute den ganzen Tag noch nicht gesehen hat, und von dem sie sich sagen ließ, daß es prächtig gedeiht. Gerade jetzt, wo Baby so hilflos ist, und mehr wie je der sorgenden Mutterliebe bedarf, überläßt sie es einer Fremden.

Sie fühlt nicht die Freude der Frau, die in ihrem Kinde aufgeht, kennt nicht die Freuden und die Sorgen, welche die Mutter täglich beim Wachsen und Gedeihen ihres Kindes empfindet.

Und die Fremde nimmt den Platz der Mutter ein, sie kennt alle die kleinen Wünsche, Baby jauchzt ihr zu, sie lehrt es den

Will denn eine solche Frau über die modernen Bestrebungen wirklich ihr Eigenstes, ihr Kind, vergessen —?

Wenn die Frau sich „betätigen“ will, so sollte sie doch zuerst sehen, daß sie ihren Kleinkind, ihre Kinder, in gesunden Grundzügen aufzieht. Darin kann sie der menschlichen Gesellschaft viel nützen, wenn sie lebensstüchtige Menschen heranbildet, anstatt vielleicht nur mit leeren Phrasen eine „Rolle“ in dem „gesellschaftlichen Theater“ zu spielen!

Denn die größte und höchste Lebensaufgabe der Frau ist: Mutter ihrer Kinder sein!



## Die wandelnde Glocke.

Es war ein Kind, das wollte nie  
Zur Kirche sich bequemen,  
Und Sonntags fand es stets ein Wie,  
Den Weg ins Feld zu nehmen.

Die Mutter sprach: „Die Glocke tönt,  
Und so ist Dir's befohlen,  
Und hast Du Dich nicht hingewöhnt,  
Sie kommt und wird Dich holen!“

Das Kind, es denkt: „Die Glocke  
hängt  
Da droben auf dem Stuhle.“  
Schon hat's den Weg ins Feld ge-  
lenkt,  
Als lief es aus der Schule.

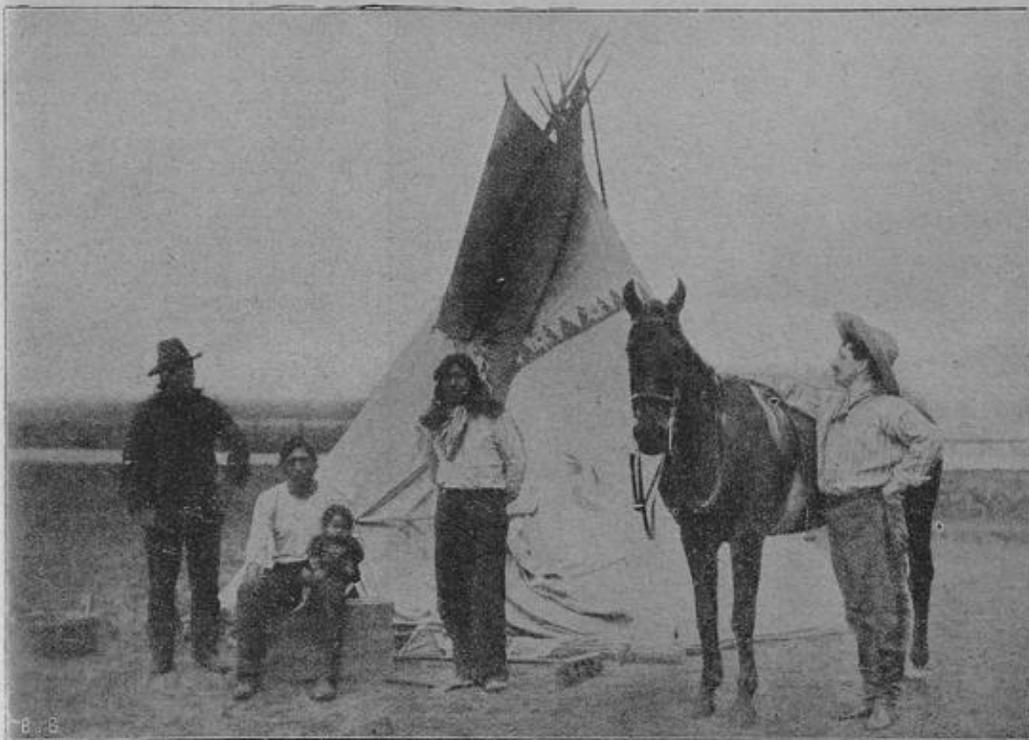
Die Glocke, Glocke tönt nicht mehr;  
Die Mutter hat gefadelt.  
Doch welch ein Schrecken! Hinterher  
Die Glocke kommt gewadelt.

Sie wadelt schnell, man glaubt es  
kaum;  
Das arme Kind, im Schrecken,  
Es läuft, es kommt, als wie im  
Traum;  
Die Glocke wird es deden.

Doch nimmt es richtig seinen Huch,  
Und mit gewandter Schnelle  
Gilt es durch Ager, Feld und Busch  
Zur Kirche, zur Kapelle.

Und jeden Sonn- und Feiertag  
Gedenkt es an den Schaden,  
Läßt durch den ersten Glodenschlag  
Nicht in Person sich laden.

J. W. v. Goethe.



Mexikanische Indianer und Rebellen.

Namen „Mutter“ sprechen und hört sein erstes kindliches Stammeln.

Wenn Baby größer ist, bekommt es ein Zimmer mit einer Rosenkranztafel, lustige Tier- und Märchenbilder hängen an der Wand. Einen großen Spielschrank mit „modernen“ Spielsachen, ganze Menagerien, Charakterpuppen, Aeroplan, eine Eisenbahn auf Schienen, und natürlich eine französische Bonne oder die englische „Nurse“. Mama kommt hin und wieder ins Kinderzimmer und läßt sich von Baby „vorplaudern.“

Baby ist ein kluges Kind, es merkt, daß Mama nicht viel von der Bonne hält, läßt sich nichts von ihr sagen und wird altklug und vorlaut. Mama findet das „entzündend“, in gewissem Alter muß ein Kind „vorwitzig“ sein.

Hält Baby Kindergesellschaft, dann bestaunen ihre kleinen Altersgenossinnen all die schönen Spielsachen, sie bekommen beim Pfänderspiel hübsche Geschenke, aber sie werden doch nicht recht warm, und Baby hat eigentlich gar keine Freundin . . .

Wenn sie zu anderen kleinen Mädchen geht, da ist es ganz anders als „zu Hause“. Die Kinder haben keine Bonne, es gibt auch nur „selbstgebackenen“ Kuchen, aber zum Spielen kommt die Mutter und verteilt kleine Ueberraschungen. Und dann passiert plötzlich das Wunderbare, Baby wird ein fröhliches Kind und fühlt sich hier viel mehr „zu Hause“.

Um sieben Uhr geht Baby, nachdem es sich bedankt hat, mit seiner Bonne nach Hause, da sitzt es inmitten seiner Herrlichkeiten, einsam und mutterlos.

Und wie Baby, so geht es vielen kleinen Menschenkindern, deren Mütter „modern“ sind.

## Unsere Bilder.

**Ein neues Denkmal Friedrich des Großen in Glogau.** Zur Erinnerung der 200. Wiedertehr des Geburtstages Friedrichs des Großen fand die feierliche Enthüllung eines Denkmals in Glogau statt. In Anwesenheit eines Vertreters des Kaisers, des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, und unter Teilnahme von Abordnungen aller schlesischer Truppenteile wurde das Denkmal, ein Werk des Berliner Künstlers Prof. Jaensch, enthüllt.

**Die erste Fahrt des Riesendampfers „Waterland“ der Hamburg-Amerika-Linie, eines Schwester Schiffes des „Imperator“.** Etwa 276 m mißt das Schiff in der Länge, 36½ m in der Breite und 19¼ m in der Tiefe. Mittschiffs türmen sich elf Decks übereinander; 40 m liegt die Kommandobrücke, 60 m die Oberlante der drei Schornsteine und 76 m der Flaggenknopf in beiden Masten über dem Kiel. Der Dampfer hat eine Besatzung von etwa 1200 Köpfen und kann insgesamt 4050 Passagiere an Bord unterbringen: 700 in der ersten, 600 in der zweiten, 1050 in der dritten und 1700 in der vierten Klasse.

**Das Ordensritterfest in München.** Das Ordensritterfest in München wurde dieses Mal am 23. April mit großem Prunze begangen. — Seit vielen Jahren wurde auch der Ritterschlag durch den König erteilt. — In dem Festzuge der Ordensritter befanden sich neben König Ludwig auch alle bayerischen Prinzen.



## Ernst und Scherz.



### Sprüche.

Die Mutterliebe durchgreift mit tausend Wurzelzweigen das ganze weibliche Herz, sie zieht alles Blut, sogar das verdorbene an sich und wächst und verdrängt jede Nebenpflanze und blüht endlich ganz allein auf dem umflogenen Boden.

Erfahrung macht den Menschen klug,  
Doch selten besser, als er ist.  
Denn die Erfahrung führt zur List,  
Und diese schon ist halber Trug.

„Keine Zeit“! Wie oft hört man von der Hausfrau das geflügelte „keine Zeit“. Morgens hat sie „keine Zeit“, in Ruhe zu

hat sie doch „keine Zeit“, dies einzusehen! Sibt sie im Theater, so gibt sie sich nicht dem Genuß hin, nein, Haushaltungsjorgen, Haushaltungsfragen und so viele hundert Dinge, die das Herz der Hausfrau bewegen, lassen ihr „keine Zeit“, sich auszuspannen. Verlangte nicht die Natur ihr Recht nach Schlaf, wahrhaftig, sie hätte auch zum Ruhen „keine Zeit“! Und wenn sie doch nur einmal „schnell“ bedenken wollte, wie ihr dies „keine Zeit“ schadet! Wie sie nervös und abgeheht ist! Wenn sie so uninteressiert all dem gegenübersteht, was nicht „Haushalt“ heißt! Die „kluge“ Hausfrau hat immer „Zeit“ in ihrer „knappen Zeit“! „Eile mit Weile“ — „Blinder Eifer schadet nur!“ und „Gut Ding will

Erhaltende Liebe. Bräutigam (auf dem Wege zur Bahn): „Ich glaube, wir müssen uns etwas beeilen, Schatz!“ Braut (gefränkt): „Geh, Du liebst mich nicht mehr... früher, wenn Du abgereist bist, da hast Du zuerst mindestens dreimal den Zug verjäumt!“

Sicherer Beweis. Das Diner war vorüber und der Gastgeber präsentierte Zigarren. „Wissen Sie, meine Herren,“ wandte er sich an seine Gäste, „ich rauche selbst nicht, habe infolgedessen kein Urteil über die Qualität der Zigarren, aber von dieser Sorte nimmt sich mein Diener am meisten, die wird jedenfalls gut sein.“

Zimmer verkehrt. Herr Lehmann (im Selbstgespräch): „Ich hab' immer Recht. Meine Tochter Klara spielt den ganzen Tag Klavier — die wird sich doch heiser und die Ida, die immerzu neue Arien singt, kriegt 'nen schlimmen Finger.“

Wohltuend. Er: „Woran denken Sie, Fräulein Elly?“ Sie: „An nichts von Bedeutung.“ Er: „Ich hoffte schon, Sie dachten an mich.“ Sie: „In der Tat — so war's auch.“

Aus der Schule. Lehrer: „Weiß einer von Euch, was Sonntag ist?“ He, Fritz?“ Fritz: „Am 2. September ist Sedan.“

Verdächtig. Hausfrau: „Ist Frischchen schon zu Hause, Marie?“ Köchin: „Ich glaube, gnä' Frau. Ich hab' ihn nicht kommen sehen, aber die Kasse hat sich verkrochen.“

Kindermund. „Mama, der Lehrer hat gesagt, Gott hat die Welt geschaffen und alles, was darinnen ist. Sie ist aber doch noch gar nicht fertig?“ — „Wieso denn, Liebling?“ — „Da drüben wird doch noch ein Haus gebaut.“

Doppelsinnig. Gastgeberin: „Jetzt, Herr Piepsel, werden Sie die Liebeshwürdigkeit haben, was ein Lied vorzutragen, nicht wahr?“ Piepsel (bescheiden): „Aber, gnädige Frau, nach so vielen Kunstgenüssen —“ — „O, ich bitte Sie, eine kleine Abwechslung ist doch immer sehr angenehm!“

In der Buchhandlung. Fremder: „Wie geht denn der neue Roman von Kerchenbüttel: „Alles aus Liebe“? ... Ich bin nämlich der Verfasser.“ Lehrling: „Ja, gefragt hat schon mal einer danach, ... aber ich glaube, das wären Sie selber.“



Die neueste Mode der Damen. Der Türkenfleiter in den Berliner Straßen.

frühstücken. In der Haushaltung muß alles „schnell“ gehen; das Mädchen ist ihr nicht flink genug; ehe sie eine Arbeit dem Mädchen erklärt, macht sie es „schnell“ selbst, denn sie hat „keine Zeit“, dem Personal erst alles lange zu erklären! Nimmt die Hausfrau z. B. die Kartoffeln vom Feuer, so faßt sie „schnell“ den Kochtopf mit bloßer Hand an, sie hat „keine Zeit“, die Topflappen zu suchen. Resultat — verbrannte Finger! Um der Unordnung in der Küche zu steuern, setzt sie „schnell“ das Geschirer zusammen, sie hat beide Hände voll, da steht auf der Anrichte eine Schüssel, „schnell“ die mitnehmen! — Klatsch, — die Schüssel geht in Scherben! Mittags hat sie auch „keine Zeit“, um noch gemütlich beim Nachtsich zu sitzen. Alles, was sie tut, ihr Arbeiten, ihr Reden, trägt den Stempel „keine Zeit“. Wenn sie abends nach Tisch lieft, klappert sie plötzlich das Buch zu, da ihr einfällt, daß sie dazu „keine Zeit“ hat! Ueberdenkt sie den Speisezetteln des folgenden Tages, so hat sie „keine Zeit“, in Ruhe zu überlegen. Für all die schönen, köstlichen Tagesstunden hat sie „keine Zeit“; — obgleich sie in Wirklichkeit sehr „viel Zeit“ hätte, so

Weile!“ Diese Sprüche sollten in der Küche der hastigen, nervösen Hausfrau hängen, und so oft ihr „keine Zeit“ sich geltend machen wollte, müßten die Sprüche sie eines Besseren belehren. Wieviel vergeudete Arbeits- und Nervenkraft würde so der Hausfrau erspart! J. W.

Er kennt das. Tochter (sehr häßlich): „Ich möchte zu gern wissen, ob Herrn Neumann bekannt ist, daß ich Geld habe.“ Vater: „Wieso, hat er Dir einen Heiratsantrag gemacht?“ Tochter: „Ja.“ Vater: „Dann weiß er es!“

Sparjam. Bräutigam: „... Am meisten freu' ich mich auf die Hochzeitsreis; als Bahnbeamter habe ich doch die ganze Fahrt frei!“ Braut: „Und ich?“ Bräutigam: „Ja, für Dich müßt' ich selbstverständlich bezahlen — das wird z' teuer — da wirst D' wohl am besten zu Haus bleiben!“

Unüberlegt. Gemeinderat: „Haben Sie's schon gehört, in unserem Rathhaus soll's ja sputen?“ Bürgermeister: „Ach was, dummes Zeug! Solang' ich Bürgermeister bin, kommt da kein Geist hinein, das laa' ich Ahnen!“

### Rätsel.

Bin eine fleiß'ge kleine Dame  
Mit einem glänzenden Gewand;  
Ihr Frauen, sprecht, wie ist mein Name?  
Euch allen bin ich wohlbekannt.  
Gern geb' ich meinen Kopf verloren,  
Nehmt ihn und fürchtet keinen Mord,  
Der Vorzug eines „Hochgeboren“  
Lebt noch in meinem Rumpfe fort.  
Doch trennet ihr zuletzt verwegen  
Von diesem Rumpfe noch den Fuß,  
Dann tönt Euch wehmutsvoll entgegen  
Ein Abschiedswort, ein Scheidegruß.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Japan.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Wredeneß (Mähr.). Gedruckt u. herausgegeben von F. Rebeck & Kocnen, Esz. (Mäh.).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 21

Sonntag, den 24. Mai

1914

## Hans Rheder.

Ein Künstlerroman von Ilse Tromm.

(Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Eine ungeheure Ueberwindung brachte es dann zuwege, daß Frau Claire kurz entschlossen in ihres Mannes Schlafzimmer hinüberging und den Brief auf den Nachttisch legte. Dort würde er ihn wohl finden, wenn er am Abend zu Bett ging.

„Ah — war das eine Befreiung — den ominösen Brief nicht mehr in den Händen zu wissen. Der brannte ja wie Feuer.“

Trotzdem sie nun diese Erlösung an sich wahrnahm, wurde sie doch nicht ganz ruhig. Die geschäftlichen Angelegenheiten mit der Fürstin waren ihrer Ueberzeugung nach längst erledigt. Was konnte sonst noch existieren, das einen Brief rechtfertigte?

Seltzam war auf jeden Fall, daß ihr Mann jeder Äußerung über die Fürstin auswich. Das mußte zu denken geben. Ueber-

haupt sein ganzes Verhalten war mehr als merkwürdig, obwohl er sich in den letzten Tagen offenbar die größte Mühe gab, sich möglichst unbefangen zu geben. Zeitweise hatte sie sich sogar deshalb von ihm täuschen lassen, ihre Vermutungen nur als Hirngespinnste betrachtet, und versucht, ihrem Gatten gegenüber ganz die frühere, die liebende Gefährtin zu sein. Das waren allerdings nur wenige Minuten. Jrgendeine, scheinbar harmlose, Äußerung — ein gequälter Seufzer, ein gleichgültiges Abwehren, tiefen sie immer wieder in die Wirklichkeit zurück.

Nachdenklich saß Frau Claire am Fenster und schaute durch die kleinen runden, bleigefärbten Scheiben auf die Straße hinaus. Gegenüber, auf einem Kartoffelfeld, arbeiteten emsig einige Frauen. Sie schaute ihnen eine Weile zu. Wie mühsam ihre Arbeit schien! Sie wückten sich häufsig, stampften schwerfällig durch den weichen Rehm Boden und stützten sich zuweilen auf ihre Harkte, plauderten offenbar und wischten sich manchmal mit dem Handrücken über die Stirne.

Ob die wohl zufrieden sind, dachte Frau Claire, oder ob es nur die zwingende Notwendigkeit ist, die ihnen die Veranlassung zu ihrem schweren Tagewerk ist. Vielleicht lebten sie geistlos und stumpf dahin, ohne darüber nachzugrübeln, daß es Menschen gab, denen es besser erging als ihnen selber. —

Frau Claire fuhr auf.

Sagte sie nicht soeben, es ginge andern Menschen auf der Welt besser als diesen Frauen? Ihr zum Beispiel?! Sie mußte plötzlich laut auflachen. Ja, ihr erging es prachtwoll. Sie brauchte keine ermüdende Feldarbeit zu verrichten, konnte sich ihre Tage nach ihren Wünschen einteilen, hatte alles, was ihr wichtig, notwendig und auch vieles, was ihr überflüssig erschien, und dennoch war sie nicht zufrieden. Innerlich war sie leer. Sie war so sensibel geworden, daß sie in einem fort vor sich selbst auf der

Sauer lag. Sie entdeckte an sich immer neue Züge, neue Wahrheiten, die sie nicht selten erschreckten und gewissermaßen mit Angst erfüllten. Auch jetzt wieder. Mit einem Satz war sie auf ihren Füßen.

Nein, sie wollte nicht! Sie hatte es ja nicht nötig, sich mit solchen verrückten Grübeleien zu befassen. Sie spintisierte wieder einmal, und es war wohl am besten, wenn sie sich mal ein bißchen Zerstreuung suchte. — Ja, das wollte sie. Jrgendeiner Bekannten telephonisch ihren Besuch anmelden lassen, ganz gleich welcher. Wer eben gerade daheim war und sie empfangen wollte.

Sie trat vor den Spiegel und betrachtete sich eingehend. Ganz erhöht sah sie aus. Ihr Gesicht hatte dunkelrote, heiße Flecken, und ihre Augen glänzten intensiver als gewöhnlich. Ein Spaziergang würde diese deutlichen Zeichen ihrer Aufregung sicher bald vernischen.

Frau Claire ordnete noch ein wenig an ihrer Frisur herum — dann wollte sie das Zimmer verlassen. Schon legte sie die Hand

auf den Türdrücker. Nun schreckte sie heftig zusammen. Unten schlug die Haustür laut zu; über die Steinfliesen der großen Halle gingen ihres Mannes Schritte, die bis oben hinauffschallten. Sie vernahm, wie er einem der Mädchen einen Wunsch äußerte, wie er dann schnell die Treppe hinauf kam. — „Ah — — —“

Warum er zurückkam, konnte sie sich nicht erklären. Die Stunde war so ungewöhnlich, daß schon ein ganz besonderer Anlaß vorliegen mußte, wenn er jetzt hier war. Plötzlich gedachte sie des Briefes, — und mit einemmal wußte sie, weshalb ihr Mann zurückgekehrt war. Er hatte jenen Brief vermisst und wollte so schnell wie möglich wieder in dessen Besitz sein. Dann also, wenn es sich in der Tat so verhielt, dann sagte der Brief auch etwas, was ihr verborgen

war — dann mußte sie ihn lesen. Um jeden Preis. —

Ihre Gedanken flogen blitzschnell weiter. Nun hinüber in sein Zimmer! Bald ist er da. Noch zwei Minuten. — Sie hastete über den Teppich, stieß die Verbindungstür auf. — Dort auf dem Nachttisch lag der Brief — noch einige Schritte, und sie besaß ihn. — Da ging im gleichen Moment die Tür auf und der Professor stand auf der Schwelle. Er prallte betroffen zurück, sah sich dann aber und fragte mit merklicher Entfremdung in der Stimme:

„Was suchst Du denn hier?“ —

Sie blieb wie angewurzelt stehen. Das heiße Rot wich jäh aus ihrem Gesichte. — „Ich — nichts — — —“

Nun kehrte ihre Ueberlegung wieder.

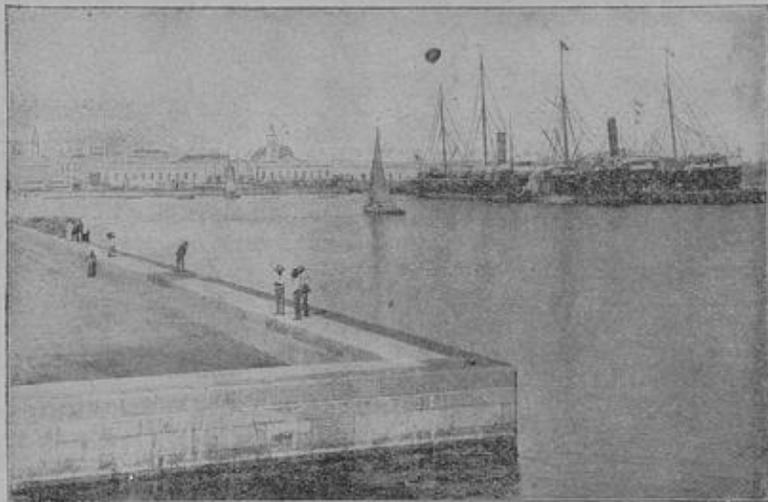
„Ich suche nichts, aber mir scheint, Du wärest deswegen gekommen, um zu suchen.“

Ihr Blut zitterte, aber äußerlich blieb sie ganz ruhig.

„Ganz recht. Ich vermisse etwas.“

Claire zeigte auf die gelbe Marmorplatte.

„Diesen Brief hast Du anscheinend unvorsichtig mit Dir herumgetragen, denn ich fand ihn oben im Atelier.“ —



Zum Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko:  
Blick in den Hafen von Veracruz.

Mit wenigen Schritten war er an ihrer Seite.

„Wer fand ihn — Du — sag' — wo? — Hast Du ihn gelesen?“

Sie zog die Schultern hoch und schwieg.

„Antworte mir! Hast Du ihn gelesen?“

Mit hastigen Händen riß er den Brief an sich und verbarg ihn in seiner Brusttasche. Seine Augen funkelten sie böse an.

„Warum beantwortest Du meine Frage nicht? Ich will wissen, ob Du den Inhalt dieses Briefes kennst.“

Eine Sekunde schwankte sie, ob sie die Wahrheit gestehen sollte. Dann aber richtete sie sich stolz auf.

„Nein, ich kenne den Inhalt Deines Briefes nicht. Es beleidigt mich, daß Du mich einer derartigen Indistretion fähig hältst.“

Der Professor senkte die Augen und wandte sich ab.

„Verzeih, aber ich konnte es immerhin annehmen, weil ich mich in solcher Lage wahrscheinlich nicht so bewährt hätte wie Du.“

Er drehte sich wieder um und reichte ihr die Hand.

„Verzeih' mir, ich bitte Dich, und hab' noch ein wenig Geduld mit mir — bis — Claire — verstehe mich — versuche mich wenigstens zu verstehen — bis ich mich zu mir selber wiedergefunden habe. Willst Du das?“

„Den Versuch dazu will ich machen. Mehr kann ich Dir nicht sagen.“

Sie stand noch immer mit hoherhobenem Haupt unbeweglich wie eine Statue. Da ließ er seine dargebotene Hand nutzlos niedersinken.

„Claire.“

„Was willst Du noch?“

„Liegt Dir viel daran, daß ich Dir alles erzähle, ich meine, wird es Dir dann weniger schwer, verständlich zu sein?“

„Mir liegt absolut nichts daran. Das heißt — zu dieser Stunde, will ich sagen. Sie ist so ungeeignet zu einer derartigen Unterredung. Also, ich verzichte.“

Sie wollte an ihm vorüber, da vertrat er ihr den Weg.

„Was beabsichtigst Du zu tun?“

„Nichts weiter, als fernerhin das zu tun, was Du getan hast. Adieu.“

Der Professor war allein. Entgeistert starrte er auf die Tür, die sich eben hinter ihr geschlossen hatte. Er streckte die Hände aus, öffnete die Lippen, aber kein Laut drang über sie, und die Hände fielen schlaff herab. Ihm war, als hätte er sie zu dieser Stunde verloren, als wäre nun alles unwiderbringlich fort, was bisher seinem Leben eine zielbewußte innere Freude gegeben hatte.

Das Fest nahte seinem Ende. Schon gingen hier und da einzelne Gäste. Die Musik machte längere Pausen und die bewährten alten Herren allein waren eigentlich die einzigen Gesellschaften. Sie pökelierten und lachten und erfüllten den Raum, in dem sie sich zusammengelassen hatten, mit ihrer beinahe überlauten Stimmung.

Frau Claire stand mit Regier van Hoochsten, die ein raffiniert eronnenes Kostüm trug, an dem Kamin im angeregten Gespräch.

„Woher sind Sie denn auf den verrückten Gedanken gekommen, Regier — daß Rieder Sie nicht liebt?“

„Ich weiß nicht. Wie gesagt — tatsächliche Anhaltspunkte habe ich allerdings nicht. Nur Vermutungen. Aber die genügen mir völlig.“

Das junge Mädchen machte ein abweisendes, hochmütiges Gesicht.

„Nehmen Sie es mal weniger genau, liebes Kind. Sie müssen bedenken, er ist ein junger Mann — und übermäßig intelligent ist er schließlich auch nicht. Nehmen Sie mir dies offene Wort nicht übel. Ich muß Ihnen das sagen, weil ich sehe, daß Sie bisher immer bestrebt waren, ihn zu schützen.“

„Ach — das ist es nicht. Eigentlich hat's mir wohl Spaß gemacht, mich an ihn zu gewöhnen, aber das ist auch alles. Können Sie sich dahineinsetzen? Schwerlich, Frau Professor.“

Frau Claire lachte ein wenig.

„Ganz so objektiv, wie Sie jetzt das Projekt dahinstellen, Regier, haben Sie die ganze Angelegenheit denn doch wohl kaum betrachtet. Offengestanden — ich denke, Sie lieben ihn letzten Endes doch, und ich fände es auch wirklich sehr verständlich, wenn dem so wäre.“

Man sah Hans Rieder neben durch den Spiegel in einem Nebenzimmer Gitarre spielen und ein kleines Lied dazu singen.

Er sah sehr nett aus. Sein blondes, ein wenig welliges Haar hing ihm unternehmungslustig in der Stirn.

„Ah — sehen Sie, Regier.“

Regier van Hoochsten beugte sich vor.

„Ja, sehen Sie — wenn ich ihn so sehe, wie eben jetzt, dann meine ich wahrhaftig, ich liebe ihn. Und das hat mich auch wohl bewogen, ihn heiraten zu wollen. Ja — jetzt verstehe ich mich erst.“

Frau Claire schüttelte den Kopf.

„Liebes Kind — Sie irren sich ganz gewaltig, wenn Sie glauben, dies seien Ihre Motive. — Aber Sie müssen wissen, ein Weib, wie Sie, opfert sich nur da, wo es liebt.“

Ein leises, erzwungenes Lachen erreichte Frau Claires Ohr. Sie nickte der jungen Javanerin freundlich, und wandte sich dann ihren andern Gästen wieder zu. Das Gespräch entschwand ihrem Gedächtnis, weil neue Eindrücke fortwährend die alten ablösten. Sie war von einer seltsamen Unruhe erfüllt, die sie den ganzen Abend über noch nicht verlassen hatte. Ihr Mann suchte sie überall. In seinem ganzen Wesen lag die stumme Bitte, ihm zu verzeihen. Sie aber brachte es kaum über sich, ein freundliches Wort zu ihm zu sagen.

Nein — tausendmal nein. Nie würde sie wieder gut sein können, nie das alte Verhältnis wieder herstellen können, und wenn sie selbst darüber zugrunde gehen müßte.

„Ach, was lag auch an ihr?“

„Claire.“

Sie fuhr heftig zusammen. Vor ihr stand ihr Gatte, dem vorhin ihre Gedanken gegolten hatten.

„Claire — ich sehne mich danach, allein zu sein.“

„Warum?“ — entgegnete sie. — „Ich möchte es nie sein, heute erst recht noch weniger als sonst.“

„Versteht Du denn nicht, daß es endlich mal zu einer Aussprache zwischen uns kommen muß. Daß so vieles in mir nach Erlösung schreit, an dem ich zugrunde gehen muß, wenn ich es nicht ausspreche.“

Sie schüttelte schweigend den Kopf und blickte eine Weile vor sich nieder, dann schaute sie zu ihm auf.

„Es ist merkwürdig, daß Du jetzt solches Verlangen in Dir trägst.“

„Sprich nicht in diesem Ton, Claire — ich bitte Dich.“

Sie zog gleichgültig die Schultern hoch.

„Ach, laß doch — mich quält Dein ganzes Benehmen.“

Der Professor stand völlig ratlos vor ihr. Ihr Gesicht war so feiner, so verschlossen, daß er nicht wußte, was er von ihr denken sollte. Nutzlos an ihn völlig verlor.

„Gewiß, es war keine leichte Aufgabe, sie von meiner Liebe zu überzeugen, aber immerhin durfte er nicht länger zögern, wenn es nicht schließlich soweit kommen sollte, daß sie den Glauben an ihn völlig verlor.“

Professor Harden senkte gepreßt auf. Seine Blicke flohen nervös über die anwesenden Gäste, die sich anscheinend sehr gut unterhielten und ihn sichtlich nicht vermißten. Bisher hatte sich auf ihren Festen eigentlich alles um ihn und um seine Gattin gedreht. Jetzt aber schien es, als fühlten die Gäste selbst ahnend die Zerrissenheit, in der er mit seiner Frau lebte — und als wären sie deshalb bestrebt, sie möglichst sich selbst zu überlassen.

Er sehnte den Ausbruch der Anwesenden herbei, die allerdings noch keineswegs Anstalten dazu machten.

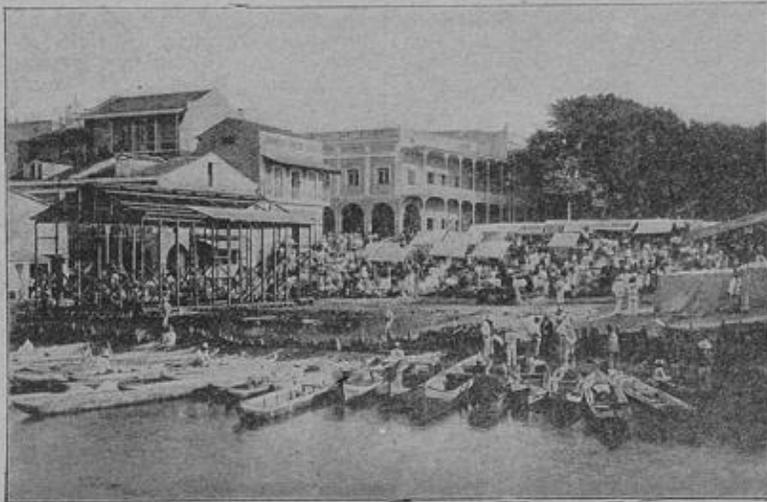
Rieder trat ein. Er sah ein wenig erheitert von wahrscheinlich reichem Sektgenuß aus und piff leise eine lustige Melodie vor sich hin. Als er den Professor sah, stuzte er und verstummte.

„D — pardon, Herr Professor — ich glaubte nämlich, das Zimmer sei leer.“

„Na — das macht nichts — kommen Sie nur.“

Sie setzten sich in zwei bequeme Sessel, blickten mehrere Minuten auf die Spitzen ihrer Lackschuhe und sahen dann fast zu gleicher Zeit auf.

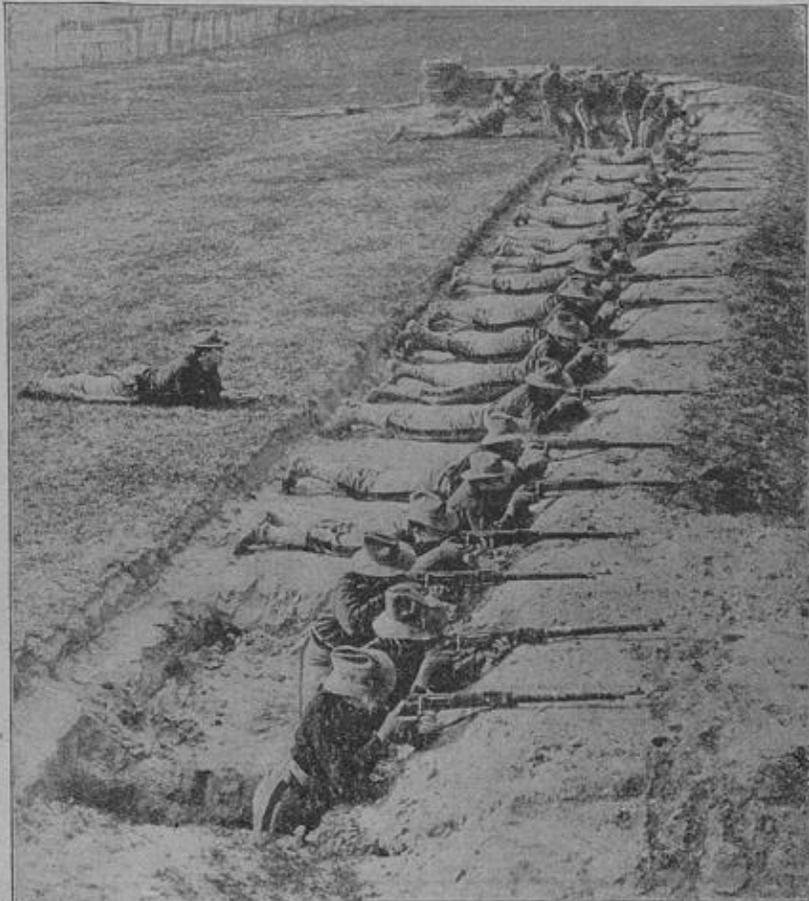
„Herr Professor!“



Der Marktplatz in der nächst Veracruz bedeutendsten Hafenstadt Tampico.

„Nun?“ —  
 „Darf ich Sie mal etwas fragen?“  
 „Aber bitte. Ich bin gespannt darauf, welches Problem Sie momentan beschäftigt.“ —  
 „Ganz recht, es ist ein Problem, das mir keine Ruhe läßt.“  
 „Weibergeschichten?“ —  
 Professor Harden lachte gezwungen auf und schaute unruhig zu seinem jungen Schüler hinüber. Es gefiel ihm keineswegs, daß dieser jetzt sensationelle Enthüllungen machte, die ihn sicher nicht interessieren konnten, aber da er nun einmal seine Zustimmung gegeben hatte, daß Rheder erzählen sollte, mußte er ihn also wohl oder übel anhören.  
 „Was würden Sie tun, wenn Sie ein Weib lieb hätten — Herr Professor?“  
 Harden lachte.  
 „An Ihrer Stelle, lieber Rheder, sie möglichst vom Fleck weg heiraten und sie nachher weiter lieb behalten, das ist das einzig Vernünftige, was man in solchen Fällen tun kann.“  
 Hans Rheder sah plötzlich sehr bekümmert aus.  
 „Das hört sich ganz gut an, Herr Professor — aber wenn das Weib nicht mehr frei ist?“  
 Die Worte kamen dumpf und gequält über seine Lippen. Schon irrten die Augen über die Gegenstände des Zimmers hin, ohne einen Punkt zu finden, auf dem sie ausruhen konnten.  
 „Dann liegt die Sache allerdings schon wesentlich schlimmer für Sie, mein Lieber.“  
 Hans Rheder nickte.  
 „Sehr schlimm, Herr Professor. Mehr noch, als ich sagen kann.“  
 „Na, na.“ —  
 „Mehr als ich sagen kann,“ wiederholte der junge Künstler gepreßt.  
 „Du lieber Himmel, nehmen Sie die Geschichte doch nicht so tragisch. Eine schöne Frau wird mit Ihnen totetiert haben und Sie sind ihr eben ein bißchen ins Garn gegangen. Man muß sich darüber hinwegsetzen können, verstehen Sie?“  
 „Das ist eben so schwer, Herr Professor. Es zerbrüht mich — es heßt mich zu Tode.“  
 Professor Harden machte eine wegwerfende Bewegung.  
 „Sie phantasieren sich ja in ein nettes Zeug hinein, Rheder. Waren Sie sehr durstig heute abend?“  
 Verblüfft stierte der junge Mann ihn an.  
 „Sie — Sie glauben, ich sei betrunken — ich spräche im Rausch, ich wüßte nicht, was ich sagte?“ —  
 „Na, ganz so kraß wollen wir uns doch nicht ausdrücken.“  
 Hans Rheder war bis in die Lippen bleich geworden. Er hatte sich erhoben und hielt sich mühsam am Tische fest.  
 „Herr Professor.“ —  
 „Nur lachte, Rheder.“ —  
 Der Jüngere fiel wieder in den Stuhl zurück, schlug plötzlich beide Hände vor sein Gesicht und begann bitterlich zu weinen.  
 Diese Szene berührte Professor Harden überaus peinlich. Er sah sich verlegen um, ob nicht andere Augen Zeugen derselben waren. Doch keiner bemerkte etwas, weil man sich meist nur im Salon aufhielt. Er ging jetzt zu Rheder, legte ihm die Hand auf die Schulter und sprach beruhigend auf ihn ein.  
 „Nun seien Sie doch endlich klug. Diese Heulerei ist mehr als unmännlich. Was denken Sie denn? Hören Sie doch auf. Sie sind ein tüchtiger junger Kerl! Sie können etwas und haben die vollste Berechtigung, stolz auf Ihre Kunst zu sein. Da läßt man doch nicht bei der ersten Gelegenheit die Ohren hängen und heult los wie ein Weibsbild, das rührselige Romane liest.“ —  
 Hans Rheder weinte immer heftiger.  
 Professor Harden zerbiß sich die Lippen, schaute eine Weile auf das Jammerbild vor sich nieder und sagte sich alsdann, daß hier alles Trösten umsonst sein würde. Der junge Schmerz

mußte sich Bahn brechen, und es war schließlich am geschicktesten, wenn er sich nicht mit salbungsvollen Reden dreinmischte.  
 Achselzuckend ging er auf und ab. Von den anderen Räumen tönte Musik herüber — leise — gedämpft, mit wundervollem einschmeichelndem Rhythmus. Und je süßer und bestrickender die Melodien kamen, desto heftiger wurde Rheders Schluchzen.  
 Ach Gott, er muß sehen, wie er sich mit den Tatsachen abfindet. Ich kann ihm nicht helfen. Man braucht doch nicht sogleich solche Heulliese zu sein, wenn einem mal das Leben ein bißchen antippt.“ —  
 So dachte Professor Harden, ging bis zur Tür, schlug den Kellner zurück und wollte hinaus. Unwillkürlich mußte er sich noch einmal nach dem jungen Mann umschauen. Noch gebrochener hockte der sonst so aufrichtige junge Mensch. Er schien gänzlich kraftlos und haltlos zu sein. Fast tat er ihm leid. Dann aber ärgerte er sich über ihn. Warum weinte er überhaupt einem Weib solche Tränen nach. Einer toletten, empfindungslosen Kreatur, die sich einen Spaß daraus machte, von einem verliebten Mann angeschwärmt zu werden.  
 Hans Rheder war allein, als er die sich entfernenden Schritte des Professors vernahm. Er ballte schmerzverzerrt die Hände, und ein Stöhnen rang sich aus ihm los. — Da trat in diesem Augenblick Frau Claire ein. Sie lächelte ein wenig, erschraf aber gleich darauf, als sie in sein entstelltes Gesicht schaute und kam eilig näher.  
 „Was ist Ihnen denn passiert, Herr Rheder,“ — sagte sie atemlos. „Mein Mann schießt mich her, ich soll mich um Sie kümmern. Mein Gott, was haben Sie denn?“ —  
 „Nichts.“ — brachte er mühsam hervor, indem er sein Gesicht wieder in den Händen verbarg.  
 Sie erriet wohl seine Gedanken, und deshalb sagte sie zu ihm:  
 „Ich will Ihnen einen guten Rat geben: Heiraten Sie Fräulein van Hoochsten. Das Mädel hat Sie lieb, bringt Ihnen eine gesicherte, sorgenlose Zukunft und Sie werden fernerhin Ihrer Individualität leben können. Eine solche Aussicht wird Tausenden in Ihrer Lage nicht geboten. Hören Sie. Und ich weiß, wenn Sie sich mal in die neuen Verhältnisse zurecht gefunden haben — und mit Ihrem Schicksal ausgeöhnt sind, dann werden Sie mir danken, daß ich Ihnen diesen herrlichen Weg gewiesen habe.“  
 Sie schwieg und spielte mit den Brillanten, die ihre Hände schmückten.



Amerikanische Schützenlinie im Feuer.

Er seufzte schwer und entgegnete nichts.  
 „Hören Sie, Rheder? Man ruft nach Ihnen, man hat Sie offenbar vermisst.“ —  
 „Herr Professor.“ —  
 „Nur lachte, Rheder.“ —  
 Seine Worte klangen wieder fest. Nur seine Augen fladerten noch unruhig.  
 „Seien Sie beruhigt darüber. Aber noch eins, versprechen Sie mir schnell, in Zukunft vernünftig zu sein. Sehen Sie — Fräulein Megier.“ —  
 „Ah — da bist Du! — Ich suchte Dich bereits überall. Wollen wir nicht fahren? Ich habe soeben nach einem Auto telephonieren lassen.“  
 Megier van Hoochsten sah sehr anziehend aus. Sie war ganz die selbstbewußte moderne Frau, die alle ihre Kräfte nur von innen heraus schöpft. Wohlgefällig betrachtet Frau Claire sie.  
 „Was ist denn mit Dir los,“ fragte Megier mit einemmal erstaunt, als sie ihn aufmerksam beschah. „Du siehst ganz merkwürdig aus.“ —  
 Ein schneller Blick flog von ihm zu der schönen jungen Dame des Hauses, und es lag etwas wie Mißtrauen in diesem Blick. —

Er seufzte schwer und entgegnete nichts.  
 „Hören Sie, Rheder? Man ruft nach Ihnen, man hat Sie offenbar vermisst.“ —  
 „Herr Professor.“ —  
 „Nur lachte, Rheder.“ —  
 Seine Worte klangen wieder fest. Nur seine Augen fladerten noch unruhig.  
 „Seien Sie beruhigt darüber. Aber noch eins, versprechen Sie mir schnell, in Zukunft vernünftig zu sein. Sehen Sie — Fräulein Megier.“ —  
 „Ah — da bist Du! — Ich suchte Dich bereits überall. Wollen wir nicht fahren? Ich habe soeben nach einem Auto telephonieren lassen.“  
 Megier van Hoochsten sah sehr anziehend aus. Sie war ganz die selbstbewußte moderne Frau, die alle ihre Kräfte nur von innen heraus schöpft. Wohlgefällig betrachtet Frau Claire sie.  
 „Was ist denn mit Dir los,“ fragte Megier mit einemmal erstaunt, als sie ihn aufmerksam beschah. „Du siehst ganz merkwürdig aus.“ —  
 Ein schneller Blick flog von ihm zu der schönen jungen Dame des Hauses, und es lag etwas wie Mißtrauen in diesem Blick. —

Frau Claire fühlte sich beleidigt. Sie sollte doch nicht denken, daß es ein persönlicher Anlaß war, daß sie hier allein bei ihm gestanden hatte. — Eine derartige Geschmacklosigkeit konnte man ihr doch kaum zutrauen.

„Na, komm, ich bin müde —“ sagte die Javanerin nun sehr beherrschend — „wir wollen uns verabschieden.“

Rheder folgte halbwidertretend.

„Also auf Wiedersehen, meine liebe Frau Professor und vielen Dank für den genussreichen Abend.“

Frau Claire gab dem Paar bis unten in die Halle das Geleite. Nach wenigen Augenblicken fuhr das Auto davon. Bald darauf gingen auch die übrigen Gäste. Die Musik verstummte. —

Frau Professor Garden ging noch einmal durch die noch erhellten Räume. Ein Parfümduft, vermischt mit feinem Zigarrenrauch, erfüllte die Luft. Halb verwelkte, halb zerretene Blumen überall, und in hohen, schlanken Kristallgläsern abgestandener Sekt. —

Hans Rheder hatte es mit arger List zuwege gebracht, sich für einen Abend loszueisen. Regier van Hoochsten, die alle Hände voll zu tun hatte mit der Einrichtung ihrer Villa, beanspruchte stets sonst den Abend, und es war ihm bisher noch nicht gelungen, sich diesen Wünschen zu entziehen. Teils, weil er selbst eigentlich nicht sonderlich interessiert daran war, irgendwo mit den alten

„Das ist richtig. Man ist's gar nicht mehr gewöhnt. Wie geht's?“

„Großartig, wie Ihr seht.“

Sie nickten ernsthaft.

„Das kann man allerdings in Wahrheit konstatieren. — Aber siehst Du denn nicht, wie es uns geht?“

„Offenbar außerordentlich gut. Das freut mich übrigens. Was ist Euch denn widerfahren?“

„Großes Heil, denn Mia — Du weißt doch noch — sie hat damals mal ein paar Bilder von Dir geschenkt bekommen. Entfinnst Du Dich? Ein paar grauenhafte Schmierereien, die von Rechts wegen keinen Groschen wert sind.“ —

Rheder dachte nach.

„Ah — ja, natürlich. Ein paar Studien auf Pappdeckel — ich entsinne mich.“

Mia drängte sich jetzt schnell in den Vordergrund — und gebot den andern Schweigen.

„Laßt mich mal reden — ich bin die Hauptbeteiligte, und die Sache verliert entschieden, wenn Ihr sie vortragt. Vernimm also. — Ich hatte die eminente Idee, mir diese scheußlichen Allegorien unter den Arm zu schlagen, einen Kunsthändler auf der Wismarktstraße aufzuspüren und ihm die Dinger anzubieten.“

Auf den Gesichtern der jungen Leute lag verhaltenes Lachen. Sie nickten ab und zu beistimmend.

„Und was glaubst Du, sagt der Kuli?“ —

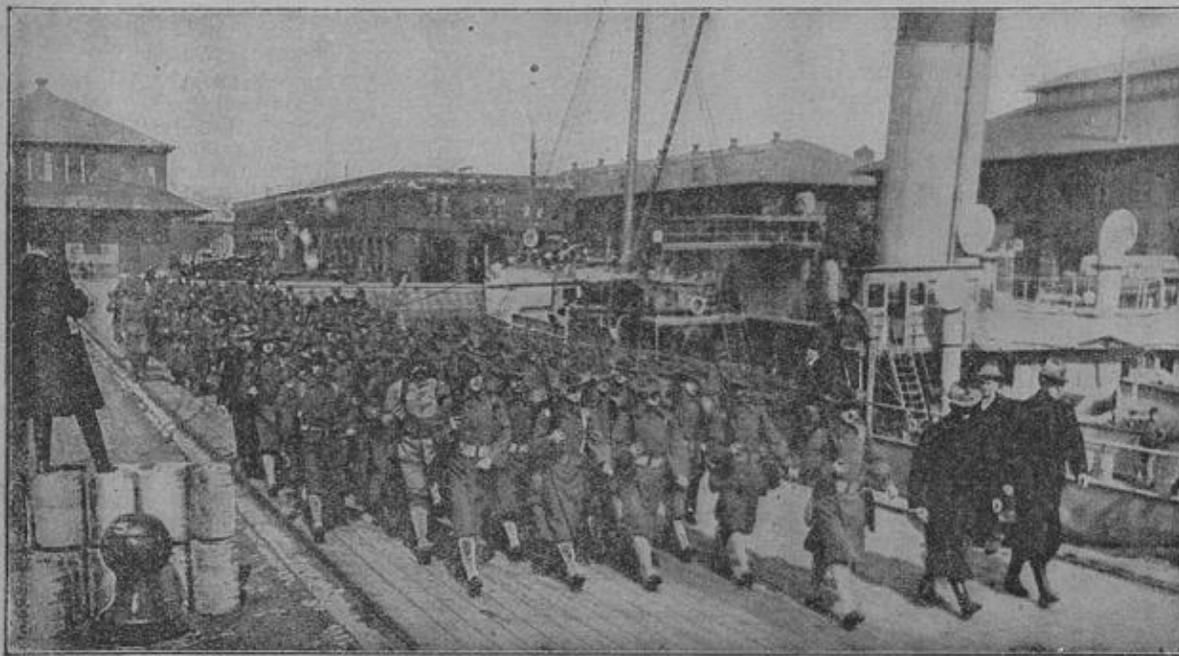
Mia verstellte jetzt ihre Stimme.

„Ei, sieh mal einer an — das sind ja Studien von dem Rheder — hm — wie kommen Sie denn dazu? — Na — ich hab' sie eben, sagte ich darauf, während ich mich an der Freude des Mannes weidete. Was wollen Sie geben — unter Brüdern.“ —

Der Antiquar machte darauf ein höchst geringschätzendes Gesicht.

„Sie sind mir wert“ — meinte er nun zögernd.

„Na und überhaupt der Rheder — den kennt ja kein Mensch. Die elenden Allegorien werden bei mir die Motten kriegen. Gut, sagte ich — dann sollen sie sie noch eher bei mir kriegen. Ich packte umständlich die Objekte wieder in meine Zeitung — und als ich hinaus will, tippt mich der Mann auf die Schulter und sagt: Hören Sie mal, Fräulein — was wollen Sie denn haben



Zum Konflikt zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko.

Einführung amerikanischer Truppen, die für Mexiko bestimmt sind, im Hafen von Philadelphia.

Bekanntem zusammenzutreffen, teils aber auch, weil ihm das Neue, das Zukünftige einen eigenartigen Reiz bot, dessen Zauber seinem leicht erregbarem Gemüt nicht entkam.

Heute aber drängte es ihn geradezu danach, sich mal ganz ausgelassen in den oberjährigen Wirtschaften der Altstadt umzutun. Regier van Hoochsten war zu sehr abgespannt, um den Wunsch zu äußern, mitzugehen, andererseits war sie aber auch, seitdem sie ihren wahren Reichtum bekannt hatte, auf ein ganz anderes Niveau getreten, als daß sie es sich zugeben hätte, sich in jenen Kreisen zu bewegen.

Ihm war das heute sehr recht. Er machte zuerst einen Spaziergang durch die Stadt. Die Königsallee war ohnehin in letzter Zeit sein Feld, und es erging ihm darin wie Hunderten anderer Menschen, es fehlte ihm etwas, wenn er sich einmal nicht dort hatte sehen lassen, um gesehen zu werden. Er traf viele Bekannte, ging aber jedesmal mit hochmütigem Gruß ohne Zögern seines Weges weiter. An der Korneliusplatzstraße traf er Mia und ihren langen Freund. Sie standen mit noch einigen jungen Leuten in einem engen Kreis und schienen etwas Wichtiges zu beraten.

Mia hatte Rheder zuerst gesehen. Sie ließ die andern stehen und lief ihm entgegen.

„Tag, Hans. — Nett, daß man Dich auch mal wieder trifft. Wo gehst Du hin?“

„Vorläufig schlendern,“ antwortete Rheder.

Nun hatten ihn auch die andern gesehen. Grüßend schwenkten sie ihre farbenfreudigen Hüte und lachten.

„Altes Haus — na — bist Du allein?“

„Ja,“ sagte Hans Rheder, „Ihr seht es, ich bin allein — ausnahmsweise, wollen wir mal lachen.“

für die Dinger da.“

„Zehn Märker pro Stück — sagte ich dreißt und frech. Erlebte das Schauspiel, daß sich innerhalb weniger Minuten die widerstreitendsten Empfindungen auf des Menschen Gesicht ausdrückten und stob bald nachher seelenberührt mit dreißig Emchen zu diesen Getreuen. Und eben beratschlagten wir gerade, was wir nun machen wollen. Das Geld muß seiner hohen Herkunft entsprechend angelegt werden. Nicht wahr, das kannst Du uns doch nicht verdenken, daß wir Dich so heimlich zu feiern und zu preisen gedachten, muß Dein Selbstbewußtsein zu unermeßlichen Höhen hinaufschrauben.“

Hans Rheder mußte herzlich lachen.

„Na, der Kaffer kann sich gratulieren! Das war ein anständiger Reinfall. Donnerwetter. So muß es denen mal ergehen.“

„Da hast Du ganz recht. Das ist's ja eben. Die Händler wollen einen Namen kaufen. Auf die Arbeit selbst kommt's ihnen absolut nicht an! Nur der Name. Und wenn er wirklich noch keine Garantien für die Zukunft bietet. — Sie langten nach dem Namen, wie Fliegen zum Leimpapier.“

„Laß ihm das Vergnügen, Mädel. Er wird schon noch luriert werden. Freue Dich, daß Du so klozig reich bist und andere beglücken kannst.“

„Gewiß freue ich mich. Sehr natürlich, das kannst Du ruhig glauben. Aber sag' doch selbst, daß es himmelschreiendes Unrecht ist. Mein Hannu zum Beispiel hat ganz entzückende graphische Blätter gemacht und wunderbare Holzschnitte, aber meinst Du, er wird sie nur irgendwo los? Keine Ahnung! Die Leute haben ja keine Idee von wirklicher Kunst.“

(Fortsetzung folgt.)

# Haus zum Alleinbewohnen.

Von Igna Maria.

(Nachdruck verboten.)

Es ging wirklich nicht mehr. Die Zimmer lagen gar zu weit auseinander. Der vielen Arbeit war Minna nicht mehr gewachsen. Es war ja eine halbe Tagereise, wenn sie vorn das Speisezimmer gereinigt und schließlich im letzten Schlafzimmer gelandet war. Und erst das Heraufschleppen der Kohlen! Minna hatte ohnedies schon neulich gesagt, in jedem „besseren Hause“ sei heute Zentralheizung. Das kam so vorwurfsvoll heraus und wurde von solchen Blicken begleitet, daß sich die ganze Familie wie ertappte Sünder vorfand. Ueberhaupt, hatte sie hinzugefügt, wer ein bißchen was sei, habe ein Haus zum Alleinbewohnen. Ihre Freundin Minna, die bei Amtsrichters „Mädchen für alles“ war, hatte gesagt, daß ihre Herrschaft in eines der neuen Einfamilienhäuser am Walde ziehe. Allerdings könnte sie sich mit ihrer Freundin nicht mehr so oft treffen, aber dafür bekäme sie des Sonntags längeren Urlaub. Solche und ähnliche Reden wußte Minna ihrer Herrin bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit morgens in

es schon verdroß, daß ihr Mann sich noch nicht liebevoll nach dem Grund ihres Stillschweigens erkundigt hatte, war deshalb heute ganz und gar auf Minnas Seite.

Mittags kam Herr Balzer außergewöhnlich aufgeräumt nach Hause. Heute morgen bei der außerordentlichen Revision war ihm in Anbetracht seiner regen Tätigkeit für die Firma die Stellung einer Generalinspektion in Aussicht gestellt worden. Er hatte sich vorgenommen, nun nicht eher seiner Gattin Mitteilung davon zu machen, bis sich das Projekt verwirklicht hatte. Derartige Neuigkeiten hatten nämlich bisher stets begehrlche Wünsche in seiner Frau wachgerufen.

Aber es kam anders.

Als Herr Balzer die Korridortür leise aufgeschlossen hatte, fing er im Vorbeigehen die elegischen Blicke von Minna auf. Und als er ins Speisezimmer tritt und wieder das indignierte Wesen seiner Frau bemerkt, ist alle Vorsicht vergessen. Voll zärtlicher Teilnahme erkundigt er sich nach dem Grunde ihres engelgleichen Stillschweigens, vermutend, daß Minna irgend etwas pecciert, oder Fritz, der Sekundaner, mit seinem Taschengeld nicht ausgekommen ist, oder Emmy, die

Töchterchülerin, diesen Winter nun unbedingt Tanzstunde nehmen will, weil diese oder jene Freundin gesagt hat: „Gerade dieses Jahr ist die ganze Prima dabei.“ — Frau Balzer ihrerseits weiß ganz genau, daß das Thema über Wohnungswechsel beim Mittagessen nicht angebracht ist und versucht, ihn über ihre Ruhe hinwegzutäuschen. Sie sondiert unauffällig nach der Ursache seines heiteren Wesens, bis er mit der großen Neuigkeit herausrückt.

„Dann nehmen wir aber auch ein Haus zum Alleinbewohnen!“ Wenn Herr Balzer in diesem Augenblicke König von Albanien gewesen wäre und diese Worte eine explodierende griechische Bombe vor dem Palazzo in Durazzo — so hätte er kein verblüffteres Gesicht machen können, als bei diesem diktatorischen Ausspruch seiner triumphierend in die Runde blickenden Gattin. Nun merkte Herr Balzer auf einmal, daß die elegische Ruhe seiner Frau behoben sei.

Fritz und Emmy wußten sich in ihrer Freude nicht genug zu tun; sie nahmen die bedenklichen

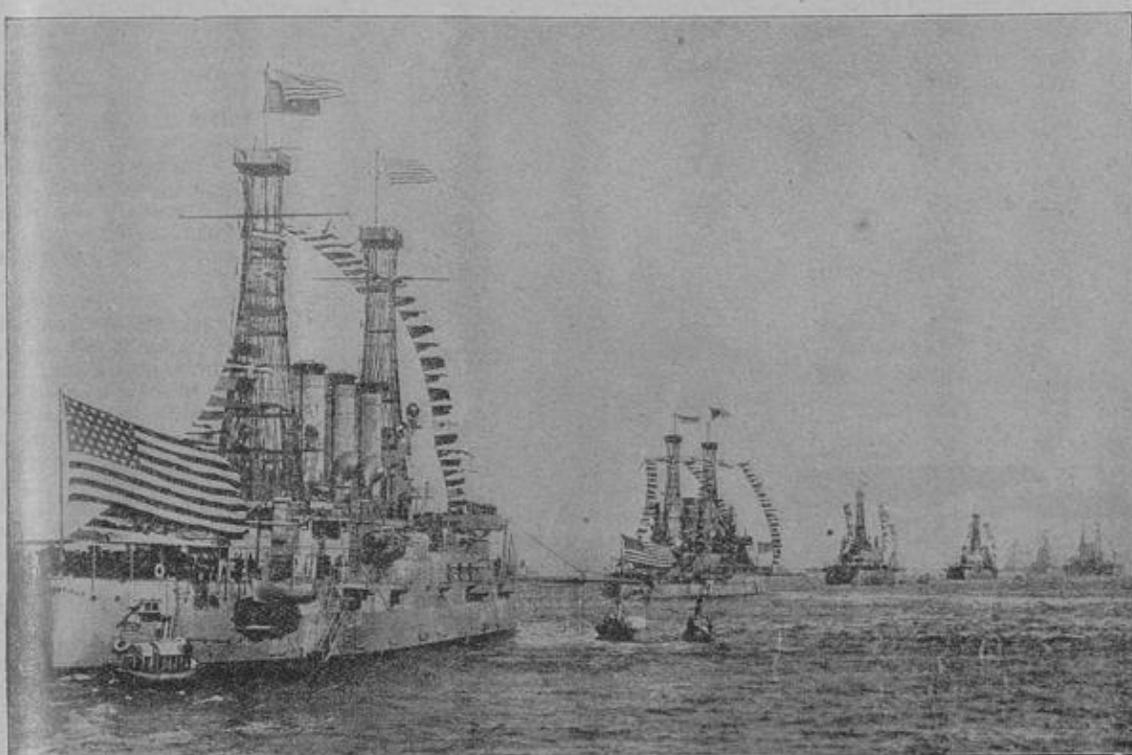
Laute eines Indianergeheul an. Herr Balzer allein saß wie hypnotisiert vor seinem Teller, und in seinem Gehirn kreifte nur ein Gedanke: daß er eine furchtbare D u m m h e i t gemacht hatte. . . . Denn soviel stand fest: entweder das Haus zum „Alleinbewohnen“ — oder aber die weitere Resignation seiner Frau, die ihn so mitnahm, daß er lieber einem Umzug mit seinem Drum und Dran ins Auge sah. Aber vielleicht konnte das durch seinen Vorwitz heraufbeschworene Malheur noch aufgehhalten werden?

Aber endlich in ihrem Fahrwasser, ließ Frau Balzer diese günstige Gelegenheit sich nicht entgehen, um so mehr, als sie es doch zu lange mit sich herumgetragen hatte. Und als Emmy der dienstbeflissenen Minna, die sich „zufällig“ — aus Teilnahme für ihre Herrschaft — an der Tür befand, wo sie beide aufeinanderprallten, mitteilen wollte: „Hurra, wir ziehen aus!“ — da wußte Herr Balzer, daß er sich mit der Tatsache abzufinden hatte.

Und nun ging's los.

Jeden Abend wurden sämtliche Zeitungen nach Wohnungsannoncen durchstöbert. Frau Balzer hatte lange Konferenzen mit Senjalen, denen sie lang und breit ihre Wünsche in bezug auf die Wohnung vortrug.

Wenn nun Herr Balzer mittags nach Hause kam, und nun infolge der Abwesenheit seiner Gattin mit dem Essen warten mußte, so erhöhte das nicht gerade seine gute Laune. Wenn schließlich



Die amerikanische Kriegsflotte auf dem Wege nach Mexiko.

der Küche beizubringen, was Frau Balzer jedesmal etnen Stuch gab.

Minna hatte längst herausgefunden, wo die Schwäche ihrer Herrin anfing und aufhörte, und da ihr „drei Treppen hoch“ zu langatmig wurden, so fing sie an, die interessanten Erzählungen immer wieder in anderer Beleuchtung ihrer Herrin aufzutischen.

Herrn Balzer war das stille Wesen seiner Frau schon längst aufgefallen. Er dachte zwar: „D rühret, rühret nicht daran!“ denn bei früheren Gelegenheiten hatte er immer seine fürsorgliche Nachfrage bitter büßen müssen. Frau Balzer hatte dann irgendeinen Wunsch gehabt, der ihr sehr am Herzen lag, der zwar nicht „unbedingt notwendig“ war, und wohl auch das Budget etwas belastete, aber ihr den Frohsinn wiedergab. Aus diesem Grunde zögerte er auch noch ein paar Tage, ehe er seine Neugierde befriedigte.

Eines Morgens, als Minna vom Einholen nach Hause kam, plachte sie mit der Neuigkeit heraus — eingedenk der drei Treppen, die zu ersteigen sie neulich mal gehört hatte, sehr gut für die Herzfähigkeit sein sollte, was sie jedoch mit der großen Anstrengung nicht verschönnen konnte — daß heute der Tag sei, an dem Amtsrichters auszögen. Dabei fing sie wieder an, die Schattenseiten ihrer Wohnung aufzuzählen. Frau Balzer, die

seine Gattin abgeholt und unverrichteter Sache wieder nach Hause kam — —

Die Inhaber der Wohnungen hatten morgens keine Lust, die Räume ansehen zu lassen, und sie war dadurch gezwungen, dieselben Wege des Nachmittags noch einmal zu machen. Und da, wie gesagt, die jetzige Wohnung ein bißchen „weit auseinander“ lag und Minna die Arbeit nicht ganz allein bewältigen konnte, so war es weiter nicht verwunderlich, wenn sich das Mittagmahl nicht immer in einwandfreier Aufmachung präsentierte. Und so kam es, daß Herr Balzer selbst es war, der das regste Interesse an der neuen Wohnung nahm.

Und eines Abends, als Herr Balzer etwas später als gewöhnlich von seinem Kegellub heimkehrte, empfing ihn die Gattin mit dem frohlockenden Ausruf: „Endlich gefunden!“

Er mußte sich reinweg erst bestimmen, um was es sich denn eigentlich handelte. Die Aufklärung seitens der Gattin ließ ihn in einen ruhigen Schlummer fallen. Beide hatten sich, ohne es sich gegenseitig einzugestehen, Sorge gemacht, da der Umzugstermin immer näher rückte und ihre gegenwärtige Wohnung gleich nach der Kündigung vergriffen war.

So war der Tag des Umzugs endlich herangerückt. Der Gedanke an das „Haus zum Alleinbewohnen“ ließ alle die acht

besorgte. Frau Balzer „wechselte“ nicht gern und so blieb Minna Siegerin.

Also es wurde ein Heizer engagiert, der, wie sich herausstellte, kein großer Anhänger des Mäßigkeitsvereins war und darum oft sehr unpünktlich auf der Bildfläche erschien. Wenn nun das Feuer tüchtiger Weise ausgegangen war, kam es vor, daß sich die Familienmitglieder an den warmen Küchenherd retten und abends, da man doch nun einmal im Winter auf Wärme angewiesen ist, ins Bett flüchten mußten. Minna, die ja von dieser Kalamität nicht im Mitleidenschaft gezogen wurde, hatte vorherhand kein Verständnis dafür. Bis sie eines Tages schreckensbleich ins Zimmer stürzte, daß sie beim Kartoffelholen im Keller — — Mäuse entdeckt habe. Als sie bei zunehmender Kälte noch mehr Mäuse konstatierte, schwor sie hoch und heilig, nicht mehr in den Keller zu gehen.

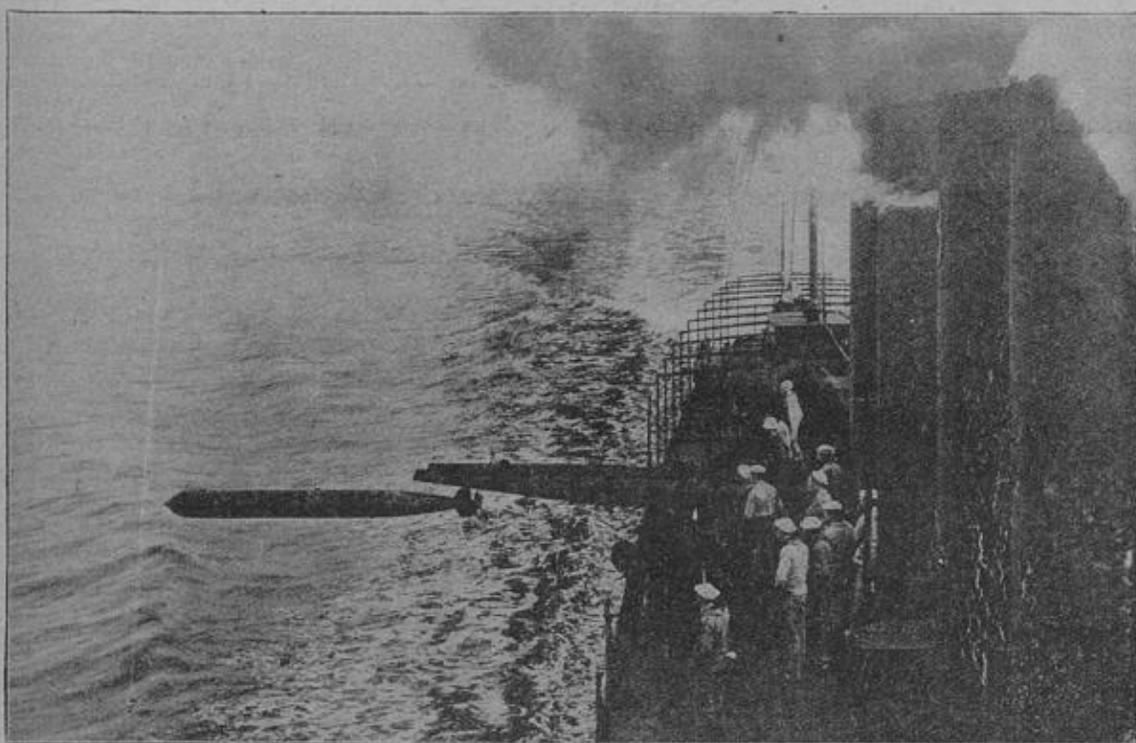
Frei war in der Dunkelheit auf dem Nachhausewege mit seinem Rade gestürzt. Resultat: eine Beule und ein verbogenes Rad —, weshalb er denn auch nicht mehr so ganz siegesgewiß wie früher auftrat. Emmy, die „so nett“ abends mit ihrer Freundin die Läden besichtigen konnte und dabei „zufällig“ auch ihren Tanzstundenherrn traf, mußte leider auf dieses Vergnügen einstweilen verzichten, da in letzter Zeit die Extemporalien gar zu mangelhaft ausgefallen waren.

Noch hielt Herr Balzer an sich. Zwar hatte Frau Balzer schon eine Zeitlang das Vergnügen, jeden Morgen von ihrem Manne Redensarten, wie: „frühes Aufstehen“, „ungenügend geheizte Bahn“, und „sicher sich einstellende Erfüllung“ anhören müssen.

Mit knapper Not bekam er dann abends die letzte Bahn, weshalb er leider viel früher als sonst aus dem Freundeskreise aufbrechen mußte.

Minna, die die kleinen Nager jedenfalls schon ganz nervös gemacht hatten, ließ mitunter so etwas wie „Weggehn“ fallen, was Frau Balzer nicht so ernst nahm. Aber eines Tages wurde sie doch mit der Kündigung überrascht. Minna „fürchtete“ sich da draußen, und die weite Entfernung trug auch nicht gerade dazu bei, die Beziehungen zwischen ihr und ihrem Sergeanten zu befestigen.

Dies alles hatte Frau Balzer ihr „Haus zum Alleinbewohnen“ in einem anderen Licht erscheinen lassen. Und als sie eines Nachmittags von einem Damenkaffee an ihrer früheren Wohnung vorbeiging, erlief sie sich darauf, daß



Abfeuern eines Torpedos von einem amerikanischen Kriegsschiffe.

lehten unbequemen Tage vergessen, ebenso, daß man nun schon seit zwei Stunden auf den Möbelwagen wartete, und daß doch manches Stück Möbel einen gelinden Puff wegkriegen würde.

Nun wohnten sie in der langersehnten Wohnung. Zwar lag das „Haus zum Alleinbewohnen“ etwas abseits, aber dafür wohnte man idyllisch und atmete ozonreiche Luft. So manches war so gut eingepackt, daß es sich gar nicht mehr finden ließ. Das war nun freilich ein bißchen ungemütlich, aber das Ziel heißer Wünsche war erreicht.

Frau Balzer war froh, von Minna die „Gespräche einer Freundin“ nicht mehr anhören zu müssen. Fritz hatte ein Rad neuesten Typs bekommen, des weiten Schulwegs wegen, und war stolz wie ein Pfau. Seinen Klassenkameraden hatte er das „Haus zum Alleinbewohnen“ so interessant zu schildern gewußt, daß manche ihn ganz ehrfurchtsvoll anschauten. Gönnerhaft lud er verschiedene von ihnen ein, „mal 'raus zu kommen“.

Emmy, die sich nun endlich mit ihren sprichsten Freundinnen in bezug auf die Wohnung messen konnte, sprach nur mehr von „ihrer Villa da draußen“. Nun konnte Beatrice v. Frellwitz, die sie in den Ferien in Nordey kennen gelernt hatte, ruhig kommen . . .

Der Spätherbst setzte mit heftigen Regenschauern ein. Es wurde ungemütlich in der Wohnung. Abends konnte man ohne Feuer nicht im Zimmer sitzen. Minna erklärte, daß jetzt Frau Balzer sich allmählich nach einem Heizer umsehen müsse. Welche Worte bei Frau Balzer keinen kleinen Schrecken hervorriefen, da das Mädchen einer bekannten Familie die Heizung mit-

sie sehnsüchtig zu den Fenstern hinauffah. . . . Und als das Ehepaar Balzer eines Nachts spät aus einer fröhlichen Gesellschaft heimkehrte, entdeckten sie zu ihrem Entsetzen, daß die „Elektrische“ nicht mehr fuhr. Wagen und Auto waren bei dem einsetzenden Schladerwetter alle vergriffen, und sie mußten nun den Weg in den Lackschuhen zu Fuß machen.

Herr Balzer schwor sich, nie wieder seiner Frau in bezug auf Wohnung nachzugeben, und in Frau Balzer regte sich ein neuer Feldzugsplan, wie sie ihrem Manne mit dem Projekt einer Etagenwohnung näherkommen könnte, denn der Wert des „Haus zum Alleinbewohnen“ war auf Null gesunken. Gleich morgen wird sie daraufhin die Zeitungen durchstöbern!

## Das Mexiko von heute.

Von Ella Lindner-Maned.

(Nachdruck verboten.)

Mexiko, du armes, du wunderbares Land! Eine Prinzessin bist du im Königinnenkleid und trägst doch ein wehes, wundres Herz unter der schimmernden Seide, unter dem gleißenden Gold. Ich sitze am Santa-Catarina-Fluß, und vor mir liegt Monterrey, flutet und braust das heiße, rastlose Leben dieser südlichen Minen- und Fabrikstadt. Der Himmel ist blau, wie daheim im Juni, wenn die Rosen blühen, und die Luft ist so rein und so voll Ozon — es ist, als atme man Champagner. Und der Himmel scheint so nahe zu sein, man möchte die Hände ausstrecken und hineinfassen in diesen „Lichtabgrund“.

Um mich blüht und duftet es. Eine Welt von Farben und Wohlgerüchen hüllt mich ein. Das Tal des Catarina-Flusses ist leuchtend grün. Eine üppige Vegetation breitet ihr frühlingsschönes Gewand aus, während die Berge, die in seltsamen Formen das Tal umgeben, faul und trocken sind. In den schimmernden Farben köstlicher Opale stehen sie am Horizont und doch klar und scharf umrissen, wie eine Radierung von der Hand des Schöpfers.

Und in all dieser Herrlichkeit, zu beiden Seiten des Santa-Catarina-Flusses, liegt nun Monterey. Wenn nicht die modernen Bauten wären, die Millionenhotels und öffentlichen Gebäude mit ihrer Eisenkonstruktion und dem Zementgemau, man könnte glauben, im alten Spanien zu sein. Die meist ein- oder zweistöckigen Häuser Montereys sind nämlich im Viered gebaut, das einen Hof umschließt. Die Zimmer eines solchen Hauses laufen also im Viered um diesen Hof, in dem Bananenbäume ihren eigenartigen Duft verbreiten und die Blumen des Südens aus dunklem Blättergewirr leuchten. Hier und da plätschert ein Brunnen, köstliche Kühle verbreitend. Die Dächer sind flach.

Diese Wohnhäuser sind fast durchweg aus Ziegelsteinen gebaut, denn Monterey hat eine Ziegelbrennerei, die jährlich an zehn Millionen Backsteine fabriziert. Sie werden nahe an die Straße gebaut, ohne Vorplatz, und die Straßen sind eng und geradlinig. Weite Plätze und grüne Parkanlagen unterbrechen angenehm das einformige Straßensbild.

Monterey, das ungefähr 90000 Einwohner besitzt, beherbergte eine große Anzahl Amerikaner und Kanadier, die in der lebhaften Minenstadt und deren Umgebung erfolgreich „Geld machten“. Aber die Revolution hat viele davon vertrieben, obgleich auch jetzt noch ein ziemlicher Prozentsatz Mexiko treu geblieben ist und in dieser unsicheren Zeit zu retten und zu erwerben sucht, was möglich ist.

Viele der dort ansässigen Amerikaner sandten Weib und Kinder der Sicherheit halber heim in die Vereinigten Staaten, wie auch die vornehmen mexikanischen Familien das mit ihren Söhnen und Töchtern tun, die jetzt unter dem Schutze des Sternenhanners ihre Bildung vervollständigen. Noch nie waren an den Universitäten so viele Mexikaner unter den Studierenden, wie eben jetzt.

Abgesehen von den Amerikanern, die Geschäftsinteressen nach Mexiko führen, wird die Schwesterrepublik der Vereinigten Staaten kaum von Onkel Sams Söhnen und Töchtern besucht. Wenn die Reiselust sie packt, dann gehen sie nach Europa, das sie tausendmal besser kennen, als die Südländer ihrer Halbkugel. Es ist die alte Geschichte von dem Guten, das so nahe liegt. Mexiko würde es tausendfach lohnen, wenn sich Besucher ihm mit freundlichen Absichten nahen. Und ich meine, der lernbegierige Amerikaner könnte in vieler Beziehung von Mexiko fast mehr profitieren, als von Europa, das mehr oder weniger doch seinem eigenen Vaterlande gleicht.

Mexiko aber ist eine Welt für sich, eine fremde und eigenartige Welt selbst für den Weltgereisten. Wohin das Auge blickt, zeigen sich neue, seltsam malerische Bilder. Schon die Bevölkerung trägt tags bei. Von den reichlich fünfzehn Millionen Einwohnern sind zwölf Millionen Indianer, Abkömmlinge der Azteken, jener ersten Einwanderer, die im siebenten Jahrhundert Besitz ergriffen von dem Lande. Die anderen drei Millionen sind Nachkommen der Spanier. Unter den Indianern sind sehr viele, die noch heute weder lesen noch schreiben können, dafür aber Künstler sind im Anfertigen reizvoller Handarbeiten. Sie tragen die farbenreichen Gewänder der Vorfahren, wie sie überhaupt mit Zähigkeit an den alten Sitten und Gebräuchen hängen und nur schwer irgendwelcher Zivilisation zugänglich sind. Aber auch die Spanier haben malerische Bekleidung, und so trifft man bei Schritt und Tritt auf pittoreske Gestalten.

Als ich vom Rio Grande nach Monterey reiste, konnte ich förmlich schwelgen im Anblicke solcher Bilder. Da waren frische, lähne Gesichter unter gewaltigen Sambreros. Diese Sambreros — die verflochtenen Riesenhüte der Damenwelt waren Babys im Vergleich zu ihnen — sind vielfach geschmückt mit Silberreifen von der Dicke eines normalen Handgelenkes oder anderen Ornamenten aus Edelmetall. Die Röcke und kurzen Jacken sind besetzt mit schweren Silberknöpfen, Silberborden zieren die Beinkleider, und

die Revolver, die blitzend im Gürtel stecken, sind ebenfalls reich mit Silber besetzt.

Aber auch die ärmere Bevölkerung zeigt wundervolle Kostümbilder. Freilich fehlt der blitzende Goldschmuck, die Silberreifen und Silbertreffen, aber glitzernde Perlen und leuchtende Farben, besonders ein reines Rot und ein tiefes Blau, ersetzen jene Pracht vollkommen.

Arme Leute gibt es in Mexiko mehr als irgendwo sonst in der Welt. Ich habe wirklich bittere, bittere Armut dort gesehen, und doch ist das Land so reich gesegnet von der Natur, so fruchtbar, wie selten eins auf dem Erdball. Aber all dies Land, das jahraus, jahrein willig gibt und gibt, befindet sich in den Händen einiger reicher Familien, deren Zahl absolut nicht im Verhältnis zur Zahl der Einwohner steht. Sie heimsen mühelos den Segen ein — und das Volk hungert. Dieser Umstand ist wohl die Hauptursache der Armut in Mexiko, ein Grund der ewigen Unzufriedenheit und Rebellion.

In Mexiko gedeiht und wächst alles, die Früchte der Tropen und die der gemäßigten Zone können mit dem gleichen Erfolg angebaut werden. In der Nähe des Golfs von Mexiko haben spekulative Amerikaner in letzter Zeit Bananenplantagen angelegt, die zur Goldquelle zu werden versprechen für ihre Besitzer. Baumwolle, Mais — die tägliche Nahrung des Volkes — Kaffee, Gummi gedeiht in überraschender Weise. Jeder neue Monat bescheert die herrlichsten Früchte.

Wir hatten in der Weihnachtszeit köstliche Erdbeeren, und in den folgenden Monaten wurden sie von herumziehenden Händlern billig genug verkauft. Für ein paar Cents kann man sich satt essen an der herrlichen Frucht. Es wurde uns gesagt, daß Bodenerzeugnisse und Viehzucht dem Lande jährlich ungefähr zweihundert Millionen Dollars einbringen. Das ist mehr, als der Gewinn aus den Minen beträgt, aber die Industrie ist ja noch im Wachsen und Aufblühen und hat sicher eine Zukunft. Der Reingewinn aus den Minen soll sich auf beiläufig achtzig Millionen Dollars belaufen. Da ist aber nur mit Gold, Silber, Kupfer und Blei gerechnet. Doch in den Bergen von Mexiko wird auch Eisen in großen Mengen gefunden, und seine gewaltigen Kohlenlager sind fast noch unberührt und werden sich über kurz oder lang ebenfalls zur Gold- und Geldquelle entwickeln. Außerdem verfügt dies wunderbare Land über die größten und ergiebigsten Petroleumquellen, die man bis jetzt kennt.

Alles in allem ist das Mexiko von heute ein Land fortschreitender Kultur. Sein Bahnnetz, in eine Linie gebracht, würde fast zur Hälfte um den Erdball reichen. Seine gewaltigen Wasserfälle, vor allem der Niagara von Mexiko, der Znanakatan, versorgen das Land mit Elektrizität. Die Städte entfalten sich in überraschender Weise, und selbst die Revolution hat nicht den Stillstand gebracht, den man wohl



Ein fürstliches Brautpaar.

Im großherzoglichen Schlosse zu Neurells fand die Verlobung der Herzogin Marie, der ältesten Tochter des Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz, mit dem Prinzen Julius Ernst zur Lippe statt. Unser Bild zeigt das Brautpaar im Schloßpark zu Neurells.

fürchten konnte. Nur die Einwanderung ließ aus naheliegenden Gründen nach.

„Aber sie wird um so stärker einsetzen, wenn die Revolution vorüber ist und Gott unserem Lande den Frieden schenkt,“ sagte unser Gastfreund, mit dem wir im silbernen Mondlicht unter dem Sternenhimmel Montereys saßen. Er glaubt, wie alle dort, an ein baldiges Ende der Wirren und hofft dann auf ein stolzes Emporblühen seiner Heimat.

Ich hob mein Glas, in dem der Feuerwein des Südens glühte: „Dem Frieden-Mexikos!“

Er lästete dankend seinen Sambrero und erhob sich feierlich. Die Gläser klangen aneinander und gaben einen hellen Ton, und als ich das meinige an die Lippen setzte, da zog eine Sternschnuppe ihren silbernen Bogen langsam über den Himmel und erlosch dann leise hinter den Bäumen am Santa-Catarinafluß.

Ein fallender Stern — war er ein Friedenszeichen? O, daß er es wäre!





### Sprüche.

So lange man lebt, muß man das Leben erhalten, sich ihm nicht entfremden, sondern freudig darein eingreifen, wie es die Kräfte und die Gelegenheit erlauben.

\*

Freudigkeit ist die Mutter aller Tugenden.

**Der Kautschuk.** Die Entdeckung des Kautschuks fällt mit der Entdeckung Amerikas zusammen. Wir haben den Kautschuk bereits von den südamerikanischen Indianern kennen gelernt. Der Kautschuk ist das Produkt aus dem Saft von ver-

sogenannten Para-Kautschuk liefert. Bolivien, Peru und Mexiko liefern ebenfalls beträchtliche Mengen. In Afrika liefert der Kongo den größten Teil; in Kamerun, Togo und Ostafrika, Neu-Guinea und Samoa sind gute Ausflüchte vorhanden. Neuerdings werden auch auf Sumatra und Java vorzügliche Resultate erzielt. — Der Roh-Kautschuk wird nach Probe oder in der Auktion gekauft. Die großen Stücke werden erst geschnitten, dann in heißem Wasser erweicht, — nun kommt der weiche Gummi auf die Waschwalze, wird zu dünnen Fellen gezogen und unter stetem Zulauf von Wasser vom Saft befreit, dann wird er getrocknet in dunklen Räumen bei 30 Grad C. Sind keine genügenden Räume hierfür vorhanden, so muß die

nur wild gewachsener Kautschuk gewonnen, aber als infolge des stets wachsenden Verbrauchs diese Ernten nicht mehr genügen, ging man dazu über, im großen Maßstabe Kautschuk-Pflanzungen anzulegen, die sich größtenteils ausgezeichnet rentieren. Man glaubt, daß man im Jahre 1917 die gleiche Menge Plantagen-Gummi auf den Markt bringen kann, wie wild gewachsenen. Die Hauptversandshäfen sind Manaos, Para, Montevideo, Lagos; für Plantagen-Gummi Colombo, Singapur, für deutsche Plantagen Dulata und Leopoldsville.

**Der rachsüchtige Peperl.** Peperl (zur Tante, die im Begriff ist, wieder abzureisen): „Tante, bleibe doch noch einige Tage hier!“ — Tante: „Hättest Du das gern, mein Junge?“ — Peperl: „Ja; Papa hat mich gehauen!“

**Energische junge Dame.** „Mama will, ich soll einen praktischen Beruf erlernen. Ich habe ihr gesagt, ich mache höchstens das Chauffeurergewerbe.“ — „Glauben Sie denn, daß Sie dies einmal verwenden können?“ — „O, ich heirate ganz sicher einmal einen Mann mit einem Auto.“

**Die Bibliothek.** Student: „Sie inferieren, daß Sie wissenschaftliche Bücher kaufen. Können Sie dieses medizinische Werk brauchen?“ — Antiquar: „Bitte, wir kaufen nur ganze Bibliotheken.“ — „Nun, das ist ja meine ganze Bibliothek!“

**Schlagfertig.** Einem Gelehrten war einst am Rockärmel die Naht ein wenig aufgegangen. Ein Bekannter von ihm, ein alberner Schwäher, der aber für einen Wigbold gelten wollte, gewährte es und meinte, auf die schadhafte Stelle deutend: „Da schaut die Gelehrsamkeit heraus.“ — „Und die Dummheit hinein,“ entgegnete schlagfertig der Gelehrte, ihm den Rücken kehrend.

**Hat er nicht recht?** Ein Herr ist drei Jahre in einer Irrenanstalt festgehalten worden. Als er freigelassen wurde und auf den Straßen die Damen in den modernen engen Röcken und Niesenhüten sieht, kehrt er um und begehrt wieder Einlaß. — „Was wollen Sie denn schon wieder?“ fragt der Direktor. — „Ach, nehmen Sie

mich nur wieder auf! Die da draußen sind ja viel verrückter, als die hier drinnen.“

### Rätsel.

Ich bin vom Feuer selbst geboren,  
Und doch ins Dunkel tief gebannt;  
Vernichtung ist mir zugeschworen,  
Ich weiche ohne Widerstand. —  
Man reißt von meinem Sitz mich nieder,  
Vertilgend die verhasste Spur;  
Es ist umsonst; — o, glaub' es nur,  
Denn mit dem Feuer kehrt' ich wieder.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.**  
Nadel, Abel, Ahe.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur E. Kellen, Breitenweg (Ruh) Gedruckt u. herausgegeben von Friedebald & Söhne in Göttingen.



Die Rückkehr des Prinzen Heinrich von Preußen aus Südamerika an Bord des „Cap Trafalgar“ der Hamburg-Südamerikan. Dampfschiffahrts-Gesellschaft. Stehend: Prinz Heinrich, Frau Konrad Staudt, Prinzessin Heinrich, Frau von dem Busche-Gaddenhausen, Hofdame Fräulein v. Plankner. Sitzend: Adjutant Kapitänleutnant v. Tolska, Dr. jur. Braumüller, Fräulein Staudt, von dem Busche-Gaddenhausen, Gesandter in Argentinien, Kommodore Langemann, Velbarat Prof. Dr. Reich. Unten: Karl von dem Busche-Gaddenhausen, Schriftsteller Bedor von Sobell.

schiedenen tropischen Pflanzen. Das Produkt hat durch seine Widerstandskraft sowie durch die hohe Elastizität das größte Interesse der ganzen Welt erregt. Aber erst durch die Erfindung der Heiß-Vulkanisation des Erfinders Charles Goodyear 1839, d. h. des Vermischens des Kautschuks mit Schwefel bei hoher Temperatur, und der Erfindung der kalten Vulkanisation durch Chlorschwefel durch Alexander Parkes 1846, wurde die Entwicklungsmöglichkeit der heutigen Gummi-Industrie geschaffen. Der Kautschuk wird in der Form des Milchsaftes den Bäumen entzogen und dann zur Gerinnung bzw. Abscheidung gebracht. Die Heimat der Bäume, welche dieses wertvolle Material liefern, ist hauptsächlich Südamerika; aber auch in Afrika (z. B. in den deutschen Kolonien) und Asien finden sich diese Bäume in großer Menge. In Brasilien, am Amazonasstrom ist die Heimat der Hevea-Brasilianer, welches den besten

Trocknung auf künstliche Weise in Trocken-Apparaten erfolgen, welche mit vorgewärmter Luft arbeiten. Der Kautschuk wird dann auf der Mischwalze gemischt, d. h. er wird je nach seinen Verwendungszwecken mit Surrogaten vermischt. Ein Teil der Mischungen wird in Benzin aufgelöst und zu Artikeln verarbeitet, die im Tauchverfahren hergestellt werden. Neuerdings wird auch künstlicher sogenannter synthetischer Kautschuk hergestellt, erfunden von Hofmann, Elberfeld, und Harries, Kiel, die eine große Anzahl Patente darauf genommen haben. Greifbare Gestalt hat die Sache noch nicht angenommen, weil die Herstellungskosten noch viel zu teuer und zu umständlich sind. Soviel wie bekannt ist, ist bis jetzt nur eine kleine Menge hergestellt, soviel aber doch, daß dem Deutschen Kaiser davon ein Paar Autoreifen geliefert werden konnten, die noch im Gebrauche sein sollen. In früheren Jahren wurde

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 22

Sonntag, den 31. Mai

1914

## Die Pfingstreife.

Skizze

Von K. Liegert.

(Nachdruck verb.)

Herr Amandus Käsemodel war der beste Onkel, den sich je eine Nichte wünschen konnte und auch Veronika Federmeier, seiner verstorbenen Schwester einziges Kind, ein nettes, braves, flachblondes Dirnlein mit schelmischen Augen, wäre von dieser Tatsache restlos überzeugt gewesen, hätten nicht zwischen ihr und dem Herrn Onkel in einem einzigen Punkte Meinungsverschiedenheiten bestanden, bei denen der besagte Herr Onkel in der Verteilung seiner einmal gefassten Ansicht eine Festigkeit bewies, die auch jede andere Nichte als Härte ausgelegt haben würde. Und wiederum, wer in Amandus Käsemodels Haut gefeilt hätte, unter Hundert würden vielleicht keine zehn einen anderen Standpunkt als er eingenommen haben. Daß wir es gleich heraus sagen: es handelte sich um die Zukunft Veronikas. Nicht als ob für Veronika, die eben das neunzehnte Lebensjahr vollendet hatte, in dieser Zukunftsfrage die Wahl irgendeines Berufes für des Lebens Unterhalt eine besondere Rolle gespielt und deshalb eine Besorgnis bestanden hätte. Dieser Sorge entthob



## Pfingsten.

Komm, o heil'ger Geist, und wehe,  
Send' uns von des Himmels Höh'n  
Deines Lichtes heil'gen Strahl;  
Komm, o Vater, du der Armen  
Gnadenspender voll Erbarmen,  
Füll' die Herzen allzumal!

Du, o süßer Gast der Seele,  
Salbest sie mit Himmelsöle,  
Fächelst lichte Ruhe ihr;  
Labjal in des Lebens Mühen,  
Kühlung in des Kampfes Glühen,  
Trost im Weinen ist bei dir!

Geuß von lichten Himmelsauen  
In uns, die dir gläubig trauen,  
Siebenfall'gen Gnadenstrom;  
Gib der Tugenden Vollendung,  
Gib des Todes sel'ge Wendung,  
Ew'ges Fest im ew'gen Dom!

M. Dievenbrodt.

sie des Onkels ausreichendes Vermögen, als dessen Erbin nur sie in Betracht kam und daß ihr ein recht erträgliches Dasein bis an ihr seliges Ende gesichert haben würde. Die Sache lag vielmehr so, daß beide, Onkel und Nichte, sich über die Frage der „Berufswahl“ im weiteren Sinne für Veronika klar waren, nur daß der Wunsch des einen so ziemlich des Gegenteil desjenigen bedeutete, was dem andern als das erstrebenswerte Ziel vor Augen schwebte — und das Herz durchzitterte. Amandus Käsemodel war Rentner und Witwer und, wenn man so sagen darf, ein Mann der alten Schule, ein konservativer Charakter in allen Dingen, vor allem denen, die die Pflege der häuslichen Gemütlichkeit betrafen, eine gewisse, für das Alter auch durchaus verständige Bequemlichkeit einbegriffen. Sechzig Jahre hatte er treu und brav durch Fleiß und Sparsamkeit sich ein nettes Vermögen erarbeitet, und nun wollte er ein wenig ausruhen und in liebevollere Pflege genommen werden, als es ihm als Junggeselle bisher im „möblierten Zimmer“ oder in späteren Jahren, als er eine eigene größere Wohnung nahm, mit seiner zwar treuen, aber recht eigensinnigen Schwester — Gott hab' sie

selig — begegnet war. Nach dem Tode dieses seines Hausgeistes war Veronika gerade der Pensionserziehung entwachsen und schneller, als es der Onkel erwartet hatte, zu seiner besorgten und trotz ihrer Jugend so verständnisvollen Hüterin geworden. Sie hatte einen klugen Blick für all die kleinen und an sich unscheinbaren Dinge, die in einen Hausstand das Gefühl des Anheimelnden tragen, und da sie sich selbst nicht scheute, des Onkels lange Tabatspfeife stets in der früher so oft vermischten Ordnung zu halten, so konnte es nicht wundernehmen, daß dem alten Manne kein Gedanke unangenehmer war, als der an eine Trennung von dem lieben Kinde, das mit so echter Hingebung um ihn besorgt war und mit dem Sonnenschein der Jugend seiner Tage fleißig vergoldete. Man wird es deshalb verstehen, daß er sich nichts inniger wünschte, als bis zu seinem Tode in Veronika eine Weggefährtin zu haben.

Auch Veronika war ihrem Onkel viel zu sehr in aufrichtiger Verehrung zugetan, als daß sich in dieser Beziehung ihre Wünsche von den seinigen getrennt hätten. Aber in ihres Herzens Kammern rumorte es schon seit Jahres Frist, wenn Hans Paul Müller, ein entfernter Verwandter, der an dem Krankenhaus der Nachbarstadt als Assistenzarzt angestellt war, sich zu Besuch anmeldete, was zu des Onkels Leidwesen in der letzten Zeit auffallend häufig zu geschehen pflegte. Onkel Käsemodel wußte wohl, daß Hans ein strebsamer junger Mann war, dem er ruhig seine Richte hätte anvertrauen können, aber eine aus den angeführten Gründen in etwa zu entschuldigende Selbstsucht ließ ihn eigenwilliger werden als es ihm vielleicht selbst angenehm war, wenn er merkte, wie schwer Veronika die Niederkämpfung ihrer Herzenssehnsucht wurde.

In seinem letzten Brief hatte Hans angedeutet, daß er sich mit dem Gedanken trage, entweder eine Praxis zu eröffnen, oder als Schiffsarzt sein Glück zu versuchen. Das Pfingstfest werde vielleicht Gelegenheit geben, beide Möglichkeiten zu erörtern, wenn sein Besuch dem verehrten Onkel nicht lästig falle.

Amandus Käsemodel verstand zwischen den Zeilen zu lesen und fühlte, daß man ihm mit seiner List eine Entscheidung entlocken wollte, worüber er ein wenig verschmupft tat, bis er eines Abends kurz vor Pfingsten sagte: „Eine Pfingstpartie könnte uns beiden nichts schaden. Veronika, richte die Sachen, wir verreisen zu Pfingsten.“

Veronika, die gerade den Abendbrottsch abräumte, horchte auf und erwiderte etwas leinlaut: „Dann mußt Du dem Hans abscheiden. Er wollte uns doch Pfingsten besuchen.“

Der Onkel hatte sich gerade die Brille aufgesetzt, um das Kursbuch zu studieren, wohin die Pfingstreise gehen sollte.

„Richtig, dann müssen wir dem Hans abscheiden. So eilig wird er es auch gar nicht haben. Seine Sache ist auch zu wichtig, um übers Knie gebrochen zu werden.“

Veronika erwiderte nichts, trug auf einem Tablett das Tischgerät zur Küche und wuschte sich draußen die Tränen aus den Augen. Als sie wieder in das Zimmer trat, sah der Onkel bereits am Schreibtisch und kitzelte über einen Bogen Papier mit vernehmbarer Geräusch. Dann beschrieb er einen Briefumschlag mit der Adresse, faltete den Bogen und schob ihn etwas umständlich in den Umschlag, den er hierauf verschloß.

„Wenn Du den Brief noch gleich zum Postkasten trügst, würdest Du mir einen Gefallen tun,“ sagte er und blickte ein wenig über die Brillengläser. Veronika schlug die Augen zu Boden und ging wortlos mit dem Brief ab.

„Es sieht doch tiefer,“ brummte der alte Mann vor sich hin, als er allein war, denn die verweinten Augen seiner Richte waren ihm nicht unbemerkt geblieben und an dem widerspruchslosen

Wesen Veronikas maß er zum ersten Male die Berechtigung seiner bisherigen Stellungnahme zu der Herzensangelegenheit des jungen Mädchens. Hatte er ein Recht, Veronika so abzuschließen und an sein Heim zu fesseln, wie er es bisher gethan? War er nicht auch einmal jung gewesen und hatte es nicht auch in seinem jetzt stiller gewordenen Herzen einstmals gestürmt, als der Mai des Lebens vor ihm lag? So, wie er jetzt zu handeln im Begriffe war, war freilich auch ihm gegenüber damals gehandelt worden. Und war nicht das Herz des jungen Mädchens, dessen Bild er einst in seinem trug, schließlich an dem Starrsinn jenes Mannes gebrochen, der es festhalten wollte, so fest, wie auch es erstrebte? War es notwendig, daß er sich bei einer Verbindung seiner Richte mit Hans von ihr für immer trennte? Er konnte doch beide und die Echtheit ihrer Gesinnung ihm gegenüber, konnte es für ihn nicht ein anderes, vielleicht noch größeres Glück bedeuten, Zeuge ihres Glückes zu sein?

Wie mit einem Male stürmten solche und ähnliche Erwägungen auf ihn ein und machten ihm das Herz so weich, daß er am liebsten gleich auf der Stelle Veronika mit dem Brief zurückgerufen hätte. Aber er hörte schon ihre Schritte im Korridor. Als sie in das Zimmer trat, merkte er, daß sie noch mehr geweint haben mochte.

„Du bist müde, Kind. Geh' zu Ruhe,“ sagte er, um einen Ausweg aus der ihm peinlichen Situation zu finden, und Veronika war froh, so schnell sich selbst überlassen zu können.

Am anderen Morgen war von beiden noch nicht ganz die Last des gestrigen Abends gewichen, wenn sie sich auch bemühten, mit möglichst freundlichen Mienen die sonnenbeschienenen Stunden der abendlichen Stunde zu betreiben. Bei Amandus Käsemodel war diese Freundlichkeit entschieden ungezwungener, denn er hatte in den ersten schlaflosen Stunden der Nacht einen Plan gefaßt, der ihm schließlich erleichterte. Nach dem Kaffeemache er gegen seine Gewohnheit einen Ausgang und zwar schnurstracks zum nächsten Postamt, wo er an Hans folgende Botschaft aufgab:

Gestrigen Brief vernichtest. Erwarte Dich morgen

gen Pfingstsonntag pünktlich halb 9 Uhr morgens.

Veronika war inzwischen mitten in ihre häuslichen Arbeiten geraten, die ihr freilich heute gar nicht so wie sonst von der Hand gehen wollten. Eigentlich schämte sie sich ein wenig, daß sie sich am gestrigen Abend so schnell von der Stimmung hatte überwältigen lassen. Wenn sie sich alles so recht überlegte, gewiß es war hart, einen so schönen Pfingsttraum sich zerstreut zu sehen, aber konnte sie wirklich mit Recht den Onkel in ihrem Herzen lieblos schelten? Hatte er nicht die Reise der Überlegung vorans, und wollte nicht auch er ihr Bestes? So sehr sie die eine Frage auch verneinen und die andere bejahen mußte, wenn sie dann wieder an Hans dachte und die Sehnsucht in ihr aufstieg, traten ihr die Tränen in die blauen Augen, und hätte sie nicht so flink das Tüchlein bei der Hand gehabt, würde sie der Onkel als er heimkehrte, noch blinken gesehen haben.

Amandus Käsemodel gab sich jedoch die größte Mühe, den ganzen Tag über so unbefangenen wie möglich zu tun. An der Idee der Pfingstreise hielt er fest, und von dem Telegramm schwebte er wie die Nacht. Veronika ging mit Ergebung auf alle seine Vorschläge ein, ordnete die Reisesachen und hatte sich schon ein wenig in den Gedanken hingelebt, daß morgen, am Pfingstsonntag, nach dem Gottesdienste, die Reise ins Gebirge angetreten werden sollte. Mit einem Gebet für ihr Glück und eine Sinnesänderung des Onkels war sie am Abend eingeschlafen, und ein herrlicher Pfingstmorgen machte ihr den Gedanken an die an sich so un-



Pfingsten in Paris: Verkauf von Pfingstkreisern auf der Straße.

willkommene Reise leichter. Onkel Amandus war außerordentlich aufgeräumt, als er im leichten Reiseanzug an den Morgentafel trat, und plauderte mit ungewohntem Eifer von seinen früheren Pfingstreisen. Ab und zu zog er die Uhr, „damit man den Zug nicht verpasse.“

Veronika bemerkte zu dieser Erklärung schüchtern, der Onkel habe aber bisher immer davon gesprochen, daß man erst gegen 11 Uhr fahren wolle.

„Richtig, Veronika. Erst zur Kirche, dann zur Bahn. Man wird zerstreut, wenn man alt wird.“

Plötzlich, er hatte eben wieder „aus Versehen“ die Uhr gezogen, schellte es. Veronika fuhr erschrocken auf und eilte über den Korridor zur Tür. Bis zur Zimmertür schlich ihr Onkel Amandus nach und lauschte.

„Hans“, Klang von draußen ein freudiger Ausschrei Veronikas zurück.

„Mädel,“ war die zu vernehmende Antwort. Und dann wurde es für ein ganz kleines Weilschen stille, so daß sich der Onkel beinahe hätte verführen lassen, die Nase durch den Spalt der Zimmertür zu stecken. Um seine Neugier aber unentdeckt zu lassen, zog er sich schnell auf das Sofa hinter den Kaffeetisch zurück und

## Hans Rheder.

Ein Künstlerroman von Ilse C. Tromm.

(Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Mia blidte ihren Freund zärtlich an.

„Nicht wahr, Hanny, wir sind längst zu dieser Überzeugung gekommen?“

Er nickte bejahend.

„Sind wir längst, Mia.“

„Na, da hörst Du es, Hans Rheder. Ich sag' Dir, die Leute haben einen Spleen. Einen ganz gewaltigen sogar. Nun haben Sie gehört, daß Du durch Deine Heirat so'n feiner Kerl wirst, und nun will jeder was von Dir im Laden stehen haben. Gewissermaßen als Brunkfild.“

„Ganz so schlimm, wie Du es machst, ist es doch nicht, Mia. Wer weiß denn überhaupt von meinen Zukunftsplänen?“

„Alle wissen es. Die ganze Stadt. Eine solche Sensation kann doch nicht verborgen bleiben — ha — ha —“

„Anstatt hier auf der Ecke zu konferenzieren, schlage ich vor, nach Schloß zu gehen. Ich habe Durst auf ein ordentliches Glas „Düffel“.“

Der Vorschlag wurde gerne angenommen. Mia hängte sich vergnügt zwischen Rheder und ihren Freund ein. Sie plapperte auf dem ganzen Weg unaufhörlich.

„Wann werdet Ihr heiraten, Hans,“ fragte sie interessiert.

„In drei Wochen schon.“

„Macht Ihr eine Reise?“

„Sie will es nicht anders.“

„Wohin denn?“

„Nach Java will sie partout. Ich werde aber sehen, Sie davon abzubringen.“

„Beneidenswerter Mensch,“ dachte jeder heimlich überzeugt. Wer doch auch solch unerhörtes Glück hätte!“

Der Abend dehnte sich bis in die frühe Morgenstunde aus, und mehr oder weniger benebelt wandten die jungen Leute durch die Straßen, mit instinktiver Zielsicherheit, die betrunkenen Menschen wie den Stalltieren eigen ist.

Die Folge dieses genußreichen Abends war ein ungeheurer Kater, der bei Hans Rheder auftrat. Er verursachte die denkbar pessimistischste Stimmung, und vorläufig vermochte kein äußerer Anlaß ihm Welt und Leben wieder im rosigen Lichte zu zeigen.

Den Höhepunkt seines grauen Glends aber bedeutete das unvermutete Erscheinen seiner früheren Zimmerwirtin, der rühmlichst bekannten Frau Menten. Sie schlug ein lautes Lamento an, dessen Resultat es war, daß sie von ihm in nicht mißzuverstehenden Worten Geld heischte.

Hans Rheder verfügte selbst nicht mehr über nennenswerten Reichtum und suchte durch allerhand Ausreden sie bis in die nächste Zukunft zu vertrösten. Die wohlgeleitete Wittsucherin wich und wankte jedoch nicht, bevor sie sah, daß er seinen Obolus entrichtete.

„Ich will Ihnen ein für allemal etwas sagen, Frau Menten, ich helfe Ihnen ja recht gerne ab und zu aus, wenn Sie in Verlegenheit sind, aber zur Gewohnheit wollen wir das nun doch nicht machen. Verpflichtungen irgendwelcher Art Ihnen gegenüber hab' ich ja nicht.“

Die biedere Menten zog ihr kariertes Wolltuch fester um ihre breiten Schultern. In ihr Gesicht flutete eine heiße Blutwelle.

„Na — das wollen wir denn doch nicht grad behaupten, daß Sie keine Verpflichtungen hätten. — Ich könnt' Ihnen ganz was anderes sagen, von wegen das . . . Aber ich will mal den Mund darüber halten . . . Bloß sollen Sie sich nicht vergessen, daß Sie mir eigentlich alles zu verdanken haben.“



Im Garten des Schlosses in Braunschweig am Tage der Tauffestlichkeit.

Von links nach rechts: Prinzessin August Wilhelm, Prinz Eitel Friedrich, Prinzessin Eitel Friedrich, der Kronprinz, die Kronprinzessin, Prinz August Wilhelm.

erschob sich erst, als die beiden jungen Leute in der Tür erschienen. Onkel und Nefte begrüßten sich herzlich, während Veronika schnell noch eine Tasse herbeiholte.

„Mit der Reise hat es wohl noch ein wenig Zeit, gelt, Onkel,“ meinte sie ihr Gegenüber, als sie den Kaffee für Hans bereitete. „Eine Tasse Kaffee kann Hans doch noch trinken.“

„Gewiß, zwei, wenn er Lust hat,“ gab der Onkel zurück, „aber um neun geht es zur Kirche und dann ins Gebirge.“ Und mit einer gewissen Feierlichkeit setzte Amandus Käsemodel hinzu: „Im Walde wollen wir heute ein recht frohes Pfingstfest feiern.“

Da konnte sich Veronika nicht mehr halten und fiel ihrem Onkel um den Hals, und aus beider Augen bligten Tränen einer echten und großen Pfingstvorfreude.

## Spruch.

Der Stolz frühstückt mit dem Überfluß, speist zu Mittag mit der Armut und ißt zu Abend mit der Schande.

„Ihnen —? Wieso denn Ihnen —? Haben Sie mir denn das Bild abgekauft — hm?“

Sie wurde dreister.

„Ne, abgekauft nicht grade — aber, wenn Sie mich nicht gehabt hätten, könnten Sie eben das Bild gar nicht gemalt haben, ich hab' mich dafür hergegeben, das Sie mich abgemalt haben — un wie haben Sie sich dafür erkenntlich gezeigt?“

„Ja, was wollen Sie denn dafür? Hab' ich Sie nicht immer und immer wieder gegeben —? Sie kommen mit tausend faulen Ausreden — und ich hab' oft mein Leptes für Sie geopfert —.“

„Ach, tun Sie man nicht so! Sie können ruhig ein bißchen langsamer sprechen, als wie Sie eben tun. Anstatt sich aufs hohe Pferd zu setzen, geben Sie mir lieber 20 Mark. Die brauch' ich. Heut' nachmittag kommt der Gerichtsvollzieher und pfändet unsern ganzen Kram, und wir seh'n auf der Straße. Das können Sie doch nicht ruhig mit ansehen, wo wir doch sonst immer so gut zu Ihnen gewesen sind. Das wär' 'ne Sünde und Schande.“

Hans Rheder schaute der Frau ins Gesicht. Er wußte es, daß sie ihn belog, wengleich sie sich auch sichtlich Mühe gab, einen ehelichen, aufrichtigen Eindruck zu erwecken.

Die Frau kam noch einen Schritt näher zu ihm.

„Mit 20 Mark müssen Sie mir helfen, Herr Rheder — ich verspreche Ihnen dann auch auf Ehr' und Gewissen, daß ich nie mehr etwas haben will.“

Rheder zerbiß sich die Lippen. Er hatte momentan selbst nicht mehr viel Geld in seinem Besitz und noch keine Aussichten, in den nächsten vierundzwanzig Stunden etwas zu bekommen —. Wenn er der Frau nun wirklich diese Summe aushändigte, hatte er wahrscheinlich morgen kein Mittagessen.

Der Menten wurde sein Högern offenbar zu lange. Sie stieß ihn energisch mit ihrem Ellbogen an.

„Nun, wie is et — können Sie et mache. Ich bin eilig. Mein Mann liegt platt, und alle Augenblicke kann der Doktor kommen.“

Wenn Sie mir auch so ins Gesicht hineinlügen, so sollen Sie doch das Geld haben. Ich bemerkte jedoch ausdrücklich, daß dieses das letzte Mal bleibt. Sie können machen, was Sie wollen; ich gebe nichts mehr in Zukunft.“

Gierig streckte sie ihre fleischige Hand nach dem Goldstück aus. Dann hatte sie es plötzlich sehr eilig. Sie brachte kaum ein Dankwort heraus, und ehe Rheder sich versah, war sie fort. Er stand entgeistert und spielte gedankenverloren mit den Nickelmünzen in seiner Hand, die ihm noch geblieben waren. Jetzt glitten sie durch seine Finger und rollten über den Fußboden. Er bückte sich nicht danach, sie aufzuheben. Möchten sie sich in alle Ecken verbergen. Er haßte das Geld. Er haßte es so leidenschaftlich, daß es ihm manchmal Überwindung kostete, es in seinen Händen zu halten.

Er sprang auf, riß das Fenster ungestüm auf und lehnte sich weit hinaus —. Es war ein tiefinnerliches Verlangen in ihm, diesen Wänden, die ihn umgaben, diesen Menschen, denen

er begegnete, zu entfliehen, einsam zu sein — um wieder inneren Reichtums die Fülle zu haben.

Er nahm seinen Hut, grub seine Hände in die Taschen seines Mantels und lief hinaus. Die Wirtin, die ihm draußen auf dem Korridor begegnete, schaute ihm erstaunt nach.

„Ein merkwürdiger Mensch — man wird nicht klug aus ihm —.“

Kopfschüttelnd begab sie sich wieder in ihre Räumlichkeiten. Hans Rheder lief stundenlang durch die Waldungen des Grafenberges, und erst am späten Abend, als schon der Mond am klaren Nachthimmel stand und leichte schleierzarte Nebelschwaden aus den Wiesen der Waldlichtungen aufstiegen,

wurde sein Blut ruhiger. Er setzte sich oben auf die Bergeshalde und sah hinüber auf die Stadt, die in Millionen Lichtern erstrahlte. Er hörte von Ferne das gedämpfte Stampfen und Brausen der großen Eisenwerke, die ihre Kamine wie Säulen gen Himmel ragen ließen, und fühlte sich plötzlich so enge mit diesem Wilde verknüpft, daß er beide Arme ausbreitete und, erfüllt von befreiendem Glück, selig stammelte: „Düsseldorf — mein Düsseldorf!“

Über ihm flatterte mit schwerem Flügelschlagen ein Nachtvogel. Sein heiseres Krächzen ließ den jungen Schwärmer erschreckt aufschrecken.

„Ein Gulenschrei bedeutet Unglück.“ schoß es ihm durch den Sinn. Er fuhr sich mit der Hand über die Stirne. Was wollte er überhaupt? Was suchte er hier? — Die Ruhe? Eine innere Stimme rief ihm das Wort zu: „Du suchtest die Ruhe —.“ Ach nein, die Ruhe war nicht hier in der Einsamkeit, unter dem stillen, sternbesäten Nachthimmel. Die Ruhe ist im Menschen, der da geliebt wird, wo er selbst mit jedem Pulsschlag liebt —.

Aufföhnend hob er die Hände in die Luft, als klagte er das Schicksal an, das ihm dieses heiße, leidenschaftliche Herz in die Brust gelegt hatte.

Langsamem Schrittes ging er aus den Wald wieder zur Stadt.

Daheim fand er eine Einladung zu einer Gesellschaft bei Regierungsrat Verhagen. Er hatte im ersten Augenblick nicht das Verlangen danach, ihr zu folgen, aber je länger er sich die Sache überlegte, desto mehr wuchs der Wunsch in ihm, doch hinzugehen. Er mußte einmal

andere Menschen sehen, von andern Dingen reden hören, als immer von seiner Zukunft, die in der Ehe mit Agier van Hoochsten ihren letzten Endzweck erreichen würde. Es blieb nichts Erstrebenswerteres — nichts zu wünschen und nicht das mit jedem Atemzuge von heißem, unlöschbarem Verlangen erfüllte Aufwärtsgen.

Nie würde er den beglückenden Segen der Kunst fernerhin empfinden, den Segen der ernsthaften, von innen heraus notwendigen Arbeit, in dem er bis vor kurzem gelebt und gehofft hatte.

Schon in der ganzen letzten Zeit hatte seine Arbeitslust völlig versagt.

Agier van Hoochsten verstand ihren Bräutigam nicht mehr. Sein völlig verändertes Wesen gab ihr Rätsel auf. Immer versuchte sie, irgendwelche äußere Anlässe vorzuschreiben, die



Don den Tauffeierlichkeiten in Braunschweig: Die Gäste in den Straßen von Braunschweig.

Herzogin Viktoria Luise zu Braunschweig und Lüneburg mit ihrer Schwägerin, Herzogin Olga von Cumberland. Herzogin Viktoria Luise.

Ursache seines unerklärlichen Wesens sein konnte. Es wollte seit ihrer Wahrnehmung keine Freude mehr in ihr aufkommen. Er wich ihr geflüstert aus und suchte alle erdenklichen Ausreden, die sein Fernbleiben entschuldigen konnten. Oftmals kam eine große Angst über sie, die ihre Glieder erzittern machte. Jemande fremde, noch unbekannte, aber bereits geahnte Macht, der sie nicht entgehen konnte, lauerte auf sie.

Es war bereits alles für die Hochzeit arrangiert, die Stunde der Trauung festgesetzt, die Einladungen waren abgeschickt, aber Hans Rheder zeigte noch immer kein anderes Gesicht. Er vermied sogar, soweit es anging, jedes Alleinsein mit ihr.

Brachte sie es aber wirklich einmal so weit, daß sie ohne andere Gäste waren, dann blickte er andauernd auf einen Punkt und gab zerstreute Antworten.

Agier van Hoochsten hatte die Villa bereits bezogen. Es war ein ideales Künstlerheim, geschaffen dazu, glückliche Menschen in seinen Mauern zu beherbergen. Aber bisher war noch kein Lachen von den Wänden gehallt. Eine düstere Schwermut lag in den hellen, großen Räumen. Es wurde keiner, der in ihnen atmete, seines Lebens froh. Selbst das Personal schlich gedrückt und scheu einher.

Diesen Zustand vermochte die junge Javanerin nicht länger zu ertragen. Es war ja eine Qual für sie beide.

Heute wartete sie schon längere Zeit vergebens auf ihn. Sie ging nervös durch ihren Salon, ließ sich manchmal für einen Augenblick nieder, um gleich darauf wieder aufzuspringen. Es blieb ihr nun reichlich Zeit, über sich und ihre Zukunft nachzudenken. — Und plötzlich wußte sie, daß sie ein grenzenloser Egoist gewesen war. Wie kam sie dazu, einen Menschen, der ihr zwar alles bedeutete, für sein ganzes Leben an sich fetten zu wollen? Ihm war sie nichts. Sie fühlte es und wußte es nun, sie würde ihm nie etwas sein können, und wenn sie ihre Liebe in noch reicheren Maße an ihn verschwendete. Ewig würde es eine Qual sein, miteinander oder nebeneinander leben zu müssen. In einer Ehe müssen beide Teile mit vollem Herzen wahllos einander geben wollen, sonst ist ein warmes Sichversichern allzeit unmöglich, dachte sie.

Vor wenigen Tagen war Frau Professor Garben zum Tee bei ihr gewesen, und wie es gekommen war, wußte Agier nicht mehr, aber mit einem Male waren alle Schranken gefallen und Frau Claire hatte von ihrer Ehe gesprochen.

Da war auch zu einer Zeit nicht alles seine glatten Bahnen gegangen. Sie hatte eines Tages mit schmerzlicher Gewißheit erfahren müssen, daß ihr Gatte seine Liebe an einer anderen Frau verschwenden hatte, die nur launisches Spiel mit ihm getrieben, ohne selbst auch nur einen Augenblick tiefer zu empfinden. Eine Zeitlang hatte es geschienen, als ob der Professor dieser unglückseligen Leidenschaft erliegen würde, aber durch einflüchtiges Verständnis war es seiner Frau gelungen, ihn von seinen Verfahrnen wieder in das richtige Geleise zu bringen. Und heute dankte er es ihr. Sie schätzte sich glücklicher als vordem und wünschte sich keinen Augenblick, diese Leidenszeit nicht durchgelebt zu haben.

Wie eindringlich hatte Frau Claire sie vor ihrer Ehe gewarnt, wie sehr sie gebeten, sich alles reiflich zu überlegen, ehe sie den

letzten entscheidenden Schritt tat. Sie hatte recht. Die Warnung war mehr als notwendig gewesen. Mit blinden Augen wäre sie in eine trostlose Zukunft hineingetaumelt, ohne Frage, ohne sich überhaupt selbst zu prüfen.

Nein! Noch hatte die Kette sich nicht geschlossen, noch war sie frei, und sie wollte es bleiben. Frei von allem inneren Zwang wollte sie ihr Leben leben, frei und stolz. Sie wollte kein Knecht sein und keine Knechtschaft um sich wissen.

Mit einem Male kam ihr ihr ganzes Vorhaben so unendlich lächerlich vor, daß sie laut aufschrie. Aus einem Spiegel schaute ihr ihr Bild entgegen. Einen Augenblick betrachtete sie sich, dann warf sie mit stolzer Gebärde ihren dunklen Kopf in den Nacken. — Sie konnte zufrieden mit sich sein, sie war noch jung und das Leben lag mit seinem ganzen Reichtum noch vor ihr.

„Ach ja — das Leben! — Genießen und glücklich sein —“

Sie atmete schneller —. Mit leuchtenden Augen blickte sie durch die Glaswände des geräumigen Wintergartens — hinüber auf den Rhein —. Aber ihm stand die Sonne, die das Wasser zu flüssigem Gold werden ließ — und leise rauschend wälzten sich die schaumgekrönten Wellen dem Meere entgegen.

Ja Agier van Hoochsten wuchs die Sehnsucht — die Sehnsucht, über das Meer zu fahren — in das Land, das ihre Kinderträume einst gesehen hatte, mit dessen Dasein sie für alle Ewigkeiten unlösbar verknüpft war. Unwillkürlich breitete sie die Arme weit aus —.

Im selben Moment fühlte sie ein leichtes Zittern an ihrem Kleid. Sie schrat ein wenig zusammen, da sie völlig geistesabwesend gewesen war. — Sie bückte sich. Da stand das kleine Affchen und hob bittend das rechte Vorderfüßchen.

„Ah — Job — mein Liebling — mein Job —“

Zubekend hob sie das Tierchen auf ihre Arme.

„Nicht wahr, mein Job — Du bist mir nicht böse, daß ich Dich nicht mehr heimbringen wollte, daß ich Dich hier im kalten Deutschland frieren ließ. Du armer, lieber, kleiner Job — ich hab' Dich ja so lieb —“

Der kleine Affe drückte sich zärtlich an seine Herrin und ließ ein zufriedenes Knurren vernahmen. War er es doch seit langem nicht mehr gewöhnt, daß sie sich seiner wieder annahm. Sie hatte ihn so oft mürrisch

und achtlos fortgeschickt, und er hatte dann ängstlich und scheu in seiner Ecke gehockt.

„Mein Job — — wir gehen in die Heimat — hörst Du —?“

Du und ich — —“

Sie klingelte.

Der Diener erschien.

„Ich empfangen heute nicht mehr, und lassen Sie in einer Stunde das Auto bereithalten. Ich habe in der Stadt zu tun.“

„Sehr wohl, gnädiges Fräulein.“

Der Diener ging wieder hinaus.

Da warf sich Agier van Hoochsten mit befreiendem Lachen auf eine Chaiselongue.

„Alles war ein böser Traum. Das Stärkste in mir ist meine Heimat. Sie ist auch das Mächtigste in ihm. Ich will mir meine wieder geben, und er soll seine behalten. Sie wird hier sein



Don den Tauffe'erlichkeiten in Braunschweig: Die Gäste in den Strahlen von Braunschweig.

Herzog Ernst August mit seiner Mutter, Herzogin Thora von Cumberland.

Agier van Hoochsten war ein impulsiver Mensch. Sie ging zu einem Notar, ließ einen Vertrag fertigstellen, laut dessen Inhalt Hans Rheder an dem Tage, da sie Deutschland respektiv Düsseldorf verlassen würde, der Besitzer ihrer Villa mit sämtlichem Inventar würde.

Nun erst war sie völlig zufrieden. Eine große Freude glaubte sie jetzt auslösen zu können. Und diese Gewißheit machte sie ganz glücklich.

Sie wollte ohne Aufsehen zu erregen, fortreisen. Die Sehnsucht nach der Heimat wuchs mehr und mehr.

Der Chauffeur vor ihr saß unbeweglich. Er horchte gespannt auf das kleinste Zeichen, das einem Befehl seiner Herrin vorangehen würde. Jeden Augenblick war er eines Winkes gewiß.

Sie aber schaute mit geistesabwesenden Blicken durch die Straßen und hatte plötzlich das Gefühl, als sei sie eine Fremde, die gestern angekommen war, um morgen wieder abzureisen. Morgen!

Das Wort wollte ihr nicht aus dem Sinn. Noch eine Nacht — und wenn der neue Tag wieder über Düsseldorf heraufzog, dann wollte sie noch einmal, ein letztes Mal, über den Strom schauen und dann würde ihrer Sehnsucht Flügel wachsen. Hin aus — hinaus — zur Heimat!

Hans Rheder lag ahnungslos in seinem Zimmer, rauchte unzählige Zigaretten und zerquälte sich mit Grübeleien, die doch trotzdem zu keinem Resultate führten. Er fühlte, das Schicksal trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt irgendeinem Ausgang zu, und ihm fehlte jede Energie, sich aus dem Chaos, das in ihm lebte, hinauszufinden.

In seine Gedanken hinein hörte er plötzlich laute Stimmen. Im nächsten Augenblick wurde die Tür ungestüm aufgerissen und herein stürmten einige Menschen.

Im Dämmerlicht unterschied er nicht die einzelnen. Bald aber erkannte er sie an ihren Stimmen.

Es waren Mia und einige andere frühere Kollegen, die alle einen ziemlich aufgeregten Eindruck machten.

„Nanu, was gibt's,“ fragte Rheder erstaunt, halb unwillig über diesen Überfall.

„Den! Dir das Neueste — Agier van Hoochsten ist weg —“ Mit einem Satz war Hans Rheder auf den Füßen.

„Wer ist weg?“

Es schien ihm, als hätte er nicht recht gehört.

„Agier van Hoochsten,“ rief Mia. „Was sagst Du dazu?“

Hans Rheder begriff den Zusammenhang nicht. Warum kamen sie, ihm diese Mitteilung zu machen? Es war doch kein Weltereignis, wenn Agier van Hoochsten weg war.

„Sie kommt nie mehr nach Düsseldorf.“

Verplex blieb der Angeredete stehen.

„Wie — wer kommt nie mehr — —?“

„Nun, ich sagte ja, Agier van Hoochsten. Gestern wußte es noch kein Mensch, und heute ist sie schon auf und davon. Verstehst Du das?“

Hans Rheder schüttelte den Kopf.

„Nein — ich verstehe es nicht.“

„Siehst Du. Er versteht es auch nicht. Ich hab's ja gleich gesagt. Hört Ihr, er weiß es auch nicht. Nicht einmal Dir hat sie es gesagt. Da kann man mal etwas sehen. Man soll's nicht glauben. Es ist überhaupt unerhört.“

Sie sprach abwechselnd mit Rheder und mit den andern. Ein heftiges Durcheinanderreden. Rheder wußte schließlich noch weniger wie vorher, um was es sich eigentlich handelte,

und da die Erörterungen kein Ende nehmen wollten, sagte Rheder endlich:

„Nun laßt mich mal erst zu Verstand kommen, Ihr redet ja wie verrückt durcheinander.“

Sofort verstummten die Gespräche.

„Also, meine Braut ist fort.“

Er sagte mit ausdrücklicher Betonung meine Braut und schaute von einem der Anwesenden zum andern.

„Eine nette Braut, die ihren Bräutigam so schön sitzen läßt! Ich danke schön,“ meinte einer der jungen Leute.

„Halt's Maul — diese Bemerkung ist vollständig überflüssig, sollst Du ein für allemal wissen.“

„Nu, wenn schon — —!“

„Wo ist sie denn hin?“

„Fort. Wahrscheinlich nach Java.“

„Ach, laßt mich gefälligst zufrieden mit Euren Geschichten. Ihr seid gekommen, mir einen Bären aufzubinden. Dafür secht mir wahrhaftig das Verständnis.“

„Es wird Dir schon aufdämmern, paß' nur auf. Eh' Du Dich verstießt, schaust Du in den Mond.“

„Ich möcht' mir jetzt verbitten.“

„Schön. Hört Ihr, er verbittet sich jetzt etwas. Kommt, wir geh'n lieber ein bißchen in's Café, da ist's schon interessanter.“

Ohne daß von Rheder ein Wort der Erwiderung erfolgte, gingen sie lärmend hinaus. Wie benommen starrte er ihnen nach. Er hörte sie noch eine Weile draußen rumören. Es schien ihm alles ein wüster Traum. Konnte es denn möglich sein, daß jene die Wahrheit gesprochen hatten? Agier van Hoochsten sollte fort sein — —? Er konnte es nicht glauben.

Mit zitternden Händen machte er sich zum Ausgehen fertig. Er wollte Gewißheit haben, wie weit sie der Wahrheit nahe kamen, denn daß ihre Ausführungen annähernd den Tatsachen entsprachen, war ihm selbstverständlich. Er hastete atemlos vorwärts. Sein Hirn brannte. Minutenlang setzte sein Denken ganz aus, um dann wieder

in blitzschneller Reihenfolge alle Eindrücke an sich vorüberziehen zu lassen, die ihn in letzter Zeit beschäftigt hatten.

Vor ihrer Villa blieb er erschöpft stehen. Seine Augen schauten zu den Fenstern hinauf. Doch es war, als bestätigten sich seine Befürchtungen — die Jalousien waren heruntergelassen, und alles schien leer und unbewohnt.

Er klingelte. Nach kurzem Warten öffnete ein Mädchen die Tür. Sie stieß einen erschrockenen Ausruf aus, als sie ihn sah.

„Wo ist Fräulein van Hoochsten,“ fragte er atemlos.

Das Mädchen schlug die Hände zusammen.

„Sie sollten es nicht wissen? Abgereist ist sie. Wohin, weiß kein Mensch.“

„Wann wird sie zurückkommen?“

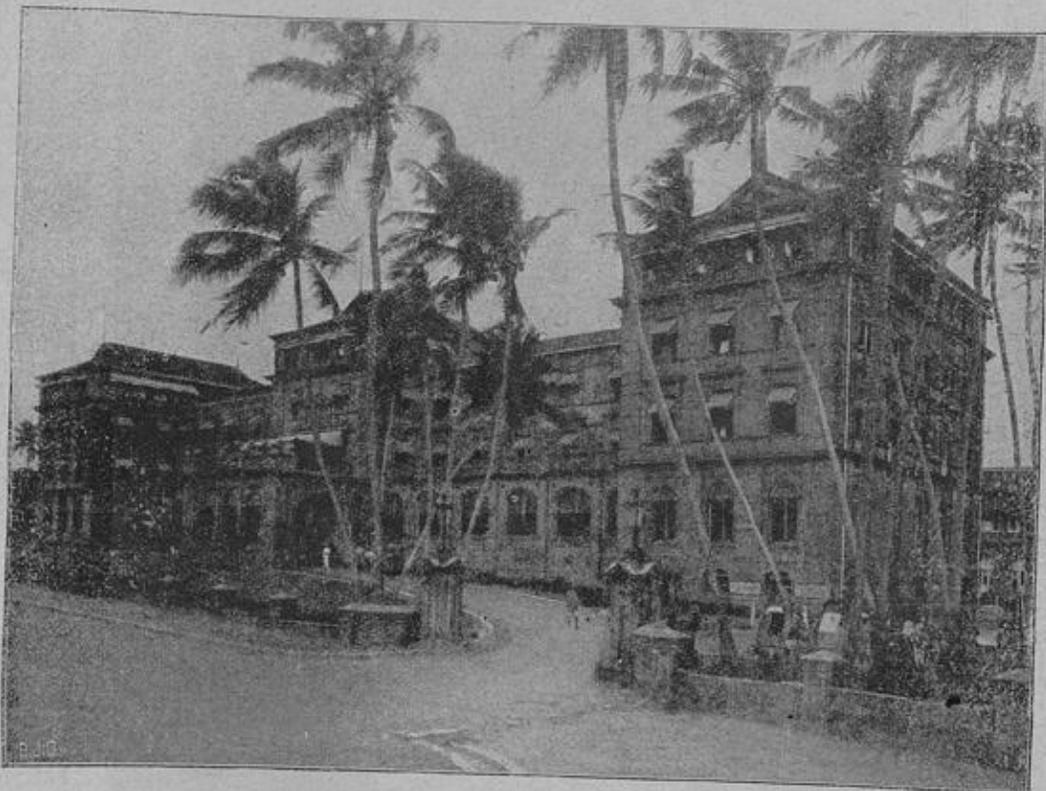
Seine Frage klang tonlos.

„Das weiß ich nicht. Wir müssen alle hier bleiben. Sie hat es uns ausdrücklich befohlen.“

Rheder begriff die Situation nicht. Unwillkürlich ging er mit der Magd durch die Halle.

„Warten Sie, Herr Rheder, ich rufe eben den Chauffeur, der wird Ihnen bessere Auskunft geben können.“

Sie lief schnell fort und ließ Rheder in dem eleganten Salon allein. Er schaute sich halb teilnahmslos um. Und wie seine Blicke jetzt über all den Luxus streiften, da stieg etwas wie grenzenloses Bedauern in ihm auf, daß er diese Räume jetzt vielleicht zum letztenmal betreten durfte. Bisher hatte ihn der Besitz



Europäische Kultur in Indien. Ein modernes Hotel in Colombo.

noch nie so angezogen, wie in diesem Augenblick, wo er glaubte, ihn verlieren zu müssen.

„Herr Rheder, hier ist ein Brief für Sie, Fräulein van Hooch-ten gab ihn mir bei ihrer Abfahrt.“

Der Chauffeur, der eben zurückgekehrt war, zeigte ihm das Schreiben.

„Gut.“

Rheder war wieder allein. Er riß den Briefumschlag, der mehrfach versiegelt war, ab. Seine Augen überflogen die klaren weißen Zeilen.

Lieber Hans, schrieb sie, Du wirst im ersten Augenblick, wenn Dich die Kunde von meinem raschen Entschluß erreicht, mich sicherlich nicht verstehen können. Versuche es aber, wenn Du folgende Erklärung liest. Ich gehe, weil ich die Heimat mehr liebe als Dich. Alles war nur ein Traum meiner Phantasie. Ich glaubte, daß ich mit Leichtigkeit in diesem deutschen Boden Wurzel fassen könnte, und ich sehe mich getäuscht. Ich kann hier nicht mein Leben leben — und befreit ziehe ich meinen Weg, während Du diesen Brief lesen wirst. Glaube mir, indem ich Dir jetzt schreibe, fällt mit jedem Wort ein erleichternder Atemzug. Ich bin glücklich — Du, Hans, sollst es auch sein. Alles, was mir gehört hat — ist fortan Dein Eigentum — diese Villa mit Dienerschaft und das Auto. Ferner liegt ein Kapital auf der Bank, was Dir mein Notar, der den Vertrag abgefaßt hat, Brinkmann heißt er

Hans Rheder hielt es nicht länger im Hause aus. Die heiße Luft, von Blumen- und Zigarettenrauch erfüllt, war ihm zum Erstickten. Er nahm den Hut und schlich sich unbemerkt fort. Als er sich behutsam unter den erleuchteten Fenstern vorbeidrückte, hörte er noch eine laute Stimme „Es lebe das Leben“ rufen, und dann jubelndes Einstimmen und helles Gläserklirren, und eine andere Stimme — „Es lebe die Liebe, denn sie erst macht das Leben lebenswert. Sie gibt dem Leben Wärme und Freudigkeit.“

Die Worte hallten ihm nach, als er längst durch den Kaiser Wilhelm-Park stürmte.

Die Liebe — — die Liebe . . . !

Er hatte einmal ein Weib geliebt, und sie hatte ihn verlaßt und ihn mit sanften Worten getröstet, wie man ein Kind beruhigt. Seitdem hatte er den Glauben an das Glück verloren. Was gefolgt war, das geschah damals fast gegen seinen Willen. Aber ihm fehlte die Kraft, sich selbst seinen Weg zu bahnen. Nie hatte er es so intensiv empfunden, wie halt- und ziellos er war.

Er blieb einen Augenblick stehen und schaute sich um. Vor weitem leuchteten die Fenster seiner Villa durch das abendliche Dunkel. Brüst wandte er sich ab. Ein stechender Schmerz beklemmte seine Brust. Er hatte mit einem Male das Gefühl, nicht länger leben zu können, als gäbe es fortan keine Möglichkeit mehr für ihn, daß er sich jemals wieder seines Daseins freuen würde. Bis jetzt war er tief- innerlich noch nie zufrieden gewesen. Stets hatte das Schicksal ihm einen Strich durch die Rechnung gemacht, ihn immer genasführt und ihm immer dann einen Erfolg oder eine Aufmunterung in den Schoß gelegt, wenn er innerlich am haltlosesten gewesen war, wenn er einer starken, leitenden Hand bedurft hätte.

Instinktiv lenkte er seine Schritte zur Brückenrampe. Nun lief er über die Brücke. Immer schneller. Immer rastloser. Unten wirbelte das Wasser. Das Strömen und Rauschen wurde in seinen Ohren zu einer süßen, lodenden Melodie. Und je länger er ihr lauschte, desto heißer schlug ein namenloses Sehnsuchtsgefühl in ihm empor.

Mit flackernden Augen blickte er zur Stadt hinüber, die ihre gelben Lichter wieder wie all- abendlich über den Strom warf, deren Silhouette sich charakteristisch und scharf von dem tiefblauen Nachthimmel abhob. Der ihm liebgewesene Anblick erfreute ihn heute nicht. Er machte ihn nur noch unglücklicher und unstätter. Nun war er mitten auf der Brücke. Er beugte sich über die Pfeiler- balustrade und wandte den Blick stromabwärts. Dort unten lag das Land weit und dunkel. — Und stärker rauschte der Rhein —

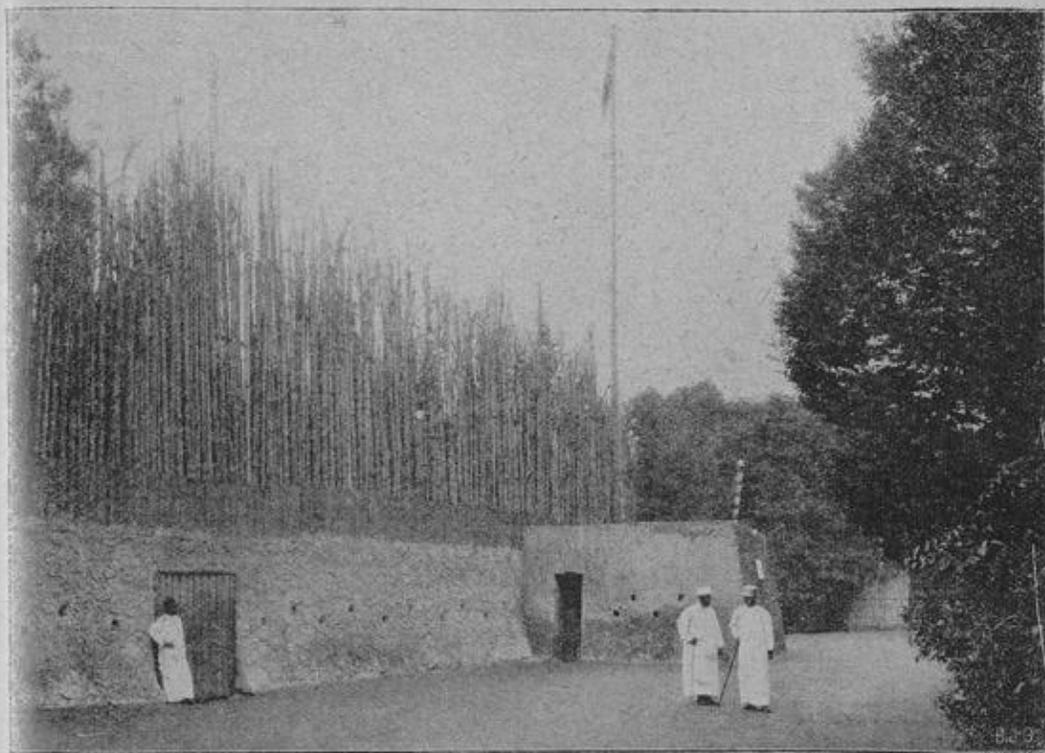
Rheder blickte wie gebannt hinunter. Schien es ihm nicht, als läge dort ein Mensch auf dem Wasser? Rief er nicht um Hilfe? Streckte er nicht mit letzter Kraft verzehrend seine Hände nach ihm aus? Mit heiserer Kehle schrie Rheder irgendwelche unartikulierten Laute, die der Wind aufnahm und forttrug. Er beugte sich über die Steinbrüstung und hing jetzt mit dem ganzen Körper über dem Wasser (Schluß folgt.)

## Unsere Bilder.

**Pfingsten in Paris.** Verkauf von Pfingstzweigen auf der Straße. In Frankreich begrüßt man ähnlich wie in Deutschland Pfingsten durch Schmücken der Häuser mit frischem Laub. — Aber man begnügt sich dort mit kleinen Zweigen, die der Hausherr selbst einkauft und anbringt.

**Ein modernes Hotel in Colombo.** In Colombo auf Ceylon, das der große Fremdenstrom der Weltreisenden häufig besucht, findet man eine schon recht entwickelte europäische Kultur, und besonders die Hotels sind ganz nach europäischem Muster sowohl in der Bauart als auch in der inneren Einrichtung.

**Die Eingeborenen-Festung in Afrika.** Der Schutz gegen Raubtiere. Man findet in Deutsch-Ost-Afrika Festungen, die von den Eingeborenen auch mit einem Schutz gegen Raubtiere versehen sind. — Auf der Festungsmauer sind hohe Bambusstangen errichtet, die das Überpringen unmöglich machen. — Auf den Spitzen der Stangen sieht man häufig die Schädel der Feinde.



Eine Eingeborenen-Festung in Afrika. Der Schutz gegen Raubtiere.

und wohnt auf der Steinstraße, noch näher bezeichnen wird. Genieße Dein Leben, aber laß Dir stets jenes Wort vor sichweben: Genieße Deine Kraft — man lebt nur, wenn man schafft! Leb wohl —!

Agier van Hoochsten.

Rheder sank auf einen Stuhl. Die Buchstaben schienen verwirrt vor seinen Augen durcheinander zu fallen. Dann löste sich plötzlich ein elementares Lachen aus ihm los, das schaurig von den Wänden hallte.

Ja — er war ja der Herr all dieser Herrlichkeiten. Er brauchte nur einen Wunsch zu äußern, um ihn im nächsten Augenblick bereits erfüllt zu sehen. Er war ein Glückspilz, mit ihm meinte es das Schicksal gut. Und wieder ging dieses schauerlich dröhnende Lachen durchs Haus.

Eine lustige Gesellschaft war noch spät in der Nacht in Villa Agier versammelt. Die jungen Kunstbesessenen waren so zahlreich erschienen, wie Hans Rheder es nur wünschen konnte. Ausgelassenste Heiterkeit erfüllte die Räume. Der junge Besitzer zeigte jedoch den ganzen Abend über ein seltsam verändertes Wesen. Seine Augen glänzten fiebrisch und auf dem Gesicht brannten dunkelrote Flecken. Nur selten stimmte er in das Lachen und Singen der Freunde ein.

Doch sie kümmerten sich nicht sonderlich viel um ihn. Sie tranken und lachten. Und zwischendurch klappte irgendeiner die Laute, und durch die gedämpften Räume ging eine weihervolle Freude.



## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Willst Du Dich gut durchs Leben schlagen,  
Verschaff' Dir einen guten Magen,  
Der ist heut' nur ein froher Mann,  
Der vielerlei — verdauen kann.

\*

Ein reiner und edler Egoismus ist erforderlich, um heiter und gesund zu bleiben. Wer nicht sich selbst zu Lieb und Dant arbeitet, liebt und lebt, der ist übel daran.\*

**Die nördlichste Kraftstation der Welt.**  
An dem Porjuswasserfall im schwedischen Lappland geht jetzt eine Riesenkraftstation der Vollendung entgegen, die die Kraft für den elektrischen Betrieb der Reichsgrenzbahn zwischen Kiruna und der norwegischen Grenze liefern soll. Diese Kraft-

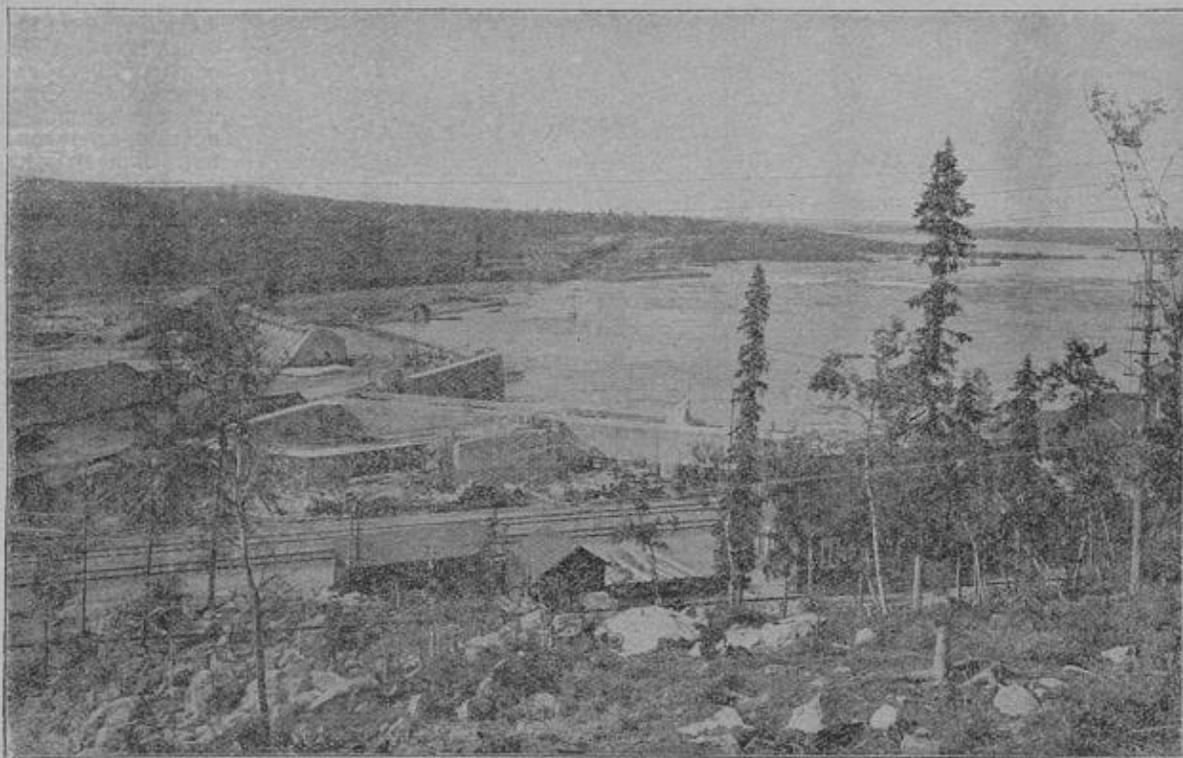
station, in der Nähe des nördlichen Polarkreises gelegen, ist eine der größten und interessantesten Anlagen. Ihre Kosten betragen einschließlich der Elektrifizierungsarbeiten der Reichsgrenzbahn 24 Millionen Mark. Sie entstand in einer vollständigen Einöde, wo das mächtige, langgestreckte Seengebiet Stora Lulevatten in den Strom Stora Luleälf übergeht und hier die Porjusfälle von insgesamt 50 Meter Höhe erzeugt. Um alle in Frage kommenden Wasserfälle auszunutzen zu können, ist ein mächtiger Staudamm von 1 1/4 Kilometer Länge gebaut und auf diese Art ein riesiges, zusammenhängendes Seengebiet von ziemlich 60 Kilometer Länge geschaffen worden, dessen kolossalen Druck der Staudamm aushalten muß. Die Kraftstation ist für 50 000 P. S. berechnet, die sich jedoch verdoppeln lassen; im ganzen enthalten die Wasserfälle 300 000 P. S. In erster Linie ist die Kraft für die Reichsgrenzbahnen bestimmt, um die schweren Eisenerzzüge von Kiruna bis zur norwegischen Grenze zu bringen. Ferner liefert

der Staat von der Kraftstation am Porjus Kraft nach den großen Eisenerzgruben von Gellivare und Kirunavara, um dort die Bergwerksmaschinen zu treiben.  
**Der Gasverbrauch der Welt.** Nach einer englischen Statistik hat der Gasverbrauch der Welt im letzten Jahre 21 500 Millionen Kubikmeter überschritten. Die Herstellung dieser ungeheuren Menge Gas hat etwa 60 Millionen Tonnen Kohle erfordert. Von allen Hauptstädten der Welt ist London diejenige, in der, nach dem Kopf der Bevölkerung gerechnet, das meiste Gas verbraucht wird. Es kommen hier 226 Kubikmeter pro Jahr auf den Einwohner. Gegenwärtig gibt es nicht weniger als 1 574 000 Gasherde in London; die große Ausdehnung des Gasconsums für Kochen und Heizen datiert besonders seit dem letzten Kohlenarbeiterstreik in England, damals wurden in den sechs Mo-

neines Geschäft. Onkel (zum Neffen, einem jungen Geschäftsmann): „Ich finde es sehr hübsch, daß auch Deine Freunde Dich unterstützen, indem sie bei Dir kaufen.“ — Neffe: „Ja, ja, das ist anerkennenswert, wenn ich nur Geld zu sehen kriegte! Die Hälfte pumpt, und die andere Hälfte zählt auch nicht . . . die habe ich angepumpt!“

**Gewissenhaft.** Besucher: „Was macht denn Ihr Herr mit all den Schlummerkissen?“ — Dienstmädchen: „Na, Sie sehen doch, auf jedem steht: „Nur ein Viertelstündchen!“ . . . Da gebraucht er eins nach dem andern!“

**Selbsttäusch.** „Ihr seid wegen Holzdiebstahl angeklagt, allein weil Ihr arm seid, will ich Euch die Strafe schenken.“ — „Ich brauch nix g'schenkt, Herr Richter. Ich stehl' mei' Holz und zahl' mei' Straf, und damit Punktum!“



Die nördlichste Kraftstation der Welt.

naten, die auf den Streik folgten, 14 000 Heiz- und Kochapparate mit Gas mehr eingerichtet, als in der entsprechenden Zeit des vorhergehenden Jahres. Nach London sind es Paris, Newyork und Amsterdam, die am meisten Gas verbrauchen, mit einem Jahresdurchschnitt von 161 Kubikmeter auf den Kopf der Bevölkerung.

**Ein gutes Mittel.** Neuerdings wurde in London eine aufrührerische Suffragette, die, als sie ins Gefängnis gesetzt war, zum Hungerstreik ihre Zuflucht nahm, auf schlaue Weise zur Einsicht gebracht. Man stellte eines Abends eine große Schachtel mit Pralines in ihre Zelle, und siehe da, am andern Morgen war die Schachtel bis auf den Grund geleert. Der Kladderadatsch meint dazu: Man versuche es jetzt auch damit bei Lady Panthurst, und man wird sehen, daß den Pralines, zumal wenn sie mit Kognat gefüllt sind, auch die charakterfesteste englische Suffragette auf die Dauer nicht widerstehen kann.

## Rätsel.

Es liegt noch tief im Schacht begraben,  
Mit Mühe wird es ausgebracht;  
Doch ist es erst zu Tag gefördert,  
So wird es froh bekanntgemacht.

Im Schachte war sein Wert verborgen,  
Am Lichte wird er offenbar;  
Und hielt es erst die Feuerprobe,  
So blüht es Euch ins Auge klar.

Doch spricht mir nur nicht von Metallen,  
Von Gold und Silber und sofort;  
Es ist nicht alles Gold, was glänzet,  
Und noch im Schachte liegt mein Wort.

Nicht Knappen sind es, welche suchen,  
Es sind ja meistens schöne Frau'n;  
Auch liegt der Schacht nicht in der Erde,  
Er liegt in ihren Köpfen traum.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Ruf.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
E. Kellen, Bredeneß (Hild.). Gedruckt u. herausgegeben von Bredebeul & Co. in. Ess n. (Hild.).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt

## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt



Nr. 23

Sonntag, den 7. Juni

1914

### Hans Rheder.

Ein Künstlerroman von Ilse Trumm.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Ein paar Leute kamen des Weges. Sie beobachteten das unsinnige Treiben des jungen Mannes.

„He — — — Holla — — — man immer langsam — —“

Rheder hörte offenbar nicht.

„Der springt ins Wasser,“ meinte einer der Männer aufgeregt, indem er eilig näher kam. Im selben Augenblick, als er den Pfeilervorban erreicht hatte, war Rheder im Begriffe, sich hinunterzustürzen, da packte ihn die derbe Faust des Fremblings heftig am Rockragen und riß ihn über das Geländer weg.

„Dat wollt ich man bloß meinen! Zum Sterben sind Sie wohl noch ein bißchen zu jung! Da kommt man nie zu spät!“

Rheder sah sich verwirrt um. Er begriff es nicht, daß ein Mensch, zudem einer, den er nie bisher gesehen hatte, sich das Recht anmaßte, über ihn zu bestimmen, in seine Absichten einzugreifen.

Der andere lachte gutmütig und zog ihn langsam mit sich fort. Halbwidertreibend folgte Rheder.

„Sagen Sie bloß, was wollen Sie eigentlich? Was geht es Sie an, ob ich da hinunterspringe oder nicht?“

„Na ja — angehen tut mich die Geschichte allerdings nicht, aber immerhin, wenn ich so was sehe, dann packt mich die Wut.“

„Wie so?“

„Weil ich es nicht begreifen kann, daß ein Mensch Ursache zu haben glaubt, sich selbst umzubringen.“

„Was wissen Sie überhaupt, ob ich Ursache habe oder nicht?“

„Sie haben ganz einfach keine.“

Rheder sah ihm aufmerksam ins Gesicht. „Wenn Sie meinen! Aber erlauben Sie mal — es muß nicht eben jeder Mensch Ihrer Ansicht sein — und es wäre besser gewesen, wenn Sie mich meinem Schicksal überlassen hätten.“

„Ach was, das sind Flausen. Seien Sie vernünftig und gehen Sie schön nach Hause. Morgen werden Sie mir dankbar sein. Sie werden die Sonne leuchten sehen und ein glücklicher Mensch sein.“

Rheder war schon verständlicher gestimmt. Er mußte sogar ein wenig lächeln über die gutmütige Art des jungen Mannes.

Der meinte es offenbar sehr gut mit ihm. Und wenn er jetzt klar darüber dachte, so mußte er sich eingestehen, daß er eigentlich absolut keine Ursache für einen Selbstmord hatte. Natürlich nicht. Was war denn geschehen? Unerhörtes Glück war ihm in den Schoß gefallen, und er benahm sich wie ein Idiot, anstatt dem Schicksal dankbar zu sein. Das sah ihm doch ähnlich. Nur er konnte sich einreden, als ob Gott weiß was für schlimme Dinae

an ihn herangetreten wären. Nein, er wollte endlich klug werden. Er lachte jetzt plötzlich herzlich auf, blieb stehen und schlug seinem Lebensretter auf die Schulter.

„Sie sind ja ein prachtvoller Kerl — wahrhaftig, das sind Sie! Nun hören Sie mal, was denken Sie sich denn jetzt?“

„Nichts. Ich bin zufrieden, daß Sie die dummen Selbstmordgedanken an den Nagel gehängt haben. Und nun muß ich gehen. Hab' noch einen weiten Weg bis nach Lörrik.“

Rheder griff in seine Tasche und nahm ein Goldstück heraus.

„Trinken Sie auf mein Wohl und nehmen Sie meinen Dank mit dem Versprechen, daß ich nie wieder solche Geschichten machen werde.“

„Vielen, vielen Dank — —! Aber das hab' ich wirklich nicht erwartet. Wenn Sie nicht anders wollen, dann nehme ich es natürlich gerne an. Hab' Frau und Kinder zu Hause und kann's wohl brauchen.“

Sie waren nun schon unterdes fast auf Düsseldorf Seite gekommen. Impulsiv reichte Rheder dem Fremden die Hand.

„Ich würde mich freuen, wenn Sie gelegentlich mal bei mir vorsprechen wollten.“

„Gerne.“

Rheder gab seine Adresse — und als der junge Mann diese vernahm, machte er ein erstauntes, beinahe ehrfürchtiges Gesicht. Wenn er es mit einem so vornehmen Herrn zu tun hatte — — ja, dann war es was anderes, dann mußte er sich schon mal gut halten. Man konnte nicht wissen, für wen es gut war. Er grüßte höflich, machte ein devotes Gesicht und schaute dem Herrn mit zufriedenerm Lächeln nach.

Hans Rheder ging mit leichten Schritten durch den Hofgarten. Er empfand jetzt seit langer Zeit eigentlich zum erstenmal wirkliche Lust am Leben. Freute sich, wieder zu seiner Gesellschaft zurückzukehren. Wollte so fröhlich sein, wie er nie gewesen war. Ein starkes Glücksgefühl durchströmte ihn. Die Fenster seiner Villa leuchteten in die Nacht hinaus. Die Klänge der Gitarre kamen durch die halbgeöffneten Fenster, und lustiges Lachen mischte sich unter ihnen.

Als er wieder unter seinen Gästen stand, brach heller Jubel los.

„Wo hast Du denn gesteckt? Wir haben Dich gesucht wie eine Stednadel — — und der Jupp hat schon gesagt, Du hättest ein Gesicht gemacht wie ein Selbstmordkandidat.“

„Er hätte auch beinahe recht gehabt.“

„Nanu?“

„Na, reden wir nicht darüber.“

Man tanzte bis tief in die Nacht hinein. Als Rheder später allein war, blickte er noch lange in die Sternennacht hinaus. Und als er so sinnend dastand, erwachte in ihm eine leise Sehnsucht —

Er hatte alles — aber innerlich war er einsam. Sein Leben



Der neue Minister des Innern v. Loebell  
Unter den Linden in Berlin auf dem Wege ins  
Ministerium.

„Wo hast Du denn gesteckt? Wir haben Dich gesucht wie eine Stednadel — — und der Jupp hat schon gesagt, Du hättest ein Gesicht gemacht wie ein Selbstmordkandidat.“

„Er hätte auch beinahe recht gehabt.“

„Nanu?“

„Na, reden wir nicht darüber.“

Man tanzte bis tief in die Nacht hinein. Als Rheder später allein war, blickte er noch lange in die Sternennacht hinaus. Und als er so sinnend dastand, erwachte in ihm eine leise Sehnsucht —

Er hatte alles — aber innerlich war er einsam. Sein Leben

war leer. Man hatte sich bei ihm amüsiert — hatte, angeregt durch seine Weine, ein lustiges Lied auf das Leben gesungen . . . und war dann von dannen gezogen, ohne danach zu fragen, ob er glücklich war oder auch nur zufrieden mit sich. Die Menschen waren alle Egoisten.

Egoisten —? Nein — alle waren sie nicht Egoisten. Eine war anders . . . Eine, die alles für ihn hergeben würde. Die ihr Leben für ihn lassen würde — um eines guten Wortes willen. Er aber hatte sich wie ein dummer Junge betragen, der nicht wußte, was er eigentlich wollte. Wenn sie doch noch ein einziges Mal kommen würde . . . Wenn sie nur einmal wieder hier durch diese Räume gehen würde . . . Er würde vor ihr niederknien und ihre Hände küssen, sie bitten, ihm seine grenzenlose Narrheit zu vergeben . . .

Am nächsten Morgen fühlte er sich wie zerfchlagen. Sein Kopf brannte und seine Glieder waren bleischwer. Jedesmal, wenn er sich erheben wollte, sank er ermattet in die Kissen zurück. Er klingelte.

„Was wünschen Sie, Herr Rheder,“ fragte das eintretende Mädchen.

„Bringen Sie mir das Frühstück, Nettchen — und wenn jemand nach mir fragt oder mich zu sprechen wünscht — so lassen Sie niemanden zu mir. Ich bin müde. Mir ist nicht wohl.“

„Soll ich dem Herrn Doktor Müller telephonieren, Herr Rheder,“ meinte das Mädchen treuherzig. Und als keine Antwort erfolgte, blickte sie aufmerksam in ihres Herrn Gesicht. Sie erschrak sichtlich, als sie den wachsblassen, fast wesenlosen Ausdruck sah.

„Mein Gott, Herr Rheder — — — Was ist Ihnen? Sie sind ernstlich krank . . .!“

Er rührte sich nicht.  
Nun lief Nettchen hinaus, allarmierte das übrige Personal und ging darauf ans Telephon, um den Arzt herzu-  
zitiieren.

„Ich glaube, der ist hier nicht ganz richtig,“ sagte die Köchin mit vielsagender Geste nach der Stirne. Darauf lachten die anderen wie über einen guten Witz.

Der Arzt kam. Konstatierte starkes Nervenfieber und befahl die größte Ruhe für den Kranken. Hanny Brentner war bei der Untersuchung zugegen, und diesem gegenüber sprach sich der Doktor denn auch aus, weil er hörte, daß der Besucher und der Kranke gute Freunde waren.

„Sagen Sie mir vor allen Dingen, wie kommt Rheder zu dieser Erkrankung? Führt er im allgemeinen ein aufregendes Leben? Oder neigt er von Natur aus zur Nervenschwäche? Es zeigen sich nämlich außerdem auffallende Symptome von Herzleiden. Ist Ihnen nichts von ihm selber darüber bekannt?“

„Nein,“ entgegnete Brentner, „Rheder machte im Gegenteil immer einen durchaus gesunden Eindruck auf mich. Er war meist widerstandsfähiger als wir alle zusammen. Und irgendwelche Neigung zum unsoliden Leben hat er nie an den Tag gelegt.“

Der Kranke lag jetzt völlig apathisch. Er schien von der Gegenwart des Arztes keine Kenntnis zu haben. Seine Augen flackerten seltsam, wenn er sie für Augenblicke öffnete.

„Hat Herr Rheder Verwandte, die eventuell zu benachrichtigen wären? Vielleicht ließe es sich so einrichten, daß irgend jemand zur Pflege käme. Man weiß ja, wie es mit bezahlten Leuten ist. Die Dienstmädchen sind meist zerfahren und versäumen oft das Notwendigste . . .“

Brentner dachte an Mia. Diese war unter allen Umständen sofort bereit, die Pflege zu übernehmen. Er kannte sie. Mit Freuden würde sie sich aufopfern. Er sprach von ihr mit dem Arzt.

„Na, sehen Sie, da wäre uns ja schon geholfen — — . Ordnen Sie nur sogleich das Nötige an. Am besten ist es schon, wenn er nicht sehr lange allein bleibt. Verwandte hat er nicht?“

„Nein. Solange ich mich zu entsinnen weiß, sprach er nie von solchen.“

Doktor Müller beobachtete den Atem des Kranken, der immer unruhiger und schwerer wurde. Er machte ein bedenkliches Gesicht.

„Ich fürchte, wir werden auch noch eine Lungenaffektion dabei haben. Muß von einer Erkältung herrühren. Er ist vielleicht erkältet gewesen und hat sich dann dem Wind ausgesetzt.“

Darüber konnte Hanny Brentner nichts aussagen. Der Arzt verabchiedete sich, stellte sein Kommen für den Nachmittag in Aussicht und verließ das Haus.

Der junge Architekt stand eine Weile ratlos. Er beugte sich über den Freund und schaute aufmerksam in dessen Gesicht. Nun repte sich Rheder, wie unter dem Einfluß dieser Blicke.

Er sah erst unsicher auf, tastete dann mit der Hand über die Decke und seufzte tief auf.

„Hanny — — Du bist hier —? Wie gut von Dir — — .“  
„Ich werde die Mia herkscheiden, nicht wahr? Die bleibe gerne bei Dir — und Frauen verstehen es besser, mit Kranken umzugehen.“

„Bin ich denn krank?“ fragte Rheder angstvoll.  
„Nicht eigentlich, sondern nur ein bißchen. Es wird schon bald vorüber sein, wenn Du Dir mal gründlich Ruhe gönnst und ein paar Tage in den Federn bleibst . . .“

Rheder hatte sich halb aufgerichtet und nickte.  
„Ich hab's schon geahnt, daß es so kommen würde. Schon seit ein paar Tagen sah mir so was Sonderbares in den Knochen — — . Ich war ganz unglücklich.“

Der andere schwieg. Rheder nahm eine Tasse heißen Tee und legte sich darauf wieder in die Kissen zurück. Seine Lider senkten sich wieder. Hanny Brentner schrieb ein paar Zeilen und schickte ein Mädchen damit zu Mias Wohnung, trug ihr auf, sich soviel wie möglich zu beeilen und begab sich ins Herrenzimmer, um sich mit der Lektüre neuer Kunstzeitschriften zu befassen. Für die Arbeit im eigenen Atelier war der heutige Tag doch verloren, und ins Café zu gehen, dazu war es noch zu früh. Undauernd am Krankenbett zu sitzen, das brachte er beim besten Willen nicht fertig. Das war etwas für Frauen . . . Wenn Mia doch nur schon hier wäre. Solange wollte er auf jeden Fall noch bleiben. Zumal, weil er eine ernste Aussprache mit ihr schon seit einigen Tagen herbeisehnte. Sie hatten sich einer Kleinigkeit willen entzweit, und Mia war ihm seitdem offensichtlich ausgewichen. Ihn kränkte dieses völlige Ignorieren seiner Persönlichkeit mehr, als die heftigste Szene es nur vermocht hätte. Fiebernd vor Ungeduld blätterte er nun in den Heften herum.

Wenn sie nur schon da wäre! Er wollte ihr sagen, was er sich für die Zukunft vorgenommen hatte. Daß eine Menge Aufträge seine künstlerischen Erfolge für lange Zeit hinaus sicherten — daß er nun deshalb nicht mehr in so dürftigen Verhältnissen lebte und zu leben brauchte, und zu guter Letzt, daß er sie ernstlich bitten wollte, sein Weib zu werden. Sie war ein kleiner, prächtiger Mensch — und er hätte sich keinen besseren Kameraden fürs ganze Leben vorstellen können, als eben sie. Alle Vorbedingungen für ein schönes Zusammenleben waren bei ihnen vorhanden. Was sie wohl sagen würde, wenn er von seinen Absichten sprach? Er konnte es sich nicht ausdenken. Er hatte sogar ein klein wenig Angst vor dieser rüchhaltigen Aussprache.

Die Tür öffnete sich und Mia trat ein. Sie machte ein sehr erstauntes Gesicht, hob das feine Mäulchen — ein bißchen hochmütiger als gewöhnlich — und blieb auf der Schwelle stehen.

„Mia — —!“ rief er halb bittend — halb wie ein Befehl.

„Was willst Du von mir? Du hast mich herbiten lassen. Aus welchem Grunde?“

„Das geschah, ist mir allerdings etwas unverständlich, ich nehme aber an, es sei ein äußerst wichtiger . . . Also was ist los?“

Er schwankte einen Augenblick, ob er erst von Rheders Krankheit reden sollte, oder von seinem eigenen Anliegen. Doch die Sorge um Hans Rheder erwachte wieder, schob sich in den Vordergrund und ließ alles andere zurücktreten.

„Hans Rheder ist sehr krank.“

Unwillkürlich kam sie ein paar Schritte näher auf ihn zu.

„Hans Rheder? Es ist doch nicht möglich! Der war doch gestern noch gesund. Wo ist er denn?“

„Im Schlafzimmer. Gehe jetzt nicht hinein, Mia — er schläft nämlich, und da wollen wir ihn nicht wecken. Du brauchst übrigens nicht solch erstauntes Gesicht zu machen — — . Es ist nicht sehr schlimm mit ihm. Ich glaube nur eine Erkältung oder so was. Ich weiß nicht mehr recht, was der Arzt sagte. Draußen sterben wird er jedenfalls nicht.“

„Das beruhigt mich.“

„Mia — —?“

„Was willst Du?“

„Mia — ich bitte Dich — komm' mal ein bißchen näher zu mir her.“

Sie tat es widerstrebend. Setzte sich dann aber doch zu ihm. Ihr Gesicht war noch abweisender als bisher. Er wurde verlegen. Es war doch furchtbar schwer, die richtigen Worte zu finden im geeigneten Moment — — und er fühlte, jetzt mußte er sprechen. Eine günstigere Situation konnte sich so leicht nicht finden, als diese hier. —

„Wenn Du wenigstens endlich Deinen Mund aufstun wolltest,“ sagte Mia. Vor seinem unglücklichen Gesicht schmolz ihr ganzer Unwillen ihm gegenüber in nichts zusammen.



Gendarmeriewachtmeister Schade †

der 1870 bei dem Sturm bei Weißenburg als Unteroffizier des Königtogrenadier-Regiments die Fahne trug.

„Ich rede ja schon?“ sagte er kleinlaut.

„Tut mir leid. Ich höre wahrhaftig nichts und werde Dir darum auch wohl die Antwort schuldig bleiben müssen.“

„Sag mir nicht — Mia.“

„Wieso denn? Das liegt absolut fern von mir. Also los. Wenn Du jetzt nicht mit Deiner Weisheit hervorkramst, dann lasse ich Dich hier sitzen und gehe zu Hans Rheder. Ich glaube Dir nämlich längst nicht mehr, daß er wirklich augenblicklich schläft. Du willst mich nur zwingen, hier mit Dir auszuhalten, weiter ist das nichts. Ich habe Dich schon durchschaut.“

„Zwingen — durchschaut —! Du drückst Dich ja sehr merkwürdig aus. Mein Gott — als ob ich wer weiß was verbrochen hätte. Dabei bin ich der friedfertigste und harmloseste Mensch auf der Welt.“

„Es freut mich, daß Du zu dieser Selbsterkenntnis gekommen bist. Wenn Du mich nun aber noch länger auf die Folter spannst — dann hört die Gemütlichkeit auf —! Das kann ich Dir versichern.“

Er holte tief Atem.

„Ich will mich verheiraten.“

Im ersten Moment war sie starr. Sah ihn aus ungläubigen weiten Augen an — und brach dann in ein krampfhaftes Gelächter aus.

„Na ja — das sieht Dir völlig ähnlich —! Du sagst mir das? Mir —! Was denkst Du Dir eigentlich? Ha ha ha —! Du willst Dich verheiraten — und mir erzählst Du das so naiv wie möglich. Weißt Du — wenn Du mich auch für so ein Kamel hältst, wie Du selber eins bist, dann kannst Du mir aufrichtig leid tun. Ja — das kannst Du —!“

„Sei doch geschick —“

Mia. Versuche es doch zu verstehen. — Ich sehne mich ganz schrecklich nach einer netteren, gemütlichen Häuslichkeit. Bin dieses Bohèmeleben gründlich satt. Ein bißchen Bohème ist ja sehr nett. Aber es darf nicht zu Kraft werden — und man darf vor allen Dingen keinen Hunger leiden müssen. Ich bin aber nun in der angenehmen Lage, einen eigenen Hausstand zu gründen — Mia —“

„Dann freue Dich. Du hast immer schon das Zeug zu einem regelrechten Philister in Dir gehabt. Werde glücklich und zufriedener. Und ich wünsche Dir, daß Du Dich nie nach unserer lieben Bohème zurücksehnest. Tußt Du es doch, dann wird Dir ganz schlimm werden.“

Sie hatte sich soweit von ihrer Überraschung erholt, daß sie ganz gleichgültig zu sprechen vermochte. Er sollte keinesfalls etwas davon merken, wie weh ihr ums Herz war. Er zwifte nervös an seinem englisch gestutzten Schnurbärtchen herum und dachte: Du lieber Himmel — die Mia ist heute aber entsetzlich bodenbeinig. Tut, als ob sie gar nicht wüßte, wen ich heiraten will. Sie hatte sich erhoben und war ans Fenster gegangen. Trommelte nervös gegen die Scheiben.

„Wann heiratest Du denn — Hanny?“ In ihrem Tone lag jetzt wirklich ihr großer Schmerz.

„Das darfst Du bestimmen — Mia.“

„Ich?! Wies-o? Du bist ja närrisch. Was geht mich Deine Hochzeit an!“

„Natürlich geht sie Dich an. Willst Du mich denn nicht, Mädel?“

Wieder grenzenloses Erstaunen.

„Ich?“

„Wer denn sonst?! Ich hab' Dich ja lieb! So unendlich lieb, und nun frage ich Dich im heiligen Ernst —: Willst Du mein treues gutes Weib sein? Hast Du mich noch so lieb wie früher?“

Seine Arme umschlangen sie fest. Sie sah zu ihm auf. In ihrem Blick war noch ein halb unfaßbarer Ausdruck.

„Ja, ich habe Dich lieb, Hanny!“

„Siehst Du wohl, nun ist alles in Ordnung. Ich habe meinem Vater schon von Dir erzählt, und er bat mich, Dich mitzubringen. Heute abend erwartet er uns. Was sagst Du jetzt? Und das Schönste kommt noch. Wir brauchen nicht mehr zu hungern. Ich werde viele Aufträge haben. Werde fleißig arbeiten und mein

Bestes geben. Die Welt soll von mir reden. Ich will mir einen ganz bedeutenden Namen machen, warte nur ab. Da ha, alle, die bis jetzt nicht an mich glauben wollten, die mein Künstlerium mit einem lächelnden Achselzucken abtun wollten, denen werde ich es beweisen, wer ich bin . . .“

Sie unterbrach seine begeisterte Rede.

„Ein Phantast bist Du . . .! Aber ein lieber, guter Phantast, den ich sehr lieb haben will, und den ich zu immer neuem Schaffen anfeuern und begeistern will . . .“

„Ja Mia — das wirst Du unzweifelhaft tun. Du bist die geborene Künstlergattin.“

„O — diesen Beweis werde ich Dir demnächst ad oculos bestätigen, verlaß Dich darauf. Wann heiraten wir?“

Plötzlich wurde sie sehr ernst und schweigsam.

„Ne — Du — das geht doch nicht mit uns beiden. Denk' nur mal — ich bin so arm wie eine Kirchenmaus —“

„Und ich so reich wie ein Fürst. Da passen wir ja ganz famos zusammen. So, jetzt gib mir noch schnell einen Kuß. Wir wollen wieder ganz vernünftig sein. Ich habe noch allerlei in der Stadt zu erledigen, und Du kannst fortan bis auf weiteres Deines Amtes walten. Grüße Hans und sage ihm, er soll sehen, daß er bald wieder gesund wird.“

„Unter meiner fürsorglichen Pflege wird es ihm eine Kleinigkeit sein, Deinen Wunsch zu erfüllen. So, nun hast Du noch einen Kuß, und nun mache gefälligst, daß Du fortkommst. Ich hoffe, Dir, wenn Du wiederkommst, eine erfreuliche Mitteilung machen zu können.“

„Und welche?“

„Das soll noch nicht verraten werden.“

Also abwarten, mein Lieber.“

Hanny Brenner ging, Mia sah ihm mit leuchtenden Augen nach, dann hob ein tiefer Atemzug ihre Brust.

„Ach, wie ist das Leben so schön . . .!“

Und dann kam ein echter weibi cher Gedanke:

„Wie werden sich die andern ärgern, wenn sie das hören. Blagen werden sie vor Neid und Eifersucht. Na — das gönne ich ihnen.“

Sie begab sich hinüber in Rheders Schlafzimmer. Sie fand ihn halbaufrecht im Bett sitzend. Seine Augen glänzten fieberisch. Er schien sie nicht zu kennen.

„Hans, armer, lieber Hans — was machst Du für Geschichten? Du willst

wohl krank werden? Das gibt's nicht. In wenigen Tagen ist unser Ringfest. Wir haben die apartesten Ideen ausgeheckt. Weißt Du was? Eine niederländische Bauernhochzeit. Alles erscheint in echten Kostümen. Wird auf einer Wiese am Rhein in Bous abgehalten . . .“

Rheder suchte ihre Hand.

„Mia — nun sehe ich Dich. Warum bist Du hier? Ich bitte Dich, gehe jetzt nicht fort. Es ist so schlimm, allein zu sein und immerzu nachdenken zu müssen. Du verstehst mich sicher nicht. Wie solltest Du auch? Wenn man so unendlich viel gutzumachen hat im Leben, dann kann man noch nicht sterben. Muß ich schon sterben . . . Mia . . .?“

„Unsinn. Du sollst jetzt erst leben, hörst Du? Leben und glücklich sein. So glücklich wie ich bin.“

„Du? Sag' mal, Mia — gibt es überhaupt in Wahrheit ein Glück — oder ist auch das ein Märchen?“

„Es gibt ein Glück, Hans, das darfst Du glauben. Wir müssen es nur aufzubauen verstehen.“

„Wie meinst Du das?“

„Wir müssen an den Glücksmöglichkeiten nicht achtlos vorbeigehen . . .“

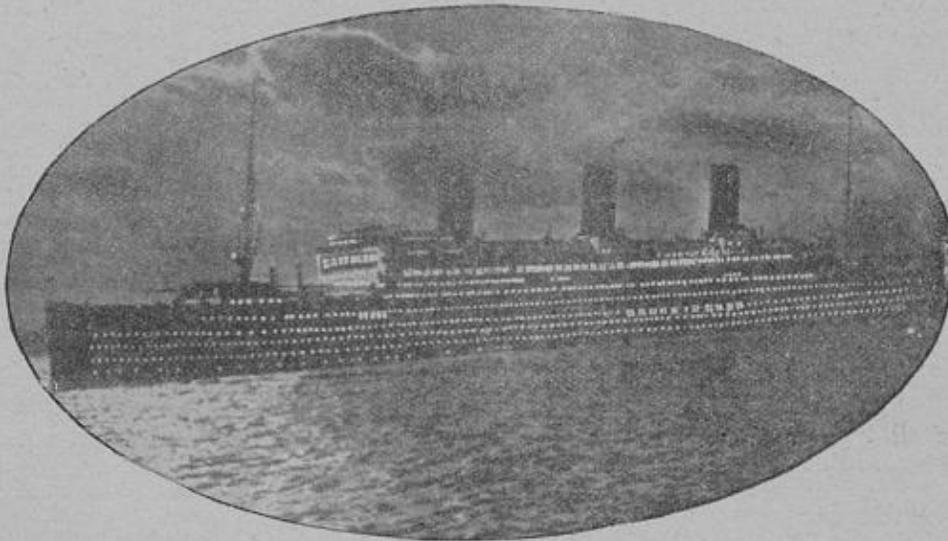
„Ach, Du hast gut reden! Du weißt gar nicht, wie es mir zumute ist.“

„Es wird sich schon bald wieder geben. Hanny läßt übrigens grüßen. Er kommt nachher wieder, um sich nach Deinem Befinden zu erkundigen.“

„Ihr seid alle so gut. Wie soll ich Euch allen danken . . .“

Er richtete sich nun mit aller Energie auf.

„Ich will nicht sterben. Es harret meiner noch soviel in der Welt — und dann hab' ich noch so manches abzubitten.“



Der neue Riesendampfer „Daterland“ der Hamburg-Amerika-Linie auf einer nächtlichen Fahrt in seiner vollen Beleuchtung.

„Das bildest Du Dir bloß ein, Hans. Du hast Dein Lebtag noch keinem was zuleide getan. Wenigstens wissentlich nicht.“  
 „Sieh' mal nur das eine. Ich kann jetzt sorglos leben durch die Gunst einer Frau, die mich lieb hat, wie sie sagte. Ich glaubte, sie aber nicht zu lieben und blieb trotzdem in diesen neuen Verhältnissen. Bin ich da nicht ein großer Hallunke? Das mußt Du doch selbst erkennen. Gewiß, ich hab's ja auch nicht gewollt. Gestern Abend bin ich eigentlich erst recht dahinter gekommen, welcher Erz-Hallunke in mir steckt. Da wollt ich ins Wasser gehen. Kommt aber da so'n Esel von Kerl und hindert mich daran. Wer trägt nun die Verantwortung? Doch nur er. Er hatte nicht das Recht, über mein Leben zu bestimmen, darin gewissermaßen einzugreifen. Er hat nun die ganze Schuld auf sich geladen.“

Hans Rheder legte sich erschöpft in die Kissen zurück. Seine Brust arbeitete röchelnd. Zeitweise kam ein hohler Husten. Die Augen lagen tief im Kopf und waren von blauen Schatten umgeben. Mia sah auf seinem Bettrand. Sie hielt seine Hände fest in den ihren. Das schien ihn zu beruhigen. Nach einer Weile hob er wieder die Augen.

„Ich bin ein total unglücklicher Mensch und auf dieser Welt überflüssig geworden.“

„So darfst Du nicht reden. Du bist doch ein Künstler, hast eine Zukunft und willst einer blödsinnigen Lappalie wegen die Flinte ins Korn werfen und an Gott und der Welt verzweifeln. Wenn Du erst zur Ruhe und Klarheit gekommen wärst, würdest Du ganz anders sprechen.“

Hans Rheder drückte ihre Hand und legte sich wieder zurück. Mia strich leise über sein Gesicht und ließ sich dann auf einem Sessel neben ihm nieder. Er schien eingeschlummert zu sein. Die Zeit verging so langsam, daß Mia allmählich müde wurde und sich grenzenlos zu langweilen begann.

Sie hatte jetzt hinreichend Gelegenheit, über die erfreuliche Wendung ihres Geschicks nachzudenken. Sie fand es doch riesig nett, daß Hanny sie wirklich als sein ehelich Weib begehrte und freute sich auf die Zukunft, die aller menschlichen Voraussicht nach besser sein würde als ihr bisheriges Leben, das doch nur eine Kette von Entbehrungen war.

Nun hatte sie nur noch eine wichtige Aufgabe, mit allen Mitteln dafür zu sorgen, daß auch Hans Rheder ein glücklicher Mensch wurde. Er verdiente es. Keiner von allen Künstlern hatte soviel Verständnis für die Not der andern an den Tag gelegt als er. Man hatte bei ihm nie vergebens um etwas gebeten. Den letzten Pfennig hatte er oftmals geopfert, wenn es galt, einem Menschen zu helfen, über des Lebens Not hinwegzukommen. Er sollte glücklich sein — und sein Glück lag nur in Agier van Hoochstens Händen. Trotz allem. Wenn er es sich auch selbst nicht eingestehen wollte. Sie hatte vor wenigen Tagen einen Brief geschrieben, und aus allen Zeilen ging ihre tiefe Sehnsucht nach ihm hervor — nach ihm — und nach einem gemeinsamen Leben mit ihm. Diese Sehnsucht wollte sie erfüllen helfen, soweit es im Bereich ihrer Möglichkeit lag. Sie erhob sich leise, damit sein Schlummer nicht gestört wurde und ging aus dem Zimmer. Nach kurzer Zeit gab sie einem Mädchen einen Eilbrief zur Beförderung mit und kehrte dann zufrieden wieder in das Schlafzimmer zurück.

Der Tag verging ohne besondere Zwischenfälle. Auch der nächste. Der Arzt, der zweimal täglich erschien, war vom Verlaufe der Erkrankung sehr zufrieden. Auch sprach er sich äußerst aner kennend über die gute Pflege Mias aus und stellte die baldige völlige Genesung in Aussicht. Hans Rheder selbst war ziemlich gleichgültig diesen Mitteilungen gegenüber. Ihm lag anscheinend nicht sonderlich am Leben. Mia versuchte oft, ihn aus seiner Apathie aufzurütteln und ihn durch munteres Geplauder auf weltfreundlichere Gedanken zu bringen. Aber das gelang ihr nicht. Seine Augen behielten den todtraurigen Ausdruck.

Plötzlich trat in dem Zustande Rheders eine merkliche Verschlimmerung ein. Die befürchtete Lungenaffektion war tatsächlich mit Schnelligkeit erschienen. Die Leute waren völlig konfus. Sie telephonierte nach allen Richtungen, riefen alle erdenklichen Menschen herbei, die ratlos an dem Bette standen und nicht zu begreifen schienen, wie es möglich war, daß ein junger, bis vor kurzem ganz gesunder Mensch, so schnell zusammenfallen konnte.

Nach einer unendlichen Zeit, in der sich die Krankheit abwechselnd hob und wieder beängstigend fiel, saß Mia wie täglich in seinem Zimmer, um jeden Augenblick seines Winkes gewärtig zu sein. Sie sah noch bleicher aus als früher — und man sah es ihren Augen an, wie abgesspannt sie durch die aufreibende Pflege war. In den langen Wochen war sie kaum aus den Kleidern gekommen. Eben saß sie und dämmerte untätig vor sich hin, als sich die Tür vorsichtig aufthat und ein leichter Schritt näher kam. In der Meinung, ein Mädchen hinter sich zu wissen, achtete sie nicht auf die Eintretende. Da fühlte sie sich im nächsten Moment stürmisch umarmt und geküßt. Erschrocken fuhr sie zusammen.

„Mia — —!“

„Agier . . .!“

Mia war aufgesprungen und zog die Javanerin rasch hinaus in das anstoßende Zimmer.

„Wie gut, daß Du kommst! Hat mein Brief Dich so schnell erreicht? Ich befürchtete schon, Du wärest bereits unterwegs auf See.“

„Zum Glück nicht. Doch sag, wie geht es ihm? Ist er schon lange krank und ist die Sache wirklich gefährlich? Wann wird der Arzt wiederkommen? Ich muß mit ihm reden.“

Mia berichtete über die Einzelheiten. Wodrinne hörte man ein schwaches Husten. Wie elektrisiert sprangen die beiden jungen Damen auf. Mia hielt Agier an der Tür zurück.

„Warte einen Augenblick, ich will zuvor sehen, wie es ihm geht. Werde ihn auf Dich vorbereiten.“

Fiebernd vor Ungeduld wartete Agier. Leises Sprechen drang zu ihr herüber. Sie mußte ordentlich an sich halten, daß sie nicht ungestüm in das Krankenzimmer eindrang und an sein Bett eilte.

Nach wenigen Minuten kehrte Mia zurück. Sie zeigte ein zuversichtliches Nicken und nahm der Kollegin Hände.

„Er fühlt sich ziemlich wohl, und er bittet Dich, zu kommen. Gehe — aber sei vorsichtig, denn er ist sehr krank.“

Agier ging. Ihr Herz klopfte stark, als sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, blieb sie eine Sekunde zögernd stehen. Hans Rheder sah ihr mit großen, glänzenden Augen entgegen. Hob seine Hände. Nun eilte sie zu ihm.

„Agier — Du bist es wirklich? Du?! O — es kann ja nicht wahr sein.“

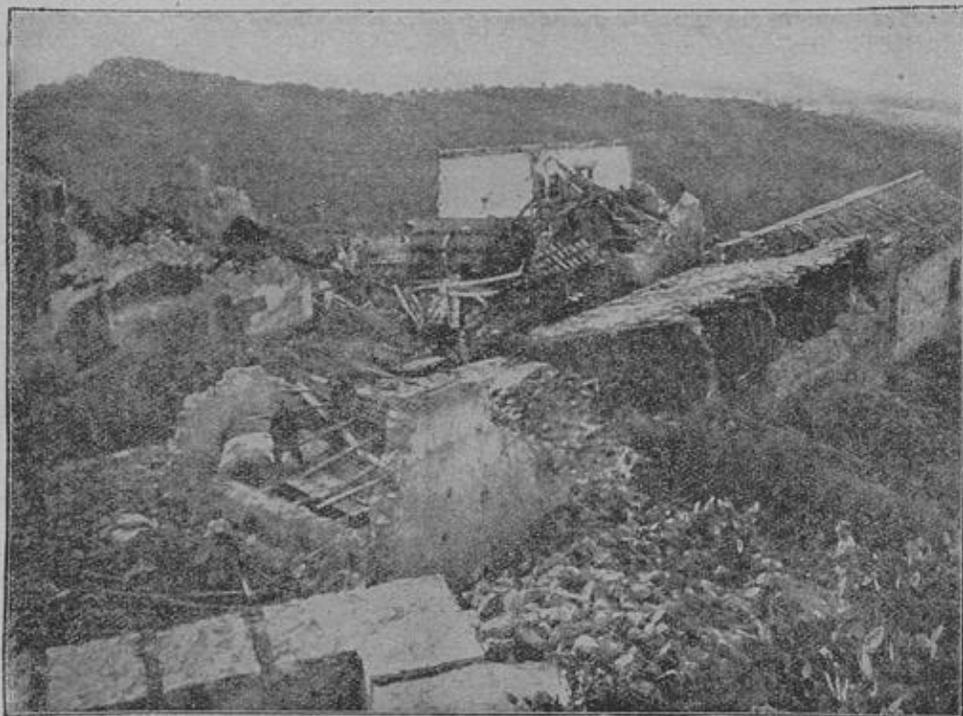
„Mein armer Hans.“

Er drückte ihre Hände an seine Augen und konnte vor innerer Bewegung nicht reden. Wie ein tiefes Schluchzen kam es aus seiner Brust.

„Du bist gekommen, weil Du weißt, daß ich sterben werde, nicht wahr?“

Der resignierte Ton seiner Stimme war erschütternd. Agier beugte sich weit über ihn.

„Nein, nicht weil Du sterben mußt, sondern weil Du leben wirst. Du wirst gesund sein . . . und wir werden glücklich sein. Glaubst Du das? Ich weiß, daß Du mich lieb hast, daß Du mich von der ersten Stunde an geliebt hast, wenn Du Dir das auch nie eingestehen wolltest. Du sträubtest Dich deshalb, weil Du weißt, daß ich reich bin — und weil es immer Dein Bestreben war, durch Deine Kunst über des Daseins Not hinwegzukommen. Ich habe Dich lieb, Hans. Und wenn zwei Menschen sich lieb



Das Erdbeben in Sizilien: Trümmer des völlig zerstörten Dorfes Linaera.

haben, dann muß jeder andere Gedanke zurüctreten. Versteht Du mich?"  
 „Ja, Agier! Alle meine Gedanken, meine Sehnsucht gehört Dir. Nun will ich gerne gesund werden, weil Du zu mir gehörst — für immer!“

## Mutterpflicht.

Von Maria Wüllen.

(Nachdruck verboten.)

Die Kindesseele ist ein Problem, ein ungelöstes Rätsel. In der Lösung desselben erweist sich die ganze Erziehungskunst der Mutter. Jedes Kind hat seine eigene Veranlagung. Glückselig die Erzieher, die mit Geduld und Liebe sich dieser Aufgabe widmen! Die Eigenart unserer Kinder muß uns lehren, sie zur Individualität und nicht zu Duzendmenschen zu erziehen.

Wie oft wird in dieser Weise geradezu gesündigt. Wenn Erzieher gar zu sehr bestrebt sind, den Ehrgeiz des Kindes zu dämpfen, oder gar das Temperament des Kindes zu unterdrücken.

Durch ihren Einfluß sollen sie versuchen, die Fehler der Kinder zu beseitigen, nicht aber ihre persönliche Eigenart. Die Erziehung soll das Tatkgefühl oder besser gesagt, die Herzengüte in der Kindesseele bilden. Liebe und Ausdauer vermögen hier, wenn nicht alles, so doch sehr viel. Es ist ein heiliges, schweres Amt, das Mutteramt.

Heutzutage, wo die Frauenbewegung in allen Schichten der Bevölkerung einsetzt, sollte man es vor allen Dingen nicht an

Die größte Aufgabe der Mutter ist es, den Charakter des Kindes zu stärken, Willenskraft und Überwindung in ihm groß zu ziehen. Es ist ja zu begrüßen, wenn unsere Frauen für die modernen Bestrebungen eintreten, aber sie sind doch in erster Linie Hausfrau und Mutter. Sonst kann es kommen, daß sie über die moderne Bewegung die körperliche und geistige Erziehung des Kindes vernachlässigen. Welch schwere Anklage für die Mutter, wenn ihre jung verheiratete Tochter ihr den Vorwurf nicht ersparen kann, wie unsäglich schwer ihr die späte Selbsterziehung geworden ist, um nicht ganz in der Ehe Schiffbruch zu erleiden.

Die Willenskraft ist dem Menschen Stab und Stütze, er kann im späteren Leben wohl straucheln, aber die Willenskraft läßt ihn nicht fallen und versinken.

Darum sollte die Mutter den Willen des Kindes in die richtigen Bahnen lenken. Was nützt alle Schulweisheit der Welt, wenn in der Stunde der Gefahr die Willenskraft versagt!

Die Mutter ist die wichtigste Stütze des Staates. Als Trägerin der Kultur hat sie die Verpflichtung, ihre Kinder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft, zu selbständigen, innerlich reifen Menschen zu erziehen. Nur auf diesem Wege wird es gelingen, der immer mehr um sich greifenden Verflachung und Oberflächlichkeit Einhalt zu tun und ein willensstarkes Menschengeschlecht heranzuziehen . . .

## Klaus Forstenbeck.

Erzählung aus dem  
 Freiheitskriege  
 von Werner  
 Granville-  
 Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Abendfriebe! —  
 Aus den Schornsteinen der strohgedeckten Bauernhäuser stiegen bläuliche Rauchwölkchen kerzengerade in die milde Frühjahrsluft, und unter der alten Dorflinde, deren Knospen schon machtvoll zu schwellen begannen, tanzten die Kinder ihren lustigen Ringelreihen.

In den Gemütern der Bauern aber herrschte dieser Friebe, den die sich neu verjüngende Na-

tur atmete, nicht. Auch in die Einsamkeit ihres Dorfes war ja die überraschende Kunde von dem völligen Zusammenbruch der großen Armee in der russischen Eiswüste gedrungen. Das war zu Ende des Jahres gewesen; aber seitdem hatten sich die Neuigkeiten Schlag auf Schlag gehäuft. Manches Gerücht war wohl stark übertrieben, ehe es auf seinem Wege von Stadt zu Stadt, von Mund zu Mund in dies weltverlassene, kleine Dorf gelangte; aber eins war gewiß: in dem solange von dem Korsen unterjochten Preußen, in dem unglücklichen Vaterlande, begann es zu gähren!

Schills mißglückter, auf so tragische Weise beendeter Zug war nur der Auftakt gewesen zu den folgenden Ereignissen, die mit der Konvention zu Taurroggen eingeleitet wurden und in der Abreise des Königs von der Hauptstadt nach Schlesien ihre Fortsetzung fanden.

Das waren so ziemlich die letzten Neuigkeiten, die im Dorfe bekanntgeworden waren.

So drängten sich die Bauern, wie fast jeden Abend, auch heute in der kleinen Gaststube des Dorfstubes. Mit erhitzten Gesichtern saßen sie um die weißgeschneierten Holztische und politisierten. Unter der niedrigen Decke wallte in dicken Schwaden der Tabaksqualm auf und nieder, so daß die Gesichter der Gäste wie in einen feinen Schleier gehüllt erschienen.

Bei aller Politik vergaß man aber auch das Zechen nicht, und der vierschrötige Wirt hatte genug zu tun, nur immer die schnell geleerten Gläser wieder zu füllen.

Am oberen Ende des Tisches, der nach altem Herkommen den Vollbauern gebührte, saß Noachim Schomaker, der Bauernvogt. Seine hohe Gestalt war schon etwas gebeugt; aber in dem klugen, von schneeweißen Haaren umrahmten Gesicht des Achtzia-



Duala, der wichtigste Hafenplatz Kameruns.

Aufklärung über das Mutteramt fehlen lassen. Sicher ist es zum mindesten ebenso wichtig, wie die Aufklärung über die Erbschließung der Berufsfragen der Frau. Gewiß würde nicht so manche leichtsinnige Ehe geschlossen, deren Folge Scheidung ist. Es ist statistisch nachgewiesen, daß in Berlin jede zehnte Ehe geschieden wird. In den übrigen Großstädten kommt auf jede 13. Ehe eine Scheidung. Solche Zahlen geben zu denken.

Nicht alle diese geschiedenen Ehen sind kinderlos. Wer übernimmt nun die Verantwortung für diese Kindesseele? Wie furchtbar, daß in einer solchen Ehe die Kinder nicht mehr vermögen, das Band zwischen den Eltern wieder zu festigen! Wie unsäglich traurig, wenn dem Kinde dadurch die glücklich sein sollende Jugendzeit verkümmert wird!

Warum kam in der Urgroßmutterzeit die Ehescheidung nicht so häufig vor wie heute? Man wird sagen, es liegt im Zeitgeist. Liegt es nicht zum größten Teil an der Erziehung? In früheren Zeiten legte die Mutter ihr Hauptaugenmerk auf die Erziehung ihrer Tochter zur Häuslichkeit, während es jetzt „modern“ ist, ihr einen Beruf zu bestimmen, gleichviel, ob sie sich dazu eignet oder nicht.

In einem jeden Berufe kann sich die Frau den Sinn für das Häusliche bewahren.

Woher kommen denn die vielen Enttäuschungen und die Unzufriedenheit bei in einem Berufe stehenden Frauen? Diese werden dann einfach von der Menge glatt damit bezeichnet: „Sie hat keinen Mann mitbekommen.“ Nein, die Erziehung der Mutter hat versagt, sie gab sich keine Mühe, die Eigenart ihres Kindes zu ergründen.

jährigen leuchteten ein Paar klare, graue Augen. Augenblicklich betheilte er sich nicht am Gespräch, sondern hörte aufmerksam zu, wie die Meinungen über das, was sich demnächst im Lande ereignen würde, aneinanderprallten. Einige der ganz klugen glaubten einen ewigen Frieden prophezeien zu können, weil nach ihrer Meinung der große Korje durch seinen Mißerfolg so entmutigt war, daß er für immer die Lust am Kriegsführen verloren hatte; die Erfahreneren unter ihnen aber sahen neue, drohende Kriegswolken am politischen Horizont auftauchen. Alle aber waren sich darin einig, daß dies der geeignetste Moment war, das kossische Joch abzuschütteln und den Kampf um die Freiheit aufzunehmen.

„So ist's!“ stimmte der Bauernvogt zu. „Und an uns soll es nicht liegen, wenn der richtige Augenblick verfliehet wird. Ich will gern mein Scherstein beisteuern zum Wohle des Vaterlandes; und Ihr andern habt ja auch durch Euer Kommen bewiesen, daß Euch das Schicksal Preußens nicht einerlei ist!“

„Und Jürgen Forkenbed? — er ist nicht gekommen!“ warf ein Bauer dazwischen.

„Ihm tut der Groschen leid, den er hier verzehren mußte,“ höhnte ein Nachbar von ihm; und ein noch ziemlich junger Volkbauer meinte verächtlich: „Was kümmert den alten Fils das Wohl und Wehe Preußens! — Wenn es ihm nur nicht an den Geldsack geht!“

Die Bauern in der Runde nickten verständnisvoll; der Vogt aber sagte ruhig: „Laßt ihn, denn wir vermessen ihn nicht weiter. Nur um den Jungen, den Klaus, tut es mir leid. Er hätte ein besseres Loos verdient, als seine Jugend bei dem ewig nödelnden Geizhals von Vater vertrauern zu müssen. — Ich bin nur neugierig, was er uns für Nachrichten bringt.“

Klaus Forkenbed war der einzige Sohn des Volkbauern Jürgen Forkenbed. Forkenbed galt als der reichste Bauer der Gemeinde; zugleich aber war er wegen seines Geizes im ganzen Dorf verhasst. Sein Sohn war das gerade Gegenteil des Vaters. Es schmerzte ihn tief, daß man seinem Vater so wenig Sympathien entgegenbrachte, und er suchte durch ein freundliches, gefälliges Wesen die erzürnten Bauern zu versöhnen. Allerdings durfte er den andern nur heimlich gefällig sein, denn der Vater sah die Nachbarn, die ihn ob seines Geizes verspotteten und verachteten, als seine geschworenen Feinde an, und hatte seinem Sohn jeglichen Umgang mit ihnen verboten. Offen gegen die Gebote des Vaters aufzutreten, wagte Klaus aber nicht, denn der Alte war ein richtiger Tyrann, mit dem nicht zu spaßen war. So hatte er sich denn auch heute in jugendlicher Begeisterung freiwillig erboten, nach der mehrere Wegestunden entfernten Stadt zu reiten und die neuesten Nachrichten ins Dorf zurückzubringen. Als der Vater sein Mittagsgeschlächchen hielt, hatte er heimlich das beste Pferd aus dem Stalle geholt und war davon galoppiert.

Je weiter der Uhrzeiger vorrückte, um so erregter wurde die Stimmung der Gäste im Krug, denn der reichlich genossene Alkohol begann schon seine Wirkung auszuüben. Hier und dort saßen kräftige Jäufte im Eifer des Disputes trachend auf die Tischplatte, und einige Jungburschen, die es sich in einer versteckten Ecke gemütlich gemacht hatten, begannen ein aufreizendes Freiheitslied zu singen.

Plötzlich verstummte wie auf Kommando aller Lärm.

Draußen wurde nämlich der Hufschlag eines galoppierenden Pferdes vernnehmbar, und gleich darauf hörten die Gäste, wie der Reiter vor dem Wirtshause hielt.

„Wah, das ist Klaus Forkenbed! Er hat sich scharf herangehalten, daß er schon von der Stadt zurück ist,“ meinte der Vogt und blickte gespannt nach der Thür.

Gleich darauf erschien ein junger, hochgewachsener Bursche auf der Schwelle. Nach allen Seiten fröhlich nickend, ging er direkt auf Joachim Schomaker zu und überreichte ihm die neuesten städtischen Zeitungen mit den ersehnten Nachrichten.

Der Vogt musterte wohlwollend das schweiß- und staubbedeckte Gesicht des Jünglings. Ihm kräftig die Hand drückend,

sagte er: „Vielen Dank auch, in aller Namen, Klaus Forkenbed! Hoffentlich bringst Du uns gute Nachrichten!“

Er strich sich bedächtig die Haarsträhnen aus den Schläfen und überflog die fettgedruckten Meldungen.

„Laut vorlesen!“ riefen ein paar vorlaute Stimmen vom Tische der Jungburschen herüber.

Joachim Schomaker ließ sich nicht stören. Erst als er einen Überblick über die wichtigsten, hier veröffentlichten Ereignisse zu haben glaubte, erhob er sich und sagte feierlich: „Freunde; der König hat am 15. März in Breslau eine feierliche Zusammenkunft mit dem Kaiser Alexander gehabt; — und am 17. hat er einen Aufruf an uns alle erlassen. — Hört!“

Und nun las er, unter Todeschweigen der Anwesenden, mit erhobener Stimme den Aufruf Friedrich Wilhelms III. an sein Volk. Wenn er auch äußerlich seine Ruhe behielt, so hörte man doch an dem vibrierenden Unterton seiner sonst so martigen Stimme, wie sehr ihn die Worte erregten. Als er geendet hatte und schweratmend das Blatt mit der inhaltschweren Botschaft sinken ließ, strahlte ein jugendliches Feuer aus seinen treuen Augen.

Einige Sekunden lastete noch tiefes, ergriffenes Schweigen über der Versammlung, dann aber brach ein Jubel los, so elementar, so erschütternd, wie man ihn diesen schlichten, bieder-

Bauern gar nicht zugetraut hätte. Man schüttelte sich gegenseitig die Hände, und über manche runzliche Wange stahl sich eine heimliche Träne der Freude und Begeisterung.

Nun war ja der große Augenblick gekommen, wo das gedemütigte Preußen sich auf sich selbst besann; nun konnte ja auch die Zeit nicht mehr ferne sein, wo die Morgenröte der Freiheit wieder am Himmel des Vaterlandes glänzen würde. —

Die Sterne funkelten schon längst am schwarzen Nachthimmel, als die Bauern endlich an den Aufbruch dachten.

Auch Klaus Forkenbed, der noch mit den Jungburschen ein paar Gläschen geleert hatte, machte sich auf den Heimweg. In der kalten Nachtluft zerflatterte der Mausch der Begeisterung, und er dachte mit einigem Herzklopfen an den Empfang, den der Vater ihm bereiten würde. Langsam, das Pferd hinter sich am Zügel führend, schritt er durch die einsame Dorfstraße dem väterlichen Hofe zu. Nur zuweilen erscholl das heifere Gelläuf eines Kettenhundes — sonst tiefe Ruhe. Etwas erhöht, zur Linken des Weges, lag das Anwesen des Vogtes. Ein stattlicher Besitz war es, der

sich wohl mit dem der Forkenbeds messen konnte. Vorne war alles dunkel; aber aus einem der rückwärtigen Fenster drang noch schwacher Lichtschimmer.

Klaus Forkenbed hielt einen Augenblick still und seine Augen hingen wie gebannt an dem erleuchteten Fenster.

Dort hatte Lina Rasch ihr Zimmer; Lina Rasch, das schönste Mädchen des Dorfes — seine heimliche Braut! —

Ihm fiel ein, was der Vater wohl sagen würde, wenn er erfuhr, daß er sich mit Lina Rasch versprochen hatte. Mit einem Mädchen, das weiter nichts besaß als ihre Reinheit und Schönheit, und die nach dem Tode ihrer verarmten Eltern ein Unterkommen in dem Hause ihres Onkels Joachim Schomaker gefunden hatte.

Er würde mich ja wohl aus Wut vom Hofe verstoßen und enterben! — dachte Klaus. Dieser Gedanke krampfte ihm das Herz zusammen.

„Gute Nacht, Lina Rasch!“ sagte er leise für sich und setzte bedrückt den Weg fort.

Richtig war der Vater noch wach und hatte natürlich längst das Gehen des Pferdes bemerkt. Er begann sofort einen Mordspektakel. — Wie er sich unterstehen könne, ohne seine, des Vaters, Erlaubnis das Pferd aus dem Stalle zu holen? Weinade zuhanden habe er das Tier geritten! Aber er sollte seinen Vater noch kennen lernen; — der gebe sein Eigentum nicht zu solchem Unsinn her. Die Freiheitsbegeisterung wolle er ihm schon austreiben; denn das seien nur Klauen, mit denen man keinen Pfifferling verdienen könne. Was sie denn auf ihrem



Professor Dr. S. Satata, der Rektor der Universität Tokio, in Berlin.

Dorfe überhaupt viel davon merken, ob die Franzosen oder die Preußen oben auf waren? — War nicht die letzte Ernte gut gewesen? Habe man nicht wieder einen schönen Haufen harter Zaler zu den übrigen in die Lade legen können? —

So eiferte der Alte, und Klaus hörte ihm schweigend zu. Dabei hatte er das Gefühl, als habe jemand seine heiligsten Überzeugungen mit plumper Hand in den Schmutz gezerzt.

Als er später noch wach im Bette lag und zum Fenster hinaus in den gestirnten Nachthimmel starrte, kam es ihm so recht zu Bewußtsein, wie unüberwindlich tief die Luft war, die ihn von seinem Vater trennte.

Da schloß er schmerzlich auf und vergrub seinen Kopf in die rot- und weißgewürfelten Kissen.

\* \* \*

Auf dem Hofe Jürgen Forkenbeds merkte man nicht viel von der freudigen Kriegsbegeisterung, die das ganze preussische Volk ergriffen hatte.

Alle wehrfähigen Männer des Dorfes, Bauernsöhne und Knechte, waren dem Rufe des Königs gefolgt und zu den Fahnen geeilt.

Nur Klaus Forkenbed war geblieben, wenn auch nicht aus freier Entschliessung. Auch er hatte den Vater gebeten, in den heiligen Freiheitskampf ziehen zu dürfen, wie alle seine gleich-alterigen Freunde; aber der Vater hatte nur mit harter, unbewegter Stimme gesagt: „Wenn Du mich jetzt im Stich läßt, wo keine Knechte zu bekommen sind, weil die Narren sich mit Gewalt von den Franzosen totschießen lassen wollen, dann sind wir für ewig geschiedene Leute und Du setzt mir keinen Fuß mehr über die Schwelle meines Hofes. Nun tu' was Du willst!“

In chnmächtiger Wut hatte sich Klaus gefügt. Es schmerzte ihn, vor den Jugendkameraden als Feigling dazustehen; aber dennoch wollte er sich mit dem Vater nicht ganz versöhnen. Wo sollte er auch hin, wenn der Vater seine Drohung wahr machte und ihn enterbte? — Dann stand er völlig mittellos in der Welt; dann konnte er nie daran denken, seine ebenfalls arme Braut heimzuführen.

So schwante er unentschlossen hin und her und quälte sich mit bangen Zweifeln. Die Gewißheit, daß man seine Beweggründe im Dorfe verkannte, raubte ihm die Ruhe und die Freude an dem väterlichen Besitz. Als er sich vor einigen Tagen in den Krug gewagt hatte, da hatte er wohl bemerkt, wie die Bauern ihn offensichtlich schnitten, und selbst der Vogt, der ihm sonst wohlgesinnt war, hatte kaum seinen Gruß erwidert.

Das war ein bitterer Schmerz für ihn, denn Joachim Schomaker hatte ihm helfen sollen gegen den Vater. Nun mußte er sehen, wie er sich alleine mit der heimlich Verlobten zum Ziele durchkämpfte. Der Gedanke an das liebreizende Mädchen, dem sein ganzes Herz gehörte, richtete seinen gesunkenen Mut wieder auf. Er beschloß, noch heute, bei Anbruch der Dämmerung, nach der alten Dorfsinde zu gehen. Dort hatten sie sich vorher oft getroffen. Allerdings, seit einigen Tagen ließ sie sich nicht mehr sehen; aber er dachte sich nichts Beunruhigendes dabei.

Als er sie jedoch auch heute nicht antraf, trotzdem sie, wie er wußte, nicht krank war, machte er sich auf den Weg nach dem Gehöft des Vogtes. Vielleicht gelang es ihm doch, einen Gruß von der Geliebten zu erschassen, oder gar ein paar Worte mit ihr zu wechseln.

In schmerzlichen Sinnen versunken, lehnte er an einer Pappel gegenüber dem Gehöft. Ein paarmal hatte er schon geflüstert; aber das rosige Gesichtchen mit der goldschimmernden Haartrone ließ sich nicht an dem bewußten Fenster blicken.

Plötzlich fuhr Klaus Forkenbed zusammen, und für einen Moment stockte sein Herzschlag.

Aus der Einfahrt trat nämlich der Vogt und kam geradeswegs auf die Pappel zu. Seine sonst so milden Augen hefteten sich schon von weitem finster auf den jungen Mann, der wie gebannt stehen blieb.

Kaum vermochte er die Mähe zu lästern, als der Alte hart vor ihm stehen blieb.

Joachim Schomaker bohrte seine Augen durchdringend in die Züge des kräftigen Burschen, der jetzt, irgendein Unheil erwartend, wie ein gescholtener Knabe vor ihm stand.

(Fortsetzung folgt.)

## Unsere Bilder.

Der neue Minister des Innern v. Loebell. (Unter den Linden in Berlin auf dem Wege ins Ministerium.) Der neue preussische Minister des Innern v. Loebell, der Nachfolger des auf den Statthalterposten der Reichslande berufenen Dr. v. Falkow, ist in der Reichshauptstadt eingetroffen und hat seine Amtsgeschäfte übernommen. Unsere Aufnahme zeigt ihn auf dem Wege zu seinem Dienstgebäude.

**Das Erdbeben in Sizilien.** Trümmer des völlig zerstörten Dorfes Linera, wo gegen dreißig Personen der Katastrophe zum Opfer fielen. Die geretteten Einwohner wohnen mit ihrer Habe unter Zelten und in Notbaracken, während das zu Hilfe geeilte Militär unter den Trümmern nach Verschütteten sucht. Die Zahl der Opfer des neuen Erdbebens bleibt zwar weit hinter der Unglücksziffer von 1908 zurück, weil das Erdbeben am Tage eintrat, während die meisten Bewohner außerhalb der Häuser waren; der an Gebäuden und Pflanzungen angerichtete Schaden ist aber dennoch sehr groß.

**Professor Dr. S. Takata, der Rektor der Universität Tokio, in Berlin.** Der japanische Rektor der Universität Tokio, Saneha Takata, befindet sich auf einer Studienreise durch Europa. — Er hält sich jetzt in Berlin auf, wo er die Universität und verschiedene andere Institute besichtigte. In der Begleitung des Rektors befindet sich der japanische Abgeordnete Gichi Masuda (links).



Lillian Nordica, eine der berühmtesten Sängerinnen unserer Zeit, starb in Batavia im Alter von 55 Jahren.

Lillian Nordica, die berühmte amerikanische Primadonna, ist vor kurzem auf einer Auslandsreise in Batavia auf Java verstorben. Sie begründete ihren Ruf durch ihre hervorragende Verkörperung von Heroinen aus den italienischen und französischen Meistern, um sich dann mit großem Erfolg der Darstellung Wagnerischer Frauengestalten zuzuwenden. Sie hat sich in Amerika und England wie auch in Bayreuth große Erfolge errungen.

Duala, der wichtigste Hafenplatz Kameruns, hat in den letzten Tagen den deutschen Reichstag lebhaft beschäftigt. Um gesunde hygienische Verhältnisse in Duala zu schaffen und um die Errichtung einer großen Europäerstadt zu ermöglichen, sollte die Eingeborenenbevölkerung etwa zwei Kilometer landeinwärts, getrennt von den Weißen, neu angesiedelt werden. Der Besitz sollte den Schwarzen vergütet oder gegen neuen ungetauscht, und ihre Hütten sollten ihnen dort wieder aufgebaut werden. Damit waren aber die Dualahäuptlinge nicht einverstanden, die sich infolge der Wertsteigerung ihres Grund und Bodens in der Europäerstadt im Laufe der Zeit ohne ihr Zutun große Gewinne versprochen hatten. Sie wandten sich an einen Berliner Rechtsanwalt, der ihre Forderungen beim Reichskolonialamt und beim Reichstage vertrat. Trotzdem genehmigte aber der Reichstag nach eingehender Debatte die Enteignung; für die Duala nahmen nur die sozialdemokratischen Abgeordneten Partei.



## Ernst und Scherz.

## Sprüche.

Es ist so leicht, so unfruchtbar, alles zu negieren . . . und sicher zu sein, daß man nie auf die Probe gestellt werden kann, selbst zu versuchen, es besser zu machen.

Das Mutterherz ist der schönste und unverlierbarste Platz des Sohnes, selbst wenn er schon graue Haare trägt — und jeder hat im ganzen Weltall nur ein einzig solches Herz.

## Sklaverei bei den Ameisen.

Das Sonderbarste, was die Wissenschaft von den Ameisen kennt, ist daß gewisse Gattungen andere sich unterwerfen und sie nötigen, als Sklaven zu arbeiten. Das Wertwüchtige daran ist, daß die Ameisen, die die anderen zum Feind zwingen, hellbraun oder rot sind, die Unterworfenen aber schwarz. Die Zeit, in der Ameisen ihre Sklaven einfangen, währt etwa zehn Wochen, wenn die Larven ausgewachsen sind. Sobald ein roter Haufen eine schwarze Kolonie entdeckt, werden Spione ausgesandt, um die Stellung der Schwarzen genau zu erforschen. Ist dies geschehen, zieht der rote Haufen auf den Fang aus, mit einer Vorhut von zehn oder zwölf Stück, die aber immer wechselt, denn sowie sie dem Armeekorps ein wenig vorgerückt sind, halten sie still und werden durch andere aus dem vorgerückten Haufen ersetzt. In weiten Umkreisen umzingeln die Angreifer die Kolonie der Schwarzen, doch so, daß diese sie nicht gewahren, bis sie so nahe, daß sie den Angriff beginnen können. Die Vorhut greift an und wird nicht selten von den Wächtern der Schwarzen getötet; augenblicklich hat sich aber in dem angegriffenen Haufen Alarm verbreitet, und zu Tausenden rücken die Schwarzen hervor und werden sogleich heftig von den roten Ameisen angegriffen. Von beiden Seiten wird aufs hartnäckigste gestritten, doch unterliegen gewöhnlich die Schwarzen, die sich dann in wilder Flucht in ihren Haufen zurückziehen. Die roten Ameisen umstellen jetzt den Haufen und wählen ihn auf, um hineindringen zu können und die Plünderung zu beginnen. Trotz der Verteidigung der Schwarzen rauben ihnen die Roten alle Larven,

die sie im Munde forttragen, sich in derselben Ordnung zurückziehend, wie sie auf den Raub ausgezogen sind. Die Larven werden im Neste der Feinde wie ihre eigenen behandelt und schützen sich, sowie sie ausgekrochen sind, zu allen Arbeiten an; sie bessern das Nest aus, machen die Aus- und Eingänge, sammeln Nahrung, füttern die Larven, tragen sie an die Sonne und tun überhaupt alles, was die Kolonie ihrer Herren nur nötig hat; die schwarzen Ameisen sind vollkommen die Sklaven der roten.

**Straßenpflaster aus Stampfbeton.** Für den Straßenoberbau wird schon seit längerer Zeit besonders in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit Erfolg Betonpflaster verwandt. Diese für stark

bube: „Ja, sein Herz und seine Hand haben seit gestern aufgehört zu schlagen.“

**Schwarz auf weiß.** Der Rubenbauer, Nazi, der vor einiger Zeit aus der Irrenanstalt entlassen worden, gerät im Wirtshaus mit seinem Nachbar in Meinungsverschiedenheit. „Berrückter Kerl! Narr!“ schimpft dieser auf ihn ein. — „Was,“ sagt der Rubenbauer. „I wär' a Narr?! . . . I bin ja der einzige im ganzen Dorf, der ein amtlich's Zeugnis hat, daß er geistig gesund is!“

**Von der Sekundärbahn.** „Hat's auf dieser Bahn schon einmal ein Unglück gegeben?“ — Schaffner: „Ei freilich, wir sind neulich auf einer Station pünktlich angekommen und da fiel der Vorsteher in Ohnmacht!“

**Grob und grob.** A.: Es wäre wirklich interessant, einmal zu erfahren, wieviel Sie eigentlich von ihrem Schädel haben!“ —

B.: „Na, jedenfalls nicht so viel, daß es zu einer Mahlzeit für Sie reicht!“

**Bei Tisch.** Vater: „Vortchen, wenn Du nicht ausissest, hole ich den Stod. Dort in der Ecke steht er.“ Am anderen Tage, als Onkel Franz zu Tisch war und für die Speise dankte, sagt Vortchen: „Du, Vater, in der Ecke steht der Stod.“

**Ausgeschloffen.** Dienstmädchen: „Sind die Eier, die Sie mir verkaufen, auch frisch gelegt?“

— Bäuerin: „Dös will i moan'n; oder glauben S', mei' Hühner leg'n faule Eier?“

**Vom Kasernenhofe.** Feldwebel (zu einem Einjährigen): „Na, Einjähriger, ehe Sie die Dressen kriegen, wird ein Insektenspulver-Fabrikant Hoflieferant!“

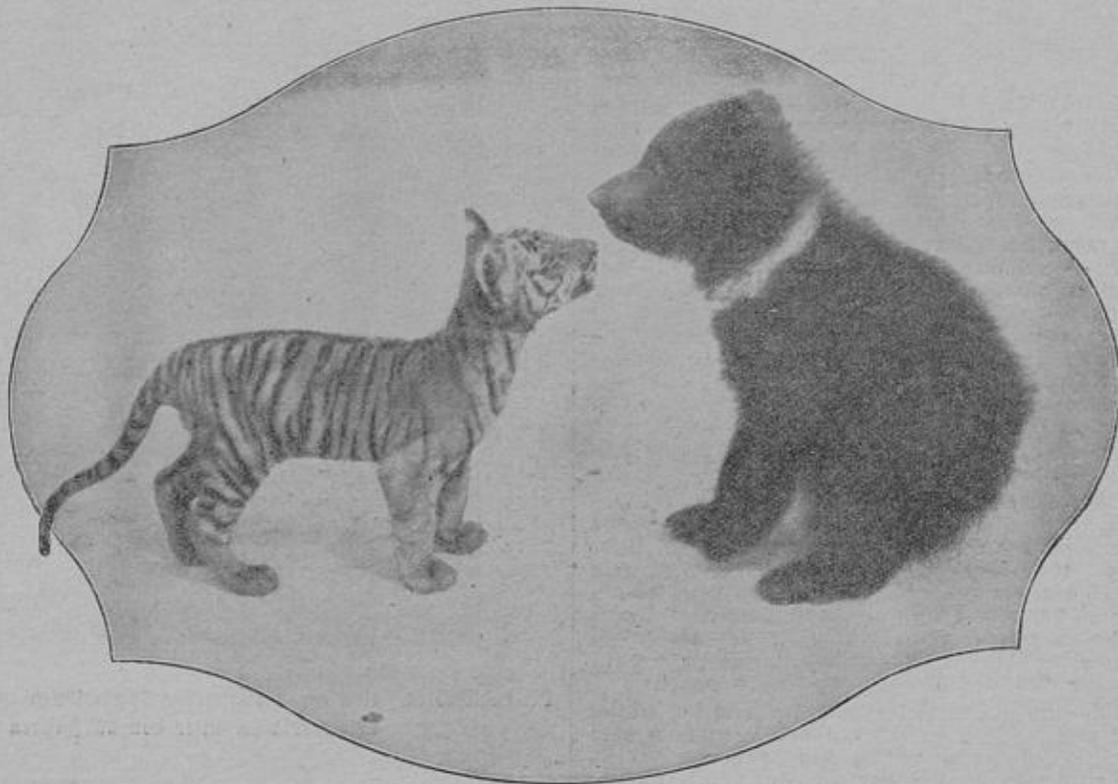
**Naiv.** Hausfrau: „Aber Marie, die kostbare Vase war es, die Sie zer schlagen haben? Ich dachte, es sei die blaue und freute mich schon.“ — Marie: „Das können Sie auch, gnä' Frau; die blaue ist nämlich auch kaput gegangen.“

## Rätsel.

Zeitabschnitt, Gegend und Maß —  
Also der Deutungen drei!  
Denke, und dann ist's ein Spaß.  
Fällt es nicht jetzt schon Dir bei?

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.  
Rästel.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Ges. vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
L. Kellen, Bredeneß (Nabr). Gedruckt u. heraus-  
gegeben von Fredebeul & Kornen, Ess. u. (Nabr).



Junger Tiger und junger Bär im Londoner Zoo.

befahrene Landstraßen und Stadtstraßen vorteilhafte Pflasterart empfiehlt sich als eine der billigsten, besseren Straßeneindeckungen. Wie der „Gesundheitsingenieur“ des Näheren ausführt, ist das Pflaster weder bei Regen noch bei Nebel schlüpfrig. Dabei ist es auch genug, daß nach den amerikanischen Versuchen ein recht starkes Neigungsverhältnis zulässig erscheint. Die Rauigkeit gestattet trotzdem ein leichtes Anfahren schwerer Wagen, allerdings ist die Dauerhaftigkeit bei anhaltendem, schwerem Verkehr gering, Risse lassen sich aber durch Anordnung von Ausdehnungsfugen und gutes Einwalzen des Bodens verhindern. Das Pflaster läßt sich rasch und billig ausbessern, ohne daß besondere Maschinenanlagen nötig sind. Es hat sich in Amerika die Gepflogenheit herausgebildet, bei neuen Straßen die Oberkante ungefähr 2—3 cm tiefer zu legen, als theoretisch notwendig wäre, um bei starkem Anwachsen des Verkehrs eine Asphaltdecke über den Beton legen zu können.

**Gründlicher Bescheid.** Herr: „Also Dein Weiser ist plötzlich gestorben?“ — Lehr-

# Düsseldorfer Sonntagsblatt

## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt



Nr. 24

Sonntag, den 14. Juni

1914

### Liane.

Novellette von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Auf der markisenüberdeckten Terrasse des Landhauses saß Liane in Gesellschaft der Hausdame beim Nachmittagee.

Die Frühlingssonne schien sommerlich warm auf die blühenden Bäume des Parkes und glitzerte über den Rhein, der unweit vorüberfloß. Der Garten führte bis an das Ufer hinab, und unten schaukelte ein weißes Motorboot, das dem Besitzer der Villa gehörte, auf den anschlagenden Wellen.

Ganze Duftwogen strömten von den Hyazinthenbeeten zur Terrasse herüber, und das junge Mädchen atmete diese Düfte mit tiefem Behagen ein.

„Sie sollten sich wirklich endlich dazu verstehen, diesen Spitzenschal um Ihre Schultern zu legen, Fräulein Liane.“

„Warum denn?“ erwiderte sie, „mir ist hinreichend warm.“ Über des jungen Mädchens Gesicht huschte eine Blutwelle. Wäglich richtete sie sich mit schneller Bewegung auf, horchte gespannt — Von Ferne scholl Musik herüber. Kam näher — „Hören Sie, Frau Kat —?! Was bedeutet das —?“

Liane sprang auf und lief zur Balustrade.

„Um Gottes willen — Fräulein Liane —!“

Unwillig wehrte das junge Mädchen ab.

„Hören Sie doch auf, mich andauernd als Sterbenskrante zu behandeln. Das macht den Gefundensten elend. Ich bin nicht krank! Ich versichere es Ihnen und allen Menschen, die mich mit allen möglichen erdichteten Krankheiten quälen — Ich fühle mich völlig gesund.“

Die ältere Dame seufzte und schüttelte den Kopf. Trotz der heftigen Worte Lianes legte sie um die schmalen Schultern ihres Schützlings einen kostbaren seidenen Schal.

„Der Herr Kommerzienrat wäre entsetzt, wenn er Sie in solch lustiger Bluse dem Wind ausgesetzt sähe.“

Die Musikanten kamen jetzt unter den schattigen Chausseebäumen hervor. Voran ein paar Reiter in hellen, leuchtenden Reitkots. Die Pferde waren mit grellbunten Stoffen reich behangen und tänzelten nach dem Takt der Musik. Ein kleines

Häuflein seltsamer Menschen folgte. Clowns mit unmöglichen Kleidungsstücken — Tänzerinnen in verwitterten Plüschkleidern und verhärmtten, schlecht bemalten Gesichtern. Einige halbverhungerte Tiere, ein unsagbar trauriger Böttelbär, einige magere Hunde, ein lahmes Zebra und ein Strolodil, das sich in einem Räderkäfig von einem Hunde ziehen ließ und dessen Ausrufen den Anschein erweckte, als ob es eben sein letztes Stündlein erlebte. —

Mit mächtigen Pauken, die weithin durch die Frühlingsstille dröhnten, hellen Fanfarenklängen und einem alles überlötenden Geschrei bewegte sich die Truppe vorwärts.

„Ich bitte Sie, Fräulein Liane, die Leute werden bereits aufmerksam auf Sie. Wer weiß, mit welchen Plänen sich das Gesindel herumträgt.“

Einer der Vorreiter, ein Rigeuner mit heißflamenden Augen, drängte sein Roß an die Terrasse heran, nahm den Hut ab und hielt ihn mit bittender Geste der jungen Dame hin.

„Eine Gabe — schönes Fräulein — für arme wandernde Rigeuner.“

Liane entnahm ihrer Silbertasche ein Geldstück.

„Dank — schönsten Dank — schöne Dame.“ Er schwenkte seinen Hut und lachte. Liane gab dem Pferd einige Zuckersüßchen. Langsam bewegte sich der bunte Zug weiter. Amüsiert schaute ihm Liane nach, während Frau Kat in den Hintergrund getreten war und sich verzweifelt bemühte, Liane von diesem Anblick abzubringen.

„Ach, sehen Sie nur, dieses arme kleine Wesen!“

Neugierig kam die Hausdame näher. Neben einer fragwürdigen weiblichen Erscheinung trippelte ein etwa dreijähriges Mädchen, dessen schmutzige nackte Beinchen blutig und zerrissen waren. Das braune Gesichtchen zeigte deutliche Tränenpuren.

Ehe die ältere Dame es verhindern konnte, war Liane die wenigen Stufen hinuntergeeilt und beugte sich neben dem Kinde nieder. Zutraulich schaute die Kleine auf, und als Liane sie jetzt sogar auf die Arme nahm, schlang das Kind seine Armchen fest um der jungen Dame Hals.

„Sie hat mich lieb, die Herzige.“ rief Liane. Dann wandte sie sich an die Frau, die stehen geblieben war und in ihren bunten Fetzen einen merkwürdigen Kontrast zu der weißgekleideten Liane bildete.



Kaisertage in Wiesbaden: Die Huldigung der Schulkinder vor dem Kaiser.

„Sie hat mich lieb, die Herzige.“ rief Liane. Dann wandte sie sich an die Frau, die stehen geblieben war und in ihren bunten Fetzen einen merkwürdigen Kontrast zu der weißgekleideten Liane bildete.

„Sind Sie die Mutter des Kindes?“

„Nein,“ antwortete die Frau, „die ist tot. Wir ließen sie irgendwo unterwegs. Das Kind, die kleine Ruschla, haben wir aus Mitleid mitgenommen. Es wollt' sie ja keiner . . .“

„Lassen Sie das Kind vorerst hier. Ich werde nachher selbst zu Ihnen kommen und das Erforderliche veranlassen, um sie ganz zu übernehmen.“

Ein Geldstück half schnell über die Trennung, die sich nicht sehr schmerzlich gestaltete, hinweg. Bald war es wieder ruhig auf der Straße. Fern und ferner verklang die Musik . . .

Liane hatte das Kind auf die Terrasse hinaufgetragen und es in die weichen Kissen eines Korbsessels gesetzt. Die dicken, fleischigen Händchen hielten zwei Klüppelstücke, in die sie nicht hineinzuubeißen wagte. Vor ihr kniete Liane und strich kosend über das braun-schwarze Lockenhaar.

„Du mein Süßes — — Du wirst jetzt immer bei mir bleiben.“

Das Kind nickte glücklich.

„Aber, Fräulein Liane — es ist ja unerhört. Sie tragen das Kind! Sehen Sie nur, wie schmutzig es ist — — wenn der Herr Kommerzienrat . . .“

Liane hörte nicht auf das Lamento. Sie klingelte und befahl dem eintretenden Mädchen, Wasser und Seife zu bringen. Als sie die Beine wusch, bemerkte sie erst, wie verlegt sie waren.

„Lassen Sie einen Arzt bitten, Frau Rat. Man kann die Kleine nicht so laufen lassen.“

Lieblosend streichelte sie das Zigeunerkind.

„Du liebe Ruschla. — Willst Du immer bei mir bleiben — ? Ja? Du wirst schöne Puppen haben und Hunde und Pferde und alles was Du willst . . .“

„Ja — immer bei Dir bleiben. Du bist so schön — und so fremd.“

„Gnädiges Fräulein. Der Herr Doktor ist da,“ meldete das Mädchen.

„Führen Sie ihn her —.“

Im nächsten Moment stand ein hochgewachsener eleganter Mann vor Liane. Er verneigte sich tief.

„Sie stehen mich rufen, gnädiges Fräulein — Doktor Winter . . .“

„Jawohl. Ich habe hier nämlich ein herziges kleines Mädel . . . Sehen Sie nur diese wundren Füßchen . . . Herr Doktor.“

In diesem Augenblick trat Lianes Vater auf die Terrasse. Er staunt blickte er auf die Gruppe.

„Nanu — was geht denn hier vor . . .?“

Die Hausdame erklärte die Situation.

„Aber, mein Gott, Kind, Liane — was tust Du — ? Bedenke doch — bei Deiner zarten Konstitution —!“

Liane hob ihre schlanke Gestalt. Es ging etwas Kraftvolles, Selbstbewusstes durch ihre Glieder. Ihre Wangen waren leicht gerötet.

„Wir haben eine kleine Hausgenossin, Papa . . . Ich will das Kind behalten.“

„Unmöglich, Liane — — —“

„Lieber Papa —!“ Ihre Stimme hatte eine ungewohnte Festigkeit, die den Vater überraschte, zugleich aber auch erschreckte. So war auch Lianes Mutter gewesen. Manchmal eigentümlich bis zum Außersten. Auf ihren Willen beharrend — um dann nach kurzer Zeit, matt wie ein zerflattertes Rosenblatt, hinzusinken —. Liane hatte der Mutter Wesen geerbt. — Aber nicht minder ihr Leiden, das sie unfähig machte, den Stürmen des Lebens zu trotzen. Und nun wollte sie sich solche Würde aufladen! Ein fremdes Kind, dessen Herkunft man nicht ahnte. Nein. Diesen Gedanken mußte er der einzigen Tochter ausreden . . .

„Lieber Papa — ich kenne keinen schärferen Wunsch, als das Kind zu behalten. Bei den Leuten werden wir kaum auf Widerstand stoßen. Sie sind froh, das ihnen lästige Anhängsel los zu werden. Ich will eine Lebensaufgabe haben. Et was, worauf ich mein Leben aufbauen kann, das mich in Anspruch nimmt . . .“

Sie hatte so begeistert gesprochen, daß der Vater betroffen stehen blieb und sie wortlos ansah. Die Hausdame sandte verzweifelte Blicke umher, und der junge Arzt sah interessiert — hingerissen — auf das schöne Mädchen, das so eigenwillig auf die Ausföhrung ihres Wunsches beharrte.

Ruschla kuschelte ihr Köpfchen in Lianes Arme und schlief alsbald ein. Vorsichtig trug Liane die Kleine ins Haus. Nachdem sie sich entfernt hatte, wandte sich der Kommerzienrat an den Arzt.

„Ich bin ratlos, Herr Doktor — — sehen Sie doch, ob Sie meine Tochter nicht von der unsinnigen Idee abbringen können. Ich will ja sehr gerne meinetwegen die Kleine irgendwo unterbringen. Dann kann Liane sie ja so oft sehen wie sie nur mag — aber hier im Hause, unmittelbar bei meiner Tochter —. Ich muß gestehen, dieser Gedanke ist mir mehr als unbehaglich . . .“

„Darf ich die Ursache erfahren, Herr Kommerzienrat, weshalb Ihnen dieser Gedanke an das fremde Kind unangenehm ist?“ fragte Doktor Winter.“

„Meine Tochter, Herr Doktor, ist krank. Wir hüten sie wie eine kostliche Blume. Sie hat den größten Teil ihres Lebens im Süden verbracht. Meine Frau war gerade so wie sie — — Der Tod entriß sie mir nach kurzer Ehe — — und ich habe nichts als meine Tochter. Nun begreifen Sie, wie unsagbar peinlich mir die stete Gegenwart des Kindes ist — —“

„Allerdings. Aber — — ich meine — wenn man das gnädige Fräulein zum erstenmal sieht — — man hat durchaus nicht das Gefühl, eine Kranke vor sich zu sehen. Jede Bewegung — jeder Ausdruck ihrer Züge spricht von verhaltener Kraft. Was ihr fehlt, ist Training — — Sie müßte Sport treiben.“

„Um Gotteswillen —! Was denken Sie — ? Nein — nein — — Sie sind noch jung, Herr Doktor, und begreiflicherweise fehlt Ihnen die Erfahrung . . . aber tun Sie mir den Gefallen und reden Sie nicht von Sport zu meiner Tochter. Sie würde begeistert diese Idee erfassen — — und ihr zarter Körper . . .“

„Würde aufblühen, Herr Kommerzienrat . . .“

Liane erschien wieder.

„Sie schläft so süß, Papa. Ich lege sie in mein Bett . . .“

„Kindchen — — — der Herr Doktor meint,“ hub der Kommerzienrat vorsichtig an — —

„Meinen Sie lieber nichts, Herr Doktor, wenn wir gute Freunde bleiben wollen. Da Sie vermutlich Ihren Besuch häufig wiederholen müssen, wäre es sehr unerquicklich, wenn unsere Ansichten auseinander gingen. Ich behalte Ruschla . . .“

Jeder neue Einwand scheiterte an dieser Alternative. Der Doktor verabschiedete sich und

der Kommerzienrat wollte sich ins Haus begeben.

„Machst Du eine Autofahrt mit, Liane — —?“

„Heute nicht. Ich muß alle Augenblicke nach der Kleinen sehen — —“

Wie sie so da stand, von der Sonne umschmeichelt, den Kopf frei und stolz gehoben, sah der Vater zum erstenmal, daß sie eigentlich gar nicht einen so sterbenskranken Eindruck machte, wie der Sanitätsrat immer konstatiert hatte. Es lag etwas verhalten Kraftvolles in ihr, das nach Betätigung verlangte.

Ruschla war ernstlich erkrankt. Eine heftige Diphtheritis erschütterte den kleinen, schlecht genährten Körper. Oftmals schien es, als ob sie die Krankheit nicht überleben würde. Liane pflegte sie mit leidenschaftlicher Aufopferung. Keine Bitten rührten sie, die Pflege einer Krankenschwester zu überlassen. Sie wich nicht vom Lager des Kindes. Der Arzt kam täglich mehrere Male. Liane erwartete sein Kommen mit gesteigerter Sehnsucht. Von seinen Lippen, aus seinen Augen las sie angstvoll, wie es um die Kleine stand.

Als diese nach langen Wochen wieder genesen war und mit Liane, die sie „Mutter“ nannte, durch den Garten spazierte,



Erzbischof Dr. von Hartmann in Köln,  
wurde zum Kardinal erhoben.

wurde sie plötzlich ohnmächtig. Man trug sie ins Haus — ließ den Arzt rufen, der auch nach kurzer Zeit erschien. Unterdes erging sich der Kommerzienrat in den bittersten Selbstvorwürfen. Der Arzt beruhigte ihn, als er die Kranke untersucht hatte. Es sei nichts Belangvolles. Die aufreibende Pflege hätte sie allerdings heruntergebracht. Er wisse aber bestimmt, daß absolut kein Grund zur Befürchtung vorliege. In einigen Tagen würde sie wieder frisch und gesund sein. Er habe sie sehr eingehend untersucht und nicht die geringste Spur eines erblichen Leidens gefunden.

In der Tat erwies sich die Krankheit Lianes als das Ergebnis einer grenzenlosen Erschöpfung, die durch absolute Ruhe wieder sehr bald gehoben war.

Sie konnte wieder Stunden im Freien verbringen, und wenn sie auf der Terrasse saß und verträumt über den sonnigglänzenden Rhein schaute, dann stahl sich wohl manchmal ein kleines weiches Lächeln in ihre Hand, und eine liebe feine Stimme sagte zärtlich: „Meine süße Mama . . .“

Glücklich nahm sie dann das Kind auf ihren Schoß und drückte es an sich. Aber solche Szene kam einmal Doktor Winter, der jetzt häufig Gast in der Villa war. Er blieb betroffen in einiger Entfernung stehen, ohne von Liane gesehen zu werden.

So hatte er sich stets sein Glück ersehnt. So ein echtes wahres Sonntagsglück — voll ungetrübten Harmonien — an der Seite eines solch opferfreudigen Weibes — dieses Weibes — Er liebte Liane —. Aber nie durfte er es wagen, zu ihr

„Ja — fast so wie Mutti — —. Sag' mal, Onkel Doktor — Du gehst immer wieder fort. Warum bleibst Du denn nicht bei Mutti — —. Das wäre doch so schön — —.“

Doktor Winter schaute Liane an, die den Kopf tief gesenkt hielt. Er sah, wie eine Blutwelle über ihren schlanken weißen Nacken lief, und diese Wahrnehmung erfüllte ihn mit unendlicher Freude.

„Frage Mutti mal, ob ich bleiben darf, kleine Ruschka. Ich wäre ja so glücklich, wenn sie „ja“ sagte — —.“

Das Kind klatschte in die Händchen.

„Paß' auf, Onkel Doktor, wie ich's mache,“ flüsterte sie, „ich gebe ihr einen ganz festen Kuß — und dann sagt sie „ja.“ — Wenn ich sie küsse — sagt sie immer ja —. Aber ich weiß was Schöneres — —.“ Sie dachte einen Augenblick nach — —. „Du mußt zu ihr gehen und sie ganz tüchtig küssen — und dann sagt sie auch ja — —! Du sollst es sehen.“

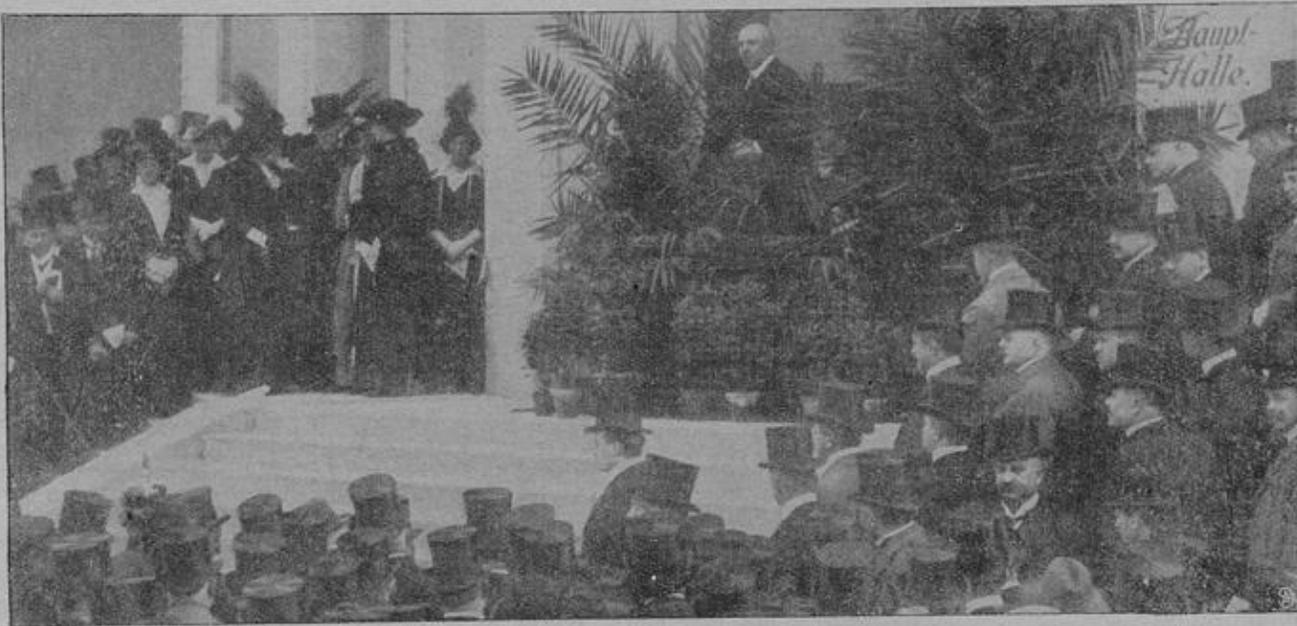
Doktor Winter war aufgesprungen. Liane saß mit erregt klopfendem Herzen. — Sie wußte, nun würde er das entscheidende Wort sprechen.

„Darf ich wiederkommen und bald immer hier sein?“ fragte er beklommen.

Sie schlug die Augen zu ihm auf. Dann nickte sie lachend. „Ich habe so lange darauf gewartet.“

„O — Du — Du Liebste —!“

Ruschka tanzte vor Vergnügen, lief ins Haus zu Lianes Vater und rief strahlend:



Die Eröffnung der Werkbundausstellung in Köln: Oberbürgermeister Wallraf spricht.

von dieser Liebe zu reden. Er mußte sie im Herzen tragen und sich an ihr verbluten — — denn sie empfand sicher nichts mehr für ihn, als gute, offene Freundschaft — — —

Liane hielt das Kind fest umschlungen.

„Weißt Du, Mutti, wen ich am liebsten habe?“ fragte Ruschka schelmisch.

„Nein — wen denn —? Ich bin furchtbar eifersüchtig — mußt Du wissen.“

Ruschka lachte.

„Dich, Mutti — — und dann — soll ich's sagen —?“

„Natürlich sollst Du —“

„Den Onkel Doktor —“

Liane erglühte. Ihr Herz war so erfüllt von heißer Liebe zu ihm, daß es sie erschreckte, als das Kind genau so empfand wie sie —.

Doktor Winter war näher gekommen und hatte des Kindes Worte vernommen.

„Gnädiges Fräulein.“

Liane schaute auf.

„Ah — Sie — —. Woher kommen Sie so unvermutet —?“

„Auch unerwartet — —?“

Sie schwieg und mied seinen Blick. Wie merkwürdig. Ihre Gedanken hatten sich ganz intensiv mit ihm beschäftigt, und nun stand er plötzlich vor ihr — —

„Kleine Ruschka — komm' einmal zu mir,“ sagte er.

Ruschka kletterte auf seinen Schoß und legte ihre Arme zärtlich um seinen Hals.

„Lieber Onkel Doktor — —?“

„Hast Du mich denn wirklich lieb —?“

„Onkel Doktor hat die Mutti geküßt — —! Er will immer hier bleiben, sagt er — — O — ich freue mich so sehr.“

Der Kommerzienrat erhob sich, wie erlöst, aufatmend. Jetzt wußte er erst, daß sein Kind keine ängstlich zu behütende Treibhausblume war, sondern ein gesundes, lebenverlangendes Menschenkind. Alle Geipenster wichen, und freudig trat er in die Sonne hinaus, die leuchtend und warm auf das glückliche Paar schien . . .

## Klaus Fortenbed.

Erzählung aus dem Freiheitskriege von Werner Granville-Schmidt.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Klaus Fortenbed,“ begann Joachim Schomaker dann ruhig, aber in strengem Tone, „ich habe schon längst bemerkt, wie es zwischen Dir und meiner Nichte steht — oder glaubst Du vielleicht, uns Alten überdöseln zu können? Ich hätte Dir übrigens auch nichts in den Weg gelegt; denn Du schienst mir ein braver Bursche zu sein. Jetzt liegt die Sache aber anders! Du hast Dich als ein Feigling erwiesen, dem sein Leben höher steht als sein Vaterland. Einen Schatz in Ehren hätte ich der Lina nicht verboten; aber mit so einem Burschen, wie Du bist, soll sie nicht gehen. Auch sie will von Dir nichts mehr wissen; — das kann ich Dir schon jetzt versichern; denn ich weiß, daß das Mädel etwas auf sich hält! — So, jetzt weißt Du wohl, woran Du bist, und läßt Dich hier bei meinem Hofe nicht wieder sehen! Nimm Du Dir nur ein Mädchen, das Deinem Vater recht ist; denn das paßt auch am besten zu Dir!“ —

Der Bogt wandte sich schroff um und ging wieder nach dem Hofe hinaus.

Klaus Forkenbed blieb wie erstarrt stehen. Ein quälendes Weh, eine brennende Scham erfüllte sein Inneres. Er hatte etwas zu seiner Verteidigung vorbringen wollen, aber die Zunge war ihm wie gelähmt. — Also, auch die sollte er verloren haben, die er am meisten liebte? — Nein, das konnte ja nicht sein! Lina Rasch mußte doch verstehen, daß er nur um ihretwillen blieb, denn wenn er dem Vater trogte und zu den Fahnen eilte, dann würde er enterbt, und dann zerfielen auch seine ganzen Träume von einem künftigen Eheglied auf eigener, freier Scholle. — Zwei Tränen rollten langsam über die Backen des jungen Mannes.

Wie von einem wüsten Traum befangen, taumelte er davon, dem Hause zu.

Allmählich aber wurde er etwas ruhiger und überlegte. — Noch war ja eigentlich seine Hoffnung nicht ganz zerstört. Hatte der Bogt nicht selbst zugestanden, daß er nur glaubte so zu sprechen, wie auch seine Nichte dachte? Und konnte sich Schomater nicht doch irren? —

Ein schwaches Hoffnungsgefühl glommt wieder in Klaus empor. Er mußte selbst mit dem geliebten Mädchen sprechen. Ehe er nicht aus ihrem eigenen Munde hörte, daß sie ihm seines Bleibens willen den Laufpaß gab, glaubte er den Worten des Bogtes nicht.

Aber wie die Geliebte treffen, wenn sie aus eigenem Antrieb oder auf Befehl des Onkels nicht mehr zu den abendlichen Spaziergängen erschien?

Da blieb nur ein Ausweg. Lina, die im Hause des Onkels fleißig mitwirkte, ging täglich zum Wasserholen nach dem kleinen Quellsbach, der ein ganz besonders gutes Wasser führte. Diese Quelle aber lag hart neben dem Forkenbedschen Hofe. Nie hatten sie sich dort bisher gesprochen, weil dann Jürgen Forkenbed leicht hinter ihr Geheimnis gekommen war. Morgen aber, wenn Lina Rasch an der Quelle schöpfte, wollte er sie zur Rede stellen. Er mußte Gewißheit haben, wie sie ihm gesinnt war; mochte kommen was da wollte!

Sonnig und frühlingstrotz brach der kommende Tag an. Klaus Forkenbed hatte die Nacht schlecht geschlafen. Nun war er schon vor Tag und Tau auf, weil ihn die innere Unruhe nicht länger im Bette litt.

Endlos lang verstrichen ihm die ersten Morgenstunden. Je näher die Zeit rückte, da Lina sonst zur Quelle gekommen war, um so mehr wuchs die peinigende Unruhe in ihm. Immer wieder quälte ihn die Furcht, die Geliebte könnte auch den Gang zur Quelle aufgegeben haben, nur um ihm aus dem Wege zu gehen.

Er stand gerade auf dem weiten Hofplatz und half dem Vater, der einen beschädigten Pflug zurechtbastelte, da sah er sie in der Ferne mit ihren Eimern kommen.

„Einen Augenblick!“ jagte er hastig und ließ den Pflug los. „Wo willst Du hin?“ knurrte der Vater ärgerlich; aber Klaus war schon außer Hörweite.

Verwundert folgten ihm des Vaters verkniffene, lauernde Augen.

Atemlos kam Klaus Forkenbed bei der Quelle an. Als Lina Rasch ihn heraneilen sah, zuckte sie erschreckt zusammen. Im ersten Augenblick schien es, als wollte sie die Flucht ergreifen; dann aber blieb sie ruhig stehen und erwiderte seinen Gruß mit einem zagenden Kopfnicken.

„Lina,“ preßte Klaus ohne weitere Einleitung hervor, „ist es wahr, was Dein Onkel sagt? — Du willst mich laufen lassen? — Ich bin Dir nicht mehr gut genug?“

Ein tiefes Rot färbte das liebliche Mädchengesicht. Linas Kopf senkte sich tiefer, so daß die Sonnenstrahlen ihr Haar wie blinkendes Gold aufleuchten ließen.

Leise entgegnete sie: „Ja, Klaus, Onkel Joachim hat recht; ich kann nicht mehr Dein sein! Ich kann nur einen Menschen lieben, der tapfer ist; aber nicht einen, auf den sie nachher mit Fingern zeigen. Du bist der einzige Jungbursche aus dem Dorfe, der hier geblieben ist, und ich schäme mich so um Deinetwillen vor Onkel Joachim und den Freundinnen. Wenn sie von ihren Schätzen erzählen, die jetzt so tapfer für die Freiheit kämpfen,

dann möchte ich am liebsten in die Erde versinken; denn sie wissen ja doch längst, daß wir zusammen versprochen waren. Auch Onkel Joachim würde mich verachten, wenn er sieht, daß ich so denke wie Du! — und er hat Dich so gerne gehabt.“

Eine Träne perlte aus den blauen Augen des Mädchens. Klaus Forkenbed biß die Zähne zusammen. Er hätte die Geliebte in die Arme nehmen mögen und trösten, denn er fühlte wohl, daß auch sie schwer unter dieser Trennung litt. Aber erst mußte alles klar zwischen ihnen sein, ehe er sie wieder an sich ziehen durfte.

„Lina,“ flehte er, „ahnst Du denn nicht, warum ich geblieben bin?“

Und als sie in schüchternen Frage die Augen ein wenig hob, fuhr er eindringlicher fort: „Nur um Deinetwillen, Lina! Du weißt doch, ohne Vermögen können wir uns nie heiraten. Wenn ich aber fortgehe, enterbt mein Vater mich, und dann wäre ich so arm wie Du. Sieh, ich hatte es mir so schön gedacht, wie schön es würde, wenn Du einmal als Bäuerin auf unserm Hof einziehen würdest. Wie glücklich könnten wir dann leben.“

Das junge Mädchen schüttelte traurig den Kopf. „Ich könnte nie glücklich werden, wenn die Leute verächtlich sagen könnten: Seht, das ist der feige Bauer, der hier blieb, als wir alle ins Feld zogen! Nein, lieber will ich einen armen Burschen, mit dem ich radern und arbeiten muß, wenn er nur brav ist!“

„Also, Dir liegt gar nichts daran, daß ich den Hof für uns behalten wollte? Was soll aber aus uns werden, wenn mein Vater mich enterbt? Dann sind wir ja ganz hoffnungslos!“

Ein quälender Schmerz zitterte in der Stimme des Burschen.

Da hob Lina Rasch den Kopf und blickte ihm voll in die Augen.

„Was macht das, Klaus Forkenbed? Sind wir nicht beide jung und kräftig. Den Hof hättest Du doch mit einer andern teilen müssen; denn Dein Vater würde nie zugeben, daß Du ein armes Mädchen als Bäuerin auf den Hof bringst. Ich verzichte gern auf den Hof, und wenn Du mich wahrhaft liebtest, würdest Du ihn auch entbehren können!“

„Und wovon sollten wir denn leben? — Sollte ich als Knecht gehen?“ forschte Klaus leise.

„Der liebe Gott wird uns schon helfen!“ entgegnete das Mädchen schlicht. „Er verläßt die nicht, die auf ihn vertrauen.“

Klaus Forkenbed blickte vor sich nieder. Sein Inneres war der Tumultplatz der widerstreitendsten Gefühle. Er dachte an die Kämpfe, die ihm bevorstanden, wenn er ins Feld zog und sich dadurch mit dem Vater entzweite; er dachte aber auch an den hohen, lieblichen Preis, der ihm winkte, wenn er mit kühnem Entschluß die Brücken hinter sich abbrach. Schwer drückte es ihm, den Hof der Väter im Stiche zu lassen; schwerer aber noch, auf die bräutliche Geliebte zu verzichten und das Zeichen der Feigheit wie ein Schand-

mal mit sich herumzutragen. Und wenn sie recht hatte — wenn, was er selbst schon oft innerlich befürchtet hatte, der Vater seine Einwilligung zur Ehe nicht geben würde? Dann war ihm die Geliebte ja doch verloren, und er hatte umsonst den Makel der Feigheit auf sich genommen. —

Seine Gestalt straffte sich; seine Blicke suchten ihr Gesicht, als hoffte er, aus den reinen, geliebten Zügen die Kraft zu schöpfen, die ihm jetzt so bitter not war.

Ob das junge Mädchen ahnte, was in ihm vorging? — Auch sie hob die Augen, aus denen ihm eine aufmunternde, beglückende Verheißung entgegenleuchtete.

Mit jähem Impuls streckte er ihr die Rechte hin. „Lina, Du sollst Dich nicht mehr um meinetwillen schämen brauchen — ich werde zu den Fahnen gehen und für mein Vaterland kämpfen. Willst Du dann, wenn ich zurückkehre, der schönste Siegespreis sein?“

Ein liebliches Erröten färbte Linas Wangen. Sie zog einen schmalen Silberreif vom Finger und reichte ihn dem Geliebten. „Hier, Klaus, er ist ein teures Andenken an meine Mutter. Nimm ihn! — Er möge Dir ein schützender Talisman im Kampfe sein, und Dich alle Zeit daran erinnern, daß ich Deiner in Liebe und Treue harre — bis Du mich zum Weibe begehrst!“

„Lina!“ — mit einem Jubelschrei zog er die schlanke Gestalt in seine Arme.



Rosa Poppe, Königl. Preussische Hofchauspielerin.

Plötzlich riß sie ein scheltender Ruf aus ihrer Selbstvergessenheit. Jürgen Forkenbed stand in der Hofeinfahrt und drohte wütend mit erhobener Peitsche.

„Leb wohl, Lina! — Bleibe mir treu, wie ich auch Dir treu bleibe!“  
Noch ein langer Händedruck; dann eilte das Mädchen mit den Eimern davon und verschwand bald darauf in einem Seitenweg.

Langsam schritt Klaus nach dem Gehöft zurück. Der Bauer stand noch immer auf seinem Späherposten. Sein Gesicht war dunkelrot angelaufen vor Zorn, und seine knochige Faust krampfte sich um den Peitschenstiel.

„Was hast Du mit dem Mädchen zu schaffen?“ fuhr er den Sohn giftig an. „Es war ihr Glück, daß sie sich aus dem Staube gemacht hat, sonst wäre ich mit der Peitsche dazwischengefahren. Was, hab' ich Dir nicht oft genug verboten, mit dem Bogt oder seiner Rächte Freundschaft zu halten? Und jetzt erdreißest Du Dich, die Betteldirnen vor meinen eigenen Augen in den Arm zu nehmen! He, was hast Du mit der Lumpenbagage zu schaffen, Du ungeratener Sohn?“

„Vater, zügeln Sie Ihre Worte!“ entgegnete Klaus ruhig. „Die Lina Rasch ist meine versprochene Braut!“

Der Alte lachte schneidend auf. „Eine saubere Braut! Das hat sich die Betteldirnen ja ganz hübsch ausgedacht. Ihr wartet wohl schon auf meinen Tod, damit sie sich hier als Bäuerin aufblähen kann? Aber da wird nichts daraus — das schwöre ich Dir! — Wenn Du das Mädchen nicht aufgibst, kannst Du Dir die Finger nach dem Hofe lassen. So ein Bettelvolk kommt nicht über meine Schwelle. Eher mag der Hof mit allem, was drum und dran ist, verbrennen, ehe mir das Mädchen als Bäuerin auf den Hof kommt. — Das schwör' ich Dir noch einmal!“

Jürgen Forkenbed hob wie zum Schwur die Hand und wandte dem Sohne dann den Rücken.

Eine Weile hörte Klaus ihn noch in den Ställen herumpoltern und schimpfen, dann wurde es still. — Als um Mittag der Vater schlief, schnürte Klaus Forkenbed sein Bündel, steckte seine Barschaft zu sich und verließ lautlos den Hof.

Niemand hatte ihn gesehen; niemand hinderte ihn am Fortgehen. Kräftig schritt er aus und blickte nicht mehr hinter sich. Als er bei dem Hause des Bogtes vorüberging, stand Joachim Schomaker in der Toreinfahrt.

Klaus nahm seinen ganzen Mut zusammen, zog die Mähe und blieb stehen. Auf sein Bündel deutend sagte er: „Ich gehe in die Stadt und will mich dort stellen. Nur um für mich und Lina den Hof zu retten, bin ich geblieben; aber ich weiß, sie wird mich auch ohne den Hof nehmen; wenn nur keiner mehr sagen darf, daß Klaus Forkenbed ein Feigling ist.“

Aber das Gesicht des Greises flog ein heller Schein. Herzhaft ergriff er die Hand des jungen Burschen. „Bravo Klaus, so gefällst Du mir. Tue nur Deine Pflicht fürs Vaterland, dann werden wir nachher schon weitersehen. — Nun darfst Du auch wieder auf meinen Beistand hoffen, falls — na, wir verstehen uns wohl auch ohne weitere Redensarten. — Halte Dich tapfer mein Junge, und kehre uns gesund zurück.“

Klaus drückte krampfhaft die Hand des väterlichen Gönners. Dann aber riß er sich gewaltsam los, damit ihn nicht die aufsteigende Mähnung übermannte.

Noch einmal wandte er den Blick zurück nach dem Gehöft des Bogtes. Der Alte hatte die Hand über die Augen gelegt und blickte ihm nach wie ein Vater, der seinen Sohn in die Ferne entläßt. —

So zog Klaus Forkenbed aus seinem Heimatdorf!

Heiß tobte der Kampf um den kleinen Dorfkirchhof. Versprengte Truppen des Vandammeschen Korps waren hier von einer preussischen Abteilung gestellt worden. Nun hatten sich die Franzosen hinter der niedrigen Kirchhofsmauer verschanzt, und der Lärm des Krieges tönte über den sonst so stillen Gottesacker.

Lange schwankte das Kriegsglück hin und her; aber Fuß um Fuß gewannen die Preußen an Boden. Die Franzosen kämpften wie Löwen um jede handbreit Erde, und als sie endlich doch die zererschossene Mauer preisgeben mußten, da wurde ihnen jeder deckende Grabstein zu einer kleinen Festung.

Doch in die Preußen war ein anderer Geist gefahren, als der von Jena und Auerstädt. Wie eine verheerende Meereswoge, die alles vor sich her niederschmettert, so stürmten sie vor; unaufhaltsam in ihrer Begeisterung; furchtbar in ihrer Kampfeswut.

Unter den Bauernsöhnen, die hier gegen den Unterdrücker des Vaterlandes kämpften, befand sich auch Klaus Forkenbed. Er war der Vordersten einer und drang mit einem Heldenmute vor, der auch die Kameraden gewaltiam mit sich fortrieb und die Feinde mit panischem Schrecken erfüllte. Heute, im Angesichte der Heimat, wollte er beweisen, daß er kein Feigling war; heute wollte er sich das Anrecht auf den hohen Siegespreis sichern, der ihm nach glücklich beendetem Kampfe winkte. —

Langsam zurückweichend, hielten die Franzosen Umschau nach einer neuen Deckung. Zu ihrer Linken floss ein kleiner Quellbach und dicht daneben erhob sich ein stattliches Bauerngewese.

Es war Jürgen Forkenbeds Hof.

Die Eckpfeiler der breiten Toreinfahrt vermochten wohl einen geringen Schutz zu geben, und die Feinde hatten den Vorteil sofort erspäht. Im Laufschrift stürmten sie vom Kirchhof herunter, bargen sich hinter den nächsten Knick, feuerten, und liefen aufs neue zurück.

Jürgen Forkenbed sah die Feinde auf sein Gehöft zukommen.

Er ahnte wohl, daß sie sich auf seinen Hof verschanzen wollten, und der Gedanke an diese Möglichkeit machte ihn rasend vor Wut.

„Daß Ihr mir keinen Franzosen auf den Hof laßt!“ schrie er die paar Diensthofen, die noch bei ihm ausgehalten hatten, an. „Wenn sie sich hier verschanzen, schießen mir die Preußen die ganzen Mauern und Gebäude zusammen, und ich kann nachher die Reparaturen bezahlen!“

Er eilte ins Haus und kam mit einer Flinte bewaffnet wieder heraus.

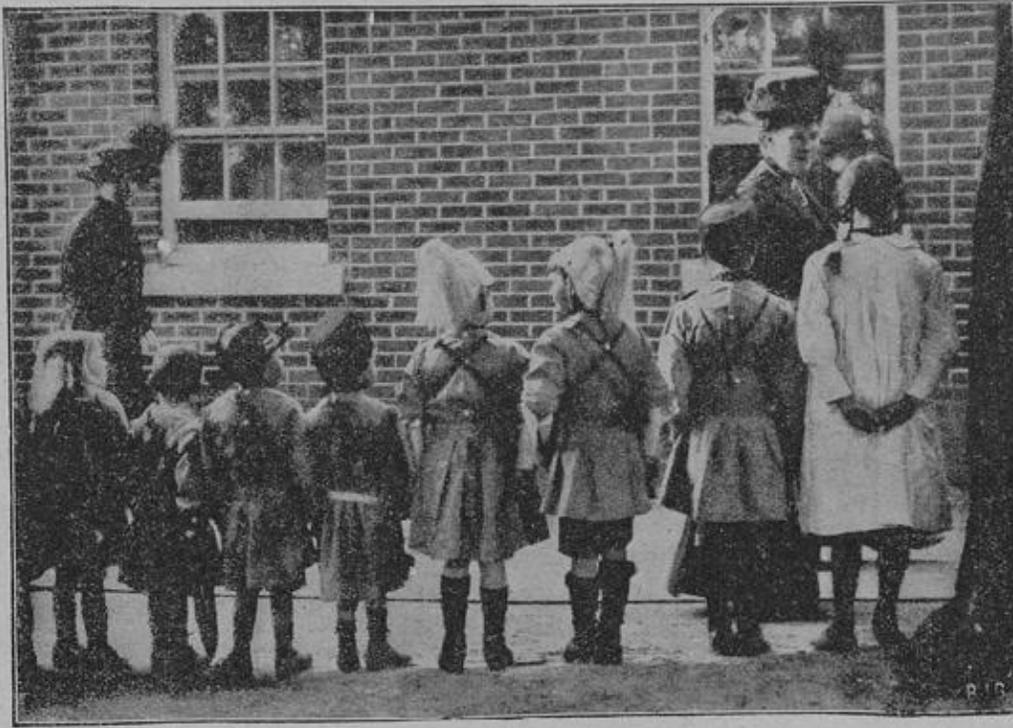
„Schießen Sie nicht, Herr!“ bat einer der älteren Knechte. „Sie machen uns alle unglücklich und können sich ja doch nicht gegen die Übermacht vertheidigen!“

Aber Jürgen Forkenbed sah seinen Geldsack gefährdet, und das raubte ihm die lähle Überlegung. Trotzig stellte er sich mit erhobenem Gewehr mitten auf den Hof und ließ den großen, bissigen Wolfshund los.

Drei oder vier der Feinde hatten derweile den Hof erreicht. Sowie sie sich in die Toreinfahrt flüchteten, hegte Forkenbed den Hund auf sie und gab einen Schuß aus seinem Gewehr ab.

Als die Franzosen sich von zwei Seiten beschossen sahen, stugten sie; aber kaum hatten sie bemerkt, daß sie nur einen Gegner vor sich hatten, drangen sie in den Hof vor.

Mit Gewalt mußten die heulenden und jammernden Diensthofen ihren kopflosen Herrn ins Haus ziehen und ihn vor weiteren verderblichen Torheiten zurückhalten.



Die Königin von England im Lager von Adlershot. Königin Marie begrüßt die Soldatensinder.

Aber es war zur Rettung zu spät; denn der eine Schuß hatte die Wut der bedrängten Franzosen aufs höchste gesteigert. „Man hat auf uns aus diesem Hause geschossen! Auf dem Hofe halten sich feige Menehlmörder verborgen!“ ging es von Mund zu Mund, und wilde Verwünschungen regneten gegen die Bewohner des Hauses.

„Räuchert das Gesindel aus, damit sie an ihrer Berruchtheit ersticken!“ befahl erbittert ein junger französischer Leutnant, der Zeuge des Vorfalles gewesen war.

Eifertig befolgten die Soldaten seinen Befehl. Einige umzingelten das Haus und schleuderten glühenden Zünder in das von der Sommer Sonne ausgetrocknete Dach des Hauses. Knisternd fing das Stroh Feuer; die Funken hüpfen empor, leckten in langen züngelnden Flammen bis zum First hinauf — und gleich darauf glich das Dach einem einzigen Flammenmeer.

„Wer aus dem Hause heraustritt, wird ohne Gnade erschossen!“ rief der Leutnant und beorderte ein paar Mann nach der Rückseite des Gebäudes, damit die verräterischen Einwohner nicht durch die Hintertür entweichen konnten.

In diesem Augenblick aber erfolgte der Sturmangriff der Preußen gegen das Gehöft.

Klaus Forkenbed sah die rote Lohe aus dem Hause seiner Väter emporschleßen.

Sein Herz krampfte sich zusammen und seine Hände umklammerten mit zermalmender Kraft den Lauf des Gewehres.

„Mit dem Kolben auf sie!“ brüllte er heiser vor Schmerz und Wut. „Keinen Pardon den Brandstiftern! — Schmettert ihnen die Schädel ein!“

Wie auf Kommando drehten die Kameraden die Gewehre um, und jetzt ging es mit dem Kolben auf den Feind.

Nun sah sich der Leutnant genötigt, die Soldaten vom Hause zurückzuziehen und nach der Toreinfahrt zu beordern, damit die Kameraden, die in ein furchtbares Handgemenge geraten waren, Verstärkung erhielten.

Diesen Augenblick benutzten die Dienstboten, um aus dem Hause zu stürzen und in regelloser Flucht nach allen Seiten zu enteilten. Auch Jürgen Forkenbed verließ zögernd sein Haus, denn der Aufenthalt in dem brennenden Gebäude fing an, lebensgefährlich zu werden.

Die letzten Minuten hatten ihn um Jahre gealtert. Mit stieren Augen blickte er auf seinen brennenden Besitz, der rettungslos den Flammen zum Opfer fiel.

Plötzlich zuckte er zusammen. Er dachte an die Lade mit den ersparten Talern, die auf dem Boden versteckt stand.

Die durfte er nicht im Stiche lassen, die mußte er dem Feuer zu entreißen versuchen!

Die Angst um das geliebte Geld ließ ihn jede Rücksicht auf das eigene Leben vergessen. Nur von dem Gedanken besesselt, die Lade mit den Talern zu retten, drang er noch einmal in das dem Untergange geweihte Haus.

Doch kaum war er bis an die Treppe vorgebrungen, die nach dem Obergeschoß führte, erscholl ein donnerähnliches Krachen.

Das Dachgebälk war zusammengebrochen, und unter den glühenden, rauchenden Trümmern lag Jürgen Forkenbed begraben.

Er hatte seine Habgucht mit dem Tode büßen müssen! —

\* \* \*

„Sie kommen hierher! Hurra, Lina, die Franzosen fliehen!“ Joachim Schomaker konnte von seinem erhöhten Gewese aus den Kampf zwischen den Preußen und den Franzosen deutlich verfolgen.

Neben ihm stand Lina Kasch. Ihr Gesicht war bleich und die Erregung schüttelte ihre Glieder; aber sie wich nicht von des Onkels Seite.

„Geh' weiter zurück, Lina!“ befahl der Vogt besorgt. „Die Franzosen fliehen auf unsern Hof zu. Sie wollen wahrscheinlich hinter den Pappeln Deckung suchen; aber ich glaube kaum, daß ihnen die Anstrengung Zeit lassen werden, sich erst einzunisten. — Sieh', da kommen auch schon die Preußen heran! — Klaus Forkenbed ist auch dazwischen. Komm', stell' Dich hinter die Scheunentür, damit Dich keine verirrte Kugel trifft.“

Gehorjam trat das junge Mädchen hinter die breite Scheunentür, aber so, daß sie einen Teil des Kampfplatzes übersehen konnte.

Wie ein Sturzbach wälzte sich der Rest der geschlagenen Franzosen den Weg entlang, der an Schomakers Hof vorüberführte.

Der Vogt hatte recht behalten; sie versuchten gar nicht erst, sich bei dem Gehöfte festzusetzen. „Rückwärts!“ lautete ihre Losung, und nur die Nachhut schiedte hinter den Pappeln hervor den nachdringenden Preußen einige Kugeln entgegen.

Lina Kasch preßte die Hand gegen das Herz. Sie sah nur Klaus Forkenbeds hohe Gestalt, und ihrem Herzen entströmte ein heißes Stofgebete für das Leben des geliebten Mannes.

Doch jäh schrie sie laut auf.

Klaus Forkenbed, der in der vordersten Reihe der Verfolger gegen die Pappeln vorging, warf plötzlich beide Arme in die Luft und stürzte wie ein gefällter Baum zu Boden. Eine Feindeskugel hatte ihn, fast am Ende des Kampfes, niedergestreckt.

Joachim Schomaker hatte den Fall des jungen Mannes nicht bemerkt, aber er hörte den herzzerstreichenden Schrei an seiner Seite, und er sprang gerade noch rechtzeitig genug hinzu, um die ohnmächtig Zusammenbrechende in seinen Armen aufzufangen. Da wußte er sofort, daß dem Klaus Forkenbed etwas zugefallen war.

Er bettete die Nichte auf den Boden der harten Tenne und ging wieder auf den Hofplatz zurück.

Die Preußen waren noch weiter vorgeschwärmt, und entfernter drang jetzt der Kampflärm an das Ohr des Greises. Joachim Schomaker ließ die klaren Augen in die Runde schweifen; da war es ihm, als sähe er jenseits des pappelbestandenen Weges eine Gestalt auf dem Felde liegen.

Der Alte besann sich nicht lange. Vorsichtig verließ er den Hof und pürschte sich bis an die Pappeln heran.

Der Atem stockte ihm, als er nun erkannte, daß seine Ahnung ihn nicht betrogen hatte, daß es Klaus Forkenbed war, der da still und bleich auf der braunen Erde lag.

Einige Sekunden später kniete er neben dem Regungslosen und preßte sein Ohr gegen die blut- und schmutzbedeckte Uniform.

Ein Leuchten glomm in seinen Augen auf und seiner Brust entrang sich ein befreiender Seufzer.

Gott sei gedankt, Klaus Forkenbed lebte noch! Das Leben war noch nicht aus seinem Körper geflohen; es bestand noch Hoffnung, dem unerbittlichen Schnitter Tod ein Opfer zu entreißen! —

Und der Achtzigjährige hob den Verwundeten behutsam auf und trug ihn in sein Haus.

\* \* \*

Lange rang Klaus Forkenbed mit dem schwarzen Würgengel; aber endlich trug seine jugendkräftige Natur doch den Sieg davon.

Wie er zum ersten Male als ein Genesender die Augen öffnete, fand er sich in einem freundlichen Gemach.

Hell brach die Sonne durch die blinkenden Fenster Scheiben, und neben seinem Bette saß Lina Kasch.

„Klaus, mein lieber Klaus! — nun soll uns nichts mehr trennen,“ flüsterte sie glücklich, und ihre tränenfeuchten Augen ruhten voll zärtlichster Sorge auf seinem farblosen Gesicht.

„Lina!“ — Wie in unterdrücktem Jubel preßte er ihre Hand; aber dann flog ein düsterer Schatten über seine Züge, und bang zweifelnd forschte er: „Wodurch habe ich so viele Liebe verdient? Willst Du mich wirklich noch — wo ich jetzt doch alles verloren habe und bettelarm in der Welt dastehe?“

„Nicht bettelarm, Klaus Forkenbed!“ sagte da plötzlich beantwortend eine markige Stimme. Joachim Schomaker war ungehört eingetreten und hatte die letzten Worte des jungen Mannes vernommen. Und als jener ungläubig fragend seine Augen suchte, fuhr er fort: „Ja, Klaus Forkenbed, ein tapferes Herz ist auch ein reiches Erbe; und weil Du das aufzuweisen hast, sollst Du mir und der Lina auch willkommen sein. Damit die Lina aber auch nicht mit leeren Händen in die Ehe tritt, habe ich beschlossen, ihr den Hof zu überschreiben. Nachkommen habe ich ja weiter nicht, und bei Euch weiß ich ihn in guten Händen. — Nur das eine bedinge ich mir aus: nämlich, daß ich bis an mein Lebensende bei Euch wohnen darf, um mich an Euerem Glück erfreuen zu können.“

„Onkel!“ — Das junge Mädchen barg aufschluchzend ihr Haupt an seiner Brust; er aber ergriff die Rechte des jungen Mannes und legte des Mädchens weiche Hand hinein. — Und die Sonne wob einen Strahlenkranz um drei glückliche Menschen.



Franz von Kossuth †.

## Im Abendfrieden.

Nacht umfängt die milde Erde,  
Liebevoll deckt sie sie zu  
Mit dem sternbesäten Mantel, —  
Schlummre, mildes Herz, auch Du!

Leise rauscht es in den Bäumen,  
Gleich als flüstern sie im Traum,  
Engel schweben auf und nieder  
Durch den ew'gen Himmelstraum.

All Dein Wünschen, all Dein Sehnen  
Tragen sie hinauf zur Höh',  
Deinen Kummer, Deine Tränen,  
Dein geheimstes, tiefstes Weh'!

Und der güt'ge Vater höret  
Auf Dein Bitten, Dein Gebet, —  
Keiner ist zu ihm gekommen,  
Der vergebens hätt' gefleht!

Denn des Ew'gen liebend Wallen  
Spannt sich über Meer und Land,  
Gnädig wird er Dich erhalten,  
Schützt Dich seine Vaterhand!

Fried' im Herzen magst Du schlummern,  
Über Dir das Sternenzelt,  
Bis vom lächelnd jungen Tage  
Wach geküßt die ruh'nde Welt!

## Der sifftierte Badofen.

Eine heitere Geschichte von A. J. Rudert.

(Nachdruck verboten.)

Der zum Hintergebäude des Schulhauses in Mohnbach gehörige Badofen war von den zermalmen den Kauterzeugen der Zeit: den unholden Witterungseinflüssen, den ungestillten Schwaben, dem scharrenden Hausgestügel und der Zerstörungslust erziehungsbedürftiger Dorfjungen so erbärmlich zugerichtet, daß eines Tages die Frau Lehrer insolge mangelnden Lebensüberdrußes dessen Weiterbenutzung zum Brotbaden unter keinen Umständen mehr für geraten hielt.

Da die Hauptpflicht an den Schulgebäuden der Gemeinde oblag, so petitionierte der Lehrer beim löblichen Gemeindeauschusse um Bewilligung des erforderlichen Kleingelds, auf daß bald neues Leben sprosse aus den Ruinen.

Nun ist es eine unleugbare Tatsache, daß für die berechtigten Wünsche der Lehrer in der Regel nur die Minorität einer maßgebenden Körperschaft geneigtes Gehör hat. In Bewahrung dieses historischen Satzes lehnte auch die Majorität des Gemeindeauschusses mit dem silzigen Kassierer als beredtem Sprecher an der Spitze durch ein kaltblütiges „Nein“ die Petition des Lehrers ab.

Der Bürgermeister zwar, im voraus der Erfolglosigkeit seines wohlwollenden Minoritätsstandpunktes sich bewußt, votierte mit ritterlichem Mute ein verschämtes „Ja“.

Der Lehrer aber, in Erwägung des alten Satzes: „Hilf Dir selbst, so hilfst Dir Gott!“ entschloß sich in einer seltsamen Anwandlung von freilich allzeit übel zu nehmender trotziger Energie — allerdings mit stillschweigender Gutheißung des Bürgermeisters — die Erbauung eines neuen Badofens an Stelle des alten auf eigene Faust und aus eigenen Mitteln zu wagen, in der heimlichen Hoffnung nachträglicher gemeindeauschüsslicher und höherer obrigkeitlicher Bewilligung.

Doch mit des hartgefotenen Kassierers Mächten war kein Freundschaftsbund zu flechten, und so denunzierte derselbe den Lehrer ob seiner eigenmächtigen Bauführung beim Bezirksamt.

Dieses nun verfügte am Schlusse eines grimmigen Erlasses ans Bürgermeisteramt in Mohnbach: „Der Bau ist sofort zu sifftieren und Vollzugsbericht innerhalb 3 Tagen anher zu erstatten.“ — Bumps! —

„So, zu sifftieren ist der Bau! Was heißt denn jetzt das?“ fragte sich der Bürgermeister. Auf die Bedeutung dieses Wortes schien ihm offenbar viel, wenn nicht alles anzukommen, und weil daselbe in keinem Werke der gemeindlichen Repositur erörtert war, so entschloß sich das Ortsobershaupt, den gerade zur Jagd im Dorf anwesenden Baron von Berg unter vier Augen um Erklärung des dunklen Wortes anzugehen.

Der Herr Baron ließ sich die Baugeschichte erzählen und kam zur menschenfreundlichen Einsicht, daß der vereinsamte Lehrer wohl oder übel ja doch einen neuen Badofen haben müsse. Deshalb sagte er in jovialer Übermüde, aber in scheinbarem Ernste zu dem Bürgermeister: „Der Bau ist zu sifftieren“ das heißt:

„Der Badofen ist sofort aufs beste in brauchbaren Zustand zu setzen!“

Da bestellte denn der Bürgermeister ohne Säumnis etliche Maurer, die das bereits begonnene Werk zur größten Überraschung und zur Freude des Lehrers vollendeten.

Als dann berichtete der Bürgermeister von kurzer Hand: „Der Bau des Schulbadofens wurde erhaltener Weisung gemäß sifftiert, worüber andurch gehorsamer Vollzugsbericht erstattet wird.“

Gelegentlich einer späteren Gemeindevisitation glaubte der Bürgermeister sich bei dem gestrengen Herrn Bezirksamtmanne besonders gut zu empfehlen, indem er diesem bei seinem Rundgange durchs Dorf den neuen Badofen zeigte mit den Worten: „Hier, Herr Bezirksamtmanne, ist der sifftierte Badofen!“

Der Bezirksamtmanne war wie aus den Wolken gefallen. Doch als der Bürgermeister ihm den Hergang erzählt hatte, lachte er herzlich auf und meinte: „Das hätt' mit traurem Klang kein de u t s c h e s Wort getan!“ und gelobte sich, künftighin in seinen Erlassen an die Dorfbewohner die Fremdwörter zu — sifftieren!

## Unsere Bilder.

Zu den Vorgängen in Albanien: Effad Pascha. Albanien, das jüngste Fürstentum Europas, hat schwere innere Kämpfe durchzumachen. — Wie die Untersuchungen ergeben haben,



Zu den Vorgängen in Albanien. Effad Pascha.

ist Effad Pascha die treibende Kraft der Unruhen gewesen; er soll auch Mörder gegen den Fürsten gedungen haben. Effad Pascha ist vom Fürsten Wilhelm aus Albanien verbannt worden.

**Kaisertage in Wiesbaden: Die Huldbigung der Schulkinder vor dem Kaiser.** Anlässlich des Aufenthaltes des Kaisers in Wiesbaden fanden dort große Festlichkeiten statt. Blumentage und Paraden wurden veranstaltet und ein glänzend gelungenes Fest war die Huldbigung der Schulkinder vor dem kaiserlichen Schloß. Der Kaiser hörte vom Balkon aus dem Vortrage der Kinder zu, die einfache Volkslieder sangen.

**Rosa Poppe, Königl. Preussische Hofschaupielerin,** beging ihr 25jähriges Jubiläum als Mitglied der Berliner Hofbühne. Unsere Aufnahme zeigt die Künstlerin in ihrer Glanzrolle als Sappho, die sie an ihrem Jubiläumstage spielte.

**Die Königin von England im Lager von Adershot: Königin Marie begrüßt die Soldatenkinder.** Das englische Königspaar besuchte das Heerlager von Adershot, und während der König die militärischen Einrichtungen inspizierte und Übungen zusah, begab sich die Königin in die Wohnungen der Soldaten. — Besonders interessierte sie sich für die Kinder der verheirateten Soldaten, die vor der Königin Spalier bildeten.



### Sprüche.

Der Mensch lebt nicht voll, wenn er nur für sich lebt und nur sein Dasein bewahrt.

\*

Wenn Du an Dir nicht Freude hast,  
Die Welt wird Dir nicht Freude machen.

**Wüste Suffragettenschlachten** haben wieder in Englands Hauptstadt stattgefunden. Die rasenden Weiber machten den Versuch, in geschlossenem Zuge in den Buckinghampalast einzubringen, um dem König eine Petition für das Frauenstimmrecht zu überreichen. In den Toren des Palastes stellten sich Polizisten den Demonstrantinnen in den Weg, und es kam hier wie dann später beim gerichtlichen Verhör der Verhafteten und am Abend im His Majesty-Theater zu unbeschreiblichen Tumulten.

### Einige Zahlen von der Sonne.

Der Umfang der Sonne in der Ebene ihres Äquators beträgt etwa 5 $\frac{1}{2}$  Millionen Kilometer. Ein Schnellzug, der 100 Kilometer in der Stunde zurücklegte, wie es im Durchgangsverkehr auf weitere Strecken bisher noch nicht erreicht worden ist, würde, wenn er Tag und Nacht und ohne Unterbrechung auf der Fahrt bleibt, fast 5 Jahre zur Umkreisung der Sonne brauchen, während er auf der Erde schon in 17 Tagen einmal um den Äquator fahren könnte. Das Gewicht der Sonne ist auf 19 000 Quadrillionen Tonnen berechnet worden. Ein Mensch, der auf der Erde 155 Pfund wiegt, würde auf der Sonne zwei Tonnen wiegen und unter seinem eigenen Gewicht oder eigentlich unter der Anziehungskraft des Sonnenkörpers zusammenbrechen. Die Sonne dreht sich in rund 25 Tagen einmal um ihre Achse. Ein Sonnenfleck braucht aber durchschnittlich 27 Tage, um scheinbar an dieselbe Stelle zu gelangen. Die Täuschung ist durch die Bewegung der Erde um die Sonne bedingt und wird dadurch hervorgerufen, daß die Sonnenoberfläche keine festen Merkmale für ihre Einteilung darbietet. Die großartigsten Offenbarungen der Sonnenaktivität verbinden sich mit dem Eintritt einer vollständigen Verfinsternung. Dann werden die gewaltigen Ausbrüche der Sonnenmasse am Rande der scheinbaren Scheibe sichtbar, ebenso der zartleuchtende Hof, der als Korona bekannt ist. Die gewöhnlichste Form einer solchen Protuberanz, wie die Gasausbrüche genannt werden, hat jüngst ein Astronom mit einer Hecke verglichen, die von einzelnen Bäumen überragt ist. Nach den vorgenommenen Messungen würde aber die Hecke in einer Höhe von etwa 8 000 Kilometer, die darüber aufstrebenden Bäume gar in einer solchen von 65 000 Kilometer zu denken sein, wenn man mit solchen Zahlen überhaupt eine Vorstellung verbinden könnte. Aber die Temperatur der Sonne weichen die Schätzungen weit voneinander ab. Würde sie etwa 10 000 Grad betragen, so würde das eine Hitze bedeuten, zu deren Erzeugung in jeder Sekunde 11 000 Billionen Tonnen Kohle verbrannt werden müßten, wahrscheinlich weit mehr als die Erde

im ganzen einschließt. Diese Kohlenmenge würde einen Würfel von fast 200 Kilometer Seitenlänge bilden. Die Erde empfängt nur einen 2000millionsten Teil der Sonnenwärme.

**Das Obst und die Bienen.** 2 $\frac{1}{2}$  Millionen Bienenwölker sind im Deutschen Reich. Während der Zeit der Obstblüte braucht jedes Volk für seine Brut gering gerechnet 2 Kilogramm Honig, dazu sind für jedes Volk 120 000 Ausflüge nötig, bei jedem Ausflug müssen mindestens 85 Blüten besucht werden. Also jedes Volk ist genötigt, während der Obstblüte über 10 Millionen Blüten zu besuchen. Nehmen wir nun an, daß die Hälfte der Besuche anderen Blüten gilt, ferner daß nur jeder fünfte Besuch zu einer



Nach der „Schlacht“ der Wahlrechtsweiber in London.

Befruchtung führt und von den befruchteten Blüten nur jede hundertste eine Frucht zur Reife bringt, so entfallen auf jedes Bienenvolk 10 000 Früchte. Den 2 $\frac{1}{2}$  Millionen Völkern verdankt also das deutsche Volk mindestens 25 Milliarden Stück Obst, die ohne die Bienen schlechterdings nicht zu erzielen wären, da es während der Obstblüte andere Insekten, die die Bestäubung ausführen könnten, in hinreichender Zahl nicht gibt.

**Maliziös.** Sie: „Ja, liebes Männchen, ich habe Dir bisher englisches, französisches und deutsches Beefsteak gemacht. Was für eins wünschst Du denn heute abend?“ — Er: „Weißt Du, mein Schatz, mach' mir heute zur Abwechslung mal eins, das ich essen kann!“

**Von der Schmitere.** „Gestern hatten wir einen Bombenerfolg! Das Gewitter, das in dem Stücke vorkommt, mußte auf allgemeines Verlangen dreimal wiederholt werden!“

**Monolog eines Chemanns.** „Es ist doch geradezu unheimlich, um wieviel die Männer schneller leben als die Frauen! Als ich heiratete, hatte ich dasselbe Alter wie meine Frau, und jetzt bin ich 40 Jahre und sie erst — 29!“

**Zweideutig.** „Ich habe gestern meinen Kopf mit Röntgenstrahlen untersuchen lassen.“ — „Nichts drin gewesen, wie?“

**Der Menschenkenner.** „Er sieht wirklich wie ein Narr aus.“ — „Aber Papa, er hat mich eben um meine Hand gebeten!“ — „Wirklich? Und da wollt Ihr immer noch behaupten, ich wäre kein Menschenkenner?“

**Großstadt-Annonce.** „Alpenschule für Salontiroler, Bergsteigunterricht, Fachausbildung, Fodeln und Kragerlaterale, ohne Berufsfindung und Reisen. Seypl, Gipfelfletterer aus Fogelberg in Tirol.“

**Vor Gericht.** (Junge Frau zum ersten Male als Zeugin vor Gericht.) Richter: „Ihr Name?“ — Sie: „Anna Maria Hedwig Müller.“ — Richter: „Ihr Rufname, bitte!“ — Sie (verschämt): „Schmudelchen!“

**Frauenart.** „Wie können Sie nur wissen, wenn eine Frau das Warenhaus besucht und nichts kaufen will?“ — „Wenn sie wirklich etwas kaufen will, dann fragt sie, ob nichts Billigeres da ist. Kommt sie aber nur zu ihrem Vergnügen, dann wird sie sicher fragen, ob wir nichts Leureres auf Lager haben!“

**Mutterstolz.** Bankiersgattin: „Unsere Rosa hat einen großartigen Erfolg! . . . Im Dezember haben mer sie 's erstemal eingeführt in de Gesellschaft und jetzt können schon sechs nicht mehr ohne ihr leben!“

**Die Rechte.** „Warum sind Sie so nachdenklich?“ fragte er. — „Ich bin nicht nachdenklich“, antwortete sie. — „Aber Sie haben ja seit zwanzig Minuten kein Wort gesagt.“ — „Ja, ich hatte auch nichts zu sagen.“ — „Sagen Sie immer nichts, wenn Sie nichts zu sagen haben?“ — „Nein.“ — „Wollen Sie meine Frau werden?“

**Dualifizierung.** Aushebungs-kommissar: „Was sind Sie von Beruf?“ — Gestellungspflichtiger: „Drehorgelmann.“ — „Kommt zur Maschinengewehrabteilung.“

### Räsel.

Dreifüßig ist's ein finst'rer Mann  
Mit blanken, scharfen Waffen,  
Ein jeder blickt ihn furchtsam an,  
Hat nichts mit ihm zu schaffen.

Zweifüßig hört's die Neugier gern  
Und scheut nicht Zeit noch Mühen,  
Es überall von nah und fern  
Recht reichlich einzuziehen.

Einsfüßig wird es nimmermehr  
Sehr große Elle zeigen.  
Wird Dir vielleicht das Raten schwer?  
Bestimm' Dich, ich muß schweigen.

**Auflösung des Räsel's in voriger Nummer**  
Morgen

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
E. Kellen, Breiteny (Köln). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essn (Köln).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 25

Sonntag, den 21. Juni

1914

## Herzblut gab ich für Eisen.

Erzählung von Werner Granville Schmidt.  
(Nachdruck verboten.)

In einem Sommerabend des Jahres 1857 war es. Trozdem am späten Nachmittag ein Gewitter über Berlin niedergegangen war, brütete eine dumpfe, nichts Gutes verheißende Schwüle über der Stadt, und die Menschen gingen mit müden, verdrossenen Gesichtern umher. Genehm waren diese Tage wohl nur den Wirren; denn in den Biergärten drängte sich die Menge und vertilgte gewaltige Quantitäten des braunen Perlenjastes.

Diese erschlafende Hitze mochte auch wohl schuld daran sein, daß das Metterfest, welches die Offiziere der in Berlin garnisonierenden Kavallerie-Regimenter an jenem Sommerabend veranstalten wollten, nur sehr schwach besucht war.

Unter den Inhabern der bevorzugten Plätze befand sich auch die Witwe eines hohen Offiziers mit ihrem kleinen Sohn.

Der lebhaft Knabe mit kastanienbraunen Locken und braunen Augen sah keinen Augenblick still. Bald wanderten seine Blicke in der mit Fahnentuch ausgeschlagenen Reithahn umher, bald quälte er die Mutter mit neugierigen Fragen. Lächelnd stand ihm die schöne, schlanke Frau Rede und Antwort, und ihre Hände strichen oft zärtlich über das braune Kraushaar ihres Kindes.

Plötzlich verstummten die im Flüsterton geführten Gespräche und aller Augen richteten sich auf den Eingang der Reithahn.

Eine Fanfare hatte den Beginn des Festes angezeigt und gleich darauf iringten acht Offiziere in fredericianischer Tracht in die Bahn. Prächtigt hoben sich die sonnenverbrannten, schärfgeschnittenen Gesichter mit den nachgetuschelten Brauen von den gepuderten Perücken ab, und die schlanken, sehnigen Gestalten schienen wie verwachsen mit den glänzenden Leibern ihrer edlen Pferde.

Ein Murmeln des Beifalls ging durch die Reihen der gewiß nicht anspruchlosen Zuschauer, und manches Mädchenherz begann höher zu schlagen.

Zuerst wurde von den vier Paaren eine kunstvolle Quadrille geritten. Manchmal schien es, als würden sich die Reiter

zu einem unentwirrbaren Knäuel verstriden; aber immer wieder lösten sich die Gruppen mühelos in neue Figuren auf.

Der kleine braune Knabe sah mit leuchtenden Augen und verhaltenem Atem auf das farbenprächtige Bild. Nur zuweilen preßte er in innerer Erregung die Hand der Mutter, oder ein kurzer, unterdrückter Jubellaut entrang sich seinem Munde.

Kein rauschender Beifallsturm belohnte die Reiter am Ende der Quadrille — dazu war das Häuflein der Erschienenen zu gering — aber der impulsive Applaus kam zweifellos aus ehrlichem Herzen, und auf allen Gesichtern strahlte offene Befriedigung.

Wieder ertönte ein Fanfarenstoß. Diesmal ritt ein einzelner junger Leibhufar auf fünf Vollblutschimmeln eine „Troika“. Ohne Zwischenfall erledigte sich auch diese Programmnummer.

Plötzlich bemächtigte sich der Zuschauer eine seltsame Unruhe. Heimliche Bemerkungen wurden getauscht und öfter wanderten die Blicke nach dem Eingang. Das Erscheinen einiger Herren vom Hofdienst gab nämlich dem Gerücht, daß auch König Wilhelm erscheinen werde, neue Nahrung.

Und eben vor Beginn der lustigen

Reiterspiele trat denn auch der geliebte Herrscher, in der Uniform seines ersten Garderegimentes zu Fuß, in die Loge. Mit den rauschenden Klängen der Regimentskapelle mischte sich der begeisterte Jubel der Anwesenden. Die Herren schwangen ihre Hüte, die Damen ließen Schleier und Taschentücher in der Luft flattern.

Dankend grüßte der König nach allen Seiten. Da stutzte er plötzlich. Sein Blick fiel auf einen kleinen, braunlockigen Knaben, der auf seinem Stuhl gestiegen war und mit heißen Wangen aus Leibestraften seine weiße Matrosenmütze schwang.

Ein Leuchten blitzte in den gütigen Augen des Monarchen auf, ein Lächeln spielte um seinen Mund — und dann winkte er dem braunen Knaben zwei-, dreimal freundlich zu.

Dem stieg eine dunkle Röte bis an die Stirn, als er sah, daß er plötzlich zum Mittelpunkt des Interesses geworden war.

„Welch schönes Bild!“ — „Welch rührender Anblick!“ — so raunte es im Kreise, und manches Auge ruhte wohlgefällig auf dem kleinen Knaben und der schlanken Frau an seiner Seite, die den Arm wie schützend um die Schulter ihres Kindes gelegt hatte.



Gräfin Ina Marie v. Bassow.



Prinz Oskar von Preußen.

Kgl. Hof- u. Dom. Kammer. B. Niederaßroth (Selle & Kunze), Potsdam.

Zur Verlobung des Prinzen Oskar mit Gräfin v. Bassow.

Kurze Zeit darauf verließ der König die Loge wieder, und auch nun traf den Knaben ein freundlicher Abschiedsblick.

„Mutti, hast Du gesehen? — Er hat mir zugenickt! — O Mutti, ob er wohl noch einmal mit mir spricht? — Ob ich ihm noch einmal die Hand geben darf?“

Die Stimme des Knaben zitterte vor Freude und Erregung.

Lächelnd strich die Mutter über seinen Lockenkopf.

„Vielleicht später einmal, mein Junge. Du mußt warten lernen.“

Der Knabe nickte gedankenvoll, und plötzlich sagte er leise, zaghaft: „Weißt Du, Mutti, was ich werden will, wenn ich groß bin? — Ein Soldat, wie Papa und Großpapa!“

Aber die hohe Stirne der Mutter ging es wie ein Schatten. Sie erwiderte nichts, sondern drückte ihren Sohn nur fester an sich. Da war es wieder, das düstere, drohende Gespenst, vor dem ihr gebangt hatte, seit sie ihren Einzigen geboren hatte. Sie waren ja alle Soldaten gewesen: Vater, Großvater und Generationen zurück; und von jeher hatte es dem stolzen Geschlecht als eine Schande gegolten, untätig im Bette das Leben auszuhauchen. Ihr Mann war in fremdem Sold auf dem Felde der Ehre gefallen, weil der Friede im Vaterlande seiner kampflustigen Natur nicht zusagte. Nun hatte das Blut der Vorfahren in den Adern des Sohnes gesprochen; nun wußte sie, daß er Soldat werden würde, so sehr sich ihre Mutterliebe auch dagegen sträubte.

Der Sohn bemerkte nicht, was in der Mutter vorging. Arglos setzte er sein kindliches Gepolter fort.

„Du, Mutti, morgen lasse ich mir die Haare schneiden. Einen Lockenkopf darf man doch nicht haben, wenn man ein tüchtiger Soldat werden will? Onkel Wedell hat doch auch einen Scheitel.“ — Mutti, bitte, laß' mir ein kleines Pferd! — Ich muß doch auch gut reiten können, wenn ich Soldat werde.“

So ging es unaufhaltsam weiter, und jedes Wort drang wie ein Schwertstreich in das Herz der unglücklichen Mutter, die um ihren Einzigen bangte.

Wie ein Schleier lag es vor ihren Augen; das Lachen, Baulern umher tat ihr weh, und sie atmete erleichtert auf, als das Reiterfest endlich beendet war.

Auch unterwegs wich die Starre nicht von ihr. Zerstreut hörte sie auf die Worte ihres Sohnes, der eifrig immer neue Pläne für seinen künftigen Soldatenberuf entwarf, die augenblicklich allerdings noch an Unklarheit nichts zu wünschen übrig ließen.

„Hätt' ich ihn doch nicht mitgenommen! — Hätt' ich mich doch irgendwo mit ihm in der Einsamkeit vergraben, wo der schlummernde Funke nicht geweckt worden wäre.“ schoß es ihr durch den Kopf. Aber dann schämte sie sich dieser Regung wieder. — War sie nicht eine Offiziersfrau? Nein, sie mußte den Dingen ihren Lauf lassen! Noch gehörte der Sohn ja ihr — viele Jahre noch.

Doch, wie sie dann allein mit ihm im Hause war, preßte sie ihn mit so leidenschaftlicher Zärtlichkeit an sich, daß er sie erschrocken anblickte.

„Mutti, was hast Du?“ forschte er zaghaft.

Sie aber erstarrte in einer Flut inbrünstiger Klüße das bittere Weh des Augenblicks.

\* \* \*

Dreizehn Jahre später! Aus dem kleinen braunlockigen Knaben war ein straffer junger Leutnant geworden, der mit Stolz den Rock seines Königs trug.

Jahre des Friedens waren dahingegangen; aber jetzt ballten sich drohende Wetterwolken am politischen Horizont.

Und über Nacht war der Krieg da, der schreckensvolle, männermordende.

Ein stolzes Königswort, das die Annahmungen des ruhmsüchtigen Nachbarvolkes in die gebührenden Schranken zurückwies, hatte den glimmenden Funken zu heller Flamme entfacht.

Wie ein einziger Schrei der Entrüstung löste es sich von Nord bis Süd, und da war keiner, der nicht die unerhörte Verleumdung, die man dem greisen Könige hatte antun wollen, als eine persönliche Schmach empfunden hätte.

Vergessen war der alte Hader, vergessen kleinlicher Parteilichkeit; der Deutsche stand auf, ein einzig Volk in Waffen, um das Land gegen fremde Bedrücker zu schützen.

Auch der junge braune Leutnant folgte begeistert dem Rufe zur Fahne.

Die Mutter begleitete ihn an den Zug, der ihn mit Tausenden Kameraden an die Rheingrenze befördern sollte.

Sie klagte nicht, sie weinte nicht; sie hörte mit zerquältem Lächeln seinen zukunftsfrohen, hoffnungsvollen Abschiedsworten zu und fühlte sich im Innern doch todwund. Dennoch mußte sie stark bleiben, damit auch ihm nicht der Abschied noch schwerer wurde.

Wie sich dann der Zug in Bewegung setzte, wie Tücher und Hände winkten, blickte sie dem enteilenden Zuge mit starren, tränenleeren Augen nach.



Schloß Britzow bei Ceterow in Mecklenburg.

in dem sich Prinz Oskar von Preußen mit der Gräfin Ina Marie v. Bassewitz verlobte.

Lange stand sie so, ehe sie mit schweren, müden Schritten heimging.

\* \* \*

Vorsichtig ritt eine Eskadron Gardehusaren am Waldesfaum entlang. Sie saßen schon etliche Stunden im Sattel und suchten vergebens Fühlung mit der Vorhut des Feindes.

Luftig flatterten die Lanzenfähnen im Wind; aber ernst und düster waren die Züge der Männer. Neben dem Rittmeister hielt sich der junge braune Leutnant.

Beide unterhielten sich leise und ließen oft ihre Blicke prüfend über die Ebene schweifen.

Nichts Verdächtiges war zu erspähen. Wie eine blaue Linie zog sich in der Ferne der jenseitige Waldbrand hin.

„Halt!“ — Der Rittmeister hob sich ausschauend in den Bügeln. Dort drüben am Ende der vor ihnen liegenden Ebene schien sich etwas zu bewegen. Baumstill standen die Pferde und kein Laut störte das ahnungs schwere Schweigen.

Eine Weile später erkannte man die Gestalten dreier Reiter. Sie ritten in leichtem Trab, und bei jedem Lustzug flatterten ihre blutroten Helmbüschel wie Fahnen im Wind.

„Französische Kürassiere! Anscheinend haben wir es nur mit einer Patrouille zu tun,“ meinte der Rittmeister, und nach kurzem Nachdenken fügte er hinzu: „Ich glaube, wir lassen sie noch etwas näher herankommen, dann brechen wir hervor und reiten sie zusammen.“

Er erteilte leise einige Anordnungen, worauf die Husaren ihre Pferde wandten und sich tiefer in den Wald schlugen.

Die Franzosen schienen ihre Gegner nicht bemerkt zu haben.

ahnungslos trabten sie auf den verderblichen Wald zu — und dennoch hätte ein scharfer Beobachter bemerken können, daß jeder Muskel ihres Gesichtes sich in fieberhafter Erregung spannte, daß sie jeden Augenblick bereit waren zu handeln.

Da plötzlich brach die Eskadron hinter der Deckung hervor und warf sich auf den scheinbar völlig überraschten Feind. Nur einen Moment stugten die Kürassiere, dann warfen sie die Pferde herum und wandten sich zur Flucht. Der Rittmeister fluchte.

„Drauf Jungens, die Vögel dürfen uns nicht entwischen! Wir müssen sie lebendig fangen und nach dem Hauptquartier schicken. Gewiß können sie Aufschluß über die Stellung ihrer Truppen geben.“

Eine wilde Jagd entspann sich; aber die Kürassierpferde schienen noch frisch zu sein. Sie gewannen einen immer größeren Vorsprung.

„Vorwärts, Kinder!“ röhnte der Rittmeister mit zusammengebißnen Zähnen. „Wir wollen uns doch nicht vor den drei stumpfign Rothosen blamieren. Noch vierhundert Meter, dann haben sie den Waldbrand erreicht und wir können ihnen nachsehen.“

Er gab seinem Fuchs die Eisen, daß das schaumbedeckte Tier sich hoch aufbäumte und in großen Sähen davonschoß. Kaum vermochte sich der junge braune Leutnant dicht an der Seite seines Vorgesetzten zu halten.

Noch zweihundert Meter — da, was war das? — Hinter den Bäumen wurde es lebendig; rote Helmbüschel tauchten auf — hundert — zweihundert — immer mehr.

Und plötzlich brauste ein ganzes Kürassierregiment wie eine Wetterwolke über das Schlachtfeld auf die völlig überraschten Husaren zu.

Untröstlich flatterten die Rosschwefel; in den breiten Klängen der Pallasche glitzte die Sonne und die Erde erbebte unter dem Dröhnen Hundertter Rosschufe.

Armes Häuflein, Du bist in einen Hinterhalt gelockt worden; nun heißt es sich wehren, oder sterben!

Länge schwankt die Wage des Kriegsglückes nicht. Zu wenig sind der Tapfern gegen die gewaltige Übermacht der Feinde.

Fast scheint es, als werden die Husaren schon beim ersten Anprall niedergeritten, aber wie feste Türme erheben sich hier und dort verprenge Häuflein inmitten der Feinde. Bald ist es nur noch ein Wüthen, Mann gegen Mann; ein erbarmungsloses Würgen und Bertreten.

Stetig weicht der Keß der Eskadron zurück; aber mit einem Male gerät er ins Stocken. Der Rittmeister ist von Feinden umzingelt und schwelgt in Lebensgefahr.

Längst sprang die Klinge vom Säbelforb und nur mit den Pistolen verteidigt er sich noch. Als die letzte Patrone verschossen ist, dreht er die Pistole um und schlägt mit dem Kolben um sich.

Schon hat ihn ein riesiger Kürassier hinterwärts am Arm gepackt und versucht, ihn, den schwerverwundet im Sattel Wankenden, vom Pferde zu reißen; da pfeift eine gewaltige Prim durch die Luft, und mit gespaltentem Schädel gleitet der barhäuptige Franzose zur Erde.

„Sterber!“ — Der Rittmeister sieht nichts mehr; er fühlt nur noch undeutlich, daß ihn einer mit starkem Arm umfängt und zu sich aufs Pferd zieht; dann schwinden ihm die Sinne.

Nur Sekunden währt die Verblüfftheit der Feinde, dann, wie sie den jungen braunen Leutnant, der seinen Rittmeister quer vor sich im Sattel liegen hat, mit erhobenem Degen zurücksprenge sehen, bringen sie von allen Seiten mit erneuter Wut auf den Tollkühnen ein.

Unentwegt stürmt der Husar weiter. Ein Pistolenschuß trifft seinen Oberschenkel; er merkt es kaum. Ein Säbelhieb trifft seine Stirn, daß das Blut ihm heiß in die Augen schießt; — er drückt seinem Pferde die Eisen in die Weichen und denkt: „Weiter, nur weiter!“

In großen, gleichmäßigen Wellen scheint der Erdboden vor ihm sich zu heben und zu senken; ein tieferer Vorhang legt sich vor seine Augen; — alles ist Blut, — Blut! Mit einem Male

reißt er mühsam die Augen auf. Was schimmert dort vor ihm so blau? — Hört er nicht deutsche Rufe, traute deutsche Laute? Ja, die Bayern sind es! Sie hörten den Lärm des Kampfes und sind den Feinden in die Flanke gefallen.

Nun merkt der junge Leutnant erst, daß er ganz allein über das weite Totenfeld reitet, daß die Feinde längst mehr und mehr zurückblieben.

Mechanisch nimmt er die Zügel etwas kürzer, damit von den harten Stößen seines Rittmeisters und sein eigen Blut nicht mehr so quellend fließe.

Und nun stürmen sie auf ihn zu, die Freunde, Offiziere und Soldaten.

„Hurra! — hurra!“ braußt es an sein Ohr — lauter hellblaue Kreise wirbeln um ihn herum, lösen sich in leuchtende Punkte auf — er wankt im Sattel, greift mit den beiden Händen wild in die Luft — und dann heben ihn die süddeutschen Kameraden mit seinem Rittmeister vom zitternden Pferde.

Durch den Eingang des Feldlazarets huscht ein verstoßener Sonnenstrahl. Der gleitet über die Decken der Kranken und malt flimmernde Krügel an die Zeltwand.

Still und blaß ruht der junge braune Leutnant auf seinem schlichten Schmerzenslager.

Wie ein überirdischer Glanz liegt es in seinen dunklen Augen und seine wächsernen Finger spielen unruhig auf dem blendend weißen Überbett.

Plötzlich hebt er mühsam lauschend den Kopf. Draußen vor dem Eingang ertönt die Stimme des Arztes und dann eine andere, fremde.

Nun betritt jemand das Zelt und kommt auf sein Bett zu.

Die Augen des Schwerkranken schweifen nach der Seite — und dann weiten sie sich in freudigem Schreien.

Jenes milde Greisenantlitz muß er ja kennen; jenes gütige Auge hat auch ihm schon einmal gelächelt.

Ja, König Wilhelm ist es, der, gefolgt von dem Arzt, nun an das Kopfende des Krankensagers tritt.

Mit einem gewinnenden Lächeln ergreift er schonend die Hand des Offiziers und legt vor ihm auf die Decke das Eisene Kreuz.

Der junge braune Leutnant sieht es; er will zum Dank die Hand erheben; aber seine Kräfte sind erschlahmt.

Abgerissen kommt es über seine Lippen: „Dank, —“

„Gew. Majestät! — Mein heißester Wunsch — das Reiterfest — Sie nickten mir zu — die Hand gedrückt“ — — — „Er phantasiert schon wieder,“ meint der Arzt. „Nun, der arme Junge hat bald ausgelitten.“

Eine Träne glänzt in dem Auge des greisen Königs. Leise entgegnete er: „Solche Männer wie ihn hätte das Vaterland noch gebrauchen können; — aber Gottes Wille geschehe!“

Tiefbewegt blickt er auf den Todgeweihten nieder. Der Kopf des jungen braunen Leutnants ist tief in die Kissen zurückgejunken. Seine Lippen bewegen sich; — noch einmal öffnet er die Augen und kreißt mit einem letzten Blick das Antlitz seines Königs; dann geht ein Strecken durch seinen schlanken Körper. —

Eine Mutter hat ihren einzigen Sohn verloren; — ein König seinen braven Offizier. — —

## Das Kinodrama.

Erzählung von Matthias Blank.

(Nachdruck verboten.)

### I.

Polizeirat Leitner saß am Schreibtische seines Büreaus. Die Vorhänge an den Fenstern waren geschlossen, um die Sonnenstrahlen abzuhalten, die auf den Boden nur einen langen, schmalen Streifen zeichneten. In der Stille seines sehr geschmackvoll eingerichteten Arbeitszimmers war außer dem dumpfen Ticken der Uhr, dem allseitlichen Rascheln des Papiers und



Die Einweihung des Krüppelheims im Grunewald.

dem Schaben der hastig hingleitenden Feder nichts zu hören. Seine Arbeit schien eine sehr wichtige zu sein, denn als an der Tür ein Pochen zu hören war, klang sein antwortendes „Herein“ sehr ärgerlich.

Eine Dame, die jünger aussehen wollte als sie war und die sehr elegant gekleidet war, kam rasch in das Zimmer.

„Ich störe Dich doch nicht?“

Ohne aber erst eine Antwort abzuwarten, setzte sich die Freifrau von Lashold, eine Schwester des Polizeirates, in einen der Klubsessel; dann sprudelten die Worte und Fragen fast überstürzend von ihren Lippen:

„Hast Du den Namen Erwin von Schigorshy schon gehört? Wer ist dies und was ist er? Im Hotel Continental wohnt er. Du mußt das doch erfahren können. Er sieht sehr elegant aus. Zweifellos war er Offizier. Ich habe doch einen Blick dafür und irre mich nicht leicht.“

Der Polizeirat schob die auf dem Schreibtische liegende Arbeit zur Seite, wobei er zu seufzen schien; er wußte, daß er bei einem Besuche seiner Schwester so rasch an seine Arbeit nicht mehr denken durfte.

Diese zwei Geschwister waren auch so verschieden, einander so unähnlich.

Der Polizeirat lebte in seinem Berufe, wobei für ihn die Arbeit eine Lebensnotwendigkeit war; er war ein Junggeselle, aber aus einer inneren Überzeugung heraus; er behauptete stets, er würde entweder seine Frau oder seine Arbeit vernachlässigen müssen, wenn er heiratete, da er dazu nicht imstande wäre, sich so zu teilen, weil seine Art sich eben mit allen Kräften nur einer Leidenschaft widmen könne. Das war für Hans Leitner sein Beruf und sein Ehrgeiz. Nur durch diesen war er bereits mit seinen zweiunddreißig Jahren Polizeirat geworden; er sah aber noch eine große aufsteigende Karriere vor sich.

Vollständig anders geartet war die Freifrau von Lashold. Sie liebte den Klart und ließ sich von äußerem Glanze blenden; sie war eine vielgefeierte Schönheit, die die Werbung des Freiherrn von Lashold, angenommen hatte, um den Rang zu erreichen, den der Bruder trotz seiner Tätigkeit und seiner Arbeit noch nicht erlangt hatte. Diese Ehe war aber keine glückliche gewesen. Die Freifrau von Lashold war sehr rasch gealtert, und als sie dann Witwe geworden war, versuchte sie nur die Spuren dieses Alters zu verbergen und glaubte daran, jene Siege wieder feiern zu können, die ihr einmal in den Tagen ihrer Jugend so leicht zugefallen waren.

„Möchtest Du nicht deutlicher werden, Emmy? Es ist nicht das erste Mal, daß Du mit solchem Verlangen zu mir hereinstürmst.“

„Ich bitte Dich, erinnere mich nicht an das, was einmal war. Man kann sich irren. Gewiß glaubte ich einmal daran, Graf Sandorsen machte mir seine Besuche um meinetwillen —“

„Und dann heiratete er —“ versuchte der Polizeirat zu unterbrechen.

Aber die Freifrau antwortete sehr schroff:

„Ich weiß es. Du brauchst mir das nicht immer vorzuhalten.“

„Dann war Professor Matthies.“

„Mein Gott, den hatte ich nie ernst genommen. Ein Bürgerlicher.“

„Du scheinst zu vergessen, daß Dein Bruder auch zu diesen gehört.“

„Ja, ja! Aber warum soll ich zu Dir nicht kommen dürfen, um etwas zu fragen?“

„Gewiß darfst Du es. Aber Dein Enthusiasmus läßt mich nur fürchten, daß es wieder einmal irgendwo brennt.“

Da warf die Freifrau den Kopf in den Nacken zurück:

„Gewiß! Wenn Du gesehen hättest, wie er gerade mich immer suchte, wie er gerade mir gegenüber seine Liebenswürdigkeit aufbot, so würdest Du selbst nicht zweifeln.“

„Wo war dies? Wann?“

„Im Continental, beim Monstre-Tee. Die Baronin Wilkens machte ganz wütende Augen; die Eifersucht war ihr vom Gesichte abzulesen. Der Direktor des Continental berichtete, Erwin von Schigorshy sei tags vorher abgestiegen. Eine elegante Erscheinung. Als ich ihn fragte, wie lange er zu bleiben gedenke, antwortete er mir, dies sei davon abhängig, wie ihm das gelinge, was er für erstrebenswert halte. Dabei sah er mich an. Und sein Blick war mehr, als wenn er lange Reden gehalten hätte.“

„Das heißt also, Du hast richtig wieder Feuer gefangen.“

„Was Du für Ausdrücke gebrauchst. Er ist ein Kavalier.“

„Daran zweifle ich auch gar nicht.“

„Woran denn?“

Da zog der Polizeirat die Schultern hoch, ohne zu antworten.



Die Kölner Werkbund-Ausstellung: Das Teehaus auf dem Fort.

„Natürlich! Ich verstehe Dich. Du meinst, ich hätte mich in irgendeine höfliche Mäse vergafft und Liebenswürdigkeiten für ernst genommen. Aber Du hättest nur selbst Zeuge sein sollen.“

Da wurde das Gespräch unterbrochen; an der Tür war geklopft worden; auf einen Zuruf des Polizeirates trat ein Diener in das Bureau, der den Besuch von zwei Herren anmeldete, deren Visitenkarten er überreichte.

Kaum hatte der Polizeirat die Namen gelesen, als er die Karten seiner Schwester mit den Worten übergab:

„Der Wolf in der Fabel.“

Diese las die Namen: Erwin von Schigorshy; Direktor Franz Sandtner.

Die Freifrau von Lashold war sofort aufgesprungen:

„Was kann er nur von Dir wollen? Kann ich hier nicht anwesend bleiben?“

„Wenn die Herren in einer dienstlichen Angelegenheit kommen, dann wird es nicht möglich sein.“

„Schade! Wer aber ist dieser Direktor Sandtner?“

„Der Name ist mir bekannt; er ist Direktor der Nationalbank. Persönlich kenne ich ihn nicht.“

Unterdessen hatte der Diener die beiden Angemeldeten in das Zimmer geführt.

Eine sehr förmliche Begrüßung folgte; nur Erwin von Schigorshy verriet ein leidenschaftlicheres Temperament, als er die

Freifrau von Lashold erkannte, der er die Hand küßte. Nebenarten wurden gewechselt, bis der Polizeirat die Frage stellte: „In welcher Angelegenheit habe ich Ihren Besuch zu begrüßen?“

„O weh!“ antwortete die Freifrau sogleich. „Nun kommt der Beruf, das Geschäft. Dies ist das Signal, das mich zum Gehen zwingt.“

„Durchaus nicht, meine Gnädigste,“ erwiderte Erwin von Schigorosky, der ein glattrasiertes, jugendlich rosiges Gesicht und blaue Augen hatte. „Was wir hier anmelden, dürfen Sie wissen. Vielleicht wird es Sie sogar interessieren. Wenn also der Herr Polizeirat nichts dagegen einzuwenden hat, so werde ich es nur begrüßen, wenn Sie sich uns noch nicht entziehen.“

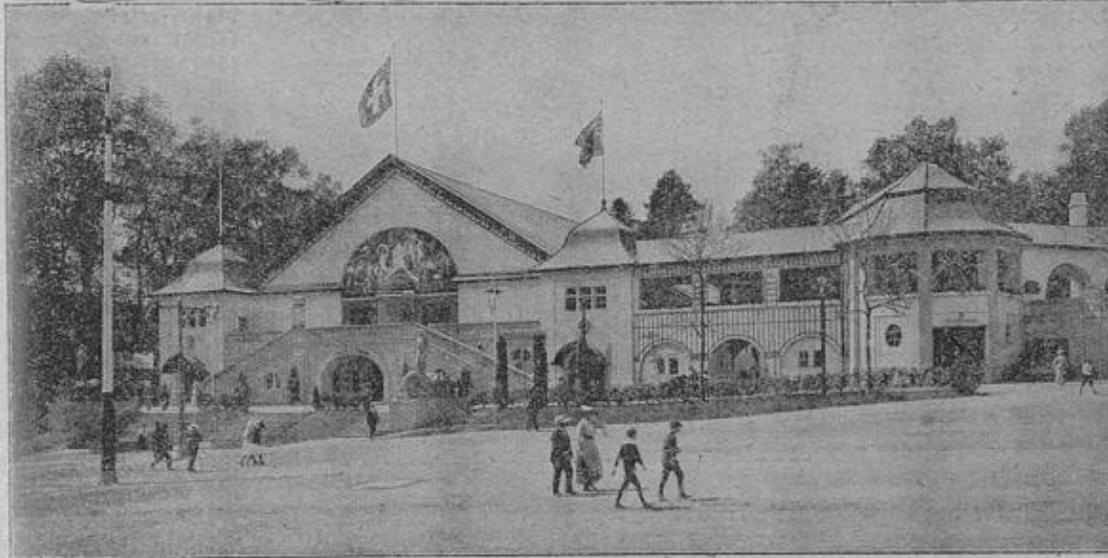
„O, mein Bruder wird dann auch einverstanden sein. Nicht wahr?“

„Gewiß!“ Aber so bereitwillig hatte die Zustimmung doch nicht geklungen.

Erwin von Schigorosky wandte sich dann an den Polizeirat:

„Sie werden mir erlauben, daß ich jetzt von mir spreche. Der Direktor der Nationalbank wird Ihnen dem Namen nach ja schon bekannt sein. Dagegen werden Sie sehr wenig von mir wissen. Nur die Firma Mutoskopia werden Sie kennen. Es ist dies die größte Filmfabrik. Wir beschäftigen gegen fünfhundert Schauspieler. Ich erwähne hier gleich, daß ich der Leiter der Mutoskopia bin.“

„Das ist ja großartig,“ unterbrach die Freifrau. „Ist es wahr, daß die berühmte Tragödin Ida Thysien nur für die Mutoskopia spielen darf und dafür eine Jahresgage von vierundzwanzigtausend Mark erhält?“



Die große Festhalle der Berner Ausstellung.

„Achtundzwanzigtausend sogar.“ Dann wandte sich Erwin von Schigorosky wiederum an den Polizeipräsidenten. „Wir bereiten jetzt ein großartiges Drama vor, das in allen fünf Weltteilen spielt, das für uns einen Aufwand von mindestens hunderttausend Mark erfordert wird. Ich bin hier, um eine Episode aus diesem neuen Kinodrama aufzunehmen. Es handelt sich um eine möglichst genaue Aufnahme eines Banksturzes. Herr Direktor Sandtner stellte das Gebäude der Nationalbank gegen eine entsprechende Abfindungssumme zur Verfügung; ein Teil meiner Schauspieler wird den Einbruch ausführen, der andere Teil wird als Polizei die Diebe überraschen, einen fingierten Kampf inszenieren und die Diebe abführen. Dies soll morgen in den ersten Frühstunden bereits geschehen, da ja morgen die Bank geschlossen sein wird. Herr Direktor Sandtner wird Ihnen die Einwilligung bestätigen. Da bei dieser interessanten Aufnahme natürlich Neugierige zusammenströmen werden, so möchte ich Sie ersuchen, daß Sie dort einige echte Polizisten aufstellen lassen, die die Neugierigen etwas zurückhalten. Die Mutoskopia wird dann der Armentasse der Stadt gerne einen Beitrag zuweisen.“

„Eigentlich ist dies keineswegs Aufgabe der Polizei,“ suchte der Polizeirat auszuweichen.

„Ich weiß es! Wir ersuchen auch nur um das lebenswürdige Entgegenkommen. Wenn uns irgend jemand vor den Apparat kommt, der nicht auf das Bild gehört, dann müssen wir die ganze Szene wiederholen. Die Polizisten haben ja keinen Dienst, der viele Mühe fordert. Zwei oder drei Leute genügen, die nur die Neugierigen aufklären sollen, um was es sich dabei handelt.“

Nun wandte sich auch die Freifrau von Lashold an ihren Bruder:

„Das kannst Du doch zusagen. Ob nun die Polizisten vor der Nationalbank oder anderswo stehen.“

„Ich danke Ihnen für diese Unterstützung. Die Aufnahme wird so interessant werden, daß Sie dabei zusehen sollten. Darf ich Sie nicht einladen? Sie werden dann sehen, wie Kinodramen gestellt werden. Ich werde Ihnen dann selbst alles erklären.“

„Ich würde mir wirklich so etwas einmal gerne ansehen.“

„Dann darf ich Sie morgen früh um sechs Uhr vor der Nationalbank also ganz bestimmt erwarten?“

„Ja. Aber nicht wahr, Hans, einige Polizisten werden dort sein, damit die Aufnahme ohne Störung erfolgen kann?“

„Ich werde den Kommissar des Bezirkes verständigen.“

„Das habe ich Ihnen zu danken.“ Dabei beugte sich Erwin von Schigorosky über die Hand der Freifrau von Lashold, die er an seine Lippen führte.

## II.

Auf dem stillen Leanderplatz war um diese ungewöhnliche Morgenstunde ein ziemlich hastendes Treiben, während sonst um diese Zeit der Platz zu schlafen schien.

Ein Mann stand neben dem unförmlichen Kasten für kinematographische Aufnahmen, den er mit großer Aufmerksamkeit bediente, während etwa vier Burschen, die zerlumpt aussahen, mit Stahlstangen und noch verschiedenen Verbrecherwerkzeuge die schweren eisernen Rolläden, die in das Bankgebäude mündeten, aufzubrechen suchten. Seitwärts standen drei weitere, die als Polizisten verkleidet waren und die nur darauf warteten, bis ihnen von dem Photographen das Zeichen des Eingreifens gegeben würde.

Um den Mann herum aber, der den Apparat bediente, standen eine Anzahl Neugieriger, die dem ungewöhnlichen Spiel zuschauten. Zwei Schugleute wiesen diese an, nicht vor den Apparat hinzulaufen, da kinematographische Aufnahmen gemacht würden.

„Das merkt man schon. Wirkliche Einbrecher würden nicht so lange brauchen.“

„Das sieht man ja auch, daß es keine echten Polizisten sind, die dort warten.“

„Freilich. Man merkt eben doch, daß alles nur Theater ist.“

So lauteten die Urteile, die dabei unter den Zuschauern gefällt wurden.

Schließlich waren die drei Einbrecher im Bankgebäude verschwunden; daraufhin tauchten vor diesem die drei Polizisten auf, die auf die

Spuren der Einbrecher gerieten, diesen dann nachfolgten und sich darauf an der Stelle bereit hielten, durch die die Einbrecher wieder herausgelangen mußten.

Diese schlichen heraus, scheinbar vorsichtig spähend, alle mit Säcken beladen.

Die Polizisten fielen nunmehr über sie her, ein Handgemenge fand statt, das von den Zuschauern mit einem Lachen begleitet wurde.

„Das sieht doch jeder, daß keiner dem andern weh tun will.“

„Natürlich! In den Säcken ist auch nichts darin.“

„Freilich nicht.“

Auch die beiden Schugleute, die für etwas Ordnung sorgten, lächelten überlegen bei diesem fingierten Kampfe mit den Verbrechern. Sie wußten, daß es für sie in einer solchen Situation nie so harmlos zugeht. Die vier Verbrecher wurden schließlich von den drei Polizisten gefesselt und dann mit der Beute zugleich abgeführt.

Damit aber war die Aufnahme beendet. Der Mann, der den photographischen Apparat bedient hatte, hörte zu turkeln auf und nahm den Apparat auf seine Schultern, worauf er den anderen folgte.

Zwei Droschken warteten, in die dann alle einstiegen, um gleich fortzufahren.

Erwin von Schigorosky stand neben der Freifrau von Lashold, die genau um die verabredete Stunde eingetroffen und den ganzen Vorfällen mit lebhaftem Interesse gefolgt war, wobei ihr von Schigorosky die einzelnen Situationen erklärt hatte.

Dieser Einbrecher mit dem roten Haar ist der einjährige Burgschauspieler Galler, der in dem Drama, das arrangiert wird, noch eine große Rolle spielen wird.“

„Die Werkzeuge bei dem Einbruche sind echt?“  
 „Selbstverständlich muß die Mutoskopia der Nationalbank auch die Kosten für die Wiederherstellung des Beschädigten bezahlen.“

Nun, da die sämtlichen Beteiligten in den zwei Droschken fortgefahren waren, wandte er sich an die Freifrau mit der Frage:

„Sind Sie nun auf Ihre Kosten gekommen?“

„Gewiß! Das alles war sehr interessant. Wenn ich auch zugehe, daß natürlich das Komödiantenhafte, das Fingierte zu fühlen war, so bot für mich die Darstellung doch sehr viel Interessantes. Man hat doch sonst nie Gelegenheit, Einbrechern bei ihrer Tätigkeit zuzusehen und auch nie bei dem Entstehen von Kinodramen zugegen zu sein.“

„Dann bin ich ja zufrieden. Ich fürchtete bereits, Sie würden mir schließlich zürnen, daß ich Ihnen so viele Morgenstunden Schlaf gestohlen hatte.“

„Keinesfalls. Das Gegenteil trifft zu. Ich habe nur Grund, Ihnen zu danken, daß Sie mir solche Gelegenheit boten. Aber Sie selbst? Hätten Sie die Zeit, die Sie mit mir verschwenden, nicht nützlicher verwerten können?“

„Nein! Diese Stunde, die ich jetzt in Ihrer Gegenwart verbrachte, war die gewinnbringendste in meinem Leben. Dank Ihnen!“

„Sie verstehen zu schmeicheln.“

„Nein! Ich sage die Wahrheit. Ich werde auch alles tun, um Sie davon zu überzeugen.“

Dabei bot er ihr seinen Arm, um sie zu dem Wagen zu begleiten, mit dem sie eingetroffen war und der sie wiederum fortbringen sollte.

„Wollen Sie nicht meinen Wagen mitbenutzen?“

„Ich tät es so gerne! Aber ich habe hier noch zu tun! Aber das können und müssen Sie mir gestatten, bald ein Lebenszeichen geben zu dürfen, ein Lebenszeichen, das Ihnen beweisen wird, wieviel ich Ihnen verdanke.“

„Ich würde dies wirklich begrüßen. Auf Wiedersehen also!“

Er zog grüßend den Hut.

Der Wagen rollte davon; in diesem lehnte sich die Freifrau von Lashold in die Kissen zurück und träumte dabei so viel Angenehmes von Erwin von Schigorstky.

Auf dem Leanderplatz aber vertieften sich allmählich die Neugierigen, die dem Schauspiel zugesehen hatten.

### III.

Polizeirat Leitner saß wieder an seiner Arbeit, als er durch das Eintreten eines Polizeibieners gestört wurde.

„Ein Herr möchte Sie sprechen, der sehr erregt ist und der sich nicht abweisen lassen will.“

„Gut! Führen Sie ihn zu mir.“  
 Nur wenige Minuten verstrichen, als ein älterer Mann mit grauem Vollbarte die Tür aufriß:

„Herr Polizeirat, Sie allein können mir vielleicht Aufklärung geben. Was mir erzählt wurde, klingt wie ein Märchen. Am hellen Morgen und in Gegenwart von Polizisten ist in die Nationalbank eingebrochen worden. Ist das wahr?“

„Ja! Es handelte sich dabei um eine kinematographische Aufnahme der Mutoskopia, zu der Direktor Sandtner der Bank seine Einwilligung gegeben hatte.“

„Wer hatte diese gegeben?“  
 „Direktor Sandtner; er war selbst in mein Bureau gekommen.“

„Aber erlauben Sie! Ich selbst bin Generaldirektor Sandtner. Und ich weiß von nichts.“

„Wer sind Sie?“  
 „Generaldirektor Sandtner der Nationalbank. Hier ist meine Legitimation!“

Das erkannte Polizeirat Leitner auf den ersten Blick, daß zwischen diesem Besucher und dem Begleiter des Erwin von Schigorstky keine Ähnlichkeit bestand; er sprang vom Schreibtisch auf, denn er fühlte plötzlich die Gefahr, die nun drohte.

„Sie wissen wirklich nichts?“  
 „Nein! Der Buchhalter hatte mich telegraphisch verständigt, ob ich dazu wirklich meine Erlaubnis gegeben hätte und ob ich

davon wußte. Da ich daraufhin das Schlimmste fürchtete, so war ich gleich mit dem Schnellzuge zurückgereist.“

„Haben Sie schon kontrolliert, ob in der Bank selbst etwas gestohlen wurde?“

„Der große Geldschrank ist erbrochen worden. Genaue Kontrolle habe ich noch nicht vorgenommen, aber es dürfte immerhin ein Betrag von zweihunderttausend Mark in Gold gestohlen worden sein.“

Da streich die Hand des Polizeirates über die Stirne, auf der Schweißtropfen klebten.

„Ich bin wie fassungslos. Ich konnte das nicht ahnen.“

Und er schilderte nun dem wirklichen Direktor der Nationalbank, wie er den Besuch des Erwin von Schigorstky und des angeblichen Direktors Sandtner erhalten hatte.

„Die Bank ist ja gegen Diebstahl versichert. Aber was soll nun geschehen?“

„Ich werde sofort die erforderlichen Haftbefehle veranlassen und alle Grenzstationen telegraphisch verständigen. Vielleicht ist es doch noch möglich, die Spur dieser Bankdiebe zu verfolgen.“

Der Polizeirat erreichte es auch, daß schon in einer Viertelstunde Depeschen an alle Grenzstationen abgingen.

Als er dann mit seiner Arbeit fertig war, verließ er sein Bureau und fuhr in einem Auto nach der Wohnung der Freifrau von Lashold.

Ohne sich erst anmelden zu lassen, stürmte er in das Wohnzimmer seiner Schwester.

Diese lag ohnmächtig auf dem Bärenfell der Ottomane. Auf dem Boden aber lag ein Brief.

Nach diesem griff der Polizeirat zuerst; und er hastete über die wenigen Zeilen hin;

„Sehr verehrte gnädige Frau! Ich hatte Ihnen ein Lebenszeichen versprochen, und ich pflege jedes Versprechen einzulösen. Ich bewunderte Ihren Scharfsinn, als Sie mir erklärten, Sie fühlten sehr wohl das Falsche dessen, was ich Ihnen vorführte. Sie hatten recht! Alles war Komödie; aber anders, als Sie dachten. Das Kinodrama war die Komödie, und der Einbruch war echt, der Bankdirektor und auch der Erwin von Schigorstky waren falsch, die Diebe aber nicht. Auch den Beweis dafür bin ich Ihnen noch schuldig, daß jene Morgenstunde, die ich mit Ihnen auf

dem Leanderplatz verlebte, die gewinnbringendste in meinem Leben war. Die Diebe holten aus der Bank zweihundertsechszehntausend Mark in Gold; der Anteil, der mich davon trifft, beweist meine Behauptung. Ihren Wunsch nach einem Wiedersehen konnte ich nicht erwidern, da ich doch wußte, ich werde die Grenze hinter mir haben, wenn dieses Lebenszeichen in Ihren Besitz gelangen wird. Deshalb bin ich Ihnen nicht weniger dankbar.

Erwin von Schigorstky.“

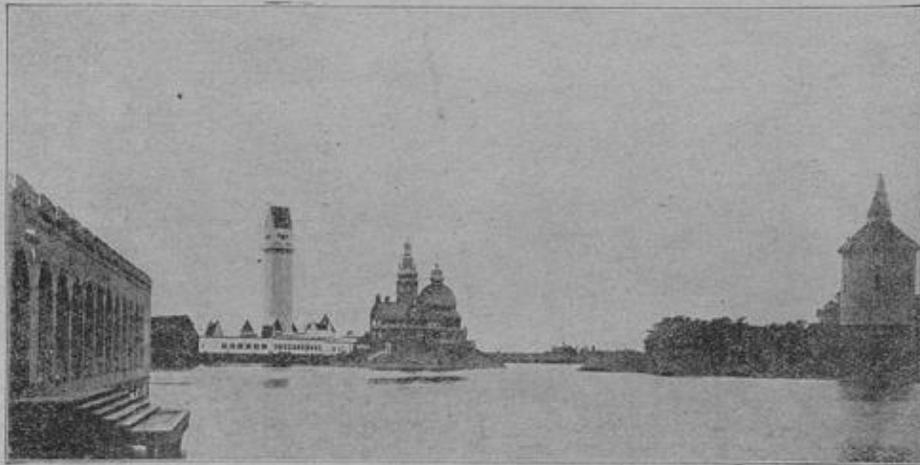
Als der Polizeirat die Hand sinken ließ, die den Brief hielt, erwachte auch die Freifrau von Lashold wieder; kaum hatte sie den Bruder erkannt, als sie ihn mit den heftigsten Vorwürfen überschüttete.

„So schümeft Du Deine Schwester! Ich bin zu Dir gekommen, um Deinen Rat zu holen. Ich hatte bei Dir die Gewißheit holen wollen und Du hattest nichts gewußt. Ja, warum bist Du Leiter der Polizei, wenn Du nicht einmal die Maste eines Hochstaplers durchschaust. Ich war mißtrauisch gewesen und war deshalb zu Dir gegangen. Aber Du — Du hattest mich verleitet, mein Mißtrauen beiseite zu werfen. Damit hast Du Dich ja ganz unfähig erwiesen. Hätte ich nur meinem Gefühl gefolgt!“

Da konnte der Polizeirat vor Erstaunen nur noch die Schultern zucken; er war gekommen, um seiner Schwester Vorhalt zu machen und hatte nun hören müssen, daß er selbst der Schuldige war.

Andern hätte er ja doch nichts mehr können, selbst wenn er zu widersprechen versucht hätte.

Erwin von Schigorstky blieb verschwunden, ebenso aber auch das Geld der Nationalbank; das Kinodrama, das auf dem Leanderplatz aufgeführt worden war, hatte sich als zugkräftig und ertragbringend erwiesen.



Die Baltische Ausstellung in Malmö: Arkadengang, Sijderieihalle, Turm.

## Sprüche.

Brich die Rosen, wenn sie blühen!  
Morgen ist nicht heut';  
Keine Stunde laß entfliehn!  
Flüchtig ist die Zeit.

\*

Es gibt keine Pflicht, die nicht der Heiterkeit bedürfte, um recht erfüllt zu werden.

## Rector Magnificus.

Skizze von Lj. Dypen.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Hans Werder war müde geworden, so müde. Seit zwei Stunden schrieb er schon an dem Vortrag, den er morgen im Kolleg halten mußte. Die Studenten würden natürlich größtenteils nicht da sein, sich sicher ausschlafen, und wenn sie ihn sahen, von viel häuslicher Arbeit und Emsigkeit sprechen.

Gott, hatten die es gut! Noch einmal so jung sein wie seine armen Vengels mit dem schwarz-rot-goldenen Band, die auf ihre Faulheit stolzer sind als andere auf ihren Fleiß; noch einmal nur ein halbes Jahr bummeln, singen, trinken und sich die Augen nach den kleinen Mädchen aus dem leeren Studentenschädel sehen.

Der Professor senkte auf und drehte die kleine marmorne Uhr nach der Wand. Wie der Zeiger so eilig weiterlief, und wie der kleine Engel höhnisch lachte, als wollte er sagen: „Siehst Du, Du alter, grauer Student, wir zeigen Dir, wie Deine Jugend von dannen eilt, immer weiter und weiter, bis sie in ein graues, tiefes Nebelmeer versinkt. Ins Meer der Vergessenheit!“

Hans Werder legte den Kopf in die Hand und seine Seele schwebte auf goldenen Schwingen hinüber ins Traumland.

Er war wieder Fuchs in Bonn, saß wieder in seiner kleinen, erbärmlichen Studentenbude, hatte nur fünf Mark in der Tasche und kam sich reicher vor als ein König. Er hörte wieder den Pfiff seiner Gefährten draußen auf der Straße, und sah wieder die Badfische auf und ab spazieren, deren Augen bei dem Anblick einer bunten Mütze so groß wurden wie die Teetassen. Dann wählte er sich wieder auf der Rheinfahrt, wo er beinahe mit der blonden Bete, seiner Flamme, vor lauter Glückseligkeit kopfüber ins Wasser gefallen wäre.

Der alte Professor wachte auf, sah sich erst einen Augenblick verwundert um, dann fiel sein Blick auf die umgekehrte Marmouruhr, und er lächelte wehmütig.

Er drehte sie wieder um und schüttelte dabei langsam den Kopf. Wie er sich nach der Jugend sehnte! Wunderlich, seine Kollegen kannten das nicht, die waren mit ihrem Beruf, mit Frau und Kindern glücklich.

Ja, wenn er noch selbst solch einen frischen Jungen hätte, mit dem wäre er sicher wieder jung geworden, jung und zufrieden.

Es schlug zwölf. Der Professor packte seinen Vortrag zusammen, strich noch einmal leise über die marmorne Uhr und begab sich langsam in die Stadt. Lächelnd, fast zufrieden sah er drein, nur wenn ein junger Bursche mit bunter Mütze, an der Seite ein Mädel mit wippendem Rock, vorbeikam, würde sein Auge verträumt, und die Leute, die ihn so sahen, raunten sich Fabelhaftes über seinen Fleiß zu und waren fest überzeugt, daß seine Gedanken bei jenen Dingen ruhten, die fast jenseits des menschlichen Wissens sind.

So verging die Zeit, Stunde folgte auf Stunde, Tag auf Tag, und der alte Professor war weiß geworden. Seit Jahren kränkelte er an einem Herzleiden; er war des Lebens häufig müde geworden, und immer noch konnte er nicht seine Sehnsucht nach der Jugend überwinden. Der Greis sah oft starr vor sich hin, suchte und suchte in seinen Erinnerungen, und das alte, arme Hirn versagte den Dienst.

Und dann, nach einer Zeit kam das Schreckliche. Zum Rector Magnificus wollten sie ihn wählen. Dann hatte er ausgelebt, dann war's vorbei mit allem. Rector Magnificus! Er erinnerte sich, wie er schon in seiner Jugend gedacht hatte: „Solch ein Mann ist nie jung gewesen, der ist sein ganzes Leben mit würdiger Miene umhergegangen und hat gute Ermahnungen gegeben. Nur nie Rector Magnificus werden!“

So ging es ihm auch jetzt. Im geheimen hatten sie ihn schon beglückwünscht, und er sah seiner Wahl mit steigendem Entsetzen entgegen.

Der Tag kam heran.

Die Studenten hatten die Universität festlich geschmückt, Reden und Lieder waren zur Begrüßung des neuen Rectors vorbereitet worden. Mit Trommeln und Fahnen zog man vor Hans Werders Haus, um den Gefeierten zu holen.

Drei der jüngsten Fische stiegen, den Degen in der Faust, mit strahlendem Gesicht hinauf in des alten Professors Zimmer.

Da fanden sie ihren Rector Magnificus tot in seinem Lehrstuhl sitzend, vor sich die Ernennung, in den Händen ein altes Couleurband. Die kleine, marmorne Uhr tickte leise, der Zeiger eilte von Minute zu Minute, und der kleine Engel sah mitleidig auf den alten, weißen Studenten, der sich nicht von seiner Jugend hatte trennen können.

## Unsere Bilder.

**Die Verlobung des Prinzen Oskar mit Gräfin v. Bassewitz.** Prinz Oskar von Preußen, der fünfte Sohn des deutschen Kaiserpaars, derzeit Hauptmann im Ersten Garderegiment zu Fuß, hat sich mit der Gräfin Ina Marie v. Bassewitz verlobt, einer Tochter des Staatsministers von Mecklenburg-Schwerin.

**Die Einweihung des Krüppelheims im Grunewald.** Am 27. Mai wurde in Gegenwart der deutschen Kaiserin das neue Krüppelheim eingeweiht, eine Stiftung des Herrn Oskar und der Frau Helene Pintsch. Die Einrichtungen dieser neuen Anstalt sind in jeder Weise musterhaft. Freundliche Schlaf- und Waschräume, geräumige Speisesäle sind geschmückt mit feinsinnig ausgewähltem Wand Schmuck. Operationsäle ermöglichen selbst den schwierigsten Fällen beizukommen. Große Waldungen unterfüttern und fördern die Arbeit des Arztes. Die Anstalt kann 300 Krüppelkindern Unterkunft gewähren. Unsere Aufnahme zeigt die Ankunft der Kaiserin und die Begrüßung durch die Stifterin des Heims Frau Helene Pintsch, zur Linken der Kaiserin der Leiter der Anstalt, Prof. Dr. Biesalski.

**Geheimer Kommerzienrat Dr.-Ing. Paul von Mauser,** der Erfinder des Mausergewehrs. Einer der genialsten deutschen Konstrukteure, ein Mann von Weltruf, der den deutschen Namen in aller Herren Ländern in aller Herren Länder trug, ist im Alter von 76 Jahren unerwartet schnell in Geheimrat von Mauser in Oberndorf aus dem Leben geschieden.



Geheimer Kommerzienrat Dr.-Ing.  
Paul v. Mauser,

weltbekannter Gewehrtechniker, starb in Oberndorf kurz vor seinem 76. Geburtstag.

„Modell 71“ bei der gesamten deutschen Infanterie eingeführt wurde. Das Mausergewehr machte einen Siegeszug durch die ganze Welt — 22 Staaten haben das Mausergewehr eingeführt — es sind natürlich entsprechende Verbesserungen an der Waffe vorgenommen worden, aus dem Einzellader wurde das heutige Repetiergewehr mit dem Ladestreifen. Paul von Mauser hat seit dem Jahre 1896 an einem Selbstlader gearbeitet, der auch in diesem Jahre fertig geworden ist.

**Von der Kölner Werlbundausstellung.** Mitte Mai fand in Köln die Eröffnung der Deutschen Werlbundausstellung statt, die viele Gäste nach der altehrwürdigen Stadt am Rhein führen wird. Im Außern und Innern wohlgelungen, gibt die Ausstellung ein umfassendes Bild von der künstlerischen und gewerblichen Kultur im heutigen Deutschland. Sie verfolgt das Ziel, die Wertsteigerung der deutschen gewerblichen Arbeit zu zeigen, deren idealer und wirtschaftlicher Wert durch das glückliche Zusammenarbeiten von Kunst und Gewerbe in den letzten Jahrzehnten eine ungeahnte Höhe erreicht hat. Unsere Aufnahme zeigt das auf einem alten Fort errichtete schöne Teehaus, das dauernd erhalten bleiben wird. Der in der Tiefe liegende Fortgraben ist eine gartenkünstlerische Schöpfung des königlichen Gartenbaudirektors Ente.

\*



## Sprüche.

Haft Du im Tal ein sichres Haus,  
Dann wolle nie zu hoch hinaus.

Diejenigen sind die schlechtesten Lehrer,  
die ihre Unterweisungen durch zuviel  
Reden unterbrechen. Indem sie viel sagen,  
sagen sie meistens nichts.

Ein furchtbares Schiffunglück, das die Schrecken der „Titanic“-Katastrophe vom 15. April 1912 lebhaft in die Erinnerung ruft, hat sich auf dem St. Lorenzstrom, durch den die Wasser der großen kanadischen Seen abfließen, ereignet. Der Gesamtverlust an Menschenleben durch den Zusammenstoß der „Empress of Ireland“ mit dem Kohlendampfer „Storstad“ beträgt nach einer Zusammenstellung der an Bord des Unglücksschiffs Gewesenen tausend- undzweiunddreißig, die Zahl der Geretteten dreihundertfünfundfünfzig, nämlich achtzehn Passagiere erster Klasse, hunderteinunddreißig Passagiere zweiter und dritter Klasse und zweihundert- undsechs Mannschaften. An Bord befanden sich im ganzen 1387 Personen, nämlich 87 Passagiere erster Klasse, 153 zweiter Klasse, 715 dritter Klasse und 432 Mannschaften. Das kanadische Parlament fordert eine genaue Untersuchung über die Ursache der Katastrophe durch den amerikanischen Kongress. Senator Burton erklärte, die Schiffswandung müsse eine wahre Eierschale gewesen

Millionen Menschen gehören ihm in 140 Ländern an, nur 28 Millionen stehen noch außerhalb auf verhältnismäßig verkehrsarmem Gebiete (Afghanistan, Arabien, Zentralafrika). Es bedurfte einer 20jährigen Vorbereitung, um die für den Beitritt Chinas nötigen umfassenden Reformen der chinesischen Post durchzuführen. Allerdings hat jetzt dadurch der Weltpostverein

dacht, ich fahr' vielleicht auf einem verbotenen Weg!“

**Ja so!** — „Besteht der Temperenzlerverein noch?“ — „Nein — vor einem Jahre erkand nämlich der Vorsitzende einen famosen Vitor!“

**Passende Gelegenheit.** Tochter des Hauses (zum Verehrer): „Sagen Sie mir doch, weil ich gerade beim Einmachen bin, ob Sie's wirklich ernst mit mir meinen, Herr Sekretär! — Ich würde dann nämlich für Sie gleichzeitig auch einige hundert Gurken mit einlegen!“

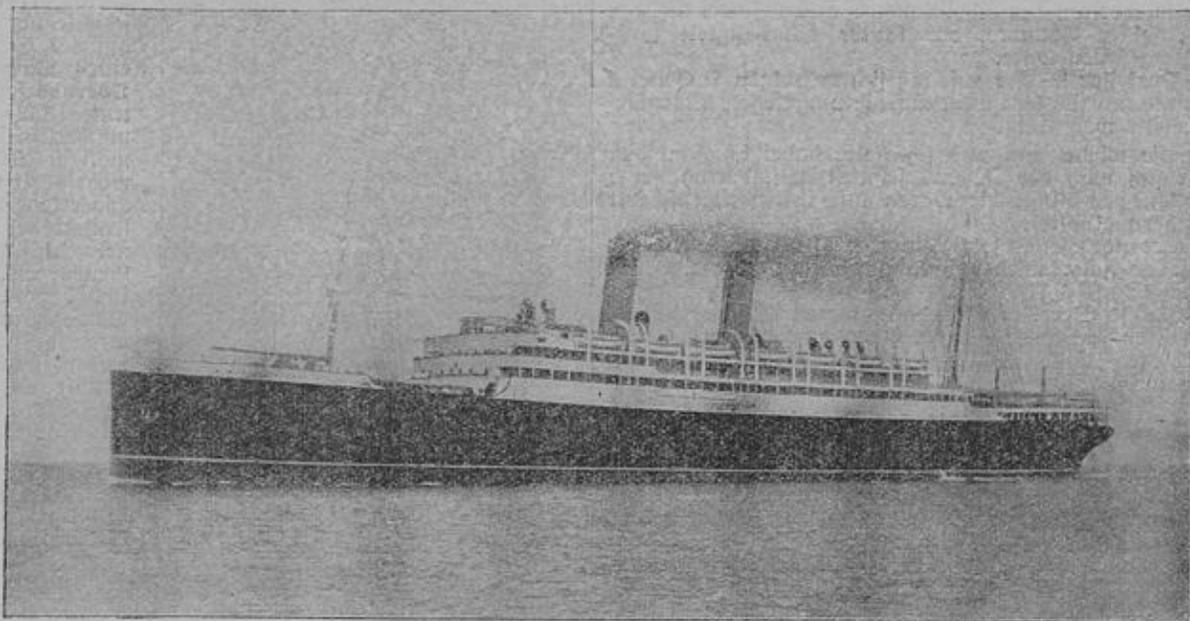
**Sein Dorfbader.** Sommerfrischler (der sich einen Zahn ausreißen lassen möchte): „Warum wollen Sie denn mit dem Zahnziehen warten, bis noch ein zweiter Patient kommt?“ — Bader: „Wissen S', damit S' den Schmerz nicht so spüren . . . da lacht einer über den anderen!“

**International.** „Ihr Fräulein Tochter ist ja sprachlich recht vielseitig gebildet, Herr Wimmer!“ — „Gel'n S', da schau'n S'!“ — „Wissen S', die war schon mit an' spanischen Früchtenhändler verlobt — später hat P an' russischen Kürschner g'habt — und jetzt geht i' mit an' japanischen Studenten.“

**Erbarmen.** „Ich werde nächstens einen Band Gedichte unter dem Pseudonym Maximilian Meyer herausgeben.“ — „Mensch, bringe doch den Namen Meyer nicht noch mehr in Mißkredit!“



Kapitän Kendall, der Führer der „Empress“.



Der englische Dampfer „Empress of Ireland“ der Canadian-Pazifik-Gesellschaft.

sein, sonst hätte der Dampfer nicht so schnell sinken können.

**Der Beitritt Chinas zum Weltpostverein.** Vor 40 Jahren wurde von dem deutschen Generalpostmeister Heinrich v. Stephan in Bern der „Allgemeine Postverein“ mit 22 Mitglieds-Staaten ins Leben gerufen; nach den Pariser Vereinbarungen vom 1. Januar 1878 entstand daraus auf deutschen Antrag der „Weltpostverein“. Vor einiger Zeit wurde nun der Beitritt des ganzen China zum Verein gemeldet, und damit hat sich der Weltpostverein die bewohnte Erde bis auf einen verschwindend kleinen Rest erobert. 1648

mit einem Schläge mehr Menschen gewonnen, als er bei seiner Gründung besaß; denn zu dem chinesischen Postbereich zählen auch Tibet, Turkestan, die Mandchurei und die Mongolei, kurz 375 Millionen Menschen auf einer Fläche von 11 Millionen Quadratkilometern. Ob allerdings die Post in China tadellos funktionieren wird, ist eine andere Frage.

**Zur Sicherheit.** Polizist: „Hier haben Sie Ihre Briefftasche wieder, die Sie verloren haben, warum sind Sie denn nicht stehen geblieben, als ich Sie vorhin anrief?“ — Radfahrer: „Ich hab' ge-

## Rätsel.

Ihm, der mit göttlichem Erbarmen  
Geheilt der Menschheit tiefste Wunden,  
Ihm hat man von den scharfen Ersten  
Die Lektien um das Haupt gewunden.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.  
Nachrichter.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess'n (Müdr).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 26

Sonntag den 28. Juni

1914

## Das zweite Gesicht.

Erzählung von Werner Granville Schmidt.  
(Nachdruck verboten.)

„Steuermann, warum lachen Sie schon wieder? Sie glauben natürlich nicht mehr an übersinnliche Dinge, nicht wahr? — Ja, ja, ich weiß, die heutige Welt dünkt sich aufgeklärter als wir Alten von Anno dazumal. Aber was Sie auch dagegen sagen, ich bleib' dabei: es gibt doch Dinge zwischen Himmel und Erde, die unser Verstand nicht begreift, und wenn wir auch die Weisheit mit Löffeln gegessen hätten!“

So sprach vor Jahren einmal ein alter Schiffszimmermann zu mir, als ich mit etwas skeptischem Lächeln die Schauergerüchten anhörte, die er mir, wenn ich nachts die „Hundewache“ ging, bereitwilligst zum besten gab. Der Zimmermann, er gehörte noch der alten Seglerjähule an, konnte es noch immer nicht verwinden, daß das neue Geschlecht, das auf stählernen Ozeantiefen mit 23 Knoten Geschwindigkeit die Weltmeere durchraffe, die Existenz des Labautermanns und des Fliegenden Holländers mit einem spöttischen Lächeln verneinte.

Als ich bald darauf ständig zur Dampferfahrt überging, verlor ich meinen alten Schiffszimmermann ganz aus den Augen. Einmal jedoch, ungefähr drei Jahre später, tauchte sein Bild wieder lebhaft in meiner Erinnerung auf. Damals hatte ich nämlich ein Erlebnis, so seltsam und so unbegreiflich, daß es unauslöschlich in meinem Gedächtnis eingegraben bleibt. Dieses Erlebnis aber rief mir meine Gespräche mit dem alten Seebären zurück; legte es doch Zeugnis ab für die Richtigkeit seiner Behauptung: „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die unser Verstand nicht begreift, und wenn wir auch die Weisheit mit Löffeln gegessen hätten!“

Drei Jahre also mochten seit jener Zeit verflossen sein, da erhielt ich den Kapitänsposten auf einem kleinen englischen Kü-

stendampfer, der in regelmäßiger Fahrt zwischen Singhapore und den Javanischen Inseln beschäftigt war.

Der „Chittagong“, so hieß das Schiff, war ein alter Kasten von dreihundert Tonnen Ladefähigkeit. Er hatte wenigstens seine siebenzig Jahre auf dem Rade, war aber nichtsdestoweniger durchaus seetüchtig. Als ich zuerst den Dampfer betrat, dessen Führung von nun an in meinen Händen lag, empfing mich der erste Offizier Maclachlan, ein Hochschotte von Geburt, am Fallreep. Seltsam, als wir uns kräftig die Hand schüttelten, über-

fiel mich ein unangenehmes, fröstelndes Gefühl. Etwas Unheimliches ging von diesem Manne aus, dessen tiefstehende, nachtschwarze Augen eigenartig starr, beinahe drohend, aus dem wachsblassen Gesicht hervortreteten. Bedeutend besser gefiel mir der zweite Offizier, ein blutjunger Engländer. Zwischen uns entwickelte sich bald ein kameradschaftliches Verhältnis, und es ließ sich prächtig mit ihm arbeiten.

Maclachlan zeigte sich in der Folge ganz wider mein Erwarten als ein äußerst fähiger Seemann. Trotz seiner unseemännlich bleichen Gesichtsfarbe u. seiner hageren, vornübergebeugten Gestalt steckte ein ganzer Keel in ihm.

Das veröhnte mich etwas mit ihm; denn offen gesagt, ich hatte vom ersten Augenblick eine gewisse Voreingenommenheit gegen ihn. Unser Verhältnis zueinander blieb dadurch recht kühl. Meine freundlichen Aureden oder meine Befehle nahm er stets mit derselben starren, verdrossenen Miene entgegen. Wie hörte ich ihn mit der übrigen Besatzung ein freundliches Wort wechseln, nie habe ich ein Lächeln über seine hageren Züge huschen sehen.

Wahrhaftig, ich hielt mich zuerst für die Ursache seines finsternen, verschlossenen Wesens, denn ich hatte ihn im Verdacht, brotneidisch zu sein. Vielleicht hatte er auf den Kapitänsposten gerechnet und betrachtete mich nun als einen unwillkommenen Rivalen.

Aber der zweite Offizier, dem ich einmal, als wir allein auf der Brücke weilten, eine dahingehende Andeutung machte, überzeugte mich, daß ich den finsternen Schotten bisher verkannt hatte.



Die zukünftigen Schwiegereltern des Prinzen Oskar von Preußen:  
Gräfin und Graf Baffewitz-Levehow.

Ein Unglücklicher war er, denn er litt unter einer seltsamen Gabe, die ihm das Schicksal in die Wiege gelegt hatte.

Maclachlan besaß nämlich die Gabe des „zweiten Gesichts“! „Dort oben, in den wildzerklüfteten Hochebenen Schottlands, unter dem wetterfesten Gebirgsvolle, das jene unwirtlichen Gegenden bewohnt, gibt es Männer, deren geistiges Auge weit in die Zukunft dringt. Was anderen Menschen noch im Dunkel kommender Zeiten verborgen liegt, ihnen enthüllt es sich in visionären Traumbildern. Sie schauen ihrem Nebenmenschen ins Auge und wissen, daß er, der jetzt noch blühend vor ihnen steht, schon vom Tode gezeichnet ist.“

Wahrlich, eine unheimliche Gabe ist es, und sie kann jenen, denen sie verliehen ist, niemals Glück und Freude bereiten.“ So ähnlich lauteten die Worte des jungen Engländers.

Im ersten Moment erfüllten mich die Enthüllungen des zweiten Offiziers mit leisem Unbehagen. Ich wollte über seine Erklärungen lachen, wie über einen törichten Aberglauben; aber wenn ich dann der rätselhaft düsteren Augen des Schotten gedachte, schienen mir die Worte des Zweiten doch nicht so unglaubwürdig.

„Um, ich habe auch schon Abhandlungen gelesen, in denen von Leuten die Rede war, die das „zweite Gesicht“ haben sollen,“ gestand ich zögernd zu, „aber ich hielt diese Berichte eigentlich für gut erfunden, oder wenigstens stark übertrieben. Wie kommen Sie denn überhaupt auf die Vermutung, daß Maclachlan die Zukunft zu entschleiern vermag? — Hat er positive Beweise von dieser außergewöhnlichen Gabe geliefert?“

Der Zweite nickte gedankenschwer und machte sich an seiner Schnapfseife zu schaffen. Endlich entgegnete er leise: „Ja, er hat den Tod seiner Mutter vorausgesehen. Er sprach zu mir davon, und wie wir in Tjilatjap ankamen, erhielt er tatsächlich ein Telegramm von der Heederei, in welchem ihm der Tod seiner Mutter gemeldet wurde. Seitdem ist er noch unzugänglicher und verschlossener geworden.“

„Na, das finde ich nun gerade nicht so unerklärlich,“ warf ich zweisehend ein. „Vielleicht war seine Mutter schon schwer krank, als er von Hause fortreiste. Da konnte er leicht mit ihrem baldigen Tode rechnen.“

Der zweite Offizier schüttelte eigeninnig den Kopf. „Denken Sie darüber, wie Sie wollen; mich hat er überzeugt! Denken Sie mal: vorletzte Reise sagte er mir, ihm hätte geträumt, ich ginge hintend an Deck hin und her. — Am nächsten Tage verrenkte ich mir das Knie und mußte vierzehn Tage lang hinfen. Was sagen Sie nun?“

„Auto-Suggestion!“ lachte ich auf. „Sie hatten schon soviel Respekt vor seiner Prophetenkunst, daß Sie sich ganz besonders in acht nahmen, und Sie wissen wohl, gerade dann hat man am meisten Pech.“

„Sie sind schwer zu überzeugen, Herr Kapitän,“ sagte lächelnd der Zweite. „Vielleicht haben Sie selbst einmal Gelegenheit, die Richtigkeit meiner Behauptung einzusehen.“

„Abwarten!“ entgegnete ich kurz. Damit war die Geschichte erledigt und unser Gespräch wandte sich einem anderen Thema zu.

Wochen vergingen. Allmählich hatte ich mich an das verschlossene Wesen meines Ersten gewöhnt, und wir kamen ganz gut miteinander aus. So kam es auch wohl, daß ich zuletzt vergaß, was mir der zweite Offizier vertraulich mitgeteilt hatte.

In einem wunderbar schönen, sonnigen Morgen langten wir wieder einmal in Singhapore an. Wir hatten drei Deckpassagiere an Bord, und ich beobachtete von der Brücke aus ihre Anlandezugung. Dabei war es mir, als wenn Maclachlan, der sich ebenfalls auf der Brücke aufhielt, mich fortwährend von der Seite beobachtete.

Instinktiv fühlte ich seine Blicke förmlich körperlich, und als ich mich hastig umwandte, sah ich gerade in seine dunklen Augen. Diesmal schienen sie mit einem nachdenklichen Ernst auf meinen Jügen zu ruhen.

„Wünschen Sie etwas, Maclachlan?“ forschte ich kurz. Er zögerte einen Moment, wie wenn ihn meine Worte aus tiefen Gedanken emporgerissen hatten; dann aber entgegnete er mit seiner sonoren, etwas schleppenden Stimme: „Kapitän, eine Frage — glauben Sie an Träume?“

Diese unvermittelte Frage verblüffte mich etwas, denn wir hatten sonst nur immer dienstliche Angelegenheiten mit-

einander besprochen. Wahrheitsgemäß antwortete ich jedoch: „Offen gesagt, nein! Ich halte Träume für Unsinn, für trügerische Bilder, die in unserem Hirn entstehen, wenn wir mit überladenerm Magen zu Bett gegangen sind.“

Der Schotte zuckte kaum merklich die Achseln; aber seine Worte hatten einen bedeutungsvollen Klang, als er gelassen fortfuhr: „Ich hatte nämlich diese Nacht einen seltsamen Traum — und Sie, Kapitän, spielten die Hauptrolle darin!“

Seine Augen brannten förmlich in meinem Gesicht, und zusammensuckend erinnerte ich mich der Worte des Zweiten. Was hatte Maclachlan geträumt? — Hatte er auch meine Zukunft mit helferischem Blick entschleiern — und was würde ich jetzt vernehmen?

Ich fühlte deutlich, wie mein Herz schwerer pochte, aber ich zwang mich gewaltsam zur Ruhe und fragte mit einer Stimme, die kühl, gleichgültig klingen sollte: „Was haben Sie denn Schreckliches geträumt, — oder war es etwas Schönes? Schließen Sie mal los!“

Maclachlan sah an mir vorbei nach der Stadt hinüber.

„Gut, Kapitän! Mir träumte, ich stand an Deck und beaufsichtigte die Mannschaft, die gerade mit Schornsteinmalen beschäftigt war. Da legte ein Sampan an unserem Fallreep an, und ein eingeborener Postbote, der sich an Deck dieses Fahrzeuges befand, kletterte zu uns an Bord und übergab Ihnen einen Brief mit Trauerrand. Als Sie den Brief stehend gelesen hatten, erschrafen Sie heftig und eilten nach der Kajüte. Als Sie an mir vorüberkamen, hielten Sie das Schreiben in die Höhe und riefen mir zu: „Der erste Teil Ihres Traumes ist in Erfüllung gegangen, Maclachlan!“ Darauf traten wir unsere Ausreise nach den Javanischen Inseln an. Es war die letzte Reise,



Das neue Kaiser-Wilhelm-Institut für Kohlenforschung in Mülheim a. R.

die Sie auf diesem Dampfer machten, denn bei unserer Ankunft in Singhapore kam ein fremder Mann, den ich noch nie vorher gesehen hatte, an Bord und stellte sich als der neue Kapitän vor.“

„Um, ich hoffe nicht, daß Sie recht behalten mit Ihrem Traum, Mister Maclachlan,“ unterbrach ich ärgerlich lachend den Schotten. „Ich hoffe nämlich, diesen Posten noch lange Zeit zu bekleiden. Außerdem kommt mir eines an Ihrem Traumgesicht unwahrscheinlich vor: Sie behaupten, Sie hätten den Mann nicht erkannt, der sich als der neue Kapitän vorstellte. Sie kennen doch sonst alle Kapitäne, die hier im Küstendienst für unsere Heederei fahren — warum diesen nicht?“

Maclachlan hob ein wenig die Schulter. „Es ist ja nur ein Traum, Kapitän. Warum legen Sie da solches Gewicht auf Einzelheiten?“

Ich biß mir auf die Lippen. Der Schotte rächte sich dafür, daß ich erst so gleichgültig getan hatte. Natürlich hatte er längst bemerkt, daß mir sein Traum nicht einerlei war. Nun wollte ich aber nicht wieder verraten, wie neugierig ich auf die weiteren Enthüllungen war. Fast schroff fragte ich daher: „Na, und was geschah weiter; oder ist der Traum mit meiner dienstlichen Kaitstellung zu Ende?“

Maclachlan schüttelte den Kopf. Beinahe hätte ich wetten mögen, es zog in diesem Moment ein blickartiges, ironisches Lächeln um seinen schmalen, bartlosen Mund.

„Nein, Kapitän, ich bin noch nicht am Ende. Wie Sie nun also das Fallreep hinunterstiegen, um sich in den unten wartenden Sampan zu begeben, der Sie an Land bringen sollte, beugte ich mich über die Railing und rief Ihnen nach: „Hüten Sie sich vor dem Chinesen!“

„Halt!“ unterbrach ich den Schotten nun, „Sie verirren sich mit Ihrem Traum diesmal wirklich in das Gebiet des Unmöglichen. Niemals würde ich mich nämlich zur Überzeugung eines dieser gebrechlichen Sampans anvertrauen. Hab' ich nicht immer unser Schiffsboot zur Verfügung? Doch erzählen Sie lustig weiter!“

Mich fing die ganze Geschichte an zu langweilen. Es schienen mir doch zu viele handgreifliche Unwahrscheinlichkeiten in seinem Traum, als daß ich ihn hätte für die schicksalsschweren Deutungen eines Hellsehers ansehen können.

Der Schotte schien es zu fühlen; aber keine Muskel zuckte in seinem bleichen Gesicht, und nichts verriet, daß mein Unglaube an seine Träume ihn vielleicht kränkte. Bedächtig wie vordem fuhr er fort: „Nachher sah ich Sie noch undeutlich in Lebensgefahr, und zwar durch einen Chinesen. Ich wollte Sie warnen, Ihnen zu Hilfe eilen, aber wie das häufig im Traume ist: ich konnte weder sprechen noch ein Glied rühren. Nur die rechte Hand, die ich wie auf die Gefahr deutend erhoben hatte, vermochte ich unbeweglich, gleichsam erstarrt, in dieser Lage zu erhalten. Wie gesagt, wo und wie sich die ganze Sache abspielte, weiß ich nicht, denn ich sah alles nur wie durch einen Nebel.“

„Hat mich der schlitzäugige Halunte denn wenigstens leben lassen?“ forschte ich, als er schweigend an seiner erkalteten Pfeife sog. Meine Worte sollten scherzhaft klingen, aber wieder überfiel mich das eigenartig fröstelnde Gefühl, das mich schon vordem unter dem Bann seiner abgründigen Augen ergriffen hatte.

„Ich weiß es nicht, Kapitän! — Es war ja doch auch nur ein Traum!“

Maclachlan klopfte seine Pfeife aus; dann stapfte er bedächtig nach Deck hinunter.

Ich wußte nicht, sollte ich über den seltsamen Kauz lachen, oder sollte ich mich ärgern. Er hatte mir mit seinem ahnungsschweren Traum gründlich die frohe Ankunftsstimmung verdorben, obwohl ich mir immer wieder einzureden versuchte, daß Träume eben nur Träume sind.

Als ich abends bei einem Glase Wein und einer vorzüglichen Zigarre im Salon saß, hatte sich der unangenehme Eindruck von Maclachlans Traum schon etwas bei mir verwischt, und ich gab mich mit ungeheiligem Genuß der Lektüre eines spannenden Romans hin.

Drückende Schwüle brütete am folgenden Morgen über Stadt und Hafen. Trotzdem es ganz windstill war, lief eine hohe Schwelle, in der der Dampfer schwer vor seinen Anker ritt. Diese eigenartige Naturerscheinung war ein sicheres Zeichen dafür, daß an einem entfernteren Punkte einer der verheerenden Taifune über den Indischen Ozean seine Bahn genommen hatte.

Um die zehnte Vormittagsstunde, ich stand gerade am Fallreep und beobachtete das lebhafte Treiben im Hafen, kam ein Sampan auf unsern Dampfer zu. Scharrend legte sich das plumpe Fahrzeug gegen den Eisenleib des „Chittagong“ und ein Eingeborener kletterte hastig das Fallreep herauf. Mit dem ersten Blick sah ich, daß es ein Postbote war und daß er einen schwarzumranderten Trauerbrief in der Rechten hielt.

„Ein Brief für den Sahib-Kapitän!“ rief er mir schon aus der Entfernung zu. Meine Hand vibrierte merklich, als ich das Schreiben an mich nahm und den Umschlag aufriß.

Der Inhalt des Briefes erschreckte mich auf das Heftigste. Er enthielt die Mitteilung, daß ein naher Verwandter von mir verstorben war, und zugleich die dringende Aufforderung, zur Nachschiffregulierung unverzüglich nach Europa zurückzufahren.

Ich war wie vom Donner gerührt. Das bedeutete also soviel wie Aufgabe meiner Kapitänsstelle. Zugleich aber auch durchzuckte mich blitzartig der Gedanke an Maclachlans Traum. Erregt eilte ich nach Achtern, um im Salon sofort mein Entlassungsgesuch an die Reederei aufzusetzen.

Als ich über das Bootsdeck kam, lehnte der erste Offizier gegen die Railing. Er rauchte gemächlich seine Schagpfeife und

beaufsichtigte die Matrosen, die den Schornstein mit einem neuen Anstrich versahen.

Als er den Brief in meiner Hand gewahrte, ging es wie ein Erschrecken über seine Züge, und in seinen Augen lag es wie eine bange Frage.

„Mir war es plötzlich, als sei ich dem unheimlichen Mann eine Antwort schuldig, und beinahe gegen meinen Willen stieß ich hervor: „Der erste Teil Ihres Traumes ist in Erfüllung gegangen, Maclachlan!““

„Ich hab' es geahnt, Kapitän!“ entgegnete er dumpf. Er schien noch etwas hinzufügen zu wollen, aber seine Lippen schlossen sich herb und seine Augen wandten sich wieder nach den arbeitenden Leuten.

Noch am selben Abend erhielt ich die Antwort auf mein Entlassungsgesuch, das ich dem Vertreter meiner Reederei in Singhapore übermittelt hatte. Er war von meiner Kündigung völlig überrascht, und bedauerte sehr, in der kurzen Zeit, die noch bis zur programmäßigen Abfahrt des Dampfers verblieb, keinen Ersatzkapitän mehr aufzutreiben zu können. Ich mußte mich daher entschließen, noch eine Fahrt auf dem Schiffe zu machen.

\* \* \*

Wieder einmal hatte der „Chittagong“ eine Küstenreise beendet und lag im Angesichte Singhapores vor Anker.

Die Ladung, bestehend aus Stückgütern, wurde gelöscht. Vom frühen Morgen an rasselten die Winden und gellten die Bootsmannspeifen.

Endlich war das Schiff entlösch und neue Ladung wurde eingenommen. Dabei rückte der Tag der Ausreise immer näher und der Vertreter ließ nichts von sich hören. Ich machte mich bereits mit dem Gedanken vertraut, noch eine Reise mit der „Chittagong“ machen zu müssen.

So kam der letzte Tag. Die Ladung war binnengenommen und alle Luken waren gehörig verschallt. Schon lag der Dampfer, völlig secklar, fertig zum Anferlichten unter Dampf, da legte noch im letzten Moment ein Sampan längsseit des Schiffes an.

Ein uns allen unbekannter, bejahrter Herr kam an Deck und stellte sich mir als der neue Kapitän vor. Erst vor

einer halben Stunde war er von Australien angekommen, wo er bisher Schiffe derselben Reederei geführt hatte.

Unwillkürlich suchte ich Maclachlans Augen. Auch er blickte mich an, und in seinen Zügen las ich:

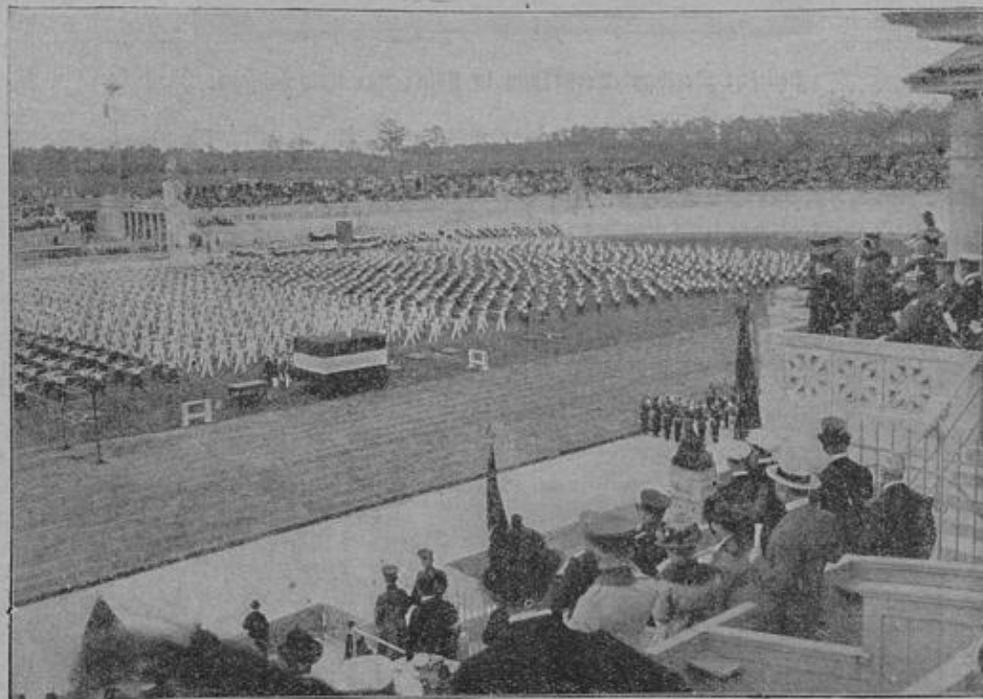
„Habe ich nicht recht gehabt? — Glaubst Du nun an meine Träume!“

In aller Eile packte ich meine Sachen. Nur flüchtig konnte ich meinen Nachfolger an Bord einführen, denn die Zeit drängte, und jede unnötige Verzögerung bedeutet in der Schifffahrt einen Geldverlust.

Zum Schluß kam noch das Abschiednehmen. Ich schüttelte jedem Manne der Besatzung die Hand und ermahnte die Leute, sich auch unter dem neuen Schiffsführer der Arbeitsamkeit und Zuverlässigkeit zu bestreuen. Besonders herzlich verabschiedete ich mich von dem zweiten Offizier, der mir aufrichtig zugetan war.

Maclachlan hielt sich nach seiner verschlossenen Art etwas im Hintergrund. Als wir uns die Hand reichten, ruhten seine Augen rätselhaft, prüfend auf meinem erhitzten Gesicht. Ich wollte noch etwas von seinem Traum sagen, aber eine seltsame Scheu hielt mich von meinem Vorhaben zurück. Nur ein paar gleichgültige Redensarten wechselten wir, dann trennten wir uns wohl für immer.

„Kapitän, ich habe Ihre Koffer schon in den Sampan verstaут!“ meldete mir in diesem Augenblicke der Steward. Unangenehm überrascht begab ich mich ans Fallreep. Der Sampan, der meinen Nachfolger an Bord gebracht hatte, lag noch längsseit. Nun mußte ich mich doch entschließen, das wenig Vertrauen



Die märkischen Turner vor dem Deutschen Kaiserpaar.

zweckende Fahrzeug zum Anlandesehen zu benutzen, denn ich konnte billigerweise nicht verlangen, daß um meinetwillen erst das Schiffsboot wieder zu Wasser gelassen wurde. Langsam krieg ich die Fallreepstreppe hinab und nahm in dem Sampan Platz.

Da, wie ich noch einmal in die Höhe blickte, sah ich Maclachlan an der Mailing stehen. Er beugte sich weit vor und rief mir zu: „Hüten Sie sich vor dem Chinesen, Kapitän!“

Das waren seine letzten Worte, denn die Schraube des „Chittagong“ begann jetzt zu arbeiten und mit zunehmender Geschwindigkeit entfernte sich der Dampfer.

Eine Weile noch sah ich des Schotten bleiches Gesicht nach mir herüberleuchten, dann verschwamm allmählich alles in der riesigen Luft.

„Hüten Sie sich vor dem Chinesen!“ — Dieser sein Warnungstusch wollte mir nicht mehr aus dem Sinn. Zuviel war schon eingetroffen von dem Trauntgesichte Maclachlans, als daß ich seine Mahnung mit einem spöttischen Lächeln hätte übergehen dürfen.

Beinahe wollte mich so etwas wie leise Furcht beschleichen, als ich bemerkte, daß die Bedienungsmannschaft des Sampans ausschließlich aus den schlitzäugigen Söhnen des Reiches der Mitte bestand. — Wenn die Kerle mich im Besitze großer Geldmittel vermuteten und einen Überfall auf mich planten? Hier, mitten auf dem Wasser, hatten sie mich ganz in der Gewalt. —

Unwillkürlich langte ich nach der Brusttasche, wo ich stets einen geladenen Revolver trug. Wenigstens wollte ich mein Leben so teuer wie möglich verkaufen. Aber es passierte nichts, und glücklich landete ich am Wabang-Pier.

Nun ärgerte mich schon wieder meine anfängliche Furcht, aber eine gewisse Nervosität hatte mich doch ergriffen und wollte mich nicht wieder loslassen.

Auf dem Pier standen in langen Reihen Händler mit Kuriositäten, Südfrüchten und Korallen. Die Hitze hatte meine Zunge ausgedörrt, und ich hätte gern einige erfrischende Früchte erstanden, aber ich steckte meine Börse wieder fort, als ich sah, daß der Obsthändler ein Chineser war. In Singhapore leben viele Chinesen, und gerade die niedere Bevölkerung rekrutiert sich aus den langbezoepften „Söhnen des Himmels“.

Meine Absicht, noch am selben Tage Singhapore zu verlassen, scheiterte an dem Umstande, daß der für mich in Betracht kommende Dampfer erst am nächsten Tage fuhr. Wenig erbaut verließ ich die Offize und mietete mich für die eine Nacht im Lloyd-Hotel ein. Der Manager ließ mir ein schönes großes Zimmer im ersten Stock anweisen und sorgte für ein reichliches Mahl.

Nachdem ich mich ordentlich gestärkt hatte, begab ich mich in den Lesesaal des Hotels und vertiefte mich in die ausliegenden Zeitungen. Hier kam ich wenigstens nicht — wie das bei einem Bummel durch die mir ohnehin bekannte Stadt der Fall gewesen wäre — mit Chinesen in Berührung. Morgens in der Frühe aber verließ ich schon die Stadt und konnte dadurch hoffentlich dem drohenden Schicksal ein Schnippchen schlagen, denn auf dem Schiff und in Europa traf ich schwerlich wieder mit einem Chinesen zusammen. —

Die in den Tropen schnell, fast ohne Übergang hereinbrechende Dunkelheit ließ mich frühzeitig mein Schlafzimmer aufsuchen.

Die Ausstattung dieses Raumes war, wie in jener Gegend üblich, äußerst primitiv. Sie bestand nämlich aus einer auf vier niedrigen Füßen ausgespannten Matte, die zum Schlafen diente, denn ein europäisches Bett wäre bei der herrschenden Treibhaushitze unbenutzbar gewesen. Eine breite, auseinanderziehbare Bambustür führte auf den kleinen Balkon hinaus. Diese Tür ließ ich etwa eine Handbreit offenstehen, damit die nachts aufspringende, erfrischende Seebrise ungehindert einströmen konnte. Meinen großen Koffer stellte ich vorrichtshalber auer vor die

Stubentür, damit kein Unberufener vom Korridor aus eindringen konnte. Nachdem ich meine Barschaft, ungefähr tausend Dollar in Metall und Papier, auf einen Bambusstuhl gelegt hatte, der neben dem Ruhegestell Platz gefunden hatte, zog ich den Schlafanzug über und begab mich zur Ruhe. —

Nach all den Aufregungen der letzten Stunden versiel ich bald in einen unruhigen Schlaf. Ängstliche Träume peinigten mich und raubten mir die so nötige erquickende Ruhe. Es mochte bald nach Mitternacht sein, als ich plötzlich aus einem besonders qualenden, deutlichen Traum erwachte.

Angestrengt erhob ich die heißen Augenlider. Da — was war das? — Rarrte mich eine Vision? — Wählte das Fieber schon in meinem Hirn und zauberte mir spukhafte Bilder vor die Augen? Am Fußende des Schlafgestelles stand, allerdings nur verschwommen, im mystischen, durch die Türspalte dringenden Mondlichte — Maclachlan!

Starr und unbeweglich deutete seine erhobene Rechte nach der hinter meinem Lager befindlichen Bambustür.

Ein erkältendes Furchtgefühl überkam wie Fieberschauer meinen Körper. Ich wollte einen Ruf ausstoßen, aber die Zunge war mir wie gelähmt. Doch mit der Konzentrierung meiner Gedanken gewann ich auch meine Geistesgegenwart wieder. Instinktiv richtete ich mich, auf Hand und Ellbogen gestützt, Ruck um Ruck empor, dabei den Kopf fast unmerklich nach der Richtung drehend, wo die Bambustür lag.

Ein wilder Schreck durchzuckte mich, denn kein Zweifel, die Bambustür stand jetzt um ein Bedeutendes weiter auf. Breit und unbehindert flutete das Mondlicht in den hochbedeckten Raum. Von dem dumpfen Gefühl einer drohenden Gefahr erfaßt, ließ ich meine Blide nach dem Boden gleiten — und für einen Moment setzte mein Herzschlag aus.

Durch den Spalt wand sich, einer scheußlichen Viper gleich, ein Chineser. Mit seiner Rechten umklammerte er einen blindenden Dolch, seine Augen aber bingen wie geblannt an dem Stuhlsitz, auf dem das lose Metallgeld im Mondlichte schimmerte.

Hier war keine Minute zu verlieren!

Mit einem gellenden Aufschrei sprang ich von der Schlafmatte empor und stürzte mich auf den völlig überraschten Einbringling.

Ehe der Schurke noch Zeit fand, sich zur Wehr zu setzen, packte ich den Auffspringenden an Arm und Kehle, drängte ihn auf den Balkon und drückte ihn mit aller Kraft rücklings über das niedrige Geländer.

Mit einem röchelnden Schredenstaut stürzte der schlitzäugige Schurke, das Gleichgewicht verlierend, kopfüber vom Balkon in die Tiefe.

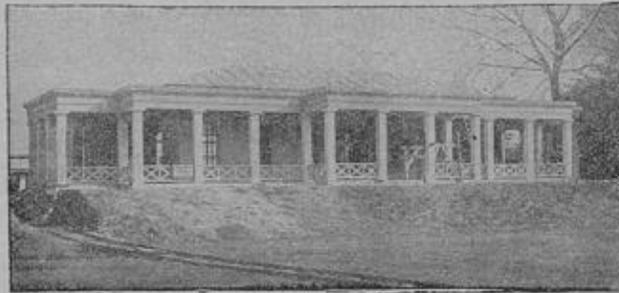
Ich hörte, wie unten die Büsche krachend und prasselnd über seinem Körper zusammenschlugen. Nun erst wandte ich den Kopf in scharfer Spannung nach dem Schlafgestell zurück, aber von Maclachlan sah ich keine Spur mehr. Der seltsame Spuk war in nichts zerronnen.

Von Schlaf war in dieser Nacht natürlich

keine Rede mehr, um so mehr, da ich fühlte, daß, bedingt durch die seelischen Aufregungen, ein Fieber bei mir im Anzuge war.

Zitternd vor Erregung erwartete ich den Morgen, und erst als ich den Fuß an Deck des stattlichen deutschen Passagierdampfers setzte, als die mächtige Schraube die Fluten aufwühlte und die Konturen Singhapores am Horizonte in den Ozean unterzutauchen schienen, fühlte ich mich wahrhaft geborgen.

Das „zweite Gesicht“ des finsternen Schotten hatte nicht getrogen, und so oft ich mich jener verfloffenen Zeiten erinnere, weht es mich an wie ein Hauch aus rätselhaftem, weltfremdem Geisterreich.



Deutsche Werkbund-Ausstellung in Köln: Das Kolonialhaus.



Deutsche Werkbund-Ausstellung in Köln: Das Hauptcafé.

**Ma ch s ch r i s t.**

Vor einiger Zeit las ich zufällig, daß die alte „Chittagong“ abwraden an eine Abbruchfirma verkauft war, die ihren dicht in der Nähe meines Wohnortes hat. Als der alte Kapitän seiner letzten Fahrt im Schleppe an seinem Bestimmungsort kam, machte ich mich auf den Weg, um dem wackeren Kämpen, der so viele Jahre die Weltmeere gefurcht hatte, ein letztes Lebewohl zuzurufen. So ganz im Innern gab ich mich auch der Hoffnung hin, Maclachlan noch an Bord anzutreffen. Dann wollte ich dem stillen Manne mit den abgründigen Augen die Hand reichen und ihm danken dafür, daß sein seltsamer Traum mich einer Lebensgefahr errettet hatte.

Der Kapitän, der jetzt den „Chittagong“ befehligte, ein viel älterer Herr, empfing mich mit großer Liebeshwürdigkeit. Von ihm hörte ich dann, daß Maclachlan nicht mehr unter den Lebenden weilte.

Erst auf der letzten Reise, von Indien nach dem englischen Heimatshafen, war er seinem gefährlichen Berufe zum Opfer gefallen.

„Auch sein eigenes Ende hat er vorausgesehen!“ berichtete mir der alte Kapitän ernst. „Als wir schon im Atlantischen Ozean angelangt waren, kam er eines Tages auf die Brücke und erzählte mir einen Traum, den er in der Nacht gehabt hatte. Im Traume hatte er die englische Küste mit ihren Städten und Leuchttürmen deutlich vor Augen gesehen, aber als er mit dem Dampfer hatte darauf zusteuern wollen, war das ganze Land mit einem Schläge im Meere versunken. Dieses Traumbild deutete er mir dahin, daß er sein Heimatland zwar noch sehen, aber daß er es nicht mehr erreichen werde. Ich suchte ihm die Gedanken auszuwerden, aber er wurde ganz unzugänglich und verschlossen.

—

„Vorige Woche nun liefen wir in den Englischen Kanal ein. Auf der Höhe von Lizard überraschte uns ein furchtbarer Sturm und drängte uns in die gefährdrohende Nähe der Küste. Maclachlan

Zur Antwort: „Die Frage war zu vorschnell; denn es war weder ein zukünftiger Schiffsmast, noch eine schlante Pappel oder ein fruchtbeladener Obstbaum.“

„Und bist Du heruntergefallen, — hast am Ende ein Bein gebrochen?“ fragt einer in entschuldigender Neugierde weiter.

„Abwarten und hören!“

„Es war just am 9. August des Jahres 1858, dem zweiten Tage der willkommenen, ersehnten Schulferien. Im ganzen Dorfe ging's unter der Jugend von Mund zu Mund: „Hast Du den Schieferdecker schon gesehen?“

Den ganzen Tag stand die müßige Dorfjugend neben der Kirche. Auf dem spitzen schmalen, ziemlich hohen Turm hing der Schieferdecker, die Schäden des Turmdaches auszubessern. Das war selbstverständlich ein Ereignis für die Buben.

„Man meint, er hätte die Arbeit extra auf den heutigen Tag verschoben,“ äußerte der Gemeindegemeindevater, der in seinem Hof unweit dem Kirchplatz ein Wagenrad mit einem Reifen belegte.

Ja, die Ferien, die den ganzen Tag für die Schuljugend freigegeben, sind eine köstliche Einrichtung, von der die Buben nur klagen, daß sie nicht ins Schuljahr fallen.

Wie ausgiebig wird doch Gebrauch gemacht von der sauerstoffreichen, gesunden Landluft und dem strahlenden, heilkräftigen Sonnenlicht! Luft und Licht — das Billigste, was unser lieber Herrgott uns Menschen gegeben, wir Buben genießen diese Himmelsgaben ausgiebig in Hülle und Fülle. Dafür ernteten wir rote Backen und klare Augen! „Tummelt Euch, lauft, springt, hüpf und klettert,“ hatte mein Vater in der letzten Schulstunde gesagt, „macht aber keine dummen Streiche!“ Na, für solche Ratschläge waren unsere Ohren offen; ob wir dem letzten Befehle immer pflichtschuldig und folgsam nachkamen? Wir werden es ja sehen.

Wir Jungen standen also, wie schon gesagt, am Kirchplatz. „Schieferdecker möchte ich nicht sein!“ meinte der Schreiners Bassil.



Deutsche Werkbund-Ausstellung in Köln: Bild vom Ausstellungsgelände auf den Dom.

stand mit drei anderen Leuten vorn auf der Bad, um im Augenblick der Not den Anker fallen zu lassen. Plötzlich kam eine furchtbare Sturzsee und riß die vier Männer von der Bad ins Meer. Drei von ihnen schleuderte die nächste See wieder an Deck zurück — Maclachlan blieb verschwunden.

„Er hat England gesehen; aber er hat seinen Boden nicht mehr betreten können!“

Nachdenklich schritt ich diesen Abend meinem Hause zu, und deutlicher als je fühlte ich, welch tiefe Wahrheit in den Worten des alten Schiffszimmermanns steckte: „Es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde, die unser Verstand nicht begreift, und wenn wir auch die Weisheit mit Löffeln gegessen hätten!“

**Eine Lausbubengeschichte.**

Von A. J. Ruckert.

(Nachdruck verboten.)

„Wenn's dem Ekel zu wohl ist, geht er aufs Eis und bricht ein Bein.“ Das will wohl sagen, daß mancher Unvernünftige in sträflichem Leichtsinne und Uebermut sich in eine Gefahr begab, in welcher er zu Schaden kam.

Nun, der Held der nachfolgenden Geschichte war allerdings nicht aus der Gesellschaft der vierbeinigen Grauröcke, sondern es war es selbst: Benno, der zwölfjährige Sohn des Lehrers Spermann in Buchfeld, begabt mit gesunden Sinnen und einem vielleicht allzu lebhaften Geiste.

„Ich ging auch nicht auf eine glatte oder dünne Eisfläche, — ich strebte nach Höherem.“

Nun fragt vielleicht der wißbegierige Leser: „Gewiß bist Du auf eine schlante Tanne oder einen anderen hohen Baum ge-  
—  
liegen?“

„Das ist ein gefährliches Kraxeln,“ bestätigte Väders Seiner. „So zwischen Himmel und Erde zu hängen und nichts, worauf man festen Fuß fassen kann, das ist ja ärger als Seiltanzen!“ rief Schulzenjörg.

„Mir würde sicher schwindelig werden und ich stürzte herunter,“ äußerte Korbschlechers Naz.

„Seid Ihr feige, Kameraden!“ fiel ich ein. Ich war bereits Schüler der zweiten Lateinklasse und mit einem roten Samtrochtrügelchen ausgezeichnet und wähnte, meine Keckheit habe einige Berechtigung.

„Der sitzt ja fest und sicher,“ fuhr ich fort. „Die Seile sind dick und stark, und das Sitzbrett ist gewiß nicht morsch. Ich fürchtete mich keinen Augenblick. Gleich möcht' ich da droben sein; schon wegen der Aussicht! Da droben zwischen die Spazzen und die Wolken tanzen und übers ganze Dorf guckst Du weg, über die Häuser und Gärten und Felder, weit, weit! Hui, grad' möcht' ich droben sein, das wär' mir ein Spaß!“

Und als um 4 Uhr nachmittags der Schieferdecker zum Bespern abgestiegen war, da gab ich diesem meine Lust kund, auch mal da droben um den Turm zu schweben, je höher, desto lieber.

Aber der Mann verstand nicht viel Spaß und sagte: „Zum Jux tut man kein törichtes, zweckloses Wagestück. Ich möchte nicht erleben, daß durch meine Schuld ein Unglück passiert. Willst Schieferdecker werden, brauchst keinen roten Kragen!“

Da hatte ich mein Teufel weg! Der Mann hat aber recht gehabt und sonach war's vorerst nichts mit der Luftpartie am Schieferdeckeritz.

Indes wir muntern Buben unsere wichtigen Besprechungen über die mehr oder weniger halbscherische Beschäftigung des Schieferdeckers mit vieler Weisheit fortsetzten und unsere Augen sich bald dem newvergoldbetem Kreuze des Turmes, bald den langen, im Winde bewegten Seilen und dem schmalen, baumelnden,

unbefleckten Siebrettchen des Dachdeckers zuwendeten, surrte eine Wildtaube hoch droben aus einer Steinlücke der Kirchenwand. Weit oben im Mauerwerk des Giebels, wo das Dach des Kirchschiffs zusammenläuft, dort hatte seit einiger Zeit ein Paar Wildtauben genistet und eine friedliche Heimstätte gefunden. Die dem Ereignis, wovon ich erst heute erfuhr, hatten die Dorfjungen schon lange ihre Aufmerksamkeit geschenkt. Färbung und Lebensweise der beiden Tauben waren ihnen satfam bekannt. Heute wurde sogar schon die zweckmäßige Zubereitungsart der Wildtauben zum Thema eifriger Besprechungen gemacht. Der Schulzenjörg war der eifrigste Taubenkenner der jugendlichen Taubenzüchter des Dorfes. Wie und anschaulich gründlich wußte er die schillernden Farben der Halsfedern, die schwarze Querbänder am Ober Rücken und andere Vorzüge der Wildtauben seinen Kameraden zu schildern! Bald war in jedem von uns der Wunsch rege, die jungen Wildtauben aus dem unzugänglichen Neste da droben in seinen Besitz zu bekommen.

„Ich glaub', die Alten brüten schon,“ äußerte Vaders Heiner. „Brüten schon?“ fiel, überlegend lächelnd, Schulzenjörg ein; „Junge sind bereits im Nest, flüg'g? Junge — und jede Stunde können sie ausfliegen, dürst's mir sicher glauben.“

„Sei, wenn man die ausnehmen könnte!“ wünschte Naz. „In denen macht kein Mensch was,“ versicherte Jörg, „die haben mit ihren klugen Augen das sicherste Plätzchen weitem herausgefunden. Da kommt ihnen weder ein Marder, noch ein Wiesel oder ein Geier bei.“

„Aber ich!“ fiel ich hastig dem Sprechenden ins Wort.

„Du?“ riefen alle wie aus einem Munde, ungläubig und spöttisch lachend. „Da mußt Du Dir erst ein Paar Flügel wachsen lassen!“ riet Vaders Heiner.

Schulzenjörg meinte: „Das wirst Du wohl bleiben lassen! Gefagt ist leichter als getan! Vom Kirchenboden aus ist dem Nest in der Mauer nicht beizukommen und eine Leiter von der Höhe des Kirchgiebels gibt es gar nicht!“

Ich aber schlug verknüpft die Hände ineinander, daß es klatschte und nicht voll überlegenem Selbstbewußtsein mit dem Kopfe; denn rasch war in meinem Hirne ein Plan gereift.

„Ich hab's!“ rief ich im Brusttone fester Überzeugung und bestimmte den Schulzenjörg und Vaders Heiner, mir zu folgen.

Es war mir nämlich die waghalsige Idee gekommen, vom Turm aus mit Benützung der Geräte des Schieferdeckers über das Dach in die Nähe des Nestes zu gelangen und dann das Jagdstück zu wagen.

Also kausen wir drei Jungs die steilen Kirchturmtreppen hinauf. Bald standen wir an der Luke, durch welcher der Dachdecker auf seinen lustigen Brettsteg hinauszusteigen pflegte. Dieser Steg war mit starken Seilen an einem Querbalken im Innern des Turmes befestigt. Mittels eines Zugseiles vermochte der Turmdecker den schwebenden Steg nach Bedarf höher oder tiefer zu bringen. Auch gegen die linke oder rechte Seite hin konnte er ihn bewegen, indem er seine Füße gegen den Turm stemmte und so den Steg verschob.

Doch ich verstand die Handhabung dieses Gerätes nicht, und so war mir's leider unmöglich, durch die Turmöffnung auf das etwa noch einen Meter tiefer liegende Dach zu gelangen. Da gewahrte ich den Draht des Blitzableiters, der gerade neben der Luke vorbei, hinunter über den Dachfirst hinfieß.

Sofort verfiel ich auf den Gedanken, mit Benützung des Drahtes das geplante Werk auszuführen. Gedacht, getan!

Ich hielt mich an einem starken Kloben fest, an welchem der Draht angehängt war, stieg rückwärts hinaus, ließ mich am Blitzableiter hinab und saß nach einer kühnen Schwenkung rittlings auf dem kantigen Dachfirst, über dessen ganze Länge sich der bleistiftdicke Draht des Blitzableiters hinzog. Nach kurzer Rast ruhte ich, abwechselnd den linken und rechten Fuß auf dem Schieferdache einsetzend, gegen den äußeren Giebel. So oft ich

ein Stück vorwärts kam, schlug der Draht klirrend auf dem First auf. Die Luft war stark bewegt, und ich wurde tüchtig ausgetrieben.

Tief unten auf der Straße jauchzten die Buben mit hellen Stimmen vor Vergnügen, als sie mich kühn auf schwindelnder Höhe des Dachstatts dahin reiten sahen, voll Erwartung des glücklichen Ausgangs der Wildtaubenjagd.

Ich selbst dachte nichts Arges und antwortete meinen Kameraden jeden Mutes mit einem gellenden Juchheuschrei, der diese hinwiederum in vielstimmigem Echo erwiderten.

Plötzlich mußte ich haltmachen; denn in der Mitte des Dachgiebels erhob sich eine Eisenstange mit vergoldeter Spitze, welche der Blitzableiter von zwei Seiten einmündete. Dies Hindernis hatte ich freilich nicht bedacht. Ich probierte bald rechts, bald links, mich um dasselbe herumzuschwenken. Vergebens! Da auf einmal war mir's gar nicht mehr recht behaglich. Ich vermochte keinen Blick mehr hinabzusehen und schloß die Augen. Krampfhaft hielten meine beiden Hände die Eisenstange. Die Gefahr, hinabzufallen, kam mir zum Bewußtsein.

In diesem Augenblicke drang der angstvolle Aufschrei meiner Mutter aus dem geöffneten Fenster unseres Wohnhauses an mein Ohr. Ich wagte jetzt wiederum einen scheuen Blick in die Tiefe. Da sah ich die Leute zusammeneilen und vernahm unverständliche Zurufe. Wie ein Schatten legte sich's über meine flimmernden Augen. Mächtig pochte mein Herz, kalter Schweiß trat mir auf die Stirne. Es überkam mich ein Taumel —

ich schwindelte.

Unwillkürlich schloß ich abermals die Augen und legte den Kopf wider die Eisenstange. Die Kirche schien sich mit mir wie ein Karussell im Kreise zu drehen.

Doch ermannte ich mich wieder nach wenigen Minuten. Ich versuchte, da ich unmöglich über das Hindernis hinwegkommen konnte, rückwärts wieder an den Turm zu kommen, vermochte mich aber nicht zu rühren. Meine Glieder waren schwer wie Blei.

Abermals warf ich einen Blick hinab. Die Einwohnerschaft des ganzen Dorfes umstand bereits die Kirche. Wie wenn Feuer unterm Kirchdache ausgebrochen wäre, so standen die Leute auf den beiden Straßen vor der Kirche und starrten hinauf zu dem Waghalz, der jeden

Augenblick herabfallen und Arm und Beine brechen konnte.

Später vernahm ich, daß in diesen Augenblicken die Bauern, namentlich die Weiber, ihre Weissheitsprüche und scharfen Witze über mich hatten ergehen lassen. Die einen schalteten:

„Das ist ein böser Bub, rein des Teufels! Der Kerl treibt alles, was verwegen ist. Kein Baum ist ihm zu hoch, kein Scheunengebälk zu gefährlich! Und jetzt klettert er wie eine Fliege den Blitzableiter hinab und über das schmale Dach hin.“

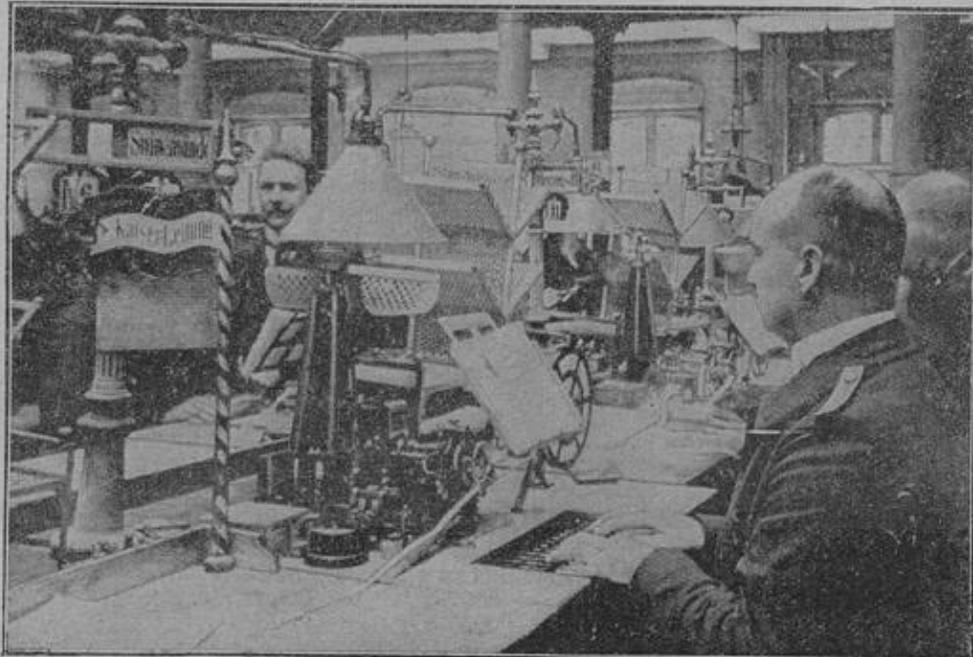
Ja, wenn diese guten Freunde nur geahnt hätten, wie es dieser Fliege auf dem Dachfirst oben zumute war!

Andere, gemüthlichere Leute waren edel und warmherzig genug, Mitleid mit dem Verlassenen und Hilfslosen zu empfinden, entschuldigden mich wohl wegen meines Leichtsinns, nannten mich ein prächtiges, lustiges Büschlein, dem man nicht abhold sein könne; sie hofften, daß es mir gelingen werde, der drohenden Gefahr zu entinnen und mit heiler Haut davonzukommen.

Die fromme Schulzenlies aber meinte, es müsse doch ein besonderer Beistand meines heiligen Schutzengels sein, wenn der immer heftiger einsetzende Wind mich nicht abjage — und sie empfahl mich der weisen, gütigen Vorsehung.

Wieder andere, weniger gefühlshüselige Menschen, waren vor minder frommen und menschenfreundlichen Wünschen besetzt. Sie sprachen es unverblümt aus, daß mir der Pudel tüchtig mit einem spanischen Rohre, darin keine Neblaus oder Nonnenraupe sei, abgestäubt gehöre.

Der verdrießliche Wänter prophezeite gar: „Dem seine Eltern werden auch vor der Zeit graue Haare kriegen!“



Die kaiserliche Telegraphenleitung.

Indessen hatte ein arger Windstoß meine Mäße entführt. Meine braunen Ringellocken flatterten wild in der Luft, die Schwalben zwitscherten neugierig um mich her und die Spagen krachten in höhnischer Schadenfreude.

Ich hätte um Hilfe schreien mögen, — aber die Angst hatte mir die Kehle zugeschnürt, aus der ich keinen Laut herauspressen konnte. Ich war starr am ganzen Körper.

Nach kurzer Zeit sah ich Feuerwehrlern herbeischaffen und zusammenbinden; aber bald merkten die Leute, daß auf diese Weise meine Rettung nicht möglich war.

Auf einmal erwachten die ermatteten Kräfte wieder. Mir ward klar, daß ich meine Rettung abermals selber versuchen müsse. Eile tat not.

Mit Anstrengung aller Kräfte und mit dem Mute der Berühmung begann ich die Rutschpartie rückwärts gegen den Turm, von dem ich ausgegangen war. Ein schweres Stück Arbeit! Der Wind hatte von neuem eingesetzt. Ich mußte mir heiße Mäße geben, nicht aus dem Gleichgewichte zu kommen.

Ich mochte die Hälfte des Dachrückens so zurückgelegt haben, als ich vom Turme her, nicht weit hinter mir, die Stimme meines Vaters vernahm. Er rief mir in ruhiger Weise die aufmunternden Worte zu, nunmehr ruhig sitzen zu bleiben.

In demselben Augenblicke wurde dicht unter mir aus dem Kirchendache Schieferplatte neben Schieferplatte ausgehoben. Nach wenigen Minuten faßte mich der starke Arm eines Mannes und hob mich durch die Dachöffnung hinein. Meine Rettung war vollbracht.

Und dann in heißem, erschütterndem Schluchzen lagen wir uns in den Armen, und Tränen gepreßten Herzens stürzten von neuem aus ihren Augen. Dann trocknete sie dieselben und blickte hold lächelnd mich an.

O, diesen freudverklärten, in zärtlicher Liebe leuchtenden Mutterblick werde ich zeitlebens vor mir sehen.

## Das Streben nach Glück.

(Nachdruck verboten.)

Es liegt in der Natur des Menschen, nach Glück zu streben, aber der eine wendet dazu mehr Eifer auf als der andere. Der Begriff des Glückes ist ja auch sehr verschieden. Man kann darunter Besitz, Reichtum, Macht, Achtung, Ansehen, Auszeichnung, Ehre und Ruhm verstehen.

Das Streben nach diesen Gütern gibt in sittlicher Beziehung zu keinem Bedenten Anlaß, sofern es mit Maß geschieht, aber man darf nicht vergessen, daß zum Glück vor allem Zufriedenheit, also eine Beschränkung im Wünschen und Streben gehört.

Man hat wohl kaum jemals gehört, daß ein Mensch wirklich glücklich gewesen ist, der all seine Wünsche befriedigt sah. Es liegt nämlich in der Natur des Menschen, daß er immer wieder neue Wünsche hat, und so ist es unausbleiblich, daß man bald dieses, bald jenes wünscht, das man doch nicht erreichen kann.

Der amerikanische Philosoph St. B. Stanern sagt: „Der Mensch erreicht Stufen, aber nie ein Ziel; das Glück selbst vermag nicht, ihn glücklich zu machen.“

Wenn wir alles erlangen, was wir forderten, so wundern wir uns, warum wir so wenig fordern konnten. Das Sehnen des Herzens wird nie gestillt.“

Goethe gibt uns einen sehr klugen Rat:

Willst Du immer weiter schweifen?  
Sieh, das Gute liegt so nah.  
Lerne nur das Glück ergreifen,  
Denn das Glück ist immer da.

Welch kluge Philosophie spricht aus den Worten von Goethes Mutter, dieser prächtigen deutschen Frau:

„Ich suche keine Dornen, hasche die kleinen Freuden — sind die Türen niedrig, so bücke ich mich — kann ich den Stein aus dem Wege tun, so tue ich es — ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum — und so finde ich alle Tage etwas, das mich freut — und der Schlüsselstein — der Glaube an Gott! Der macht mein Herz froh und mein Angesicht fröhlich.“

## Sprüche.

Höheres gibt es nicht, als der Gottheit sich mehr als andere Menschen nähern und von hier aus die Strahlen der Gottheit unter das Menschengeschlecht verbreiten.

Fühlt auch das Herz sich im Verlust,  
Gespalten und geteilt,  
Gib willig, was Du geben mußt,  
Und jede Wunde heilt.

## Unsere Bilder.

**Zwölftausend Turner im Berliner Stadion.** Zu einer imposanten Kundgebung vor dem Deutschen Kaiser gestaltete sich die Übung der märkischen Turner im Berliner Stadion. Die Freilübungen, an denen auch Damen teilnahmen, fanden den Beifall des Kaisers; mehr als 20 000 Zuschauer wohnten den Vorführungen bei, die von einer selten gesehenen Gracilität waren.

**Die kaiserliche Telegraphenleitung.** Wenn der Deutsche Kaiser unterwegs ist, z. B. nach Korfu, Süddeutschland, nach Norwegen oder an der Ostseeküste, so wird dafür gesorgt, daß er durch eine eigene Telegraphenleitung ununterbrochen mit Berlin verbunden ist. Das ist schon notwendig, um die Regierungsgeschäfte nicht zu vernachlässigen. Unser Bild zeigt den Telegraphenapparat im Haupttelegraphenamt zu Berlin.

**Zu den Kämpfen in Mexiko.** Unser Bild zeigt eine amerikanische Grenzwaache, die die Ufer des Rio Grande abreitet, in der Hoffnung, Insurgenten zu finden, die die Ufer überschreiten, um amerikanisches Eigentum zu beschädigen.



Zu den Kämpfen in Mexiko: Amerikanische Grenzwaache.

Überwältigt von Angst und Erschöpfung wurde ich von meinem Vater auf die Straße geführt.

Die Leute gafften mich wie ein Wunder an.

Ernst und lautlos führte mein Vater mich an der Hand. Die Hammerschläge pochte mein Herz. Im Gefühle der überhanden Gefahr und in der dämmernden Erkenntnis meines dummen Streiches traten schmerzliche Tränen mir in die Augen, als wir durch die Menge der Leute dahin, dem Elternhause zu schritten.

Zögernd und halb taumelnd schritt ich über die Schwelle. Im Wohnzimmer saß im Lehnstuhle meine Mutter, das bleiche Gesicht in beiden Händen begraben, regungslos, aufs höchste erschüttert.

Sprachlos fiel ich ihr um den Hals, sie fest umklammernd. Mit dem Ausrufe: „Ach Gott!“ riß sie mich an sich.

Nach wenigen Augenblicken brach ich in krampfhaftes Schluchzen aus und lag mit meinem Gesichte so fest an ihrer Brust, daß mir fast der Atem verging. . .

Ich fühlte das beste Herz schlagen — und stumme, heiße Tränen auf meine Stirne niederfallen. Da konnt' ich nimmer an mich halten, und in zuckendem Herzwelch schrie ich auf: „O Mutter!“

Da küßte sie mich heiß, heiß. . . Dann hielt sie mit beiden Händen mich an den Schultern und blickte mit ihren schönen, neuen Augen mich an, als ob sie noch nie mich gesehen.

Mit einem Seufzer, in dem schwerstes Leid und höchstes Glück sich paarten, sprach sie, wie einst Maria im Tempel: „Mein Sohn, warum hast Du uns das getan?“



## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Wer trocken Brot mit Lust genießt,  
Dem wird es wohl bekommen,  
Wer Sorgen hat und Braten ißt,  
Dem wird das Mahl nicht frommen.

Man glaubt nicht, welch einen Zauber  
ein anerkennendes Wort von Hochgestellten  
auf Untergebene ausüben kann.

Der englische Thronfolger ist in die  
Armee eingereiht worden und muß  
auch alle Einzelheiten des Dienstes mit-  
machen. Kürzlich marschierte er gemein-  
sam mit den anderen Soldaten durch die  
Straßen Londons zum Hyde-Parl, wo  
eine große Übung  
unter der Leitung  
des Feldmarschalls  
Lord Roberts statt-  
fand.

Zur Geschichte der  
lenkbaren Luftschif-  
fe. Aus Briefen und  
Akten, die sich auf  
die Familie Mont-  
golfier und die Er-  
findung des Luft-  
schiffes beziehen, geht  
hervor, daß die Idee  
eines lenkbaren Luft-  
schiffes, die erst in  
unseren Tagen zur  
Tat geworden ist,  
schon die Gedanken  
der Erfinder des  
Luftballons beschäf-  
tigte, und daß sie  
nicht an der Mög-  
lichkeit einer Ver-  
wirklichung des Ge-  
dankens zweifelten,  
daß sie aber in der  
steten Sorge lebten,  
ihnen könne bei der  
Einfachheit des Lenk-  
apparates, wie sie  
ihn sich dachten, die  
Priorität der Erfin-  
dung von andern  
streitig gemacht wer-  
den. Am 27. Au-  
gust 1783 war der  
erste Luftballon auf dem Pariser Mars-  
felde aufgestiegen, und schon am 17. Juli  
des folgenden Jahres konnte der Graf  
d'Artaiges in einem Briefe schreiben,  
daß die Brüder Montgolfier an der Lenk-  
barkeit des Luftballons arbeiteten: „Sie  
zweifeln nicht, daß ihnen die Lösung  
der Aufgabe gelingen wird. Freilich kann  
dies nicht in so kurzer Zeit geschehen,  
wie es sich die Phantasie des Volkes  
denkt, aber mit jedem Tage schreitet  
die Erfindung weiter vorwärts. Der Bal-  
lon soll durch Ruder gesteuert werden,  
und es sind schon drei Arten von solchen  
Rudern erfunden, die jetzt nach und nach  
ausgeprobt werden.“ In Übereinstimmung  
damit schreibt Etienne Montgolfier in der  
gleichen Zeit: „Unsere Idee, die Luft-  
schiffe lenkbar zu machen, ist so einfach,  
daß selbst eine nur leichte Indiskretion  
uns zwingen würde, die Priorität auch  
dieser Erfindung vor der Öffentlichkeit  
verteidigen zu müssen.“ In einer Zeit,  
wie der unsern, in der jeder Fortschritt  
auf dem Gebiete der Luftschiffahrt mili-  
tärlichen Zwecken dienstbar gemacht wird,  
dürfte es auch von Interesse sein, aus

einem Briefe der Witwe Montgolfiers zu  
erfahren, daß die Brüder mit ihrer Er-  
findung nur kulturelle, völkerverbindende  
Zwecke verfolgten: „Die praktische Ver-  
wendung des Ballons war ihr einziges  
Ziel“, schrieb die hochbetagte Frau im  
Jahre 1835, „sie wollten nicht die Welt  
in Staunen versetzen, und selbst der Ruhm,  
etwas Neues und Unerhörtes geleistet  
zu haben, war ihnen lästig. Sie wollten  
lediglich den Handel fördern, indem sie  
ihm neue Wege eröffneten, und ihm die  
Möglichkeit gaben, sich neuer Ver-  
kehrsmittel zu bedienen.“

Wertzunahme des Hechtes. Der Hecht,  
welcher noch vor kurzem von vielen Fische-  
reibeisern als ein großes Übel angesehen  
wurde, weil seine Ernährung, selbst wenn  
sie an sogenanntes Fischkraut gebunden  
ist, ziemlich teuer zu stehen kommt, findet  
jetzt immer mehr Beachtung, welche sich



Der englische Thronfolger als Soldat.  
Der Prinz von Wales (X) auf einem Marsch zum Hyde-Parl.

in einem häufigen Einsetzen dieses Fisches  
und Heranziehung von Hechtbrut kundgibt.  
Trotzdem in Dänemark der Salmoniden-  
zucht ein erhöhtes Interesse zugewendet  
wird, hat man auch die Hechtaufzucht  
nicht übersehen. So wurden im vergan-  
genen Jahre bei 790.000 Stück Hechtbrut  
in die dänischen Flüsse, Bäche und Seen  
eingesetzt. Der Hecht steigt immer mehr  
im Preis, und auch beim Sportfischer  
genießt er gegen früher ein weit höheres  
Ansehen und eine wachsende Belieb-  
theit.

Kinder und Narren. Die alte Jungfer  
erzählt: „... und alle Herren, die auf  
dem Feste waren, verfolgten mich mit  
ihren Blicken, alle machten mir begeistert  
den Hof, und einer fragte mich sogar,  
ob ich seine Frau werden wolle.“ — Der  
kleine Kurt: „Ach, Tante, bitte erzähle  
noch so'n Märchen.“

Wider die Natur. „Ja, wo haben  
Sie denn Ihre Frau Gemahlin gelassen?“  
— „O die! Die steht noch immer vor  
dem Echo und läßt nicht locker, sie will  
absolut das letzte Wort haben.“

Nicht zu verblüffen. Herr: „Entschul-  
digen Sie, aber der Diener, den Sie  
mir empfohlen haben und von dem  
Sie sagten, er arbeite wie ein Automat,  
der tut gar nichts und alles muß ich  
selber machen!“ — Stellenvermittler: „Ne,  
ja, hab' ich zu viel gesagt? Arbeitet er  
nicht wie der Automat „Bediene Dich  
selbst“?“

Entweder — oder. „Wer war der  
Herr, mit dem Sie eben sprachen?“  
— „Weiß nicht genau; entweder heißt  
er Meier und hat eine Brauerei, oder  
er heißt Brauer und hat eine Meiererei.“

Zu realistisch! Komiteemitglied, an  
der Kasse eines Maskenballes, als ein  
Besucher als „Gerichtsvollzieher“ kommt:  
„Bitte, in dieser Maste können wir Sie  
nicht in den Saal lassen . . . das würde  
die Herrschaften zu nervös machen!“

Dichterlohn. „Sage  
mir“, ruft trium-  
phierend der Po-  
etist, der eben sein  
kleinstes Gedicht vor-  
gelesen hat, „was  
glaubst Du, daß sie  
mir für eine solche  
Poesie geben wür-  
den?“ — „Ich will  
mich ja nicht zum  
Nichter aufwerfen“,  
antwortet der  
Freund, „aber mir  
scheint, daß sechs  
Monate genügen  
würden.“

Genau. Gast:  
„Sagen Sie, ich  
muß vier Mark für's  
Zimmer zahlen.  
Wie ich weiß, zählt  
der Herr, der ne-  
ben mir wohnt, nur  
drei Mark!“ — Ho-  
telier: „Ja, aber bitte  
te sehr, von Ihrem  
Zimmer aus sind  
auch schon zwei Ber-  
ge mehr zu sehen!“  
Ein prächtiger  
Mensch. „Nun, wie  
gefällt Dir Dein  
Bräutigam, liebe  
Rosa?“ — „Außer-  
ordentlich gut, liebe  
Ella; ich wäre schon

zufrieden, wenn mein nächster nur halb  
so nett wäre!“

## Rätsel.

Mein Ganzes zählt nur drei Lettern,  
Und vor- und rückwärts ist es gleich,  
Es kann vertauseln, kann vergöttern,  
Ist Hölle bald, bald Himmelreich.

Du findest es in allen Zonen,  
In Süd und Nord, in Ost und West;  
In Bauernhütten und auf Thronen  
Beginnt's mit einem Freudenfest. —

Du sinnst? Vernimm das Wörtchen, ehe  
Dein reger Scharfsinn es entdeckt;  
Doch räst Du's nun nicht, so gestehe:  
Das Rätsel hat mich recht geneckt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Dornenkrone.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesek vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redaktent  
E. Kellen, Bredehey (Köln). Gedruckt u. heraus-  
gegeben von Fredebeul & Koenen, Ess'n (Rheinl.)

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 27

Sonntag, den 5. Juli

1914

## Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Nachdruck verboten.)

### I. Kapitel.

Erschöpfende Abendkühle wehte mit lindem Hauch nach einem heißen Septembertage durch die lange Schatten werfenden, weitläufigen Platanen und Eschen des anmutigen Willengartens, und in den wohlgepflegten, von weißen Muscheln umräumten Blumenbeeten mit ihren vielfarbigen Asten, leuchtendgelben Georginen, feuerfarbenen Gladiolen und süß duftenden Rosen flimmerte der scheidenden Sonne gleichendes Gold in mählich verblässernder Pracht. — Süßer Friede lag über der einsamen Stätte.

Jetzt klirrte die Gitterpforte: zwei Damen in eleganten Sommertoiletten betraten den frisch geharkten Kiessteig und schritten eilig der von blutrotem Wein gerant umspannenen Laube zu, die ganz im Hintergrunde hinter hochragenden, dunklen Lebensbäumen versteckt lag, so daß sie ein neugieriger Spaziergänger von der an der Villa vorüberführenden Chaussee schwerlich erspähen konnte.

„Gott sei Dank, hier ist's auszuhalten!“ stöhnte, sich niederlassend, die ältere, eine imposante Erscheinung mit starkgerötetem, gutmütigem, einst gewiß recht schönem Gesicht. Und kurzatmig fuhr sie fort, während sie sich mit dem parfümrierten, seidenen Taschentuche Kühlung zusüßelte:

„O, ich hielt es nicht zwei Stunden aus in diesen schrecklichen Fabrikräumen mit ihrem Kohlendunst und Ölgeruch! Die sprühende Glut der Gießhöfen brennt mir noch in den Augen. Und dieses Geseurre, Rattern, Dröhnen, Stampfen der Maschinen, das Hämmern und Bohren, das Blätern der Riemen, das Schwirren der vielen großen und kleinen Räder, Kind, das braust mir noch lange durch den Kopf. Es würde mich einfach verrückt machen, wenn ich es täglich hören müßte!“

„Und wir waren doch nur einen Augenblick in der Gießerei und den Maschinenräumen, Mutchen,“ erwiderte die jüngere Dame, eine zierliche, schlanke Brunette mit allerliebstem, rosigen Kindern Gesicht und einem Paar seelenvoller, dunkler, sammetglänzender Augen. „Was sollte Papa da erst sagen, der den ganzen Tag dieses Lärmens anhören muß — und Werner, der mitten darin steht wie ein einfacher Arbeiter. Ich glaube, der neue Oberingenieur Kenth ist für den Jungen gar nicht gut. Hast Du nicht die Fieberflecke auf seinen Wadenknochen, Mama?“

„Nicht gerade; nur die verliebten Blicke, mit denen er Dich bombardierte. — Was Werner betrifft, so muß er in seinem praktischen Jahre nun mal alles kennen lernen in so einem Betriebe;

die paar Semester Hochschule und die Lehrzeit vorher machen es nicht allein. Du weißt, wie Papa darüber denkt. Wie hat der sich quälen müssen in jungen Jahren!“

„Ja, ja, wir Frauensleute haben's besser! Aber, nun sag' doch mal offen, Mama, wie gefällt Dir Herr Kenth?“

Frau Kommerzienrat Stralau zuckte die Achseln, setzte den goldenen Klemmer auf die kleine Stumpfnase, schaute mit ihren sehr beweglichen, hellblauen Augen versonnen zu der bunten Zwergengrotte hinüber und antwortete erst nach längerem Schweigen:

„Ella, ob er uns gefällt oder nicht gefällt, ist ganz Nebensache: Papa hält große Stücke auf ihn. Darauf allein kommt es an.“

„Aber dieser finstere, unheimliche Blick, diese schwarzen Augen — hu, wie glühende Kohlen kommen sie mir vor. Das gelbe Gesicht, der pechschwarze Vollbart. — Nein, mir graut vor dem Menschen. Und ich glaube, Werner ist auch nicht begeistert von ihm.“

„Werners Meinung ist höchst unmaßgebend,“ fuhr ihr die Mama scharfsinnig Wort. „Mir paßt es überhaupt ganz und gar nicht, daß Du mit dem Jungen jetzt auf einmal so ganz ein Herz und eine Seele bist: Werner hier und Werner da. Es ist rührend, wie Du immer besorgt um ihn bist, seitdem wir ihn wieder im Hause haben. Mein Gott, Ihr seid doch heute keine kleinen Kinder mehr! Mädchen, Du wirst nächsten Monat achtzehn. Und er ist zwei- undzwanzig.“

Ein dunkles Rot flutete über Ellas verlegen lächelndes Gesicht, und die zarten weißen Finger zerzupften unbarmherzig eines der roten Blätter, die ihr volles, krauses Haar leise umfächelten.

„Mama, er hat mir doch immer wie ein Bruder nahegestanden“, stotterte sie, nachdem ein Weilschen tiefes Schweigen geherrscht hatte. — „Ein Bruder hätte nicht besser zu mir sein können. Da kannst Du Dich doch nicht wundern, daß ich sehr froh bin, wo wir ihn nun endlich nach dreijähriger Trennungszeit wieder hier haben. Ich sah ihn inzwischen doch nicht ein einziges Mal. Und ich denke, Euch steht er auch nahe wie ein leiblicher Sohn.“

„Gewiß, aber Ihr sollt nicht vergessen, daß Ihr keine Kinder mehr seid! Ich weiß nicht, ob es Flug von Papa war, ihn in unserem Werk praktisch arbeiten zu lassen. Aber darüber steht mir schließlich kein Urteil zu. — Kommt Papa übrigens dort nicht schon? — Nanu, es ist doch noch nicht acht Uhr!“

Sie irrte sich nicht, von drüben, wo man in geringer Entfernung die qualmennden Schöte der Eisengießerei und Maschinenfabrik himmelan ragen sah, hastete in größter Eile eine Männergestalt auf die Villa zu: es war der Kommerzienrat Stralau. Wer



Prinz Friedrich Karl von Preußen, der Sieger in den Armeewettkämpfen.

den einfach gekleideten, herkulisch gebauten Mann mit dem edigen, bartlosen, fahlen Gesicht nicht kannte, hätte ihn wohl für einen Wertmeister oder gewöhnlichen Schlosser halten können, denn nichts an ihm verriet auf den ersten Blick den Großkapitalisten und genialen Erfinder, als welcher er weit und breit in Ehren und Ansehen stand. Diese massige, mächtig hervortretende Stirn, begrenzt von kurzgeschorenem, leicht ergrautem Haar, die starken Backenknochen, die große Ablernnase, die schmalen, fest zusammengepreßten Lippen, das breite Kinn, der Stiernaden, die fast unnatürlich breiten Schultern, die ganze mustulose, sehnige Gestalt, das alles paßte nicht zu dem Bild, das ein Unbekannter sich von dem vielgenannten Kommerzienrate Stralau machte, der in der modernen Maschinentechneil so Hervorragendes geleistet und die Welt noch mit so mancher Erfindung, die sich würdig seinen früheren anreihen sollte, zu überraschen gedachte. Ein einfacher Handwerksmeister war er einstmalig gewesen. Dessen schämte er sich nicht, darin suchte er sogar etwas. Darum ließ er sich in seinem Äußeren absichtlich gern ein wenig gehen. — Wer dem seltenen Manne freilich tiefer in die blitzenden, dunklen Augen schaute, die so streng unter den sachlichen Brauen hervorzublicken pflegten, der ahnte doch etwas von ungewöhnlicher Begabung und Intelligenz.

Nun stand er erregt und erhitzt bei seiner Gattin und Tochter, wuschte den Schweiß von der Stirn und rief mit seiner tiefen, rauh tönenden Stimme, die selten leise zu sprechen pflegte, hastig aus: „Wir bekommen Besuch! Geheimrat von Miller ist da. Er wird mit seinem Sohne, dem Regierungsassessor, um halb neun zum Tee erscheinen. Also bereitet alles vor dazu. Ich habe vorhin mit ihnen gesprochen. Der alte Herr war ganz außerordentlich lebenswürdig. Gebt Euch nur ein bißchen Mühe, daß er sich behaglich bei uns fühlt. Sein Sohn hat ihm viel von unserm gastlichen Hause vorgeschwärmt.“

„Ach Gott, Wilhelm — aber warum sagtest Du uns nicht früher davon!“ erwiderte die erschrockene Gattin mit vorwurfsvoller, verzweifelter Miene. — „Immer mit Deinen Ueberraschungen!“

„Aber Malchen, ich wußte es doch nicht früher,“ sprach er in sanfterem, fast zärtlichem Ton, seine gewaltige Rechte schwer auf der Erzünten Schultern legend. „Nur ja keine verdrießlichen Mienen. Morgen reißt der Geheimrat schon wieder ab. Ihr wißt, welche Rolle dieser Mann spielt, was er bei Hofe bedeutet. Es ist mir sehr darum zu tun, mit ihm Freundschaft zu schließen, denn er ist geradezu allmächtig. Ich will auch gleich verraten, daß er nicht ohne besondere Absicht zu mir kam. Ich konnte einfach nicht anders, als ihn einzuladen.“

„Ohne daß er Besuch bei uns gemacht hat, Papa?“ wagte Ella, offenbar ebenfalls recht unangenehm berührt von dieser Ueberraschung, schüchtern zu fragen.

„Das ist meine Sache!“ brauste der Kommerzienrat da auf, leicht erregt wie er war. „Zieh' Du Dir nur etwas Vernünftiges an, damit Du nicht gar so kleinstädtisch aussehest! Der Assessor erkundigte sich übrigens sehr teilnehmend nach Deinem Ergehen und scheint es Dir nicht nachzutragen, daß Du Dich neulich in der Ressource so albern wie ein dummes Schulmädchen gegen ihn benahmst. Also allons, Mädchen! Mache mir keine Schande und bedenke, daß Du kein Badfisch mehr bist und zur ersten Gesellschaft zählst.“

Schmollend erhob sich Ella und ging, während die Eltern noch in der Laube zurückblieben, um allerlei zu besprechen.

„Will Dir nur gleich reinen Wein einschenken, Malchen,“ sagte Stralau, wieder den sanften Ton anschlagend. „Ich teile heute vollkommen Deine Meinung, daß der Assessor wahrnehmungsvoll verliebt sein muß in unser Mädchen. Und sein Vater hat nichts gegen die Partie. Er ist zweifellos nur hier, um Ella kennen zu lernen. Wenn das etwas würde mit den beiden — weißt Du, was das für mich zu bedeuten hätte, ganz abgesehen davon, daß ich einen Schwiegersohn bekäme, der ganz und gar, in allen Stücken nach meinem Herzen ist? — Ich will es Dir sagen: ich würde Armeelieferant werden, meine Fabriken würden die ersten im Lande sein, die Konkurrenz — dieser Speichellecker

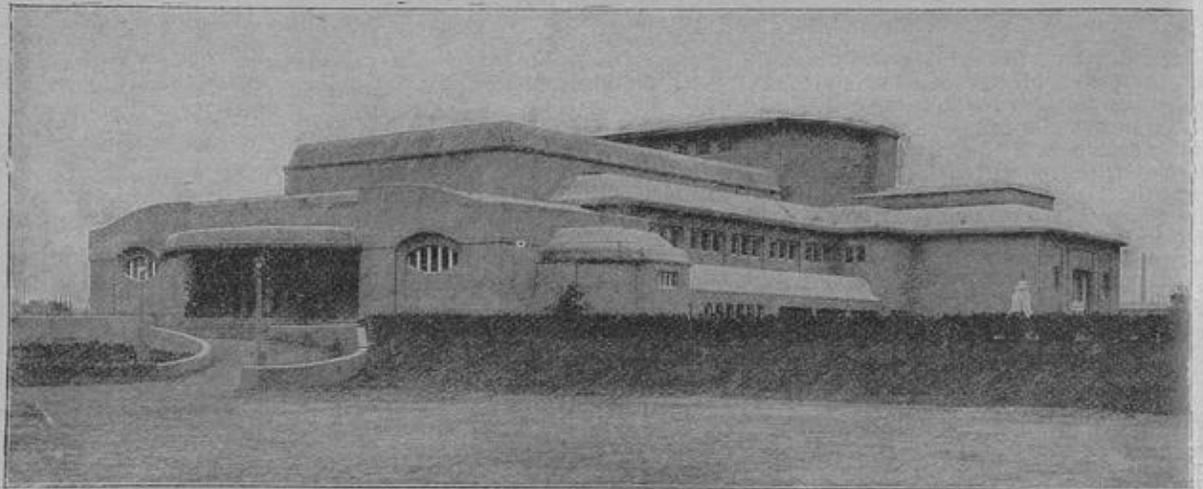
von Hartung mit seinem ganzen Zirkel und seiner unanständigen Marktchreierei — wäre einfach tot. Der Geheimrat hat einen Bruder im Kriegsministerium, er besitzt den größten Einfluß an maßgebender Stelle — ich hätte den Gipfel erklommen, hätte erreicht, was ich durch meinen Fleiß und tausend Erfindungen sonst vielleicht erst nach zwanzig Jahren erreichen würde. Siehe ich in unsern Kreisen auch heute schon groß da, bei Hofe kennt man mich noch nicht.“

Frau Amalie schaute ihren Gatten, den sie längst wie ein höheres Wesen bewunderte, mit weit aufgerissenen Augen an, empfand nichts mehr von Groll und sprach demütig: „Wenn Du das meinst, Wilhelm, dann muß ich es wohl glauben. Ich bin eine einfache Frau und verstehe nichts davon.“

„Es ist, wie ich sage,“ fuhr er eifrig fort, und in seinen Augen brannte ein unheimliches Feuer. Schon sah er sich auf dem so heiß erstrebten Gipfel, schon sah er seine Widersacher zerschmettert am Boden liegen: allgewaltig, unumschränkter Herrscher. So wollte er dastehen, denn sein Ehrgeiz war grenzenlos, seit er die ersten Vorbeeren geerntet. —

„Es käme also alles darauf an, daß Ella uns nicht etwa einen Strich durch die Rechnung macht,“ meinte seine Gattin, die Blide senkend und einen leisen Seufzer ausstoßend. —

„Ach was, das Gör hat einfach zu gehorchen!“ entgegnete er schroff, und ein gar feindseliger Zug erschien um den großen, unschönen Mund mit den starken Zähnen. „Wäre ja toll, wenn das Mädchen sein Glück mit Füßen treten wollte. Sie ist eben für ihr Alter noch viel zu unreif. Und daran ist Deine Erziehung hauptsächlich schuld, Amalie. Sorge jetzt



Das Werlbund-Theater auf der Werlbund-Ausstellung in Köln.

nur dafür, daß sie hernach nicht wie ein Achenputtel aussieht. — Ich denke, sie wird vernünftig sein. Hat sie denn irgend etwas an dem Assessor auszusetzen? Einen stattlicheren, schöneren, geistreicheren Mann dürftest du doch bisher noch nicht kennen gelernt haben. Und welche Karriere steht ihm bevor bei seinen Konnexionen und Fähigkeiten! Also halten wir uns nicht lange auf. Schon pfeift es drüben sieben Uhr.“

Sie begaben sich ebenfalls in die silbvolle, von duftenden Kletterrosen und leuchtender Kresse umrankte Veranda, und bald begann dort drinnen ein gar geschäftiges Treiben: Dienstmädchen flogen umher auf Frau Amalies scharfes Kommando, der alte Diener Christian Aldermann suchte brummend die goldstrotzende rote Livree hervor, Fräulein der Laufbursche, rannte mit zwei großen Körben zur nahen Stadt, die Josee pflückte Blumen; alles regte die Hände zum würdigen Empfang der vornehmen Gäste.

Der Schwarm der Fabrikarbeiter hatte sich verlaufen. Auch der Herr Oberingenieur, ein schwächliches, sehr bewegliches Männchen, war schon davongetrippelt. Vor der großen Maschinenhalle mit ihrer weithin sichtbaren Inschrift Ora et labora stand nur noch ein einsamer junger Mann, dessen verionnenes, etwas blaßes, feingeschnittenes Gesicht mit den geistvollen grauen Augen sofort verriet, daß er, trotz der schlichten blauen Bluse, die er trug, kein gewöhnlicher Arbeiter sein konnte. Nun warf er den Kopf ein wenig in den Nacken, reckte seine biegsame, schlanke Gestalt hoch auf und schritt leicht und elastisch ebenfalls von dannen. — Es war der Volontär Werner Falke, der seit seinem fünften Lebensjahr zur Familie des Kommerzienrates gehörte und gewöhnlich der erste und der letzte bei der Arbeit zu sein pflegte. — Noch einmal machte er jetzt halt vor der höchst malerisch am

Schilfsummräucher Stadtweiser und dem altherwürdigen, schon seit Jahrzehnten nicht mehr benutzten Garnisonfriedhof gelegenen Villa, um seine verträumten Blicke zu den fernem, von scharlachroten Wollendraperien umsäumten Gebirgskämmen hinüber zu lassen. Dort am Fuße der Berge lagen schwarz und schweigend, von einem dünnen, bläulichen Schleier umhüllt, die großen Tannenwäldungen, die er so gern durchstreifte, und durch das grüne Tal mit seinen Weiden- und Erlendbüschen glitt silber-schimmernd der Fluß dahin, der weiter unten zum reißenden Gebirgsstrom wurde.

Mit vollen Jügen sog Werner die frische Abendluft, die grüßend von den Wäldern zu ihm herüberwehte, in seine Lungen ein und eilte dann die Terrasse hinauf, um schleunigst sein Stübchen aufzusuchen und seinem Äußeren ein menschenwürdiges Aussehen zu verleihen.

Es war so eine richtige Studentenbude, die er im hintern Giebel der Villa „Amalie“ bewohnte: Verbindungsbilder mit dem blau-weiß-grünen Wappen seiner Korporation, Photographien von Hochschulkommilitonen, ein paar gekrenzte Schläger, durchstochene Koulourmützen und dergleichen zierten die grüntapezierten Wände, ein reichhaltiger Bücherschrank, Schreibpult, Kommode, Kleiderständer, hinter buntgeblühtem Vorhang das Bett, Tisch, Stühle und ein altes Ledersofa bildeten so ziemlich die ganze Ausstattung. Auf dem Tisch aber prangte in blauer Vase ein mächtiger Strauß von goldgelben Ringelblumen und roten Nelken, für die er besonders schwärmte. Wer ihm diese Aufmerksamkeit erwiesen hatte, das wußte er sofort. Mit einer gewissen Andacht nahm er darum die Blumen in seine Hand und betrachtete sie mit selbigem Lächeln, während seine Lippen flüsterten: „Du gutes Mädchen! Meine liebe, liebe, kleine Ella!“ — Natürlich, nur sie war so besorgt für ihn bis ins kleinste. — O ja, sie beide hielten zusammen, sie verstanden einander. Lange, lange schon. Aber seit er nun wieder hier im Hause weilte, verband ihre Herzen doch noch etwas anderes als jene altbewährte Kameradschaft, jenes Gefühl geschwisterlicher Zusammengehörigkeit. Sie wußten vielleicht selber beide noch nicht so recht, was es war. Jedenfalls etwas wunderbar Schönes, Kostliches, Beseligendes, das ihre Augen glänzen und ihre Herzen jauchzen ließ.

„Wie sah sie dich mitleidig an heute in der Werkstatt,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, während er nun eilends Toilette machte. „Das gute Mädel! Da hat sie doch Wort gehalten und kam mal an die Stätte deiner Wirksamkeit, sogar in Begleitung der Mama. Du wolltest es ihr gestern nicht glauben, als sie es dir versprach. Sie bedauert dich. Ach, und die praktische Arbeit fällt dir ja doch gar nicht so schwer. Das ist ja alles so ungemein nützlich. Onkel Wilhelm hat vollkommen recht: Man kommt dem einfachen Manne bedeutend näher, lernt kennen, was er empfindet, wessen er bedarf. Nein, nein, das ist schon auszuhalten. Aber Meyth ist dir nicht wohlgesinnt, das hat sie mit ihren klaren Augen sofort erkannt. Er möchte dich fortgrauen, heßt die Leute gegen dich auf. — Warum wohl nur um alles in der Welt? Er muß es doch bestimmt herausfühlen, wie sehr er dir zuwider ist, dieser unheimliche Kerl mit dem Verbrechergesicht. Ganz gewiß hat er schon etwas Schlimmes auf dem Gewissen. Genau dasselbe meint Ella doch auch. Nur Onkel Wilhelm hält ihn für einen vollkommenen Menschen. Und Tante Amalie — natürlich, die sagt zu allem, was der Gatte denkt, ja und Amen. — Wie er die Enden seines Schnurrbarts zwickelte, als er die Damen sah, wie er lächelte und lebenswürdig tun konnte und Ella schmachmend angriffte. Sollte er etwa Absichten auf sie haben, sollte er wirklich glauben? — Aber Unsinn, so eine Jammergestalt! Er muß es doch gemerkt haben, wie eifrig sie ihn behandelte. Vielleicht ist es pure Eifersucht, was ihn so gegen dich einnimmt.“

So, nun war er fertig. Tadellos sah er aus, nichts erinnerte mehr an Kohlenstaub und Ruß. Jetzt schnell nach unten.

Bald war es ja Abenddrosszeit. Und dann? O, das könnte herrlich werden bei dem prachtvollen Wetter und dem hellen Mondschein! Vielleicht dürfte er mit Ella eine Kahnpartie machen, oder eine Spaziertour, oder man plauderte gemütlich im Garten. Die letzten Abende wurde es auch schon langweilig, da man drinnen sitzen und immer nur Onkels Erzählungen lauschen mußte, die man schon hundertmal gehört.

Einer großen roten Ampel gedämpftes Licht erfüllte mit rosigem Schein den geräumigen Flur. — Warum brannte nicht die grüne, gewöhnliche? — Sollte etwa Besuch kommen? —

Da rauschte Tante Amalie in knisternder gelber Seide auf ihn zu: atemlos, prustend und schnaufend. — Ein prachtvoller Solitär blitzte und funkelte an ihrem freien Halse, sie trug das

wundervolle Smaragdarmband und verschiedene ihrer wertvollsten Fingerringe und sah aus, als wolle sie zum Ball.

„Junge, Du wirst auf Deiner Stube essen. Nimm Dir hernach nur ein Buch vor. Der Herr Geheimrat von Miller ist mit seinem Sohn, dem Herrn Regierungsassessor, heute bei uns!“ rief sie ihm aufgeregt zu. „Gleich werden sie erscheinen.“

Es befremdete Werner nicht wenig, daß er auf einmal wieder nicht zur Familie zählen sollte. — Warum rechnete man ihn gerade immer nicht für voll, wenn dieser blasierte Herr von Miller kam? — Aber natürlich widersprach er nicht, trotzdem er höchst unangenehm überrascht war, sondern zog sich bescheiden zurück. — Mit der Kahnpartie und allerlei sonstigen Genüssen, auf die er gehofft, wurde es also nichts heute. — Zu schade! — Was wollte denn der Assessor überhaupt schon wieder hier? Er war doch am Sonntag erst mit Stralauß zusammen gewesen. Und nun gar sein Vater auch, dieses hohe Tier mit den Beziehungen zum Hofe und seiner fürstlichen Verwandtschaft? — Höchstmerkwürdig! — Sollte Ella denn vorhin, als sie in der Werkstatt mit ihm sprach, wirklich noch gar nichts gewußt haben? Eigentümlich!

Nun sah er in seiner Stube und schaute schwermütig zum offenen Fenster hinaus in das geheimnisvolle Dunkel des alten Kirchhofs mit seinen schwarzen Tannen und den beiden gespenstisch daraus hervorleuchtenden Grabmälern zweier französischen Offiziere, die vor nun fast hundert Jahren in der Gefangenschaft gestorben und dort von ihren Kameraden bestattet worden waren. Wie zwei weiße Gestalten standen die Grabsteine da im fahlen Mondlicht, und oft schon hatte Werner in vergangenen Zeiten gedankenvoll zu ihnen hinübergeschaut und sie seiner lebhaften Knabenphantasie seltsame Geschichten erzählen lassen aus des großen Napoleons Tagen. Aber heute war er nicht dazu in der Stimmung. Qualender Groll erfüllte sein Herz, er konnte es nicht verwinden, daß man ihn zurücksetzte, daß er den schönen Abend nun einsam in seiner Stube vertrauern sollte. Ach, wäre es nicht gerade dieser Assessor von Miller gewesen, der für ihn immer nur so ein überlegenes, gnädiges Lächeln übrig hatte, dann hätte er sich rein gar nichts daraus gemacht.

Aber nun dämmerte so etwas wie eine böse Ahnung in ihm auf: der Mensch hat Absichten auf Ella. Er wird ihr vielleicht ebenso sehr imponieren wie ihren Eltern. Sein Vater kommt auch mit. Das ist sehr verdächtig. —

Heiratspläne. — Und da entrang sich ein tiefer Seufzer seiner Brust, und auf einmal redete es wie von eines ersten Mahners Stimme auf ihn ein: „Was bist du denn auch? Was gibt dir ein Recht, dich beleidigt zu fühlen? Hast du in diesem Hause nicht Güte und Erbarmen im Ueberflusse genossen von frühester Jugend an? Was wäre aus dir geworden, wenn Onkel Wilhelm und Tante Amalie sich deiner nicht damals so reich angenommen hätten, als der Tod dir grausam deine Eltern geraubt und man dich in ein Waisenhaus stecken wollte?“

Wie Vater und Mutter sind sie zu dir gewesen die ganzen Jahre hindurch, sie zogen dich auf, ließen dich etwas lernen, behandelten dich wie ihr Fleisch und Blut, und du standest ihnen doch ganz fern. Sei also nicht undankbar, wenn du einmal ein wenig zurückgesetzt wirst. O, du kannst es ihnen niemals vergelten, was sie an dir getan haben! — Sei nicht vermessend, sieh in Ella nichts anderes, als deine schwesterliche Freundin. Um des Himmels willen, laß es nicht anders zwischen euch werden! Sie ist so gut, so klug, so schön, ist des reichen Kommerzienrats Tochter und hat ein Recht darauf, einmal eine Rolle zu spielen in der vornehmen Welt. Suche ihr das nicht streitig zu machen und vergiß nicht, was du bist: ein herzlich unbedeutender Mensch, der noch nichts geleistet hat aus eigener Kraft.“ — Wieder mußte er schwer seufzen.

Da ratterte auf der Chaussee das Auto heran. Ganz deutlich hörte er es. —

„Willst dir den berühmten Geheimrat wenigstens mal aus sicherem Hinterhalt ansehen,“ sagte er zu sich selber — sprang auf und verließ die Stube, um von dem Fenster einer anderen, an der Vorderfront gelegenen Stube hinunterzuschauen.

Draußen vor der Villa war es ja vom grellen Schein einer elektrischen Lampe fast taghell. — Ein leichtes, elegantes Auto hielt jetzt, und zwei hochgewachsene, distinguiert aussehende Herren mit Zylinder entließen ihm, nachdem der goldstrogende Diener den Schlag geöffnet hatte: Vater und Sohn. — In Gestalt, Haltung und Auftreten glichen sie einander vollkommen; — beide Aristokraten vom Scheitel bis zur Sohle. Das sah Werner auf den ersten Blick. Der Herr Geheimrat machte mit seinem in der Mitte geteilten, bis auf die Brust herabwallenden Schnee-



René Viviani,

der neue französische Ministerpräsident, einer der Führer der radikalen Sozialisten Frankreichs

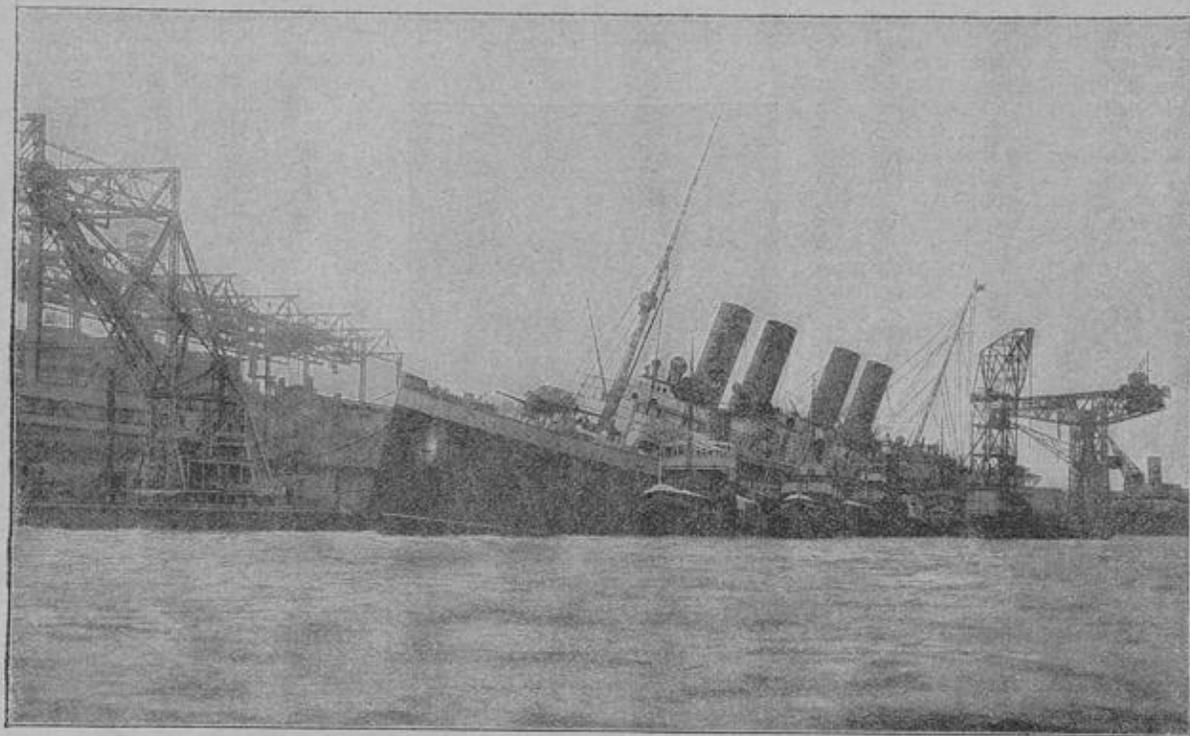
weißen Vollbart und dem zarten, durchgeistigten Gelehrtengezicht einen überaus würdigen, ehrfurchtgebietenden Eindruck. Und sein Sohn Gerhard, der schneidige Regierungsassessor und Gardeleutnant der Reserve, konnte heute mit dem besonders hochaufgesetzten dunklen Schnurbart und seinen schwärmerischen großen blauen Augen wirklich wohl Eindruck machen auf ein unerfahrenes Mädchenherz. — Schon wurden beide mit großem Wortschwall und übertriebener Herzlichkeit vom Hausherrn willkommen geheissen. Werner hörte auch Tante Annelies eine wenig verlegene Stimme. Aber dann ward es still: die Gäste befanden sich im Salon. — Das Auto ratterte wieder von dannen, und der Einsame, Nichtgewürdigte sah wie vorhin grübelnd in seinem Zimmer. Agathe, eines der Dienstmädchen, brachte ihm in großer Hast sein Abendbrot, und ohne Appetit würgte er ein paar Bissen hinunter. Noch niemals in seinem Leben hatte er gefühlt, wie Eifersucht tun kann. In dieser Stunde verspürte er es. Und dazu dieses beschämende Gefühl, so höchst unbedeutend und überflüssig zu sein: ein armer Zivil-Ingenieur, ein Dugendmensch, der ums tägliche Brot ringen mußte und nicht die geringste Aussicht hatte, jemals etwas Besonderes zu leisten. — Wo waren denn auf einmal die lähnen Ideen, seine himmelstürmenden Zukunftspläne? Wollte auch nicht er ein Erfinder werden? Arbeitete er nicht schon seit Wochen an dem Problem einer neuen Flugmaschine? —

Zierpuppe bin. Aber ich hielt es für meine Schuldigkeit, Dir auch eine Flasche Sekt und etwas Obst heraufzubringen. Du bist gewiß außer Dir über die Zurücksetzung, daß Du nicht mit uns unten speisen sollst, armer Junge. Darum wollte ich Dir dies zum Trost bringen. Es ist wirklich nicht hübsch von meinen Eltern. Ich — ich habe mit Mama deswegen — — Aber Du weißt ja, das sind so kleine Absonderlichkeiten, über die wir — Kinder uns trösten müssen. Ich hätte es zu gerne gesehen, daß Du mit unten gewesen wärest und lieber noch: die beiden Herren wären in der Stadt geblieben." —

Mit Ungeflüm ergriff er, sobald sie das Tablett niedergelegt hatte, ihre beiden Hände, schaute ihr mit verklärten Blicken ins glühende, wunderliche Antlitz und rief mit bewegter Stimme aus:

„Ella, Du liebes, einziges Mädchen! — Ja, es ist wahr, ich fühlte mich, obwohl das undankbar sein mag, etwas zurückgesetzt und war — riesig eifersüchtig auf den Assessor, wenn ich ganz ehrlich sein soll. Aber nun bin ich überglücklich, Du Gute, daß Du mich nicht vergessen hast und es mir offen sagst, es wäre Dir lieber gewesen, wenn die beiden Herren in der Stadt geblieben wären. Ella — ach, ich war niemals ein Schmeichler — aber ich muß es Dir gestehen: Ich bin ganz hingerissen von Deinem Anblick!“ —

Ihr Gesicht färbte sich noch um einen Ton dunkler, und ein heiser Schlag ihrer zierlichen Hand traf strafend seine Wangen.



Der Unfall des Hapag-Dampfers Victoria Luise.

Ach, jetzt hätte er all die Zeichnungen, die drüben fertig im Schreibpult lagen, zerreißen und verbrennen mögen als etwas höchst Unbrauchbares. — Diese entsetzliche Laune. — Da pocht es ganz leise an die Tür. — Gewiß das Mädchen, das abdecken wollte. — Barsch rief er „herein!“ — Aber was bedeutete denn das? — Helles Licht flutete urplötzlich in sein halbdunkles Stübchen, ein Licht, wie wenn hundert Sonnen hineinstrahlten: Auf leichten Füßen schwebte holdlächelnd eine wunderschöne Fee herein. — Ella war es in ihrem feinsten Ballstaat von blütenweißer Seide. Rote Rosen glühten in ihrem herrlichen Haar, schämige Röte lag auf den lieblichen Wangen, und die strahlenden Augen wagten in mädchenhafter Scheu nicht aufzuschauen von dem silbernen Tablett, das sie in den zierlichen, mit blinkenden Ringen geschmückten Händen trug. Ein feingeschliffenes Weinglas kitzte leise an eine Sektflasche, Weintrauben und Obst aus dem eigenen Garten füllten die große Kristallschale, die außerdem noch darauf stand, in zitternder Bewegung. — Werner war wie geblendet. — So schön hatte er dieses Mädchen noch niemals gesehen. Eine königliche Erscheinung, ein Gebild aus Himmels Höhen war das ja, — viel zu herrlich für diese arme Erde. — Siedend heiß schoß ihm das Blut vom wild pochenden Herzen in die Schläfe, ins Hirn, seine Augen weiteten sich in starrem Staunen, ein Taumel packte ihn — und wortlos stand er der schwesterlichen Freundin gegenüber, die auf einmal eine andere für ihn geworden war. Ja, eine andere. Das wußte er in diesem Augenblick ganz genau. — Gewiß wußte auch sie es. — Warum wäre sie denn sonst so zaghaft, so verlegen gewesen, warum stotterte sie fast ängstlich:

„Denke nur nicht, Werner, daß ich komme, um mich Dir in meinem Fuß zu präsentieren. Du weißt doch, daß ich keine

Dann wollte sie eilends wieder verschwinden. Doch er hielt sie fest an beiden Handgelenken, und ohne sie es ihm noch wehren konnte, brannte ein heißer, inniger Kuß auf ihren Purpurlippen.

„Das sei der Dank, Du liebes Mädchen!“ flüsterte er dann, und plötzlich hatten seine Arme ihre bebende Gestalt fest umschlungen und an sein wild pochendes Herz gedrückt.

Sie befand sich ganz in seiner Gewalt, gab allen Widerstand auf, wehrte es ihm nicht, daß er nun auch ihre Wangen, ihre Stirn, ihre Augen küßte, ihr hundert Rosenamen ins Ohr flüsterte und sich wie narriß benahm. O, sie fühlte es ja, wie unsagbar lieb er sie hatte. Und das machte sie selig, denn für ihn allein schlug ja nur ihr Herz, schon längst, schon ehe er wiedergekehrt war. — Doch nun riß sie sich los von ihm, strich die Locken aus der Stirn, schaute ihn mit brennenden Augen an, streckte, um ihn zurückzuhalten, mit energischer Bewegung beide Hände aus und stammelte:

„Werner, was tust Du? Werner, ich muß nach unten. — Ach Gott, die Eltern! — Hast Du mich denn auch wirklich so lieb?“

„Du bist mein alles auf Erden, Ella. Bis in den Tod liebe ich Dich.“ —

Weiter kam er nicht, denn nun polterte mit lauten Schritten das Dienstmädchen die Treppe herauf, und Ella hatte gerade noch Zeit, in aller Eile das Zimmer wieder zu verlassen. Sie schämte sich vor dem Mädchen, das sie so oft hier oben bei dem brüderlichen Freund gesehen, ohne auch nur das mindeste dabei zu finden. Doch das war jetzt eben anders geworden: sie standen nicht mehr wie Geschwister zu einander, ein weit innigeres, stärkeres Band umschlang seit dieser seligen Viertelstunde ihre jubelnden Herzen. —

(Fortsetzung folgt.)

zur Förderung der Gesundheit



Was das Beste auf der Welt sei?  
 Gesundes Blut  
 Gestählte Sehnen  
 Starke Nerven.

**Jetzt im Sommer, wo viele in die Bäder reisen,**  
 kann jeder mit seiner Familie in seinem eigenen Hause auf eine denkbar einfache, billige und bequeme Art und ohne Berufsstörung seine Gesundheit fördern, das Blut auffrischen und den Körper stählen durch  
**eine Brunnen-Trinkkur im Hause**  
 mit dem **altberühmten Lauchstädter Brunnen.**

Man benutze die kostbare Sommerszeit und trinke den Brunnen mit seiner Familie. Auch Kindern ist der Brunnen sehr zu empfehlen. Vor allem sei jenen zahllosen halbkranken, abgearbeiteten und überanstrengten Menschen, die das moderne Erwerbsleben hervorbringt, eine häusliche Trinkkur mit dem Brunnen empfohlen.  
Der Brunnen ist wohlschmeckend und erfrischend.

**Kranke,** die an **Rheumatismus, Gicht, schlechter Blutbeschaffenheit, Blutarmut, Schwäche, Nervosität** leiden, sollten sich in Anbetracht der seit 200 Jahren mit Lauchstädter Brunnen von vielen Tausenden aller Stände und Berufe angewendeten überaus glücklichen Kuren sofort entschließen, einen Versuch zu machen.

Beachten Sie die Heilberichte der nächsten Seiten und machen Sie einen Versuch.

Bei **Zucker-, Nieren- und gewissen Frauenleiden** ist der Brunnen als Kurgetränk wegen der so überaus günstigen Erfolge dringend zu empfehlen. Man frage den Hausarzt!  
 sollten beizeiten daran denken, durch eine Trinkkur mit dem heilsamen Brunnen das Blut aufzufrischen. Die lebenswichtigen Funktionen des Blutes werden dadurch gefördert und der Organismus wird gestählt. Im Kampfe ums Dasein leistet man seinem Körper damit die denkbar besten Dienste.

**Abgespannte**  
 sowie  
**Gesunde**

**Gesundes Blut ist die Grundlage der Lebenskraft, schlechtes Blut der Träger von Krankheitsstoffen.**

# 200 Jahre im Dienste der leidenden Menschheit!

Der Lauchstädter Brunnen enthält in natürlicher Zusammensetzung mineralische Bestandteile, welche zum Aufbau eines gesunden Blut-, Knochen-, Muskel- und Nervensystems vorteilhaft sind. Durch die unnachahmbaren Bestandteile des Brunnens werden schlechte Stoffe und Abfallprodukte (Harnsäure) aus dem Körper ausgeschieden und durch den idealen Gehalt an natürlichen Eisen-Bicarbonatverbindungen in der leichtesten, verträglichen Form werden die roten Blutkörperchen — die wichtigsten Bestandteile des Blutes — vermehrt. Es wird gesünderes, hämoglobinreicheres Blut geschaffen.

## Gesundes Blut aber ist die Grundlage der Lebenskraft, schlechtes Blut der Träger von Krankheitsstoffen.

Eine Brunnenkur mit Lauchstädter Brunnen wirkt vorbeugend gegen mancherlei Krankheiten und gesundheitsfördernd auf den gesamten Organismus. Durch eine häusliche Trinkkur mit Lauchstädter Brunnen leistet man seinem Körper die denkbar besten Dienste. Man stählt gleichsam den Körper. Der altbewährte Brunnen wird mit ganz hervorragenden Erfolgen bei Rheumatismus, Gicht, Zucker- und Nierenleiden, schlechter Blutbeschaffenheit, Blutarmut, Bleichsucht, Nervosität, gewissen Frauenleiden, Appetitlosigkeit und deren Folgen, bei Blutverlusten nach schweren Operationen, zur Kräftigung bei allgemeiner Schwäche verordnet. Vor allem sei jenen zahllosen halbkranke, abgearbeiteten und überanstrengten Menschen, die das moderne Erwerbsleben in immer größerem Maße hervorbringt, dringend eine häusliche Trinkkur mit dem Brunnen empfohlen. So schreibt ein erfahrener Arzt über den Brunnen: „Das Gemeingefühl wird gehoben, der Mensch fühlt sich erfrischt und gekräftigt, die Blutwärme ist erhöht, der Puls nach Zahl und Energie verstärkt, die Wangen lebhafter gerötet, der Ausdruck des Gesichts lebendiger, der Appetit vermehrt und die Ausleerung durch die Nieren beschleunigt.“

D. Johann Friedrich Henckels,  
Med. Rongl. Fein- und Chartrill. Geblidten Berg-Kalz., wie auch  
Land-berg und Stadt-Physikus in Freiberg, und ber.  
für. Physik. Vorstand der Universität  
Weyden.

BETHESDA PORTUOSA,  
Das hülfreiche Wasser  
zum  
**Langen Leben,**  
Insonderheit  
in den  
**Lauchstädter Brunnen**

Bei neuen Entdeckungen  
nach der Physik, Chemie und Medicin  
angewiesen.  
Die andere Hälfte  
Mit einer Verbesserung, Aufschluß vieler schwerer Curen,  
und angestrichener blutigen Blutigkeit für Bube-Gäfte, wohl  
einer Charta vom Stift Weiburg verordnet.

S. B. W. M. C.  
Leipzig und Halle,  
in der Wohlthätigen Buchhandlung, 1744.

## Dokumente aus alter Zeit

legen schon Zeugnis ab von den hervor-  
ragenden, gesundheitsfördernden Eigen-  
schaften des Lauchstädter Brunnens.

Die altberühmte Heilquelle hat sich an vielen tausend Männern u. Frauen aller Stände und Berufe vortrefflich bewährt, weshalb sie auch schon vor 200 Jahren von vielen Fürsten und Fürstinnen, dem höchsten Adel, Staatsmännern, Bürgern u. Bauern getrunken wurde. Schon Goethe, Schiller und andere Geistesheroen tranken den Brunnen.

Der Brunnen wird in Kliniken und Krankenhäusern sowie von vielen Herren Aerzten ständig getrunken.

D. Friedrich Hoffmanns  
Dr. König. Physikus in Dresden, Professor des Naturg. und Med. in  
Carnio-Palacio Carlen, der sächsischen Gesellschaft der Naturwissenschaften  
und Professor Med. in Prag, der Königl. sächsischen Gesellschaft, sächsischen  
Tafelherren, Königl. Ober-Physikus und Königl. Freyherrn-Councillor  
in Weimar, Königl. Ober-Physikus in Weimar.

kurzes  
hoch geländliches Getränk  
mit der herrlichen Kraft und dem süßlichen Genuß  
des  
**Lauchstädter  
Martialischen  
Gesund-Brunnens,**  
nebst einer  
Anweisung  
wie selbes gehörig zu gebrauchen  
ist  
Anhang  
einiger dadurch geschehener Curen  
Halle am Magdeburgerthor  
Be-Röhen in der Koenigsstrasse Buchhandlung.

## Einige Urteile der Herren Aerzte:

Herr Dr. med. H., prakt. Arzt in P. schreibt:  
Ich möchte die Gelegenheit wahrnehmen, Ihnen meine Erfahrungen mit dem Mineralwasser mitzuteilen. Ich muß gestehen, ich bin in jeder Weise voll und ganz zufrieden gewesen. Das Wasser wurde seines überaus angenehmen Geschmacks wegen stets gern getrunken und allen anderen Gichtwässern vorgezogen. Der Erfolg ist nach meiner Ueberzeugung stets ein guter gewesen. Bei Gichtkrankheit möchte ich das Wasser nicht mehr missen. Bei strenger Diät ist in jedem Falle Besserung, vielmals Heilung selbst bei starken Ablagerungen erfolgt, die ich nicht zum geringsten der Lösung und Durchspülung infolge reichlichen Trinkens des Lauchstädter Brunnens zuspreche. Ich freue mich, daß ich das vortreffliche Wasser so oft anwenden konnte. Ich hoffe, daß alle meine Patienten die für zuhause verordnete Kur mit Lauchstädter Brunnen exakt durchführen und wiederholen werden, sicherlich zu ihrem Nutzen. Im nächsten Jahre werde ich das Wasser in allen geeigneten Fällen anwenden.

Herr Dr. med. G., prakt. Arzt in E. schreibt:  
Ich habe den Lauchstädter Brunnen bei Blutarmut und Bleichsucht, sowie bei Frauen während der Wechseljahre mit sehr guten Erfolgen jahrelang verordnet. Der Brunnen wird von den Patienten gern getrunken, da er angenehm und erfrischend schmeckt und den Appetit anregt. Ueberhaupt konnte eine Besserung des Allgemeinbefindens regelmäßig konstatiert werden.

Herr Dr. med. U., prakt. Arzt in R. schreibt:  
Was nun Ihr Wasser anbetrifft, so habe ich Ihnen bereits mitgeteilt, daß ich im vergangenen Frühjahr heftig unter rheumatischen Schmerzen, besonders im rechten Arm, litt. Ich habe die verschiedensten Mittel  $\frac{1}{2}$  Jahr ohne jeglichen Erfolg benutzt. Nach Gebrauch Ihres Wassers hatte ich nach fast 14 Tagen keine Beschwerden mehr. Ich denke auch, daß durch die Trinkkur in diesem Frühjahr prophylaktisch den Beschwerden vorgebeugt ist. Bisher habe ich noch nichts wieder von Rheuma verspürt. Meine Patienten haben sich ebenfalls sehr lobend über das Wasser ausgesprochen, vor allem auch über den wirklich guten Geschmack.

Herr Dr. med. F., prakt. Arzt in B. schreibt:  
Nach sorgfältiger Prüfung des übersandten Mineralwassers bei meiner Frau, dieselbe leidet an chronisch starker Bleichsucht und Magenübersäuerung, erkläre ich folgendes: Die Aufmachung der ganzen Sendung war eine solche, wie sie in gleicher Güte von mir als alterfahrenem Brunnenarzte noch nicht gesehen wurde. Ich glaube hierin das Bestmögliche zu sehen. Das Wasser war klar und blieb es, desgleichen erschien der Eisengehalt andauernd voll konserviert. Wir bemerkten sehr starken und gleichmäßigen Kohlensäuregehalt, volle Bekömmlichkeit, Besserung des Hämoglobingehaltes und des Magenleidens.

**Brunnenversand Lauchstädt in Thüringen.**

# Gebrauchs-Anweisung.

Frühmorgens . . . . . 1—2 Trinkgläser  
 Eine Stunde vor dem Mittagbrot 1—2 Trinkgläser  
 Eine Stunde vor dem Abendessen 1—2 Trinkgläser  
 falls der Arzt in besonderen Fällen keine andere Anordnung trifft.

## Ohne große Unkosten

können Sie in Ihrem eigenen Hause ohne Berufsstörung eine Brunnenkur gebrauchen. Der Brunnen ist wohlschmeckend.

Man tut gut, gleich mehrere Flaschen zu kaufen, da bei größeren Bezügen der Preis billiger ist.

## Was die geheilten Patienten sagen.

Die Uebereinstimmung dieser Urteile mit den Originalschreiben ist durch Königlichen Notar beglaubigt

### Gicht.

Ich habe Ihren Brunnen bei einem seit Jahren an schwerer Gicht darniederliegenden Manne angewendet. Der Brunnen erwies sich ausgezeichnet und kann nur wärmstens empfohlen werden.

P. . . . . Dr. med. A. . . . , prakt. Arzt.

*Via Ihre ist mir sehr gut bekommen und fühle mich jetzt gänzlich befreit von mirer schwerer Gicht.*

### Rheumatismus.

R. . . . g. Sch., Polizeiwachtmeister.

### Rheumatismus, Nervenleiden.

*Der Brunnen hat sich bei mir in schwerem Rheumatismus, welcher mich schon seit 5 Jahren gequälte, mit aller anderen Hilfe ungelöst war, sehr gut bewährt, so daß ich jetzt wieder meine Lebensfähigkeit aufgeben konnte. Bei meinem Tode, welcher nachher eintrat, hat die Brunnenkur mich in jeder Hinsicht gerettet. Ich habe schon vielen Leidenden in diesem Ort die Brunnen empfohlen und kann eine gute Empfehlung bestätigen.*

H. . . . . Der Gemeindevorsteher.

Bevor ich Ihren Brunnen getrunken habe, war ich so flau und hinfällig, daß ich mich kaum meinem Geschäft widmen konnte.

## Ich bin jetzt ein ganz anderer Mensch geworden.

Ich bin den ganzen Tag mit Vergnügen im Geschäft und mir ist abends ganz wohl. Bitte um Zusendung einer weiteren Originalkiste. Ich werde die Lauchstädter Quelle als tägliches Getränk nie ausgeben lassen.

Altona. Th. D. . . . . Fleischermeister.

### Gicht.

*Der Brunnen hat sich bei mir in sehr schwerem Gicht bewährt, denn die Schmerzen, welche die Gelenke in den Füßen, Knien und Händen gequälte, sind gänzlich verschwunden. Auf diese Allgemeinbefinden hat sich bei mir in 7 Jahren. Bedeutend gebessert.*

Oppeln. A. J., Königl. Eisenbahn-Assistent.

### Unlust zur Arbeit, Appetitlosigkeit, Allgemeine Schwäche.

Ich war seit 5 Jahren krank, konnte nicht schlafen, hatte furchtbare Schmerzen und magerte sehr ab. Habe viel eingenommen; alles war umsonst.

Doch Ihr Brunnen hat geholfen. Ich bin ganz glücklich. Nach der 6. oder 8. Flasche spürte ich Besserung, bin wieder voll im Gesicht, habe wieder eine gesunde Farbe, kann essen und schlafen und arbeiten, habe meine Kräfte wieder, kurz bin wieder ein ganz normaler Mensch.

Neuenbürg. Christian K. . . . , Bäckermeister.

### Gicht, Rheumatismus.

*Ich habe den Brunnen bei mir in sehr schwerem Gicht angewendet, welcher mich schon seit Jahren gequälte, und habe mich gänzlich davon befreit. Ich kann jetzt wieder arbeiten und schlafen, was ich seit Jahren nicht mehr konnte.*

Mölbis. A. W. . . . , Fleischermeister und Gastwirt.



### Zucker.

Da der Arzt bei mir 3% Zucker und Eiweißverlust festgestellt hatte, ließ ich mir eine Kiste Ihres Lauchstädter Brunnens schicken. Als ich dieselbe bei entsprechender Diät verbraucht hatte, war weder Zucker noch Eiweiß bei mir mehr nachzuweisen. Nachdem ich nun die zweite Kiste habe, lasse ich den Urin alle Woche einmal untersuchen, aber es ist nichts mehr nachweisbar, es ist alles verschwunden.

Weißensee. F. U. . . . ., Rentier.

### Bleichsucht, Nervosität, Appetitlosigkeit.

Ich kann Ihnen mitteilen, daß die Wirkung des Wassers bei meiner Frau eine geradezu wunderbare ist; ihr Wohlbefinden ist direkt von dem Wasser abhängig. Litt sie früher viele Jahre lang, ohne daß ihr etwas helfen konnte, an Bleichsucht, Nervosität, Verstopfung, Schlaf- und Appetitlosigkeit und deren üblen Folgen, die das Leben kaum noch lebenswert erscheinen ließen, so hat sich das mit jeder Kiste Wasser, die sie getrunken, gebessert und seit einem halben Jahre ist meine Frau stark und gesund.

Bickenburg. Z. R. . . . , Fabrikant.

### Blutarmut, Nervenschwäche.

Ich teile Ihnen mit, daß mir Ihr Lauchstädter Mineralbrunnen gegen meine Blutarmut und allgemeine Nervenschwäche sehr gut bekommen ist. Ich bin wieder kräftig und kann auch arbeiten. Auch meine Kinder haben denselben gern getrunken, alle drei sehen jetzt gesund und frisch aus und haben schöne rote Backen.

Neu-Brockwitz. Frau R. . . .

## Ich fühle mich wie neugeboren,

auch sind meine Gelenke viel loser geworden, die fast vollständig steif waren. Ihr Wasser hat mir bei meinem rheumatischen Leiden große Dienste geleistet.

Schönau. Fr. R. . . .

### Gicht.

Ich kann Ihnen über mein Befinden nach dem Gebrauche Ihres Mineralbrunnens mitteilen, daß ich das erreicht habe, was ich trotz aller früheren Behandlung u. kostspieligen Badekuren nicht erlangen konnte, denn ich fühle mich wieder frei von Schmerzen und kann meinem Geschäft wieder ganz nachgehen, was ich jahrelang durch die immer wiederkehrende Gicht nicht konnte. Ich werde Ihren Brunnen wieder weiter benutzen und kann denselben jedem Gichtleidenden bestens empfehlen.  
Köln. H. P. . . .

### Katarrh, Appetitlosigkeit, Nervosität.

Ich litt lange Zeit an heftigem Katarrh und Lungenverschleimung. Hiergegen hat mir dieser Brunnen große Dienste geleistet, so daß er mir sogar den Lebensgeist auf angenehme Weise auffrischt hat. Meine Frau litt lange Zeit an gänzlicher Appetitlosigkeit und Nervosität. Beides ist durch den Genuß Ihres Mineralbrunnens wesentlich besser geworden auch deren Kopfschmerzen sind dadurch sehr vermindert worden. Uns beiden hat also der gesandte Brunnen große Dienste erwiesen.  
Dresden. G. T. . . .



Krieger-Verein  
Bosatz-Ostrog-Planitz

Ostrog, den 31. August 1922.

*Ob die Gichtflüssige Heilmittelverwendung zu Lauchstädt in Thüringen.*

*Diefer Tage raffien der Altkamerantler Jos. Kausfeldt ganz fröhlich und mecht sich ganz gefroren mit gefinst. Er mecht: Repe die, ich habe die wiff, das Lauchstädter Wasser hat mich gefestert. Und die so fröhlich und frohen die der Heilmittelverwendung meiner Gichtflüssige drub auß. Ich fihle mich sehr wiff um in Klauen der alten Heilmittelverwendung, funder auß in Klauen unserer ganzes Heilmittelverwendung, der Gichtflüssigen Heilmittelverwendung für die Heilmittelverwendung der fröhlichen Heilmittelverwendung, die fihle die Gichtflüssige der Heilmittelverwendung, die wir alle lieb haben, sehr lange an*

(Mit ausdrücklicher Genehmigung des Herrn Vorsitzenden veröffentlicht.)

*Wid. Gichtflüssige  
Heilmittelverwendung  
Bosatz-Ostrog-Planitz*

### Rheumatismus, Gicht, Nerven.

Ich hatte seit 12 Jahren Rheumatismus u. Gicht, auch meine Nerven waren sehr abgESPANNT. Ich ließ kein Mittel unberührt und nichts hat mir geholfen, bis ich auf den Lauchstädter Mineralbrunnen aufmerksam wurde. Bis jetzt habe ich 30 Flaschen getrunken und fühle mich vollständig gesund.  
Frankfurt. E. K.

### Blutarmut, Appetitlosigkeit, Magenleiden.

Ich fühle mich veranlaßt, für die Wirkung des Brunnens bei meiner Frau, die an Blutarmut, Appetitlosigkeit und an einem nervösen Magenleiden litt und Erfolg hatte, meine vollste Anerkennung auszusprechen. Sie fühlt sich sehr wohl und munter.  
Sayda. O. K. . . ., Köslg., Landgenosse.

### Frauenleiden.

Ich teile Ihnen mit, daß ich von diesem Mineralbrunnen höchst befriedigt bin. Namentlich bei Frauen in vorgerücktem Alter zur Ueberwindung der sogenannten schweren Jahre und bei heftiger Nervosität ist er ein wahrer Lebenswecker und sollte daher dieser köstliche Brunnen in keinem Hause fehlen.  
Meerane. O. Z. . . .

### Ein alter Rheumatiker schreibt:

Mir hat Ihr Brunnen ausgezeichnete Heilung gebracht. Ich litt lange an Rheumatismus. Wo ich sonst bei dieser Jahreszeit es kaum aushalten konnte, laufe ich jetzt munter wie ein junges Reh. Auch meiner Tochter und Frau hat er gute Dienste getan.  
Dresden. E. B. . . ., Werkmeister.



Ihr Brunnen hat mir bei meinem Gliederreißer, das ich schon seit November hatte, solch großartigen Erfolg gebracht, daß ich gestern vollständig gesund mit meinen lieben Bekannten und Altersgenossen meinen 50. Geburtstag feiern konnte. Ich kann und darf mit gutem Gewissen sagen, daß mich Ihr Brunnen wieder gesund gemacht hat.  
Weinsberg. H. S., Innungs-Obermeister.

Solche Dankschreiben gehen uns täglich zu; wegen Platzmangels können nur die wenigen erwähnt werden.

Wo der Brunnen nicht erhältlich, wende man sich an den Brunnenversand zu Lauchstädt i. Thür. Man tut gut, gleich mehrere Flaschen zu kaufen, da bei größeren Bezügen der Preis billiger ist.

## Düsseldorf:

Niederlagen in

## Chr. Unkelbach, Mineralbrunnen en gros

Karlplatz 21

Telefon 129.

**Heinr. Abels**  
Drogerie  
Pempelfortstraße 32.

**Apotheker P. Doerenkamp**  
Konkordia-Drogerie  
Klosterstraße 103.

**Carl Hesseln**  
Humboldtstraße 44.

**Hans Schwenzer**  
Drogerie  
Osistraße 77.

**Eugen Arens**  
Drogerie  
Florastraße 47.

**Wwe. Ant. Dreesbach**  
Kloster-Drogerie  
Klosterstraße 102.

**Wilh. Kottje**  
Humboldtstraße 107.

**Jacob Sieber**  
Drogerie zur Friedrichstadt  
Friedrichstraße 52.

**Carl Bauer**  
Drogen  
Fürstenwalstraße 140.

**Albert Engstfeld**  
Einhorn-Drogerie  
Düsseldorf-Unterbilk  
Lorettostraße 60 Telefon 8041.

**H. G. Küppers**  
Reichsstraße 3

**Aug. Lewenz, Drogerie**  
Düsseldorf-Oberkassel  
Belsenplatz 3.

**Adolf Binn**  
Drogerie  
Bismarckstraße 100.

**Jean Esser**  
Drogerie  
Königsallee 61.

**Paul Rentsch**  
Hohenzollern-Drogerie  
Münsterstraße 79.

**Jacob Sieber**  
Drogerie  
Graf Adolfsstraße 73.

**Gebr. Brück**  
Drogerie  
Ratingerstraße 48.

**Jos. Esser**  
Drogerie  
Gartenstraße 137.

**Adolf Salm**  
Falken-Drogerie  
Kölnerstraße 268.

**Wenzel & Olmesdahl**  
Drogerie  
Nordstraße 57.

**August Bufe**  
Drogerie  
Neanderstraße 30.

**Albert Garschagen**  
Drogerie  
Dorotheenstraße 15.

**C. F. Schneider Nachf.**  
Apotheker J. Goertz  
Drogerie zum Stern  
Kaiserstraße 27.

**Wilh. Wiedenfeld**  
Wehrhahn 61.

**Max Buschmann**  
Drogerie  
Gartenstraße 96.

**Adolf Greeven**  
Loretto-Drogerie  
Lorettostraße 6.

**J. W. Schriewer**  
Drogerie  
Friedrichstraße 29.

**J. Wingartz**  
Drogerie  
Parkstraße 47.

**J. Zillikens Nachf.**  
Nordstraße 45.

## Visionen.

Von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Das Pferd ging langsam, fast schlafend, den ihm bekannten Weg. Unter seinen Hufen knirschte der hartgefrorene Schnee. Manchmal, wenn es unter niedrigen Bäumen dahinging, kam ein feines Reissprühchen auf den nächtlichen Reiter nieder. Das sah ihn dann jedesmal für kurze Zeit aus seinen Gedanken. Aber da sein Geist sich noch restlos mit den Erlebnissen der letzten Stunden beschäftigte, versank er alsbald wieder in jenen transzendenten Zustand zurück, der seine Ursache in starkkonzentriertem Alkohol, schwülen Parfüms und klangschönem heimlichen Frauenlachen fand.

Die Nacht war fast lichtlos. Schwere Wolken jagten sich am Himmel, und nur in seltenen Augenblicken gelang es dem Mond, sein sahlgelbes Licht auf die verschneite Winterlandschaft zu werfen.

Herr von Rüggeberg redete sich im Sattel. Er empfand die schneidende Kälte außerordentlich wohltuend. Sie erfrischte und

Rüggeberg schauderte zusammen. Es war ihm plötzlich, als hätte er eine lautlos huschende Gestalt hinter dem Kreuze verschwunden sehen. Da er stets allen Dingen auf den Grund zu gehen pflegte, ging er zuerst auf die Suche nach ihr. Es war jedoch vergebliches Bemühen. Die Gestalt erwies sich als eine frei im Felde stehende Vogelscheuche, die seltsam grotesk aufgemacht worden war, und deren Kleiderfetzen im Winde baumelten.

Herr von Rüggeberg lachte laut auf. Er erschraf aber gleich nachher vor seinem eigenen Lachen und blickte sich unwillkürlich, fast ängstlich um. Wie fern und unnatürlich das geklungen hatte! Als ob ein anderer, weit hinter ihm, den Ton ausgestoßen hätte. Er schaute wieder hinter sich. Was war das? Aus einer Lichtung des Waldes, durch den er jetzt ritt, trat in diesem Augenblick eine Gestalt, die sich mühsam, offenbar aber in aufgeregtester Eile, vorwärts bewegte. Sie stützte sich auf ihren Krückstock und ging tief gebeugt.

Der Gutsbesitzer rieb sich die Augen. Es war doch Unsinn. — Ausgeschlossen, daß in der Tat ein altes Weib des Weges kam. — Sein Hirn trieb tolle Späße mit ihm. Blödsinnige Halluzinationen. Nichts weiter. Jetzt begann das Pferd heftig zu zittern.

Er klopfte, nervös werdend, den Hals des Tieres, um es zu beruhigen. Er hatte aber nur den Erfolg, daß es auf dem Fleck stehen blieb und durch nichts mehr zu bewegen war, weiterzugehen.

„Nanu — was gibt's?“ — Selbst ihm wurde es ungemütlich. Die Einsamkeit, die absolute Stille, die durch kein Geräusch unterbrochen wurde, reizte und qualte ihn. Das alte verhußelte Weib kam näher. Nur noch wenige Schritte trennten ihn von ihr. Als Rüggeberg jetzt in das gelbe, zerknitterte Gesicht schaute, aus dem die beiden triefenden Auglein glühend, direkt angsterfüllt, herausblickten, erkannte er die Dorfalte. Ein beinahe sagenhaftes Weib, das bettelnd seine Tage hinlebte. Sie war lahm und taub, und es war ihm unerklärlich, wie sie zu dieser ungewöhnlichen Stunde hierher kam. Zumal, da sie es doch anscheinend sehr eilig hatte.

Nun pflanzte sie sich dicht vor dem Pferd auf, suchte mit ihrem Stock durch die Luft, deutete mit zerrissener Geste in die Richtung, woher sie gekommen.

Das Pferd wurde unruhig, trat ausschlagend auf und stellte sich dann auf die Hinterfüße.

„He — Alte — mach' daß Du zum Fenster kommst mit Deinen albernem Jazen.“ —

Wütend schwang er die Reitgerte und ließ sie tausend

auf die erhobene, zitternde Hand der Alten niederfallen.

Das Pferd zwang er wieder auf die Füße. Es war jetzt ganz ruhig und ging weiter. Das Weib war verschwunden. Nirgends eine Spur, als hätte sie der Erdboden an sich gerissen.

Aufatmend richtete sich Herr von Rüggeberg auf. Er glaubte, aus einem bligartig schnellen Traum zu erwachen. Munter ging jetzt das Pferd weiter.

Plötzlich erreichte ein langgezogener markerschütternder Schrei sein Ohr.

Nanu — dachte er — sollte das visionäre Auftauchen der Alten die Vorbedeutung eines Unglücks sein? Sie hatte genau in die Richtung gezeigt, woher nun der Schrei gekommen war. Er horchte gespannt in die Nacht hinaus. Aber er hörte nichts als das schwere Flügelschlagen eines vorbeiflatternden Nachtvogels.

Die Wolken am Himmel hatten sich fast alle verzogen. Klar und hell schien jetzt der Mond und ließ alle Gegenstände unheimlich deutlich erscheinen. Die Bäume nahmen gigantische Dimensionen an. Die Eiskristalle an den nackten Ästen glänzten wie Diamanten. Es war ein zauberhaftes Lichtsprühen, das Rüggebergs schönheitsdürstige Augen mit Freuden sah.



Der verstorbene Großherzog Adolf Friedrich von Mecklenburg-Strelitz im Kreise seiner Familie.

Stehend: der verstorbene Großherzog und sein Sohn, der jetzige Großherzog. Sitzend: 1. Herzogin Marie, die älteste Tochter des Großherzogs, die mit dem Grafen Jarnetz verheiratet war. 2. Großherzogin Elisabeth. 3. Die Großherzogin-Mutter Augusta Karoline. 4. Herzogin Jutta, seit 1899 Kronprinzessin Militsa von Montenegro. Auf dem Boden sitzend: Gräfin Nemerow, die Tochter der Herzogin Marie.

verschänkte die Mattigkeit, die ihm in den Gliedern gefessen hatte.

Aus einem kleinen Baumbestand ragte der massive Turm seines Landhauses hervor. Die Fahne, die ständig gehißt war, flatterte und zerrte an der Stange.

Seltam, dachte Rüggeberg — der Weg schien mir heute so nah — und das Schloß so greifbar nähergerückt, als müßte man im nächsten Augenblick zu Hause sein. . . .

„Ah — dort war ja der Kreuzweg. Nun mußte er von der breiten Chaussee abbiegen und die schmälere Pappelallee einschlagen, die zu seiner Wohnung führte. Das Pferd ging ohne Führung, weil es den Stall witterte. Es tat bereits die ersten Schritte in die Allee — da griff Herr von Rüggeberg energisch in die Zügel und riß das Pferd herum. Heftig sträubte sich das Tier. Es bäumte sich auf, und der Reiter hatte Mühe, sich im Sattel zu halten.“

„Zum Kukud — was soll das heißen? Voran!“

Er schlug die Sporen ein. Jetzt erst ging das Pferd weiter. Einem unerklärlichen inneren Zwang gehorchend, drängte Rüggeberg zum Vorwärtsgang. Der Mond beleuchtete mit weißem Schein das hohe Steinkreuz am Wege, um das sich kümmerliches Duschwerk drängte.

Nun lag der Waldsee vor ihm. Gleißend fiel das Mondlicht auf das ruhige Wasser. Es war fast taghell. — Eine Weile blickte Herr von Rüggeberg über den See. Er empfand jetzt direkten Genuß von dieser nächtlichen Exturſion, die ihm solche märchenſchöne Landſchaftsbilder erschloß. — Und während er gedankenverſunken über das Waſſer blickte, erwachte allmählich eine ſtarke Sehnsucht nach Olga Matuſcha in ihm, deren heiße Küſſe er noch auf ſeinen Lippen brennend zu ſpüren glaubte.

Olga Matuſcha. — Er liebte ſie. Und er war feſt entſchloſſen, allen Traditionen zum Troß ſie als ſeine Gattin heimzuführen. Schon deshalb, um ſie vor jenem andern, dem Grafen Lebansfort, zu ſchützen. —

Er fuhr ſich, wie um dieſe Gedanken zu verſcheuchen, über Stirn und Augen, hielt dieſe dann ein paar Sekunden geſchloſſen, und als er ſie darauf wieder öffnete und über den magiſch gleißenden Waldſee blickte, erſchrak er ſo grenzenlos, daß er unwillkürlich einen unbewußten Aufſchrei von ſich gab.

Auf dem See ſchwamm ein Kahn, und ganz deutlich ſah Rüggeberg ein weißes Kleid. — Nun unterſchied er zwei Perſonen. Außer der Frau einen Mann, der offenbar mit größter Anſtrengung danach trachtete, die weißgekleidete Geſtalt über den Rand des Kahns zu werfen.

Rüggebergs Herzſchlag ſetzte einen Atemzug lang aus, um im nächſten Augenblick wild zum Berſpringen zu klopfen. Jene Frau war Olga Matuſcha, und der, der ſie anſcheinend zu überwältigen trachtete, Graf Lebansfort.

Eine ohnmächtige Empörung erwachte in Rüggeberg. Er wollte rufen, ſich irgendwie bemerkbar machen; er öffnete den Mund, aber kein Laut drang über ſeine Lippen. Er war wie erſtarrt. Er ſchaute mit weitaufgeriſſenen Augen auf jene Stelle,

eines Nachens oder eines Menſchen. Atemloſe, unheimliche Stille.

Herr von Rüggeberg faßte ſich unwillkürlich an den Kopf. War er verrückt geworden? Es war ja unerhört — welche Bilder ihm ſeine Phantafie vortäuſchte! Aber es konnte keine Täuſchung ſein! Er hatte ſie leidhaftig geſehen. Sie trug noch die Blumen im Haar, die er ihr hineingeſteckt hatte auf der Geſellſchaft, von der er kam. —

Lange ſtand er und ſchaute mit ſuchenden Augen umher. Aber nichts ereignete ſich. Die Kälte kroch ihm in die Füße, ließ ſie faſt erſtarrten. Nun erſt raffte er ſich auf, ſchwang ſich mit halb erſtorenen Gliedern auf das vor Kälte zitternde Pferd und ſprengte den Weg zurück, um ſein Schloß zu erreichen.

Bei Tagesanbruch lautete Geſchrei auf dem Hof. Jemandeiner hatte die Dienſtſchaft gewedt, um eine ſehr wichtige Botſchaft zu bringen. Herr von Rüggeberg, deſſen innere Unruhe ihm jeden Schlaf verſcheucht hatte, horchte auf. Gerade unter ſeinem Fenſter ſtand ein Mann, zu dem ſich bald einige Leute des Schloſſes geſellten.

Er öffnete das Fenſter. Er hatte das beſtimmte Gefühl, jetzt irgend etwas zu hören, das beſtimmend in ſein Leben eingreifen würde. —



Der Palaſt des Königs von Albanien in Durazzo,  
bewacht von Landungstruppen der Großmächte.

„Was gibt's denn da?“ —

„Ah — der Herr Baron.“ —

Rüggeberg erkannte des Förſters Stimme.

„Herr Baron — ich — ich hab' vorhin — aus dem See —

Nun ja — Herr Baron müſſen es ja wiſſen. — Ich bin ja deſwegen extra hergekommen — das Fräulein von drüben — von Schloß Dambrowſta — die Geſellſchafterin der Gräfin iſt — iſt im See —



Die Verteidigung der albanischen Hauptſtadt Durazzo.

Links ein in den Straßen von Durazzo aufgefahrendes Geſchütz mit Freiwilligen des Fürſten, im Hintergrunde die albanische Flagge; rechts Instruktion von Vorpoſten durch den früheren preußiſchen Offizier und jetzigen albanischen Mitkämpfer Baron v. Gumbenberg, der das erſte Gefecht gegen die Anſtändiſchen leitete und ſich dabei auszeichnete; im Hintergrunde liegt die Stadt Durazzo.

fühlte einen wahnsinnigen Schmerz, ein Würgen in ſeiner Kehle. Er ſprang vom Pferd ab in den lockeren weichen Schnee, in dem er bis an die Knie verſank. Aufgeregt tappte er ſich auf den Fahrweg hinaus, überlegte währenddem, wie er das Unglück drüben verhindern konnte, und als er aufſchaute und mal verſuchen wollte, ſich durch Rufen bemerkbar zu machen, ſah er nichts mehr. Der See lag glatt und unbeweglich. Nirgend die Spur

ja — ertrunken. Ich hab' noch grad' geſehen, wie ſie hineingesprungen iſt, als ich aber kam, ſie zu holen — da war's ſchon zu ſpät. —

Rüggeberg beherrſchte ſich mit ganzer Kraft. Er biß die Zähne in die Lippen, daß ſie bluteten. — Ein wildes Aufbegehren war in ihm, weil er geheime Zuſammenhänge ahnte zwiſchen Olga Matuſcha und dem alten, häßlichen Grafen Lebansfort,

essen Eiferfucht sie zu diesem letzten entscheidenden Schritt ge-  
trieben haben mußte. —

Graf Lebansfort war am nächsten Tage, wie man von seiner  
Dienerfchaft erfuhr, nach Italien abgereist.

## Sprüche.

Es gibt Köpfe von dreierlei Arten: der eine versteht von  
selbst etwas; der zweite versteht etwas, wenn es ihm von an-  
deren klar gemacht wird, und der dritte versteht weder von selbst  
etwas, noch wenn es ihm von anderen verdeutlicht wird.

\*

Der Schmerz, die Freude spielen nicht mit Bildern,  
Ein Blick, ein Wort genügt, um sie zu schildern,  
Und wo in Phrasen Schmerz und Freude spricht,  
Glaub' ich das eine und das andre nicht.

\*

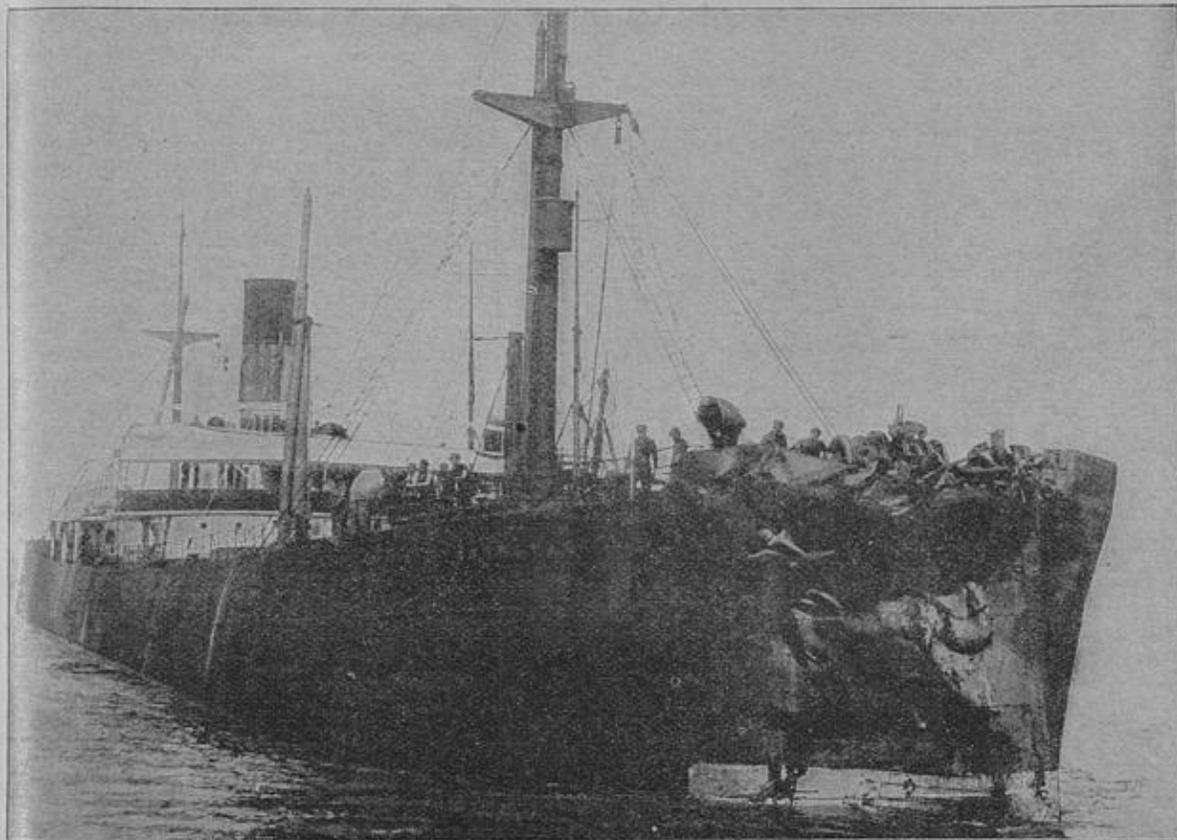
Wenn du über irgend etwas deine Ansicht äuserst, so tue es  
ohne Leidenschaft und mit Vorsicht, mag der, welcher dir zuhört,  
auch noch so gering sein.

gesamte Bau bedeckt eine Bodenfläche von 1800 qm. Die Bühne  
hat eine Breite von 17 m und eine Tiefe von 13 m, die mittlere  
Bühne ist 9 m, die Seitenbühnen sind je 5 m breit. Zwei Gärten  
links und rechts an dem Theater dienen als Foyers im Freien  
und sind mit den inneren Foyers durch zahlreiche Ausgänge direkt  
verbunden.

**Der Unfall des Sapag-Dampfers Viktoria Luise.** Der  
Vergnügungsdampfer der Hamburg-Amerika-Linie Viktoria Luise,  
der früher Deutschland hieß, geriet nachts, nachdem er aus dem  
Schwimmdock der Werft von Blohm u. Voß geholt und am  
Steinwärder Ufer vertaut worden war, bei niedrigem Wasser  
auf Grund. Bei steigendem Wasser kam das Schiff alsdann nicht  
glatt hoch. Durch Reißen der Taue, mit denen der Dampfer am  
Ufer befestigt war, wurde die seitliche Neigung noch verstärkt,  
und es drang infolgedessen Wasser in die offenstehenden Fenster  
ein, das einen Teil des Maschinenraumes und anderer Räume  
überflutete. Durch sofort eingeleitete Maßnahmen gelang es,  
ein Sinken des Schiffes zu verhindern.

**Adolf Friedrich, Großherzog von Mecklenburg-Strelitz †.**  
Der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz ist am 11. Juni in  
Berlin gestorben. Er war der einzige Sohn des auch weiteren  
Freien als unerbittlicher Gegner Bismarcks und seiner Schöpfung  
des Deutschen Reiches bekannt gewordenen Großherzogs Friedrich  
Wilhelm und der Augusta Karolina, die niemals gelernt hat,

ihre Abstammung als  
englische Prinzessin  
zu verleugnen. Fried-  
rich Wilhelm hat am  
6. September 1860  
seine Regierung an-  
getreten und fast 50  
Jahre das Strelitzer  
Land beherrscht. In  
diesem langen Zeit-  
raume spielten sich die  
großen Ereignisse ab,  
die zur Gründung des  
Reiches führten. In  
ihnen stand der Stre-  
litzer Fürst anfangs  
entschieden auf der  
Seite Oesterreichs,  
und als 1866 seine  
Truppen ins Feld  
rücken sollten, hielt er  
sie unter allerlei Vor-  
wänden zurück. Als  
man von Berlin aus  
wieder einmal dräng-  
te, lautete die Ant-  
wort: „Die Mägen-  
schirme der Truppen  
sind nicht rechtzeitig  
fertig geworden.“  
Erst als Preußen eine  
bedrohliche Haltung  
annahm, zog die Ar-  
mee ins Feld. In  
diesem Augenblick  
aber war die Schlacht  
von Langensalza schon  
geschlagen, und die  
braven Mecklenburg-  
Strelitzer konnten un-  
verrichteter Dinge in  
die Heimat zurück-



Von der Schiffstatastrophe auf dem Lorenzstrom:

## Unsere Bilder.

**Prinz Friedrich Karl von Preußen, der Sieger in den  
Armeewettkämpfen.** In dem Stadion im Grunewald ging in An-  
wesenheit des Deutschen Kaisers und der Kaiserin Prinz Friedrich  
Karl als Sieger aus dem Geländewettlauf hervor und gewann  
damit den Goldenen Schild des Kaisers. Der sportliebende  
Hohenzollernprinz, ein Sohn des Prinzen Friedrich Leopold,  
legte die mehr als 4000 Meter lange Strecke in 13 Minuten  
23 Sekunden zurück. Unsere Aufnahme zeigt den Sieger im  
Zügelkampf beim Passieren des Ziels.

**Das Werkbund-Theater auf der Werkbund-Ausstellung  
in Köln.** Das Theater ist von Professor Henry van de Velde  
erbaut und erhebt sich auf einem Damme, der gegen Ueberschwem-  
mungen des Rheins aufgeworfen ist. Da der Damm als An-  
fahrtsstraße benützt werden mußte und deshalb die Vorhalle trägt,  
ergab sich eine eigenartige Anordnung im Innern des Theaters.  
Der letzte Rang des Amphitheaters befindet sich um etwa zwei bis  
drei Stufen über dem Niveau des Entrees; infolgedessen muß  
das Publikum hinuntersteigen, um in das Parterre zu gelangen,  
das die Hälfte des Saales einnimmt, während die andere Hälfte  
sich als Amphitheater aufbaut. In diesem Theater ist auch zum  
erstenmal ein System der dreiteiligen Bühne verwirklicht. Der

lehren. Damals geriet der Strelitzer Thron bedenklich ins Wackeln;  
der alte Großherzog aber blieb bei seinem Standpunkt, und zu einer  
wirklichen Ausöhnung ist es nie gekommen. Schon in den  
siebziger Jahren war der alte Herr völlig erblindet, und so hatte  
sein Sohn, der jetzt verstorbene Großherzog Adolf Friedrich, früh  
Gelegenheit, ihm in den Regierungsgeschäften zur Seite zu stehen.  
Der Großherzog war seit 1877 mit der Prinzessin Elisabeth, der  
ältesten Tochter des Herzogs Friedrich von Anhalt, vermählt.  
Sein Thronerbe, der jetzige Großherzog Adolf Friedrich, ist am  
17. Juni 1882 geboren und wurde erst im vorigen Jahre durch  
seinen Vater in die Regierungsgeschäfte eingeführt. Das Familien-  
leben des Großherzogs blieb von schweren Erschütterungen nicht  
verschont, und manche Verwicklung mag sein heftiges Temperament  
verschlimmert haben. Seine älteste Tochter, die Herzogin Marie,  
wurde 1892 mit dem Grafen Georges Jametel vermählt, dem  
Sohne eines sehr reichen französischen Weinhändlers, dem vom  
Papst der Grafentitel verliehen wurde. Die Ehe wurde dann ge-  
geschieden, und vor kurzem ging die Herzogin eine neue Ver-  
bindung ein. Die zweite Tochter, Herzogin Jutta, heiratete vier  
Wochen nach ihrer Schwester den Erbprinzen Danilo von  
Montenegro.

\*



## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

O Menschenherz, was ist dein Glüd?  
Ein räthelhaft geborner  
Und, kaum begrüßt, verlornor  
Unwiederholter Augenblid!

Lenau.

Die Abenddämmerung ist Morgenrot für die andere Erdhälfte. Mensch, der du dem Ende entgegenwandelst, gedenke dessen immerdar!

D. v. Reizner.

**Mozart in Berlin.** Knappe zwei Jahre nach der Prager Uraufführung des „Don Juan“, im April 1789, trat Mozart von Wien aus eine Kunstreise nach Berlin an, dessen musikalisches Leben durch die Tätigkeit des Kapellmeisters Johann Friedrich Reichardt seit ein paar Jahren sehr an Bedeutung gewonnen hatte. Auf seine Frage an den Stellner des Gasthofs, ob es diesen Abend nichts von Musik gäbe, erfuhr er, die deutsche Oper spiele „Die Entführung aus dem Serail.“ „Es ist ein recht hübsches Stück,“ fügte der dienstbare Geist hinzu, „es hat's komponiert — wie heißt er nur gleich?“ — Noch im Reiserod lief der ungeduldige Mozart ins Theater, wo die Oper bereits angefangen hatte, drängte sich vom Eingang des Parterre bis hart ans Orchester und rief, als die zweite Violine bei den Worten: „Nur ein feiger Tropf verzagt“ dis statt d gab, unwillkürlich aus: „Versucht! Wollt Ihr's d greifen!“ Jetzt wird man aufmerksam auf den kleinen, unscheinbaren Mann, und wie ein Lauffener ging es durch das Theater: „Mozart ist da!“ Nach dem Fallen des Vorhanges bemächtigte sich der Sänger eine außerordentliche Befangenheit. Einige Schauspieler, besonders die Blutzunge Madame Henriette Rachel Baranius, die spätere Gemahlin des Kammerers Niez, die in Mozarts Oper die Blonde spielte, wollten nicht wieder auf die Bretter. Kaum hatte Mozart das erfahren, so eilte er hinter die Kulissen und redete der Baranius begütigend zu: „Madame, was treiben Sie für Zeug? Sie haben herrlich, herrlich gesungen, und damit Sie's ein andermal noch besser machen, will ich die Rolle mit Ihnen einstudieren.“ Die Baranius, die auch im Schauspiel beschäftigt war, galt damals als die erste Sängerin Berlins.

Wir sind im einzelnen über den mehrwöchigen Berliner Aufenthalt Mozarts, der bis in den Juni reichte, ziemlich schlecht unterrichtet. Dem Lehrer des Königs, einem gewissen Dupont, gegenüber hatte er sich geweigert, Französisch zu sprechen und seine Enttäuschung darüber dargetan, „daß so ein welscher Feak, der jahrelang in deutschen Landen wäre und deutsches Brot fräße, nicht Deutsch rede oder radebreche, so gut oder so schlecht ihm sein französisches Maul dazu gewachsen wäre.“ Friedrich Wilhelm II. ließ sich aber seine Sympathie für den Meister, der davon Abstand nahm, in Berlin ein Konzert zu geben, nicht ausreden.

Mozart hat mehrfach vor dem König und der Königin gespielt. Nach dem Zeugnis von Mozarts Witwe Constanze beachtete man, ihn gegen das für diese Zeiten sehr beträchtliche Gehalt von 3000 Talern als Kapellmeister nach Berlin zu verpflichten, eine Berufung, die freilich ebensowenig zuhause gekommen ist wie fünfzehn Jahre später die Schillers. Mozart hat in diesen Tagen viel mit Ludwig Tieck verkehrt, der dem Musiker eine begeisterte Verehrung

entgegenbrachte. Wenige Wochen nach Mozarts Fortgang wollte ein anderer Musiker von Bedeutung in den Mauern Berlins, Ditters von Dittersdorf, der Komponist von „Doktor und Apotheker“, der in der preussischen Residenz bei weitem enthusiastischer aufgenommen wurde als der bescheidene Mozart.

**Das Ideal.** Die jungen, von einem glühenden Reformeifer besessenen Männer waren zusammengekommen und waren wieder einmal einstimmig der Ueberzeugung, daß es in der Welt immer schlechter wird und daß sie von Grund auf reformiert werden müßte, als sich ein alter Mann mit finsterner Miene erhob und sagte: „Wenn ich nicht irre, so wollt Ihr



Der holländische Oberkleinrent Thomson +  
Platzkommandant von Durazzo,

sah beim Sturm der Aufständischen auf die Stadt seinen Tod.

jungen Leute eine Welt, in der alle dem Gesetze gehorchen müssen, wo alle ihr Kleid und ihre Speise zugeteilt erhalten, ohne selbst dafür zu sorgen, wo es kein Geld gibt, wo alles nach der Regel geht, ohne die geringste Unordnung und ohne den aufreibenden Konkurrenzkampf. Ist es nicht so? — „Gewiß!“ riefen die jungen Leute. — „Nun, ich komme gerade von einem Ort, der so ist, wie Ihr ihn wollt.“ — „Wirklich? Wo ist er? Können wir da auch hingehen?“ — „O gewiß,“ sagte der Alte, „der Ort ist das Gefängnis!“

**Unterjoch.** „Ich verabscheue die Heuchler.“ — „Ich auch.“ — „Nehmen Sie z. B. Jackson; der ist der größte Heuchler auf Erden.“ — „Aber es scheint doch, als ob Sie sein bester Freund wären.“ — „O gewiß, ich veruche, mich gut zu ihm zu stellen. Dabei fährt man am besten.“

**Ein Wohltäter der Frauen.** In einer politischen Versammlung spricht eine Vorkämpferin der Frauen: „Wer ist der Mann, der in der modernen Welt sich rühmen

kann, uns Frauen zu größerer Höhe emporgehoben zu haben? . . .“ — Eine Männerstimme aus dem Hintergrunde des Saales: „Der Erfinder der hohen Absätze!“

**Feinsüßlicher Lachs.** Der Fischhändler, den Lachs zeigend: „Prachtvolle Farbe, wie?“ — Die Hausfrau: „Kein Wunder, bei Ihren Preisen muß er ja erröten!“

**Im Warenhaus.** Zerstreuter Herr (zur Verkäuferin): „Ich kann mich absolut nicht besinnen, was ich meiner Frau mitbringen sollte — können Sie mir nicht schnell aufzählen, was Sie alles am Lager haben?“

**Früh krümmt sich . . .** Der kleine Jod kommt mit verbundenem Gesicht zum Arzt in die Sprechstunde und fragt: „Sagen Sie, Herr Doktor, was würden Sie mir schenken, wenn ich in die Schule gehe und alle anderen Jungen mit meinem Ziegenpeter anstecke?“

**Die Altmodischen.** „ne verrückte Bande, die Brauns.“ — „Ja, was haben sie denn gemacht?“ — „Denk' Dir, verkaufen die Menschen ihr Automobil, um sich ein Heim zu gründen!“

**Aus dem Gerichtssaal.** Gauner (der vor Gericht als Angeklagter steht, für sich): „Wenn ich den Staatsanwalt von mir reden höre, dann komme ich mir vor wie ein gemeiner Halunte, höre ich aber den Verteidiger von mir sprechen, dann fühle ich mich rein wie ein Engel!“

**Ermütigung.** Er: „Ich werde niemals heiraten, ehe ich eine Frau finde, die mein direktes Gegenteil ist.“ — Sie (ermütigend): „Aber, lieber Freund, es gibt doch so viele hübsche und kluge junge Mädchen in Ihrer Bekanntschaft!“

**Im Theater.** Herr (im Parkett, zu einem Zuspätkommenden): „Dieses ewige Aufstehen, um Leute passieren zu lassen, die zu spät kommen, wird mit der Zeit wirklich unangenehm.“ — Der Zuspätkommende: „Das weiß ich längst; gerade darum such' ich immer zulezt zu kommen!“

**Ein Schläuer.** Erster Juwelier: „Haben Sie keine Angst, alle diese Diamanten nachts im Schaufenster liegen zu lassen?“ — Zweiter Juwelier: „Nach meiner Methode nicht. Eben bevor ich heimgehe, lege ich ein Schild dabei mit der Aufschrift: Jedes Stück in diesem Schaufenster 1 Mark!“

**Schneller Wechsel.** Der Hausherr (zu seiner Gemahlin): „Nein, diese Köchin! Das Beeftast ist wieder nur halb gebraten! Sag' doch Susanne endlich, sie möge aufpassen.“ — Die Hausfrau (vorwurfsvoll): „Du bist schon wieder um drei Mädchen zurück, Charles. . . die jetzige heißt Belinda!“

**Vor Gericht.** Richter: „Ihr Beruf?“ — Angeklagter: „Ich bin Akrobat.“ — Richter (zum Amtsdienner): „Schließen Sie das Fenster!“

## Rätsel.

Zuvörderst blickt mein Wort dich an  
Als finst'rer, haßerfüllter Mann,  
Der stets nur auf Verderben sann.  
Nimm nun das erste Zeichen fort,  
Ein anderes seh' an seinen Ort,  
Und sieh, ein Giland wird das Wort.  
Wird auch das letzte Zeichen jetzt  
Noch durch ein anderes ersetzt,  
So stehst im Worte du zulezt  
Ein schönes, kräft'ges Riesenkind,  
Das Deutschlands Gauen pfeilgeschwind  
Durchheilt, bis es sein Grab gewinnt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.  
Ehe.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gez. vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur  
E. Kellen, Bredeneß (Rubr). Gedruckt u. heraus-  
gegeben von Fredebeul & Koenen, Ess n (Rubr).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 28

Sonntag, den 12. Juli

1911

## Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Nanu, Wein und Obst? das hab' ich doch nicht gebracht!“  
sagte die alte Agathe.

Werner schaute weit zum Fenster hinaus und beachtete  
die Bemerkung nicht. — Da leuchteten wieder die beiden Dent-

maler aus den Tannen  
hervor. Jetzt lag des Mon-  
des magisches Silberlicht  
hell über dem alten Kirch-  
hof, geheimnisvolle Schat-  
ten huschten dahin vor des  
Überglücklichen stürzenden  
Augen, viel tausend freund-  
liche Lächeln zu  
ihm hernieder aus fer-  
nen Himmels Höhen, und  
die stille Abendwelt dün-  
te ihn so wunderbar schön,  
als schaute er mit ver-  
klärten Blicken mitten hin-  
ein in Edens entchwun-  
dene Herrlichkeit.

Das Heimchen zirpte  
im bläulich schimmernden  
Gras, eine Fledermaus  
schwirrte ganz leise am  
Fenster vorüber, und von  
der Stadt drangen ver-  
wehle Töne einer zau-  
berhaften Musik an sein  
Ohr, die da klang wie  
Hörtenlaut himmlischer  
Chöre — das hohe Lied  
der Liebe. Nun perlte  
das schäumende Nebenblut  
im blinkenden Glase, nun  
schürfte er es durstig hi-  
nunter wie wunderbaren  
Nektar, und seine Augen  
schauten in seligem Traum  
die gütige See, die es  
so licht gemacht in seiner  
armen Klause, im ver-  
zagten Herzen, sie schau-  
ten sie unverwandt an  
als stände sie wirklich vor  
ihm. Wie stutete es so  
heiß, so belebend durch  
seine Adern, wie wurde  
er mutig und tatenfroh  
auf einmal: der Lorbeer  
des Siegers winkte ihm, er sah sich groß und ihrer würdig, wollte  
noch heute zu weltbezwingendem Werte schreiten.

Da lagen die Skizzen und Pläne vor ihm, mit denen er  
sich so viel beschäftigt, alle die noch ungelösten Probleme. — Zu  
arbeiten begann er, und die Arbeit dünkte ihm kinderleicht.

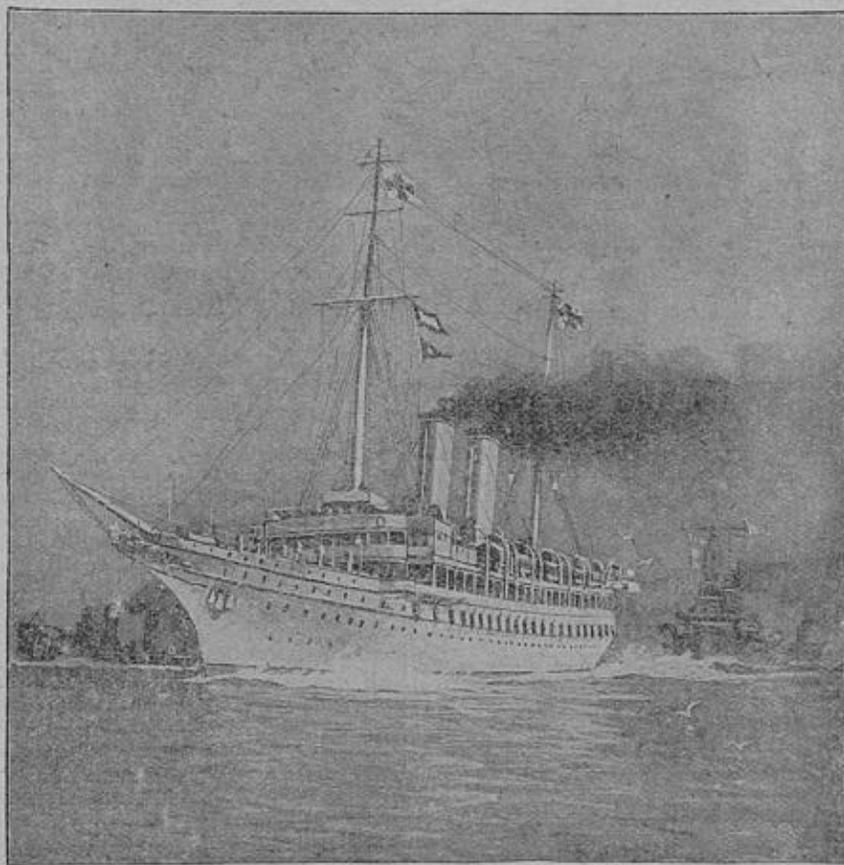
Der vornehme Besuch war fort, und Ella hatte sich müde  
und abgepannt in ihr im vornehmen Kolostil gar geschmack-

voll gehaltenes Bouboir zurückgezogen, um allein zu sein. In  
dem mit verschwenderischer Pracht aufs modernste ausgestat-  
teten Brunksalon saßen der Kommerzienrat und seine Gattin  
in frohester Laune noch ein Stündchen plaudernd allein. Sie  
waren beide entzückt von dem prächtigen alten Herrn, konnten  
ihn nicht genug rühmen und wußten genau, daß auch er hoch-  
befriedigt ihr Haus verlassen hatte. Und Adalbert, der Assessor,  
war der nicht ganz toll vor Verliebtheit gewesen? Was hatte  
er Ella für Schmeicheleien gesagt! Hatte er ihr nicht eigentlich  
seine Liebe bereits deut-  
lich genug eingestanden?  
Ach, das törichte Kind  
— es verstand sein Wer-  
ben nicht!

„Aber, weißt Du, Wil-  
helm, es wird schon!“  
sprach Frau Amalie, als  
man bei diesem Punkt  
angelangt war, voll froher  
Siegessicherheit. „Ziel  
Dir nicht auf, welche Ver-  
änderung mit dem Mäd-  
del vor sich gegangen war,  
als es nach so unverzeih-  
lich langem Fortbleiben  
wieder an den Tisch kam?  
Ich bin überzeugt davon,  
daß sie ganz still draußen  
im Garten gefessen hat  
während der Zeit und  
gründlich mit sich zu Rate  
gegangen ist. Nachher  
glühten doch ihre Waden  
gar eigentümlich, und ihre  
Augen leuchteten so ganz  
und gar wie bei einer  
Verliebten. Sie war dann  
auch viel netter zu ihm,  
ging auf seine Scherze  
ein, lachte, sprach weit  
mehr als gewöhnlich, war  
einfach nicht wieder zu  
erkennen.“

Er nickte lebhaft mit  
dem massigen, vom schwe-  
ren Wein stark geröteten  
Kopf, füllte sein Kelch-  
glas noch einmal und sagte  
mit breitem Lachen:  
„Hältst Du mich denn  
für einen so schlechten  
Menschenkenner, Alte?  
Natürlich habe ich etwas  
gemerkt. Na, dann wäre  
ja alles in Ordnung! Viel-  
leicht können wir zu ihrem Geburtstag am 10. Oktober große  
Verlobung feiern. Ziel Dir nicht auf, wie zärtlich der Geheim-  
rat Ella immer wieder von der Seite anschaut? Ich glaube,  
der Alte ist ebenso verliebt in sie wie der Junge. Unser  
Mäd- del konnte sich heute aber auch sehen lassen. Mutter,  
noch mal, ich war ordentlich stolz auf sie, als sie herein-  
schwebte.“

So plauderten sie, bis Frau Amalie gar zu arg gähnen



Die neue Kaiserjacht „Hohenzollern“.

die in Stettin vom Stapel lief und im Frühjahr 1915 in Dienst gestellt wird.

leicht können wir zu ihrem Geburtstag am 10. Oktober große  
Verlobung feiern. Ziel Dir nicht auf, wie zärtlich der Geheim-  
rat Ella immer wieder von der Seite anschaut? Ich glaube,  
der Alte ist ebenso verliebt in sie wie der Junge. Unser  
Mäd- del konnte sich heute aber auch sehen lassen. Mutter,  
noch mal, ich war ordentlich stolz auf sie, als sie herein-  
schwebte.“

So plauderten sie, bis Frau Amalie gar zu arg gähnen

musste und sich nicht länger wach zu erhalten vermochte. — Ein Abend lag hinter ihnen, wie sie lange keinen erlebt. — — —

## II. Kapitel.

Werner pfiff den ganzen Morgen bei der Arbeit in der Werkstatt Studentenlieder, schwang seinen schweren Hammer im Takte dazu, als sei das alles Spielerei, und er hätte am liebsten die Männer mit den hohlen Wangen und geschwärtzten Gesichtern, die da mit mürrischen Mienen um ihn herumstanden, umarmen mögen vor Freude und Seligkeit. Die schüttelten die Köpfe und konnten den Übermütigen nicht verstehen, zumal sie ihn sonst immer sehr ernst und nachdenklich gesehen hatten.

„Wissen Sie, junger Herr, die so früh singen, meinen gewöhnlich am Abend,“ sagte während der Frühstückspause der lange Gruse zu ihm, nachdem er einen Zug aus seiner Flasche getan. „Ich gönne es Ihnen ja von Herzen, daß Sie mal ein bißchen fidel sind, aber andere können das nicht leiden — andere, die Ihnen nicht grün sind.“ —

Werner schaute den riesengroßen, hageren Mann mit den glasigen Trinteraugen und dem vom Laster des Alkohols entstellten Gesicht überrascht an und wunderte sich nicht wenig über diese freimütige Bemerkung. Gruse pflegte gewöhnlich kein überflüssiges Wort zu sprechen, tat verdrießlich seine Arbeit, trank Schnaps dazu und hielt sich scheu von anderen entfernt. Vielleicht hatte der allzu reichlich genossene Brantwein ihm heute die Zunge gelöst.

„Wie meinen Sie das?“ fragte Werner. „Wer sollte sich darüber ärgern?“

Der Lange schielte ängstlich zur Seite, rieb sich die blauroten, unnatürlich große Nase und sprach dann mit seiner heiseren Stimme:

„Herr Falke, ich wollte Ihnen schon lange mal einen guten Rat geben. Nehmen Sie mir das nicht übel und sehen Sie jetzt mal nicht das heruntergekommene Arbeitstier in mir, sondern einen Menschen, der sich immer noch ein bißchen von seinem ehemaligen scharfen Verstand in einer verborgenen Hirnschublade aufbewahrt hat. Sie wissen doch, daß ich früher bessere Tage gesehen habe. — Na, ich will mich kurz fassen: Hüten Sie sich vor dem Herrn Oberingenieur, denn der Mann ist Ihr Feind. Aus welchen Gründen, weiß ich nicht genau. Aber ich habe ihn vorhin beobachtet, als er hinter Ihnen stand und Sie das „Gaudeamus igitur“ gerade pfliffen. Der Mensch hätte Sie fressen mögen, glaube ich. — Ich darf doch offen sprechen zu Ihnen? Sie verraten mich nicht an Herrn Reuth oder an den Chef, das weiß ich, denn Sie sind ein edler Mensch.“

Werner lächelte, schüttelte den Kopf und sagte leicht hin:

„Sie müssen sich irren, Gruse. Ich bin dem Herrn doch niemals zu nahe getreten. Ich finde, er behandelt mich wie jeden anderen Angestellten.“

„Nein, nein, mein lieber junger Herr! Glauben Sie mir, der Oberingenieur hegt die Arbeiter gegen Sie auf, damit Ihnen ja recht viele Verdrießlichkeiten gemacht werden und Ihnen der Aufenthalt hier zuwider wird. Er lagt auch bei dem Chef über Ihre Arbeitsleistungen, nennt Sie ungeschickt und unzuverlässig.“

„Aber warum sollte er das denn nur tun?“

„Sie sind ihm im Wege, weil Sie dem Herrn Kommerzienrat nahe stehen wie ein Sohn und ihm sofort Mitteilung machen würden, wenn Sie etwas Verdächtiges im Betriebe bemerken würden.“

„Etwas Verdächtiges? Wie soll ich das nur verstehen, Gruse?“ Der Lange tat wieder einen Zug aus seiner Flasche, wischte sich den struppigen Schnurrbart mit dem rauhen Handrücken und fuhr mit gedämpfter Stimme fort:

„Ja, verdächtige Dinge passieren hier. Ich würde darüber zum Herrn Kommerzienrat selber sprechen, wenn ich nicht so ein armes Schindluder wäre, das man aus dem Hause schmeißt, wenn es das Maul auf tut. Wer glaubt dem verstorbenen Gruse? — Aber Ihnen will ich es anvertrauen, Herr Falke: Der Oberingenieur verkauft Geschäftsgeheimnisse an die Konkurrenz! Er steht mit unseres Chefs ärgstem Feinde Hartung in Verbindung

und schmuggelt auch Pläne und Modelle von Motoren, die der Herr hergestellt hat, über die Grenze. Das eine Modell, das vor ein paar Wochen verbrannt sein soll durch einen reinen Zufall, hat ganz bestimmt eine ausländische Firma bekommen.“

„Aber, Gruse, ich bitte Sie um alles in der Welt, wie kommen Sie zu so ungeheuerlichen Anschuldigungen?“ rief Werner bestürzt aus und schaute dem Trunkenbold mit großen Augen ins verwüstete, einst gewiß recht intelligente Gesicht. —

„Ich sage, was ich bestimmt zu wissen glaube. Wollte der Herr Reuth nicht verbotene Dinge über die Grenze schmuggeln, dann stände er mit dem Wirte vom Mühlen Grunde nicht auf so gutem Fuße. Sie kennen diesen Menschen doch, den ehemaligen Monteur Schiffmann, den der Herr Kommerzienrat vor fünf Jahren wegen Schwindeleien an die Luft setzte. Nun betreibt er da unten am Gebirge, tausend Schritte von der Grenze entfernt, eine Gastwirtschaft.“

„Ich weiß, ich weiß! Und mit dem sollte Herr Reuth in Verbindung stehen? Gruse, Sie denken sich seltsame Märchen aus. Schiffmann ist allerdings ein übel berüchtigter Schmuggler.“

„Pst, Herr Falke, wir dürfen nicht weiter reden, da steht Banner, der Spürhund, der hinterbringt dem Oberingenieur alles. Die Pause ist ja auch zu Ende. Nehmen Sie es nicht übel, aber ich mußte Ihnen mein Herz mal ausschütten. Sie sind ja der Einzige hier, der einen verlorenen Sünder nicht gleich ins Heffeuer schicken möchte. Kann ich Ihnen nützen, dann bin ich doch noch zu etwas gut genug auf der Welt gewesen.“ —

„Ja, der Brantwein! Ich fluche ihm und kann doch nicht von ihm lassen. Wenn ich nicht diese Pfundbittel wenigstens zweimal über Tag leeren darf, dann klappe ich einfach zusammen.“

„Und wenn Du sie leerst, Du alter Sausbruder, dann klappe Du auch zusammen,“ zischte der im Hintergrunde stehende Banner, ein verwachsener Kerl von diabolischem Aussehen, mit widerlichem Hohngelächter. „Gast wohl verriessen, dat id Dich erst festern abend nach Hause schleppte zu Deiner Goldtochter. — Habaha, schlamm, wenn der Mensch soweit ist, daß er trinken muß. Na, die Goldmarie hat sich wenigstens erkennlich jezeigt.“ —

Ein ganz schwacher Zug von Scham und Verlegenheit erschien auf dem faltigen, fahlen, vergrizten Gesichte Gruses, und ganz flüchtig leuchtete etwas wie ein Bornesblitz in seinen glanzlosen, verloschenen Augen auf. Aber er erwiderte nichts auf den rohen Scherz des Kollegen, tat noch einen Zug aus der Flasche, schmalzte mit der Zunge und nahm seine Arbeit wieder auf.

Werner pfiff nicht weiter und träumte auch nicht mehr ausschließlich von dem holden En-



Vom Stapellaufe des Hapag-Dampfers „Bismard“ in Hamburg:  
Die Taufpatin Gräfin Dannah Bismard mit dem jungen Fürsten  
Otto Bismard.

gelsbild, das ihm seit gestern abend unablässig vor der Seele geschwebt hatte. Die Andeutungen des Arbeiters, der wie ein gebildeter Mensch sprechen konnte und eines einstmal berühmten Arztes Sohn sein sollte, gaben ihm doch zu denken. Wenn etwas Wahres dahinter steckte? Das Verschwinden des Motormodells war ja eigentlich höchst seltsam gewesen damals. Sollte Reuth wirklich Onkel Wilhelm über schlechte Leistungen von ihm geklagt haben? Schon möglich, denn der redete vorgestern soviel von Halbeiten und Puschereien, vor denen man sich hüten müsse und riet ihm so eindringlich, jede Arbeit, die er in die Hand nähme, mit zäher Energie zu Ende zu führen. Müßte man den Onkel nicht von Gruses Bemerkungen in Kenntnis setzen? Aber der würde ihn ja doch nur auslachen. Was gilt denn das Gefasel eines Sausers?! Vielleicht hatte der Mensch das alles nur im Rausche geträumt. Und dem armen Teufel könnte es seine Stelle kosten.

Da ratterte mit puffenden Stößen schon wieder ein Auto vorüber. Werner schaute auf, trat dichter ans Fenster und erkannte, daß es dasselbe war, mit dem der Geheimrat v. Miller und sein Sohn gestern abend gekommen waren. Richtig, da saß der ehrwürdige alte Herr mit dem im Winde wallenden weißen Patriarchenbart ja auch drinnen. Vor der Maschinenhalle hielt das Auto, der Geheimrat stieg aus, fragte einen Arbeiter nach irgend etwas und begab sich dann ins Arbeitszimmer des Kommerzienrats.

Werner zerbrach sich nicht weiter den Kopf über den Grund dieses Besuches, nahm seine Arbeit wieder in die Hand, dachte an Ella und dachte an Gruses Worte.

Zu dieser Stunde saßen Mutter und Tochter wieder in der Weinlaube des Willengartens und redeten vom gestrigen Abend.

„Sei nun mal ganz ehrlich gegen mich, liebes Kind,“ sagte Frau Amalie nach längerer Einleitung, Ellas Hand ergreifend. „Weiter hat der Assessor Dir sehr gut gefallen, nicht wahr?“

Dabei sprach ein so heißer Wunsch, so etwas Bittendes aus der Guten hellblauen Augen und zugleich auch etwas so Angstliches, als zitterte sie vor einer Enttäuschung, daß die Gefragte es nicht über sich gewann, ihr offen und ehrlich ins Gesicht zu sagen: Ich mag den Menschen nun mal nicht leiden, und wenn Ihr Euch alle auf den Kopf stellt. Mein Herz gehört Werner ganz allein in alle Ewigkeit. — Ein zartes Rot stieg in ihre Wangen und ausweichend erwiderte sie:

„Aber, liebste Mama, mein Geschmack ist doch ganz und gar nicht maßgebend. Der Assessor ist zweifellos ein schöner Mann, ist auch witzig und geistreich. Scheint eine wirklich seine Familie zu sein, die von Millers.“

Doch damit gab die Kommerzienträtin sich keineswegs zufrieden. Ein Stüdchen Torte, das vor ihr auf dem Teller lag, nervös mit dem Teelöffel zerdrückend, sprach sie unwillig weiter:

„Das ist keine Antwort auf meine Frage, Kind. Ich meine, ob Du für Adalbert von Miller mehr empfindest als für andere junge Herren unserer Bekanntschaft, ob Du ihn gern magst?“

„Ganz gern, Muttmchen, aber nicht lieber als die meisten andern.“

„Und es läßt Dich kalt, daß sein Herz in hellen Flammen für Dich lodert? Du hast gar nicht verstanden, was er Dir immer wieder andeutete?“

Tränen glänzten auf einmal in Ellas Augen, und mit zitternder Stimme erwiderte sie in sich leise regendem Trotz:

„Ich merke, was Ihr vorhabt, Mama: Ihr wollt mich gern los sein, trotzdem ich noch achtzehn Jahre alt bin. Das ist grausam!“

Da schloß die Mutter sie in überwältigendem Gefühl in ihre Arme und rief in überhöflichem Ton aus:

„Liebes Herz, Dein Glück, nur Dein Glück wollen wir, nichts anderes! So sei doch nicht wie ein kleines Kind! Ich merke ja, daß ich mich getäuscht habe. Und das ist sehr schmerzhaft für mich. Du weißt nicht, was Du tust. Ella, sei einmal ganz ehrlich jetzt: Du könntest Dir Deinen zukünftigen Gatten nicht anders vorstellen als einen Mann, der genau so aussehe wie — Werner — Ist es so?“

Sie erhielt keine Antwort, aber das verräterische Erglänzen von Ellas verlegenem Gesicht sagte ihr nur zu deutlich, daß sie sich auf richtiger Fährte befand. — Ach, das hatte sie ja geahnt, und zum erstenmal regte sich in ihrem mütterlichen Herzen etwas wie bitterer Groll gegen den Menschen, den sie wie einen Sohn geliebt; zum erstenmal sagte sie sich: Es war eine große Torheit, daß ihr ihn in euer Haus nahm. Ruftet ihr euch nicht sagen, daß es so kommen würde? Ach, er mag brav und gut sein, aber diese Liebelei ist dummes Zeug. Es ist deine Pflicht, das Feuer zu erlöschen, ehe es zu mächtig wird. Noch handelt es sich ja sicher nur um harmlose Täuscherei. Adalbert v. Miller ist wie geschaffen für Ella. Er muß ihr Gatte werden, und wenn ihr sie zwingen solltet, ihr Glück zu ergreifen. —

Doch sie konnte ihr Töchterlein zu genau, um zu wissen, daß es im Augenblicke keinen Zweck hätte, ihr irgend etwas abzuwingen zu wollen. Sehr geschickt kam sie also auf anderes zu sprechen, fragte nicht weiter, tat, als sei alles gut.

Aber Ellas Gesicht blieb ernst und traurig den ganzen Tag. Ihr liebendes Herz jauchzte nicht mehr in seliger Wonne, denn eine dunkle Wolke zog dräuend herauf an dem klaren, lachenden Liebeshimmel, in den sie eben noch mitten hineingeschaut mit kindlich frohen Blicken. Die Eltern würden ihrem Glück entgegen sein, da sie bereits andere Pläne gemacht hätten. — Ach, dieser Assessor, warum mußte der in ihren Lebensweg getreten sein! Und der Geheimrat mit der hochnoblen Verwandtschaft, mit seinen Beziehungen zum Hofe, mit all seinen Orden und Würden, hätte sie ihn lieber niemals gesehen! Sein Wille würde fortan des Vaters Wille sein, er würde auch über sie herrschen wollen.

Nein, nein, Leute von Werners schlichter, natürlicher Art waren ihr tausendmal lieber; denen könnte man ins Herz schauen und volles Vertrauen schenken. Und zu Werner gehörte sie ja doch seit dem gestrigen Abend bis zu ihrem letzten Hauch. Ach, daß bei den Rosen immer gleich die Dornen stehen!

Wie es in Ellas Herzen auf einmal trübe geworden, ward es auch in der Natur wolfig und unfreundlich: Ein Wirbelwind segte durch die alten Eichen und Platanen, welches Laub glitt lebensmüde auf den grünen Rasen, Regentropfen klatschten an die Fensterscheiben, und des Sommers Herrlichkeit schien jäh ein Ende zu haben. Der Kommerzientrat verspürte von Sturm und Regen indessen offenbar rein gar nichts, als er bereits geraume Zeit vor der Mittagspause, bis zu der er stets in seinem Arbeitskabinett zu verweilen pflegte, in gehobener Stimmung heimkehrte. In ausgelassener Frohlaune umarmte er seine Gattin, zog sie mit sich in sein Zimmer, drückte sie sanft in den juchtenen Klubsessel und rief dann mit verzücktem Augenaufschlag aus:

„Malchen, wir sind einig! Denke an, der Geheimrat war eben noch einmal bei mir, trotzdem er mit dem Zwölfuhrzuge reisen muß. Und da haben wir wie zwei alte Jugendfreunde miteinander über unsere Kinder gesprochen. Ganz frei von der Leber weg redete er,

ganz offen haben wir uns über alles was vor so einem wichtigen Schritt wesentlich ist, verständigt, über die Mitgift, die ich Ella gebe, über Adalberts Stellung, sein Einkommen usw. Und nun steht dem Glücke der beiden jungen Leute nichts mehr im Wege. Alte, was sagst Du dazu? Was, Du machst noch eine zweifelhafte Miene?“

„Wilhelm — es geht doch noch nicht so schnell,“ stieß Frau Amalie zaghaft aus. „Ich habe mit Ella geredet: das Mädchen ist noch zu naiv. Wir dürfen sie nicht drängen, müssen ihr Zeit lassen. Sie hängt zu sehr am Elternhause. Vielleicht wäre es gut, wenn wir sie erstmal ein paar Wochen auf Reisen schickten, meinetwegen nach Berlin zu Tante Eugenie. Sie müßte ja, wenn sie heiraten soll, auch noch mancherlei lernen.“

„Ihr Weiber seid des Teufels!“ brauste Stralau auf, mit dem Fuß auf den Teppich stampfend, und auf seiner mächtigen Stirn schwoß fast fingerdick die von der Gattin so sehr gefürchtete Hornesader an.

„Wilhelm, liebster Wilhelm,“ suchte sie ihn zu beschwichtigen. „Doch nur nicht gleich so heftig. Das geht nun mal nicht wie bei einem Tauschhandel. Ella ist doch noch ein halbes Kind, und es ist ja schön, daß sie sich ihren unschuldigen Kindersinn bis jetzt bewahrt hat. Solche Mädchen, die eben erst über die Vastfischjahre hinaus sind, haben gewöhnlich gar merkwürdige Ideale und gar verschrobene Schwärmerieen in den unklaren Köpfen. Da muß sich so vieles erst klären. Sie kennt Adalbert ja doch auch erst seit vier

Wochen. Schicken wir sie also mal einige Zeit auf Reisen. Und dann — Aber so bleib doch ruhig, Wilhelm! Und dann, meine ich, wäre es auch gut, wenn — Werner aus ihrer Nähe verbannt würde —“

„Ach, Amalie, das ist ja alles dummes Zeug! Werner — Werner sagst Du? — Sollte der etwa auch mitzureden haben?“

— Der Junge wird sich doch nicht unterstanden haben? —

„Nein, nein, ganz gewiß nicht! Ich vermute ja doch nur! Wilhelm, Du bist in solchen Dingen so wenig zartfühlend!“

Und nun entwickelte sie eine Zungengewandtheit, wie der Gatte sie kaum an ihr gekannt hatte. Alles wußte sie ihm so geschickt auseinanderzusetzen und klarzulegen, daß er schließlich selber ganz und gar ihrer Meinung war: Ella sollte zunächst auf Reisen. Werner aber müßte unter einem schicklichen Vorwand nach Freiental, wo sich eine Filiale der Maschinenfabrik befand. Ja, so wäre es das Beste. Und mit der Reise paßte das jetzt eigentlich ganz vorzüglich, da der Assessor doch auch auf Urlaub zu gehen gedachte. Wozu sollte denn auch die Verlobung schon in den nächsten Wochen sein? Bis Weihnachten würde alles im rechten Gleise sein. Noch heute wollte Stralau mit Adalbert v. Miller ebenso offen sprechen wie vorhin mit seinem Vater.

Vergeblich hatte Werner heute versucht, mit der Geliebten ein paar Minuten allein zu sein. Bei Tische saß sie ihm müde



Prinzessin Auguste Wilhelmine von Preußen mit ihrem Sohn, dem Prinzen Alexander Ferdinand, geb. am 26. Dezember 1912. Neueste Aufnahme von Hofphot. W. Niederaßtroich.

und abgesspannt gegenüber, vermied beinahe ängstlich, ihn anzuschauen, und nachher wich die Mama nicht von ihrer Seite. — Sollte sie ihm etwa doch zürnen? Dachte sie heute anders als gestern abend im seltsamen Liebesrausch? Aber nein, ihre Augen verrieten es ihm ja doch beim ersten flüchtigen, zärtlichen Blick, daß es das nicht sein konnte. — Sie würde eben sehr müde sein und etwas Kopfschmerz haben. Ihre Eltern sahen ja ebenfalls so aus, als hätten sie etwas gegen ihn. Nach Tisch kurrte Onkel Wilhelm ihn sogar recht bissig an wegen irgendeiner höchst geringfügigen Sache, und Tante Amalie zeigte sich von verletzender Kälte. Es schien also richtige Vaterstimmung im Hause zu herrschen. Oder sollte Reuth etwa irgend etwas Ungünstiges über ihn gesagt haben? Unwillkürlich fielen ihm Gruses Worte wieder ein.

Am Abend saß man nicht lange, und es herrschte genau derselbe frostige Ton wie mittags. Doch Ella erwiderte beim Gutenachtguten seinen Händedruck so innig, daß er wenigstens versichert sein durfte, sie hätte nichts gegen ihn.

„Wo bleibt denn Gruse heute?“ fragte Werner am nächsten Morgen den Arbeiter Banner, als jener nicht zur gewohnten Zeit erschien. Mit seinem häßlichen, höhnischen Lachen antwortete der Verwachsene:

„Ihren Freund Gruse erwarten Sie heute vergebens, Herr Falke. Kann sein, daß er seinen erhabenen Geist jetzt schon ausgehaucht hat. Er hat sich gestern abend nämlich verschiedene Knochen gebrochen und den Schädel vielleicht auch. Ist in der Besoffenheit von der Leiter gefallen, gerade uff einen Steinhaufen. Hab's ihm lange prophezeit, daß es mal so kommen würde, dem ollen Saufbruder.“

Werner schaute den herzlosen Mann mit erschrocken Augen groß an, und ein Gefühl innigen Mitleides erfüllte ihn, während er nun das Nähere erfuhr. Gewiß, Gruse war ein verkommener Mensch, ein Säufer, doch es glimmte tief drinnen in seiner Brust unter Schutt und Asche doch immer noch ein Fünkchen edlerer Gesinnung, das der junge Volontär als wahrer Menschenfreund sogar zu hellerer Flamme angefaßt hätte. Der Mensch schien ihm eben noch nicht rettungslos verloren. Und gestern hatte er ihm sein Herz ausgeschüttet, hatte gesagt, wenn er ihm mit seiner Mitteilung nützen könnte, dann wäre sein Leben nicht ganz umsonst gewesen.

„Also, es sieht bedenklich um ihn. Ist er denn in der Krankenversicherung?“ fragte er, als Banner mit seinem Berichte zu Ende war.

„In einer privaten Krankenkasse sicher nicht. Er hat die Kassenbeiträge ja niemals bezahlt, weil er sie in Schnaps anleihen mußte. Mir hat er jetzt, der verludert einfach in seinem Schmutze. Die Goldmarie, wat seine Tochter is, verdient ja woll als Verkaufsfrau und sonst wie en paar Froschen, aber die braucht die Marjell och for Bus und Staat. Na, und weiter hat er doch lene Seele uff der Welt. Seine Alte is ihm davonjelosen, die andern Kinder sind alle in der Welt. Die Goldmarie is noch die Beste von das ganze Felsichter, dat heißt, wert is se och nich' n Dreier. Ken Wunder: der Appel fällt nich weit vom Stamme.“

(Fortsetzung folgt.)

## Das schöne Vreneli.

Von Ruth W y s s e n b a c h, Bern.

(Nachdruck verboten.)

In einem stillen Tale in der Schweiz, an der Grenze zwischen dem Kanton Bern und Solothurn, steht am Rande eines duffenden Tannenwaldes die große, alte Mühle.

Schon oben auf der Höhe hört man das lustige Klappern der Räder, lugt das rote Dach aus dem Baumgrün hervor, kommt man dann zu Tal, sieht man die Mühle plötzlich vor sich liegen im Schatten alter Nussbäume. Das weiße, mit braunen Querbalken versehene Gebäude, dessen Dach tief zur Erde herabneigt, hat ein heimeliges Aussehen. In der vorderen Längsseite führt eine Holzstiege hinauf ins Haus, daran fortführend ist eine geschnitzte Laube, die mit blühenden Geranien geschmückt ist. An das Wohnhaus anschließend befinden sich die Scheune und die Ställe.

An der Vorderfront sprudelt lustig ein Brunnen, hinter dem Hause drehen sich die Räder, getrieben vom Mühlbache, der rauschend vorüberfließt, um sich weiter unten wieder mit seinem Bruder zu vereinen und nun als breites Wasser durchs Land zu eilen. In seinem Rande blühen so viel Vergißmeinnicht, daß das Ufer aussieht wie ein einziger blauer Kranz.

Satte Wiesen, üppige Getreide- und Kartoffeläcker, Obstbäume ringsum. So weit das Auge sieht, gehört alles zur Mühle, ein herrlicher Besitz.

Ein Jahrhundert lang hatte sie sich vom Vater auf den Sohn vererbt. Der letzte Besitzer hatte nur eine Tochter, und zum erstenmal würde, wenn der Alte die Augen schloß, der Besitz in andere Hände übergehen.

Wohl war des Lockmüllers Anne Marie schwer reich, aber obgleich sie nicht häßlich zu nennen war, hatte sie einen nichts weniger als schönen Charakter. Sie war herrisch und zankstüchtig, fast keiner der vielen Knechte hielt es länger als ein Jahr in der Lock-

mühle aus. Außer diesen Tugenden besaß sie auch einen Geiz, der jeder Beschreibung spottete. So hatte sie einmal den Hütchen ablesen sollte, bevor er auf den Baum kletterte, und als er herunterkam vom Baume, hatte dieser drei Pfund mehr Gewicht, als da er hinaufstieg. Da hatte sie ihn in ihrem Born in den Brunnen geworfen. Dieses und noch andere Stückchen erzählte man sich von ihr.

Der Vater war alt und gebrechlich, und so überließ er willig alles der Tochter.

Sie war die erste auf und die letzte, die zur Ruhe ging. Überall schaute sie nach dem Nechten, denn sie hatte Augen wie ein Luchs.

Mit den Mägden war sie sehr streng, aber diese liefen davon, wenn ihnen die Sache zu bunt wurde.

Da hatte sie denn eine arme Verwandte ins Haus genommen, eine Waise, die sich nun allen Lannern ihrer Herrin süßen mußte und nebenbei nicht einmal immer satt essen durfte in dem reichen Bauernhause.

So arm nun Verena auch war, so schön und lieblich war sie. Hellblondes Lockenhaar umrahmte die reine weiße Stirn, Augen, so blau wie der Himmel, lachten aus einem Gesichtchen, das wie eine Apfelblüte war, so rosig und frisch.



Das schwedische Königspaar in Berlin auf einem Spaziergange unter den Linden.

Nicht lange blieb die neue Dorfschöne unbeachtet. Die reichsten Burschen sowohl wie auch die ärmsten kamen in die Mühle, um das schöne Mädchen anzusehen, das trotz ihres unscheinbaren Kleides bald begehrt wurde.

Berena merkte nicht, daß die Burschen ein Auge auf sie geworfen, dafür aber sahen es ein paar andere Augen wohl, die der Hausdoster, und Reid schlich sich in deren Herz.

Nicht ihretwegen, das wußte sie wohl, kamen die Burschen so oft in die Mühle, bald um mahlen zu lassen, bald um andere Geschäfte abzuwickeln, nein, ihre schöne Anverwandte war der Anziehungspunkt.

So kam eines Tages auch der schmuckste und reichste Oberrieder Bauernsohn in die Mühle, und obschon ihn sein Stolz rechten ließ, er verliebte sich wie alle anderen in das Mädchen.

Berena stand gerade am Brunnen und wusch Kartoffeln, als er in seinem stolzen Gespann vorfuhr. Er konnte nicht widerstehen, er mußte das Mädchen sprechen.

Es war ihm jedoch nicht vergönnt, viel mit ihr zu reden, nur ein paar harmlose Worte wechselte er mit ihr, als auch schon vom Hause her eine Stimme, die er wohl kannte, das Mädchen hineinrief.

Er hörte dann, wie sie drinnen ausgescholten wurde, und das arme Mädchen tat ihm leid.

„Du Tagediebin,“ hörte er die Müllerin schimpfen, „haben wir Dich hierher genommen, um mit den Männern schön zu tun, Du Undankbare, ist unser Brot und dafür siehst Du in den Ecken herum und suchst Dir Unterhaltung mit den Burschen! Warte, ich will Dir helfen!“

Ganz erschrocken war der Forscher, als er klatschende Schläge hörte.

Welche Furie, wiech abscheuliches Frauenzimmer doch diese Lochmüllerin ist, dachte er.

Als bald darauf Berena heraus kam, weinend und mit brennend roten Wangen, da loderte der Horn hoch in dem Burschen.

In tiefer Scham erglühte sie, als sie denjenigen, um dessen willen sie die Schelte bekommen, vor sich sah.

„Warte, Berena,“ sagte er, indem er auf sie zu trat, „ich werde diese Züchtigung rächen, verlaß Dich darauf.“

„Ich nein,“ wehrte das Mädchen erschrocken ab und schaute mit ihren tränen-nassen Augen stehend zu dem Burschen auf.

„Ja,“ sagte dieser, „ich werde Dich rächen.“ Zärtlich faßte er nach ihrer Hand und drückte sie warm, „das Wie überlasse mir, Berena. Ich habe nur eine Bitte an Dich, komme am Sonntag nach Oberried zum Tanz. Willst Du kommen?“

Er wußte ja, daß die Lochmüllerin ihn gerne sah, und so war sein Plan fertig.

Berena erglühte wie eine Mairose, als der Bursche immer dringender bat. „Ich kann nichts versprechen,“ erwiderte sie endlich gepreßt.

„Komm' nur Berena, Du wirst es nicht bereuen,“ sagte er bedeutungsvoll. Mit einem Blick voll Liebe sah er das Mädchen an.

Diesen Blick sah Berena, und in holder Schamhaftigkeit schlug sie die Augen nieder, dann ging sie rasch davon und ließ den Burschen ohne Antwort stehen.

Am Sonntag war im „Löwen“ in Oberried Tanz. Viele Burschen und auch Mädchen waren schon anwesend. Soeben trat, angetan mit der kleidsamen Berner Tracht, die Lochmüllerstochter in den Saal. Stolz trug sie den Kopf, hochmütig sah sie sich um, aber als dann der Walzer begann, holte keiner das reiche Mädchen zum Tanz, alle wußten, daß Georg Laup der Auserwählte war.

Aber dieser saß in einer Ecke und rührte sich nicht, er trank ruhig seinen Wein und rauchte seine Zigarre.

Als sein Vetter sich ihm näherte und ihn fragte: „Tanzst Du nicht mit der Müllerin?“ da antwortete dieser: „Nein.“

Als sich der Saal mehr und mehr füllte, schaute er umsonst nach der Einen aus, die er zu sehen wünschte.

Endlich sah er ihr verlegenes Gesichtchen an der Tür auftauchen. Sofort sprang er auf und holte sie aus der Menge, die sich bei der Tür aufgestellt hatte, zum nächsten Tanz.

Anne-Marie, die ihm nachschaute, glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen, als sie das sah. Scham und Mut fraßen ihr fast das Herz ab. Der, den sie liebte, tanzte auch all die anderen Tänze mit ihrer Magd, und sie stand allein und ringsum sah sie nur in schadenfrohe Gesichter.

Als endlich die Pause kam, stürzte sie sich wie ein Habicht auf ihre Verwandte und überhäufte dieselbe vor allen Leuten mit den häßlichsten Schmähungen.

„Aus dem Haus jage ich das liederliche Frauenzimmer,“ rief sie, rot vor Zorn.

„Hat das Mädchen etwas getan, wessen es sich schämen müßte?“ mischte sich jetzt Georg Laup ein. „Es hat mit mir getanzt, weiter gar nichts. Ist das eine Art, sich so über ein armes, unschuldiges Mädchen herzumachen,“ rief er empört.

„Unschuldiges Mädchen,“ höhnte die Müllerstochter, „ha, ha, ha, unschuldig, Laups Georg wird sich mit einer hergelaufenen Dirne abgeben, wenn er nicht wüßte warum.“

„Jetzt ist's genug,“ rief dieser, freudebleich. „Ja, ich weiß, warum ich mit diesem Mädchen tanze, ich weiß aber auch, warum Du Dich hier so aufführst,“ sagte er verächtlich. „Nicht mit einem Steden möchte ich Dich mehr anfassen, seit ich weiß, was Du für eine bist.“

„Recht hat er,“ rief es jetzt von verschiedenen Seiten.

Anne-Marie fühlte, daß ihr Spiel ausgespielt war, diesen Mann hatte sie verloren für immer.

„Warte Du nur, bis wir zu Hause sind,“ wandte sie sich mit einem Blick tödlichen Hasses an Berena, „mit dem Besen werde ich Dich aus dem Hause stäuben, Du kannst Dich freuen, Du Bettel-dirne, Du.“

„Das ist nicht nötig. Berena betrachte ich seit heute als meine Braut, sie wird in der nächsten Zeit bei meines Vaters Schwester Unterkunft finden. Um aber Deinen Wutausbrüchen nicht mehr ausgesetzt zu sein, wird Berena keinen Fuß mehr in Euer Haus setzen, ihre Sachen werde ich morgen durch einen Knecht holen lassen.“

„Bravo, Laup,“ riefen wieder einige Burschen.

Berena aber stand und zitterte am ganzen Körper. Was sollte aus ihr werden, wenn ihre Base sie aus dem Hause jagte?

Da trat Georg Laup auf sie zu, und mit einem Blick so tiefer, heißer Liebe sah er sie an, da wußte sie, bei ihm war ihre Zuflucht, und als er sie fragte: „Willst Du die Meine sein, Berena?“ da sagte sie freudig: Ja. Es war ihr wie ein Traum. War denn das alles Wirklichkeit, sie, das ärmste Mädchen, sollte eine der reichsten Bäuerin werden?

Dankbar, voll tiefer, treuer Liebe, schaute sie auf zu dem hübschen, großen Burschen, der ihr fortan Stütze und Stab sein wollte. . . .

\* \* \*

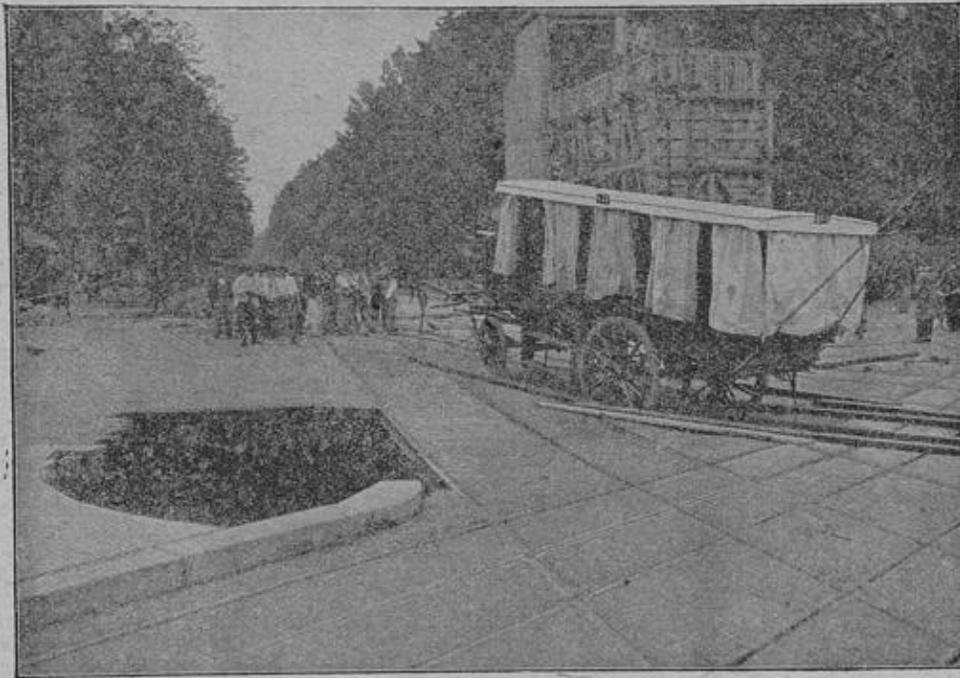
Georgs Mutter schaute zwar das Mädchen anfangs mit etwas schelen Augen an, aber die Herzlichkeit, mit der Berena ihr begegnete, gewann ihr auch bald das Herz der alten Frau.

Im Herbst führte Georg Laup Berena heim.

Es war ein schöner, goldener Tag, und im „Löwen“ ging es hoch her. Der reichste Bauer und einzige Sohn durfte schon etwas wagen.

Wenn man die alte Mutter später nach der Schwiegertochter fragte, so sagte diese: „Mein Sohn hat keine reiche, aber eine brave Frau genommen.“

Und er hat nie bereut, daß er sie zur Frau genommen. Jeder, der Berena in die blauen Kinder-Augen sah, mußte sie lieb haben. — Geachtet und geehrt war sie bei jung und alt, denn sie



Die Straßeneinbrücke in Paris.

war trotz ihres Reichthums ein demüthiges Weib geblieben, ihrem Georg in Treuen und Büchten untertan, ihren Kindern eine gute, liebevolle Mutter, und für alle Armen hatte sie eine offene Hand. Anne-Marie hat später einen um zwanzig Jahre älteren Müller aus Gutwil geheiratet, der ebenso geizig war wie sie selbst. So hausten die beiden in der schönen Mühle wie zwei Hamster.

„Da sie keine Kinder haben,“ sagten die Bauern, „so ist das für die lachenden Erben ein gesundes Pressen.“

## Die Kunstenthusiasten.

Erzählung von Jos. Rothkirch.

(Nachdruck verboten.)

Da, wo zwei Staaten hart aneinanderstoßen, liegt ein Städtchen, dem man nichts Besonderes nachrühmen noch weniger aber etwas Schlimmes nachsagen kann. Bemerkenswert aber ist immerhin die unmittelbar hinter der Stadt aufragende Wilhelmshöhe, von der man eine entzückende Aussicht auf eine langgestreckte Kette der Algäuer Berge und auf die schon in beträchtlicher Entfernung liegenden bayerischen und schweizerischen Alpen genießt. Die guten Väter der Stadt haben diese Wilhelmshöhe mit gärtnerischen Anlagen reich geschmückt. Es fehlt auch nicht an geeigneten Spielplätzen für die lebens- und hoffnungsfrohe Jugend des Städtchens. Unmittelbar der Wilhelmshöhe schließt sich ein junger Waldbestand von Laub- und Nadelhölzern an. Der Verschönerungsverein wußte die Wilhelmshöhe mit dem Wäldchen durch hübsche Wege, Ruhebänke und dergleichen zu recht angenehmen Spaziergängen zu gestalten; wir finden sogar ein Aussichtstürmchen, aus Holz gezimmert, das aber einen etwas schwindsüchtigen und wenig verlockenden Eindruck erweckt. Besonders stark gebaute Leute, die in dem Städtchen auch nicht fehlen, dürften kaum den Mut gewinnen, sich diesem Aussichtsturm anzuvertrauen.

So hübsch nun auch diese Anlagen und Spaziergänge sind, und obgleich andere nicht vorhanden sind, muß doch leider gesagt werden, daß die Einwohner des Städtchens wenig Gebrauch davon machen, ja nicht einmal die Mitglieder des Verschönerungsvereins sollen auf den von ihnen angelegten und gut gepflegten Wegen zu treffen sein. Die guten Leute haben eben zum Spazierengehen keine Zeit und auch kein Bedürfnis. Von früh bis spät sind sie in ihrem Berufe tätig, immer zu Hause. Wie wohl einzusehen, kann man aber doch nicht tagaus, tagein in ununterbrochener Anstrengung seinen Geschäften, welcher Art sie auch sein mögen, obliegen. Darum sieht man die Bürger zwischen hinein wohl beim Vespertrunk am Vormittag gegen 10 bis 11 Uhr und nachmittags schon gegen 4 Uhr, ab und zu auch abends in benachbarten Bierlokalen. Aber beileibe nicht auf einem Spaziergange. Das wäre eine nicht zu verantwortende, fast strafbare Zeitverschwendung; solchen Luxus konnten, dürften sie sich nicht leisten. Wie würden sich alle die Wethern und Wasen darüber entrüsten!

Wie liberal, so gibt es auch in unserem Städtchen Ausnahmen, die, unbekümmert um das Gerede der Leute, taten, was sie für gut fanden. Diese Ausnahmen können in gewissem Sinne als Auserwählte gelten; sie pflegen ihre Gesundheit, gönnen ihrem Geiste Erholung und Ruhe, sammeln frische Kräfte und schöpfen daraus neue Gedanken und Anregungen.

Zu diesen Auserwählten gehört unter anderen auch Herr Hieronymus Wolmut, der trotz seines Reichthums die Zeit immer gut auszufüllen weiß und sich bis in seine alten Tage einen bewundernswürdigen und beneidenswerten Idealismus bewahrt hat. Auch den allzeit heiteren Herrn Dr. Rehbein, Oberlehrer am Gymnasium des Städtchens, müssen wir, und diesen in allererster Linie, zu den Auserwählten zählen, der im gesellschaftlichen Verkehr seine Gedanken gern in witziger, geistprühender Form, gewürzt mit klassischen Zitate, zum Ausdruck bringt.

Am dem Abende des 23. Juli 1878, an dem unsere kleine Erzählung ihren Anfang nimmt, sehen wir Herrn Hieronymus Wolmut in einsamer Wanderung auf der Wilhelmshöhe. Heute empfindet er so recht das Bedürfnis nach innerer Ruhe und Sammlung. Wo könnte er diese besser gewinnen, als auf den ihm so lieb und vertraut gewordenen Pfaden.

Die feierliche Stille eines schönen Abends, den Blick hinauf zu dem von Millionen Sternen funkelnden Firmamente, das wie ein unermesslicher Himmelsdom über dem Schlummer irdischer Schöpfung sich hinwölbt, läßt stets einen wunderbaren Einfluß auf die Stimmung des Gemüthes aus, dem auch das zerissenste Menschenherz sich kaum zu entziehen vermag.

Noch aber hatte Herr Hieronymus seine sinnende Seele nicht völlig versenkt in den ewigen und unendlichen Wunderbau des Himmels, noch hatte sein Gemüth sich nicht völlig erhellt, noch fühlte er sich nicht emporgehoben aus dem Dunkel zum Licht, als er seinen Namen laut rufen hörte.

„Sind Sie es wirklich, Herr Wolmut? Ah, die köstliche Luft! Schnell atme sie ein; vielleicht muß sie morgen schon steuerbar sein.“

„Guten Abend, Herr Doktor! Wie freue ich mich, gerade jetzt mit Ihnen zusammenzutreffen. Ein herrlicher Abend fürwahr!“

„Der mäherrische Tag, der hinter mir liegt, lockte auch mich hinaus ins Freie. Sie kennen ja meine Art:

„Ich ruhe gern im grünen  
Gras  
Und sende lange meinen Blick  
nach oben.  
Von Grillen rings umschwirrt  
ohn' Unterlaß,  
Von Himmelsbläue wunder-  
sam umwoben.“

Habe ich mich aber satt getrunken an der Mutter Natur, soll es mir nicht darauf ankommen, den Abend im literarischen Klub zu beschließen. Sie begleiten mich doch, bester Herr Wolmut? Fröhlich zu wallen durchs Leben, trinken vom Saft der Neben, — heißt uns der Wille des Herrn!“

„Offen gestanden, lieber Herr Doktor, der literarische Klub entspricht meiner jetzigen Stimmung ganz und gar nicht. Ich bin zu gedankenreich, oder vielleicht richtiger — zu gedankenarm. Was sollte ich da im literarischen Klub?“

„Ei, ei; gedankenarm ein traurig Los; viel lieber noch gedankenlos. Seien Sie darum nicht verzagt und vergessen Sie nicht: Teilnahme ist der goldene Schlüssel, der die Herzen anderer öffnet. Drum laßt uns in Freundschaft einander recht verstehen und die

kurze Strecke Wegs zusammen gehen!“

„Von Herzen gern, verehrter Herr Doktor, mit Ihnen allein, wenn Ihnen das genügen kann. Nur keine große Gesellschaft heute! Zudem würde ich Ihnen gern den Grund meiner Gemüthsdepression erzählen. Sie besitzen ja, woran Sie gewiß nicht im Zweifel sein werden, mein volles Vertrauen als Freund und als kluger Mensch.“

Hieronymus Wolmut hat nun viel zu sagen. Wir erfahren, daß ihm der Antiquitätenhändler Mendelson ein Gemälde zum Kauf angeboten hat, das von „Kennern“, wie z. B. Bankier v. Stein, als echter van Dyck erklärt werde. Einen echten van Dyck! man muß das schon zweimal schreiben, sonst könnte man einen schlechten Scherz vermuten. Herr Hieronymus ist ein großer Kunstfreund und besitzt als solcher eine nicht unbeträchtliche Bildersammlung, die zweifellos neben manch Kinderwertigem auch wirklich Wertvolles, darunter Originale guter Meister, enthält. Herr Wolmut spielt sich auch gerne als Kunstkritiker auf; eine Schwäche, die man dem eifrigen Sammler nicht allzu hoch anrechnen darf. Und so kommt es, daß diejenigen, die einen Vortheil dabei haben, wozu Mendelson fraglos gehört, diese Schwäche nach Tuschheit auszunützen sich nicht scheuen.

„Wirklich interessant, mein lieber Wolmut, was Sie mir da erzählen. Und Sie glauben also, Mendelson habe, wenn ich Sie recht verstand, einen echten van Dyck? Ja, wer das zu glauben vermöchte! Ein echter van Dyck in unserem kleinen Städtchen! In den Händen eines Mendelson!“

Dr. Rehbein sagt es mit komischer, nicht mißzuverstehender



Peter I. König von Serbien, feierte am 29. Juni seinen 70. Geburtstag

Gebärde. Man merkt es allzu deutlich, daß er selbst ganz und gar nicht daran glaubt; er bemüht sich auch redlich, seinem Freunde das Unmögliche begreiflich zu machen. Alles umsonst. *Trabit sua quemque voluptas.* Und weil gar nichts hilft, hält er seinem Freunde Wolmut ein Privatissimum über Malerei im allgemeinen und über die Blüte derselben in den Niederlanden im 17. Jahrhundert im besonderen. Seine kunstgeschichtlichen Studien werden in ihm wieder lebendig, und so holt er etwas weit aus. Die berühmte Schule von Brabant zum Ausgangspunkt nehmend, kommt er auf P. P. Rubens zu sprechen, dessen unvergänglicher Ruhm in immer hellerem Lichte erstrahlte. Von diesem leitet er über auf seinen bedeutendsten Schüler, eben van Dyck. Alles, was von diesem gottbegnadeten Künstler in seiner Seele ein Echo gefunden und im Fluß der Rede sich seinem Gedächtnisse losgerungen hat, weiß er in glühenden Farben zu schildern. Den Faden weiter spinnend, versucht er noch in marligen Zügen den Entwicklungsgang van Dycks zu zeichnen, da nachgerade Zweifel in ihm aufstiegen, ob sein Freund auch nur mit den wissenschaftlichen Daten der Kunstgeschichte im allgemeinen und van Dycks im besonderen vertraut ist. Herr Wolmut lernt auf diese Weise einen zwar kleinen, ihm aber fraglos unzureichend bekannten Ausschnitt der Kunstgeschichte kennen. Es ergibt sich im Verlaufe der Unterhaltung unschwer, daß er bis dahin die Bedeutung der niederländischen Schule so gut wie gar nicht kennt und sie also auch nicht genügend zu würdigen vermag. Nur ganz berühmte Namen hat er sich eingepägt, aber auch nur die Namen. Van Dycks unvergleichliche Darstellung der inneren Welt der Empfindungen, die Rehbein mit berebten Worten zu schildern wußte, konnten keine Resonanz in der „Künstlerseele“ Wolmuts finden, dafür war eben sein eigenes Empfindungsleben noch zu wenig entwickelt. Wohl aber hatte Wolmut das gewiß richtige Gefühl, daß der Besitz eines van Dyck ihm in den Kreisen der Kunstfreunde zu größerem Ansehen verhelfen und der Wert seiner eigenen Sammlung dadurch bedeutend gehoben würde. Dabei mochte ihn auch die Hoffnung und der Wunsch beeinflussen, seinen etwas zweifelhaften Ruf als Kunstkenner zu Ehren zu bringen. Dr. Rehbein übertreibt in keiner Weise, wenn er noch darauf hinweist, daß die Meisterwerke van Dycks heute mit Gold aufgewogen werden. Es entspricht dies der Wirklichkeit. Die klassische Schlichtheit und Natürlichkeit aber, die Rehbein besonders hervorzuheben sich bemühte, glaubte er in dem Mendelsonschen van Dyck entdeckt zu haben.

Aus allen diesen Gründen hörte er mit Interesse seinem Freunde zu, und je mehr dieser Worte zum Ruhme van Dycks fand, desto mehr versteifte er sich im stillen schon auf die Erwerbung des Mendelsonschen Gemäldes. Der „Erfolg“ des guten Doktors war also ein völlig negativer. Da ihn Wolmut darüber nicht im Zweifel läßt, versucht er noch als ultima spes praktische Gründe vorzuführen. Es mußte doch, so hoffte Rehbein, ohne weiteres einleuchtend sein, daß das Auftauchen eines van Dyck die ganze Kunstwelt in Aufregung versetzt und die Presse pflichtgemäß darüber berichtet haben würde. Es hätte also Mendelson niemals gelingen können, sich unbemerkt ein solches Kunstwerk zu verschaffen. Und da für einen echten van Dyck die bedeutendsten Kenner und Liebhaber von allen Ländern austauschen und als Käufer sich einfänden würden, so würde Mendelson sich selbst den schlechtesten Dienst durch die Verheimlichung erweisen und müßte im höchsten Grade Mißtrauen erregen und ihm nachteilig sein.

Mit der Kunst muß es sich aber wohl ähnlich verhalten wie mit der Liebe, die bekanntlich blind macht. Wie groß nun diese Verblendung war, zeigt die bemitleidenswerte Antwort, die dem Doktor nach all diesen kunstgeschichtlichen Exkursen und den so logischen Beweisführungen zuteil wird: „Eine Täuschung ist völlig ausgeschlossen.“ Und dies, ungläublich und doch wahr, zumeist unter Berufung auf Herrn v. Stein, der zum unfehlbaren Sachverständigen erhoben wird! Dem Manne war nicht zu helfen. Kein Wunder also, daß dem Doktor die Geduld zu Ende geht.

„Wenn Sie denn auf Ihrer Meinung beharren, sich und Mendelson beglücken wollen, dann, bester Wolmut, heißt es eben Opfer bringen. Ihr Idealismus wird Sie ein solches ja unschwächer verheimlichen lassen; ist Ihnen doch, wie Sie zu sagen

pflegen, die Kunst eine Brücke, die den Sterblichen mit der Gottheit verbindet! Nil sine magno vita laboro dedit mortalibus. Ohne Beschwerde wird dem Sterblichen nichts zuteil.“

„Verehrter Herr Doktor, ich bin ja auch zu Außergewöhnlichem bereit, aber . . .“

„Lassen Sie doch! Mit Wem und Aber kommen Sie nicht durch. Nach alledem kann Ihre Parole nur sein: Halte die Augen zu, den Beutel offen und rasch zugegriffen.“

„Als ob das Zugreifen eine so einfache Sache wäre! Gewiß, einen van Dyck in meiner Sammlung zu wissen, wäre für mich die höchste Wonne, der größte Stolz. Nun aber soll auch Herr v. Stein die käufliche Erwerbung allen Ernstes geplant haben. Durch ihn würde aber das Bild eine Preissteigerung erfahren, daß mir dabei der Atem ausgeht. Sie verstehen doch, bester Herr Doktor.“

„O, ich begreife! Sie müssen aber doch mit sich im reinen sein, wie Sie die Sache anpacken und wie weit Sie sich finanziell engagieren wollen.“

„Darüber grübelte ich eben nach, als Sie mich trafen, Verehrtester! Die Summe, die ich werde anlegen müssen, macht mich, wie ich nicht verhehlen will, nervös und aufgereggt. Ob und in welcher Weise es mir gelingen wird, das „Kleinod“ in meinen Besitz zu bringen, das läßt sich in diesem Augenblicke noch nicht übersehen.“

„Na, Herr Wolmut, ich meine, was Herr v. Stein sich leisten kann, ist auch für Sie noch erschwinglich. Ehe Sie aber ein abschließendes Angebot machen, ziehen Sie — es ist der gut gemeinte Rat eines treuen, wohlmeinenden Freundes — noch einen anerkannten Sachmann zur Prüfung und Begutachtung zu Rate. Die Autorität des Herrn v. Stein kann und darf Ihnen nicht genügen. Es kommt dem Menschen nichts so sehr, als Vorsicht und Bedachtsamkeit,“ lehrt schon Sophokles.“

„Ihre Mahnung weiß ich wohl zu würdigen, Herr Doktor, und werde sie auch nach Tunlichkeit beherzigen, obgleich ich überzeugt bin, daß Sie zu schwarz sehen. Was Herr v. Stein für echt erklärt, das ist echt.“

„Nun denn, gute Nacht. Mich drängt es noch in den Literarischen Klub; aber als Freund und kluger Mensch werde ich noch in Ihrem Interesse darüber nachdenken, was sich etwa tun läßt.“

„Mehr als es unseres Doktors Art war, sehen wir ihn in tiefen Gedanken seinem Ziele zustreben. Von ernster Sorge erfüllt, daß der schlaue Mendelson mit seinen beiden Freunden ein wenig ehrliches Spiel treibe, liegt ihm auch daran, aus Herrn v. Stein

herauszulocken, ob dieser in Wirklichkeit für den so fragwürdigen van Dyck interessiert und von der Echtheit des Bildes ebenso überzeugt ist wie Freund Wolmut.

(Fortsetzung folgt.)



In der Jugend.



Bertha v. Suttner. Im Alter von 70 Jahren.

Die bekannte Schriftstellerin starb im Alter von 70 Jahren. Sie war eine Vorkämpferin der Friedensbewegung, und ihr Buch „Die Waffen nieder“ fand eine ungeahnte Verbreitung.

## Unsere Bilder.

**Die Straßeneinbrüche in Paris.** Während eines schweren Gewitters traten in Paris an mehreren Stellen Erdsenkungen und Straßeneinbrüche ein, und eine Anzahl Menschen stürzte in die Tiefe. Die drei größten Erdsenkungen fanden auf dem Place St. Augustin, dem Place St. Philippe du Roule und dem Boulevard Haussmann statt, wobei insgesamt sieben Menschen umkamen. Auf dem Place St. Augustin, den unsere Aufnahme zeigt, verschwand eine Automobilbrotschke vollständig in der Erdsenkung; der Chauffeur und zwei Fahrgäste wurden getötet. An mehreren anderen Orten platzten die Kanalisationsrohre, wodurch der Untergrundbahnverkehr infolge von Überschwemmung unterbrochen wurde. Man vermutet, daß die Straßeneinbrüche mit den unter Paris liegenden Katafomben und mit den Untergrundbahnbauten zusammenhängen.

**Peter I., König von Serbien,** feierte am 29. Juni seinen 70. Geburtstag. Er ist ein Sohn des 1859 abgesetzten Fürsten Alexander Karageorgewitsch und wurde nach Vernichtung der Dynastie Obrenowitsch am 2. Juni 1903 zum König gewählt. Unsere Aufnahme zeigt König Peter während seines Einzugs in Belgrad am Tage der Krönung.



## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Die Kunst, sich zu erfreuen, ist für den Sterblichen die Kunst beglückt zu sein.

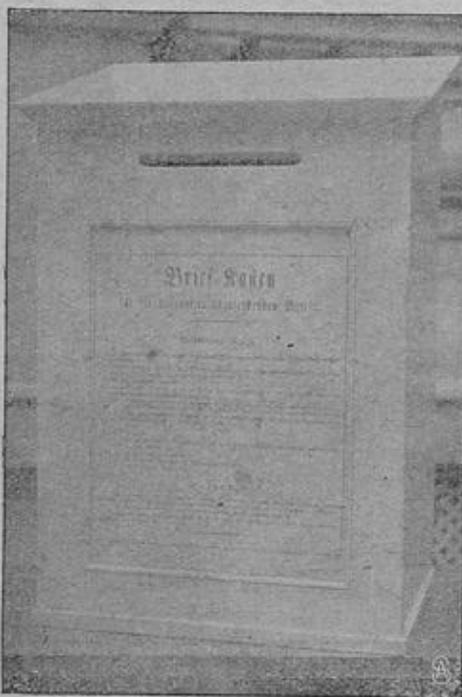
Jede Arbeit, mag sie noch so niedrig, beliebt oder unbeliebt sein, mag sie Kopf oder Hand in Anspruch nehmen, ist als sittliche Pflicht und Vorbedingung wahren Lebensglücks aufzufassen und in Ehren zu halten.

Die ersten Briefkasten wurden in Preußen im Jahre 1824 eingeführt, nachdem der damalige Generalpostmeister v. Nagler hierzu durch besondere Kabinettsorder des Königs Friedrich Wilhelm III. ermächtigt worden war. Die Kasten waren aus Holz verfertigt und mit weißem Anstrich versehen. Sie dienten zur Aufnahme unfrankierter abzusendender Briefe, während die frankierten und alle dem Frankozwang unterworfenen Sendungen im Postbureau abgegeben werden mußten. Eine auf Grund alter Zeichnungen und Beschreibungen naturgetreu hergestellte Nachbildung dieser ältesten Briefkastenart ist jüngst dem Reichspostmuseum einverleibt worden.

**Der frühere Bergbau im Balkan.** In dem „Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik“ behandelt Dr.-Ing. Frd. Freise ein Kapitel aus der alten Geschichte der Industrie der Balkanländer. An der Hand der literarischen Zeugnisse aus dem klassischen Altertum erweist der Verfasser das Vorhandensein eines uralten Bergbaubetriebes in jenen Ländern, der erst während der Stürme der Völkerwanderung völlig vernichtet wurde. Sogar jede Überlieferung an diese ehemals so blühende Industrie war verloren gegangen. Da steigt allmählich zwischen dem 13. und 16. Jahrhundert eine zweite, verhältnismäßig hohe Blütezeit in jenen an Mineralschätzen reichen Gebieten empor. Kapitalisten aus Ragusa, dem alten Epidaurus, beginnen im Verein mit deutschen, namentlich mit Nürnberger Unternehmern, das verödete Gebirgsland neu zu beleben, und deutsche Bergleute, „Sachsen“, kommen scharenweise aus Siebenbürgen herüber und gründen in Bosnien, Serbien, Albanien und Bulgarien unter eigener korporativer Verwaltung ihre Niederlassungen, ihre „Burgen“. Aus jener Zeit stammt der Quecksilberbergbau am Avalaberge in Serbien, der einst sehr umfangreiche Bergbaubetrieb von Rudnik, auf dem nacheinander Römer, Sachsen, Ragusaner, Türken und Österreicher geschürft haben. Die größte und berühmteste industrielle Ansiedelung im Innern der Balkanhalbinsel war in dessen die Stadt Novo Bodo, sächsisch Neuenburg, Neuburg; der Franzose Brocquière berichtet um das Jahr 1433, daß die dortigen Gold- und Silberbergwerke einen jährlichen Reinertrag von 200 000 Dukaten lieferten! Die heute verfallene Stadt zeigt auf dem Gipfel eines etwa 1100 Meter hohen Berges noch die Reste der ehemaligen „Burg“. Als Sultan Muhammed um die Mitte des 15. Jahrhunderts die Stadt nach hartnäckiger Belagerung eroberte, ging's mit dem Bergbau ziemlich rasch abwärts, und er hörte im 17. Jahrhundert gänzlich auf. Nach dem Frieden von Passarowitz blühte der Bergbau in diesen Gegenden, wie auch in Bulgarien; wieder ein wenig auf. Ein Bergbaubetrieb jedoch hat allen Stürmen getrotzt und sich bis auf unsere Zeit erhalten, nämlich die Eisenerzeugung von

Samatow, zwischen Sofia und Kostendit; allein, er bietet nur mehr ein antiquarisches Interesse dar.

**Die Gewitter des Jahres 1913.** Seit dem ungemein gewitterreichen Jahre 1910 ist eine merklige Abnahme der Gewittertätigkeit der Atmosphäre zu verzeichnen. Der „Prometheus“ teilt folgende Angaben mit: Während 1910 bei dem Meteorologischen Institut in Potsdam 54 521 Gewittermeldungen einliefen, fiel diese Zahl in den beiden folgenden Jahren auf 38 205 bzw. 38 562. Auch im Jahre 1913 gingen in Potsdam von den 1550 zum preussisch-norddeutschen Beobachtungsnetz gehörenden Gewitterstationen insgesamt nur 38 155 Karten ein. Der gewitterreichste Monat des Jahres war der



Der älteste preussische Briefkasten wurde im Reichspostmuseum ausgestellt.

Mai, auf den 9509 Meldungen oder rund 25 Prozent der Gesamtzahl entfielen, der gewitterärmste der Februar mit nur 18 Meldungen. Die Zahl der Tage mit elektrischen Entladungen betrug 253; darunter befinden sich allerdings 30 Tage, an denen nur Wetterleuchten wahrgenommen wurde.

**Die Köchin.** Eigentlich ist es unflug von mir, zu heiraten. Ein Mann läßt sich doch nicht so viel gefallen wie eine Herrschaft.

**Grausam.** Sholly: „Als ich ein Knabe war, sagte der Doktor, wenn ich nicht aufhörte, Zigaretten zu rauchen, würde ich schwachsinzig werden.“ — Miß Keen: „Ja, warum haben Sie aber dann nur nicht aufgehört?“

**Die getränkten Schweine.** Ein Engländer, der seine Ferien im Norden Irlands zubrachte, machte eines Tages einen Spaziergang, und da er großen Durst verspürte, ging er zu einem Pächter und bat um einen Trunk Milch. Des Pächters Frau gab ihm eine große Schale Milch; aber während er sich daran erlabte, bemerkte er mit Verwunderung, wie sich eine Anzahl junger Schweine

um ihn drängte. Es schien ihm, als ob die kleinen Tiere sich sehr merkwürdig benähmen, und er fragte: „Liebe Frau, warum sind die Ferkel nur so aufgeregt?“ worauf die Frau ihm seelenruhig erwiderte: „Das ist doch klar, Herr; es ist ja ihre kleine Schale, aus der Sie trinken!“

**Die Mutigste.** „Myrtle ist zum Varieté gegangen und verdient kolossal viel Geld, weil sie so mutig ist.“ — „Was tut sie denn?“ — „Sie singt in einem Käfig mit Mäusen!“

**Suffragetten-Ehe.** Gatte einer Suffragette: „Warum ist der Tisch nicht gedeckt?“ — Köchin: „Tut mir leid, der Herr muß auswärts essen. Die Madame ist heute mittag vom Hungerstreik aus dem Gefängnis zurückgekehrt und hat alles radikal aufgegessen, was im Hause zu finden war.“

**In der Verzweiflung.** „... Was sagen Sie, die Platten zu dem Gramophon hätten Ihnen nichts gelöstet?“ — „Keinen Pfennig! Ursprünglich hatte ich nämlich nur eine, die ich von morgens bis abends spielen ließ. . . die andern haben mir dann alle die Nachbarn geschenkt!“

**Weiblich.** Gattin (nach einem Streit): „Na ja, ich gebe ja zu, ich habe meine Fehler!“ — Gatte: „Gewiß, meine Liebe, die hast Du!“ — Gattin: „So, welche denn?“ — Gatte: „Na, ich sagte ja nur, Du hättest welche.“ — Gattin: „So, ich habe also meine Fehler, möchtest Du sie mir nicht nennen?“ — Gatte: „Na, da ist in erster Reihe . . .“ — Gattin (unterbrechend): „Schweig, ich will nichts hören!“

**Zeitbild.** „Aber Bella, Du tustcherst immer allein herum und Dein Mann fährt den lieben Tag Auto!“ — „Ja, siehst Du, so fahren wir beide eben am besten!“

**Naiv.** Fräulein: „Wird's morgen schon Wetter werden, Herr Professor?“ — Meteorologe: „Das ist noch unsicher . . . ich stelle eben meine Berechnungen an!“ — Fräulein (bittend): „Ach, da geben Sie sich doch recht Mühe . . . ich möchte gern mit meinem Bräutigam einen Ausflug machen!“

## Rätsel.

Ein Wanderer ist's, von eig'nem Schlog,  
Zieht einsam seine Straße;  
Denkt schwerlich ob der Reise nach  
Und folgt auch nicht der Nase;  
Es geht so in den Tag hinein,  
Frägt nicht, wann es am Ziel wird sein.  
Bald langsam und geschwinder bald  
Durchmüht es jede Strecke,  
Doch macht es auch gar fleißig halt  
Und kommt so nicht vom Flecke;  
Rehrt immer wieder ins Wirtshaus ein,  
Meint schneller dann am Ziel zu sein.  
Im Wirtshaus, das muß man gestehn,  
Da wagt's kaum zu verschmausen,  
Es leert sein Krüglein fast im Geh'n,  
Um weiter dann zu laufen,  
Und endlich, eh' man's noch gedacht,  
Hat es die Wanderung vollbracht.  
Wer mag der Wanderer wohl sein;  
In welchem Wirtshaus lehrt er ein?

## Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:

Alba, Elba, Ebe.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: L. Kellen, Bredeneß (Habr.). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Habr.).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 29

Sonntag, den 19. Juli

1914

## Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümle.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Banner, sprechen Sie nicht gar so verächtlich über Ihren unglücklichen Kollegen,“ sagte Werner. „Auch Sie sind nicht ohne Fehler. Gruse tut mir herzlich leid. — Können Sie mir angeben, wo er wohnt?“

„Janz genau, wenn Sie ihn besuchen woll'n: Hafengasse dreizehn, gleich links, wenn Sie rein kommen in den offenen Kasten.“

„Danke!“ — Während der Frühstückspause suchte Werner den Onkel auf, um mit ihm wegen des Verunglückten zu sprechen. Vielleicht erreichte er es, daß Gruse ins Krankenhaus geschickt und von seinem Herrn unterstützt würde. Onkel Wilhelm hatte ja für erwerbslose und in Not geratene Arbeiter schon unendlich viel getan. Doch als er ihm jetzt sein Anliegen vorgetragen, zog er die stacheligen Brauen finster zusammen, überlegte ein Weilchen und rief dann barsch aus:

„Da werde ich keinen Finger rühren, denn der Mann ist meiner Hilfe nicht würdig. Nur ordentliche, nicht durch eigenes Verschulden ins Unglück geratene Leute unterstütze ich. Trunkenbolden erweise ich aus Prinzip niemals eine Gefälligkeit. Die müssen im Elend umkommen, damit sie andern als abschreckendes Beispiel dienen. Das ist meine Meinung. Ob sie Dir bei Deinem unreifen Knabenverstand zuzagt oder nicht, soll mir gleichgültig bleiben. Du weißt, ich gehe meinen Weg gerade aus und schaue nicht nach rechts und nach links.“ Jegliches weitere Wort wäre vollkommen überflüssig gewesen. Das wußte Werner nur zu genau. Darum gab er sich keine Mühe weiter, beschloß aber, Gruse am Abend zu besuchen und aus eigenen Mitteln etwas, wenigstens ein ganz klein wenig, für ihn zu tun. Das dünkte ihn einfach Menschenpflicht.

Die Hafengasse zählte zu den verrufensten Stadtteilen. Ein anständiger Mensch betrat sie zur Abendstunde nicht gern.

Das wußte Werner. Dennoch suchte er sie gleich nach Feierabend auf. Ein widerlicher Geruch nach Räucherwaren, geschmolzenem Talg, alten Zeuglumpen und allerlei Unrat schlug ihm entgegen. Es war fast ganz dunkel zwischen den alten, schmutzigen Fachwerkhäusern, deren jedes eine traurige Geschichte von Elend und Not zu erzählen wußte. Drüben brannte vor einem ver-rufenen Lokal eine Laterne, und ein Phonograph schnurrte die bekanntesten Gassenhauer herunter. Gröhlende Stimmen Betrunkener, Kreischen und Richern. Da Nummer 13! — Ein

Schauer kroch Werner eisigkalt über den Körper, als er den dämmerigen Flur betrat. Zaghaft klopfte er an die niedrige Tür zur linken Hand. Ein junges, schlankes, aufgebundenes Mädchen mit rotem, gebranntem Haar öffnete, grinsten ihn an, da es ihn offenbar verkannte und geriet sichtlich in Verlegenheit, als er sehr ernst nach dem Fabrikarbeiter Gruse fragte, den er besuchen wollte.

„Das ist mein Vater,“ stotterte sie. „Er liegt in der Kammer. Bitte schön, mein Herr.“

Er trat in eine kleine, dumpfige Stube mit einer Anzahl Photographien von jungen Herren an den schadhafte Wänden und allerlei buntem Plitterkrum. Dahinter befand sich ein erbärmlicher Bretterverschlag, einer Hundehütte ähnlicher als einer menschlichen Wohnung. Auf ansäuerendem Lager erblickte er, als er näher trat, den schwerverletzten Mann mit bewidelttem Kopf und blutbefudelttem Gesicht. Ein grauen-erregender Anblick.

„Gruse, ich bin es. Ich wollte mich nach Ihrem Befinden erkundigen,“ sprach Werner, und es war ihm, als müsse er in dieser schrecklichen Morderlust ersticken.

„Sie — Sie, Herr Janke?“ Klang es wimmernd zurück. „Ach Gott, das habe ich nicht erwartet! Ich danke Ihnen herzlich!“

„Haben Sie einen Arzt gehabt?“ fragte der Bolontär mit bewegter Stimme.

„Einen Arzt? Nein — es geht auch ohne ihn. Ich denke, es wird bald vorbei sein. Heut' oder morgen, je früher, je besser. Aber — ich danke Ihnen, mein lieber junger Herr.“



Das ermordete österreichische Thronfolgerpaar.

„Mehr vermochte der völlig Erschöpfte nicht zu stammeln. Nur ein schmerzliches Stöhnen, ein Achzen und Seufzen war noch zu vernehmen. Da wandte Werner sich an das Mädchen, das mit einer qualmenden Lampe in der Tür stand, reichte ihr ein Beihmarmstüch und sagte kurz und gebieterisch:

„Sofort einen Arzt! Sie dürfen doch Ihren Vater nicht wie ein Tier verkommen lassen. Ich werde morgen wieder nach ihm sehen.“

„O, Sie sind zu gütig, Herr Falke!“ erwiderte die „Goldmarie“, so hieß dieses Geschöpf nur in ihren Kreisen. „Mein Vater erzählte schon öfter von Ihnen. Ich tue alles, was Sie verlangen. Ach Gott, unsere Not ist ja so sehr groß! Wir haben kein Brot im Hause, nichts, rein gar nichts.“

„So säumen Sie nicht!“ trieb er die nun zu Tränen Gerührte an und verließ mit ihr zugleich das Haus. — Es war ihm zumute, als wäre er in einem Schmutzpfuhl untergetaucht und dürfte nun wieder frische Luft atmen.

Vor dem Hause mit der Laterne standen ein paar Fabrikarbeiter, unter ihnen auch der bucklige Banner mit seinem unaussprechlichen Hohnlachen. Um von den Leuten nicht erkannt zu werden, drückte Werner sich ganz dicht an die gegenüberliegende Häuserreihe und schlich davon, als habe er etwas Böses getan, dessen er sich vor ihnen schämen müsse. Gottlob, sie sahen ihn nicht. — Doch blieb die Goldmarie nicht bei ihnen stehen? Sollte sie es etwa sein, die er nun so laut sprechen hörte, so recht vergnügt?

Als Werner am nächsten Abend lange nach allen andern die Werkstatt verließ, kam ihm auf dem Wege zur Villa eine Frauensperson entgegen, in der er erst, als sie ihm einen guten Abend wünschte, Gruses Tochter wieder erkannte. Das große Kopftuch, das sie trug, sollte sie wohl unkenntlich machen.

„Verzeihen Sie,“ sprach sie in wehleidigem Ton, „daß ich Sie hier belästige, Herr Falke. Aber ich wollte Ihnen doch berichten, was der Arzt gesagt hat: Es steht sehr schlecht mit meinem armen Vater. Wenig Hoffnung. Wein soll er trinken, damit die Herzthätigkeit nicht aussetzt. Der Körper ist ja so sehr an Alkohol gewöhnt. Und nun wollte ich Sie sehr bitten, mir doch noch etwas

„Verkäuferin? Ach nein, mein Herr, ich war bis vorgestern Laufmädchen bei einer Firma und verdiente fünfzig Pfennige auf den Tag. Aber jetzt muß ich doch den Vater pflegen. Die Stadtverwaltung will ja nichts tun für ihn, weil er hier nicht heimatsberechtigt ist. Er ist doch Ausländer.“

„Ich komme heute abend und besuche ihn wieder, da werden wir sehen,“ damit lief er hastig weiter, denn es wäre ihm peinlich gewesen, wenn man ihn in der Villa mit dem Mädchen hier gesehen hätte.

— Wenn er nur Ella allein sprechen dürfte! Sie sollte in alles eingeweiht werden und helfen. Gewiß täte sie es herzlich gern bei ihrem guten Herzen. Er selber besaß nur gerade noch zehn Mark.

Doch da war wieder Besuch: ein paar alte Damen aus der Stadt. Darum glückte es ihm nicht. — Nach dem Abendessen machte er sich also trotz des heftigen Regens abermals auf nach der Gasgasse, um das letzte Goldstück zu opfern.

Kaum hatte er das Haus verlassen, da klopfte Ella an seine Tür, um ihn in aller Eile auf ein paar Minuten zu sprechen. Sie hatte ihm ja so sehr viel zu sagen und sehnte sich nicht weniger als er nach einer kurzen Unterhaltung unter vier Augen. Aber sie sollte ihn nicht treffen. — Was mochte er nur vorhaben bei dem schlechten Wetter? Er pflegte doch sonst nie auszugehen.

„Wo mag Herr Falke sein?“ fragte sie unten den alten Diener. Der suchte die Achseln, machte ein unwilliges Gesicht und brummte vor sich hin:

„Ich weiß es nicht. Wird wohl in der Stadt zu — tun haben. Er hatte es ja sehr eilig. Vielleicht hat ihn die — junge Dame irgend wohin bestellt, die ihn vorhin begrüßte, als er von der Fabrik kam.“

„Was — eine junge Dame, Christian? Was reden Sie da?“

„Ich meine nur so, Fräuleinchen. Ich kann's doch nicht wissen.“

„Wer war die Frau denn, mit der Herr Falke sprach, als er aus der Fabrik kam? Ich habe sie auch gesehen.“

Der Alte kraute sich hinter den Ohren, lächelte verschmitzt und erwiderte in seiner brummigen Art:

„Eine Frau war's nicht, aber ein schlantes, junges Mädchen



Kaiser Franz Joseph I.



Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich mit seiner Familie.

Geld zu leihen. — Sie sind ja doch ein so edler Mensch. Wir geben Ihnen alles ehrlich zurück. Wenn es auch nur zehn Mark vorläufig wären. Vielleicht kriegen wir Vater doch noch mal durch.“

„Aber verdienen Sie denn gar nichts?“ fragte er, und das Mißtrauen drängte im Augenblick sein Mitleid in den Hintergrund. „Ich denke, Sie sind Verkäuferin in einem Geschäft?“

Da schaute sie ihn aus großen blauen Augen, die so vorzüglich zu lügen verstanden, an, als begriffe sie seine Worte gar nicht:

mit rotblondem Haar. Es wollte wohl bloß nicht erkannt sein, darum nahm es so ein buntes Großmuttertuch um den Kopf. Hier am Gartenzaun geschah das. Mehr weiß ich nicht.“

Ella ließ ihn stehen und betrat kopfschüttelnd wieder den Salon, wo die alten Damen die neuesten Stadtneuigkeiten austamten. Daß sie Werner nicht hatte treffen dürfen, verdarb ihr die Laune gehörig. Darum langweilte sie die Unterhaltung auch ganz schrecklich. — Er müßte doch irgend etwas Besonderes vorhaben. Gestern kam er schon zu spät zum Abend-

essen und wurde auffallend verlegen, als die Mama ihn fragte, wo er bei dem schlechten Wetter gewesen sei. — Sollte er Geheimnisse vor ihr haben? Doch bald tröstete sie sich wieder, gedachte der seligen Minuten von vorgestern abend und schalt sich selber eine Narrin. — Der brummige alte Christian schien nicht gut auf Werner zu sprechen zu sein. Darum machte er bei seiner Bemerkung vorhin gewiß nur ein so furchtbar dummes Gesicht und so böshafte Augen.

Sobald die geschwägigen Klatschbasen sich entfernt hatten, betrat der Kommerzienrat das Zimmer und sagte in gewohnter nervöser Hast:

„Kinder, Ihr müßt schon morgen mittag abreisen, wenn Ihr den berühmten Spezialisten für Herzleidende noch treffen wollt. Er ist nur noch bis Montag in Berlin, fährt dann in die Ferien. Habe soeben mit Schmidt telephoniert. Der weiß es ganz bestimmt. Und ich halte es für hochnotwendig, Amalie, daß Du Dein Herz gerade von Professor Sommer mal untersuchen läßt. Diese ewigen Krampfanfälle sind mir zu beängstigend, wenn unsere Ärzte sie auch nur auf die Nerven zurückführen, wie alles, was unser einem zustoßt an Gebrechen.“

„Schon morgen?“ fragte die Gattin sehr gedehnt. Und auch

noch allein sprechen und ohne Zeugen Abschied von ihm nehmen! Doch der sollte nicht in Erfüllung gehen, denn beide Eltern und das ganze Dienstepersonal waren zugegen, als die Mama und sie ihm am nächsten Morgen, ehe er zur Fabrik ging, adieu sagten. Daß er von der so ganz unerwarteten Abreise recht schmerzlich berührt wurde, sah nicht nur sie ihm an, sondern die ihn scharf beobachtenden Eltern ebenfalls. Aber der Grund mußte ja auch ihm einleuchten. Und es würde sich ja nur um wenige Wochen handeln. —

### III. Kapitel.

Niemand fiel Werners Verdrießlichkeit am heutigen grauen Abschiedstage so deutlich auf als dem Oberingenieur Reuth, seinem erbitterten Feinde. Ach, dieser Mann mit den schwarzen, unheimlichen, stechenden Augen, dem schwarzen Bart und dem ausgesprochenen Verbrechergesichte verstand sich meisterlich darauf, in den Mienen anderer zu lesen und geheime Gedanken zu erraten. Darum wußte er ganz genau, wie es um Werners und Elnas Herzen stand, wußte, daß dieser betrübt war, weil er von der Geliebten hatte Abschied nehmen müssen.

Und das füllte des Glenden gemeine Seele mit wohlthuender Schadensfreude. — Ja, warum er diesen jungen, bescheidenen Menschen, der jedem, auch dem Geringsten, mit so rein

natürlicher Herzlichkeit begegnete, so grimmig haßte?

Der Truntenbold Gruse hatte durchaus das Richtige erkannt mit seinen nur selten klaren, dann aber recht scharfen Sinnen: Werner war ihm im Wege, weil er dem Chef zu nahe stand und ihn hemmte in seiner unumschränkten

Selbständigkeit im Maschinenressort des Stralauischen Eisen- und Stahlwerks. Er fürchtete des jungen Mannes hellen Verstand, fürchtete den Volontär, der für alles ein so lebhaftes Interesse bekundete, als einen natürlichen Widersacher, durch den einmal Dinge an den Tag kommen könnten, die für ihn verhängnisvoll werden müßten. Denn auch darin stimmte des Arbeiters Ansicht: Reuth betrog seinen Chef in raffiniertester Weise, ohne daß der es sich träumen ließ. —

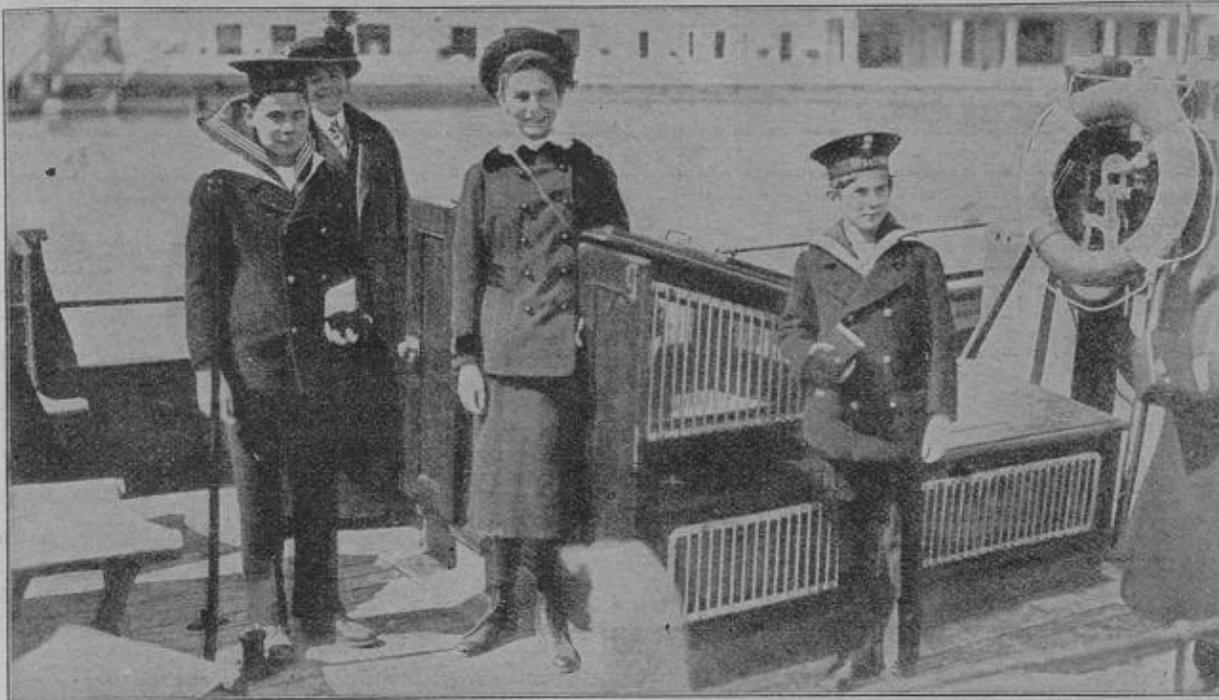
„Herr Oberingenieur,“ redete der bucklige Banner diesen jetzt an, als sie sich beide allein in der großen Maschinenhalle befanden, „nehmen Sie es nicht übel, ich wollte Ihnen bloß man mitteilen, daß ich nun auch weiß, warum der Herr Volontär immer den alten Safftopf von Feuse so in Schutz nahm und so gern mit ihm redete.“

„Nun, was ist es?“ fragte Reuth kurz.

„Der Olle ist's nicht, sondern dessen scheene Tochter, die Goldmarie.“ —

Die Mitteilung interessierte den Oberingenieur offenbar nicht wenig, denn seine schwarzen Augen wurden noch ein gut Teil größer, als sie ohnehin schon waren, und neugierig trat er dicht an den Mann heran, der auf vorzüglichem Fuße mit ihm stand und ihm nur zu gern Geheimnisse zutrug.

„Festern und vorjestern haben wir den jungen Herrn beobachtet,“ fuhr also Banner im Flütertöne fort. „Er hat die Goldmarie rein wahnsinnig gemacht mit seine blanken Goldstücke. Vorjestern eins, jestern wieder eins. Ich würde das nicht jehtaubt haben, wenn sie mir die Füchse nicht selber jezeit hätte und wenn wir ihn nicht hätten in dat Haus schleichen sehen. Natürlich wird er anjeben, wenn ihn einer zur Rede stellt, er hat bloß den verunglückten Feuse besuchen wollen. Aber mir is nu allens



Die drei Kinder des erschossenen Thronfolgerpaares, aufgenommen während ihres jüngsten Aufenthalts auf der Insel Brionz.

Elnas Gesicht sah keineswegs freudig überrascht aus, so sehr sie vor einigen Wochen auch noch für die Berliner Reise und den Besuch bei Tante Eugenie geschwärmt hatte. —

„Ja, schon morgen. Es geht eben nicht anders!“ rief Stralau recht bestimmt aus. „Ich habe Tante Eugenie übrigens schon verständigt. Sie war selber am Telephon und ist überglücklich.“ —

Im Augenblick hätte Ella weinen mögen vor Ärger. Jetzt fort von Werner, das dünkte sie geradezu unerträglich. Ihn womöglich gar nicht mehr zu sehen kriegen vor der Abreise — furchtbarer Gedanke. Aber dann schoß es ihr auch tröstend durch den Kopf: Du hast wenigstens Ruhe vor dem Assessor. Inzwischen befindet er sich vielleicht. Werner kannst Du ja fleißig schreiben. Bei diesem grausigen Herbstwetter habt ihr doch nichts voneinander.

Die gute Mama aber durchschaute des Gatten List nur zu genau, darum protestierte sie nicht lange, sondern erklärte sich einverstanden. Die Idee mit dem berühmten Spezialisten dünkte sie großartig. Einen triftigeren Grund konnte es ja gar nicht geben. Also auf nach Berlin! Man müßte eben etwas feißig aus den Federn morgen, dann würde man schon noch fertig mit der Reiseausrüstung. — — —

Ella hatte nur den einen Wunsch: dürftest du Werner vorher

Har. O, die Goldmarie ist ne ganz Schlimme, Herr Oberingenieur! Die wird ihn woll hochnehmen. Sie versteht dat Rupsen. Und

tätigen Maschinen übertönte. Dann begab er sich in sein Kontor und überlegte, den Raum mit trippelnden Schritten hastig



### Das neue Thronfolgerpaar von Oesterreich.

Erzherzog Karl Franz Joseph.

Prinzessin Stia von Bourbon von Parma.

den Ollen läßt sie direkt im Schmutz umkommen. Na, er hat's ja so verdient."

Ein zufriedenes Lächeln umspielte Meyth's wulstige Lippen, und während er sich mit der knöchernen Hand den schwarzen Bart strich, sagte er nachdenklich:

"Möchte nur wissen, woher der junge Mann das viele Geld nimmt. Der alte Herr hält ihn doch sehr kurz. Aber das ist ja seine Sache! So, Banner, nun nur wieder an die Arbeit. Da kommen andere Leute. Wenn Sie mir etwas Wichtiges zu erzählen haben, müssen Sie nachmittags in mein Kontor kommen. Natürlich ist mir so etwas wie diese Sache nicht ganz gleichgültig. Man wird mißtrauisch, wenn man derartiges hört. Sie wissen also ganz bestimmt, daß Herr Falke in der Hafengasse war?"

"Ich kann es beschwören. Und dann weiß ich auch noch," fügte er schnell ganz leise hinzu, "daß die Goldmarie so dreist war, dem schmutzen jungen Herrn gestern entgegenzugehen, als er von hier nach der Villa ging. Der Diener Christian hat sie gesehen und auch erkannt."

Meyth schüttelte den Kopf und gab allerlei Anordnungen mit seiner schrillen Stimme, die noch das Rasseln und Stampfen, das Summen und Rattern der in den Nebenträumen rastlos

durchmessend, allerlei neue Pläne.

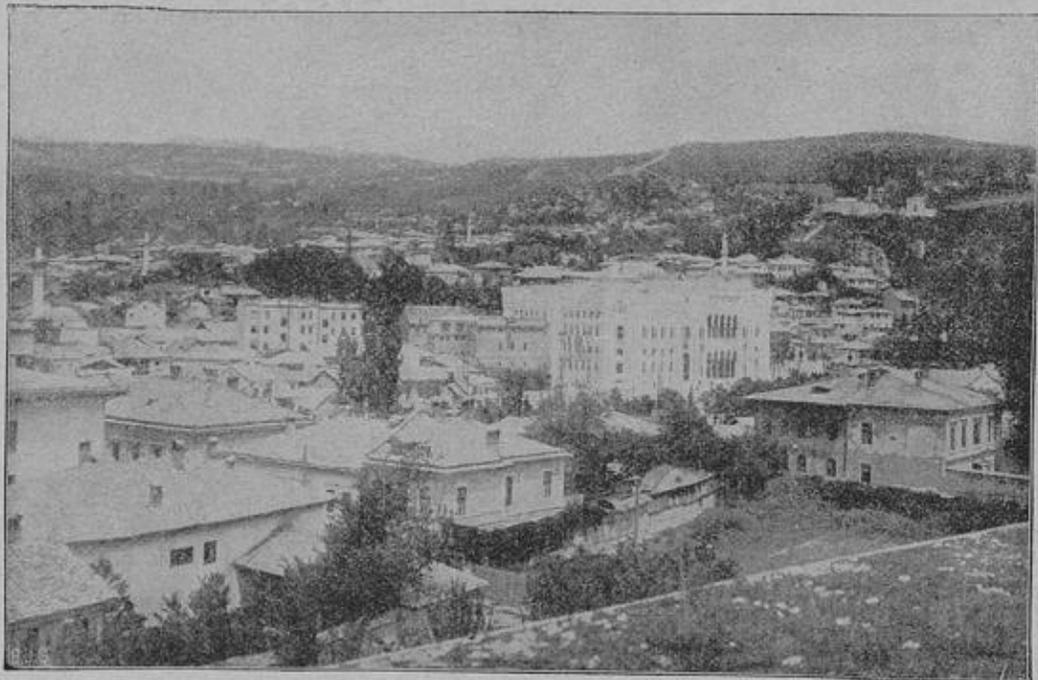
Am nächsten Tage wußte der Oberingenieur ganz genau, daß Banners Mitteilungen nicht aus der Luft gegriffen waren; Falke hatte das Haus Nummer 13 in der Hafengasse tatsächlich

zweimal betreten und Gruses Tochter zwanzig Mark geschenkt. Freilich war es ihm aber auch nicht verborgen geblieben, was den Bosontär dorthin getrieben und wozu das Geld verwendet werden sollte. Doch das würde er dem Kommerzienrat nicht weiter mitteilen, wenn er ihm die Sache in edelster, freundschaftlichster Absicht erzählte. — Bei nächster Gelegenheit wollte er ihm die wichtige Neuigkeit flug zurechtgestuft schon beibringen.

Da es Sonntag war und Stralau die Längeweile quälte, so schickte er den brummigen Diener Christian zur Fabrik, um Meyth zu sich bitten zu lassen. Dessen

Wohnung befand sich drüben. Sonntags pflegten sie sich gewöhnlich von dem Geschäftsbetrieb fernliegenden Dingen zu unterhalten, oder wohl auch eine Partie Schach zu spielen. — Der Oberingenieur erschien sofort geschneigelt und gebügelt, erkundigte sich nach den Damen, von deren Abreise er noch nichts wußte, wie er sich den Anschein gab, sprach von allerlei privaten Dingen und lenkte die Unterhaltung sehr geschickt auf Werner.

(Fortsetzung folgt.)



Der Schauplatz des österreichischen Dramas. Sarajewo, die Hauptstadt Bosniens.

# Cordial-Medoc.

Von Ruth Wiffenbach-Bern.

(Nachdruck verboten.)

Oberleutnant Kurt von Lessen lag in seinem, mit vornehm-künstlerischem Geschmac eingerichteten Salon auf der Ottomane. Er las Eulenbergs, Katinka, die Fliege.

Erst hatte er das Buch beiseite legen wollen, nachdem er ein paar Seiten gelesen hatte, das war doch zu dumm, er hatte sich weiß Gott was von dem Roman versprochen, der Titel hatte ihn verlockt, und nun handelte es von einer wirklichen Fliege.

Unwillkürlich hatte er dann doch weiter gelesen, denn das Buch wurde immer interessanter.

Fabelhaft, diese Phantasie, dachte er, indem er endlich aufstand und dem Burschen klingelte.

„Also, Kriische,“ sagte er zu dem Eintretenden, „gehen Sie mal hinüber in die Weinstube und holen Sie eine Flasche Cordial-Medoc. Hier sind zehn Mark, bleiben Sie aber nicht wieder so lange unten, verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“

Der Bursche war denn auch in kurzer Zeit zurück, und als Lessen die Flasche auspackte, da war es nicht Cordial-Medoc, sondern Kornschnaps.

Das blasse, schöne Gesicht Lessens färbte sich dunkel, schon wollte ihm ein Fluch über die Lippen fliehen, als er aber Kriische ansah, der hilflos an der Tür stand, unternahm er es.

Er sagte nur: „Was bringen Sie mir denn hier?“ Er konnte doch seinem verdohnten Freunde Horst von Hedwig seinen Kornschnaps zum Präsent machen.

„Verzeihen Herr Oberleutnant,“ notierte Kriische in kläglichem Tone, „aber ich habe nur etwas von Korn behalten und da hat das Fräulein mir das mitgegeben.“

„Ich will es Ihnen aufschreiben, Sie sind doch zu dumm, Kriische, und tauschen Sie das Zeug um.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant,“ erwiderte dieser, froh, so gnädig wegzukommen.

„Oder warten Sie, ich gehe nachher selbst hinüber, bereiten Sie den Abendbrottsch.“

„Zu Befehl, Herr Oberleutnant.“

Als Lessen eine Stunde später die Weinstube, die er noch nie besucht hatte, betrat, erhob sich hinter dem Büfett ein Mädchen, so schön, so blond, wie eine Elfe. Aus dem unendlich zarten Gesichtchen leuchteten zwei fornbuntenblauen Augen wie Sterne.

Lessen war so frappiert von dieser Schönheit, daß er zunächst seine Angelegenheit vergaß und das Mädchen anstarrte.

„Erst als sich die Tür öffnete und die ründliche, freundliche Wirtin eintrat, erinnerte er sich an das, was ihn hergeführt.“

„Bitte,“ sagte er, sich an die Frau wendend, „tauschen Sie mir diese Flasche Kornschnaps gegen eine Cordial-Medoc um, mein Bursche hat es verkehrt gebracht.“

„Gewiß, sehr gerne,“ entgegnete die Wirtin und war schon dabei, daß Verlangte vom Regal herunterzunehmen und einzupacken.

„Cordial kostet sechs Mark, Herr Leutnant, ich bekomme noch drei Mark, bitte, und zehn Pfennig Pfand für die Flasche.“

„Ach nein, die habe ich ja schon abgezogen. Also bitte drei Mark.“

Lessen zog sein Portemonnaie und zahlte.

Wie schön doch das Mädchen ist, dachte er.

Von der Zeit an war er ständiger Gast in der Weinstube, und nach und nach erwachte eine große Liebe zu dem Mädchen in seinem Herzen.

Die Wirtin, eine sehr nette, liebenswürdige Frau, gab ihm über das Mädchen genaue Auskunft.

„Magda ist Witwe und die Tochter meiner verstorbenen Schwester. Die Eltern hatten in Müddrop ein großes Hotel gehabt, Magda ist das einzige Kind.“

Er erfuhr von der redseligen Frau auch, daß sie ein Vermögen von zweihunderttausend Mark geerbt habe und daß sie nun Mutterstelle an ihr vertreten wolle.

„Magda ist ja erst siebzehn Jahre alt, und sie soll es, da ich selbst keine Kinder habe, gut bei mir haben. Ich werde sie hüten wie meinen Augapfel.“

Lessen bedauerte unendlich, daß dieses schöne Kind so einer ganz anderen Sphäre angehörte als er, denn je mehr er Magda kennen lernte, desto heißer liebte er sie. Sie war nicht nur bildschön, sondern war auch vorzüglich gebildet, sie sprach Französisch und Englisch und war musikalisch hochbegabt.

Lange brauchte es, bis er ihr Vertrauen erworben hatte, denn sie war ein scheuer Vogel. Und als er es besaß und sie ihm gestanden, daß auch sie ihn liebe, da war ihm so selig zumute wie nie im Leben.

Seine Kameraden spöttelten über seine Verliebtheit, aber er achtete kaum darauf. Er kannte nur eins, die Sehnsucht nach ihrem Besitz, doch es gab nur einen Weg, sie zu erlangen — die Heirat.

Als er sich seinem besten Freunde Fritz Vollmar entbedete, sagte dieser: „Du bist wohl verrückt geworden, Lessen?“

„Keineswegs,“ entgegnete er mit Schärfe, „ich bin vollkommen im Besitze meiner Sinne, warum sollte ich aber Magda nicht heiraten, sie ist schön, ist reich, hat eine vorzügliche Bildung genossen, ich liebe sie, wie nichts auf der Welt, das einzige ist nur, daß ich Offizier bin, nun, ich kann ja den Degen ablegen und Landwirt werden. Mein Gut Dahlberg ist groß und schön, und ich werde mein Glück dorthin führen.“

„Ach, Lessen, Du bist mit Leib und Seele Offizier, Du wirst es tief bereuen, solltest Du wirklich diesen famosen Streich begehen. Gewiß ist Magda schön und liebreizend, aber immerhin keine Partie für Dich.“

„Wie so?“ fragte Lessen.

„Es ist ja lächerlich. Ein Mädchen, das man in einer Weinkneipe hat kennen gelernt, liebt man, aber man heiratet es nicht.“

„So denkst Du und die anderen, ich jedoch handle, wie es mir gut dünkt. Magda ist gut und rein, und die Umgebung schadet ihrer Seele absolut nicht; außerdem ist ihre Tante eine hochachtbare Frau, daß sie gerade Wirtin ist, was schadet das?“

„Das gebe ich ja alles zu, aber Deine Karriere steht auf dem Spiele, bedenke das.“

„Dann laß sie zum Teufel gehen, ich breche mein Wort nicht, nie,“ brauste Lessen auf.

„Abwarten,“ entgegnete Vollmar ruhig. „Wenn Du erst ernüchtert bist, wirst Du alles mit ganz anderen Augen ansehen, glaube mir.“

„Niemals,“ sagte Lessen. „Wir werden ja sehen!“

Zum erstenmal trennten sie sich mit leisem Groll im Herzen.

\* \* \*

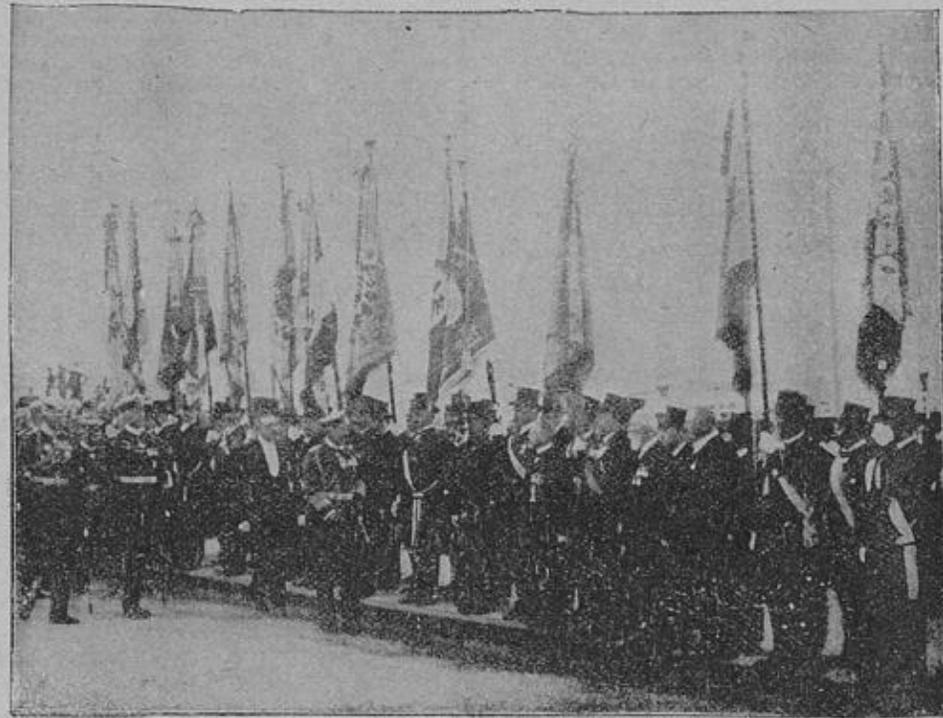
Auf der Terrasse des Herrenhauses von Dahlberg saßen zwei Menschen.

Es war ein köstlicher Frühlingstag.

Die schöne blonde Frau von Lessen goß ihrem Gatten den Nachmittagstee ein.

Ihre schlankte Gestalt war in ein blaßblaues, seidenes Teagown gehüllt, das mit alten, echten Spitzen verziert war.

„Mein Liebling,“ sagte Lessen und schaute seine Frau voll innigster Liebe an, „wie hast Du den Nachmittag verbracht? Verzeih mir, bitte, daß ich Dich so lange allein ließ, aber der neue Inspektor weiß noch nicht recht Bescheid, und da mußte ich länger fortbleiben, als ich beabsichtigt habe.“



Die Düppel-Veteranen in Kiel. Der Kaiser schreitet die Front ab.

„Aber, lieber Kurt,“ unterbrach ihn Frau Magda, „Du brauchst Dich doch gar nicht zu entschuldigen, ich bin verzeihlich genug, zu wissen, daß ein Mann nicht stets nur bei seiner Frau sitzen kann.“

„Du bist eben mein gutes Frauchen, wir sind ja erst drei Monate verheiratet und also noch in den Flitterwochen, und da denke ich, daß ich meine Zeit noch ganz Dir widmen muß.“

„Solange wir auf der Hochzeitsreise waren, ging das ja, aber jetzt hast Du Pflichten als Landwirt.“

„Ja, Gott sei's gellagt. Am liebsten säße ich stets hier bei Dir und säante Dich an. Wie glücklich bin ich doch, daß ich Dich habe, mein Weib.“

Verträumt lächelte die junge Frau, aus ihren herrlichen Augen strahlte ein tiefes, seliges Glüd.

„Und wem haben wir das alles zu danken,“ sagte Lessen lachend, „einer Flasche Cordial-Medoc und der Dummheit Krifches. Hätte der damals das Richtige gebracht, wir hätten uns jedenfalls nie gefunden, mein Herz.“

„Ja,“ erwiderte Frau Magda, „es ist so vieles Zufall im Leben.“

## Die Kunstenthusiasten.

Erzählung von Jos. Rothkirch.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Doktor Rehbein mochte ebenso wenig, daß Herr v. Stein durch Mendelson hereingelegt würde. Indes mag wahrheitsgemäß werden, daß die freundschaftlichen Beziehungen zu ihm nicht so intim sind, wie zu Hieronymus Wolmut. Schon rein menschlich steht ihm Wolmut näher. Ein natürliches, schlichtes Gehaben, eine treuherzige Biedermannsart bilden die Grundzüge des Wolmutschen Charakters, die dem Doktor so sympathisch sind. Wo immer Wolmut gefällig sein, einen Dienst erweisen kann, ist er, selbst unter persönlichen Opfern, allzeit bereit. Sein Leben ist gleichsam eine Betätigung des Dichtervortes:

Der Mensch hat nichts zu eigen,  
So wohl steht ihm nichts an,  
Als daß er Treu' erzeigen  
Und Freundschaft halten kann.

Herr v. Stein ist anders geartet. Im Umgang zwar immer liebenswürdig, fein und vornehm, hält er sich im Gegensatz zu Wolmut innerhalb des kleinen Kreises, in dem er, zum Teil nur aus geschäftlichen Gründen, verkehrt, selbst für den Bornehmsten. Gibt es auch im Städtchen Leute, die das Adelsdiplom derer v. Stein nicht allzu hoch einschätzen, Herr v. Stein selbst fühlt sich als Sprosse einer adeligen Sippe. So ist es nicht weiter befremdlich, daß er bei all seiner Noblesse, die man im besten Sinne des Wortes gelten lassen kann, eine gleich warmherzige Freundschaft sich nicht zu erringen weiß, — wie der bescheidene, biedere, allzeit dienstbeflissene Wolmut.

Im literarischen Klub finden sich an bestimmten Abenden die Honoratioren des Städtchens zusammen. Er ist begründet worden zur Förderung schön- und populärwissenschaftlicher Bestrebungen. Eine verhältnismäßig große Anzahl Zeitschriften liegen im Klublokal auf und zirkulieren unter den Mitgliedern. Dank den Bemühungen unseres Doktors ist auch eine stattliche Bibliothek vorhanden, die durch Neuanschaffungen andauernd ergänzt wird. Vorträge über aktuelle Fragen, über Dichter und Dramatiker der Gegenwart und ihrer Werke, über die Fortschritte und Erfindungen auf den verschiedensten Wissensgebieten finden in bestimmten Zeitabschnitten statt. Humor und Geselligkeit werden dabei aber nicht vernachlässigt; ihrer Pflege widmen sich mit besonderer Vorliebe die jüngeren Mitglieder. Ist der Ton auch im allgemeinen ein ungezwungener, so zeigt doch die Herzlichkeit im Verkehr unter sich je nach Bildung und Sympathie eine gewisse Abstufung.

Zu den beliebtesten und geistig regsamsten Mitgliedern zählt Oberlehrer Dr. Rehbein; aber auch noch andere interessante Köpfe weist der literarische Klub auf, die wohl wert wären, mit ihnen sich eingehender zu beschäftigen. So vor allem die Lieblinge Dr. Rehbeins: der alte Landgerichtsrat Herber und der junge Amtmann Gruben. Der Doktor vergleicht sie in seinen intimen Zirkeln, frei nach Cicero, mit den Profanulen



Der deutsche Flieger  
Werner Landmann,

der einen Flug von nahezu 22 Stunden ausführte und einen neuen Weltrekord ausführte.

Appians-Pulcher und Lentulus. Herber ist danach „der Abziehende“, Gruben „der Anziehende“. Die tieferen Gründe die Doktor Rehbein Veranlassung gegeben haben, ihnen diese Namen beizulegen, sind uns nicht bekannt. Wir konnten nur in Erfahrung bringen, daß der „Abziehende“ die an und für sich nicht gerade tadelnswerte Gewohnheit hatte, präzise um halb 11 Uhr abends aus der Gesellschaft zu verschwinden, und dies ohne die geringste Rücksichtnahme darauf, ob etwa ein Vortrag zu Ende, oder eine Diskussion noch im Flusse war. Von der Fidelitas, die gewöhnlich nach dieser Zeit zu ihrem Rechte kam, nahm „der Abziehende“ ohnedies wenig Notiz. Seit seiner jüngsten Vortrage, der genau um 10<sup>h</sup> Uhr endete, erfreut sich Landgerichtsrat Herber noch des weiteren Beinamens „der Kaloniker“. In diesem Vortrage kam Herber auf das Kalon zu sprechen, das die Sokratiker als die Idee dessen bezeichnen, was an sich recht, edel, groß und sittlich schön ist. Mit besonderer Wärme stellte er dem literarischen Klub die Pflege des Kalon als eine ernste Aufgabe vor Augen.

Mit solchen Themen sich abzuquälen, war nicht Herrn Grubens Sache. In gewisser Hinsicht konnte er als Antipode des Landgerichtsrats gelten. Schon in der äußeren Figur. Hier sichere Haltung, strammes Auftreten, elegante Aufmachung; dort eine wie Rehbein zu kritisieren pflegte, „herbe“ Unbeholfenheit, Jaghaftigkeit und Einfachheit. Der eine „zog an“ durch die ritterliche Art, die aber in besonderem Maße den Damen gegenüber zur Geltung kam. Sein Licht unter den Scheffel zu stellen, war nicht seine Sache. „Dem Führer gleich, der selbst im Dunkel schreitet, doch weil er überm Haupte die Fadel hält, um alle die ihm folgen, Licht verbreitet,“ so charakterisierte Rehbein nach Dante Herrn Gruben. Im Wesen Herrn Herbers lag es, anderen den Vorrang zu lassen, sich abseits zu stellen. „Herb ist des Lebens innerster Kern“, deklamierte Gruben, wenn er nicht gerade zugegen war.

Vorträge und Diskussionen ließ der Junge ruhig über sich ergehen, um desto mehr an der Fidelitas sich zu beteiligen und sie voll auszukosten; seine Sehnsucht im Klub wurde allseits neidlos anerkannt.

\* \* \*

Der literarische Klub umfaßte als Mitglieder alle die, die zu den Gebildeten des Städtchens gezählt sein wollten und selbstredend auch jene, von denen Dr. Rehbein zu sagen pflegte: „Selig sind die Reichen, alles muß ihnen weichen!“ Zu letzteren gehörte fraglos Herr v. Stein, der den Ruf eines tüchtigen Bankiers genoß und durch glückliche Grundstückspekulationen sein beträchtliches Vermögen noch zu vermehren verstanden hatte. Schmerzlich empfand er nur, männliche Sprossen nicht zu besitzen, doch schmückten sein behagliches Heim eine schöne Frau und zwei anmutige, liebenswürdige Töchter. Es ist darum auch nicht gerade verwunderlich, daß der elegante Herr Gruben gern und viel im Hause v. Stein verkehrte und dessen ausgesprochener Liebling war. Als „der schwerste Mann“ galt aber der ehemalige Tuchhändler und jetzige Rentier Hieronymus Wolmut, ein kinderloser Witwer, ein großer Wohltäter der Armen, ein Freund und Förderer der Kunst.

\* \* \*

Doktor Rehbein, der eiligen Schrittes das Klublokal betrat, wurde herzlich begrüßt; ohne scherzhafte Bemerkungen über das verspätete Erscheinen ging es jedoch nicht ab. Es war ja in der Tat etwas später als gewöhnlich und nur noch wenige Herren anwesend.

„Gewiß, meine Herren! Spät, aber nicht zu spät. Am Abend wird man erst klug für den vergangenen Tag. Und die Glückseligkeit des Lebens ist mir, wie Sie wissen, Ihre Gesellschaft! Ah, da seh' ich ja noch Herrn v. Stein; wie schön!“

„Ei, gewiß, bester Doktor, auch ich bin erfreut, Sie noch begrüßen zu können. Wir sind ja nur noch eine kleine Gesellschaft.“

„Am so besser! Was kann der Schöpfer lieber sehen, als ein fröhliches Geschöpf?“

„Du lieber Himmel, Herr Doktor, gerne wollte ich wie Sie so recht fröhlich sein. Kapitalien dieser Art sind mir aber leider nur spärlich in die Wiege gelegt worden. Gerade jetzt empfände ich Ihren Frohsinn wie Balsam, denn ich fühle mich, im Vertrauen gesagt, zurzeit recht unglücklich.“

Dieses Geständnis wirkte erheitend auf Dr. Rehbein.

„Höre ich recht: Ein Mann wie Sie sollte sich im Ernst mal unglücklich fühlen? Aber wenn auch: ein bißchen Unglück ist nicht halb so schlimm, als niemals Glück haben. Und Glück ist Ihnen doch wirklich in beneidenswertem Maße zuteil geworden: eine herzensgute Gattin, zwei allerliebste Töchter und als weiteren Schatz einen Mammon, der mich beängstigen würde. Aber erzählen Sie doch, Verehrtester, ich bin voller Erwartung, zu erfahren, was Sie Unglück nennen.“

Herr v. Stein empfand eine aufrichtige Wertschätzung für Rehbein; er wäre ihm neben Herrn Gruben wohl der willkommene Schwiegerjohn. Ein prächtiger Mensch, voll Sonne und Frohsinn! Es war ihm auch nicht unbekannt, daß der Doktor bei seiner vorgelegten Behörde gut „zu Buche“ stand und ihm

gemein ein sicherer Aufstieg auf der Philologenleiter promoviert wurde. Bisher aber ging er allen seinen intimen Verbindungen aus dem Wege. Wenn er nun heute von „den allerliebsten Töchtern“ sprach, so gab das Herrn v. Stein immerhin zu denken; er wußte aber nie so recht, wie er mit dem Doktor daran gehen sollte, da er seinen Humor zumeist mit Ironie zu würzen pflegte. Seine Freunde erzeigten sich ihm in einer Weise dankbar, daß er sich auch in seiner Bescheidenheit nicht darüber hinwegtäuschen konnte, allerorts und überall der erklärte Liebling zu sein. Selbst eine Schwäche des Spott und Ironie wird ihm nicht weiter verübelt, da er wahrhaft vornehmer und gebildeter Mann niemals verlegt. In nicht weniger großem Ansehen steht er auch bei seinen Kollegen und geschätzt von allen, die dienstlich mit ihm zu tun haben. Reiches Wissen paart sich mit goldenem Humor und einer Liebenswürdigkeit, die alle Herzen gefangen nimmt. In recht umständlicher und vertraulicher Weise erzählte ihm nun Herr v. Stein, daß er von einem wahren Kunsthunger gequält werde, der sein Gemüt



Herzog Georg II. von Sachsen-Meiningen †.  
Geboren 2. April 1826, gestorben 25. Juni 1914.

um so heftiger erregt, als er befürchten zu müssen glaube, ihn nicht befriedigen zu können. Was der Doktor weiter erfährt, ist für ihn weder etwas Aufregendes noch Neues: Herr von Stein hat einen „echten van Dyl“ bei Mendelson entdeckt. Und es ergab sich, daß sein „Kunstverständnis“ auf gleicher Höhe stand, wie das des Herrn Wolmut: dieselbe törichte und kritiklose Bewertung, derselbe Mangel künstlerischen Empfindens und kunstgeschichtlicher Kenntnisse, derselbe Starrsinn, trotz der geradezu handgreiflichen Unglaubwürdigkeit, die Echtheit des fraglichen Bildes über alle Zweifel erhaben darzustellen



Freifrau Helene v. Heldburg.  
die Gemahlin des verstorbenen Herzogs.

unbelehr- und unbelehrbar der eine wie der andere! Wahrlich, Schiller hat recht: „Begeistert allein ist nicht, sie erfordert einen gebildeten Geist.“ So dachte Dr. Reibem; er bemüht sich darum auch gar nicht weiter, Herrn v. Stein zu belehren und zu befehlen. Natürlich ist auch ihm die käufliche Erwerbung des „Kleinods“ erschwert, „vielleicht sogar unmöglich“; aber all dies Jammern und Klagen rührt ihn nicht im mindesten.

Mit großer Wichtigkeit bezeichnet Herr von Stein — wiederum ohne eine Überstärkung hervorzurufen — Hieronymus Wolmut als den sehr ernst zu nehmenden Konkurrenten, der das Gemälde van Dyls „um jeden Preis“ zu erwerben beabsichtige!

„Nun ist mir alles klar, mein verehrtester Herr v. Stein. Ich glaube es Ihnen nachfühlen zu können, wie stolz Sie sein könnten auf einen „echten“ van Dyl. Was hindert Sie also, ein solches Meisterwerk Ihrem Kunsthalon einzuverleiben, wenn es bei Mendelson zum Verkaufe steht?“

„Was? sagte ich Ihnen nicht soeben, daß Herr Wolmut, wenn auch er ernstlich will — und das ist doch der Fall — mich

schließlich überbieten wird. Der kinderlose Rentier kann sich das leisten!“

„Ei! ei! wie verzagt! Mich will es bedünken, daß es lediglich darauf ankommt, wer es sich mehr kosten lassen will: Sie oder Wolmut. Nun bietet sich Ihnen mal Gelegenheit, die Probe auf das Exempel zu machen, ob Ihnen ein sogenannter van Dyl größere und reinere Freude schafft, als eine Handvoll brauner Lappen. Wie hübsch, daß Sie Ihren Leidspruch: „Wahre Liebe zur Kunst heißt Opfer bringen“, in die Tat umsetzen können. Ja, ja; die Kunst ist eine süße Frucht, hat aber eine gar bittere Wurzel.“

„Verkennen Sie mich nicht, Verehrtester! Es soll mir, wenn anders es nicht geht, auf ein Bündel sogenannter „Braunen“ nicht ankommen. Wer aber kann es hindern, daß nicht noch weitere Liebhaber, etwa aus der Residenz, Vertreter von Museen, Kunsthändler und dergleichen sich einschleichen. Gehe ich dann leer aus, so brauche ich als Leidtragender für Spott nicht zu sorgen.“

„Nun, Spott dieserhalb lasse sich ertragen, lieber Herr v. Stein. Wie aber, wenn das berühmte „Kleinod“ nicht als echt sich erwiese... Das gäbe allerdings reichlichen Stoff für Spottlustige. Ein weiser Mann sagt: Erst zweifeln, dann untersuchen, dann entdeden! Beachten Sie wohl: Zweifel ist der Weisheit Anfang. Daraus ergibt sich für mich als Otorum conseo: Prüfen Sie, oder besser noch, lassen Sie durch Sachverständige einwandfrei und zuverlässig die Echtheit des Bildes feststellen. Schwer ist die Kunst, vergänglich ist ihr Wert.“

„Bitte, bitte, Herr Doktor! Jeder Zweifel ist ausgeschlossen! Mich betrügt man so leicht nicht. Und dann ist Herr Wolmut als Kunstkenner und Sachverständiger hoch einzuschätzen: Was der für echt erklärt, das ist echt.“

„Alle Achtung vor unserem Freunde Wolmut! So weit gehe ich aber nicht mit. Wollen Sie jedoch nicht einmal den Schatten eines Zweifels anerkennen, so soll es mir recht sein, beherzigen Sie aber wenigstens den gut gemeinten Rat: Nichts übereilen! Hoffnung ist zukünftiger Wonne Erwartung! Genießen Sie solche frohe Hoffnung, und schenken Sie einer so wichtigen Sache einige Tage ruhiger Überlegung.“

(Schluß folgt.)

**Spruch.**

Sei dankbar für das Glück, das Dir der Herr bestimmt,  
Und gib es gern zurück, wenn er es wieder nimmt.  
Es ist kein Gut so groß, er hat noch größeres eben  
Und nimmt Dir eines bloß, um anderes Dir zu geben.

**Unsere Bilder.**

**Der Schauplatz des österreichischen Dramas. Sarajewo, die Hauptstadt Bosniens.** Die Hauptstadt Bosniens, das im Jahre 1878 von den österreichischen Truppen besetzt wurde, ist Sarajewo. In der Umgegend dieser Stadt fanden große Manöver statt, an denen auch der Erzherzog Franz Ferdinand teilnahm, um ruchlosen Mörderhänden zum Opfer zu fallen.

**Die Duppel-Veteranen in Kiel. Der Kaiser schreitet die Front ab.** Die Duppel-Veteranen hatten auf ihrer Reise nach Sonderburg und den Stätten der Kämpfe vor 50 Jahren in Kiel Station gemacht, um dem Kaiser zu huldigen. Die alten Krieger wurden mit großer Begeisterung in Kiel aufgenommen, und der Kaiser zeichnete viele durch ehrende Ansprachen aus.

**Eine hervorragende Flugleistung.** Der Flieger Werner Landmann, der mit seinem Aeroplan 21 Stunden 50 Minuten ununterbrochen in der Luft blieb, hat damit einen Flugweltrekord aufgestellt, dessen Ehre der gesamten deutschen Fliegerwelt zuteil wird. Landmann stieg abends um 8 Uhr in Johannistal auf und hatte das Flugzeug mit 570 Liter Benzin und Nahrung für 24 Stunden beladen. Ebenso war eine Beleuchtungs- und Signalförderung vorhanden. In großen Kreisen flog er über dem Flugplatz, bis er um 4 Uhr landen wollte. Daraufhin wurde ihm signalisiert, er sollte 20 Stunden aushalten; er flog auch weiter und landete erst abends nach 6 Uhr.

**Georg II., Herzog von Sachsen-Meiningen und Hildburghausen** war der Senior der regierenden deutschen Fürsten. Er hat das hohe Alter von 88 Jahren erreicht. Seit längerer Zeit litt er an schmerzhaften asthmatischen Beschwerden, denen er nun erlegen ist. Die Regierung hatte er beim Rücktritt seines Vaters, des Herzogs Bernhard II., am 20. September 1866 übernommen. Im Deutsch-Französischen Feldzuge begleitete Herzog Georg das 32. Infanterie-Regiment, dessen Chef er war, auf allen seinen Marschen. Seit 1873 war er, nachdem ihm seine beiden ersten Gemahlinnen durch den Tod entzogen worden waren, mit Freifrau Helene v. Heldburg, geb. Franz, in morganatischer Ehe verbunden. Die Regierung geht nunmehr über auf Herzog Bernhard III., der den Titel eines Kgl. Preuß. Generalobersten mit dem Rang als Generalfeldmarschall führt. Er ist am 1. April 1831 geboren; seine Gemahlin Charlotte ist eine Schwester des Deutschen Kaisers.



## Sprüche.

Die Frau verliert in der Liebe zu einem ausgezeichneten Manne das Bewußtsein ihres eigenen Wertes, der Mann kommt erst recht zum Bewußtsein des seinen durch die Liebe einer edlen Frau.

Des Schicksals Zwang ist bitter: Doch seiner Oberherrlichkeit sich zu entziehen: wo ist die Macht auf Erden? Was es zu tun, zu leiden uns gebent, das muß getan, das muß gelitten werden.

**Der neue Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen.** Er steht im 63. Lebensjahr und ist seit 1878 mit einer Schwester des Deutschen Kaisers vermählt. Er ist ein gütiger und kluger Fürst, ein trefflicher Offizier und gediegener Kenner der griechischen Literatur. Als Kommandierender General in Breslau mußte er seinerzeit wegen eines Erlasses zum Schutze der Mannschaften gegen Mißhandlungen zurücktreten, wurde aber später zum Generalfeldmarschall ernannt. Die Universität Breslau ernannte ihn in Anerkennung seiner Gelehrtenarbeit zum Dr. phil. hon. c.

**Der Ausbau der albanischen Häfen.** Seitdem das albanische Gebiet durch eine Zollgrenze abgeschlossen ist, hat sich der Handel ganz auf die adriatischen Seehäfen beschränkt, die mit der steigenden Entwicklung des Landes eine erhöhte Bedeutung erlangen werden. Für den Verkehr von Schiffen kommen in Betracht die Häfen von Stutari, S. Giovanni di Medua, Durazzo, Balona und Santi Quaranti. Es sind ausschließlich natürliche Häfen, bei denen keinerlei künstliche Bauten vorhanden sind. Die natürliche Beschaffenheit der Häfen reicht aber nicht aus für einen ausgedehnten Verkehr größerer Seeschiffe. So sind die Buchten von Durazzo, Balona, S. Giovanni di Medua derart verflutet, daß größere Dampfer in weiter Entfernung vom Ufer halten müssen. Sie entbehren außerdem jeden Schutzes gegen die gefährlichen Stürme von Westen und Südwesten. Schon jetzt, wo allein Österreich-Ungarn und Italien einen regelmäßigen Schiffsverkehr mit Albanien unterhalten, werden die Häfen im Jahre je von etwa 1000 Dampfern angefahren. Schon seit längerer Zeit besteht die Absicht, die Häfen für einen größeren Verkehr einzurichten; die aufgestellten Projekte erfordern aber ganz bedeutende Aufwendungen. Neuerdings hat eine französische Gesellschaft der albanischen Regierung ein Angebot auf Ausbau der Häfen Santi Quaranti, Balona und Durazzo und Bau der diese Häfen verbindenden oder ins Innere führenden Eisenbahnen gemacht. Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen, jedoch wird die albanische Regierung in absehbarer Zeit der Frage näherzutreten müssen.

**Goethe als Wanderer und Sportsmann.** Als „des jungen Goethe schwere Krankheit“ hat Geheimrat Fränkel in der „Zeitschrift für Tuberkulose“ Lungenkrankheit festgestellt. Seine Abhärtungsmethode hat Goethe gerettet. In seinen Erinnerungen an Strahburg erzählt er: „Ich erstieg ganz allein den höchsten Gipfel des Münsterturns und saß in dem sogenannten Hals, unter dem Knopf oder der Krone, wie

man's nennt, wohl eine Viertelstunde lang, bis ich es wagte, wieder heraus in die freie Luft zu treten, wo man auf einer Platte, die kaum eine Elle ins Gevierte haben wird, ohne sich sonderlich anhalten zu können, stehend das unendliche Land vor sich sieht. Es ist völlig, als wenn man sich auf einer Montgolfiere in die Luft erhoben sähe. Dergleichen Angst und Qual wiederholte ich so oft, bis der Eindruck mir ganz gleichgültig ward, und ich habe nachher bei Bergreisen und geologischen Studien... von jenen Vorübungen großen Vorteil gezogen“... „Die Strahburger sind leidenschaftliche Spaziergänger“ erzählt Goethe, und des Dichters Freunde in Darmstadt und im Rheingau nannten ihn geradezu den Wanderer, weil er in größten Fußmärschen die weitere



Der neue Herzog Bernhard von Sachsen-Meiningen.

Umgebung seiner Vaterstadt durchforschte. Nach dem Wetter fragte er wenig; für den Straßenkot fand er die gelegte Formel „Deukalions Flut schlamm“... Dr. W. Bode schreibt in seinem Buche „Goethes Gesundheitspflege“: „Am 23. April 1777 schrieb Goethe als einzige Eintragung in sein Tagebuch: Körperliche Übungen aller Art“. — Tanzen, Reiten, Wandern, Fischen, Jagen, Scheibenschießen, Baden, Fechten, Kegeln wechselten nach der Jahreszeit miteinander ab.“ Beim Kegeln ist übrigens an ein Würfelspiel in der Nähe von Goethes Gartenhaus im „Stern“ zu denken. Das Wandern war zumeist ein vergnügtes Herumstreifen mit anderen, zuweilen ein einsames, scharfes Marschieren zu bestimmtem Ziele. Von Leipzig bis Weimar ritt er von früh halb sieben bis mittags um drei mit Herzog Karl August, was bei dem damaligen Zustande der Straßen eine große Leistung war.

**Schlechte Post.** Schneidermeister: „Unser Post arbeitet miserabel!“ — Freund: „Nanu, wie so denn? Man sagt doch immer

das Gegenteil!“ — Schneidermeister: „Na, letzten Monat schickte ich 120 Rechnungen aus mit der Aufforderung, binnen drei Tagen nach Empfang zu zahlen — und nur vier Kunden haben die Briefe überhaupt bekommen!“

**Sanfte Bitte:** Stroch (zum einsamen Spaziergänger): „Ach, lieber Herr, könnten Sie einem armen, alten Mann nicht ein bißchen mit was behilflich sein, der nichts sein eigen nennt als 'nen geladenen Revolver?“

**Stolz.** „Na, Frau Wibbeln, Sie seh'n doch so vergnügt aus!“ — „Ja, mein Sohn kommt heute raus!“ — „Wat, ich denke, dem haben sie vier Jahre aufgebremmt!“ — „Ja, aber wegen guter Führung hat er ein Jahr geschenkt kriegt!“ — „Ree, wirklich, Frau Wibbeln, auf so'n Sohn können Sie aber stolz sein!“

**Kindlich.** Der kleine Walter kriegt morgens, wenn er seinen Lebertran brav genommen hat, von dem Dienstmädchen stets einen Kuß. Eines Tages kommt er unvermutet gerade in dem Augenblick in die Küche, als Lina ihren Dragoon abhüßelt. Da sagt er treuherzig zu dem Soldaten: „Halt Du auch Lebertran einnehmen müßten?“

**Alle Jahre wieder...** Bräutigam (zum kleinen zukünftigen Schwager): „Na, Junge, heut' abend ist Verlobung; da gib's Bowle und auch Schlagjahne!“ — „Ja — das weiß ich schon längst!“ Voriges Jahr konnte ich am andern Tage nicht in die Schule geh'n!“

**Feste Preise.** Rechtsanwält: „Ihr Bräutigam will Ihnen für den Bruch seines Heiratsversprechens zwei Mille zahlen...“ — Tänzerin: „Unter drei tu' ich's nicht; denn soviel bekomme ich immer!“

**Unangenehm.** Gelegentlich der Schulfeier einer höheren Töchterschule wird auch das — ausschließlich aus Damen bestehende — Lehrerinnenkollegium im Rektoratszimmer photographiert. Als die Bilder fertig sind, ergibt sich zum Schreden der Vorsteherin und zum Jubel aller Schülerinnen, daß über den Köpfen der Damen eine an der Wand befindliche Tabelle mit auf das Bild gekommen ist, auf welcher in großen Buchstaben zu lesen ist: „Unsere Giftpflanzen“.

**Fatal.** Dichter: „Nun, ist mein dreitägiges Schauspiel akzeptiert?“ — Direktor: „Ja, sehen Sie mal: meine drei Kogisseure haben es gelesen und finden, daß unbedingt ein Akt gestrichen werden müßte!“ — „Dagegen hätte ich eventuell nichts einzuwenden!“ — „Ja, aber fatalerweise will jeder einen andern Akt gestrichen haben!“

## Rätsel.

Ein jeder trägt es auf dem Schopfe,  
Dem Tambour in den Fingern rappelt's,  
Dem Tänzer in den Beinen zappelt's,  
Im Sturme schredt's dich,  
Im Jephyr nedt's dich;  
Vielleicht, indem du's suchst, hast du's im Kopfe.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.  
Feder und Tintenfaß.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
L. Kellen, Bredeneß (Mühl). Gedruckt u. herausgegeben von Fiedebau & Koenen, Ess u. (Mühl).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 30

Sonntag, den 26. Juli

1914

## Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Der junge Herr hätte nicht Maschinen-Ingenieur werden sollen, Herr Kommerzienrat,“ sagte Reyth. „Ich glaube, er wäre ein ausgezeichnete Stubengelehrter geworden — Professor, oder so etwas.“

„Manu, hat er schon wieder etwas verbrüddelt?“ fragte Stralau ärgerlich.

„O, ich will Herrn Falke nicht etwa verklatschen. Weileibe nicht! Nein, nein. Er ist nur etwas zerstreut, und ich halte es eigentlich für meine Pflicht, Ihnen mein Bedenken offen auszusprechen, Herr Kommerzienrat: Ich glaube, es stehen Weiber dahinter.“

„Weiber? Sie meinen, er ist verliebt?“

„Das vielleicht auch. Aber man hat ihn mit einem ganz gewöhnlichen Mädchen der Hafengasse gesehen, und dasselbe muß ihn sündhaft aus. Es handelt sich nämlich um des verunglückten Gruses Tochter, die unter dem Namen „Goldmarie“ bekannt ist.“

Mit jähem Ruck richtete Stralau sich von seinem Sessel empor, legte die hohe Stirn in tiefe Unmutsfalten, zog die stacheligen Brauen finster zusammen und stieß dann in tiefstem Baß aus:

„Mein lieber Reyth, das scheinen mir ganz dumme Klatschereien zu sein, was man Ihnen da aufgetischt hat: Arbeitertratsch. Sie unterschätzen den Jungen denn doch, wenn Sie ihm so etwas zutrauen. Nein, etwas Gemeines faßt der nicht an. Darin ist er genau wie sein verstorbener Vater war, mit dem ich in meinen Gesellenjahren zusammen auf der Walze war. Nichts rührte er an, was schmutzig und unmoralisch war!“

„Aber es ist leider Tatsache, Herr Kommerzienrat, daß der junge Herr gestern und vorgestern abend in dem von Gruse bewohnten Hause war und der schmutzigen Tochter zwanzig Mark geschenkt hat.“

„Das ist wohl möglich, denn er war vorher bei mir und versuchte mich dazu zu kriegen, etwas für Gruse zu tun. Ich schlug das aus Gründen ab, die er mir nicht zu begreifen schien. Da hat er eben sein bißchen Taschengeld hingegeben, um dem Kerl eine Wohlthat zu erweisen. Für den Verunglückten sollte es selbstverständlich bestimmt sein. Wenn er es der Tochter vertrauensselig in die Hand brühte, so sieht ihm das sehr ähnlich. Sie hat es natürlich verprascht. Aber der Junge kennt die Menschen eben nicht. Auch das hat er von seinem Vater geerbt. Der gab alles hin für arme Teufel, ob sie dessen würdig waren oder nicht. Da-

rum besaß er bei seinem Tode keinen roten Heller, und die Witwe mit dem kleinen Jungen wäre ins Armenhaus gekommen. — Na, lassen wir das! Die arme Frau starb ja bald darauf, und Werner ist bei uns. So liegt die Sache. Machen Sie ihn mir also nicht schlechter, als er ist, mein lieber Herr Reyth.“

Das hatte der Schurke nicht erwartet. Daß sein Chef einen so ausgeprägten Gerechtigkeitsfönn besaß, war ihm ganz neu. Mit der Verleumdung schien das also rein gar nichts zu sein, darum zog er schnell andere Saiten auf:

„Natürlich will ich das nicht bestreiten, Herr Kommerzienrat! Ich kenne Herrn Falke ja sehr wenig. Sie müssen es selbstredend besser wissen. Nehmen Sie es mir nur nicht übel. Aber ich hielt es eben für meine Pflicht, Ihnen die Mitteilung zu machen. Ich hörte, daß die Arbeiter sich darüber sehr lebhaft unterhielten, darum erkundigte ich mich genauer nach der Sache und erfuhr, was ich Ihnen eben sagte.“

„Ist sehr gut, daß Sie mir das nicht verschwiegen, lieber Freund. Ich werde mir den Jüngling gelegentlich nochmal gründlich vornehmen und ihm eine Predigt halten über das richtige Amosengeben und über den Wert des elenden Mammons. — Also zwanzig Mark! Unglaublich! Das ist ja alles, was er besitzt. Worigens leidet meine Tochter an genau derselben Gefühlsduellei. — Na, regen wir uns nun nicht weiter darüber auf. Spielen wir lieber unsere Schachpartie vom letzten Sonntag zu Ende.“



Joseph Chamberlain,

der verstorbene englische Staatsmann in seiner Glanzzeit.

Am nächsten Vormittag arbeitete Stralau in Hemdärmeln mit wahrem Eifer an dem Problem des neuen Motors für Flugfahrzeuge, das ihn nun schon seit Wochen Tag und Nacht beschäftigte. Schon lagen wohl zwanzig Skizzen fertig da, aber immer fehlte noch etwas, das ihm durchaus unentbehrlich schien, wenn die Erfindung wirklich alles bisher Dagewesene und noch Vorhandene übertreffen soll. Eine Kleinigkeit schien das nur noch zu sein, und doch bereitete es ihm entsetzliches Kopfzerbrechen.

Als er so ganz vertieft war in seine Arbeit, legte der Hausdiener ihm die Postfächer auf den Tisch. Zerstreut musterte er die zahlreichen Brieffschaften, tat vieles, das ihm unwesentlich schien, beiseite, warf Drucksachen ärgerlich in den Papierkorb und riß einige Briefe in nervöser Hast auf. Da war auch einer mit Elsas zierlicher Handschrift, der nicht seine, sondern Werner Falkes Adresse trug. Ein unglücklicher Zufall mochte ihn in seine Posttasche geführt haben. In der Eile beachtete er die Adresse nicht weiter, öffnete den Umschlag und las:

Rein teurer Werner!

Du wirst es mir nachfühlen, wie traurig ich bin, daß ich Dich jetzt in meiner Nähe wissen darf, daß ich Dir nicht einmal herzlich Lebewohl sagen durfte, lieber Schatz. Erst jetzt fühle ich so ganz, was Du mir bist, wie mein Herz Dir gehört mit jeder Faser und nur für Dich allein schlägt: Die selbige Stunde, in der Du mir Deine Liebe gestanden, steht Tag und Nacht als eine wundervolle Erinnerung vor meiner sehnsuchtsvollen Seele. Ach, was ist Berlin jetzt für mich, was sind all die Lustbarkeiten, die mir für die nächste Zeit bevorstehen! All mein Sinnen ist ja nur bei Dir, Du mein höchstes Glück! Dürfte ich heim, zu Dir, mehr wünsche ich nicht. O, geliebtes Herz, unsere Liebe wird vielleicht noch manche Probe bestehen müssen! Die Eltern haben so ganz andere Pläne als wir. Aber ich vertraue auf Gott. Wenn wir nur ausharren, so winkt uns in der Ferne ein herrliches Ziel. Wielange ich noch hier bei Tante Eugenie bleiben werde, kann ich Dir heute noch nicht schreiben. Mama kehrt schon in den nächsten Tagen zu Euch zurück. Leider ist es mit ihrem Herzen doch nicht so unbedenklich, als ich gehofft hatte. Es handelt sich um einen ernstlichen Herzfehler. Jegliche aufregende Gemütsbewegung muß vermieden werden.

Weiter kam Stralau nicht, denn Überraschung, Entrüstung und Zorn übermannten ihn dermaßen, daß seine Augen keinen Buchstaben mehr zu entziffern vermochten. Mit einem Fluch schleuderte er das rosafarbene Brieflein auf den Fußboden, sprang empor mit dunkelrotem Gesicht und dider blauer Ader auf der Stirn, ballte die mächtigen Hände zu drohenden Fäusten und stieß zähneknirschend aus:

„Das ist ein scheußlicher Betrug! Rein, so etwas habe ich nicht für möglich gehalten. Also soweit ist es schon! Ein Liebespaar. — Lumperei ist das! Ich prügele sie beide aus dem Hause. Eine Sünde und eine Schande! Pfui, über diesen gemeinen Bengel! So unser Vertrauen zu mißbrauchen, mit so schönem Andank unsere Liebe zu belohnen! Hätte er Ehre im Leibe, dann würde er mit mir die Sache besprochen haben. Daß er es nicht getan, ist der beste Beweis, ein wie schlechtes Gewissen er hat. Natürlich ist es ihm nur um eine Liebelei, um netten Zeitvertreib zu tun. Und das Mädel denkt gleich ans Heiraten. So verscherzt sie ihr Glück um den dummen Bengel. O Gott, o Gott, das ist ja furchtbar! Darum also ihr sprödes Verhalten gegen den Assessor. — Ha, wartet nur, ich werde euch lehren, ihr unreifen Gören! — Hinter meinem Rücken — unglaublich!“

Wie ein gereiztes Raubtier im Zwinger, raste er in der Stube auf und ab, mit den Fäusten in der Luft herumfuchelnd, zitternd an allen Gliedern vor Zorn und Aufregung. Ganz erschöpft sank er schließlich in einen Sessel, faltete die Hände über der Brust, senkte den schweren Kopf und stöhnte: „Eine verfehltete Spekulation also! Der Junge muß doch anders sein als sein Vater war. Der liebte nur offenes Spiel. Wenn Reyth nun recht hätte mit seiner Vermutung?“

Wie eine giftige Schlange nistete sich leise der Gedanke an diese Möglichkeit in sein schmerzendes Hirn ein, und Werner stand auf einmal in ganz anderer Beleuchtung vor seiner Seele. Das Mißtrauen gegen ihn war erwacht. — Aber Stralau pflegte niemals lange den Kopf hängen zu lassen, sondern jeder Widerwärtigkeit herzhafte zu Leibe zu rücken. So richtete er sich denn bald wieder stolz und steif empor, sein Gesicht nahm den Ausdruck eherner Festigkeit an, und entschlossen sprach er zu sich selber: „Sie müssen sich Deinem Willen fügen! Du bist mitverantwortlich für Deiner Tochter Tun. Zwingen sie zu ihrem Glück! — Der Liebelei muß ein Ende gemacht werden.“

Wohl eine halbe Stunde überlegte er noch, was er tun solle, wie er am klügsten zu Werke ginge. Dann drückte er auf den Knopf der elektrischen Schelle, der Hausdiener trat ein, und in sehr ruhigem Ton gab er dem Mann den Auftrag, Herrn Falke zu bestellen.

Fünf Minuten später stand Werner, nichts Gutes ahnend, vor Onkel Wilhelm. Der schaute ihn streng und durchdringend an mit seinen blanken dunkelbraunen Augen, räusperte sich, drehte hastig die Daumen der über dem Leib gefalteten Hände umeinander und sprach dann in jenem bestimmten Ton, der niemals Widerspruch duldet:

„Junge, ich habe etwas mit Dir zu besprechen. Ich bin bisher von Dir gewöhnt, daß Du mir unter allen Umständen die Wahrheit sagst. Das verlange ich auch jetzt von Dir: Wie steht Du zu meiner Tochter Ella, ist sie Dir etwas anderes als

eine schweesterliche Freundin, liebst Du sie, wie der Bräutigam die Braut liebt?“

Werner wich erschreckt einen Schritt zurück, und sein Gesicht wechselte jäh die Farbe. — Was sollte er antworten? Sollte sie selber etwas verraten haben? — Nur keine Lüge! Auf's Biegen verstand er sich ja auch ganz und gar nicht. In höchster Verlegenheit stotterte er also:

„Onkel, ich kann es nicht leugnen: Ella ist mir mehr als eine Schwester.“ — Und dann fügte er in sicherem Ton hinzu: „Das sollte noch Geheimnis bleiben, aber wenn Du danach fragst, halte ich es für meine Schuldigkeit, offen gegen Dich zu sein. Ich hoffe —“

Stralau ließ ihn nicht zu Ende sprechen, sondern fuhr ihm laut ins Wort, während ganz allmählich die Hornesader wieder auf seiner tief gefalteten Stirn aufquoll:

„Das genügt mir! — Bist Du Dir denn gar nicht bewußt, Werner, ein wie schweres Unrecht Du damit getan hast, daß Du einem unschuldigen Mädchen, das in Liebesdingen bisher noch wie ein Kind war, den Kopf verdrehtest? — Wer bist Du, daß Du das wagen durftest — Vursche? — Ich spreche nicht gern von meinen guten Werken, aber jetzt möchte ich Dich doch fragen: Hast Du vergessen, was ich für Dich tat, was wir Dir sind? — Aus dem Glend und Jammer habe ich Deine Mutter und Dich herausgerissen, wie einen Sohn haben wir Dich gehalten bis heute. Und zum Dank dafür tust Du uns das an!“

„Onkel — ich — ich halte das für keine Sünde. Es liegt mir doch fern, ein leichtfertiges Spiel mit Ella zu treiben. Ihr Glück ist auch mein Glück.“

„Du Narr, Du Phantast, weißt Du denn überhaupt schon, was Glück ist? Du bist auf dem besten Wege, Ella ein großes Glück, das ihr winkt, grausam zu vernichten — ihr und uns! Darum fordere ich von Dir, daß Du kein Wort von Liebe mehr zu ihr sprichst, daß diese verrückte Liebschaft ein Ende hat. — Ich will es so, ich befehle es!“

Seine Stimme dröhnte wie Donner, groffen, und furchtbar war sein verzerrtes Gesicht bei den letzten Worten anzusehen: Jeder Muskel zuckte darin, Blitze sprühten aus den rollenden, hervorquellenden Augen, alles bebte und slog an seinem Körper. Noch nie hatte ihn Werner so gesehen. Doch die Liebe gab ihm Mut, er wagte, dem Wütenden dennoch zu trotzen.

„Onkel,“ rief er aus, „ich weiß, was Du an mir getan hast, was Ihr mir seid, ich stehe so tief in Eurer Schuld, daß ich Euch Eure Liebe und Treue niemals vergelten kann. Alles, alles will ich tun, was Du von mir verlangst; ich war Dir doch stets gehorsam, aber von Ella kann ich nicht lassen, und sie wird niemals von mir lassen wollen.“

Das klang so bestimmt, daß Stralau wohl erkennen mußte, wie wenig er mit Gewalt erreichen würde. — Geister stöhnte er denn, während ein

fahlgrüner Schatten sich auf sein zudendes Gesicht legte:

„So hast Du mein Haus noch heute zu verlassen. Wir sind geschiedene Leute für immer — verabschiede Du: für immer! Und denk Ella wie Du — so ist auch für sie kein Raum mehr im Vaterhause. Das ist mein fester Wille. Meiner armen Frau wird es das Herz brechen, ich weiß es. Sie ist schwer herzleidend, jegliche aufregende Gemütsbewegung kann die schlimmsten Folgen für sie haben. So lautet der Bescheid, den ich heute aus Berlin erhielt. Du hättest sie auf dem Gewissen. Ha, das ist Dein Dank! Werner, ich habe mich bitter in Dir getäuscht.“

Kraftlos sank der starke Mann in einen Stuhl, bedeckte das Gesicht mit seinen Händen und schien wie zerschmettert.

Tränen füllten Werners Augen, und stehend stieß er aus: „Onkel, so hab' doch Erbarmen! Bin ich heute auch Ella noch nicht würdig, ich werde arbeiten und schaffen, will Großes leisten, will mir eine Stellung erringen in der Welt, daß Du Dich meiner nicht zu schämen brauchst.“

„Das sind Phrasen! Du wirst niemals etwas Großes leisten,“ leuchte der Erschütterte in neu aufwallendem Grimm. „Zum Ingenieur eignest Du Dich überhaupt nicht. Ein unbedeutender Mensch wirst Du zeitlebens bleiben. Das weiß ich, und darum werde ich meinen Willen durchsetzen. Ich muß so handeln!“

„Onkel, so habe Geduld. Ich will Dir den Beweis liefern, daß Du mich unterschätzt.“ — Eine lange, schwüle Pause trat ein. Wohl zehn Minuten verstrichen, ohne daß ein Wort gesprochen wurde. Nur das schwere



Des Kronprinzen ältester Sohn Prinz Wilhelm von Preußen, geb. am 4. Juli 1906, erbliebt jetzt seinen ersten militärischen Erzieher.

Kgl. Hofphot.  
W. Kiederastrotz  
(Selle & Kunze),  
Potsdam.

Atmen, das Keuchen von Stralau's gewaltig arbeitender Brust war hörbar.

Jetzt hatte der Erregte sich ein wenig beruhigt, er richtete sich auf und sprach in sanfterem Ton:

„Ich gebe Dir Bedenkzeit. Du wirst zur Vernunft kommen. Für heute verlange ich nur das Versprechen von Dir: laß Ella vorläufig in Ruhe, schreibe nicht an sie, sprich nicht von Liebe zu ihr, behandle sie wie Deine Schwester. — Gib mir Dein Wort darauf, daß Du nicht an sie schreiben wirst.“

Werner überlegte: Nicht an sie schreiben? — War denn das so schlimm? Die kurze Zeit während ihres Fortseins könnte er das ja unterlassen. Nachher würde er ihr alles erklären, und sie würden darin einig sein: sich zu gedulden, bis die Eltern anders urteilten. — Gab der Onkel nicht bereits nach? —

„Ich will nicht schreiben. Ich werde warten,“ sprach er leise.

„Gib mir Deine Hand darauf. Dein Wort gilt mir. Ich habe das Vertrauen zu Dir, daß Du mich nicht betrügen wirst.“ Und Werner versicherte auf Handschlag, daß er keinen Brief an Ella abschicken werde. —

„So, geh' jetzt an Deine Arbeit, mein Sohn, und sei vernünftig. Beweise es mir mit der Tat, daß Du kein undankbarer, gemeiner Mensch bist.“ — Damit war der so jäh aus allen Himmeln Gerissene entlassen. Vernichtet war sein liebevollendes Herz, zertreten die liebliche Wunderblume, die darinnen geblüht, finstere Nacht umgab ihn, und nur ganz matt und trübe blinnte in weiter, weiter Ferne wie ein weinendes Auge ein blasser Hoffnungstern.

Da mußte mit dem Chef etwas ganz Merkwürdiges geschehen sein, denn er war heute völlig ungenießbar. Das konstatierte Reyth, als er zum Bericht bei ihm erschien. Den Grund sollte er indes nicht erfahren, vorläufig wenigstens noch nicht, so sehr er sich auch darum bemühte.

Als der Kommerzienrat am Abend gegen den Hauptes und voll schwerer Gedanken sein Arbeitskabinett verließ, um heimzugehen, sah er eine ihn frech angaffende Frauensperson am Portal des Fabrikgebäudes stehen. Es mußte die „Goldmarie“ sein, das rote, in üppiger Fülle unter dem auffälligen Federhut hervorquellende Haar brachte Stralau sofort auf den Gedanken. Sie wußte natürlich nicht, wer er war, hielt ihn für einen Angestellten, darum sah sie ihn so dreist an. In seiner bitterbösen Laune herrschte er sie an:

„Was haben Sie hier zu suchen? Sehen Sie nicht dort an der Tafel, daß Unbefugten der Eintritt verboten ist?“

Sie lachte ihn frech an und erwiderte: „Ich gehöre nicht zu den Unbefugten. Lassen Sie mich gefälligst in Ruhe, sonst beschwere ich mich bei Herrn Falke über Sie, den erwarte ich hier nämlich, er ist mein — Freund.“

„Donnerwetter, unverschämte Person — Ihr Freund? — Ich bin der Kommerzienrat Stralau,“ brauste er auf und trat mit drohender Gebärde an sie heran.

Sie zuckte ein wenig zusammen und sagte: „Pardon, das steht Ihnen niemand an, mein Herr. Ich gehe ja schon. Wollte mit Herrn Falke nur etwas besprechen.“

„Mit Herrn Falke? Anbetteln wollen Sie ihn wieder! Sie sind eine ganz freche Person. Scheren Sie sich auf der Stelle nach Hause!“

„Oho, freche Person? Das soll Ihnen teuer zu stehen kommen!“ keifte die Goldmarie nun höchst entrüstet. „Wenn Sie auch zehnmal der reiche Kommerzienrat sind, so haben Sie doch kein Recht, ein anständiges Mädchen zu beleidigen! Ich habe niemals gebettelt. Ich werde Sie verklagen. Ihre Angestellten mögen Sie beleidigen und schinden, mich lassen Sie gefälligst in Ruhe. Noch gibt es Gesetze! Adieu, mein Herr!“

Stralau war sprachlos ob dieser unerhörten Dreistigkeit. — Und so einem Geschöpf hatte Werner Geld gegeben? Sie durfte es wagen, ihn ihren Freund zu nennen? Sollte denn

doch etwas Wahres dahinter stecken? — Und wieder regte sich die häßliche Schlange des Mißtrauens in seiner leuchtenden Brust.

Schon am nächsten Tage lehrte Frau Amalie aus Berlin zurück, und mit größter Schonung erfuhr sie aus ihres Gatten Munde, was der inzwischen erlebt, wie furchtbaren Ärger er gehabt.

„Du siehst, Wilhelm, ich hatte mich nicht getäuscht,“ sagte sie mit erkünstelter Ruhe.

„Sein Wort wird Werner ja wohl halten. Aber wie wird es nachher, wenn Ella wieder da ist? Ich gebe Dir noch einmal den Rat: schide ihn fort nach Freiental unter irgendeinem einleuchtenden Vorwand. Es scheint mir das auch schon wegen dieser unverschämten Dirne, von der Du sprachst, höchst notwendig. Die lockt ihn womöglich sonst wirklich noch in ihre Netze. Daß sie es wagte, ihn ganz offen ihren Freund zu nennen, erscheint mir höchst verdächtig. Du weißt, was Werner für ein Gemütsmensch ist. So ein junges Blut ist gar zu leicht zu täuschen. Und die Sorte von Weibern versteht es. Hat sie kein Mitleid erst erregt, dann führt sie ihn auch weiter hinter's Licht.“

Der Gatte sagte nichts darauf, schien jedoch sehr nachdenklich geworden. Sie redete ununterbrochen weiter auf ihn ein, und schließlich rief er aus:

„Amalie, Du hast bisweilen einen ganz vernünftigen Gedanken. Das mit Freiental wäre nicht so übel. Ich könnte den dortigen Ingenieur Hegeler hierher nehmen und versuchsweise Werner seinen Posten übertragen. Ob der Junge sich dafür eignen wird, ist eine andere Sache. Praktisch weiterarbeiten mußte er natürlich nebenbei noch. Der Direktor Hannemann würde ihn ja dazu anhalten. Er bekäme etwas Gehalt und verbesserte sich somit. Mehr kann man ja doch wahrhaftig nicht tun. Ein anderer hätte ihn einfach an die Luft gesetzt nach dem Austritt geküßelt.“

„Nein, nein, Wilhelm, das hätte kein anderer getan. Für die Liebe kann der Mensch doch nichts. Wir Alten haben nur die Pflicht, das junge Volk vor Schaden zu bewahren, und in Liebes-sachen geht List und Klugheit weit über Gewalt. Wir wollen Werner nur geschickt vorbereiten. Laß mich das besorgen.“

Damit erklärte der Kommerzienrat sich einverstanden, und es wurde ihm ein wenig leichter ums Herz.



Das Schloß Artstetten, die letzte Ruhestätte Erzherzogs Franz Ferdinands und seiner Gemahlin.

Jetzt wußte Werner, was man mit ihm vor hatte. — O, er erriet die Absichten seiner Pflegerktern nur zu gut, und wie eine Zentnerlast wälzte es sich auf seine Seele bei dem Gedanken, nun Ella doch sobald nicht zu sehen zu bekommen. Wer wußte, wie lange er in der Filiale bleiben sollte? Und Freiental lag zwanzig Meilen entfernt in ödester, verlassenener Heidegegend. — Doch was sollte er tun? Mußte er nicht noch herzlich froh sein, daß der Onkel seine Drohung, ihn für immer aus dem Hause zu werfen, nicht wahr machte? —

„Ach, wenn nur Elsas Liebe fest genug ist, um solchen Stürmen standzuhalten!“ seufzte er mit blutendem Herzen in sich hinein.

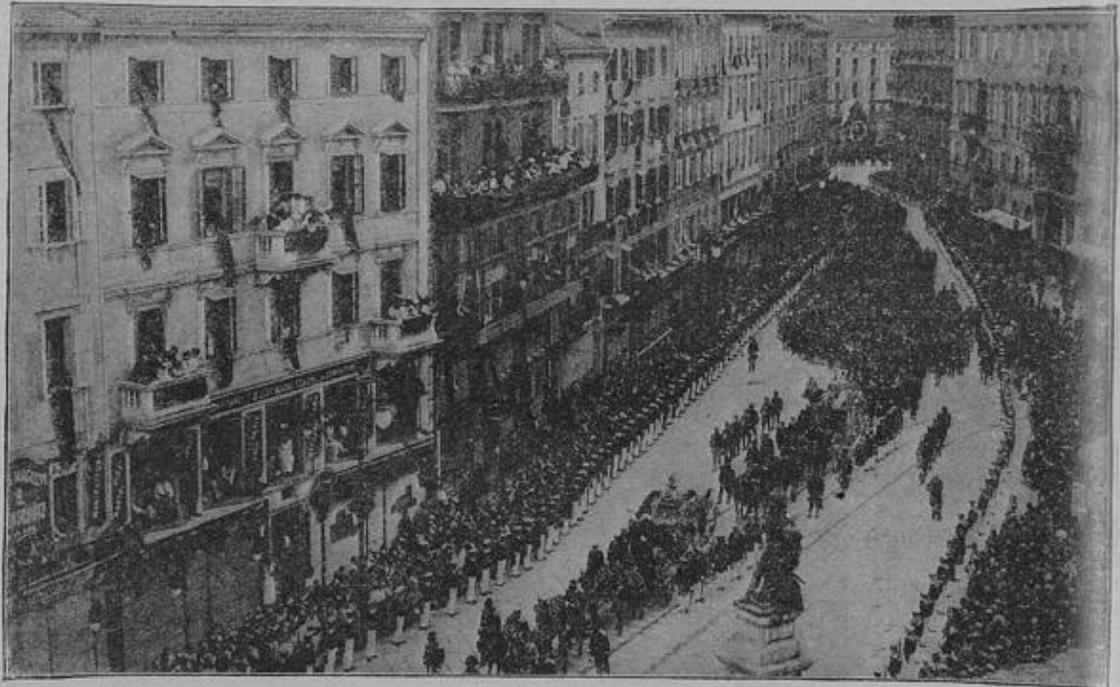
„Warum schrieb sie Dir noch gar nicht? Sollte sie etwa auch ihr Wort haben geben müssen, Dir keine Zeile zutommen zu lassen? So sah sie aber bei der Abreise doch eigentlich nicht aus. Und die sanfte Mutter würde sie gewiß nicht dazu gebracht haben. Merkwürdig! — Warum kam sie nach jenem Abend überhaupt nicht einmal wieder heimlich zu Dir hinauf? — Es müssen sich doch Bedenken in ihrem Herzen geregt haben. Ach Gott, diese entsetzlichen Zweifel! Wenn Du wenigstens an sie schreiben und sie fragen dürftest! — Wie soll das nur werden in der Einöde die lange, lange Zeit!“

So schlich er betrübt und verträumt in der Werkstatt umher, hatte zu nichts rechte Lust, seufzte immer wieder und schien den Vorsaß, Onkel Wilhelm sobald wie möglich den Beweis seiner Fähigkeit zu liefern, vergessen zu haben.

Der Tag der Abreise stand nun nahe bevor. Morgen mit dem Frühzuge sollte es fortgehen. Schon hatte er sich von allen Bekannten verabschiedet, auch zu seiner Freude erfahren, daß es Gruse ein wenig besser gehe. Der letzte Nachmittag gehörte nun noch ihm ganz allein. Da das Wetter wieder besser geworden war, so beschloß er, noch einmal durch Feld und Wald, über Berg und Tal zu streifen, ehe ihn trostlose Ode umfing. Er schwärmte ja so sehr für die heimische Natur. — Weltes, salbes Herbstlaub wirbelte über die fahlen Weizenstoppeln. Eine schnatternde Gänsechar rannte schau an dem einsamen Spaziergänger vorüber, und lange, feine Sommerfäden, die durch die klare, blaue Luft dahinschwebten, legten sich um seinen Hut, um seinen Anzug, um sein ernstes Gesicht, als wollten sie ein neckisches Spiel mit ihm treiben und ihn aufschrecken aus seinen schweren Träumen. Da trillerte eine Lerche über dem braunen Kartoffelfeld so froh und heiter, als habe der Sommer noch lange kein Ende. Rief sie ihm nicht zu: Nur frischen Mut, nur frischen Mut, Du junges Blut!? — Auch drüben der fleißige Landmann, der mit blankem Pflug das Stoppelfeld durchfurchte, um für das nächste Jahr zu schaffen, sang ein fröhliches Lied von Liebeslust und Maienherrlichkeit. Und durch das bunte Geäst der Bäume zitterten funkelnde Sonnenstrahlen, breiteten Goldstaub über den Weg, daß es flimmerte und glitzerte im Rieß, als böte die arme Erde dem Betrübten ihr feinstes Edelmetall freigebig zum Geschenk an, damit er heiteren Sinnes werde. — Glückliche Kinder tanzten Ringelreihen um leuchtend gelbe und rote Herbstblumen, die Erde trug noch einmal ihr glänzendes Sommergewand, und rosig Pracht lachte über dunkle Wälder von ferner Bergeshöh ins weite, sonnendurchflutete Tal. Länger und länger wurden die Schatten der Bäume, der Abend sank schweigend hernieder, und durch die grüngoldig leuchtenden Laubkronen altehrwürdiger Eichen rauschte ganz leise ein sanftes Wiegenlied aus längst vergangenen Tagen. — Hier, wo des Waldes Frieden ihn umwehte, machte Werner halt und schaute zurück über die breite Hochebene, die hinter ihm lag. Wie trotzige Riesen ragten die Schloße der Stralauischen Werke empor zu den sich im Abendschein lieblich färbenden Wolken, und fast war es dem Einsamen, als höre er den mächtigen, brausenden Afford der Arbeit bis hier in die Waldesstille. — Goldig leuchteten die Fenster der trauten Villa mit dem dunklen Sintergrund alter Friedhofstannen zu ihm herüber wie freundliche, grühende Augen, und über der Stadt mit ihren vielen Türmen und Schloten lag eine graue, dicke Wolke, die sich wie ein schmutziges Gewand am ganzen östlichen Horizont hinzog.

„Du, wie häßlich! Hier draußen ist's schöner und reiner!“ rief er mit gelübtem Schauer aus und setzte ganz langsam seinen Weg fort durch den Wald von knorrigen Eichen und schlanken Buchen. — Bald wurde der Boden felsiger unter seinen Füßen, dunkle Schluchten in moosbewachsenem Gestein gähnten zu beiden Seiten, Brombeergestrüpp kroch über den Weg, das Bild der Landschaft wurde romantischer. — Da hörte er auch schon zur Linken durch dichtes Unterholz von Zwergkiefern und Wachholdern das Brausen des Stromes wie eine geheimnisvolle Musik aus ferner Märchenwelt. Ein paar schlante Rehe standen im hohen Farnkraut und äugten neugierig zu ihm herüber, ein Häher ließ seinen Warnungsruß erschallen, und hoch über dem Tannendickicht vor ihm kreiste ein gewaltiger Vogel. Der Weg hatte hier ein Ende. Wollte der Wandersmann weiter, so mußte er sich schon einem recht beschwerlichen und auch nicht ungefährlichen Pfad anvertrauen, der längs des Flusses über Felsgeröll und durch wildes Gestrüpp in die Tiefe führte. Aber er wußte Bescheid, darum zögerte er nicht. Wie oft war er da hinabgestiegen früher, sogar in Ellas Begleitung, als sie noch nicht der Liebe Lust und Leid gekannt! Ach, liebliche Erinnerungen wurden wach in ihm, er wünschte vergangene Tage voll Sehnsucht zurück. — Wieder machte er jetzt halt. — Nun war's nicht mehr weit bis zur Landesgrenze. Dort behnte sich zu seinen Füßen ja schon das liebliche Mühlental mit seiner saftiggrünen Wiese, den freundlichen, weißstämmigen Birken und den hochragenden, dunkelgrünen Tannen aus. Da lag hinter fruchtbeladenen Obstbäu-

men das schiefergedeckte, grüngestrichene, nicht eben gut beleumdete Wirtshaus „Zur Waldmühle“, über dessen Besitzer Schiffmann der Arbeiter Gruse Werner damals so eigenartige Andeutungen gemacht hatte. Der Mann war in den Stralauischen Werken früher Monteur gewesen und hatte wegen unsauberer Vorkommnisse fortgehen müssen. Nun sollte trotzdem Reyth noch auf gutem Fuße mit ihm stehen und ihn öfter besuchen. Man sagt, Schiffmann habe als Helfershelfer von Schmugglerbanden bereits ein großes Vermögen erworben. — Das fiel Werner jetzt ein, als er sich im schwellenden Moos auf einem Felsblock niederließ und dem Rauschen des Wassers lauschte, das früher eine Mühle getrieben im Tal, die von Feinden in Brand gesteckt und nachher nicht wieder aufgebaut wurde. An ihre Stelle trat jenes Wirtshaus. — Feine blaue Rauchwölkchen wirbelten nun aus dem Schornstein empor, und ein barfüßiger Knabe, der einen großen Strauß Glockenblumen in der Hand trug, trieb eine Herde langhaariger Ziegen heim. Rein und klar tönte ihrer Glöcklein heller Klang durch den stillen Abendfrieden. — Schiffmann, ein verwahrlost aussehender Kerl mit struppigem, grauem Vollbart, branntweingerötetem, aufgedunsenem Gesicht und leuchtender Glase, stand in schmutzigen Hemdärmeln in der Tür und unterbrach die feierliche Abendruhe jäh durch lautes Schelten: der Geißbub kehrte ihm zu spät heim. Aber urplötzlich verstummte er, reckte den Hals, schaute nach der Chaussee, die auf der Werner gegenüberliegenden Seite



Nach dem Attentat in Sarajewo:  
Die feierliche Ueberführung der Leichen des Erbprinzen Franz Ferdinand und seiner Gemahlin vom Hafen in Triest nach dem Sonderzug, der die Särge nach Wien brachte.

von der Stadt ins Bergtal führte, und verschwand schnell im Hause, um gleich darauf in grüner Joppe und breittrempligem Strohhut wieder aufzutreten. Sicher erwartete er einen vornehmen Gast, vielleicht den Radler, der hinter den Birken auftauchte und gerade auf die Schenke loskletterte. —

Es war ein kleiner, schwächlicher Herr mit schwarzem Bart, der da jetzt abstieg und Schiffmann mit innigem Handschlag begrüßte. Werner richtete sich neugierig empor, um sich den Gast genauer anzuschauen. Sollte das etwa Reyth sein, — an den er soeben gedacht? So ein graues Radlerkostüm und gelbe Gamaschen pflegte der Obergeringier zu tragen. Auch der schwarze Bart, die kleine, schwächliche Gestalt, die lebhaften Bewegungen paßten auf ihn. Er schien etwas sehr Wichtiges mit dem Wirt zu besprechen, denn er wippte mehrmals hintenüber und schüttelte den Kopf, als höre er Neuigkeiten, die ihn überaus interessant waren. Jetzt begab sich beide ins Haus. Aber Werner wußte nun auch mit Bestimmtheit, daß es sich um Reyth handelte. Am liebsten wäre er ebenfalls in die Schenke gegangen, um seinen Feind dort zu überraschen. Doch er besann sich eines Besseren und blieb draußen. — Der Besuch währte auch nicht allzu lange. Noch ehe es dunkel wurde, erschienen beide Männer wieder vor der Tür, und Werner, der sich jetzt ganz in der Nähe des Hauses befand, hörte sehr deutlich, daß Reyth beim Abschied sagte: „Nun sind wir sein heraus! Passen Sie mal auf, jetzt haben Sie mich oft hier. — Hoffentlich sehen wir ihn nie wieder!“ —

(Fortsetzung folgt.)

# Die Kunstenthusiasten.

Erzählung von Jos. Rothkirch.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Mittlerweile war es ziemlich spät geworden. Herr v. Stein verabschiedete sich mit dem Versprechen, den zuletzt erteilten Rat, ebenso wie Wolmut es getan hat, befolgen zu wollen.

Dr. Rehbein aber glaubt sich noch ein Glas Wein zu Gemüte führen zu sollen, hoffend, daß bei ihm sich das Sprüchlein aufs neue bewähren möchte:

„Der Wein ist ein Remedium  
Für all' und jede Stände;  
Er stärkt das Kapitulum,  
Herz, Magen, Füß' und Hände.“

Die Sorgen, Wünsche und Vorheiten seiner beiden Freunde machen ihm viel zu schaffen. Es wird ihm immer klarer, daß hier zwei Kunstbilletanten um ein imaginäres Bild streiten und sich letzten Endes überbieten. Wer vermöchte daran zu zweifeln, daß Mendelson die Untertanis und Sammelwut zweiter Liebhaber anscheuet, um eine minderwertige Kopie zu höchstem Preise loszuschlagen! Das Kunststück, die Herren warm zu machen, und warm zu erhalten, ist ihm schon allzuleicht gelungen. Strupel belästigen Mendelson kaum, dafür ist er schon zu abgebrüht. Ein ähnlicher Streich mit dem alten Grafen Zabelsburg ist für ihn glatt abgelaufen; jetzt bietet sich Gelegenheit zu einem noch fähneren und ertragreicheren Unterfangen. Warum sollte

höchst feltäm! Wahrlich . . . derlei Einfälle konnte nur Freund Rehbein haben. Da er ihn aber doch bei aller Schalkhaftigkeit als einen ersten Mann kannte, so schloß Professor Schönlein auf eine wichtige Sache und entsprach ohne weitere Bedenken seinem Wunsche. Das Antworttelegramm lautete also bejahend. Gern folgte er allerdings der immerhin mythischen Einladung nicht; er gehörte zu jenen, denen die Zeit das Kostbarste ist, was man im Leben zu vergeben hat. Aber was tut man nicht einem alten treuen Freunde zuliebe?

Am Bahnhof sehen wir Doktor Rehbein dem Jugendfreunde und Bundesbruder Schönlein erwartungsvoll dem Zuge entgegenharren. Der Willkommgruß war herzlich, und nicht weniger der Dank für den lieben Besuch.

„Wer könnte Dir auch eine Bitte abschlagen, alter Freund! Ich will offen sein und Dir gestehen, daß nicht nur die Freundschaft, sondern auch Neugier mich hierher geführt hat. Noch habe ich keine Ahnung, was letzten Endes die Ursache Deiner dringenden Einladung bildet. Kann ich Dir aber einen Freundschaftsdienst erweisen, so soll die Zeit mich nicht gereuen, so ungelegen mir auch eine Unterbrechung in meinen gegenwärtigen Studien kommt.“

„Werde nur nicht böse, altes Haus! Das Rätsel meiner Depeſche soll sofort gelöst werden.“

„Das Glück ist blind — eine Binsenwahrheit, nicht wahr? . . . Nun trifft das etwa nicht zu, wenn ich Dir sage, daß zwei Kunstfreunde hier in unserem Nest einen echten van Dyck entdeckt haben?“

„Alle Wetter! . . . Wäre das möglich? — Nein, ich kann es aber nicht glauben und werde es nicht glauben, bis ich den Fund selbst gesehen und geprüft habe. Das wäre ja etwas für unser Museum!“

„So ist's recht, Professor! Nun aber kommt der zweite Teil: „Wie eitel doch der Tand Fortunas ist . . . um das sich rauf des Menschen Unverstand.“ Es ist doch alles nur eitel Tand! So wenig wie Du glaube ich an einen so wertvollen kostbaren Fund. Des Menschen Unverstand aber zeigt sich bei zwei reichen Kunstbilletanten, die mehr oder weniger gute Freunde von mir sind. Sie balgen sich um ein Trugstück, der Tertius gaudens ist aber Mendelson, der durch den Verkauf eines angeblichen Watteau an Graf Zabelsburg sich wenig ehrenhaft gezeigt hat.“

„Dein Bericht ist noch interessanter als ich vermutete. Außer der Freude des Wiedersehens empfinde ich nun aber auch das Vergnügen, Mendelson in seinem unerhört dreif-

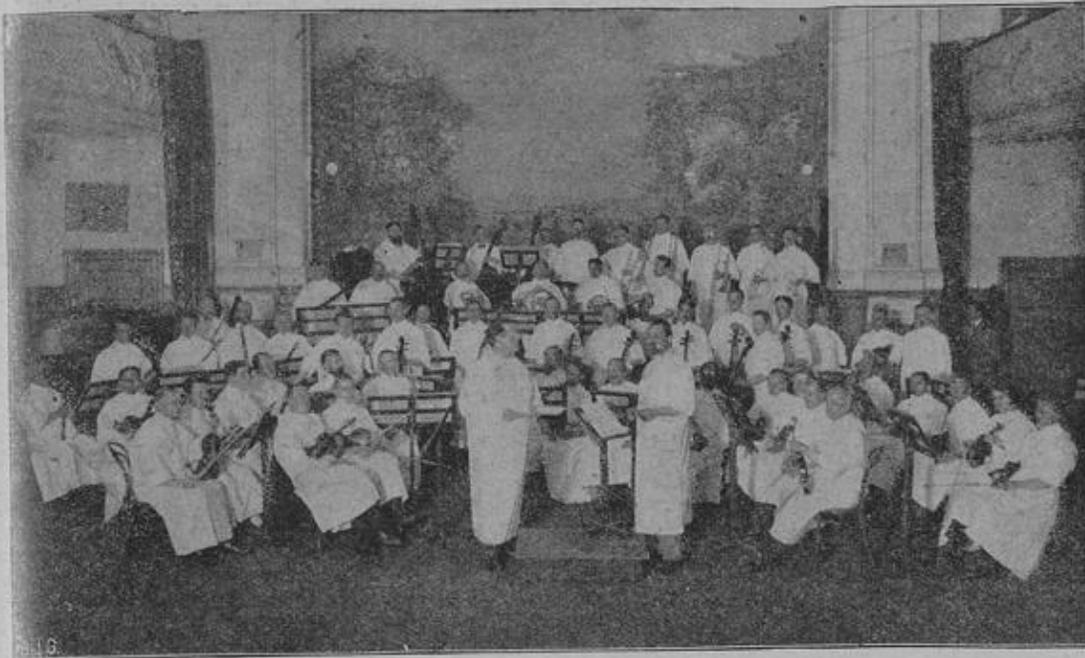
ten Täuschungsversuche zu entlarven, wenn ein solcher vorliegen sollte, woran kaum zu zweifeln ist. Ich werde eine Prüfung vornehmen, und ergibt sich danach die Unechtheit des Bildes, so soll Mendelson diesmal die Rechnung ohne den Wirt machen.“

„Was ich gewollt, liebster Freund, habe ich erreicht. Hätte ich kurzweg depeſchiert, hier sei ein echter van Dyck, so würdest Du Dir es wohl überlegt haben, zu kommen, und eine Reihe brieflicher Anfragen wäre das Resultat gewesen. Die Zeit aber drängte. Ich mußte Dich hier haben, und das rasch. „Ein Freund ist näher nahebei, als in der Ferne ihrer drei!“ Das gilt diesmal auch hier.“

„Du wirst wohl recht haben, alter Freund, und ich muß Dir Anerkennung zollen für Deinen diplomatischen Schachzug.“

Die Herren sitzen bald darauf in anregender, lebhafter Unterhaltung bei einem Tropfen edlen Nebenfastes. Der Doktor ist heute in besonders guter Stimmung.

Es ist naheliegend, daß an diesem Abend die Kunst in bevorzugtem Maße den Gesprächsstoff der beiden Herren bildet. Professor Schönlein, ein geistig hochstehender Mensch, wurde in verhältnismäßig jungen Jahren Galeriedirektor des Landesmuseums und mit einem Lehrauftrag am Polytechnikum betraut. Sein rasches Avancement verdankte er einer kunsthistorischen Schrift, die um so größere Beachtung in Fachkreisen fand, als ihr ein wichtiger Fund zugrunde lag. Mit Ausdauer und Beharrlichkeit verfocht Schönlein heute abend die These Schillers: „Kunst ist die rechte Hand der Natur; diese hat nur Geschöpfe,



Dom diesjährigen Aertztetag. Das Orchester der Mediziner.

er sie unbenützt vorübergehen lassen? So blöde war Mendelson nicht. Es hat seinerzeit weithin großen Spaß gemacht, daß der als geiziger Filz bekannte Graf Zabelsburg durch den „billigen Preis“ sich verlocken ließ, ein immerhin recht nettes Sümmdchen für einen „echten Watteau“ an Mendelson zu zahlen. Hätte der Herr Graf einmal einen richtigen Watteau gesehen, und wäre er mit dessen künstlerischen Technik auch nur einigermaßen vertraut gewesen, so würde er das Schäferinnen darstellende Bild nicht mit Watteau in Verbindung gebracht, geschweige denn an einen „echten“ Watteau geglaubt haben.

Nun aber ist es des Doktors heißes Bemühen, Mendelson solche „Geschäfte“ ein für allemal gründlich zu verleiden. Und da Eile not tut, sehen wir ihn in der Frühe des anderen Tages zum Telegraphenamt gehen. Er hatte es sich wohl überlegt, wie er seinen Freund, den Galeriedirektor Professor Doktor Schönlein, aus der Residenz hierher locken könne. Die Depeſche berriet nicht viel, war aber doch so gehalten, daß sie den Freund reizen mußte, seiner Einladung Folge zu leisten.

Mit gemischten Gefühlen las Professor Schönlein die Depeſche: „Cicero, Lilius XV, 54; Dante, Hölle VI, 61, 3. Erwarte Dich mit dem Abendzug. Gruß Rehbein.“

Der Empfänger konnte beim eifrigsten Nachdenken nicht klug werden. Bei Cicero war an bezeichneter Stelle zu lesen: Fortuna caeca est. Dante aber wies folgende Stelle auf: „Drum sieh, mein Sohn, wie eitel doch der Tand Fortunas ist, und was sie sonst beschieden, um das sich rauf des Menschen Unverstand.“ Dazu der Schluß: Erwarte Dich mit dem Abendzug. Wirklich,

jene Menschen gemacht." Doktor Nehbein läßt dies auch gelten, aber er weiß noch auf ein anderes Schillerwort hin, das so ganz zu seinem Wesen paßt: „Alle Kunst ist der Freude gewidmet, und es gibt keine höhere und ernstere Aufgabe, als die Menschen zu beglücken." Der Doktor bleibt sich eben immer getreu: Andere zu beglücken, fröhlich zu stimmen, erscheint ihm geradezu als eine Kulturmission, deren praktische Betätigung in unserer, dem Pessimismus zugewandten Zeit ihm als eine heilige Pflicht erscheint.

Dächten doch alle diejenigen so und handelten danach, die durch äußere Verhältnisse und Veranlagung dazu befähigt sind, es würde in vielen Stücken bald besser werden! Die Imperative der Heiligen Schrift: „Dienet Gott in Fröhlichkeit!“, „Frenet Euch im Herrn!“ hat der Doktor sich tief eingeprägt. Für ihn sind sie eine weise und ernste Lehre, die er in fast vorbildlicher Weise beherzigt. Darin lag wohl das Geheimnis für die aufrichtigen Sympathien, deren er sich allseits in so hohem Maße zu erfreuen hatte.

\* \* \*

Über den angeblich echten van Dyck wurde an diesem Abend nur wenig gesprochen. Eine Meinungsverschiedenheit bestand nicht. Auch darin waren die Herren einig, daß Mendelson es nicht soweit werde kommen lassen, eine Summe zu verlangen, die einigermaßen den Wert eines echten van Dyck darstellt. Die Herren nahmen vielmehr an, Mendelson werde dem ersten besten einige „Tausender“ abknöpfen, so daß ihm gerichtlich nicht beizukommen wäre. Die Prüfung, die auf morgen vormittag in Aussicht genommen wurde, sollte alles weitere ergeben.

In später Stunde und fröhlicher Stimmung trennten sich die Herren, um sich zur Ruhe zu begeben. „Ja, die Ruh' ist doch das Beste von allem Glück der Welt!“ klang es noch aus Doktors Schlafzimmers heraus.

Herr v. Stein war inzwischen nicht müßig geblieben. Immer wieder fand er sich bei Mendelson ein, besah sich seinen „van Dyck“ immer wieder und erkundigte sich so nebenher nach dem Preise. Mendelson war vorsichtig in seinen Äußerungen. Dem Gemälde, das er auf einer seiner Entdeckungsreisen entdeckt haben will, zolle man in kunstverständigen Kreisen allgemeinen Beifall, so daß kein Grund bestehe, es auch noch von Kunstexperten untersuchen und prüfen zu lassen. Ihm genüge allein die Tatsache, daß Herr Wolmut in dem Bilde einen echten van Dyck erblicke. Wer am meisten dafür gebe, soll es bekommen.

Aus diesen Äußerungen ist ohne weiteres klar, daß Mendelson es wohl verstand, die beiden Liebhaber, Herrn v. Stein und Herrn Wolmut, geschickt gegeneinander auszuspielen. Und sie gingen auch wirklich in die Falle. Einmal aber mußte doch ein Angebot gemacht werden. Herr v. Stein bot zunächst, aber etwas zaghaft, 3000 Mark. Bei diesem Angebot war es ihm selbst nicht wohl. Wies es Mendelson nicht unwillig ab, so war doch die Echtheit des Bildes geradezu ausgeschlossen, aber er suchte sich selbst damit zu beruhigen, daß er sich einredete, Mendelson habe diesen van Dyck „entdeckt“ und billig erworben von jemand, dem das richtige Kunstverständnis abging. Oder sollte Mendelson selbst auch nicht dessen Wert kennen? . . . und wenn, mußte man ihn nicht darauf aufmerksam machen? . . . Den letzten Gedanken unterdrückte Herr v. Stein aber bald wieder. Sonach blieb ihm nur noch die eine trügerische Hoffnung, Mendelson habe selbst keine Ahnung von dem hohen Wert des Gemäldes.

Herr Hieronymus Wolmut mußte wohl von ähnlichen ängstlichen und trüben Gesinnungen befeelt sein. Als er von dem Steinischen Angebot hörte, wagte er es mit 3500 Mark. Bei



Prinzessin Margarete von Dänemark  
als Studentin der Kopenhagener Universität

seinem nächsten Besuche schwang sich bedächtigerweise Bankier v. Stein zu 3800 Mark auf. Und nun schlug Mendelson zu, wohl weil er ein weiteres Hinausschrauben für riskant fand. Ganz so, wie Professor Schönlein vermutet hatte.

„Guten Tag! Herr Mendelsohn. Hier sehen Sie meinen Freund Herrn Galerie-Direktor Professor Dr. Schönlein. Er hat von dem wunderbaren Funde Kenntnis genommen und ist deshalb hierher gekommen.“

„Herr Mendelsohn, ist es wahr, daß Sie einen echten van Dyck aufgestöbert haben? Sie können sich ja wohl denken, daß unser Landesmuseum dafür höchstes Interesse hätte und gut sehr gut zahlen würde.“

„Leider zu spät, Herr Direktor! Eben war Herr v. Stein hier, der das Bild für 3800 Mark erworben hat.“

„. . . für einen echten van Dyck?! Herr Mendelsohn, das ist ja ganz unglaublich! Nein, einen solchen Streich traue ich Ihnen wirklich nicht zu.“

„Bitte, Herr Direktor, sehen Sie sich das Gemälde doch selbst einmal an, hier hängt es noch.“

„Ah . . .! Das Bild meinen Sie . . .?“

„Gewiß! Was sagen Sie dazu?“

„Hm! . . . Sie wollen mein Urteil wissen. Es bedarf wirklich keiner genaueren Untersuchung. Bild mit Rahmen wäre mit hundert Mark wohl reichlich bezahlt, ohne Rahmen natürlich ganz erheblich weniger . . . Zum Donnerwetter! Es ist nicht mal die Arbeit eines besseren Kopisten . . . Gehen wir. Ade!“

\* \* \*

Unten an der Tür begegnete sie Herrn Wolmut, der in höchster Aufregung und eiligen Schrittes daherkommt.

„So eilig, Herr Wolmut? . . . Hier stelle ich Ihnen meinen Freund Herrn Galerie-Direktor Professor Dr. Schönlein vor.“

„Große Ehre, sehr angenehm! . . . Herr Direktor sind wohl wegen des van-Dyck-Originals hier . . . und ich komme zu spät . . . das verdanke ich wohl Ihrer „Freundschaft“, sehr geehrter Herr Doktor?“

„So ist's! . . . und zu spät! Aber Sie täuschen sich dennoch: Herr v. Stein ist nun glücklicher Besitzer Ihres „van Dyck“!“

„Alle Wetter . . .! Also der versitzte Geldmensch ist „uns“ zuvorgekommen! Wird Ihnen wohl auch sehr leid sein, Herr Direktor? Immerhin ist mir auch jetzt noch Ihr Urteil von Wert.“

„Kann Sie nur beglückwünschen, Herr Wolmut! Ein richtiger Kitz, keine hundert Mark wert, trotz des hübschen Rahmens, geschweige denn die 3800 Mark, die Ihr Freund bezahlt hat.“

„It's möglich . . .? . . . Himmel! . . .“

„Lieber Herr Wolmut, daß Ihnen von kompetentester Seite das richtige Licht über den Wert Ihres „Zuwels“ aufgeleuchtet worden ist, verdanken Sie allerdings meiner Freundschaft! Ich wollte Sie vor Schaden bewahren und auch Herrn v. Stein, deshalb, und nur aus diesem Grunde, bat ich meinen verehrten Freund, Herrn Professor Dr. Schönlein, von „Ihrem van Dyck“ Einsicht zu nehmen und es zu prüfen. Er entsprach dieser Bitte, und nun muß ich es bedauern, daß er eines solchen Schindes wegen Zeit und Geld hat opfern müssen. Ihr vermeintliches Unglück aber sehen Sie nun in Glück verwandelt. Nun können Sie beides: Glück und Unglück auf dem Rücken tragen . . . Gott tröste Sie!“

## Die große Freude.

Stizze von Berner Granville Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Mutter Renard, die Witwe des Zollbeamten Emile Renard, stand in der Küche und richtete das Abendessen für ihren Zimmerherrn an.

Sie war eine kleine, runde Frau mit stark ergrautem Scheitel und gutmütigen, etwas breiten Gesichtszügen.

Während sie eine Weißbrotschmitte schön gleichmäßig mit goldgelber Butter bestrich, fiel ihr ein, daß Camille Blanc ihr nun schon zum drittenmal den monatlichen Mietzins schuldig geblieben war. Auch das Petroleum hatte sich wieder um ein Weniges verteuert — und er verbrauchte sehr viel, weil er bis spät in die Nacht an seinem Roman schreiben mußte.

Ein nachdenkender Ernst trat in Mutter Renards Augen.

Wenn es nun nichts wurde mit dem großen Roman, auf den er seine ganze Hoffnung setzte? Dann bekam sie natürlich ihre Miete nicht und was sie sonst für ihn ausgelegt hatte. Nun, sie wollte die Sache noch eine Zeitlang mit ansehen. Schließlich war er ein ruhiger, bescheidener Mieter, und man konnte nie wissen, was man vielleicht statt seiner ins Haus bekam!

Mutter Renard entnahm dem siedenden Wasser ein Ei, kühlte es unter der Wasserleitung ab und legte es neben die Brotschmitte auf den Teller. Nun fügte sie noch ein Häufchen Salz hinzu und goß den Tee in die große Darrtasse, die ihr verstorbener Mann so gerne benutzt hatte. Als Camille Blanc auf ihr Klopfen nicht öffnete, drückte sie behutsam die Klinke nieder und trat ein.

Der junge Schriftsteller saß über den astmodischen Schreibtisch gebeugt und schien ihre Anwesenheit nicht zu bemerken.

Seine Augen bohrten sich wie hypnotisiert in den Papierstapel vor ihm, der die geistige Arbeit vieler Monate enthielt.

„Herr Blanc, Ihr Abendbrot! Lassen Sie auch nicht den Tee wieder kalt werden!“ ließ sich die Wirtin freundlich vernehmen.

Der junge Mann fuhr aus seinem Sinnen auf und wandte mit einer nervös-hastigen Bewegung den Kopf.

„Sie, Mutter Renard? Ich hörte Sie gar nicht kommen. Stellen Sie die Sachen nur hin; ich werde gleich essen!“ Er warf wieder einen Blick auf die engbeschriebenen Blätter vor sich und sagte dann mit trockener Stimme: „Mutter Renard, — der Roman ist fertig!“

„Herr meines Lebens!“ Die Tasse klirrte leise in der Hand der Alten. Sie trat bis dicht an den Schreibtisch heran und blickte mit einer Art ehrwürdiger Scheu auf die Blätter.

„Dann können Sie ja froh sein. Wenn Sie nun nur gute Nachrichten bekommen von der Zeitung, der Sie ihn einschicken wollten. — Aber Sie sehen ja gar nicht aus, als ob Sie sich darüber freuen, daß der Roman nun fertig ist.“

„Doch, doch!“ Camille Blanc nickte; aber eine dunkle Blutfärbte seine bleichen, scharfgeschnittenen Züge. „Das macht nur die Aufregung, die Abspannung nach all der Arbeit, Mutter Renard. Jetzt will ich aber etwas genießen und dann die Arbeit einpacken.“

Die Wirtin verstand den Wink. Sie warf noch einen Blick auf das Manuskript und verließ dann langsam das Zimmer. So eine leise Unruhe war in ihr. Sie hätte lieber gesehen, daß ihr Blanc dieses wichtige Ereignis lachenden Auges und jubelnden Mundes mitgeteilt hätte. In seinem Wesen hatte durchaus nichts Siegesgewisses gelegen. Das stimmte auch ihre Hoffnungen bedeutend herab; denn wenn die Arbeit nun nicht gelungen war, mußte sie auch ihr Geld verloren geben.

Camille Blanc rührte das Abendbrot nicht an. Er hätte unmöglich jetzt etwas essen können, wo noch alle seine Nerven in fieberhafter Schwingung vibrierten. Alle vorherigen Nächte hatte er bis gegen Morgen geschrieben. Mit glühendem Kopf und hämmernden Pulsen hatte er sich vom Schreibtisch erhoben, weil die schmerzende Hand nicht mehr wollte, oder das Petroleum in der Lampe verlegt war. Nun, wo das Werk beendet war, fühlte er sich geistig und körperlich wie gerädert. Kaum konnte er sich dazu aufschwingen, den Begleitbrief zu schreiben und das umfangreiche Manuskript versandfertig zu machen.

Wie hatte er sich anfangs zu diesem seinem ersten größten Werke gefreut; mit welcher Lust und Liebe hatte er sich täglich vor dem Schreibtisch niedergelassen, und mit welcher froher Genugthuung hatte er das Werden seiner Arbeit verfolgt. Kühne Pläne, rosigte Hoffnungen knüpften sich an das Gelingen des Romans, und kaum war einmal, leicht wieder verslogen, die Furcht in ihm aufgetaucht, das endliche Ergebnis seines Strebens könne eine bittere Enttäuschung werden.

Jubeln hatte er wollen und seinen Schöpfer preisen, wenn er den letzten Federstrich machte und seinen Namen unter das fertige Manuskript setzte.

Nun war der Roman beendet, und er fühlte dennoch nichts von Freude und Genugthuung in seinem Innern. Manches, was ihm zuerst besonders gefallen hatte, kam ihm jetzt abgeschmackt und verbesserungsbedürftig vor.

War die Arbeit denn wirklich mißglückt? — hatte er in jugendlichem Uberschwange sein Talent überschätzt? — oder war es die Nervosität, die ihm alles in düsteren Farben erscheinen ließ, die seine Freude erstickend unklammerte und seine Hoffnungen elendig zerbrach?

Jornig biß er die Lippen zusammen und trug das Manuskript zum nächsten Postamt. Möchte werden was wollte; er konnte nichts mehr ändern und verbessern. Hinter ihm schwang Frau Sorge ihre Geißel und mahnte zur Eile.

\* \* \*

Wochen waren vergangen. Sonderbar, je längere Zeit verstrich, um so tiefer sank Camille Blancs Hoffnung. Als die Zeit nahte, wo er auf eine Entscheidung rechnen durfte, befand er sich wie im Fieberzustand. Für ihn war es nun schon ausgemachte Sache, daß kein vernünftiger Redakteur die Arbeit nehmen konnte. Eine Arbeit, die so viele

Schwächen hatte, die den Anfänger so deutlich verriet! — Und darauf hatte er seine Pläne aufgebaut?

Er mußte jetzt selbst über seine vagen Hoffnungen lachen; aber es war ein bitteres, wehes Lachen, das ihm die Brust zusammenkrampfte.

Eines Tages trat Mutter Renard in Camilles Zimmer und übergab ihm einen eingeschriebenen Brief, den ein Postbote für ihn abgegeben hatte.

Camille hatte wohl das Klingeln gehört. Der grelle Klang der Türglode schnitt ihm jedesmal ins Herz; denn der Postbote konnte sie ja gezogen haben, der sein Manuskript abzuliefern hatte. Heute, wo er gar die Wirtin auf sein Zimmer zukommen hörte, verließ ihn aller Mut. Er barg das Gesicht in den Händen, und um nicht sehen zu müssen, wie sie mit dem dicken entsehligen Paket über die Schwelle trat. So wie ihm in diesem Momente zumute war, konnte nur ein zum Tode Verurteilter fühlen, dem man die Botschaft überbringt, daß sein Gnadengesuch abgelehnt worden ist. Aber es war kein Paket, was die Mutter Renard brachte, sondern ein eingeschriebener Brief, und er kam von der Redaktion, der Camille seinen Roman eingesandt hatte. Camille verlor alle Farbe. Mit zitternder Hand setzte er seinen Namen unter den Empfangschein und riß dann den Umschlag auf.

Nur ein hastiger, irrer Blick genügte ihm. — Man hatte seinen Roman gegen ein hohes Honorar erworben!

Wortlos hielt er Mutter Renard das Schreiben hin. Als sie es gelesen, leuchtete die helle Freude auf ihren ehrlichen Zügen. „Nein, die große Freude, die große Freude!“ vermochte sie nur zu sagen.

Da hörte sie neben sich einen tiefen Seufzer, und als sie den Kopf wandte, sah sie, wie Camille Blanc langsam vornüberauf und schwer mit dem Kopf auf die Schreibtischplatte schlug.

Die große Freude hatte ihn getötet!

## Sprüche.

Mit allen Geschenken können wir einander doch nichts Besseres geben als die alte Liebe. Sie sind im besten Fall nur die Zinsen aus diesem Kapital. Wo das Kapital fehlt, sinkt auch der Wert der Zinsscheine auf nichts zurück.

\*

Du klagst, das Menschenleben sei so kurz —  
D, mach' es lang, indem Du's weislich nuzest.

\*

Nichts anderes aber muß man wollen und bedürfen als das Höchste. Wenn sich auch unser Dasein verzehrt, ohne das Ziel zu erreichen — nur nicht vorlieb nehmen, nicht von Almosen leben, die man von anderen nimmt oder sich selber gibt!

\*

Du wirst Freud und Leid haben, wie jeder Mensch auf dieser Welt; Du wirst um so mehr Freud und Leid haben, je inniger Du die Deinen liebst. Aber eine solche Freude wird Dich glücklich und ein solches Leid wird Dich groß machen.

\*

Das Leben ist ein Baum, dessen Frucht oft bitter ist.

## Unsere Bilder.

Das Schloß Artstetten, die letzte Ruhestätte Erzherzogs Franz Ferdinands und seiner Gemahlin. In einem dichten Park am Donauufer bei Melk liegt Schloß Artstetten, welches der Erzherzog testamentarisch zu seiner letzten Ruhestätte bestimmte. Er traf diese Anordnung, da er neben seiner Gemahlin ruhen wollte und diese in die Kapuzinergruft, in der nach altem Brauche die Mitglieder des Kaiserhauses beigesetzt werden, nicht aufgenommen worden wäre.

Vom diesjährigen Arztetag. Das Orchester der Mediziner. Der diesjährige Arztetag, der in Bad Tölz stattfand, war sehr reich besucht. Wie schon häufig, veranstalteten die Mediziner auch diesmal Konzerte, die einen besonderen Reiz dadurch boten, daß die Ärzte alle in weißen Operations-Mänteln auf dem Podium Platz genommen hatten.

Prinzessin Margarete von Dänemark, die jüngste Tochter des Prinzen Waldemar, eines Oheims des regierenden Königs Christian X., liegt an der Universität Kopenhagen dem Studium ob und dürfte wohl die erste studierende Fürstin sein. Sie ist am 17. September 1895 geboren und wie ihre Mutter, eine frühere Prinzessin von Orleans, katholischer Konfession, im Gegenjate zu ihren vier Brüdern, von denen der älteste, Prinz Tage, bekanntlich im Februar d. J. unter Verzicht auf seine Erbrechte sich mit einer italienischen Gräfin vermählt hat.



## Ernst und Scherz.



### Sprüche.

Jedes Zeitalter begehrt einen neuen Inhalt der Freiheit.

Der Geizhals bleibt im Tode larg:  
Zween Blicke wirft er auf den Sarg,  
Und tausend wirft er mit Entsetzen  
Nach den mit Angst verwahrten Schätzen.

**Viktor Hugo über Beethoven.** Einen bisher unbekanntes Hymnus Viktor Hugos auf Beethoven teilt „Die Musik“ mit. Während bisher von Viktor Hugo behauptet wurde, daß er unmusikalisch gewesen sei, spricht diese Stelle, die bei der Ausgabe seiner Bücher über „Die Genien“ wegblieb, dagegen. „Beethoven ist die deutsche Seele“, sagt Viktor Hugo in seinem Buche, und daran schloß sich eines der glänzendsten Prosastücke des französischen Dichters: „Dieser Taube hört die Unendlichkeit. Gebugt über den Schatten, ein mystischer Hellseher der Musik, aufmerksam lauschend auf die Harmonie der Sphären, die Plato bekräftigt, so hat Beethoven den Gesang der Himmel aufgezeichnet. Beethoven ist ein wunderbares Beispiel für die Macht der Seele. Wie, ihr zweifelt an der Seele? Nun wohl, hört Beethoven. Diese Musik ist der Strahlenkranz eines Tauben. Ist es der Körper, der sie geschaffen hat? Nein, seine Seele für sich macht Musik... Der Träumer wird hier seinen Traum wiedererkennen, der Seemann seinen Sturm, Elias den Wirbel, aus dem ihn der lustige Wagen entführt, Erwin von Steinbach seinen Dom, der Wolf seinen Wald. Habt ihr im dunklen Wald das riesige Antwert gesehen, in dem die Nacht sich fängt wie ein Sperber im Netz und düster hodt, da sie nicht hinaus kann? Die Symphonie Beethovens hat solche unentwärbare Dichte...“

**Die erste kinematographische Aufnahme.** Kürzlich wurde in Boulogne sur Mer ein Denkmal des berühmten Physiologen Etienne Jules Marey enthüllt. Marey, der durch sinnreiche Registrier- und photographische Apparate die Lehre von der Bewegung der Menschen und Tiere förderte, gilt als Erfinder des Kinematographen. Bei dieser Gelegenheit berichtete ein Arzt, der Lézinier, ein Mitarbeiter und Freund Mareys, über die erste kinematographische Aufnahme im Laboratorium des Physiologen, der seinen Versuchen die Ergebnisse zugrunde legte, die der Physiker Janien erzielt hatte, als er mit Hilfe eines photographischen Revolvers im Jahre 1874 den Vorübergang der Venus vor der Sonne dadurch beweglich wiedergab, daß er in schneller Aufeinanderfolge eine Reihe von photographischen Aufnahmen machte. Lézinier erzählte: „Ich wohnte damals (im März 1888) mit Marey in der Villa Maria am Posilipp bei Neapel. Der erste Apparat, den ich konstruierte, hatte die Gestalt eines langen, schwarzen Kastens. Als Modell zu dieser ersten kinematographischen Aufnahme, die trotz der Unvollkommenheit des damaligen Apparates gut gelang, diente uns eine kleine Eidechse, ein armes, in einen Käfig eingeschlossenes Tier, das dadurch künstlich in fortwährender Bewegung gehalten wurde, daß Marey ihm kleine Brotkrumen auf den

Schwanz warf. Seit diesem Tag hat der Kinematograph seinen Siegeszug durch die Welt angetreten.

**Das Gehirn des Chinesen.** Bei der Schwierigkeit, welchen die Anatomie in China auch heute noch begegnet, darf es nicht wundernehmen, daß die speziellen Eigenschaften des Gehirns der gelben Rasse noch so gut wie gar nicht bekannt sind, so wichtig deren Kenntnis für die ärztliche Wissenschaft wäre. Nun ist es dem Dozenten für Anatomie in Shanghai, Dr. Kurz, gelungen, zwei Gehirne von Chinesen eingehend zu studieren. Das eine stammte von einem 25jährigen Manne, das andere von einer 35jährigen Frau. Vor allem konnte Dr. Kurz konstatieren, daß — wie bei allen Rassen — das Frauengehirn primitiver organisiert ist als das Hirn des



Reisepublikum  
auf einer abessinischen Bahn.

Mannes. Auch im Gewicht kam der charakteristische Unterschied zum Ausdruck: das erste Gehirn wog 1454 Gramm, das zweite 1200 Gramm. Besonders eingehend wurden die Unterschiede gegen das Gehirn der Europäer studiert. Dabei konnte vor allem festgestellt werden, daß eine größere Anzahl von typischen Merkmalen das Gehirn der Chinesen als primitiver kennzeichnet gegenüber dem Kaukasier-Gehirn. Auch bezüglich des Kleinhirnes konnte diese nützliche Konstatierung gemacht werden. Diese Ergebnisse sind für die Rassen-Hygiene von Bedeutung. Es ist ja zwischen den einzelnen Völkern der gelben Rasse in geistiger Hinsicht ein typischer Unterschied, der sich z. B. im Vergleich mit den Japanern zeigt. Nun ist abzuwarten, ob weitere Gehirnuntersuchungen auch hier bereits einen Unterschied festzustellen vermögen in dem Sinne, daß eine weiter fortgeschrittene geistige Entwicklung sich auch anatomisch im Bau des Gehirns durch typische Unterschiede in der nämlichen Rasse nachweisen läßt.

**Der Musterknabe.** Zwei Herren, die in der Bahn zusammen fahren, unterhalten sich über die Erziehung der Söhne. „Saben Sie Söhne?“ — „Ja, einen.“ — „Macht er?“ — „Aber nein! Er hat nie eine Zigarette angerührt.“ — „Trinkt er?“ — „Spielt er Karten?“ — „Geht er ins Café?“ — „Er denkt nicht daran!“ — „Kommt er abends spät nach Hause?“ — „Gleich nach der Mahlzeit geht er zu Bett.“ — „Dann kann ich Ihnen wirklich gratulieren. Das ist ein Musterknabe! Wie alt ist er denn?“ — „Zwei Monate und neun Tage.“

**Nach der Wahl.** Der Wähler zu dem siegesstolzen Abgeordneten: „Und nun, Herr Abgeordneter, da Sie glücklich gewählt sind, vergessen Sie nicht, was Sie uns versprochen haben.“ — „O, seien Sie beruhigt, wir werden in vier Jahren wieder darüber sprechen.“

**Als Kindermund.** Dunkel: „Na, Fräulein, hast Du Dich gestern bei dem Picknick gut amüsiert?“ — Fräulein: „O, fein! Grete hat in ein Wespennest gefaßt, Mamma hat sich beim Kaffeetocher die Finger verbrannt und Papa setzte sich in die Butter!“

**Hans und Fritz** haben eine tiefe Abneigung vor dem Waschen und sträuben sich täglich weinend gegen diese ihnen sehr unangenehme Prozedur. Eines Tages sagt der Vater zu ihnen: „Wenn Ihr Euch artig den Hals waschen laßt, dann geht ich mit Euch in den Zirkus.“ — Da ruft Fritz aus: „Und wenn Du keine Bilette mehr bekommst, dann steh'n wir da mit 'm gewaschenen Hals.“

**Der Schlammteufel.** Als die Mutter von einem kurzen Besuche nach Hause kommt, erzählt der Vater, daß die Kinder sehr laut gewesen sind und daß er ihnen öfters Vorhaltungen machen mußte. Sofort eilt sie in das Kinderzimmer: „Ich habe ja schöne Sachen von Euch gehört. Ungezogen seid Ihr gewesen. Nun sagt wenigstens die Wahrheit, wer hat am lautesten geschrien?“ Und einstimmig ertönt die Antwort: „Das war der Vater.“

**Die Liebesprobe.** Junges Mädchen: „Sie haben sich wirklich, um mir zu gefallen, den Bart abnehmen lassen; was mag Sie dieser Entschluß wohl gekostet haben?“ — Verehrer: „O, nicht viel, wertlos Fräulein, nur fünfzig Pfennig!“

**Zu viel verlangt.** Junge Gutsherrin (zum Verwalter): „Ich bin recht unzufrieden mit Ihnen, Herr Verwalter. Jedesmal, wenn ich den Schweinestall besichtige, fangen die wüsten Tiere an zu grunzen. Können Sie ihnen denn gar keinen Anstand beibringen?“

### Rätsel.

Unter 25 Brüdern fang' ich den Reigen an.  
Stellst du zur Rechten mir noch einen  
jüngern dran,  
So dien' ich als Gewicht  
Und spiel' in fremder Karte.  
Seh' deinen Nachbar noch hinzu,  
Und sieh, du findest mich im Wald und in  
dem Garten  
Bald in Bewegung, bald in Ruß.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Wirbel.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
E. Kellen, Bredebeck (Ruhr). Gedruckt u. heraus-  
gegeben von Fredebeul & Koenen, Ess u. (Ruhr).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 31

Sonntag, den 2. August

1914

## Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Was meinte der Mensch damit? War von ihm die Rede — hoffentlich sähe man ihn, den Volontär Falke, nie wieder? — Höchst seltsam! — Wenn Gruse die Wahrheit gesagt hätte! — Er für

von seiner Wanderung nach dem Mühlental und was er da gesehen und gehört hatte.

„War der Stadler auch wirklich Reyth?“ fragte der Kommerzienrat sehr mißtrauisch, als er zu Ende war.

„Ganz ohne Zweifel, Onkel. Und ich würde bei der Sache noch gar nichts Besonderes gefunden haben, wenn Gruse vor einiger Zeit mir nicht so seltsames Zeug vorgefälscht hätte: von Schmuggeleien, von Geschäftsgeheimnissen, die der Oberingenieur ans Ausland verkauft, von seiner Freundschaft mit dem übel-



König Friedrich August von Sachsen auf einer Besuchsreise durch das Erzgebirge: Begrüßung in Olbernhau.

seine Person traute dem Oberingenieur jeden Schurkenstreich zu und hielt es nun für durchaus wahrscheinlich, daß diese beiden Männer unter einer Dede spielten. Reyth pflegte doch sonst nicht einem einfachen Manne so herzlich die Hand zu drücken. Er tat doch immer furchtbar vornehm schlichten Leuten gegenüber. — Gruse mußte unbedingt recht haben. Auf alle Fälle wollte Werner dem Onkel heute noch erzählen, was er beobachtet und welche Vermutungen sich ihm aufdrängten. Möchte der überlegen lächeln, wie leider gewöhnlich, wenn auch mal ein Jüngerer klug sein wollte, oder nicht, er hatte dann wenigstens seine Schuldigkeit getan. — Um schneller heimzukommen, schlug er auch die bequeme Chaussee ein, auf der er in einer halben Stunde die Villa erreicht haben konnte.

Nach dem Abendessen saß Werner mit dem Herrn und der Frau Stralau noch ein Weilchen beisammen wie sonst in den Tagen, als noch nichts Trennendes zwischen ihnen und ihm lag. Aller Weill sahien heute begraben zu sein, er wurde mit einer Herzlichkeit behandelt, die ihn beinahe rühren mußte. Und dann sprach er

berüchtigten Schiffmann, der doch wegen Schmuggels schon öfter bestraft wurde.“

Wohl erschien das gewohnte überlegene Lächeln ganz flüchtig um Stralaus breiten Mund, aber dann wurde er doch recht ernst und nachdenklich. Besonders, als seine Gattin bemerkte:

„So einem Kerl gibt doch kein anständiger Herr die Hand. Sagte Reyth nicht überhaupt heute mittag, er müsse nach Tannen- hof wegen der bestellten Lokomotive?“

Mit dem ersten Zuge reiste Werner am nächsten Tage also ab, und Tante Amalie war gütig genug, ihm zu guter Letzt noch mit einer Träne im Auge zuzusüßeln:

„Gla werde ich schön grüßen von Dir, mein Junge.“

Als der Kommerzienrat Reyth hernach fragte, ob es stimme, daß er gestern nachmittag im Mühlental gewesen sei, da leugnete der das schlankweg, ohne eine Spur von Verlegenheit.

„In Tannenhof war ich,“ sagte er sehr ruhig. „Darf ich wissen, wer mich in Mühlental gesehen haben will?“

„Falke sagte es mir.“

„Merkwürdig, wo man mich überall sieht! Ich glaube ganz bestimmt, daß ich einen Doppelgänger habe.“  
Lächelnd schüttelte er dabei den Kopf, und Stralau gab sich zufrieden. Freilich mußte er nachher doch noch öfter an Werners Worte denken.

## IV. Kapitel.

Niemand hatte Werners plötzliche Versetzung nach Freiental mehr betrauert als Gruse und seine Tochter. Freilich sollte sich ein guter Bekannter des Volontärs um den Bedauernswerten kümmern, aber das war namentlich für die Goldmarie nur ein schwacher Trost, denn dieser Herr wandte ihnen niemals bares Geld zu, sondern sorgte nur dafür, daß dem Kranken täglich etwas Suppe und sonstige Speisen gebracht wurden. Da schrieb Marie denn an den hochherzigen Wohltäter nach Freiental einen mit Tränen benetzten Bettelbrief, in dem sie ihn beschwor, ihnen doch nur ein einzigesmal noch etwas Geld zu — leihen, weil der Vater sonst verhungern müßte.

Aber zu ihrer bitteren Enttäuschung antwortete Werner, der durch seinen Bekannten genau auf dem laufenden gehalten wurde, sehr kurz:

„Ihre Klagen sind unberechtigt. Bargeld würde nur Ihnen zugute kommen, nicht Ihrem Vater. Darum schade ich nichts. — Es ist mir bekannt geworden, daß Sie den größten Teil der Ihnen von mir gegebenen zwanzig Mark in Fuß angelegt haben.“

Werner Falke.

Der Brief empörte die freche Person dermaßen, daß sie des jungen Herrn Wohlthaten vollkommen vergaß und einen glühenden Haß auf ihn warf. Freunden und Bekannten gegenüber prahlte sie jedoch damit, daß sie mit dem schönen Volontär in Briefwechsel stehe, zeigte auch wohl den Briefumschlag mit seinem Monogramm.

„Mädel, gib mir das Kuvert,“ sagte Banner, als er es ebenfalls sah. „Ich zeige es unserm Oberingenieur. Dann freut er sich wie ein Schneekönig, weil er neuen Stoff findet, Falke was anzuhängen.“

Und so gelangte der harmlose Umschlag mit Werners Schriftzügen denn wirklich in Keyths und wenige Stunden später sogar in Stralaus Hände.

„Sie sehen, Herr Kommerzienrat,“ sagte jener mit Triumphatormiene, „meine Vermutungen sind doch nicht unbegründet gewesen: Herr Falke muß mit dieser Dirne auf recht gutem Fuße gestanden haben, sonst würde er ihr nicht schreiben. Der Brief soll voller Zärtlichkeiten sein, so daß der Arbeiter Banner, der ihn las, als er Gruse besuchte, ganz empört war und es für seine Schuldigkeit hielt, mir das Schriftstück zu zeigen. Der Brief selber ist ihm nun leider abhanden gekommen. Er behielt nur den Umschlag.“

Herr Stralau schüttelte recht unmutig seinen Kopf, berührte das Stück Papier mit den Fingerspitzen, wie etwas sehr Unsauberes, das er aus der Gasse auflesen mußte, legte es beiseite und sagte dann:

„Es scheint große Erbitterung gegen Werner zu herrschen, daß man sich angelegentlich bemüht, ihn zu verkränken. Ich denke, wir lassen die Sache auf sich beruhen, Herr Keyth, und beschäftigen uns mit wichtigeren Dingen.“

Der Oberingenieur verbeugte sich leicht und murmelte kaum verständlich:

„Ich meinte es nur gut und hielt es für meine Schuldigkeit.“  
Wie sehr die Angelegenheit seinem Chef nachher noch durch den Kopf ging, das ahnte er nicht.

Aber Stralau sprach am Abend lange und ernst mit seiner Gattin darüber, und beider gute Meinung von ihres Pflegesohnes lautem Lebenswandel sollte durch das erbärmliche Lügengewebe stark erschüttert werden.

Bereits nach vierzehn Tagen traf Ella ganz unerwartet wieder in der Villa ein. Es hatte ihr dieses Mal in Berlin ganz und gar nicht gefallen. Sie fühlte sich auch nicht besonders wohl und schien etwas bleichsüchtig geworden zu sein. Darum eben, gab sie an, käme sie schon jetzt nach Hause. Die Eltern waren nicht wenig überrascht, und ihre scharfsinnige Mama ahnte den wahren Grund sofort: die Sehnsucht nach Werner. —

Ja, so und nicht anders verhielt es sich in der Tat. Daß der Geliebte ihren Brief nicht beantwortet hatte, trotzdem sie ihn zum Schluß sehr dringend gebeten, es doch ja gleich zu tun und ihm auch genau angeben, wie er adressieren solle, bereitete ihrem jungen Herzen großen Kummer und ließ darin quälende Zweifel an der Aufrichtigkeit seiner Liebe von Tag zu Tag mehr wachsen. Sollte er denn an dem Abend nur im Taumel einer jäh auflobernden Leidenschaft gehandelt haben? Gerente es ihn nachher wieder? Daß er nicht einmal in der ganzen Zeit schrieb, war doch grausam und herzlos von ihm. Oder sollte ihm etwa etwas fehlen? — Gewißheit wollte sie haben, darum litt sie es nicht länger im Trubel der Millionenstadt.

„Ist sonst etwas Neues passiert inzwischen, Muttchen?“ fragte sie dann mit eigentümlich gepreßter Stimme, sobald sie sich mit der Mama allein in ihrem Boudoir befand.

„Nichts von Bedeutung, Kind. — Ja so, daß Werner nach Freiental abgereist ist, schrieb ich Dir nicht auf der letzten Karte. Ich vergaß es ganz.“

Sie wurde ganz blaß, und ihr entsetztes Gesicht verriet des liebenden Herzens Empfinden nur zu deutlich.

„Nach Freiental? Warum denn das? — Wie lange? Und dies schreibst Du mir nicht!“ stieß sie mit zitternder Stimme aus.

„Der dortige Ingenieur Hegeler mußte hierher kommen. Kind, da er in der hiesigen Fabrik durchaus notwendig ist.“

Da hat Werner denn seinen Posten übernommen. Er bekommt Gehalt und kann sehr froh darüber sein. Aber mein Liebling, regt Dich denn das so sehr auf? Ich sollte Dich noch schön grüßen von ihm.“

„Mama, ist es nur darum, daß er fortgeschickt wurde? Du machst ein Gesicht, als wenn —“

„Nun laß nur, Herzblatt! Bieh Dich erst mal um und genieße etwas. Siehst mir ganz durchfroren aus. Sollst eine heiße Tasse Tee trinken. Nachher erzähle ich Dir alles ausführlich, mein Kind! Ach Gott, ich bin ja froh, daß ich Dich wieder hier habe!“

„Aber nein, Muttel, es friert mich gar nicht. Bitte, erzähle doch gleich! Ist etwas vorgefallen hier? Hat Werner Differenzen mit Heß gehabt? Der war ihm doch nicht wohlgeinnt.“

Es half nichts, Frau Amalie mußte mit der Sprache herausscheiden. Nach einigem Hin und Her schloß sie ihr Töchterchen dann erst noch einmal innig in ihre mütterlichen Arme, wuschte sich eine Träne aus den Augen und sagte darauf in ihrem zärtlichsten Ton:

„Kind, wenn Du es denn durchaus wissen willst, sollst Du es erfahren. Aber nimm die Sache nur nicht tragisch. — Papa hatte allerdings noch einen andern triftigen Grund: Werner ist jung und sehr unerfahren. Du weißt auch, daß er eine recht impulsive Natur ist. So junge Männer in seinem Alter müssen nun mal ihre Liebesabenteuer erleben. Sie halten das für

selbstverständlich, und man verurteilt sie darum auch nicht gleich. Aber das junge Mädchen, für das unser Junge ein gar so lebhaftes Interesse an den Tag legte, hätte ihm doch gefährlich werden können, darum hielt Papa eine Trennung für notwendig.“

Mit einem Schmerzenslaut sank Ella aufs Sofa und starrte die Mutter mit entgeistertem Anblick an:

„Ein Mädchen? Werner sollte Interesse für — eine andere gehabt haben?“

„Es ist leider so, mein Herzblatt. Du kennst ja so junge Männer noch rein gar nicht.“

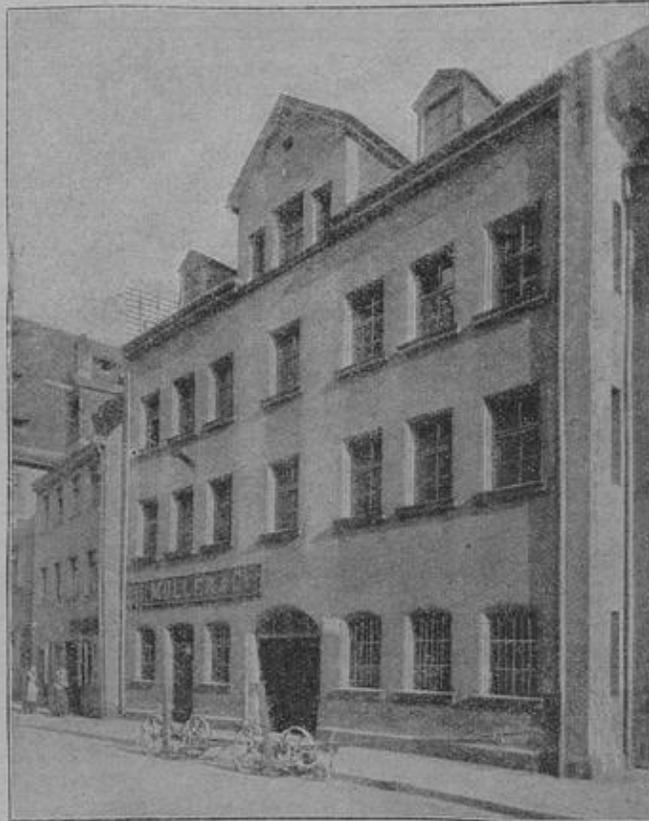
„Wer ist das Mädchen, wie heißt es, wie sieht es aus?“

„Ich kenne die Person nicht weiter, hörte nur, daß sie rotes Haar habe und es vorzüglich verstehen solle, jungen Herren mit Erfolg nachzustellen. Sie steht in keinem guten Ruf, ist Verkäuferin oder so etwas, und ihr Vater soll ein heruntergekommenes Subjekt sein.“

Sofort fiel Ella wieder ein, was der brummige Christian ihr am Abend vor der Abreise angedeutet hatte, aber trotzdem rief sie mit tränenerstickter Stimme aus:

„Mama, das ist einfach nicht möglich! Werner hatte vor mir keine Geheimnisse.“

„Es ist leider doch so. Er wird Dir so etwas nicht verraten. Die Person steht sogar noch jetzt in regem Briefverkehr mit ihm“



Das Geburtshaus von Hans Sachs in Nürnberg ermittelt.

Damit Du ganz klar siehst, mein Kind, und Dich nicht Illusionen hingibst, die zu noch weit herberen Enttäuschungen führen könnten, will ich Dir einen Brief zeigen, den Werner an dieses Mädchen schrieb — wenigstens das Ruvert. — Warte, ich hole es.“

Und nun starrte die so grausam Betrogene auf den rosa-farbenen Briefumschlag, der des Geliebten charakteristische Schriftzüge trug: An Fräulein Maria Gruse, Bergfeld, Hafengasse 13, lautete die Adresse.

Und darüber befand sich das goldene Monogramm seines Namens.

Da presste Ella krampfhaft beide Hände ans schmerzlich zuckende Gesicht und weinte so bitterlich, daß ihrer Mutter das Herz blutete und sie sich verzweifelte Mühe gab, die zu Tode Betrübte zu trösten und zu beruhigen.

„Kind, ich mußte es Dir sagen. Es ist zu Deinem Guten. Du wirst ruhiger werden, wenn Du nur erst eine Nacht darüber geschlafen hast.“ Sprach sie, während ihr selber die Tränen unaufhaltsam über die Wangen perlt.

„Denke darum nicht schlechter von Werner. Sieh nach wie vor den Bruder in ihm und vergib ihm, wenn er unrecht an Dir gehandelt hat. Er ist nun doch einmal eine so leidenschaftliche Natur.“

Aber die Jammernde, Betrogene, in ihren heiligsten Gefühlen betäubt konnte nicht verzeihen. Das war zu schlecht von Werner. Ach, vielleicht würde sie immer noch nicht an seine Schuld geglaubt haben, wenn sie es nicht selber gesehen hätte, daß jenes Mädchen es sogar gewagt hatte, ihn vor der Villa zu begrüßen,

Bergfeld zurückkehre, oder daß ich in einem fremden Betrieb eine Stellung annehme.“ Da gab es wieder eine heftige Szene, und Werner sah seinen Pflegevater genau in derselben Aufregung wie damals, mußte bittere Vorwürfe über sich ergehen lassen und sogar eine Beleidigung erdulden, deren Sinn ihm ganz und gar unverständlich blieb:

„Du kannst das Ewigweibliche wohl nicht entbehren und trägst Verlangen nach neuen Liebesabenteuern. Gottlob, daß Ella luriert ist und Dich richtig beurteilt.“

Ja, wie sie ihn beurteilte, das glaubte er nun genau genug zu wissen. Sein Liebestraum war eben ein Wahn gewesen. Als Mann von Energie hatte er sich einigermaßen über die arge Enttäuschung hinwegzusetzen gelernt hier in der schrecklichen Einsamkeit. — Aber seines Wertes war er sich demnach voll bewußt. Darum eben gab er jetzt nicht nach, sondern trotzte Stralau.

„So versuche Dein Heil in der Welt. Aber wundere Dich nicht über meine unerbittliche Strenge, wenn Du bald als verlorener Sohn reumütig zu mir zurückkehrst.“

Das sollten des Kommerzienrats letzte Worte sein. Und Werner verließ die Filiale noch am selben Tage. Im Ausland, und zwar in Kopenhagen, konnte er gerade jetzt in einer bekannten Fabrik für Flugfahrzeuge durch Vermittlung eines seiner Hochschullehrer ein Unterkommen finden, freilich ein recht bescheidenes. — Davon sagte er indessen nichts.

Höchst verdrossen kehrte Stralau denn wieder heim und teilte den Seinen mit zornbebender Stimme mit, daß sie Werner nun wahrscheinlich niemals wieder zu sehen kriegen würden:

„Wir haben unsere Wohltaten an einem Unwürdigen verschwendet,“ sagte er. „Ich weiß nicht, was aus dem Menschen geworden ist. Er widerspricht mir und ist einfach davongelaufen. Aber ich ahne den Zusammenhang: die rot-haarige Heze spukt ihm im Kopfe herum. Zufällig erfuhr ich, daß sie auch ausgetüft ist. Nun, mögen sie beide im Sumpf umkommen. Ich habe ihn nicht retten können, denn er will klüger sein als ich. Ja, ja, undant ist der Welt Lohn.“

Seine Gattin verfiel vor Aufregung in Krämpfe und wurde ernstlich krank. So etwas hatte sie nicht erwartet. Werner stand ihrem Herzen doch nahe wie ein Sohn. Sie machte dem Gatten die heftigsten Vorwürfe, daß er gar so hart gewesen wäre und wünschte nichts sehnlicher, als daß alles noch einmal würde, wie es früher gewesen.

Ella aber seufzte still in sich hinein und sagte zu sich selbst: „Nun ist alles, alles aus zwischen ihm und dir! Möge Gott mit ihm sein in der

Fremde. — Du mußt ihn vergessen.“

In dieser Zeit, wo düstere Schatten über der Stralauischen Villa lagen, zeigte der Assessor v. Miller sich ganz besonders als treuer Freund und Tröster. Er ersahen täglich mit den teuersten Blumensträußen, um sich nach dem Befinden der Frau Kommerzienrat zu erkundigen und hoffte von neuem, daß es ihm nun doch noch gelingen werde, Ellas sprödes Herz zu erobern. Ach, es lag ihm ja doch so unendlich viel daran, denn er steckte bis über die Ohren in Schulden und konnte sich kaum noch vor seinen Gläubigern retten. Und das heißbegehrte Mädchen begegnete ihm jetzt in der Tat ein klein wenig liebenswürdiger als bisher; nicht weil es ihn lieber mochte, sondern lediglich, weil er eine so rührende Besorgnis für die Mama zeigte und diese wie kein anderer aufzuheitern verstand. Gewiß wäre es ein herzenguter Mensch, das räumte Ella gern ein. Sie würde ihn auch lieben können, wenn nicht eben ihr Herz schon einmal einem andern gehört hätte. Wie groß müßte aber seine Liebe zu ihr sein, wie groß und wahrhaftig, daß er ihr all ihre gelegentlichen Rücksichtslosigkeiten verzeiht und immer wieder kam!

Im Garten blühten jetzt die Veilchen, und auf den zierlichen, muschelumfaßten Beeten prangten Krokus, Szilla, Himmelschlüssel, Tulpen und süßduftende Hyacinthen in wunderbarer Farbenpracht. An den Büschen leuchtete im goldenen Sonnenschein das erste zarte Grün, überall schwellende Knospen, überall Frühlingswunder und Auferstehungsfreude. Wie eine Kuppel von durchsichtigem, tiefdunkelblauem Glas wölbte sich der lachende Himmel über der erwachenden Erde. Frühlingszauber umwob die weite Gotteswelt.

„Daß Mama doch jetzt hinaus könnte in den hellen Sonnenschein!“ seufzte Ella an diesem prachtvollen Apriltage still vor sich



Die Schweizerische Landesausstellung in Bern.

und wenn sie nicht ohne jegliches Lebenszeichen von seiner Hand geblieben wäre während ihrer ganzen Abwesenheit. —

Die Mutter sah ein, daß es das Beste sei, sie mit ihrem ersten großen Schmerz nun allein zu lassen. — Die Zeit, jene große Wunde, würde auch diese Wunde heilen. Und das bittere Leid müßte ja zum Segen werden. Vielleicht sähe Ella, wenn sie ruhiger geworden, den Assessor, der es doch wirklich ehrlich mit ihr meinte, aus ganz anderen Augen an. Sie ging also, nachdem sie ihrer weinenden Tochter selber den Tee ins Zimmer gebracht und ihr herzlich eine gute Nacht gewünscht hatte.

„Es war gut so,“ sagte der Gatte nachher. „Der Arzt muß zum Messer greifen, wenn es keine andere Rettung gibt. Mag die Operation auch noch so schmerzhaft sein. Wir wollen unseres Kindes Bestes.“

Wochen und Monate waren verstrichen. Der Winter hatte seinen Einzug gehalten mit Frost und Schnee. Aber die Alltöchterin Zeit schien Ella immer noch nicht beruhigt zu haben. Sie zeigte nach wie vor ein auffallend schenes Wesen, verspürte keine Lust mehr an den Freuden und rauschenden Festlichkeiten der Winterfaison, begegnete dem Assessor v. Miller mit eisiger Kälte und machte ganz den Eindruck einer Schwerleidenden. — Von Werner traf nur selten ein Brief an ihre Eltern ein. Und aus dem Wenigen, das er schrieb, ging immer hervor, daß er sich in der Einsamkeit durchaus nicht wohl fühlte.

Bald nach Neujahr besuchte der Kommerzienrat ihn einmal. Da sagte er es frei heraus:

„Lieber Onkel, Du magst es herzlich gut mit mir meinen, aber hier kann ich nicht länger bleiben, da ich in diesem kleinen Betriebe absolut nichts hinzulernen. Und ich möchte doch weiter, möchte noch so sehr viel lernen. Gestatte mir also, daß ich nach

hin, während sie einsam auf den sorgfältig behackten, frisch mit Nies bestreuten Wegen des Gartens dahinspazierte. Die Sorge um ihre immer noch leidende Mutter erfüllte in dieser Zeit ihr Herz ganz und gar, und darum sehnte sie Adalbert v. Millers Besuch häufig genug herbei, wenn er einmal nicht zur gewohnten Stunde erschien.

Eben war jetzt der Doktor wieder drinnen gewesen. Auf ihre Frage zuckte er die Achseln, setzte eine gelehrte Miene auf und antwortete: „Ja, mein gnädiges Fräulein, so ein Herzleiden ist eine langwierige Sache. Aufheiterung, Ablenkung von quälenden Grübeleien, das ist die beste Medizin. Nachher dann eine Kur in einem Badeorte, den ich noch bestimmen würde. Mit den Digitalistropfen allein ist nicht viel zu machen.“

Ganz ähnlich pflegte seine Auskunft schon seit Wochen zu lauten. Aber wer könnte denn nur immer aufheitern? Ihr war die Gabe nicht gegeben, und dem Papa noch viel weniger. Der Professor allein verstand das mit seinem unerschöpflichen Humor. Was mußte er nicht für Scherze und Schnurren zu erzählen, der geistreiche Mann.

Da kam der Papa mit unwölkter Miene und gerunzelter Stirn die Terrasse herunter. O, ihn mußten in letzter Zeit gewiß allerlei Sorgen bedrücken, denn er konnte ungenießbar sein bei seiner Laune. — Sollte ihm der Doktor jetzt vielleicht irgend etwas Entmutigendes gesagt haben? — Als sie ihn danach fragte, umspielte ein spöttisches Lächeln seine Lippen, und barsch erwiderte er:

„Sorge und Aerger draußen und drinnen, das ist das Los des vielbeneideten Bergfelder Kommerzienrats Stralau. Und dabei soll man der kranken Frau immer eine heitere Miene zeigen, damit sie nur ja nichts errät von all den Nergernissen, die mir die Galle ins Blut treiben. Es ist mit dem Herzleiden recht bedenklich sogar. Der Himmel weiß, was uns die Zukunft noch bringt.“

„Aber Papa — so sprich Dich doch wenigstens mir gegenüber offen aus. Ich bin doch jetzt kein Kind mehr,“ rief sie ganz erschreckt aus.

„Na ja, kannst es ruhig hören: die Firma Hartung — Du kennst diese Hartungs — diese Halunken mit der unanständigen Reklame — also die Firma hat mich über-

flügelt. Einen neuen Motor konstruierte sie, der alles, was ich fabriziere, in den Schatten stellt. Und dabei handelt es sich um eine Erfindung, an der ich selber seit Monaten Tag und Nacht gearbeitet habe. Sie war ungefähr fertig. Eine Kleinigkeit fehlte. Darum zögerte ich noch, sie beim Patentamt anzumelden. Noch vierzehn Tage, und ich hätte den Ruhm geerntet. Nun hat irgend jemand in dieser Spitzbubenfirma genau dieselbe Idee gehabt wie ich und ist mir zuvorgekommen. Ich habe umsonst gearbeitet. Und da soll man nicht aus der Haut fahren? Eine solche Übereinstimmung der Gedanken ist einfach unfaßbar. Man muß an Hexerei glauben, oder — an eine ganz raffinierte Spitzbuberei. Könnte ich mich auf meine Ingenieure nicht unbedingt verlassen, so würde ich annehmen, irgend jemand von ihnen hat meine Skizzen nachgezeichnet und mein Geheimnis der Konkurrenz verkauft. Aber das ist nicht denkbar. Jedenfalls bir ich furchtbar mißtrauisch geworden, selbst gegen Meyth.“

„Papa, dem Manne habe ich niemals getraut. Der hat so falsche Augen,“ unterbrach Ella ihn lebhaft.

„Ach was, falsche Augen! — Das redest Du so hin,“ brummte er. „Der Mann leistet Hervorragendes. Aber ich gehe zugrunde an dem Gedanken, von meinem ärgsten Feind überflügelt zu werden. Paul Hartung ist mal Behrling bei mir gewesen. Der dümmste Kerl, den man sich denken kann, ein Idiot, sage ich Dir. Und nun steht er groß da mit seinem neuen Motor. O, die ganzen Zeitungen sind voll. Natürlich kriegt er 'nen Orden und auch den Kommerzienrattitel, so ein junger Dachs von noch nicht viel über dreißig Jahren. — Es ist zum Verzweifeln!“

„Ach Gott, Papa, das kann ich Dir vollkommen nachfühlen. Aber laß doch Mama nichts merken davon. Sie darf sich keine Sorgen machen.“



Die Ueberführung der Leiche Oberst Thomsons vom fürstlichen Palais in Durazzo nach dem Hafen.

„So klug kannst Du reden, nun höre mal einer an! Wo Dir liegt wirklich noch etwas an Deiner Mutter!“ Klang es ironisch zurück. „Aber nun will ich Dir mal was sagen, Mädchen: In Deiner Hand liegt es, um noch ein bißchen Sonnenschein ins Haus zu bringen, die Mama fröhlich zu stimmen und ihr eine ganz besonders schwere Sorge vom Herzen zu nehmen, eine Sorge, an der sie sonst zugrunde geht. — Ja, das steht in Deiner Macht. — Sei endlich vernünftig und halte den Professor nicht länger zum Narren. Wenn aus der Verlobung Ostern was würde, dann wäre Mama gesund. Glaube mir das. Sie sagte es selber. Darum, daß Du Dein Glück mit Füßen trittst, sorgst sie sich eben mehr als um alles andere. Tu uns also den Gefallen und komme zur Vernunft! — Aber ich muß eilen. Adieu und überlege Dir meine Worte!“

Mit langen Schritten rannte er durch die Klirrend hinter ihm ins Schloß schlagende Gartenpforte hinaus, der Fabrik zu. Und Ella setzte mit ernster Miene ihren Spaziergang fort. —

Gegen Abend erschien Adalbert v. Miller wieder mit einem großen Beilchenstrauß und sah heute besonders feierlich aus. Das herrliche Frühlingswetter machte das wohl. Da die Patientin sich gerade in ihr Schlafzimmer zurückgezogen hatte, um ein halbes Stündchen zu ruhen, so war Ella ganz allein mit dem Hausfreunde. Ihr bangte vor dem, was die nächsten Minuten ihr bringen würden, doch sie zwang sich zu einer gewissen Heiterkeit und zeigte sich dem Gaste gegenüber aufgeräumter noch als die letzten Tage. Und da faßte der Liebeglühende sich kurzentschlossen ein Herz,

ergriff ihre zitternde Hand und machte ihr eine Liebeserklärung, wie sie sie poetischer und romantischer kaum in Romanen gelesen hatte. — Natürlich fehlte der Kniefall auch nicht. — Und der Ueberglückliche holte sich keinen Stroh: Ella gab ihm ihr Jawort. Die Unterredung mit dem Vater hatte ihren letzten Trost gebrochen. — So war es denn geschehen: Ein Brautpaar in der Villa Amalie. —

Adalbert v. Miller stand am Ziele seiner sehnsüchtigsten Wünsche. In wenigen Tagen würden die Zeitungen seine Verlobung mit der einzigen Tochter des reichen Kommerzienrats Stralau verkünden, und alle seine Gläubiger könnten beruhigt sein. Noch heute wollte er bei den

Eltern der Braut in aller Form um ihre Hand werben. Er verabschiedete sich darum von Ella mit der Zärtlichkeit eines vor Verliebtheit närrischen Bräutigams und begab sich sofort in das Arbeitskabinett ihres Vaters. — Schon nach zehn Minuten lehrten beide Arm in Arm zurück, und es schien, als habe der Kommerzienrat alle seine Sorgen jäh über Bord geworfen. So heiter hatte seine Tochter ihn lange nicht gesehen, und so herzlich, wie er es jetzt tat, hatte er sie noch nie geküßt. — Goldkind, Herzblatt, Liebling, nannte er sie — sie konnte ihn nicht wieder. — Und nun erst die Mama! Schonend mußte man es ihr beibringen, damit der freudige Schreck ihrem Herzen nicht etwa schadete. Es schien, als sei sie mit einem Schlage vollständig gesund geworden. Und Ella strahlte ja nur so vor Glück. Das eben erfüllte die Güte mit so besonderer Freude. Sie konnte sich unmöglich nur aus Zwang entschlossen haben, dieses vortrefflichen Mannes Gattin zu werden. Nein, das mußte wirklich Herzensneigung sein. So lachte nur das Glück aus Menschenaugen. Und das Glück war es ja auch. Aber eigentlich nur darüber, daß sie den Eltern einen so großen Dienst erwies, daß die Mutter völlig genesen schien. —

Bereits am nächsten Sonntag wurde die Verlobung mit standesgemäßer Großartigkeit gefeiert. — Pfingsten sollte die Hochzeit sein. —

(Fortsetzung folgt.)

## Spruch.

Es ziemt sich den Bejahrten, weder in der Denkwelt noch in der Art, sich zu kleiden, der Mode nachzugehen. Goethe.

## Nachtfahrt.

Skizze von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Zwei Uhr nachts. Es war eifig kalt. Die Laternen standen unwirklich im aufsteigenden Nebel, und ihr Licht strahlte einen seltsam engen Kreis Helligkeit aus. Seit Stunden wartete das Auto auf der Straße vor dem großen Geschäftshause der Firma Mulau u. Cie. Der Chauffeur sah zusammengelaunert und machte den Eindruck eines großen Bären. Nun öffnete sich das gewaltige Eisentor des Hauses, und ein eleganter Herr trat auf die Straße hinaus. Wie elektrifiziert fuhr der Chauffeur auf. Sprang mit einem Satz aus dem Wagen, riß den Schlag auf und furbelte an. Die schnelle mechanische Bewegung hatte jede Müdigkeit in ihm verschluckt. Er war wieder ganz der Herr seiner Maschine, die jedem Hebeldruck parierte. Katternd setzte der Motor ein. Der Chauffeur nahm wieder Platz. Nun ging's durch die schmalen Geschäftsstraßen. An den Ecken langgezogene Suppen-signale — dann in immer schnellerer Fahrt durch die Vorstadt. —

Fritz Ewers lehnte sich in das Lederpolster zurück. Er hatte den Mantelkragen hochgeschlagen, die Mütze tief in die Stirne geschoben und hielt die Hände in den Taschen, in denen die Pant-  
noten knisterten.

Er dachte: Es ist doch eigentlich sehr leichtsinnig, das ganze Geld ohne weiteres mit sich herumzuschleppen. Wie oft hört man von Raubüberfällen — wenn es auch bloßer Zufall ist, daß es gerade dann passiert, wenn es sich für das Begelagerer-  
gündel lohnt. Ja — natürlich, Zufall. Wissen konnten sie es immerhin selten.

Die kalte, schneidende Nachtluft machte seinen überarbeiteten Kopf allmählich freier. Der Zustand, in dem er sich befand, war in den letzten Stunden fast unerträglich geworden. Morgen mußte er die Reise ins Ausland antreten. Alle Arrangements waren von seiten der Gesellschaft in seine Hände gelegt, weil er sich Jahre hindurch bewährt hatte. Kein Mensch würde sich nun wundern, wenn der Portier morgen berichtete, er, der Profurist, habe bis zwei Uhr nachts gearbeitet.

„Unermüdblich wie immer,“ würde sein Chef lächelnd sagen. . . .

Fritz Ewers lachte hart auf. Das Lachen aber schmerzte ihn in der Kehle. Er fühlte plötzlich einen brennenden Durst.

„Hermann — halten Sie vor der Linde,“ ruft er dem Chauffeur zu. Der nickte fast unmerklich. War derartige Befehle offenbar gewöhnt. Nach wenigen Minuten hielt das Auto mit scharfem Bremsen. Der Chauffeur blieb regungslos sitzen und Ewers begab sich ins Haus. Der Wirt unterhielt sich eben mit einigen wägen Gästen und eilte bei Ewers' Eintritt dienstfertig herbei.

„Bringen Sie Sekt — die beste Marke aus Ihrem Keller,“ sagte Ewers. Eine Sekunde blickte der Mann in des Herrn Gesicht. Es schien ihm fremd, verändert, ohne daß er zu sagen gewußt hätte, worin diese Veränderung bestand. Hastig trank Ewers ein Glas Sekt — schob dann das Glas widerwillig von sich. —

„Wasser, Herr Wirt.“  
Der brachte die Flasche, zog sich darauf kopfschüttelnd zurück. Ewers trank. Nun vermochte er ganz klar zu denken. Der Sekt würde seine überarbeiteten Nerven nur verwirren. — Das Geld, das er bei sich trug, sollte ihm morgen den Weg zur Freiheit zeigen. Sein scharfer Geist, seine geschäftliche Routine würden es erreichen, ein weit größeres Vermögen zu verdienen. Eine Kleinigkeit mußte es sein, wenn er erst gründlich mit dem Kapital arbeitete, die Summe zurückzuerstatten. Wenn er nur erst drüber war! Die Geschäftsverbindungen, die er für Mulau u. Cie. anknüpfen sollte, würde er selbstverständlich für die eigene Firma gewinnen. — Gewiß — die Leute hier konnten das nicht begreifen. Die sahen nicht das Große in dieser Tat. — Die verstanden nicht die Sehnsucht zur Freiheit. Die nannten ihn einen Desraudanten, und sie heßten wahrscheinlich die Polizei auf ihn. Wenn nur einer — ein einziger, das heiße Sehnsuchtsringen begreifen würde, das in ihm lebte — hinauszu kommen aus der Maschine, aus dem Alltag. — Einmal selbst über sich bis in die restlosesten Einzelheiten verfügen dürfen — anstatt an jedem Monatsersten sein Gehalt einzustreichen.

Rein, er mußte hinaus. Mußte das Gold in Strömen an sich reißen, um es ausgeben zu können. Nichts hinderte ihn. Kein Weib — kein Kind. Er gehörte nur sich selbst. Erst in absehbarer Zeit würde man das Rassenmanto entdecken. . . .

Wieder lachte er rauh auf. Lächerlich, diese Gedanken. Er war doch keiner, der einen Scheck unterschlug, um irgendwo eine Zeitlang herrlich und in Freuden zu leben. Er wollte nur mit dem Geld für seine Interessen arbeiten, um es zurückgeben zu können, vielleicht noch bevor die Sache an den Tag kam. —

Er zahlte und trat auf die Straße hinaus. Ein leichter Nebel wand sich um die Chauffeeebäume, daß sie gespensterhaft ausfahen. Es schien kälter geworden zu sein.

Das Auto fuhr. Immer schneller fauste es dahin. Die Telegraphenstangen, die Bäume, die weißen Meilensteine schienen mit unerhörter Geschwindigkeit dahinzurufen. . . . Ewers schloß die Augen. Ging's jetzt nicht noch wahnsinniger? — Der Kerl war verrückt geworden! Hatte vielleicht getrunken. Nein, unmöglich. Der war doch Abstinenzler. Warum aber fuhr er so wahnsinnig? In wenigen Augenblicken mußte die Kurve kommen. Er hatte die Entfernung von den täglichen Fahrten her im Gefühl.

„Mensch — sind Sie toll?!“

Ewers schrie es mit aller Macht. Aber der Wind trug die Worte fort. Aufgeregt, auf das schlimmste vorbereitet, beugte Ewers sich vor — streckte seine Hand aus — um den vor ihm sitzenden Chauffeur auf die Gefahr aufmerksam zu machen. Nun fuhr er entsetzt zurück. Da — — das war doch nicht sein Chauffeur — dieses baumlange Individuum — mit dem Leichenwagenkutschermantel? — Mit dem flachen schwarzen Hut, unter dem ein kahler weißer Schädel hervorblitzte?! —

Ewers überwand eine Ohnmachtsanwendung. Seine Energie setzte wieder ein. Er suchte seine Gedanken zu konzentrieren. Jetzt kam die Kurve. Das Auto legte sich fast auf die Seite. Ein Hinterrad prallte gegen einen Stein. Der ganze Wagen sprang auf und fauste wieder weiter die Chauffee entlang. —

Ewers hatte sich festgeklammert. Der vor ihm Sitzende schaute unverwandt gerade aus. Im vorüberfliegenden Laternenschein sah Ewers, daß des andern Hände fleischlos waren, wie die eines Gerippes. Kalter Schauer ließ sein Blut gefrieren. Er wollte jenen antippen, aber zu seinem Entsetzen tastete er in die Luft.

Schon sah er den Bahnübergang. Die Schranke war geschlossen. Der fällige Nachtzug mußte in diesem Augenblicke durchfahren. Wie zwei unheimlich glühende Augen durchdrangen die Lichter der Lokomotive die Nacht.

Im nächsten Moment mußte er zermalmt sein. Zermalmt?! Ihn schwindelte. Sein Hirn aber arbeitete gleich darauf mit übernatürlicher

Marheit. Im Bruchteil einer Sekunde drängten sich die Gedanken. Nun schwang er sich über den Sitz. Er taumelte und stürzte hinaus. In derselben Sekunde durchbrach das Auto mit höchster Geschwindigkeit die geschlossene Bahn-schranke. Ein heftiger Anprall — ein Ruck — dann Stille.

Der Zug bremste. Das Fahrpersonal lief herbei. Die Reisenden schauten teils schlaftrunken, teils ärgerlich aus den Fenstern. Das total zertrümmerte Auto war in kurzer Zeit aus den Weg geräumt und der Zug konnte seine Fahrt fortsetzen. —

Ewers wurde bewußtlos am Bahndamm aufgefunden. Im Weichenstellerhäuschen kam er jedoch bald wieder zu sich. Er blickte sich erstaunt um. Fühlte dann einen rasenden Schmerz in seinem Arm und erkannte, daß dieser gebrochen war. Der Bahnwärter telephonierte einem Arzt. — Bevor der zur Stelle war, hörte man draußen eilige, feste Schritte. Der Beamte blickte hinaus, sah den offenbar völlig ahnungslosen Chauffeur eben über das Geleise schreiten.

„Abend —“ rief er — „ist unser Auto schon lange durch?“

„Da liegt es!“

Der Beamte zeigte auf einen Trümmerhaufen, aus dem gebogene Eisenteile herausragten.

Entsetzt stierte der Chauffeur in die angedeutete Richtung.

„Und mein Herr — wo ist er, — tot?“

„Nein — nur verlest.“



Zur Landung deutscher Truppen in Durazzo.

„Unbegreiflich,“ sagte der Mann — „ich war nur einen Augenblick in den Hof gegangen, und als ich wiederkam, da war das Auto schon fort. Ich hatte das Nachlaufen . . .“

Nach langen Wochen sah Herr Ewers wieder im Bureau. Er hatte die Auslandsreise aufgeben müssen, und statt dessen war sein Chef hinübergefahren, ohne allerdings die erhofften Erfolge aufzuweisen zu können.

„Sie hätten an meiner Stelle drüben sein müssen, Herr Ewers,“ sagte er nach seiner Rückkehr — „ich bin überzeugt, Sie hätten den ganzen Markt an sich gerissen. — Unsere Firma hat Sie nun, um ihr Vertrauen zu beweisen, zum Direktor ernannt.“ . . .

Ewers Gesicht wurde plötzlich heiß und rot.

„Das verdanke ich jener Nachfahrt. — Wäre sie damals glücklicher verlaufen, dann hätten Sie wahrscheinlich weniger Ursache, mir Ihr Vertrauen in so hohem Maße zu bekunden. Wir sind alle nur Menschen . . .“

Der Chef verstand ihn nicht. „Stielt ihn offenbar für ein wenig spleenig. — War überhaupt in letzter Zeit so merkwürdig gewesen — dieser Ewers. — Na — möchte er! Wenn er für Firma Mulau u. Cie. das bisherige Interesse auch weiterhin vertrat, konnte man zufrieden sein. Persönliche Regungen gingen ihm ja weiter nichts an.“

## Weiße Rosen.

Von M. Schifferings.  
(Nachdruck verboten.)

Die Villa des Bankdirektors Herkrath liegt draußen an der Kastanienallee mitten im Grünen. In die Abgeschlossenheit des großen, schattigen Gartens, der das rosenumspinnene Haus umgibt, dringt kein störender Straßenlärm, kein Laut von außen. Traumföhliger Frieden liegt über dem gepflegten Fleckchen Erde. Der Sonnenschein lachte, und im üppigen Blütenrauschen sich die Rosen an den Mauern empor und verbreiteten einen würzigen Duft.

Vera Reinhold ging hinaus, um nachzusehen, ob die Levkoien schon blühten, die sie selbst gepflanzt. Verträumt streifte sie auf den sonnigen Pfaden umher, ließ den warmen Wind ihre Wangen umkosen und fragte sich, ob nun der Sommer käme. Zweimal schon hatte sie auf ihn gewartet, denn er sollte ihr Genesung bringen, ihre zarte Gesundheit festigen. Wie sie sich danach sehnte! Gesund und stark zu sein wie die Cousinen, nicht mehr verhätschelt zu werden von Onkel und Tante Herkrath. Es tat so weh, immer der Gegenstand der Nachsicht und des Mitleids zu sein, immer den ständigen Druck zu fühlen, kränzlich, hilflosbedürftig zu sein. Alle setzten voraus, daß sie nicht alt würde, die wenigsten verbargen solche Gedanken vor ihr. „Wenn der Sommer kommt, Kleine,“ sagte die Tante, „dann wirst Du Dich kräftigen.“ Und Vera fühlte, sie glaubte selbst nicht an die Wahrheit ihrer Worte. Das war eine bloße Redensart, jetzt schon drei Jahre lang.

Vera Reinhold reckte die schmalen Glieder. Sie freute sich des Sonnenlichtes und der blühenden Rosen.

„Et, guten Tag, Fräulein Vera,“ scholl da eine kräftige Stimme, „wie blühend Sie aussehen, nicht wahr, das macht der Sommer, jetzt leben Sie nur noch von Hoffnungen und Erwartungen.“

Mit ihren großen Kinderaugen sah Vera zu dem Sprechenden auf. Dann schüttelte sie traurig den Kopf. „Ich finde es nicht schön. Und ich hoffe und warte auf nichts, Herr Clavens,“ klang es leise.

„Aber weshalb nicht?“ fragte dieser erstaunt.

„Weil ich — nicht alt werde,“ klang es zurück, „alle sagen es, Tante neulich erst.“

Ein Zug von Unmut trat in das offene, wettergebräunte Gesicht des jungen Gutsbesizers. „Menschenweisheit ist Stümpererei,“ sagte er überzeugungsvoll, „man erfährt es täglich. Aber Sie sollten Ihr Leben einmal ändern, Fräulein Vera, eine regel-

rechte Tätigkeit beginnen, die Geist und Gemüt anregt, — arbeiten, liebes Fräulein.“

Vera streckte ihre Hände aus, ihre weißen, zarten Hände, und wiederholte sinnend: „Arbeiten?“

Der große starke Mann nahm die feinen Kinderhände in seine großen Hände und sagte mit frischem, gesundheitsfröhlichem Gesicht: „Ja, arbeiten, Fräulein Vera, Sie führen ein Dämmerleben, das auf die Dauer dem gesündesten Menschen nicht bekommt. Kommen Sie, ich zeige Ihnen etwas.“

Er führte Vera an einen versteckten Platz im Garten, wo kümmerliche Blumenpflanzen standen. „Möchten Sie nicht eine kleine Gärtnerin sein?“ fragte er mild. „Sehen Sie, das Unkraut überwuchert die Blumen und erstickt sie. Wie kümmerlich die weißen Rosen blühen, und die blauen Gloden lassen traurig ihre Köpfechen hängen. Beginnen Sie einmal und schaffen Sie die kleine Wäldchen in ein Blumengärtchen um. Jeden Tag versuchen Sie mehr zu leisten, ohne sich zu übermüden, ich bin gewiß, wenn die Rosen sich hier zu voller Blüte entfalten, dann blühen auch Rosen auf Ihren Wangen.“

Stannend hörte Vera Reinhold zu. So hatte noch niemand zu ihr gesprochen, niemand hatte je gedacht, daß sie etwas leisten könnte. Wie gern wollte sie dem Puppenspieler ein Ende machen.

Gleich am folgenden Tage ging sie an die Arbeit. Es war nicht leicht, und sie wurde müde. Aber sie begann immer wieder mit neuem Eifer, wenn sie ein wenig geruht. Ein kleiner Beter hatte mal seine kleinen Gartengeräte dort gelassen. Die suchte sie jetzt hervor; jätete und hackte. Die gesunde Bewegung rötete ihre Wangen, machte ihre Augen leuchten. Wie schön das war! Vera wollte gesund werden. Sie fühlte sich plötzlich freier und sicherer. Etwas Wunderbares vollzog sich in ihrer Seele, eine Kraft wuchs empor, schob die Kindheit fort und ergriff Besitz von ihr. Sie ging nicht mehr wie eine Nachtwandlerin, sie lag nicht mehr nachts mit offenen Augen und wachen Sinnen. Sie schlief jetzt, tief und fest, nach ihrem Tagewerk, und manchmal kamen Träume, seltsame, wunderbare, die ihr ein Rätsel schienen.

Onkel und Tante Herkrath schüttelten den Kopf über das seltsame Gebahren der „Kleinen“. Aber sie sagten nichts. Warum sollte sich das Kind nicht die Langeweile vertreiben? Sie hatte ja ohnehin nicht viel vom Leben. Und während die Verwandten voll Mitleid ihrer dachten, stand „das Kind“ in seinem Garten, wo an dem Rosenstrauch eine vollentwickelte, wunderschöne weiße Rose blühte. Sie stand, den Blick in den leuchtenden Himmel getaucht, betend, träumend, — wie eine geläuterte Seele, die aus der Kindheit in eine schöne Jugend treten will. Es war ein neues Wesen in ihr, das wuchs und wuchs; sie meinte, Schwingen zu haben, die sie über das Alltagsleben hinwegführten bis zu den Toren ihrer Sehnsucht. Plötzlich kam sie zu sich, aber der leuchtende Blick blieb in ihren Augen und das Lächeln auf den Lippen. Der goldene Sonnenschein umflutete wie ein Glorienschein ihr Köpfechen, und der Juliwind, der losend durch den Park strich, sprach zu ihr.

Sidonie Herkrath war aus der Residenz gekommen, müde, eine kleine Falte zwischen den Augenbraunen. Sie hatte eine Enttäuschung erlebt. Die gute Mutter wollte zu ihrer Veruhigung eine Gesellschaft geben, zum Schlusse sollte getanzt werden. Sie las eben die Liste der Eingeladenen durch. „Wie?“ rief sie überrascht, „Clavens gehört dazu, Du möchtest ihn doch nie.“

„Allerdings nicht,“ gestand Sidonie, „aber er ist doch Gutsnachbar, und man kann nicht wissen —“ Sie wechselte einen Blick mit der Mutter.

Vera Reinhold sollte zum ersten Male in der Gesellschaft erscheinen. Ein dunkles Spitzenkleid sollte sie tragen und weiße Rosen, — die legten von dem Strauch, der so dankbar geblüht. Sie lag in ihrem Zimmerchen, ein wenig zu ruhen, ehe sie sich ankleiden ließ. Die Cousinen nebenan flüsterten und berate-



Königin Wilhelmine von Holland und ihre Tochter Juliana.

schlugen. „Ob Clarens kommt?“ meinte Roberta, die jüngere der beiden Schwestern.

„Warum sollte er nicht?“ fragte Sidonie, „er kann sich doch freuen, unser Gast sein zu dürfen.“

„Er hat's nicht nötig,“ sagte Roberta, „er ist reich.“

„Aber ein Reiche mit wenig feinen Manieren, einem braunen Gesicht und großen, plumpen Händen,“ gab Sidonie zurück.

„Und doch wolltest Du ihn laden?“ entgegenete Roberta scharf. „Willst Du auf neue Eroberungen ausgehen, jetzt, wo Deine Enttäuschung noch in Deinem Gesichte geschrieben steht?“

„Eben darum,“ versetzte Sidonie gereizt, „ich will dem anderen zeigen, daß eine Sidonie Herkath zu stolz ist, um einem Manne nachzutrauern.“

„Und Du brächtest das fertig, Du?“ fragte Roberta erstaunt, „dann kann mir Clarens leid tun. Wenn Du ihn wenigstens noch leiden könntest.“

Sidonie ließ ein wegwerfendes „hm“ vernehmen.

Vera Reinhold lag da, regungslos, die Augen geschlossen. Aber sie schlief nicht. Jedes Wort der Cousinen hatte sie gehört. Jetzt wurde es still nebenan. Roberta steckte den Kopf durch die Zimmertür.

„Sie schläft,“ sagte sie zu Sidonie, die am Spiegel stand. „Auf den Fußspitzen gingen sie hinaus.“

In Vera's Seele vollzog sich etwas Wunderbares. Eine dunkle Gestalt kam und nahm ihren Gleichmut, ihre Ruhe mit fort. Sie bangte um den Reden mit dem braunen Gesicht und den großen, plumpen Händen. Die hatten ihr doch einmal den Weg gezeigt zur Gesundheit und Lebensfreude. Und ein Entschluß kam über sie, der sie über alle Kindererschüchternheit hinwegsetzte. Sie richtete sich auf.

Als das Mädchen kam, ließ sie sich willig ankleiden, überhörte aber die Ausrufe über ihre Feengestalt, ihr goldenes Haar. Eine seltsame Unruhe hieß sie zum Fenster hinausblicken, und als die Rose gegangen, wandte sie keinen Blick von dem Weg, der vom Nachbarhose zur Villa führte. Da — Wagenrollen und am äußersten Ende des Parkes wirbelte Staub auf. Vera eilte hinaus und ergriff in der Eile einen schweren, dunklen Mantel, in den sie sich hüllte.

Nun stand sie unter den herblich gefärbten Bäumen, und der Wind umtoste ihre zarte Gestalt in der schweren Umhüllung.

„Fräulein Vera,“ rief Clarens, als er näher kam, „Sie werden sich erkälten. Was suchen Sie hier?“

„Sie,“ stammelte Vera atemlos, „ich wollte Sie bitten, nicht zum Diner zu kommen.“ Sie brach fast zusammen, der schwere Mantel lag wie ein Gewicht auf ihr, aber sie sprach weiter: „Sidonie hat eine Enttäuschung erlitten, und einem anderen zum Trotz will sie — Sie erobern. Aber sie liebt Sie nicht.“

Nun war es heraus. Vera atmete schwer, die Erregung färbte ihre Wangen rot, und der Mann, der vor ihr stand, erkannte in ihr kaum das Kind wieder, dessen zarte Hände er zur Arbeit geführt.

Erwin Clarens war tief erschüttert. Er hätte so gerne seinen kraftvollen Arm um die liebliche Gestalt gelegt, aber er bezwang sich.

„Bleiben Sie ruhig, Fräulein Vera,“ sagte er, „Ihre Cousine wird ihren Horn gegen den andern an mir nicht fühlen. Sehen Sie, ich bin groß und stark, und mein Herz ist von einem Panzer umgeben, durch den kein Pfeil dringt. Ich liebe auch nicht die stolzen, fremden Blüten, die wider Willen im Heimatgarten wachsen, ich will nur eine weiße Rose für mein Herz, — für mein Heim, — die will ich hüten und schützen vor dem rauhen Leben, sie muß ganz mein sein. Was sagen Sie dazu, Vera?“

Nichts. Sie stand reglos mit gefalteten Händen, wie im Traum, und dachte nur, wie gut es die weiße Rose haben würde, die an seinem Herzen blühen durfte. Sie hatte vergessen, daß es Herbst war, ihr dachte er schöner als der Frühling.

Ueber der ganzen Natur lag die Ruhe der Vollendung. Die schweren Wolken am Himmel zerrissen, und mit strahlendem Lächeln umfing die Sonne die herbstreife, farbenprächtige Erde. Ringsum leuchtete und glühte es, und in Vera's Herz zog eine stille, reine Freude. Sie wußte nichts mehr von Leid und drückender Sorge. Frieden und Liebe segneten sie.

## Sprüche!

Jede Person hat zwei Erziehungen: die eine, die sie von anderen erhält, und die andere, die wichtigere, die sie sich selbst gibt.

\*

Der Welt soll man vertrau'n, auf sie sich nicht verlassen,  
Hab' auf Dich selbst Vertrau'n, wo andere Dich verlassen,  
Und wo Dein Selbstvertrau'n wie das auf Menschen bricht,  
Da hab' auf Gott Vertrau'n, nur er verläßt Dich nicht.

\*

Wie kann man sich selbst kennen lernen? Durch Betrachten niemals, wohl aber durch Handeln. Versuche, Deine Pflicht zu tun, und Du weißt gleich, was an Dir ist.

## Unsere Bilder.

**König Friedrich August von Sachsen auf einer Besuchsreise durch das Erzgebirge.** König Friedrich August von Sachsen besuchte auf seiner allsommerlichen Landesreise diesmal die Industriegegend des sächsischen Erzgebirges. Die Bevölkerung bereitete dem Monarchen überall einen freudigen Empfang, besonders in den Bergstädten Obernhau und Seiffen. Der König besichtigte eine große Anzahl von Heimarbeiterwohnungen.

**Das Geburtshaus von Hans Sachs in Nürnberg ermittelt.** Das Geburtshaus von Hans Sachs ist jetzt in Nürnberg ermittelt worden. Archivrat Dr. Mummenhoff konnte in der Brunnengasse 25 den uraltdlich feststehenden Nachbar, einen Büttner, feststellen, und so wurde als Geburtshaus von Hans Sachs das Hans Brunnengasse 23 einwandfrei festgestellt. Dieses Haus erhielt der junge Hans Sachs von seinem Vater Jörg Sachs, der es gleichfalls als Heiratsgut von seiner Frau bei seiner Verlobung im Jahre 1519 erhalten hatte. Unsere Aufnahme zeigt das Geburtshaus in seiner jetzigen Gestalt.

**Zur 300-Jahrfeier der Erfindung der „Logarithmen“: Lord John Napier, der Entdecker der Logarithmen.** Die Stadt Edinburgh rüstet sich, um in diesen Tagen ihren großen, ehemaligen



Lord John Napier, der Entdecker der Logarithmen.

Mitbürger Lord Napier, Earl of Merchidon, den Entdecker der unwalzenden Logarithmen, zu ehren. Im Jahre 1614 war es als Lord Napier seine Entdeckung machte, die eine neue Aera in der Rechenkunst bedeutete.

**Die Schweizerische Landesausstellung in Bern.** Ahtzehen Jahre sind vergangen, seit die Schweiz ihre letzte Landesausstellung veranstaltet hat. Wohlbedacht, von langer Hand vorbereitet, ist nun in diesem Jahr in Bern die neue Landesausstellung entstanden. Sie liegt unvergleichlich schön auf einem Hochplateau im Nordwesten der Stadt mit dem Blick auf die leuchtende Kette der Alpen sowie auf das malerische alte Bern, und zugleich bietet sie ein klares und anschauliches Bild von den hervorragenden Leistungen des Schweizervolks in Landwirtschaft und Industrie, Handel und Verkehr, Kunst und Wissenschaft, Volkswohlfahrt und Seereswesen. Nicht nur der Vergnügungsreisende, der die Berner Ausstellung als eine neue Attraktion der Schweiz besuchen wird, auch der berufliche Interessent wird von dieser imposanten Darstellung schweizerischer Arbeit profitieren, die an Flächeninhalt die Brüsseler Weltausstellung noch übertrifft.

**Die Ueberführung der Leiche Oberst Thomsons vom fürstlichen Palais in Durazzo nach dem Hafen.** Die Leiche des im Kampfe gegen die Aufständischen in Albanien gefallenen holländischen Offiziers wurde vor kurzem von seiner provisorischen Grabstelle auf ein holländisches Kriegsschiff gebracht, um nach der Heimat überführt und dort beigesetzt zu werden. Der Fürst mit seinem ganzen Hofstaat befand sich im Trauerzuge. Unser Bild stellt diesen Moment dar.

**Der neue Jachthafen in Hamburg.** Der bisherige Liegeplatz der Yachten an der Neumühlensteite muß geräumt werden, weil die neuen Hafenerweiterungsbauten sich bis zu diesem Platz ausdehnen. Es wurde daher ein neuer Jachthafen gebaut, der praktisch und mit allen Neuerungen versehen den Wünschen aller Yachtsegler entspricht.





## Sprüche.

Der Mensch bahnt sich mit der Flamme des Denkens und mit dem Funken des Redens den Weg zu seinem Ziel. Aber er vollbringt diesen Weg, er vollendet sich selber nur durch Schweigen und Tat.

\*

Nach der Kraft gibt es nichts so Hohes, als ihre Beherrschung.

Ein interessantes Gebäude in Indien: Das Palais der Winde in Jaipore. Die indische Religion, die in der Hauptsache der Lehre des Buddhismus folgt, verehrt vorwiegend Naturgottheiten, die Kräfte der Natur in ihren mannigfaltigen Ausprägungen, z. B. die Sonne, das Feuer, das Gewitter, der Wind usw.

Zebrafarmen. Die britische Regierung sendet jetzt viele Jäger aus, die Zebras einfangen sollen. Man beabsichtigt, diese als Zuchttiere zu benutzen und ihre Jungen dann zu Zug- und Reittieren aufzuziehen. Das eigentliche Zebra ist sehr schwer zu zähmen; verwandte Arten dagegen, wie das südafrikanische Quagga, gewöhnen sich leicht an die Gefangenschaft. Am Kap hat man diese schon vor zwanzig Jahren als Zugtiere arbeiten sehen. Noch bessere Erfolge erwartet man neuerdings von den Kreuzungsversuchen zwischen dem Zebra und dem Pferd oder dem Maulesel. Die daraus hervorgehenden Zwitter, „Zebroide“ genannt, sind höchst gefehrig und lassen sich leicht zähmen. Sie haben eine erstaunliche Muskelkraft und zeichnen sich durch ihre Immunität gegen die De-Fliege aus, die so viele Pferde zugrunde richtet, ein Vorzug, der in Südafrika von besonderer Bedeutung ist. Man hofft, den Maulesel durch das Zebroid, vorzüglich für Arbeiten in den Tropen, vollständig ersetzen zu können. Bekanntlich wurden in Deutsch-Südwestafrika schon gelungene Versuche gemacht, das Zebra als Reittier zu benutzen.

Eine neue Erklärung der Kometenschweife. Ueber die Natur der Kometenschweife sind schon so viele Vermutungen geäußert und mit Gründen belegt worden, daß es kaum möglich erscheinen sollte, noch neue zu finden. Früher hat man ihr Leuchten elektrischen Vorgängen zugeschrieben, ähnlich denen, die beim Durchgang elektrischer Entladungen durch verdünnte Gase eintreten. Dann nahm der berühmte schwedische Physiker Arhenius eine Idee von Kepler wieder auf, die sich auf die Tatsache gründet, daß sich die Kometenschweife immer in einer Richtung zeigen, die dem Sonnenstand entgegengesetzt ist. Daraus ergibt sich der Schluß, daß sie durch einen vom Licht ausgeübten Druck erzeugt werden, dessen sichtbare Wirksamkeit freilich eine außerordentlich feine Verteilung des Stoffes voraussetzt. Das Leuchten der Schweife würde damit allerdings noch keine Deutung

finden, für die man demnach auf die frühere Anschauung angewiesen war. Jetzt hat der Astronom Houllevigue in der „Revue Scientifique“ eine neue und durch ihre Einfachheit verführerische Aufklärung gegeben. Er geht davon aus, daß der leuchtende Kern der Kometen Elektronen, die Körperchen, unter denen man sich die Elemente der elektrischen Energie vorstellt, in den Weltraum hinausschleudert. Diese würden dann selbst in der äußerst dünnen Atmosphäre, die den Kern auf allen Seiten umgibt, ein Leuchten hervorbringen. Da sich nun die Sonne nach den neuen Forschungen von Professor Hale wie ein negativ elektrisch geladener Körper verhält, so wird er die Elektronen derselben elektrischen Ladung zurückstoßen. Diese Elektronen werden insoweit in den Teil des Kometen hineingeschleudert, der der Sonne abgewandt ist, und rufen beim Ausprall

trachtete, konnte ich mich ruhig mit ihnen befassen.“ Es mag in diesem Zusammenhange daran erinnert werden, daß Goethe seine Reisen in den Alpen poetisch eigentlich nur im „Faust“ verwertet hat, während Schiller, der die Hochgebirgsnatur nie kennen gelernt hat, sie nicht nur im „Wilhelm Tell“, sondern auch im „Alpenjäger“ im „Berglieb“ wundervoll schilderte.

Der gute Junge. Ein elegant gekleideter Herr setzte sich im Park auf eine Bank und genoß die schöne Sommerluft. Nicht weit von ihm saß ein kleiner Junge im Gras und sah den Herrn unverwandt an. Schließlich sagte der Herr: „Warum gehst Du nicht hin und spielst mit den andern Kindern!“ — „Ich mag nicht!“ sagte der Junge. — „Aber ein Junge in Deinem Alter spielt doch gern!“ — „Nein, danke,“ sagte der Knabe höflich, „ich möchte zu sehen, wenn Sie aufstehen. Ein Mann hat die Bank da eben erst frisch gestrichen!“

Vorsichtig. Ein Patient, der von einem berühmten Arzte geheilt worden war, sagte: „Schicken Sie mir bald die Rechnung.“ — „Das eilt nicht so, erst müssen Sie wieder ganz kräftig werden, lieber Herr!“ erwiderte beruhigend der Arzt.

Sein Anteil. „So, schämt Ihr Bengels Euch denn nicht, alle drei auf den einen los zu prügeln?“ — „Er hat uns gefaßt, beim Nachbarn ging's fein, Aepfel zu stehlen, — wir sollten ihm aber auch welche mitbringen. Und nun kriegt er seinen Anteil von dem, was wir erwischt haben.“

Neuzeitlich. „Muß man hier eine Kurkarte zahlen?“ — „Eine Kurkarte nicht, aber eine Kraxeltaxe. Der Berg gehört nämlich dem Hotelbesitzer.“

Gute Entfettungskur. „Sie wollten heuer doch nach Marienbad zur Entfettungskur?“ — „Nein, wissen Sie, ich habe sämtliche Koffer meiner verreisenden Gattin und Schwiegermutter gepackt, und da habe ich Marienbad nun nicht mehr nötig.“

Unter Vorbehalt. „Sagen Sie, ist der Meier eigentlich ein anständiger Mensch?“ — „Ich weiß nicht, von der Seite habe ich ihn noch nicht kennen gelernt.“

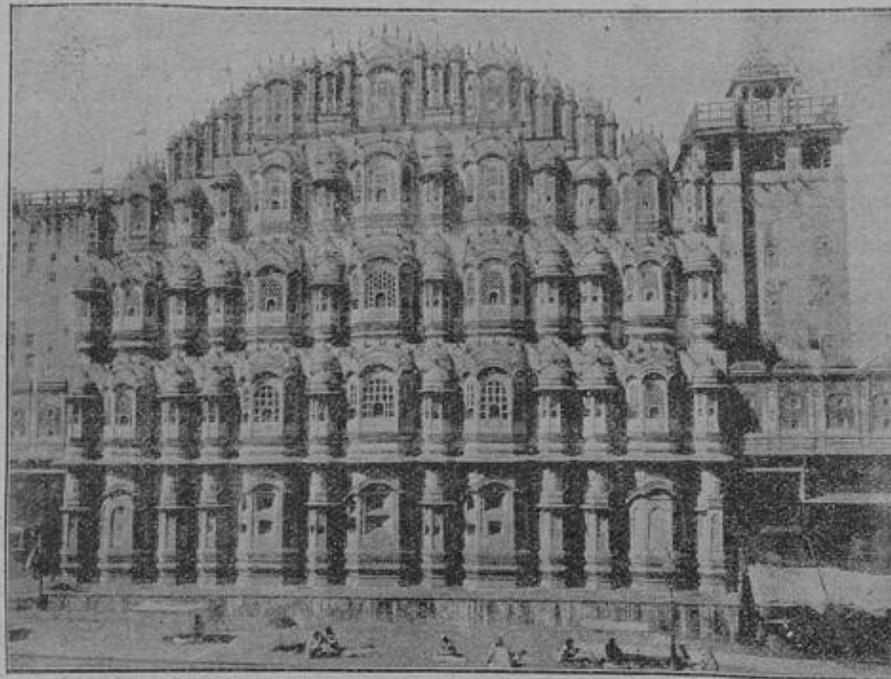
## Rätsel.

Kennst Du das Weib im schwarzen Kleide,  
So still und ernst und doch so mild?  
Im Haare köstliches Geschmeide,  
Im Arme einen blanken Schild.  
Wo sie erscheint im Schlachtgefilde,  
Schweigt aller blut'ge Kampf und Streit;  
Denn vor dem Glanz aus ihrem Schilde,  
Da wird es Friede weit und breit.

## Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.

A, A3, Aft.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur E. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess.-n (Mühl).



Ein interessantes Gebäude in Indien: Das Palais der Winde in Jaipore.

auf die Moleküle der gasigen Kometenatmosphäre Lichterscheinungen hervor. Daraus würde also das gesamte Verhalten der Kometenschweife zu verstehen sein.

Wie dachte Goethe über die Alpen? In dieser Zeit, da so viele Menschen in der Schweiz und in Tirol herumkrazeln, wird auch die Frage aufgeworfen, wie sich Goethe zur Alpennatur gestellt hat. Da kann man nur sagen, daß der junge Goethe ganz anders über sie gedacht hat als der alte. Am 3. Oktober 1779 schrieb er nach einer Wanderung in dem wildromantischen Birschtale des Jura an Frau v. Stein: „Das Erhabene gibt der Seele die schöne Ruhe, sie wird dadurch ganz ausgefüllt, fühlt sich so groß, als sie sein kann. Wie herrlich ist ein solches reines Gefühl, wenn es bis gegen den Rand steigt, ohne überzulaufen.“ Der alternde Goethe dagegen sagt in einem Gespräche zu Erdmann: „Wen nicht große Zwecke in die Fremde treiben, der bleibt weit glücklicher zu Hause. Die Schweiz machte anfänglich auf mich so großen Eindruck, daß ich dadurch verwirrt und beunruhigt wurde; erst bei wiederholtem Aufenthalt, in späteren Jahren, wo ich die Gebirge bloß in mineralogischer Hinsicht be-

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 32

Sonntag, den 9. August

1914

## Münster i. W.,

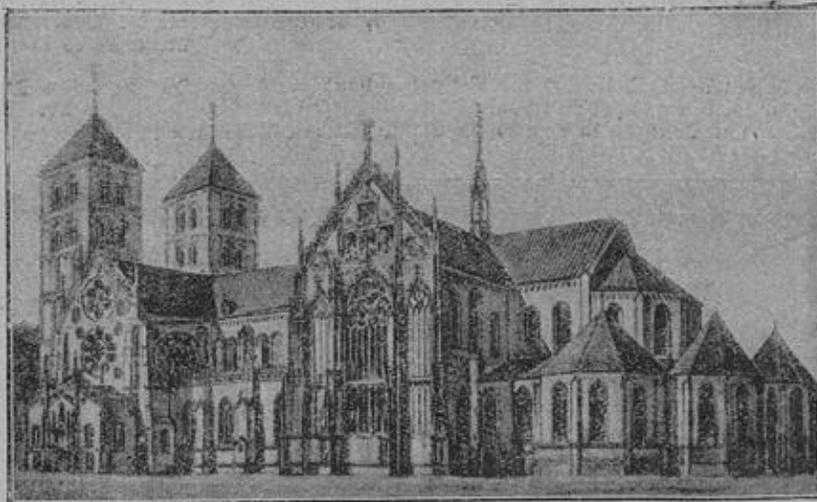
der Ort des diesjährigen Katholikentages.

In diesem Jahre ist Münster, die Hauptstadt Westfalens, dazu ausersehen, die Generalversammlung der deutschen Katholiken in ihren Mauern zu beherbergen. Wenn irgendwo, so tagen die Katholiken in Münster auf einem Boden, der für die Geschichte ihres Bekenntnisses in Deutschland von der Einführung des Christentums bis heute stets von der größten Bedeutung war.

Hier begründete der heilige Ludgerus im ersten Jahrzehnt des 9. Jahrhunderts auf Weisung Kaiser Karls des Großen jenes „Monasterium“, dem die heutige Stadt ihre Entstehung und ihren Namen verdankt, und das zum Ausgangspunkte für die Christianisierung des ganzen Landes wurde. Bis in das 12. und 13. Jahrhundert reicht das Alter des ehrwürdigen Domes zurück, der heute, wie vor siebenhundert Jahren, den Mittelpunkt des Bistums bildet. Hier in Münster ertönte das gesamte Wiederläufertum den Todesstoß, als Fürstbischof Franz von Waldeck dem Königreiche des „Jan van Leyden“ ein schreckliches Ende bereitete. In den eisernen Körben, welche hoch oben an dem Turme der Lambertikirche schweben, sind damals die Gebeine der hingerichteten Räubersführer zur Schau gestellt worden. Freilich gingen auch nachher die Stürme der Reformation nicht spurlos an Münster vorüber, aber dank der eifrigen Tätigkeit der geistlichen Orden, vor allem der Jesuiten, die hier schon früh eine Niederlassung gründeten, wurde die Gegenreformation ohne blutige Ausschreitungen in ruhiger, aber so durchgreifender Weise vorgenommen, daß Münster seitdem mit Recht das „katholische“ genannt wird. Nachdem hier dem dreißigjährigen deutschen Bruderkrieg in dem Westfälischen Frieden ein Ende gesetzt war, räumte Fürstbischof Christoph Bernhard von Galen, von dem man

in den Geschichtswerken nur als von einem kriegslustigen Duodezfürsten liest, der aber in Wirklichkeit auch ein Erneuerer des religiösen Lebens unter seinen Diözesanen und besonders im Klerus seines Hochstifts genannt zu werden verdient, mit den letzten Resten der Reformation auf. Zu Anfang des 19. Jahrhunderts aber schlug Napoleon das Fürstbistum, dessen Einwohner unter der Herrschaft des Krummstabes ein durchweg beschauliches, aber kein Sklavenleben geführt hatten, in Stücke, nachdem kurz vorher — 1801 — der letzte Fürstbischof, Maximilian Franz, Erzherzog von Österreich, ein Sohn der Kaiserin Maria Theresia und Bruder

der unglücklichen französischen Königin Maria Antoinette, das Zeilliche gesegnet hatte. Unter den sich überstürzenden Ereignissen der nun folgenden Zeit der Franzosenherrschaft wurde den kirchlichen Verhältnissen der Stadt und des Landes keine Aufmerksamkeit zugewandt. Erst zwanzig Jahre nach dem Tode von Maximilian Franz erhielt das inzwischen preussisch gewordene Münsterland auch wieder einen geistlichen Oberhirten. Seitdem zierten hervorragende Kirchenfürsten den bischöflichen Stuhl von Münster; erinnert sei nur an Kaspar Max, Freiherr von Droste-Bischoffing (1826—1846), an Johann Bernhard Brinmann, den Wesenmerbischof, der im preussischen Kulturkampfe die schwere Bürde seines Amtes trug und in Folge seiner den kirchenfeindlichen Gesetzen widerstrebenden Haltung lange Jahre im nahen Holland unerkannt das Brot der Verbannung essen mußte; erinnert sei auch an den guten und seeleneifrigen Priester Hermann Dingelstad, der nach ihm den Hirtenstab des heiligen Ludgerus mehr als zwanzig Jahre in seiner Hand trug, und der während des größten Teils seines bischöflichen Wirkens von jenem klugen Manne beraten wurde, den man 1912 zu seinem Nachfolger und bereits im folgenden Jahre zum Metropolitan und Oberhirten der Kölner Erzbischofsdiözese wählte — den heutigen Kardinal von Hartmann.



Der Dom in Münster.



Das Bischofs-Palais in Münster.

Aus allen Jahrhunderten hat sich die Stadt Münster hervorstechende kunstgeschichtliche Denkmäler in ihren Kirchen erhalten, deren weitaus schönste und ehrwürdigste der dem heiligen

tragen die alten Kirchen der Stadt durchweg keine Turmspitzen; die sind während der Wiedertäuferzeit dem Vandalismus der religiösen Neuerer zum Opfer gefallen und nicht wieder auf-



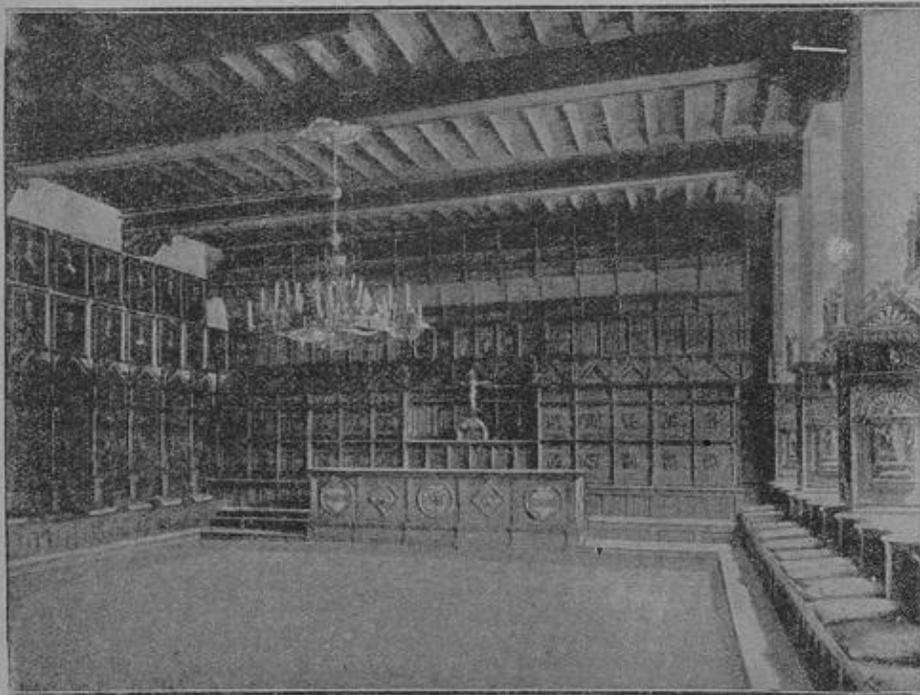
Das Innere des Domes in Münster.



Das historische Rathaus in Münster, in dessen Friedenssaal die Festversammlungen anlässlich des Katholikentages abgehalten werden.

Apostel Paulus geweihte Dom ist, dessen älteste Teile aus der Mitte des 12. Jahrhunderts stammen. Er wird umgeben von dem noch heute ein geschlossenes Ganzes bildenden Domhof, in dem wir den

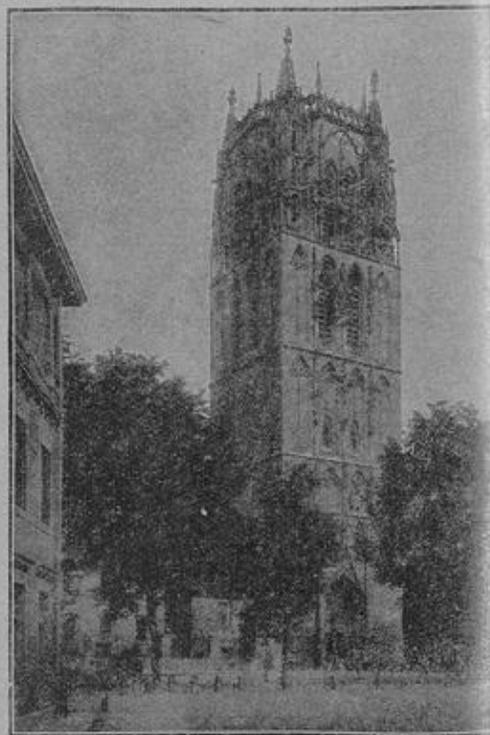
gebaut worden. Die stumpfen Türme tragen wesentlich zu der charakteristischen Silhouette der Stadt Münster bei. Von den weltlichen Gebäuden ist das der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts



Der Friedenssaal im alten Rathaus zu Münster,

in welchem im Mährigen Kriege die Friedensverhandlungen stattgefunden haben und im Jahre 1648 der Westfälische Frieden beschworen wurde. Der Zustand des Saales ist unverändert, wie z. B. des Friedensschlusses. Hier werden die Festversammlungen anlässlich des Katholikentages abgehalten.

Kern der ganzen Stadt zu erblicken haben. Aus dem 14. Jahrhundert ist die prächtige, im reinsten gotischen Stil erbaute Lambertikirche erhalten, die mit ihrem von 1885 bis 1895 neu aufgeführten Westturm dem großen Prinzipalmarkt mit seinen Hallengängen nach Süden zu einen wundervollen, in städtebaulicher Beziehung ganz einzig dastehenden Abschluß verleiht. Im übrigen

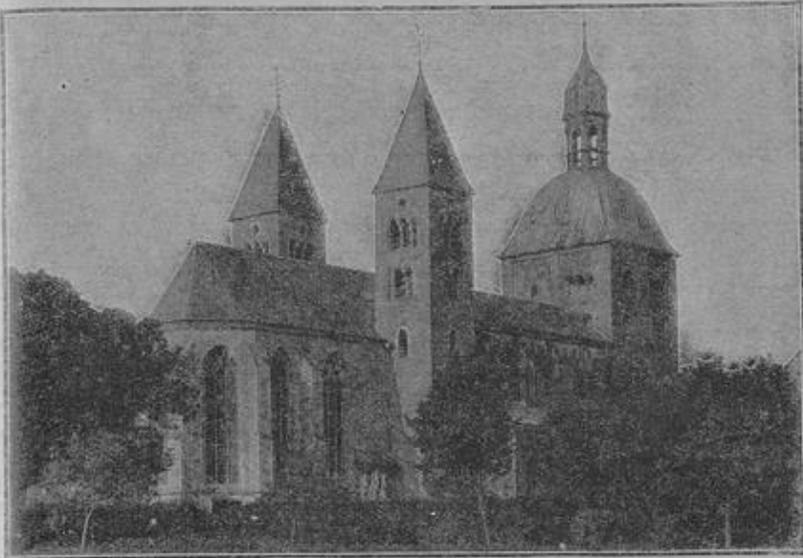


Die Liebfrauen-Kirche in Münster.

entstammende Rathaus mit seinem in allen Darstellungen der Kunstgeschichte abgebildeten gotischen Treppengiebel das berühmteste; in seinem großen Saal wurde am 24. Oktober 1648 der Westfälische Frieden unterzeichnet; von späteren Bauwerken seien erwähnt die vielen Winterresidenzen des westfälischen Landadels, von denen das Palais des Freiherrn von Romberg an der

Neubrückenstraße und der Erbdrossen-Hof an der Salzstraße die bemerkenswertesten sind. Der letztere ist eine Schöpfung des berühmten Architekten Schlaun, von dem auch das ehemalige fürstbischöfliche Palais, das jetzige königliche Schloß am Neuplatz entworfen wurde, ein Bau, der unter den Profanbauten der Stadt eine ähnliche überragende Stellung einnimmt, wie der Dom unter den übrigen Gotteshäusern. Zu den Schlaun'schen Bauten aber gehört auch die kleine runde Klemenskirche, dieses Juwel unter

Mund um die Stadt ziehen sich lindenbeschattete Promenadenwege. zu deren Seiten sich vielfach breite Teiche erstrecken. „Wie



Die Mauritz-Kirche in Münster.



Bischof Joh. Poggendorf von Münster.

den kirchlichen Bauwerken der Stadt, das keiner zu besichtigen veräumen möge.

Von den öffentlichen Plätzen der Stadt Münster ist der Prinzipalmarkt in erster Linie zu nennen. Er ist in seiner Geschlossenheit und guten Erhaltung einer der schönsten Marktplätze der Welt, und wenn man Münster nicht unzutreffend das westfälische Rothenburg genannt hat, so ist das eben auf den Eindruck zurückzuführen, den die hohen Giebelhäuser des Prinzipalmarktes mit ihren sich zu beiden Seiten des Platzes hinziehenden Bogenlauben auf den Beschauer machen. Nur durch eine kurze Straße vom Prinzipal-

prangt im grünen Lindenzweig — Der schönen Hauptstadt alter Glanz! — Das sind die Ueberreste der Wälle und Gräben, mit denen die ehemaligen Fürstbischöfe, vor allem der kriegerische Bernhard von Galen, „ihre“ Stadt befestigt hatten. Und einer der



Das königliche Schloß in Münster.



Die Ludgeri-Kirche in Münster.

markt getrennt ist der lindenbeschattete Domplatz, an dessen Eingang das Denkmal des ehemaligen münsterischen Ministers Franz von Fürstenberg, des großen Wohltäters von Stadt und Stift, sich erhebt. Fast die ganze südliche Breitseite des Domplatzes nimmt der Dom ein, zu dessen schönsten Teilen das „Paradies“, ein nach dem Domplatz zu gelegenes Portal, gehört. An der nördlichen Breitseite des Platzes befinden sich die königliche Regierung, das kaiserliche Postamt (zugleich Oberpostdirektion) und das Westfälische Landesmuseum. Hinter dem Dom, an der Ostseite des Domplatzes, ist das Reichsbankgebäude; die ganze Westseite nehmen das Universitätsgebäude, das Bischöfliche Museum und das Bischöfliche Palais ein.

stärksten Punkte, die sogenannte Zitadelle, bietet heute als Schloßpark den Spaziergängern ein denkbar schönes Ziel; ebenso seit einigen Jahren die alte „Kreuzschanze“. Gerade die vielen schattigen Linden-Promenaden sind es, die Münster zu einem beliebten Ruheort für Rentner und Pensionäre machen.

Von den öffentlichen Denkmälern der Stadt Münster ist in erster Linie das Kaiser-Wilhelm-Reiterstandbild vor dem königlichen Schloße zu erwähnen; ferner die Büste der größten deutschen Dichterin Annette von Droste-Hülshoff und des „Bauernkönigs“ Burthard, Frehn, von Schorlemer-Mst.

Es sind hohe Festtage, die der Stadt Münster unmittelbar bevorstehen: zunächst die Generalversammlung der deutschen

Katholiken, und wenige Tage später der Besuch unseres Kaiserpaares bei Gelegenheit der Kaisermandöver. Während die Generalversammlung der Katholiken hauptsächlich als eine kirchliche Tagung angesehen werden muß, in der sich die deutschen Katholiken zu einem feierlichen Gelöbnisse der Glaubens-treue und unwandelbaren Anhänglichkeit an den Heiligen Vater in Rom begeistern, so werden die Münsterischen Katholiken und mit ihnen ihre Landsleute aus der ganzen Provinz bei der Anwesenheit unseres allerhöchsten Landesherrn genau wie vor sieben Jahren ihre Liebe und Treue zu Kaiser und Reich aufs eindrucksvollste be-tunden.

### Die Milchzähne der Kinder.

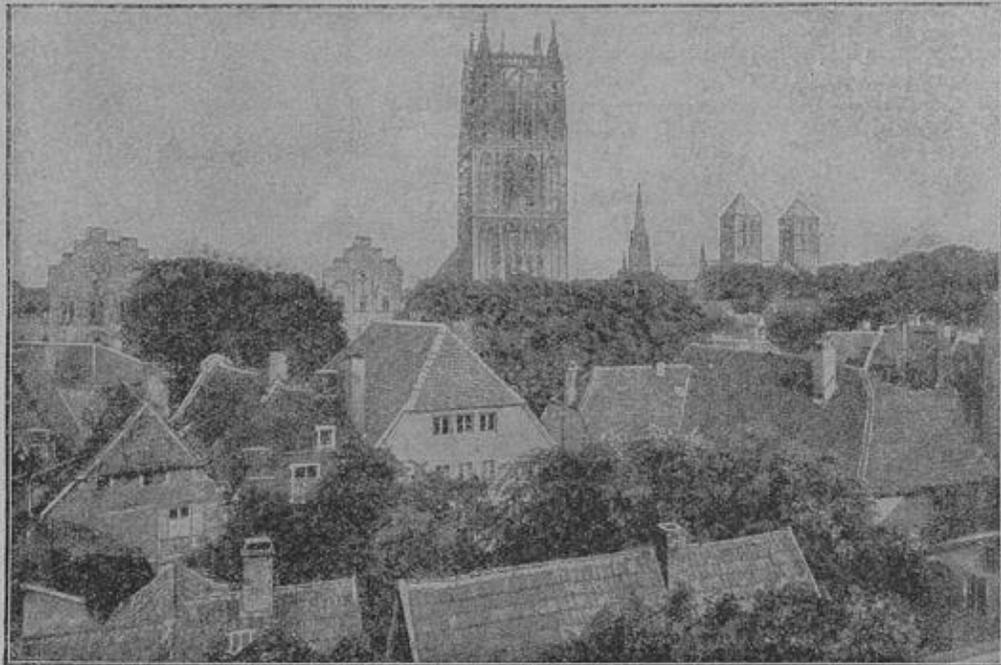
Noch immer ist die Ansicht weit verbreitet, daß es nicht nötig sei, die Milchzähne durch regelmäßige Pflege und zahn-ärztliche Hilfe zu erhalten, weil sie „ja doch ausfallen und durch neue ersetzt werden“. Da diese falsche Anschauung dem Zahn-

Zähne gesund sind, und gerade im Kindesalter sollte darauf ge-achtet werden, daß die Speisen gut gekaut werden. Sind die Milch-zähne erkrankt, so gewöhnt sich das Kind das Schlingen der Nah-

ahrung an, es ver-schluckt die Speisen ungekaut, und diese üble Angewohn-heit ist dann später kaum zu beseitigen. Die zahlreichen Untersuchungen über den Gehalt von unverdaulichem Nährstoffen im Auswurf haben bewiesen, in wie großem Umfange durch Verschlingen der Nahrung und mangelhaftes Kau-en eine Ver-schleuderung der Nähr-stoffe stattfin-det. Ferner muß man bedenken, daß ein Erwachsener mit fehlerfreien Zähnen viel eher imstande sein wird, vorsichtiger zu kau-en, als ein Kind. Er wird infolge-dessen besser die Nahrungsmittel aufnehmen und ausnutzen können, zumal das blei-bende Gebiß 32,

das Milchgebiß aber nur 20 Zähne aufweist. Daß aber gerade ein Kind, das in der Entwicklung begriffen ist, kräftige Nahrung aufnehmen und diese zum Zweck einer gründlichen Ausnutzung gut zerkleinern muß, dürfte jedem einleuchten.

Es ist selbstverständlich, daß bei Erkrankungen der Milchzähne und ihren Folgeerscheinungen, wie Eiterung, Fieber usw. auch



Blick auf die Altstadt, in der Mitte die Liebfrauenkirche, rechts der Dom.

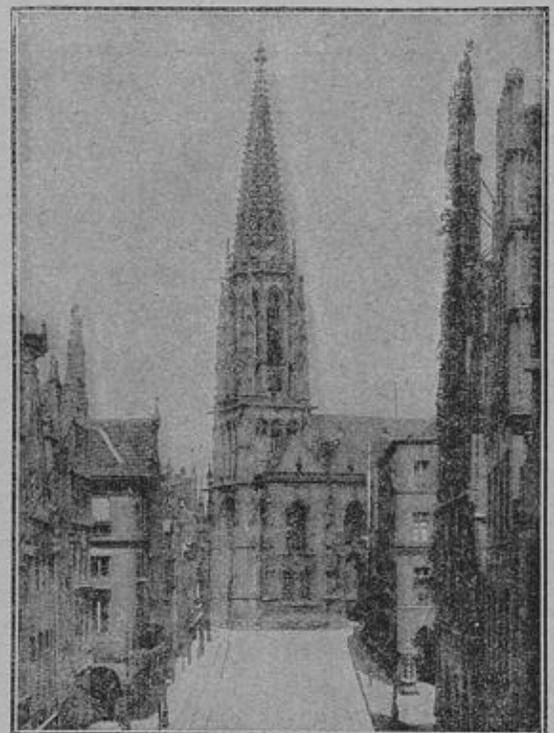


Die Universität in Münster.

ärzte tagtäglich aus allen Schichten der Bevölkerung entgegentritt, so dürfte die Frage, warum auch die Milchzähne des Kindes gepflegt und erhalten werden müssen, von Interesse sein.

Die Zähne haben beim Kinde wie beim Erwachsenen haupt-sächlich den Zweck, die Nahrungsmittel zu zerkleinern. Eine gründliche Zerkleinerung kann aber nur stattfinden, wenn die

häufig langdauernde Störungen allgemeiner Natur eintreten und die Entwicklung des Organismus beeinträchtigen können. Zudem verursachen schlechte Zähne häufig eine Schwellung der Lymph-drüsen im Halse. Infolgedessen können die Lymphdrüsen nicht mehr die Tätigkeit ausüben, wofür sie bestimmt sind, nämlich schädliche Stoffe dem Blute fernzuhalten.



Der Prinzipalmarkt in Münster.

Alle diese Tatsachen sprechen dafür, daß man auch dem Milchgebiß eine gründliche Pflege angedeihen lassen soll. Das Wichtigste ist aber, daß von der Beschaffenheit des Milchgebisses die Zukunft des bleibenden Gebisses abhängt.

Das Milchgebiß hat die Aufgabe, seine Funktion bis zum abgeschlossenen Durchbruche des bleibenden Gebisses zu erfüllen. Der Wechsel geschieht nun nicht in der Weise, daß die Milchzähne alle auf einmal ausfallen, und dafür die bleibenden Zähne erscheinen, sondern dieser Wechsel erstreckt sich über einen Zeitraum von etwa sieben Jahren, vom sechsten bis zum dreizehnten Lebensjahre, mit anderen Worten, also gerade in der Zeit des schulpflichtigen Alters. In dieser Zeit finden wir im Munde zwischen den Milchzähnen bleibende Zähne, da die Milchzähne gruppenweise ausfallen, und die bleibenden Zähne daher auch gruppenweise einrücken. Sind nun die Milchzähne frühzeitig schlecht geworden, so rücken neben diese faulen Milchzähne bleibende Zähne. Wie aber ein fauler Apfel die Fäulnis auf andere neben ihm liegende Äpfel überträgt, so steckt auch der schlechte Milchzahn die gesunden neuen Zähne an. Wird ein Milchzahn vorzeitig entfernt, d. h. bevor der entsprechende bleibende Zahn unmittelbar vor dem Durchbruche steht, so bleibt in den meisten Fällen die entsprechende Lücke nicht in ganzer Ausdehnung bestehen, vielmehr wandern die angrenzenden Zähne mehr oder weniger in die Lücke hinein, so daß dieselbe verkleinert wird. Infolgedessen bleibt der Kiefer an dieser Stelle in seiner Entwicklung zurück, der an diese Stelle gehörige bleibende Zahn findet beim Durchbruche seinen Platz versperrt, er bricht in abnormer Stellung durch und zwingt dadurch seine Nachbarzähne ebenfalls zu solcher Stellung, kurz, es lehrt die tägliche Erfahrung, daß durch die vorzeitige Entfernung eines einzigen Milchzahnes das ganze bleibende Gebiß in falsche Stellung gebracht werden kann. Es wirken also die Zähne gewissermaßen als Keile auf den Kiefer und unterstützen so sein Wachstum.



Weißbischof Dr. Lausberg.

der kürzlich zum Weißbischof von Köln geweiht wurde.

Von größter Wichtigkeit ist die Erhaltung des zweiten Milchbackzahnes, denn hinter diesem, also direkt hinter dem Milchgebiß, soll im sechsten Lebensjahre der erste bleibende Backzahn erscheinen. Wird der Milchbackzahn frühzeitig entfernt, so rückt der bleibende Backzahn so weit nach vorne, und die an Stelle der Milchzähne zu erwartenden bleibenden Zähne haben keinen genügenden Platz. Dieser erste bleibende Backzahn wird von den Laien meist für einen Milchzahn angesehen, da er zu einer Zeit im Munde erscheint, in welcher sich im Milchgebiß noch keine Veränderungen abspielen; auch glauben die meisten, daß die zweite Zahnung erst mit dem Ausfallen der Milchschneidezähne beginnt. Diesen großen Irrtum müssen viele Kinder schwer büßen, denn man läßt den ersten bleibenden Backzahn, besonders wenn er hinter den schlechten Milchbackzähnen steht, ruhig verfallen, da man glaubt, er sei ein Milchzahn. Auf diese Gefahr des bleibenden Gebisses gründet sich, wie bereits erwähnt, die ganze zweite Zahnung. Wenn diese Zähne zugrunde gehen, oder an falscher Stelle durchbrechen, so stellt sich, worauf nochmals hingewiesen werden soll, die zweite Zahnung falsch ein, und der Zahnsäule ist Tür und Tor geöffnet. Daher ist die Zeit des Zahnwechsels gerade die Zeit, in der man dem Milchgebiß und natürlich auch dem bleibenden Gebiß dauernde Aufmerksamkeit schenken muß. Es kann daher nicht genug betont werden, daß im Milchgebiß auf jeder Seite und in jedem Kiefer nur zwei Backzähne stehen und der im sechsten bis siebenten Lebensjahre hinter diesen erscheinende große Zahn ein bleibender Zahn ist, der unter allen Umständen erhalten werden muß, mindestens

bis zum vierzehnten Lebensjahre, in welchem hinter ihm ein zweiter Backzahn in voller Funktion sich befindet. Aus dem Vorhergesagten geht hervor, daß die Milchzähne möglichst solange erhalten werden sollen, bis Ersatz durch die bleibenden Zähne erfolgt. Deswegen ist es notwendig, daß nicht erst wenn Schmerzen auftreten, wenn die einzig mögliche Hilfe vielleicht trotz aller Bedenken nur noch in der Entfernung eines oder sogar mehrerer Zähne besteht, zahnärztlicher Rat gesucht werden soll, sondern es soll wenigstens in halbjährlichen Zwischenräumen eine Untersuchung des Gebisses durch den Zahnarzt ermöglicht werden, damit jede etwa auftretende hohle Stelle sachgemäß gleich im Entstehen ausgefüllt werden kann. Dann ist die Behandlung für das Kind nicht mit Schmerzen verbunden und dauert nur kurze Zeit, das Kind gewöhnt sich sehr schnell an die zahnärztliche Behandlung, es kennt keine Furcht vor zahnärztlichen Instrumenten und betrachtet den Zahnarzt als einen guten Bekannten.

## Sprüche.

Nur die Ansprüche sind es, die unzufrieden machen. Was wir nicht begehrten, können wir leichter entbehren. Die ganze Lebensweisheit liegt darin. Leider Gottes, daß wir gewöhnlich erst dahinter kommen, wenn es mit dem Leben auf die Reize geht.

Magst du die Lüge noch so gut  
In das Gewand der Wahrheit  
kleiden —  
Der Dümme ist nicht dumm  
genug,  
Um beide nicht zu unter-  
scheiden.

Die Menschen sollen sich  
einander bei den Händen  
fassen und nicht nur gut  
sein, sondern auch froh. Die  
Freude ist der Sommer, der  
die inneren Früchte färbt und  
schmilzt.

Gewalt und Härte macht  
verdrossen  
Und läßt der Menschen Herz  
vergeschlossen.  
Wo man oft lange widerstand,  
Ein gutes Wort leicht Eingang  
find.

Der Mensch, der zu schwan-  
kenden Zeiten auch schwan-  
kend gestimmt ist, der vermehrt  
das Uebel und breitet es  
weiter; aber wer fest auf dem  
Sinne beharret, der bildet  
die Welt sich.

## Die Heimat.

Ich tauschte mein Dörfchen, mein Hüttchen so hold  
Mit keinem Palaste vom lautersten Gold.  
Das Dörfchen ist einsam, das Hüttchen ist arm;  
Die Herzen darinnen, sie lieben mich warm.

Mein Hüttchen vergolbet der sonnige Schein;  
Es wachsen die Trauben zum Fenster hinein.  
Ein Kränzlein von Bäumen das Dörflein umzieht;  
Darin singen die Säger des Himmels ihr Lied.

Und wollte der König mir geben den Thron,  
So lief ich lachend und singend davon;  
Ich sänge: „Herr König, o nein, o nein!“  
Und spränge zu Vater und Mutter hinein.

## Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Draußen lachte der Frühling: die Drossel schlug im Walde, Lerchen trillerten über grünen Auen, blinkender, schimmernder Sonnenglast durchzitterte die durchsichtige, blaue Luft, bunte Falter wiegten sich auf schwanken Sämlen, und das emsige Bienen summte unerdrossen den ganzen lieben Tag um lockende, duftige Blütenkelche. In den Werkstätten des Kommerzienrats gab's keinen Frühling, keine Lenzeslust, da brauste der Strom der Arbeit mit immer gleichem Geiße, da stampften und pochten und rasselten die Maschinen, klackerten die Riemen der Transmissionen, schwirten und surrten unermüdet die zahllosen Räder und Rädchen. Nur hier und da stahl sich ein verlorener Sonnenstrahl durch den Riß einer blinden Fensterscheibe, und Millionen feiner Kohlenstäubchen umwirbelten und umtanzten ihn als einen gar seltenen Gast. Harte Männer mit geschwärtzten, knochigen, mißmutigen Gesichtern und sehnigen Armen verlernten hier drinnen im sauren Schweiß der Arbeit, daß noch andere, lieblichere Klänge tönten im weiten Erdenreich, als die Musik der Maschinen, die ihnen Tag für Tag, Stunde für Stunde an den Ohren toste. Und auch der Fleißigste von allen, die in diesen Räumen schafften, hatte das vergessen: der Herr und Meister. Ja, der Kommerzienrat leistete schier Unnatürliches in dieser Zeit, er saß die Nächte an seinem Schreibtisch, überhörte die Pausensignale der schrillen Dampfpfeife, dachte nicht an Speise und Trank, sann auf nichts anderes als auf eine neue Erfindung, durch die er die Konkurrenz noch überbieten würde.

Da standen mit fahlen Gesichtern zwei finstere Gestalten immerfort hinter seinem Sessel, peitschten ihn an zu neuer und immer neuer Anstrengung, trieben ihn auf, wenn er in den Seilen zusammenbrach vor Erschöpfung, schrien ihn wach mit greulichen Stimmen, wenn die schweren Lider sich schlossen zu kurzem Schlummer, schlichen ihm nach, wenn er das Zimmer verließ, um seine Familie flüchtig zu begrüßen, trieben ihn unbarmherzig sofort wieder zurück: krankhafte Ehrsucht und blasser Neid waren die grausamen Genossen. Und sie zehrten an des starken Mannes eherner Lebenskraft, zerrütteten ihm die Nerven, machten ihm die hohlen Augen trübe, daß er bisweilen wie ein Irreer dahinschlief und nicht mehr mußte, was er tat.

Namen dann die Brautleute mit freundlichen Gesichtern zu ihm, um ihn zurückzurufen in die liebliche Gotteswelt mit ihren tausend Lenzeswonne, dann wehrte er sie hastig ab und hatte auf aller Bitten und Vorstellen immer nur die eine Erwiderung: „Später, Kinder, später! Erst die Arbeit!“

Früher pflegte er Reuth in seine Geheimnisse und Pläne einzuweihen und ihn mit raten zu lassen. Aber das geschah jetzt nicht mehr, weil sein Vertrauen zu diesem Manne stark erschüttert war. Eine unverkennbare Spannung herrschte zwischen ihnen beiden, und häufiger kam es zu recht unliebsamen Auseinandersetzungen. Nur zu oft fiel Stralau wieder ein, was Werner ihm noch am Abend vor seiner Abreise mitgeteilt hatte. Und wenn er so darüber nachsann, dann kam ihm doch bisweilen der quälende Gedanke: Reuth könne Modelle und Skizzen über die Grenze geschmuggelt haben. Im Ausland, und zwar in einer der nächsten Grenzstädte, befand sich nämlich ebenfalls eine Konkurrenzfirma, die ihm in letzter Zeit erheblichen Abbruch getan und Erfindungen herausgebracht, mit denen er selber sich beschäftigt hatte. Genug, er traute seiner tüchtigsten Hilfskraft nicht mehr und überwachte den Obergeringenieur mit Argusaugen in all seinem Tun und Treiben. Das sollte aber sehr bald zur Folge haben, daß dieser ihm den Dienst aufsaute und um seine Entlassung bat zum ersten Juli.

„Papa, wir machen heute einen Ausflug in die Berge,“ sagte Ellen am heutigen Sonntagmorgen. „Du mußt auf alle Fälle mit. Wenn Mama schon nicht zu Hause bleibt, dann darfst Du es erst recht nicht tun. Die kleine Erholung täte Dir doch so sehr not.“

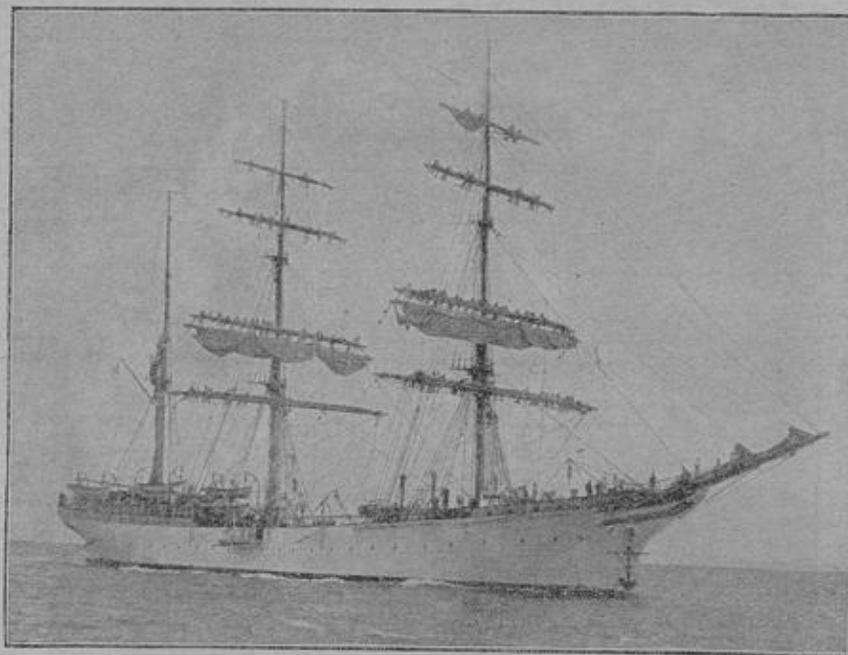
„Heute nicht,“ erwiderte Stralau zerstreut. „Nächsten Sonntag gern. Da ist es nämlich geschafft. Morgen und übermorgen

noch, dann sollen die Hartungs und der neue Mann jenseits der Grenze, der Wienkoop, ihr blaues Wunder schauen und Gift und Galle spucken.“

Auch Frau Amalies Vorstellungen und Bitten nützten nichts, ebenso wenig Adalberts verständiger Zuspruch: der Papa blieb fest. Er wollte heute am Sonntag ebenfalls fleißig sein. — Und so geschah es. Bis gegen Abend saß er in seinem Kabinett. Dann erst besann er sich darauf, daß heute Sonntag war, holte tief Atem, rieb sich die brennenden Augen und beschloß, seiner Familie entgegenzugehen.

Als er das Fabrikgebäude verließ, stand Reuth am Fenster seiner ebenfalls darin befindlichen Wohnung und schaute ihm mit bösen Blicken nach. O, wie haßte dieser falsche Mann seinen Chef, seitdem er nicht mehr dessen volles Vertrauen genoß, und wie brannte er vor Begierde, etwas über die neue Arbeit zu erfahren, die den Fleißigen so ganz und gar in Anspruch nahm. Gewiß wäre das eine äußerst geniale Erfindung, denn Stralau duldet doch einmal nicht, daß ihm ein anderer über war. Jetzt sah Reuth, daß der Kommerzienrat die Terrasse seiner Villa eilig hinabschritt und mit langen Schritten einen von der Chauffee abbiegenden, nach den Bergen führenden Feldweg einschlug. Er gönnte sich also endlich einmal einen Spaziergang und schien noch recht weit zu wollen, denn er lief ja, als müsse er verschiedene Meilen zurücklegen. Lange blickte der Obergeringenieur ihm nach. Und dann zuckte diesem auf einmal blickartig ein Gedanke durchs Hirn: Jetzt wärest du ganz ungestört und könntest seine neuen Skizzen und Pläne einmal in Ruhe durchsehen, dir Abschriften machen, die

Ideen für deine Zwecke verwerten. Säume nicht. Niemand befindet sich ja außer dir im Hause. Und leise schlich er über den langen Korridor, besorgte sich aus einer der Werkstätten verschiedenes Handwerkzeug, bog sich einen geeigneten Draht zurecht und öffnete mit diesem mühelos die Tür zu dem Arbeitskabinett des Chefs. Hell flutete durch die nicht verhängten hohen Bogenfenster das Licht der sinkenden Sonne in den einfachen Raum, und ganz in der Ferne vermochte der Einbrecher von einem der Fenster aus noch die Gestalt des Kommerzienrats zu erkennen. Er durfte also ganz unbezorgt sein. Dort im grünbezogenen Schreibtisch, auf dem ein massiv silberner Anboß als Briefbeschwerer stand und allerlei lose Blätter unordentlich umherlagen, mußten sich die Skizzen befinden. Die Schublade war nicht so einfach zu öffnen, doch es gelang dem



Das erste deutsche Schulschiff mit drahtloser Telegraphie.

Geschichten dennoch schnell genug. Und da lag ein ganzer Stoß äußerst wichtiger Papiere voller Zeichnungen, Zahlen und flüchtig hingeworfener Bemerkungen. Mit Kennerblicken durchmusterte Reuth alles in wenigen Minuten, und das Herz pochte ihm gewaltig, denn er entdeckte sofort, daß es sich hier in der Tat um eine ganz bedeutende Verbesserung des von der Firma Hartung konstruierten Motors handelte. Nur schnell ein paar Bogen Papier, Reißzeug, Tinte und Feder!

„O, Du sollst den Ruhm Deines Werkes nicht ernten,“ jagte der Erbärmliche mit schadenfrohem Grinsen zu sich selber, während er wieder hinauseilte, auf sein Zimmer, um Papier und Reißzeug zu holen. Und nun begann seine Arbeit. Den genialen Gedanken, auf den es ankam, hatte er ja schnell erfaßt, und die Ausführung ergab sich aus den Berechnungen, Skizzen und Notizen für ihn klar genug. Der Schweiß perlte ihm aus allen Poren während der anstrengenden Arbeit. Aber bald würde sie beendet sein, und dann wollte er sofort nach dem Mühsental, um Schiffmann noch diese Nacht mit der neuen Erfindung über die Grenze, zu Wienkoop, zu schicken. Der hatte ihm ja schon so sehr viel zu verdanken und würde ihn für diesen Dienst gewiß noch angemessener belohnen als die Gebrüder Hartung es damals getan, die er mit seines Chefs voriger Idee beglückte. Also nun flott weiter! —

Sord — klappte da nicht eine Tür? — Erschreckt hielt Reuth inne und lauschte gespannt. — Der Hausdiener Schmidt konnte gekommen sein. Nun, der würde nichts merken. Jetzt warf er einen Blick zum Fenster hinaus. Da winkten die Berge in wunderbarem Schein von leuchtendem Rot, das allmählich überging in zartestes Violett, da blühte es wie Feuerzungen durch die Kronen der Bäume, und über der weiten Ebene lag ein sammetstimmern-

der purpurner Teppich. Doch wer war der einsame Mann, der so eilig, mit dem Spazierstock in der Luft herumfuchtelnd, gerade auf die Treppe zudrückt? — Sollte das der Kommerzienrat schon wieder sein? Wahrscheinlich, er war es! Da er seine Familie nicht erblicken konnte, hatte er sich vorzeitig auf den Rückweg gemacht. Die beiden Dämonen, die ihm nirgends Ruh und Raft gönnten, hezten ja auch gewaltig. Arbeiten, arbeiten wollte — mußte er von neuem.

Reyth aber war der Schreck in alle Glieder gefahren. Wie konnte er noch froh sein, daß er zufällig hinausgeschaut! — Jetzt nur schnell alles wieder an seinen Platz gelegt, die Schublade verschlossen und hinaus! — Mit dem Löffel trocknete er den noch nassen Bogen, ließ ihn dann ebenso wie das Reißzeug in seine Rocktasche verschwinden und stürzte davon. So, nun würde Stralau nichts Verdächtigtes merken. Und er selber wollte gleich mit seiner Beute durch die Hintertür entweichen und sich zu seinem Freunde Schiffmann aufmachen. Dieses Mal hielt er es für gefährlich, den bequemen und bedeutend näheren Chausseeweg einzuschlagen: Es sollte doch niemand ahnen, wohin er ging. Der beschwerliche Pfad durch den Wald schien ihm darum sicherer. Er wußte ja Bescheid in der Wildnis, und vorläufig war es ja auch noch nicht dunkel, wiewohl die Dämmerung bereits ihre Schleier über die Hochebene breitete.

Stralau trocknete sich den Schweiß aus dem Gesicht und betrat mit einem tiefen Seufzer sein Zimmer. Ein paar Minuten würde er noch ohne Lampe arbeiten können. Eilig öffnete er also die Schublade, um das Blatt herauszunehmen, auf dem er schnell etwas, das ihm unterwegs eingefallen, notieren wollte. Es mußte ja obenauf liegen, denn er hatte es zuletzt in der Hand gehabt. — Doch — da lag es nicht. — Was bedeutete denn das? Hatte jemand in seinem Schreibtische gekramt? Eine heillose Angst fuhr ihm durch den bebenden Körper. Er wußte doch ganz genau, wo er gerade dieses Stück Papier hingelegt hatte. Und nun lag es unter anderen Plättern. Noch stand er fassungslos da, als seine Blicke auf einen kleinen, blinkenden Gegenstand fielen, der auf dem Sessel lag: Eine Reißfeder — eine Reißfeder, die ihm nicht gehörte, die er aber ganz bestimmt sehr oft in Reyth's Fingern gesehen. Da schlug er sich mit den Fäusten an die Stirn und leuchtete mit erschrecktem Gesicht:

„Herr im Himmel, sieh mir bei, der Lump ist bei meiner Arbeit gewesen, während ich fort war! Vorhin habe ich auf dem Sessel gesessen, und keine Feder lag da. Es ist ja sonnenklar! — Alles ist jetzt klar: er hat dich schon oft bestohlen, er trägt die ganze Schuld!“ — Und dann raste er hinaus, stürmte die Treppe hinauf, drückte wie ein Trunkener auf den Knopf der Schelle an des Oberingenieurs Stube und stieß einen fürchterlichen Fluch aus, als sich niemand meldete.

„Ha, Du Schurke entgehst mir dennoch nicht!“ leuchtete er. „Gnade Dir Gott, wenn ich Dich mit meinen Fäusten pade!“ — „Schmidt, Schmidt, zum Teufel, wo stecken Sie!“ schrie er wieder im langen, jetzt fast dunklen Korridor angelangt, und mit schlotternden Knien erschien, Schlimmes ahnend, der alte Hausdiener.

„Wer war in meinem Zimmer? Mensch — reden Sie, oder ich schlage Ihnen die Knochen kaput!“ fuhr er den Erschrockenen an. „Herr Kommerzienrat, ich weiß es nicht. Ich kam vor einer halben Stunde erst nach Hause,“ lautete die zaghafte Antwort. „Wo ist Herr Reyth, haben Sie ihn gesehen?“ „Er ist vor einem Weichen fortgegangen, glaube ich. Durch die Hintertür. Wenn ich nicht sehr irre, ging er dort dem Walde zu.“

„Nach dem Walde? — Wann war das?“ — „Es ist gewiß nicht länger als eine Viertelstunde her.“ „Nach dem Walde! Natürlich zu seinem Freund im Mühltal. Herr Gott, mich rührt der Schlag. Schmidt, ein Glas Wasser!“ Aber ehe der Hausdiener ihm das gebracht, war er schon hinaus. Er wollte dem Spitzbuben nach, auf der Stelle. Mit keuchender, röchelnder Brust rannte er ein Stück über die Ebene. Doch dann hemmte er seine Schritte jäh wieder, holte tief Atem und stöhnte: „Du wirst ihn nicht mehr erreichen auf diesem Weg. Er hat einen zu großen Vorsprung und ist gewandter als du. Aber wenn du auf der Chaussee zum Mühltal eilst — dann könntest Du noch eine halbe Stunde vor ihm am Ziele sein, könntest ihm entgegengehen, ihn ablauern, den Erbärmlichen, hättest ihn in deiner Gewalt. Er müßte dir das Gestohlene herausgeben, oder so, so und nicht anders ist es nur möglich.“

Schnell entschlossen, rannte er also nach der heute von zahlreichen Spaziergängern belebten Chaussee. Graue Nebel stiegen geheimnislich empor aus den Gründen, ein scharfer Nachtthau wehte kühlend herüber von der Stadt. O, das tat Stralau's fieberglühendem Antlitz so wohl, das machte seine wirren Sinne klarer, daß er ruhig denken und überlegen konnte. Ein paar Minuten wenigstens. Aber dann koste und brandete es ihm wieder wie entfesselter Fluten Gewalt durch die Adern, durchs Hirn. Die wilden Dämonen, die sein Leben zerrüttet, der Meid und die unerfüllte Ehrsucht, hatten einen dritten im Bunde: den Haß. Und der überhäubte mit greulicher Stimme ihr Schreien wie eine grimme, deutliche Bestie.

Die Nacht froh schwarz und drohend heran über das Feld. Stillere wurde es und einsamer, je näher Stralau dem friedlichen

Waldtale kam. Ein Vöglein sang in den Buchen sein Schummerlied, und vom Wirtshause drangen die Töne einer Ziehharmonika weich und besänftigend herüber. Da lag die verächtliche Schenke mit hellerleuchteten Fenstern.

Wie ein Dieb schlich der Kommerzienrat vorüber, warf spähend einen Blick hinein in die Gaststube, sah Soldknechte und Bauern kartenspieland um einen Tisch sitzen, sah auch Schiffmann's plumpe Gestalt im Hintergrunde. Reyth konnte unmöglich schon da sein.

Er ging also vorsichtig weiter, erklimmte die felsige, dornige Höhe, von der mit weithin hörbarem Brausen der Fluß herunterrauschte. Ganz still war es sonst. —

Mit fliegenden Pulsen machte der fast zu Tode Erschöpfte hier oben halt, ließ sich auf einen der Felsblöcke nieder und gab sich verzweifelte Mühe, ruhiger zu werden. Gleich würde er dem Manne, den er jetzt tödlicher haßte als seine ärgsten Feinde und Konkurrenten, ja gegenüberstehen. Drüben raschelte etwas im



Das Eintreffen der ersten rumänischen Freiwilligen in Durazzo.

dichten Buschwerke. Sollte er das etwa schon sein? Nein, das Geräusch drang ja von unten herauf. Ein scheues Reh war es wahrscheinlich.

Immer näher kam die Nacht mit ihrem schwarzen Schatten. Am Himmel funkelten die Sterne so hell und klar wie freundliche Augen, und über den finsternen Tannen am jenseitigen Ufer blickte aus dicker Wolkenschicht mit blasserem Schein die schmale Mondichel zu ihm herüber. Ein blinkender Streifen von flüssigem Gold glimmerte über den schäumenden Fluten, und bläulich glühende Reflexe huschten über das graue, moosbewachsene Gestein. — Da — menschliche Tritte ganz in der Nähe! — Ein Hüfteln und Häuspern. — Das kann nur Reyth sein. — Fester umtrampft des Wartenden mächtige Rechte den elfenbeinernen Griff seines derben Rohrstockes. Und nun versperrt seine breite, vierfüßrige Gestalt dem in jähem Erschrecken zusammenfahrenden Spaziergänger plötzlich den Weg. — (Fortsetzung folgt.)

## Unsere Bilder.

Das erste deutsche Schulschiff mit drahtloser Telegraphie. Das Schulschiff „Großherzog Friedrich August“ des Deutschen Schulschiffsvereins ist jetzt auch mit drahtloser Telegraphie ausgestattet worden, so daß den Schiffsjungen auch diese moderne und notwendige schiffstechnische Einrichtung gezeigt werden kann.

Das Eintreffen der ersten rumänischen Freiwilligen in Durazzo. Unser Bild zeigt die Spitze einer Abteilung der in Durazzo eingetroffenen rumänischen Freiwilligen, die dem Fürsten Wilhelm helfen wollen, die Rebellen zu bekriegen. Es scheint nur an Mitteln und Verpflegungsmaterial zu fehlen, um aus den so überaus zahlreich sich meldenden Freiwilligen eine Hilfstruppe für den Fürsten zu schaffen, die den Rebellen erfolgreich gegenüberstehen kann. Unter den rumänischen Freiwilligen soll der größte Teil aus gedienten Soldaten bestehen.



### Sprüche.

Es gibt Leute, welche ihre Lügen so oft wiederholen, bis sie endlich selbst daran glauben.

Wer in Unglück fällt, verliert sich leicht aus der Erinnerung der Menschen.

**Der neue Jachthafen in Hamburg.** Der bisherige Liegeplatz der Yachten an der Neumühlenseite muß geräumt werden, weil die neuen Hafenerweiterungsbauten sich bis zu diesem Platz ausdehnen. Es wurde daher ein neuer Jachthafen gebaut, der praktisch und mit allen Neuerungen versehen den Wünschen aller Yachtsegler entspricht.

**Ein Bettlerkönigreich.** In einem Walde der japanischen Provinz Schinanno hat eine Bettlergemeinde ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Sie besteht schon seit vierzig Jahren und zählt gegen dreihundert Mitglieder, darunter auch viele Frauen und Kinder. An der Spitze steht ein „König“, ein Mann von über sechzig Jahren, der fast mit unumschränkter Gewalt regiert, aber sich nicht etwa von seinen Untertanen ernähren läßt, sondern gleich ihnen tagsüber betteln geht. Bei warmem Wetter schlafen die Bettler einfach im Freien, nur im Winter oder wenn es regnet, errichten sie abends Zelte aus dickem Otpapier. Am Morgen wird das Lager abgebrochen, alles wird in Kisten und Kästen verpackt und jede Spur ihres Aufenthaltes vertilgt. Darauf verteilen sie sich in die umliegenden Dörfer und gehen „auf den Bettel“, um am Abend wieder im Walde zusammenzukommen, gemeinschaftlich ihr Mahl zu kochen, zu essen, zu schwätzen, zu singen, zu trinken usw. Dabei wissen sie — dies ist eines der wichtigsten Geheze ihres „Königs“ — die Spuren ihres jedesmaligen Nachtquartiers so geschickt zu verwischen, daß bis vor wenigen Jahren selbst die Einwohner der umliegenden Dörfer keine Ahnung von dem Dasein dieses Bettlerstaates, sozusagen in ihrer eigenen Mitte, hatten. Ubrigens sollen diese Bettler, obgleich viele von ihnen ehemalige Spieler, Diebe und dergleichen sind, sich jetzt wenigstens in den Dörfern, wo sie als Bettler bekannt sind, aller Diebstähle und sonstigen Gesekwidrigkeiten enthalten. Wenn sich ein neuer Ankömmling zur Aufnahme meldet, muß er zuerst dem „König“ seine Lebensgeschichte erzählen, worauf dieser über seine Zulassung entscheidet. Ebenso steht ihm auch das Recht zu, ungeeignete Mitglieder auszustoßen, Streitigkeiten zu entscheiden, Strafen zu verhängen. Niemand würde gegen den Ausspruch des „Königs“ zu murren wagen. Seine Autorität schreibt sich daher, daß er der Gründer dieses Staates ist, indem er zu-

erst seinen Aufenthalt in diesem Walde nahm, worauf sich nach und nach immer mehr Anhänger bei ihm einfanden. Als Kuriosum verdient noch erwähnt zu werden, daß die Bettler sich sogar den Luxus eines heißen Bades, dieses dem Japaner unentbehrlichen Genusses, zu verschaffen wissen, und zwar dient ihnen auch hierzu wieder jenes Otpapier, das überhaupt in ihrem Zigeunerhaushalt eine große Rolle spielt. Sie machen eine fünf Fuß tiefe Grube und kleiden die Wände sorgfältig mit Otpapier aus. Darauf füllen sie die Gruben mit Wasser und werfen so viele Steine, die sie vorher in einem Feuer neben der Grube erhitzt haben, hinein, bis das Bad die gewünschte Temperatur erreicht hat. Alles in allem werden sich diese Bettler durchaus nicht so unglücklich fühlen, wie man von den Bettlern gewöhnlich annimmt. D. G.

**Bei der Fahrt durch einen Tunnel.** Es ist zweifellos Tatsache, wenn es auch allgemein wenig bemerkt worden sein mag, daß das Herankommen eines zweiten Bahnzuges



Der neue Jachthafen in Hamburg.

in einem Tunnel bestimmt bemerkt werden kann, ehe dieser noch sichtbar ist. Die Länge des Tunnels spielt bei der Wahrnehmung dieser Erscheinung keine besondere Rolle, sondern es ist die Verdichtung der Luft, die das eigentümliche Gefühl hervorbringt, das man beim Tauchen ins Wasser empfindet. Ohne andere Vorboten wird nämlich das Trommelfell durch den Luftdruck in dem Augenblicke nach einwärts gepreßt, wo die Lokomotive des entgegenkommenden Zuges in den Tunnel eintritt, da dadurch der Luftraum eingeschränkt und die Luft verdichtet wird. Viele werden übrigens die Empfindung davon schon bemerkt haben, ohne weiter darüber nachzudenken.

**Zwei Mutige.** Frau (zu einem zudringlichen Häuslerer): „Jetzt machen Sie aber, daß Sie fortkommen, sonst rufe ich meinen Mann!“ — Häuslerer (gemühtlich): „Bei dem war ich schon . . . der hat mir mit Ihrer werten Person gedroht!“

**Begründete Gewissensbisse.** Jung-Teddy: „Ach, ich wollte, ich hätte Jimmy Brown heute morgen nicht so verblaut!“ — Mutter: „Siehst Du endlich ein, wie unartig Du gewesen bist?“ — Jung-Teddy: „Ja, aber ich wußte noch nicht, daß Jimmy's Mutter morgen ein Kinderfest gibt!“

**Moderne Hygiene.** Professor für Hygiene: „Warum müssen wir stets unser Heim rein und sauber halten?“ — Schülerin: „Weil jeden Augenblick Besuch kommen kann!“

**Die junge Hausfrau.** Junge Frau (zu einer Bäuerin): „Mit Ihren Eiern bin ich absolut nicht zufrieden! . . . Schon fünfmal sind mir Eierluchen damit misraten!“

**Hoffnungsvoll.** Vater: „Also die Kollegengelder, die ich Dir geschickt habe, hast Du verknüpft — pfui, schäme Dich!“ — Studiosus: „Und das vorige Semester hast Du gefagt, es wäre schade um das viele Kollegengeld, das man umsonst hinauswirft!“

**Der Gipfel der Schlechtigkeit.** A.: „Müller ist doch ein schlechter Mensch, nicht wahr?“ — B.: „Ja, das ist er! Er ist imstande, in einen Barbierladen zu gehen mit der Absicht, sich rasieren zu lassen. Dann läßt er sich das Haar schneiden, nur um andere Leute warten zu lassen!“

**Im Gerichtssaale.** Richter: „Sie, Herr Zeuge, haben also jedenfalls auch mit dem Stod auf den Müller eingeschlagen?“

Zeuge: „Bedauere . . . nein!“

**Höfliche Einladung.** Ein junger Mann tritt an der Haltestelle an den Straßen-

bahnwagen und fragt herablassend den Schaffner: „Na, ist Ihre Arche Noah schon voll?“ Worauf die Antwort kommt: „Bitte schön, der Affe fehlt noch!“

**Freundschaftliche Einschätzung.** Alice (nach einem Blick in den

Spiegel): „Ja, mein Gesicht ist mein Reichtum!“ — Ethel: „Nun, Liebste, viel Vermögenssteuer wirst Du dann nicht zu bezahlen brauchen!“

### Rätsel.

Der Sterne lichtetes Gold strahlt sanft  
mein Spiegel wider,  
An meinem Ufer rauscht geheimnisvoll  
das Rohr;  
Es singt in meinem Schoß die Nixe  
holde Lieder,  
Beifällig quakt dazu der Frösche ernstest  
Chor.

Von meinem Zeichen sei das letzte mir  
genommen,  
So werd' ich euch zu teil durch Priesters  
frommen Mund.  
Ich kröne unsichtbar das Dulderhaupt  
des Frommen  
Und tu' mich im Gebet dem ärmsten  
Herzen kund.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Nacht.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur  
L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. heraus-  
gegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 33

Samstag, den 16. August

1914

## Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Halt! — Keinen Schritt weiter, Herr Keyth!“ ruft Stralau dem Bestürzten mit bebender Stimme zu. „Ich bin es. Und ich

stehe hier, um abzurechnen mit Ihnen — ja — um abzurechnen. Sie — Sie sind es gewesen, der mich bestohlen hat. In Ihrem Besitz befindet sich ein Papier, das Sie mir auf der Stelle herauszugeben haben!“

„Mein Herr — ich begreife Sie ganz und gar nicht!“ erwiderte der Oberingenieur, während seine Augen in tödlicher Angst nach einem Auswege spähen.

„Ich sollte Sie bestohlen haben? Ein Papier? — O, Ihre Nerven müssen stark gelitten haben von all der Arbeit. Sie befinden sich in einem argen Irrium.“

„Das Papier heraus!“ fleucht Stralau.

„Ich weiß von keinem Papier und bitte Sie, mir Platz zu machen, wenn ich nicht um Hilfe rufen soll. Wie ein Wegelagerer überfallen Sie einen friedlichen Spaziergänger. Das ist —“

„Keine Ausflüchte! Sie sind entlarvt. Ich habe den Beweis dafür in den Händen, daß Sie vorhin in meiner Abwesenheit in meinem Zimmer gewesen sind, Ihre Reißfeder verrät Sie.“

„Sie haben mich in abscheulicher Weise betrogen, Sie Erbärmlicher! Alles weiß ich jetzt. Und ich werde dafür sorgen, daß Sie ins Gefängnis kommen.“

Keyth konnte nicht mehr im Zweifel darüber sein, was auf dem Spiele stehe. — Glücke es ihm nicht in dieser Minute, dem in seiner Not ganz unberechenbaren Chef zu entschlüpfen und die Grenze auf dem nächsten Wege zu erreichen, dann war er verloren. — Da schnellst er denn schnellentschlossen mit tagenartiger Behendigkeit zur Seite, ver-

setzt seinem Gegner einen Stoß, daß der um Haarsbreite in den Abgrund gestürzt wäre, und rast davon. Doch das dicke Brombeergestrüpp bringt ihn zu Fall: Stralau holt ihn ein.

„Steh, Schurke, oder Du bist des Todes!“ brüllt der ihn mit wahrer Löwenstimme an und reckt seine Arme aus, um ihn am Kragen zu packen. Er entwindet sich der starken Hand, und ganz gewiß wäre er dem Verfolger doch noch entwischt, wenn der ihm

nun nicht hinterücks einen mit voller Wucht geführten Schlag über den Kopf versetzt hätte. — Da taumelt er, stößt einen gellenden Wehruf aus, bricht zusammen — stürzt, ehe des andern Hände ihn noch halten können, vom steil abfallenden Ufer hinab in die schwarze, graufige Tiefe. —

„Tot. — Er ist vernichtet. — Er wird dein Geheimnis nicht mehr verraten.“ — So schwirrte es Stralau durchs Hirn, während er, an allen Gliedern bebend, ein paar Sekunden wie festgebannt an der Stelle stehen blieb, wo er soeben ein Menschenleben vernichtet hatte in sinnloser Wut. —

„Tot — tot!“ So gelte es ihm an die Ohren, so brauste es aus der Tiefe empor. Und rabenfinstere Nacht umgab ihn jäh, denn die schwarze Wolkenwand hatte Mond und Sterne verhüllt, als sollten sie nicht das Grausige schauen, das ein Mensch in seinem Zorne getan hier draußen im Frieden der reinen Gottesnatur. —

Ganz allmählich wurde Stralau sich erst klar darüber, was eigentlich geschehen war. Und da wich das unbestimmte Gefühl der Genugtuung einem ganz andern, weit gewaltigeren, die Seele bis in ihre tiefsten Tiefen erschütternden: Du bist zum Mörder geworden. Rücklings erschlugst du einen Menschen, über den nicht du zu urteilen hattest. Unstät und flüchtig wirst du fortan mit dem Brandmale der Schuld auf deiner Stirn umherirren im dünnen Erdental. Friedlos und freudlos wird dein Leben sein, selbst wenn dir neue Vorbeeren des Erfolges winken



General der Inf. Konrad v. Hoekendorff,  
der Chef des österreichisch-ungarischen  
Generalkrabs.



Graf v. Berchtold,  
der österreichisch-ungarische Minister des  
Auswärtigen.



Nicola Pašić,  
der serbische Ministerpräsident.



Kronprinz Alexander von Serbien,  
der die Regentchaft in Serbien führt.

stellten. Die Stimme des Gewissens läßt dir keine Ruhe. — Ein Totschläger — ein Mörder! Furcht und Entsetzen packten ihn, es kam ihm zum Bewußtsein, in wie großer Gefahr er schwebte: Im Tale konnte man den Wehruf gehört haben — sein eigenes Rufen. — Die Häfcher waren vielleicht schon in der Nähe. — Würde man in ihm nicht auch ohnehin den Täter vermuten? — Der Hausdiener Schmidt wird angeben, daß du wutschäumend davongelaufen bist, um Reyth zu suchen. Die Leute, die dir auf der Chaussee begegneten, sie alle werden wider dich zeugen, wenn man die Leiche im Strome gefunden hat. — O Gott im Himmel, Du darfst nicht länger im Lande weilen! — Halte dich vor allem hier nicht eine Sekunde länger auf. Zurück, zurück auf dem kürzesten Wege! — So redete er zu sich selber, und dann rannte er, wie von Furien gehebt, davon.

Im Wirtshause spielte noch immer ein lustiger Musikant die Ziehharmonika und gröhle dazu mit unmelodischer Stimme eine alte Walzermelodie. Ein paar Leutchen tanzten danach, andere saßen zechend und spielend am Tische. Ganz genau sah Stralau das. Und das beruhigte ihn ein kleinwenig. Denn hätten die Leute Rufen und Schreien gehört, so würden sie hier nicht so vergnügt in der Stube sitzen, sondern hinausgelaufen sein. — Das Brausen des Stroms hatte den Lärm gewiß überdönt. — Nur den Wirt sah er nicht mehr drinnen. — Ein struppiges altes Weib bediente die Gäste. — Er rannte weiter.

„Vielleicht findet man die Leiche überhaupt nicht,“ suchte er sich zu beruhigen. „Und wenn man sie fände, so könnte es doch immerhin möglich sein, daß Reyth in der Finsternis abgestürzt wäre. Sind nicht gerade an dieser Stelle schon öfter Touristen verunglückt? Vor zwei Jahren der Oberlehrer Schneegans aus Pommern. — Aber dann drang wieder ein schwerer Seufzer tief aus seiner Brust, ein so wehes banges Gefühl erfüllte ihn, daß er die Hände an die heiße Schläfe preßte, in denen das Blut hämmerte, als müsse es sie zersprengen, und in sich hineinstöhnte: „Du bist ja doch vernichtet, wenn es auch keine Menschenseele ahnt: Mörder — Mörder! — Blut klebt an deinen Fingern, das nimmer abzuwaschen ist — Blut! O, was ist denn dieses erbärmliche Leben jetzt noch für dich! — Mache ihm ein Ende, dann hast du die unselige Tat deines bestialischen Hornes wenigstens etwas gesühnt — und Ruhe winkt dir, stille Grabesruhe. — Oder ist es doch wahr, daß der Tod nicht jedem Ruhe bringt? Leb über uns ein ewiger Richter? — O, es scheint kein leerer Wahn zu sein. — Ist denn das nicht seine Stimme da drinnen in dir? Und er will Vergeltung sein, heißt es. Er hat den Menschen zu seinem Bilde geschaffen, und wer Menschenblut vergießt, dessen Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden. — O, fürchtbare Nacht, du wirst niemals schwinden! Warum, warum mußte es so kommen!“

Stöhnend und ächzend wie ein Schwerkranker rannte er weiter. Jedes Geräusch ließ ihn zusammensfahren, jeder Schritt, den er zu hören glaubte, machte ihn erbeben. Kalter Schweiß perlte ihm aus allen Poren — dies war seines Lebens fürchterlichste Stunde. — Tanzte Reyth's Gestalt dort nicht mit greulichverzerrter Frage vor ihm hin? — Horch, so klang doch sein Hohnlachen!

„Herr Gott, nimm mir nicht meinen Verstand!“ seufzte der Geängstigte, blieb stehen unter einem Hornbaume der Chaussee, rieb sich die schmerzenden Augen und holte tief Atem. Doch um ihn schwirte und flüsterte, raunte und tuschelte es von tausend ganz leisen Stimmen, er sah überall schwarze Gestalten mit bleichen Totengesichtern und widerlichen Teufelsfragen auftauchen. Feurige Zickzackäder drehten sich unmittelbar vor seiner Stirn in immer schnellerem Laufe, bis sie ein rasendes Tempo erreicht hatten und seine Sinne völlig verwirrten. Kraftlos sank er auf einen Steinhäufen nieder, vergrub das zuckende Gesicht in den zitternden Händen und wollte nur für eine einzige Minute alles das Entsetzliche vergessen.

Ganz hell schien jetzt der Mond, und bläulichglühendes, feingeschliffenes Edelgestein schien auf der sich in blendendem Weiß vom dunklen Ackerlande zu beiden Seiten abhebenden Chaussee zu liegen. — Der Selbsterhaltungstrieb regte sich da auf einmal gewaltig in dem seufzenden Mann. Die plötzliche Helle, die ihn umgab, tat seinen kranken Nerven, seinen zermaterten Sinnen

wohl wie ein Labetrunk, dem im heißen Wüstenlande Schmachthenden. Fort war der Geisterpuls, fort waren die feurigen Räder. —

„Es ist nun einmal nicht mehr zu ändern,“ redete er, emporschnellend, zu sich selber. Du hast es nicht gewollt. Es hat vielleicht so sein sollen. Laß dich nicht unterkriegen von diesen Sentimentalitäten! Sei ein Mann, biete dem Schicksale deine eiserne Stirne, wie du es noch in allen schlimmen Lebenslagen getan hast! Denke an Weib und Kind, schütze sie vor Schande und Schmach! Wende allen deinen vielgerühmten Scharfsinn darauf, daß du nicht entdeckt werdest. Und dann suche Vergessen in der Arbeit. Ja, ja, die Zeit wird dich anders urteilen lehren über diese Tat. — Sei stark, laß dich nicht unterkriegen! — Vielleicht geht alles gut.“

Jetzt betrat er wieder den von einer elektrischen Lampe nur schwach beleuchteten langen Korridor. Wohl sah sein geisterhaft bleiches Gesicht verstört aus, aber seine Stimme klang durchaus ruhig, als er den auf Pflanzentoffeln heranschleichenden Hausdiener fragte:

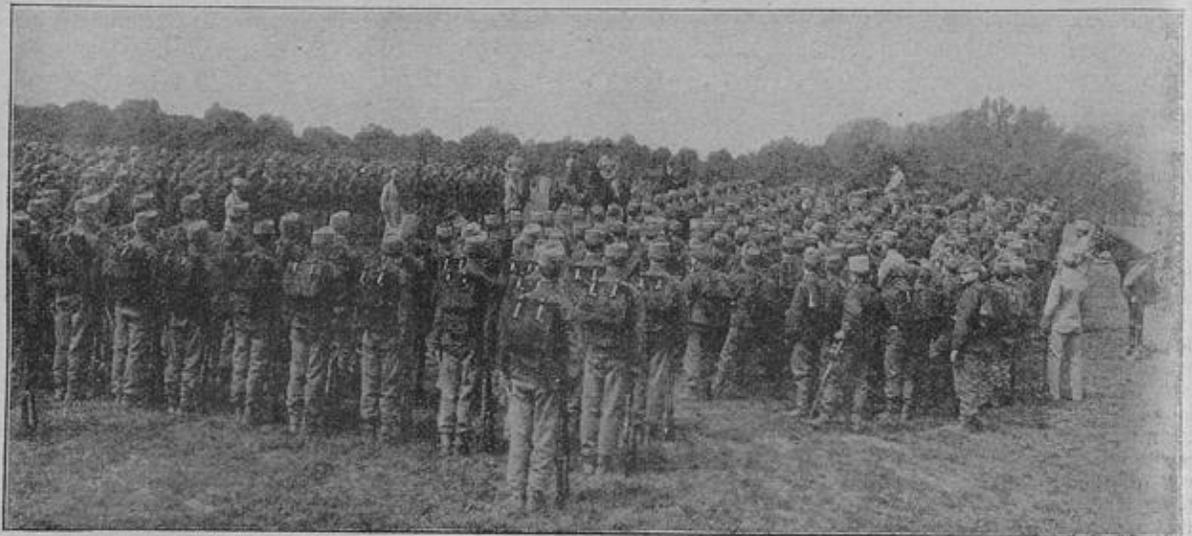
„Ist Herr Reyth zurück? — Ich habe ihn draußen nirgend treffen können. Muß sehr dringend etwas mit ihm besprechen.“

„Nein, Herr Kommerzienrat. Er ist nicht zurückgekommen,“ lautete die Antwort des Alten.

Da betrat Stralau kopfschüttelnd sein Arbeitskabinett und brumnte vor sich hin:

„So werde ich noch ein wenig warten.“

Mit blendender Helle durchstrahlte das Licht der auf dem Schreibtische stehenden, grünumschleierten Lampe jetzt das Zimmer. Rein zufällig warf der Kommerzienrat einen Blick in den an der Wand hängenden Spiegel. — Da fuhr er zurück, als schaute



Die Mobilmachung in Oesterreich-Ungarn: Verlesung des Armeebefehls.

er abermals in ein verzerrtes Totenangeßicht. So sah er aus? — Herr Gott, wenn seine Gattin ihn so sehe! Mühte ihm nicht jeder die Schuld aus den gläsernen Augen lesen? —

Auf dem Schreibtische lag die Reißfeder, die ihm vorhin den sicheren Beweis geliefert, daß Reyth an dieser Stelle gefessen hatte. Er nahm sie in die Hand, betrachtete sie lange und stöhnte dann auf einmal:

„Es kann ja auch ein Firtum sein! — Krüger oder Sterschaum könnten sie hier vergessen haben, oder sonst jemand. Hatten nicht auch die ganz ähnliche Reißfedern? Sollte er, wenn er es getan hätte, so leichtsinnig gewesen sein, sie hier liegen zu lassen, er, der immer so sehr Bedachtstame? Die anderen waren ihm alle nicht wohlgeimnt. Könnte sich nicht einer hereingeschlichen haben und die Feder — gesetzt, es ist seine — auf den Sessel gelegt haben, um ihn zu verdächtigen? Ja, und das Blatt, das nicht mehr obenauf lag? Könntest du wirklich beschwören, es nicht nachher unter die andern gewählt zu haben mit deinen unruhigen Händen? Mit den Gedanken warst du doch bei ganz andern Dingen. Reyth ist vielleicht unschuldig gewesen. Nichts, rein gar nichts ist ja erwiesen. Und er hat dir so vorzügliche Dienste geleistet früher. Wie manchen verständigen Rat gab er dir. Tut das ein Mensch, der nur den eigenen Vorteil sucht?“

Da war es wieder, dieses wehe, bange Gefühl, das ihm das Herz zerdrückte: der Neue quälende Pein, die Angst vor einer ewigen Gerechtigkeit.

Lange, lange sah er in dumpfen Brüten, das Gesicht mit den Händen bedeckt, an seinem Schreibtische. Wie spät es war, wußte er nicht. — Und da schreckte ihn plötzlich wieder ein Geräusch auf, es pochte jemand an die Tür, leise und zaghaft.

Er sprang empor: „Was ist das? Wer will etwas von dir?“ Das Herz klopfte ihm, als müsse er im Augenblick einen Gendarmen vor sich sehen. Ella war es.

„Aber Papa, liebster Papa, Du bist noch immer bei der Arbeit? Mitternacht ist vorüber. O Gott, Du ruinierst Dich vollständig. Wie siehst Du abgearbeitet und krank aus!“ sprach sie mit ihrer weichen Stimme, und innige Besorgnis, wahre Kindesliebe klang aus diesen Worten. Er schaute sie mit sanften Blicken an, fuhr ihr mit der nervösen Hand zärtlich über die Wange, und empfand seine Schuld in dieser Minute doppelt schwer. So unschuldig, so schön stand seine Tochter vor ihm, und er — ein Mörder! — Was schnürte ihm denn die Kehle zusammen, daß er kaum zu sprechen vermochte, was füllte ihm, dem fahlharten Mann, auf einmal die Augen mit Tränen?

„Ich komme schon, mein Liebling — ja — gleich! Eben wurde ich fertig.“ kam es stoßweise über seine blassen Lippen, und ihm war, als höre er eine ganz fremde Stimme sprechen. So hatte Ella ihren Vater noch niemals gesehen. Gewiß war er ernstlich krank. — Ja, Sonntagsarbeit brachte doch niemals Segen.

„Ich war vor zwei Stunden schon mal hier, mit Adalbert. Aber da brannte kein Licht in diesem Zimmer, und die Tür war verschlossen,“ fuhr sie fort. „Wo wachst Du denn da, Papa?“

Schauten ihre klaren Augen ihn nicht so merkwürdig forschend an? Ahnte sie etwa schon etwas? Doch unmöglich! — Einbildung! —

„Stimmt — ja, richtig. Da war ich gerade mal nach draußen gelaufen, um frische Luft zu schöpfen. Aber ich komme jetzt mit. Ist Mama auch noch auf?“

„Nein, sie fühlte sich sehr angegriffen nach dem weiten Spaziergange. Sie schläft längst. Aber ich fand keine Ruhe. Habe in der Laube gegessen und — gegrübelt.“

„Gegrübelt? Du — gegrübelt?“ — Sie schritten zusammen heim. Er wünschte ihr zärtlich eine gute Nacht und küßte sie so innig, als gelte es, einen langen Abschied zu nehmen.

Es war gut, daß er seine Gattin nicht mehr sah in dieser Nacht. Auf dem Büfett stand noch eine halbe Flasche Portwein. Die leerte er mit durstigen Zügen. Ah, das tat wohl, das labte! Doch das wohlige Gefühl entwand leider zu bald wieder. Böse Geister der Finsternis harrten drinnen im dampfenden, schwülen Schlafzimmer des todmüden Mannes. Sie gönnten ihm keine Ruhe.

## V. Kapitel.

Draußen im Waldesdunkel braute der Strom dahin in seinem Felsenbett, und kühlend spritzte sein schäumendes Gischt dem Menschen ins totenbleiche, blutbesudelte Antlitz, das da scheinbar leblos, hart an den Fluten, im dichten Brombeergerant und Kiefergestrüpp hing. Es war Reyth, dessen Leichnam der Kommerzienrat längst fortgespült wählte in grausige, ferne Bergschluchten. Und nun zeigte es sich, daß dieses Mannes schuldbeladene Seele noch nicht vor des ewigen Richters Antlitz stand. Er war durch den Schlag auf den Kopf nur betäubt worden, und das Gestrüpp hatte ihn vor dem sicheren Tod in der reißenden Strömung wunderbar bewahrt. Wäre sein schwächerer Körper nicht gar so leicht gewesen, so würden die dornigen Arme ihn vielleicht nicht aufgehalten haben. So aber trugen sie ihn, und er lebte noch. Welch ein Erwachen aus banger, tiefer Betäubung! Der stechende Schmerz auf dem blutenden Schädel brachte ihn nur zu bald zur Besinnung. Er entsann sich dessen, was geschehen war und erkannte auch seine furchtbar gefährliche Lage. Was

sollte er tun? Um Hilfe rufen? Der Ton seiner Stimme würde ungehört verhallen zwischen den finstern Felsenspitzen, im Brausen der Strömung, deren kaltes Raß er wieder und wieder verspürte in dem von den Dornen geschundenen Gesicht, an den zerrissenen Händen. Ganz vorsichtig richtete er sich empor in dem ihn wie eine Hängematte umgebenden Gesäuge, stemmte die Füße auf einen kaum faustgroßen Felsvorsprung, tastete, während die Linke, der Schmerzen nicht achtend, das dornige Gestrüpp krampfhaft umschlang, mit der Rechten nach oben, um einen neuen Halt zu suchen. Und dann troch er höher — ganz vorsichtig, Stück für Stück. Bei seiner fagenähnlichen Gewandtheit und in der furchtbaren Todesangst, die ihn trieb, gelang es ihm in der Tat, die Wand zu erklimmen.

Der Kommerzienrat war nicht mehr dort. Keine Seele befand sich hier oben. Da atmete der dem Tode Entrommene erleichtert auf: „Jetzt kann alles gut werden! Ein Glück, daß Schiffmann leicht zu erreichen ist. Der muß weiter helfen. — Du hast ja die Skizzen noch in der Tasche. Das ist die Hauptsache.“

Im Wirtshause drunten im Mühltale war der Lärm verstummt. Kein Lichtlein leuchtete mehr. Aber Reyth wußte ja nur zu gut Bescheid, er wußte auch, wo sich seines Vertrauten Schlafkammer befand. Ganz leise trat er näher und klopfte ans Fenster dieses Kämmerleins, einmal — zweimal und lauter zum drittenmal.

„Wer ist da?“ fragte schlaftrunken mit belegter Stimme der Erwachende.

„Schiffmann, kommen Sie schleunigst heraus! Ich bin es — Reyth. Etwas sehr Schlimmes ist geschehen. Säumen Sie nicht!“ lautete die Antwort.

Ein paar Minuten später befand sich der Wirt draußen und sah den guten Freund im matten Schein einer Stallaterne in ganz jämmerlicher Verfassung vor sich stehen: Wirt das blutige, verklebte Haar, besudelt das geschundene Gesicht, zerrissen der Anzug — ein grauenerregender Anblick.

„Zum Teufel, was ist denn geschehen? Haben Sie mit den Grenzen zu tun gehabt?“ fragte Schiffmann entsetzt, und beinahe wäre die Laterne seiner plumpen Hand entfallen, so erschreckt war er.

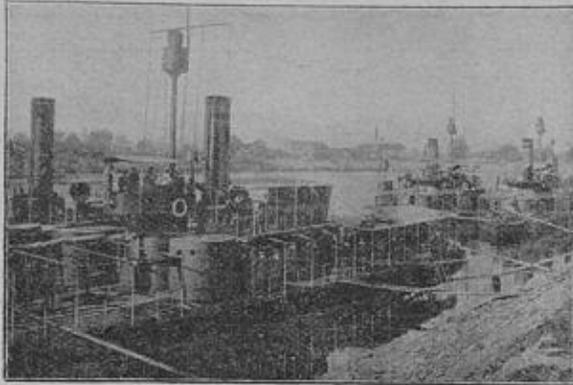
„Pst, leise, leise: Ich komme mit in Ihre Kammer. Es ist doch wohl niemand mehr wach im Hause?“ flüsterte Reyth, und beide schlichen hinein. — Auch dort, wo sie vollkommen sicher sein durften, sprach der bis zur Unkenntlichkeit Entstellte immer noch im Flüstertone:

„So, nun sorgen Sie zunächst mal für Wasser und etwas Verbandzeug, ohne jemand wach zu machen. Auch eine Flasche Wein könnte gut tun. Sie sollen sofort alles erfahren.“

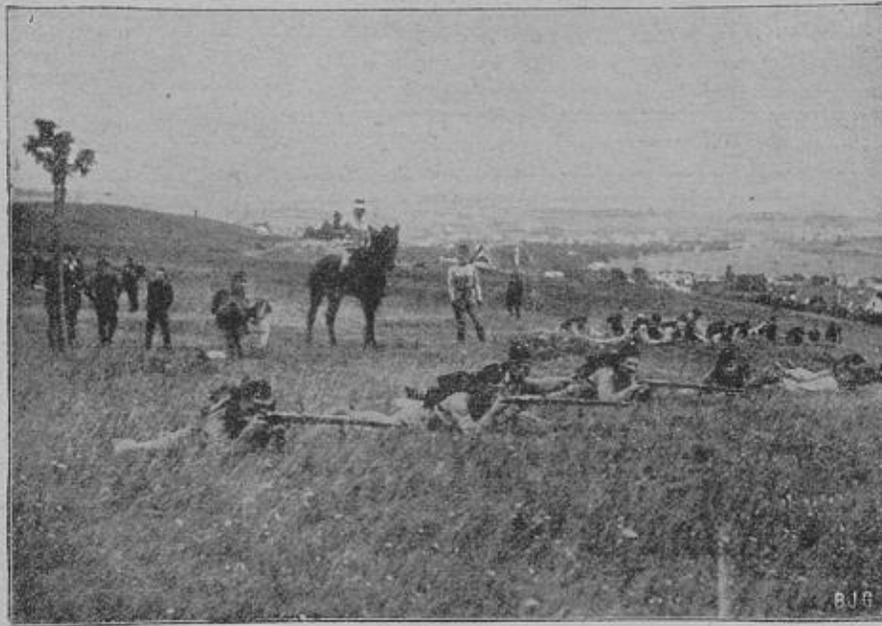
Nachdem er sich dann mit frischem Bergwasser gewaschen, die Kopfwunde gekühlt und vom Wirt hatte verbinden lassen, erzählte er hastig, wie alles gekommen war.

„Wie ein Räuber fiel er über mich her,“ fuhr er fort in dem erregten Bericht. „Und hätte das

Strauchwerk mich nicht gehalten, ich lebte wahrlich nicht mehr. O, dieser Mensch! Aber ich lebe, darum soll er meine Rache spüren! — Natürlich darf ich mich hier im Lande nicht mehr blicken lassen. Ich muß für tot gelten, verstehen Sie, Schiffmann? Unbedingt für tot. Und er soll vor aller Welt als Mörder dastehen. Sie müssen mir dazu verhelfen, alter Genosse. Es wird ihr Schaden nicht sein. Sobald ich nur erst in Sicherheit bin, verbreiten Sie das Gerücht, irgendwo hier in der Nähe hätte man im Fluß eine Leiche gesehen — meine Leiche. Aber stellen Sie das geschickt an. Wir wollen uns das Nähere noch erst überlegen. Bitte, füllen Sie mir das Glas erst noch mal. Die Hände sind mir wie gelähmt. — Ich muß also verschwinden. Meine Gelder



Die österreichisch-ungarische Donauflottille.



Oesterreichische Infanterie im Gefechte.



Belgrad, die Hauptstadt Serbiens, die fast unüberwiegend gegenüber der ungarischen Seite

Sich zum Glück beugen im Ausland angelegt. Verhalte werde ich nicht weiter haben. Was das Höchste Anstehen in meiner Wohnung und ein paar hundert Mark auf der Bergstraße sind werde ich prächtigen wählen."

"O bewahre, Herr Heutz," erwiderte Schiffmann, über den eine ganz merkwürdige Freundlichkeit gekommen war, begannen. "Das erbt eben ein guter Freund von Ihnen, da Sie auch eine Ausnahmefälle nicht besitzen. Aber mein Wunsch, dass Sie es mal für den Fall eines plötzlichen Todes vermacht haben. Sie können ja leicht ein kleines Testament aufsetzen und um ein paar Monate zurückdatieren."

"Aber Sie hätten bei Freund nicht sein, mein Bester. Das wäre ja verabschiedet. Was haben Sie, ich lasse den Bittler setzen, um ja bestimmt für Sie zu gelten. Aber nur können das ja alles noch überlegen."

"O, ich würde den Sommerdienst Ihnen danken, Herr Heutz! Der Wunsch soll beglücken, was er mit mal vor Jahren getan hat, als er sich mit Sie und Sie besonnte. Glauben Sie mir: ich würde meine Hilfe zu finden. Das kann großartig werden, darf ich noch ein wenig einreden?"

"Nur schnell. Denn wollen wir aufbrechen. Sie müssen mich begleiten. Befolgen Sie mich nach Belgrad und Wien, damit ich mit Sie sehen meine Aufgabe ein wenig leichter. Ich habe, daß mit Ihre Verantwortung nicht passen. Wenn Sie müssen Sie mich herzlich auf Ihren Fall geben. Der wichtigste ist zum Schluss."

"Sollten, Herr Heutz! — Aber was werden Sie mit der neuen Gesellschafts Situation machen, die Sie in der Tasche tragen? Soll ich sie direkt ebenfalls übermitteln?"

"Nein, nein, ich trete mit einer ganz anderen Firma in Verbindung, weil fort von hier. Im Ausland nicht. Von nun an führe ich den Namen Reichlich Stern. Meine Stelle gebe ich Ihnen über noch an. Das hat ja alles Zeit. Was erbt über die Güter? Es ist mir immer noch so, als laute Stellen über noch jemand irgendwas im Besitz hat. Darum sollen Sie mit mir nach dem nächsten Orte."

Es gelang den beiden künftigen Herrenmännern, nachdem auf verstaubtem Wege die Grenze zu passieren. Aber beiden überlebten sie in aller Ruhe an geeigneter Stelle ihre künftigen Pläne.

Stimmens Wechsel bedachte um nächsten Morgen den Himmel, und ein warmer, trüblicher Frühlingregen riefte herab auf die durstige Erde.

Immer wieder lag noch in süßer Luft, als sie Warte sich nach einer herrlichen Nacht wieder an seine Arbeit legte. Die gewohnte Fülle er ließ, alles, alles schien am ihm und in ihm verbunden. Aber das sollte ja niemand merken. Was vor allem nicht auffallen sollte! — Seine erste Frage in der Jubel galt dem Ober-



Das Offiziersklub in Belgrad, der Hauptsitz der großserbischen Bewegung.

wenn ihm der Kopf von der Arbeit brach, in den Tisch hinaus zu werfen," sagte irgend jemand, der ihm näher kam als die anderen. "Da hat er sich vielleicht verirrt und ist abgehört, wie vor ihm schon andere."

Erst als er sich mit zwei seiner Angehörigen nach dem Ende, sobald der Morgen ein wenig nachgelassen hatte. — Aufmerksam blickte er über alle Augen und Herzen, um den Blicken sämtliche die Feindschaft, an Wänden und Säulen klingende blühende Tropfen, und das warme Band hinstellte, als ob ein Sonnenstrahl durch die zerstreuten Wolkenstrahlen fiel, wie von oben ein Sonnenstrahl.

Da fanden sie nun alle dort an derselben Stelle, wo sie sich getroffen war. Von Freunden war nicht mehr zu sehen, in rührenden Tadeln lag das Wasser über die großen Festungen zum tosenden, schäumenden Ströme hinab.

(Fortsetzung folgt.)

"Was können nicht sein," sagte der alte Schmidt mit langem, düsterem Blick. "Das ist ganz menschlich. Ihm wird doch nicht passiert sein?"

Was keiner der anderen Herren wollte etwas über Heutz's Verbleib, als der Alte sie fragte. Der Hausbesitzer machte in Worten und Zeichen nach der Stadt, um sich hier und da, wo der Oberinspektor zu verweilen pflegte, zu entscheiden, ob man dort etwas machen könnte. Umsonst! — Da ließ er sich die Idee zu seiner Wohnung gemächlich offen. Es wäre ja möglich, meinte er, daß ihm seinen etwas geschickten sei. Alles fand und lag in den besten Stimmern war noch. Auf dem Wege fand man sogar eine Karte mit Heutz's Name in Gold. — Nicht merklich! — Da mußte unbedingt ein Anhalt gefunden sein. Sagten die Kollegen. Und einer stimmte dafür, daß man den Weg beschleunige, weil er doch bestimmt nach Schmidt's Todlagern gegangen sein sollte.

Ein Nebenfall aber ein Unglück über ihn sehr wahrscheinlich. Da kam der Oberinspektor mit der großen Festung, der täglich dreimal zum Besuche geschickt wurde. Und was der berichtete, machte die Veranlassung noch um die Bekanntheit größer.

Man hat im Hause hinter dem Wägensteig letzte Nacht eine Petze treiben sehen," sagte er. "Da war ein Arbeiter aus Hinterlande aber noch weiter mit lebendem Leben angeht gegangen. Petzen wollten sie fangen. Und plötzlich tauchte im hellen Mondlicht eine Petze auf im Wasser, eine mündliche Petze. Da hat sie herumgelaufen und waren nicht mehr zu sehen. Unterwegs haben sie es ein paar Minuten zu, und die haben es auf der Petze anormal. Nun hat die Petze zu dem Wasser gegangen und werden haben."

Ein Nebenfall ging durch das Sommerdienst Köpfe, und in jedem Augenblicke die Angst.

"Das ist Heutz — keine Frage!" rief einer der Ingenieure aus, und wie ein Donnersturm verbreitete sich im ganzen Werke das Gerücht, der Oberinspektor habe seinen Tod in dieser Nacht im Hause gefunden.

Er pflegte es noch abends zu sagen, sobald der Morgen ein wenig nachgelassen hatte. — Aufmerksam blickte er über alle Augen und Herzen, um den Blicken sämtliche die Feindschaft, an Wänden und Säulen klingende blühende Tropfen, und das warme Band hinstellte, als ob ein Sonnenstrahl durch die zerstreuten Wolkenstrahlen fiel, wie von oben ein Sonnenstrahl.

Erst als er sich mit zwei seiner Angehörigen nach dem Ende, sobald der Morgen ein wenig nachgelassen hatte. — Aufmerksam blickte er über alle Augen und Herzen, um den Blicken sämtliche die Feindschaft, an Wänden und Säulen klingende blühende Tropfen, und das warme Band hinstellte, als ob ein Sonnenstrahl durch die zerstreuten Wolkenstrahlen fiel, wie von oben ein Sonnenstrahl.

Da fanden sie nun alle dort an derselben Stelle, wo sie sich getroffen war. Von Freunden war nicht mehr zu sehen, in rührenden Tadeln lag das Wasser über die großen Festungen zum tosenden, schäumenden Ströme hinab.



Größe liegt. Der herrliche Hof und zahlreiche Gärten haben Belgrad jetzt verlassen.

### Der Kunstgärtner.

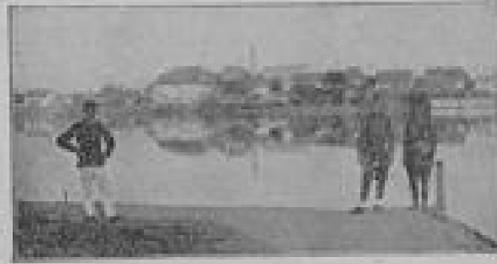
Von Bernhard Wierler. (Nachdruck verboten.)

Belgrade gibt es unter den Städten in diesem Orte, nicht als in der Stadt, sondern als ein so zu sein, weil es in dem still dahinfließenden Leben der Herrschaft über der irdischen Welt nicht beachtet werden. Es gibt unter ihnen solche, die Holz und unbeschleunigt von die Menschen über abendlichen Weg gehen und dabei aufpassen, aber auch solche, die laut und geräuschvoll, vielleicht ohne es zu wissen, in den Straßen und Hinterhöfen der originalen Welt und Taten zu sehen tragen. Diese beiden erlangen jeweils in der Welt eine große Bekanntheit und Bekanntheit, sie sind die großen Kinder der Welt, die Herrschaft ist, kann es nie übermäßig gut, aber auch niemals eigentlich schlecht sein.

Belgrade ein lebendiges Kunstwerk ist auch der Kunstgärtner Johannes in der letzten unglücklichen Stunde. Seine



Eine Gattung an der belgradisch-serbischen Grenze.



In der ungarisch-serbischen Grenzgegend.

leben Titel „Kunstgärtner“ trug er nicht mit Recht, falls mit Kunst. Das man nämlich in Betracht, daß er diese Standesbezeichnung sich selbst mit Nachdruck immer wieder schämelegen pflegte und daß er in jeder Hinsicht von den Vätern der Stadt nicht genannt und gerufen wurde, so konnte man das Gerücht, daß alle Verehrung abgesehen. Nichts desto trotz glaubt, der Name „Kunstgärtner“ ließ einen Schluss auf seinen Tag zu ziehen. In der Welt der Kunstgärtner zu sein, so wäre er ein entsetzliches Verbrechen, und darin hätte man die Kunstgärtner der Stadt nicht gesehen. Aber niemand hat die Kunstgärtner der Stadt nicht gesehen, sondern nur Johannes, der mit seinem unglücklichen Leben nun einmal in der Welt der Kunstgärtner zu sein, so wäre er ein entsetzliches Verbrechen.

Johannes war kein Kunstgärtner, sondern ein Mann, der mit dem Namen der Kunstgärtner zu sein, so wäre er ein entsetzliches Verbrechen. Johannes war kein Kunstgärtner, sondern ein Mann, der mit dem Namen der Kunstgärtner zu sein, so wäre er ein entsetzliches Verbrechen. Johannes war kein Kunstgärtner, sondern ein Mann, der mit dem Namen der Kunstgärtner zu sein, so wäre er ein entsetzliches Verbrechen.

ein glückliches Leben hat sich in sein Leben, dann ging er nach draußen, und am hellsten Morgen haben ihn die Leute seine Unschicklichkeit neben der niedrigen Tür des Schnelberhauses anrufen.

Dieser Tag war für Johannes ein Feiertag. Er ließ den Nachmittag hinter dem Hause bei seinem Glase Wein in der warmen Frühlingssonne und trank sich einen Glühwein. Nichts desto trotz war er ein Kunstgärtner, in dieser schönen Welt nicht zu sein, so wäre er ein entsetzliches Verbrechen. Johannes war kein Kunstgärtner, sondern ein Mann, der mit dem Namen der Kunstgärtner zu sein, so wäre er ein entsetzliches Verbrechen.

Am folgenden Tage ging er, mit der Bekanntheit angehen, Gade und Gade auf dem Boden, in einige Häuser, deren Gärten er den seinen früheren Unschicklichkeiten bei konnte, und das mit ihm. In manchen Tagen trug er eine Bekanntheit und Bekanntheit abgeben, aber er erhielt doch in einigen Gärten nicht. Alles was wurde es ihm offenbar, daß Johannes von der Bekanntheit sehr wenig verlor, daß er wohl viel zu erfahren

wisse vom Krieg und von dem, was er hätte eigentlich auf dieser Welt werden müssen, aber nicht imstande sei, ein ordentliches Gartenbeet anzulegen. Die Leute indes, die ihn schon kannten, stießen ihn nicht ganz zurück, sondern beschäftigten ihn mit Arbeiten, bei denen er nichts verderben konnte. Und Johannes Blümke verrichtete auch diese, er harzte die Wege, riß Unkraut aus und fuhr den Abfall aus den Gärten. So bekam er eine feste Kundschaft, bei der er Jahr um Jahr wieder vorsprechen durfte, und wurde bei jung und alt ein bekannter Mann.

Sein Firmenschild „Kunstgärtner“ hing nach wie vor am Hause des gastlichen Schneiders; denn er, Johannes Blümke, brauchte sich doch wahrhaftig vor niemanden zu schämen. Er besaß zwei große Tugenden, die ihm wirklich im Laufe der Jahre Achtung bei seinen Mitbürgern eintrugen: große Vaterlandsliebe und Gottesfurcht. Er war kein angstvoller Frömmel, aber an jedem Sonntag stand er, seinen feiertäglichen Schlapphut in der Hand, in der Kirche auf demselben Platz eines verborgenen Winkels und sang jedes Lied so herzlich mit, daß alle es wußten, die ihn sahen; dem Johannes war der Gesang aufrichtiges Gebet. Von seiner Vaterlandsliebe legte er mehr als einmal Zeugnis ab. Die patriotischen Feste feierte er mit wie kaum ein anderer im Städtchen. Hierfür hatte er sich eigens eine neue Soldatenmütze angeschafft, und mit der Zeit bekam er auch einen schwarzen Festrock geschenkt, der ihm dreißigjährig um seine dünnen Beine wehte. Auf diesem besetzte er seine Kriegsmünzen und humpelte stolz in jedem Festzuge des Kriegervereins mit, daß ihm die Begeisterung nur so aus seinen frohen Augen lachte. Indes mit diesen Feiern begnügte sich Johannes nicht. Im Wirtshause kam es schon mal vor, daß dieser oder jener Arbeiter über Kaiser und Reich spottete. Dann erhob sich der Kunstgärtner schnell, nahm, ohne ein Wort zu sagen, seine abgetragene Soldatenmütze vom Hals, drückte sich diese ernst und feierlich auf den Kopf, setzte sich mit erhobener Faust dem Spötter gegenüber und rief: „Mensch, nun noch ein Wort!“ Das wirkte stets, und Johannes Blümke wurde darob sehr geachtet. Dieser Achtung verdankte er es, daß er eines Tages in städtische Dienste aufgenommen wurde.

Es war wieder an einem jener sonnigen Frühlingstage, die getrieben von der Wärme des näher rüdenden Sommers übermütig in der Natur umherziehen. Johannes Blümke stand neben seinem Stückchen Gartenland und sah nach dem Erfolge seiner Aussaat. Da trat der alte Magistratsbote, den Johannes vom Wirtshause her seinen besonderen Freund nannte, zu ihm und überreichte ihm ein Schreiben des Bürgermeisters. Der Kunstgärtner las es und reichte es seinem Freunde; auch der Magistratsbote las es und gab es stumm zurück; aber dann drückte er ganz herzlich seinem Freunde die Hand, und Johannes Blümke stand da, stammelte

nur die Worte: „Steffen, Mensch, wach ein Glück,“ und den beiden Alten perlten die Tränen die Wangen hinunter. Zu dem Schreiben aber stand die Anfrage, ob Johannes Blümke bereit sei, für entsprechenden Tageslohn die öffentlichen Wege der städtischen Anlagen und des Friedhofes so zu pflegen, daß sie stets von Unkraut und Unrat frei wären.

Das war in Johannes' schlichtem Leben wieder ein großer Freudentag. Die gastliche Schneidersfamilie und die Nachbarn nahmen an dieser Freude regen Anteil, aber sie alle kannten nur den äußeren Bestandteil des Glückes, den wahren inneren wußte der Kunstgärtner allein.

So mochte es auch kommen, daß Johannes an diesem Abend seinen feiertäglichen Schlapphut nicht aus dem Schranke nahm, um ins Wirtshaus zu gehen, sondern ganz still in seiner Kammer blieb. Im matten Schein einer kleinen Petroleumlampe saß er an diesem Abend ganz ruhig an seinem Tische, die Hände gefaltet, als säße er in der Kirche und dankte Gott für seine Gnade. Dann und wann sprach er zu sich selbst: „Johannes, ich glaube, du darfst es jetzt wagen, — du bist lange allein gewesen auf dieser Welt, nun 53 Jahre, — wenn es noch sein soll, jetzt geht's wohl, du bist in städtischen Diensten.“

Von Zeit zu Zeit sprang er auf, schlug die kurze, durchlöchernde Gardine, die vor dem niedrigen Fenster hing, zurück und lugte schräg über die Straße nach einem Fenster, hinter dem auch ein armseliges Lichtlein brannte. Dort saß in ihrem Zimmerchen die Jungfer Liesa, die auch so einsam war in ihrem bescheidenen Leben wie Johannes Blümke. Sie war auch in städtischen Diensten.

Wenn drüben im Rathaus abends gegen 6 Uhr alles still wurde, dann begann Liesas Arbeit: sie mußte die Gänge und Zimmer des weiten, großväterlichen Gebäudes sauber und blank machen. Tagsüber flüchte und nähte sie in der Stube, die der des Kunstgärtners schräg gegenüber lag. Kreuzbrav, gesund und vernünftigen Sinnes war die Liesa, und darum hatte Johannes Blümke sie in sein Herz geschlossen, vor Jahren schon, aber er konnte ihr ja sein unsicheres Leben nicht anbieten. Vierzig Jahre war sie inzwischen geworden. Oft hatte Johannes im Dämmerstündchen bei ihr gestanden; da fühlte er ihre Einsamkeit und ihr gutes Herz und schmiedete Pläne, die vielleicht nie zur Ausführung kommen konnten. Aber nun ging es, und deshalb blieb Johannes Blümke an diesem Tage seiner Ernennung zum städtischen Beamten still in seiner Kammer für sich.

Einige Tage darauf nahm er die ihm übertragene Arbeit auf. Er begann mit dem Friedhofe. Hier zwischen den totenstillen Menschen, denen die alten Baumkronen Friedensgefänge zürmten, fann er darauf, wie er der Liesa sein Herz ausschütten könne. Er legte sich alles schön zurecht und ging eines Maienabends ins Rathaus; im Dämmerlichte des langen Ganges sah er Liesa hantieren. Diese



Oesterreichische Maschinengewehr-Abteilung auf einem Gebirgsmarsch.



Oesterreichische schwere Haubitzen-Batterie.

war höchlichst erstaunt über den Besuch; sie sah den Johannes an und sagte nichts, so komisch war er ihr noch nie vorgekommen. Und Johannes Blümke stand vor ihr wie ein großer Junge, der auf einem Unrecht ertappt ist. Ohne Liefja anzusehen, brachte er kitzelnd hervor: „Liefja, ich bin nun auch in städtischen Diensten, —

Reise treibt, schlossen zwei bescheidene Menschenkinder in der kleinen Kreisstadt den Lebensbund. Es war ein sonderbarer Zug, der sich vom kleinen Schneiderhause zur Kirche bewegte: voran das Brautpaar, Johannes Blümke, strahlend vor Glück, in seinem dreizipfeligen schwarzen Rock, auf dem auch jetzt die Kriegsbent.



König Peter mit serbischen Generalstabsoffizieren,  
Der König. Generalstabschef Putnik.

Ich wollt' Dich fragen, ob wir jetzt nicht immer zusammengehen wollen. Uns beide drückt die Einsamkeit nieder. Wenn Du es übersehen könntest, — hier schludte Johannes erst seine Tränen hinunter — „daß ich ein Krüppel bin, Liefja?“

Eine Weile blieb es still zwischen den beiden; durch ein schmales Flursfenster fiel einer der letzten Sonnenstrahlen dieses Tages und beleuchtete das seltsame Bild; man hörte nichts als das eintönige, schleppende Tick-Tick einer alten Standuhr. Dann ergriff Liefja des Kunstgärtners Hand und sagte schlicht und einfach:

„Johannes, nu flenn man nicht, ich habe es ja immer gedacht, daß es mit uns einmal so kommen müsse; Du konntest nicht bis ans Ende immer so allein weitergehen, und ich auch nicht; darum laß es nun gut werden zwischen uns.“

Johannes Blümke fiel nicht vor ihr nieder, er herzte und küßte seine Braut nicht einmal, wie sonst junge, liebende Menschen tun, aber er schaute Liefja ganz glücklich an und konnte es nicht verhindern, daß ihm große Tränen in die Augen stiegen.

In diesem Abend brannte weder Hüben noch drüben in den Kammern der beiden ein-

münzen prangten, auf dem Kopfe den festtäglichen Schlapphut. Hinter dem Bräutigam schritt zunächst der treue Magistratsbote, der Zeuge von Johannes glücklicher Stunde; es folgte die ganze Schneiderfamilie, die dem Kunstgärtner viele Jahre gauliches Obdach gewährte, und mancher Freund des originellen Brautpaares.

Als in der Kirche alles vorbei war, führte Johannes Blümke seine Frau und die Hochzeitsgäste zu seinem neuen Heim. Es war ein großer und stolzer Mann, als er seine Liefja über die Schwelle des kleinen Hauses brachte, das am Rande des Friedhofes lag. Johannes war nun ganz zufrieden geworden, denn es war doch viel — so dünkte es ihn — was er in diesem Städtchen erreicht hatte. Neben der Tür seines Häuschens aber hing ein neues, besseres Firmenschild, und wieder las man darauf die Worte: Johannes Blümke, Kunstgärtner.



Der Organisator der serbischen Armee.  
General Bozidar Jantowitsch,  
der Präsident der vielgenannten Ver-  
einigung für großserbische Pro-  
paganda.



Graf v. Pourtales,  
deutscher Botschafter in Petersburg.

samen Menschen Licht: sie wanderten Hand in Hand wie zwei unbesorgte Kinder draußen im herrlichen Frühlingsabend und sprachen in ihrer Weise von Liebe und Glück. Wenige Wochen nur blieben Johannes und Liefja Braut und Bräutigam; dann kam in beider Leben der große Tag. Mitten im glühenden, sprühenden Sommer, der alles in der Natur zur

Die Jugend flüht schon durch ihr Wesen Wohlgefallen ein und ist so lieblich, daß es sogar den Bösen natürlich ist, das Bessere gut zu heißen.

### Spruch.



### Sprüche.

Nach der Genuß des Schönsten vermag nicht zu befriedigen, wenn ich ihn allein für mich haben soll.

\*

Fordere und erwarte wenig von den Menschen, fordere und erwarte viel von Dir!

**Kriegsdemonstrationen in Berlin.** Große Kundgebungen für Oesterreich fanden am 25. und 26. Juli auch in Berlin statt. Eine der gewaltigsten war die Unter den Linden und vor dem königlichen Schlosse sowie im Lustgarten. Mit der Schloßwache zogen zirka 10.000 Menschen mit,

besüßen. Es ist auf einem Auge blind!" Frappiert durch diese Ehrlichkeit, erstand ein Bürger das Tier. Als er den Kaufpreis erlegt hatte, wendete er sich an den Auktionator und fragte: „Mein Herr, Sie waren ehrlich genug, mir zu sagen, daß das Pferd auf einem Auge blind ist. Hat es sonst noch einen Fehler?“ — „Ja, Herr,“ war die prompte Antwort, es hat noch einen. Mit dem andern Auge sieht es auch nichts.“

**Die schlaflosen Nächte John D. Rockefeller's.** Die Nächte John D. Rockefeller's sind seit längerer Zeit besonders unruhig und aufgeregter, berichtet der „Standard“. Seitdem die Unruhen auf den ihm gehörigen Bergwerken in Colorado anfangen und so furchtbare Opfer forderten, schläft

gleich vermittels eines elektrischen Lautwerkes Antwort geben. Rockefeller kontrolliert seine Schwarzen auf diese Weise in der Nacht, weil er fürchtet, sie könnten etwa einschlafen. Diese traurige Unterhaltung muß dem schlaflosen Milliardär die Qual seiner langen, langen Nächte ein wenig verkürzen. Eine ähnliche elektrische Anlage soll übrigens auch auf der Besichtigung seines Sohnes angebracht werden, der, wie in so vielen andern Dingen, auch im schlechten Schlaf den Spuren seines Vaters zu folgen scheint.

**Vielseitigkeit.** „Wie geht es dem Schulze?“ — „Brillant! Der besitzt eine große, gutgehende Schnapsbrennerei und eine Trinkerheilanstalt.“



Kriegsdemonstrationen in Berlin.

die sich zu den Tausenden gesellten, die bereits Unter den Linden und im Lustgarten Aufstellung genommen hatten. Unter stürmischen Rufen wurde die „Nacht am Rhein“, „Deutschland, Deutschland über alles“, „Gott erhalte Franz den Kaiser“ und der Preußenmarsch verlangt und von der Menge mitgesungen. Nach Beendigung der Vieder wurden jedesmal donnernde Hochs auf Deutschland und Oesterreich ausgebracht. Von dort begab sich ein großer Teil des Publikums nach der österreichisch-ungarischen Botschaft, wo dem Botschafter begeisterte Ovationen dargebracht wurden.

**Deutsche Studenten- und Schülerherbergen** sind bis jetzt 220 eingerichtet, davon allein 120 in Oesterreich, meist in den Sudeten, im Elbsandstein- und Erzgebirge, im Böhmerwald und in der Eifel befindlich. Die Unterhaltungskosten beliefen sich bei 166 Herbergen, die von 14.905 Reichsdeutschen besucht waren, in einem Sommer auf 14.000 M.

**Der ehrliche Auktionator.** „Meine Herren,“ sagte der Auktionator, „es widersteht mir, Sie betreffs dieses Pferdes zu

er fast gar nicht mehr. Er denkt nur noch daran, wie er sich schützen kann gegen des etwaige Eindringen von Manifestanten, gegen Ueberfälle und Verbrechen. Früher bewachten auf seiner Besichtigung Torrington vier Neger den weiten Park vom Abend bis zum Morgen. Wenn der Petroleumkönig dann des Nachts aufwachte, ging er ans Fenster und rief die braven Schwarzen an, die ihm antworteten, um ihn zu beruhigen. Kürzlich hat er die Zahl dieser Wächter verdoppelt, und es genügt ihm auch nicht mehr, sich mit ihnen des Nachts viele Male mündlich zu unterhalten. Er hat sich vielmehr ein elektrisches Beleuchtungssystem anbringen lassen, durch das er in der Lage ist, vom Bette aus sich seiner Ruhe und Sicherheit zu vergewissern. Ein leichter Druck auf einen Knopf ganz in der Nähe seines Bettes bringt zahlreiche rote, weiße und blaue Lampen zum Leuchten, die durch den ganzen Park verstreut sind. Diese plötzliche Illumination zeigt den Wächtern an, daß die Aengste und Aufregungen ihres Herrn wieder einmal einen Höhepunkt erreicht haben, und sie müssen ihm so-

**Kindermund.** Hänschen war zum erstenmal in der Schule gewesen. — Mutter: „Na, Hänschen, wie hat Dir's denn gefallen?“ — Hänschen: „Gut, Muttmchen, aber man verdirbt sich den ganzen Vormittag damit!“

**Ein guter Grund.** „Würden Sie am Freitag eine Reise antreten?“ — „Unter keinen Umständen.“ — „Wie kann man nur einen so törichtigen Aberglauben haben!“ — „Aberglauben? Nicht im geringsten. Ich kriege mein Gehalt am Sonnabend.“

### Rätsel.

Menschen sind es, ganz gesund,  
Haben mehr als einen Mund.  
Wer mir das erklären kann,  
Sage seine Lösung an.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.**  
Weiher, Weiße.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fiedebul & Koenen, Ess u. (Ruhr).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 34

Sonntag, den 23. August

1914

## Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Liegt dort an der Kiefer nicht ein Hut? — Bitte, schauen Sie doch mal hier hinab! — Ein grauer Filzhut, wie Keyth einen trug!“ rief einer der Herren jetzt aus, mit seinem Spazierstock nach unten weisend. Wirklich, da lag ein Hut — Keyths Hut. Mittels einer Stange vermochte man ihn heraufzu- ziehen. Kein Zweifel: es war des Vermissten Kopfbedeckung.

Dann ist es ja sonnenklar, daß er an dieser Stelle abgestürzt ist,“ sagte der Kommerzienrat mit klangloser Stimme. „Hier fand ja der Oberlehrer Schneegans damals auch seinen Tod.“

„Aber ich begreife nicht,“ wandte einer seiner beiden Begleiter ein, „wie er, der doch den Steg genau kannte, hier schlittern konnte, gerade hier. Man hört doch das Wasser laut genug rauschen.“

„Es war, ehe der Mond aufging, gestern abend hochfinstern,“ bemerkte Stralau darauf und hielt den Hut in seinen Händen, als wolle er ihn nicht wieder herausgeben. Man wußte genug.

„Armer Kerl!“ seufzte der andere Herr. „Das ist zu tragisch. Ein Mann von seinen Fähigkeiten! — Absichtlich wird er es doch nicht getan haben aus Verzweiflung darüber, daß er fort sollte.“

„Fort wollte, fort wollte!“ verbesserte der Kommerzienrat. „Er fühlte sich ja doch nicht mehr wohl bei uns. Ach ja, ich habe zuletzt manche Differenz mit ihm gehabt, aber — das ist ja furchterlich! Ich bedaure den Armen von ganzem Herzen.“

Als sie zurückkehrten, kamen Stralau seine Gattin und Tochter in größter Aufregung entgegen. Sie hatten bereits gehört, was alle Gemüter in der Fabrik erregte, und bestürmten ihn nun mit Fragen. O, dieses furchtbare Fragen! Er konnte ihnen ja nicht in die forschenden, ängstlichen Augen schauen, während er ihnen Antwort gab.

Nun stand es bereits schwarz auf weiß in den Zeitungen zu lesen, daß der Oberingenieur Keyth auf einem abendlichen Spaziergange nach dem Mühlental abgestürzt sei und seinen Tod in den Fluten gefunden habe. Daß man die Leiche trotz aller Bemühungen noch nicht bergen konnte, erschien nur natürlich. Sie könnte sehr weit fortgetrieben sein. Auch daran, daß die beiden

Angler, die sie gesehen, sich nicht melden wollten, fand man nichts Merkwürdiges: die Leute fürchteten eben Strafe, da sie unerlaubt geangelt hatten. Jedenfalls stand die Tatsache von der Verunglückung des Ingenieurs fest.

Zwei Tage nach diesem aufsehenerregenden Ereignis erhielt Stralau die niederschmetternde Kunde, daß eine Bergwerks-Aktiengesellschaft, bei der er mit großem Kapital engagiert war, in Konkurs geraten sei und keine Möglichkeit für ihn bestehe, auch nur etwas von seinem Gelde zu retten.



Oesterreichische Infanterie beim Abmarsch aus einer Wiener Kaserne.

Wie wahnsinnig stürzte er mit dem Telegramm nach Hause, dachte nicht mehr an der Gattin Herzleiden, an der Nerzte Mahnung, ihr jegliche Aufregung zu eriparen, sah Adalbert nicht, der an Ellas Seite saß und ihr seine hochtragenden Zukunftspläne entwarf, sah nicht die bestürzten Gesichter der drei und rief nur immer wieder mit gellender, unmenschlicher Stimme, während er sein Gesicht mit den Fäusten bearbeitete:

„Ruiniert — ruiniert! — Ich stehe vor dem Konkurse. Die Konkurrenz wird triumphieren. Morgen findet Ihr meine Leiche auch im Fluß!“

Frau Amalie fiel, wie schon öfters bei großer Aufregung, in Weintränke. Er sah das nicht, er hörte

nichts, er schien niemand zu kennen.

„O Gott im Himmel, Papa, mein lieber Papa! So mächtige Dich doch nur! Es wird wieder gut werden. Du hast ja schon manchen schweren Verlust verschmerzt und verwunden!“ suchte Ella den Lobenden zu beruhigen, indem sie ihre Arme zärtlich um seinen Nacken schlang.

Er stieß sie zurück, raste durch die Zimmer, zertrümmerte eine kostbare japanische Vase und hätte vielleicht noch weit größeren Schaden angerichtet, wenn er nicht erschöpft zusammengebrochen wäre.

„Adalbert, so hilf Du doch!“ flehte die weinende Braut ihren Verlobten mit verzweifelter Gebärde an. „Beruhige Du ihn, hilf uns, hilf uns! Ich verliere beide Eltern.“

Doch was war aus dem Manne geworden, der ihr so oft geschworen, Freud und Leid bis in den Tod mit ihr zu teilen, sie zu schützen vor des Lebens rauhen Stürmen, sie auf Rosenwegen durchs Erdental zu führen? — Mit erstarrtem, totenblassem Antlitz saß er unbeweglich da. Und was da in seinen Augen fladerte und in seinen Bügen zu lesen stand, das war nicht Mitleid, nicht Liebe, nein, nein — es mußte Groll und Enttäuschung sein.

Er fühlte nicht der Geliebten Herzensangst in diesen furchtbaren Minuten, er dachte voll schöner Selbstsucht nur an sich ganz allein: dich trifft der Verlust ja genau ebenso schwer. Wenn er Konkurs machte, dann wäre ja Ella nur ein armes Mädchen. All deine Hoffnungen wären eitel. Wie solltest du deine Schulden bezahlen? Doch als Mann von Welt verstand er sich schnell wieder zu beherrschen. Sein Antlitz nahm einen anderen Ausdruck an, er ergriff der Geliebten Hände und sprach in beruhigendem Tone: „Es wird vorübergehen. Nur schnell den Arzt. Christian muß ihn sofort rufen. Rege Dich nicht zu sehr auf, teures Herz. Dein Papa sieht zu schwarz. Seine Nerven haben gar zu sehr gelitten.“

Aber das klang so fremd an ihre Ohren, sie fühlte, sie ahnte auf einmal, daß Adalbert ihr nicht das war, was sie bisher zu glauben versucht. Seine Liebe konnte nicht echt sein. Darum riß sie ihm die Hand fort und eilte allein wieder in das Zimmer, wo der Vater schweratmend in einem Sessel lag und ganz den Eindruck eines Mannes machte, der einen Schlaganfall erlitten hatte und sich nun an allen Gliedern gelähmt fühlte. Sie streichelte ihm die Wangen, reichte ihm ein Glas Wein, stammelte wie ein hilfloses Kind und wußte sich keinen Rat. Wenn nur der Arzt erst da wäre! Es war ein Glück, daß die Mama sich bald wieder erholt hatte und sich nun ebenfalls um den schwer Leidenden bemühen konnte.

Der Doktor kam, machte Stralau eine Morphiumeinspritzung und brachte ihn mit des Dieners Hilfe zu Bett.

„Es ist sehr ernst,“ sagte er nachher.

„Aber sie brauchen den Mut nicht zu verlieren, meine Damen. Die überaus kräftige Natur des Patienten wird auch diesen Anfall überstehen. Nur die Nerven sind es, ganz gewiß, nur die Nerven. Auch die stärksten Drühte leiden mal Schaden, wenn man sie allzu stark anspannt. Aber der Schaden ist zu reparieren. Der Herr Kommerzienrat muß einmal ganz und gar hinaus aus dem Gewühle der Arbeit — vollständig hinaus! In ein Sanatorium. Dann kann in einigen Wochen wieder alles in Ordnung sein. Ich wußte vorher, daß es so kommen würde und habe es ja auch an Warnungen nicht fehlen lassen.“

Heute existierte Adalbert nicht mehr für Ella. Sie sah an ihres Vaters Bett und ließ sich von niemand fortreiben. — Wie mußte es schlecht um seine Nerven bestellt sein! — Redete er nicht immer noch wie ein Irreter? Durch das Morphium schien es nur noch schlimmer geworden zu sein mit ihm. Wieder und wieder sprach er vom rauschenden Strom, von Reyth, von dem großen Verlust, von den Hartungs und Wientoop, die ihn totmachen wollten. Und jetzt — welche ungeheuerliche Anschuldigung gegen sich selber lag in den Worten, die er da mit gehobener Stimme ausstieß:

„Du mußt büßen, weil du deinen besten Berater vernichtet hast. Hättest du ihn leben lassen, dann — dann —“ Was noch folgte, war wirres, unverständliches und zusammenhangloses Gerede. Aber dieser eine einzige klare Satz, der gelte wider in Ellas Ohren und drang ihr schaurig bis in die tiefste Seele. — Das Herz stand ihr still für ein paar Sekunden vor Schreck. Doch dann tröstete sie sich damit, es sei ja doch alles Fieberphantasie. Man könne auf so ein Gerede auch nicht den allermindesten Wert legen. Vielleicht bildete der Papa sich ein, Reyth habe sich das Leben genommen, weil er in Ungnade gefallen war und zum Jult fort mußte.

Den nächsten Tag, als Adalbert mit ihr Wacht hielt am Krankenbette, kam etwas ganz Ähnliches abermals über des Fiebernden Lippen:

„Gib mir die Skizzen heraus, oder Du bist verloren. Du Lump, du Betrüger, Du Spitzbube, alles hast Du mir geraubt, darum vernichte ich Dich! Ha, starre mich nur an mit Deinen

glohenden Toten Augen aus der Tiefe, mich wirfst Du nicht mehr erreichen. Das Wasser ist tief, tief — tief!“

Der Assessor zuckte zusammen und schaute Ella mit einem argwöhnischen Blicke flüchtig an, um dann sehr nachdenklich zu werden.

„So etwas Schreckliches phantasierte Papa schon gestern,“ hauchte sie ganz leise. „Eine graufige Wahnidee muß ihn verfolgen. Er bildet sich ein, an Reyth's Tode schuldig zu sein.“

„Ja, offenbar. Reyth muß ihm größeren Schaden zugefügt haben, als wir ahnen,“ erwiderte Adalbert nach längerem Schweigen. „Jedenfalls haben sie am Samstagabend noch eine böse Auseinandersetzung gehabt.“

Dann schwieg er von neuem, und zwischen seinen vollen, dunkelblonden Augenbrauen erschien eine merkwürdig tiefe Grüblerfalte. Dieses Gesicht gefiel Ella wieder ganz und gar nicht, als sie es verstoßen von der Sekte betrachtete: so ein harter, kalter Zug lag um den Mund, den sie doch meist lächeln gesehen. Traute er dem Vater etwa ein Verbrechen zu?

Die Mama trat nun leise herein mit rotgeweinten Augen — anders sah man sie den ganzen Tag nicht mehr — und flüsterte: „Kinder, ich vertrete Euch jetzt gern ein Stündchen. Gehen Sie den schönen Frühlingstag und kommt draußen auf heitere Gedanken. Wenn es irgend möglich ist, bringen wir Papa morgen nach Düringswalde in Sanitätsrat Freiers Sanatorium. Da wird es besser werden.“

Nur zögernd erhob Ella sich und folgte dem Bräutigam

nach draußen. — Der einstweilen mit der Leitung der Maschinenfabrik betraute Ingenieur Schwan kam gerade in den Garten und fragte, ob er die gnädige Frau wohl sprechen dürfte.

Etwas barsch verneinte Adalbert das und erkundigte sich, als sei er jetzt Herr im Hause, nach Schwans Begehre.

„Nun, vielleicht bestellen Sie es der Frau Kommerzienrat,“ sagte der mit gleichgültigem Aufsehen. „Wir sind einerlei: Ich wollte nur melden, daß ich für zwanzig Arbeiter beim besten Willen keine Beschäftigung habe und diese darum schon heute abhören möchte, um anderer Art in dieser kritischen Zeit nicht noch unnötige Unkosten zu machen.“

„Wie ist denn das möglich?“ fragte er.

Miller hochaufhorchend und auf einmal ganz und gar bei der Sache.

„Es laufen eben keine neuen Bestellungen ein.“ Es scheint, daß wir in Mißkredit geraten sind. Die kolossale Reflektant der Hartung'schen Konkurrenzfirma macht es wohl. Ich weiß nicht. Ich fühle mich meiner jetzigen Aufgabe überhaupt nicht mehr gewachsen und ginge am liebsten heute auch schon davon. — Aber wenn Sie bevollmächtigt sind, so besprechen wir das vielleicht besser drüben. Dem gnädigen Fräulein dürften derartige rein geschäftliche Dinge gar zu sehr langweilen.“

„Im Gegenteil,“ erwiderte Ella scharf. „Ich möchte alles wissen. Daß Sie gerade jetzt am liebsten die Flinte ins Korn werfen möchten, wo mein Vater schwer krank ist, das ist ein bedauerlicher Mangel an Berufstreue, mein Herr. Ich glaube nicht, daß Papa eine solche Handlungsweise von seinen Angestellten verdient hat.“

Wieder zuckte Schwan die Achseln, verbeugte sich dann etwas links und wandte sich fortfahrend an den Assessor:

„Es ist nämlich ein sehr undankbares Geschäft, gerade jetzt zwanzig Leute zu entlassen. Das kann einen großen Streik zur Folge haben.“

Adalbert machte ein keineswegs geistreiches Gesicht und schaute bald seine Braut, bald den Ingenieur an. Was sollte er raten? Jedenfalls hatte er einen neuen Beweis dafür, daß es um des Kommerzienrats Finanzen wirklich nicht gut stehen müsse. — Wenn es wirklich zum Konkurs käme?



Ein österreichischer Wachtposten mit einem Hund.

Um Anschläge auf die Munition- und Proviant-Depots, die sich in letzter Zeit ereigneten, zu verhüten, haben die Soldaten Hunde auf die Posten mitbekommen, die durch ihre Witterung das Nahen von Menschen schon aus großer Entfernung erraten und zuletzt auch bei der Verfolgung von Nutzen sein können.

Da zog gerade eine Schar Arbeiter vorüber, die von der Langeweile geplagt wurden und sich die Zeit jedenfalls im Wirtshaus vertrieben hatten. Einige gröhlten einen Gassenhauer, andere piffen dazu, und einer, der schon bedenklich taumelte, schrie sehr laut, als er die Herrschaften bei der Villa sehen sah: „Zawoll, fennen wir! Jetzt markiert er den wilden Mann. Aber nützt ihm nix! Das läßt sich mit Geld nicht gutmachen!“

Was meinte der Mensch? Ella verstand das Gefasel nicht so recht und wurde aus seinem Sinn nicht klug, doch Adalberts Miene verfinsterte sich noch mehr, und durch sein Hirn blitzte der Gedanke: Stralau ist schuld an des Obergeringens Verschwinden. Die Leute wissen das schon. Sie trauen ihm ein Verbrechen zu und halten seine jetzige Krankheit nur für Verstellung.

Er riet mit Schwan hin und her, ohne daß sie zu einem befriedigenden Entschlusse kommen konnten. Soviel stand fest: wenn der Kommerzienrat nicht bald wieder die Fügeln ergriff, dann geht alles drunter und drüber in seinem Wert. Und die Gebrüder Hartung triumphieren.

Am nächsten Tag erschien der Assessor nicht in der Villa. Das war seit der Verlobung noch nicht vorgekommen, und Mutter und Tochter gab es zu denken. Ach, es konnte ja auch Frau Amalie nicht entgangen sein, aus wie veränderten Augen er schaute, seitdem ihr Gatte mit dem Telegramm so ganz fassungslos heimgekehrt war. Wachte er sich gleich die größte Mühe geben, die wahren Gefühle seines Herzens zu verbergen, sie täuschte er nicht. Und darum seufzte sie wieder und wieder still vor sich hin:

„Er ist doch nicht so vollkommen, wie ihr glaubtet! So ganz

dabei war er nicht schwerer als der leichteste von allen. Nur noch vierzehn Tage Ruhe, dann sollte es mit frischen Kräften ans Werk gehen. Ach, er würde schon früher vollkommen wieder hergestellt sein, wenn er die Nächte nicht so entsetzlich schlecht schlief. Aber diese furchtbaren Träume immer wieder, dieses Abdrücken, diese Gewissenspein, diese Geister der Finsternis mit den grinsenden Teufelsfragen, die ihm keine Ruhe gönnten!

Heute war Stralau aus dem Sanatorium zurückgekehrt, es litt ihn nicht länger dort, trotzdem der Sanitätsrat dringend geraten hatte, noch einige Zeit zu bleiben. — Ruhe und Ordnung vermochte er nach Entlassung der überflüssigen Arbeiter unter den übrigen, die gleiches Loos befürchteten, nur dadurch wieder herzustellen, daß er ihnen eine erhebliche Lohnzulage gewährte. Aber mit dem früheren Respekt begegnete man ihm trotzdem nicht mehr. Nur zu oft fiel es ihm auf, daß dieser und jener ihn mit mißtrauischen Blicken anschaute, und immer, wenn er irgendwo eine Gruppe während der Pausen in eifrigem Gespräche zusammenstehen sah, klopfte ihm das Herz lauter, und der fürchterliche Gedanke schoß ihm durch den Kopf, die reden über dich. Vielleicht wissen sie etwas. Ach, dieser Verdacht regte sich Tag für Tag wohl ein dutzendmal in ihm. Fast konnte er es überhaupt nicht mehr ertragen, daß ihm jemand in die Augen schaute, mochte es ein schlechter Arbeiter sein, oder einer der Ingenieure, Buchhalter, Kontoristen, ein guter Freund, die eigene Gattin, Ella, oder irgend sonst wer. Aus dem früher so dreist und weltgewandt auftretenden Mann wurde ein menschen scheuer Sonderling. Was er litt in stillen Stunden, das fühlte ihm niemand nach. —

„Wilhelm, da ist schon wieder der Mann, der sich durchaus nicht abweisen läßt. Er war bereits vorige Woche hier und wollte Dich in einer sehr wichtigen Angelegenheit sprechen,“ sagte Frau Amalie zu ihrem Gatten, als der heute gegen Abend aus der Fabrik zurückgekehrt war und in seinem Zimmer noch die Privatkorrespondenz erledigen wollte.

„Bin aber nicht zu sprechen,“ erwiderte Stralau schroff. „Wer etwas von mir will, mag sich vormittags nach der Fabrik bemühen. Unsin, hier werden keine Ausnahmen gemacht.“ Da tauchte hinter der Frau Kommerzienrat eines großen, breitschulterigen Mannes Gestalt auf, und der erzürnte Hausherr sah ein aufgeschwemmtes, blau-rotes Trinker Gesicht mit ungemein blinzelnden kleinen, beweglichen grauen Augen. War das nicht der Wirt vom Mühlenale — Reuths Freund?

„Bitte tausendmal um Verzeihung,“ sprach der dreiste Eindringling mit heiserer Stimme. „Mein Name ist Schiffmann — Gastwirt und früherer Monteur. Der Herr Kommerzienrat werden sich meiner noch entsinnen.“

„Und was wollen Sie von mir?“ fragte dieser erregt. „Wollte mit Ihnen im Vertrauen sprechen über etwas sehr Wichtiges.“

„Aha, der Herr hat gewiß eine Erfindung gemacht, wo er doch früher Monteur war. Da will ich mich nur zurückziehen,“ sagte Frau Amalie mit leisem Spott und ging, die Nase rümpfend, fort. Der Mensch roch nämlich widerlich nach Branntwein.

Und Stralau, der unter anderen Umständen gewiß sehr energisch von seinem Hausrechte Gebrauch gemacht hätte, ließ, von einer geheimen Angst erfüllt, den unangenehmen Patron wirklich vor.

Sie befanden sich nun beide allein in dem eleganten, komfortablen Herrenzimmer mit den juhtenen Klubesseln, den dunklen Mahagonimöbeln, dem reichverzierten Schreibtisch und allerlei eigenartigen Arrangements an den goldtapezierten Wänden.

Mit dreister Vertraulichkeit trat Schiffmann dicht an seinen früheren Herrn heran und sprach gedämpft:

„Ich möchte für eine Gefälligkeit einen kleinen Bagedienst, mein Herr, weiter nichts. Und wenn ich nicht schon vor Wochen kam, ehe Sie ins Sanatorium mußten, so tat ich das nur aus Rücksicht auf Ihre Gesundheit. Was ich Ihnen zu sagen habe, wird Ihnen nämlich ein bißchen an die Nerven gehen.“



Sebenico, Oesterreichs jüngster Kriegshafen.

In letzter Zeit wurde außer Pola und Cattavo der Hafen von Sebenico als besonders wichtiger Kriegshafen ausgebaut.

um ihrer selbst willen begehrt er eure Tochter nicht zum Weibe. — Das Geld, das Geld, das leidige Geld!“

„Muttchen, mir ist es, als gelte ich Adalbert seit dem großen Geldverluste nur noch recht wenig,“ sagte Ella, als sie heute zur Abendstunde, wo der Vater fest schlief, einmal wieder beide allein im Garten saßen.

Frau Amalie protestierte mit größter Zungenfertigkeit dagegen wider besseres Wissen, schrieb sein Verhalten lediglich der üblen Gemütsauffassung zu, in die er so gut wie sie beide versect worden sei und suchte den Verdacht im Keime zu ersticken, um noch größeres Unglück zu verhüten.

Am folgenden Nachmittage fand Adalbert sich ja auch wieder ein, sagte seiner Braut Koseworte wie sonst und schien wirklich ganz der Alte.

Der Kommerzienrat befand sich jetzt in dem nicht fernem Sanatorium Düringswalde. Sobald sich seine Nerven ein wenig beruhigt hatten und er wieder vernünftig denken konnte, mußte er ja einsehen, daß es wirklich hochnotwendig für ihn sei, sich einmal ganz und gar von allen Geschäften zurückzuziehen. Nur mit neugestärkten Nerven würde er das begonnene Werk, den neuen Motor, so zu Ende führen können, daß er mit einem Schlage wieder der Mann des Tages wäre. Und dann sollte eine besondere Fabrik für Flugzeuge errichtet werden. Das Flugwesen würde eine ungeahnte Zukunft haben. Alle bis dahin vorhandenen Motore besaßen nach seiner Ueberzeugung gewaltige Fehler. Der seinige leistete das vierfache der besten jetzt bestehenden, und

Stralau schaute ihm mit unsicheren Blicken, aus denen nur zu deutlich die Angst sprach, in die listigen Augen und sagte sehr leise mit erregter Stimme:

„So halten Sie sich nicht lange mit der Vorrede auf. Sprechen Sie doch nur!“

„Na ja, das soll geschehen. — Es handelt sich nämlich um Meyth, um den erschlagenen Herrn Oberingenieur Meyth.“ —

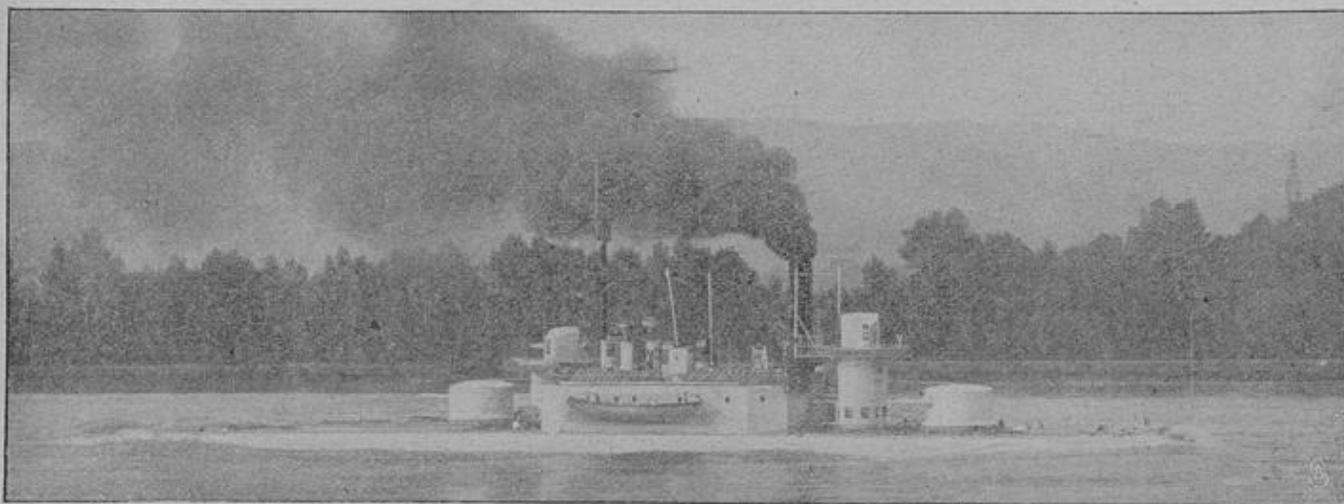
„Um den — den — ertrunkenen —“ stotterte Stralau, und eisigfalt durchrieselte es seinen Körper.

„Um den erschlagenen Oberingenieur, mein Herr. Ich bin der einzige Mensch auf Gottes Welt, der den Vorgang aus aller-nächster Nähe mit angesehen hat. Ja, Sie starren mich sprachlos an. Aber bei meiner Ehre, ich sage die volle Wahrheit. An dem Sonntagabend entdeckte ich nämlich, als ich noch mal einen Blick in den Stall warf, daß eins von meinen Zickeln fehlte. Um es zu suchen, kletterte ich auf die Höhe am Flusse, wo ich es öfter schon gefunden hatte. Und dort sah ich einen Herrn stehen und auf jemand lauern. Meyth kam, und der Herr fuhr ihn drohend an: Halt! — Keinen Schritt weiter. Ich will abrechnen mit Ihnen. Sie besitzen ein Papier, das ich augenblicklich von Ihnen zurückverlange. Aber der Ueberfallene bestritt das, nannte den andern einen Wegelagerer und wollte davonlaufen, indem er ihn zur Seite stieß. Der folgte ihm, holte ihn ein, da er stürzte, und versetzte ihm von hinten einen fürchterlichen Schlag auf den Kopf. Meyth schrie laut auf und stürzte das steile Ufer hinab in den Strom. War er vom Sturze noch nicht ganz tot, so wurde ihm an den Felsblöcken im Wasser bestimmt der Schädel zerschmettert. — Und der Wegelagerer — das waren — Sie, mein Herr!“

tausend Taler — und Sie sehen mich niemals wieder. — Ist ja ein Trinkgeld für Sie — dreißigtausend Märker.“ —

Der Kommerzienrat antwortete nichts. — Die Ellbogen auf die blankpolierte Platte des Schreibtischs gestemmt, beide Häufte an die hämmernden Schläfe gepreßt, saß er wie völlig geistesabwesend mehrere Minuten da.

Das ist das Ende. Von diesem Lumpen abhängig sein, niemals! — Wie ein Vampyr wird er dich aussaugen. Immer wieder wird er mit neuen Erpressungen kommen, bis er im Rausche sich selber einmal verraten hat. Was so ein Mensch weiß, kann ja niemals auf die Dauer Geheimnis bleiben. — Du hast deine Rolle ausgespielt. Gib ihm das Geld und du bist ihn wenigstens für heute und morgen los. Und dann gibt es nur das eine letzte Mittel: die Pistole. — Du hast Ruhe, brauchst das Gespött der Leute nicht zu hören, den Triumph deiner Feinde nicht mehr zu erleben. — Ja — so sei es! — Das waren seine Gedanken während er so da saß und Schiffmann ihn erwartungsvoll anstarrte mit gierigen Blicken. — Aber noch einmal sank er, als er sich schon halb erhoben hatte, auf seinen Sitz zurück, und weiter fort spann sich die düstere Gedankenreihe: Was wird aus Annelie und aus deiner Tochter, wenn du dich feige dem Kampf entzogen hast? — Würde dieser Erbärmliche denn ihnen Ruhe gönnen? Wird er nicht immer wieder mit der Veröffentlichung seines Geheimnisses drohen? — Du bewahrst sie durch deinen Tod nicht vor Schande. — Nein, nein, wenn du sie lieb hast und nur ein klein wenig Neue empfindest, dann mußt du leben und ausharren. — Oder solltest du dich dem Gerichte stellen? — Aber man würde keine Milde waltend lassen. — Die Schande, die Schande — der Triumph deiner Konkurrenten. — Nein, du mußt es ertragen. —



Ein österreichisch-ungarischer Monitor in voller Fahrt auf der Donau.

Diese letzten Worte rief Schiffmann sehr laut aus, so daß ein Lauscher an der Tür sie bestimmt hören mußte. Und so einer stand da in der Person des brummigen Christians, der natürlich furchtbar neugierig war, was der Wirt vom Mühlentale so Dringendes von seinem Herrn wollte.

„Mensch — Sie sind von Sinnen!“ leuchtete Stralau. „Herr im Himmel, so sprechen Sie doch leise! Wie können Sie es wagen, so eine Beschuldigung auszusprechen! — Ich — ich sollte —“

„Herr Kommerzienrat, maßigen Sie sich nur,“ fuhr der Wirt heiser fort. „Wir brauchen Sie nichts vorzumachen. Ich habe Sie ganz genau erkannt und habe auch sonst Beweise genug. Aber ich will Ihnen ja doch gar nicht schaden. Ich denke gar nicht daran, Sie ins Unglück zu bringen, wie Sie es einstmals mit mir thaten. Wissen Sie wohl noch? Um solche Kleinigkeit — es handelte sich noch nicht mal um hundert Mark. O, wie konnten Sie da streng sein und verdammen! Und nun sehen Sie als — Tot-schläger vor mir. Ich könnte Sie und Ihre Familie durch ein Wort ruinieren. — Aber was ist Ihnen? — Da steht eine Karaffe mit Wasser! — Bitte — ich gieße ein — hier — trinken Sie — trinken Sie.“ —

„Schiffmann — die Schuld bestreite ich. Aber ich bin ein kranker Mann,“ ächzte Stralau. „Ich kann mich vor Gericht jetzt nicht verteidigen. — Was verlangen Sie von mir? — Nur um meiner Frau und meiner Tochter willen — soll es sein. — Ich — ich selber werde bald Ruhe haben vor Euch Höllengeistern alle zusammen. — Aber — ich möchte nicht, daß Schimpf und Schande an den Meinen haften bleibe — darum, nur darum.“

„Was ich verlange? O, ich würde gewiß gar nichts verlangen, denn ich bin doch kein Erpresser. Aber ich befinde mich in großer Not gerade. Und Sie wollen mir ja gern etwas zukommen lassen, um eine alte Schuld zu sühnen. — Geben Sie mir zehn-

„Nun, mein Herr, Sie besinnen sich noch? Ich denke, meine Forderung ist nicht unbescheiden. Und Sie sehen mich bestimmt niemals wieder. Ich verlasse diese Gegend, um mir im Ausland eine neue Existenz zu gründen.“ —

„Ins Ausland? — Schiffmann, ich will es tun. Aber nur dieses eine einzige Mal. Mein Wort darauf! Mir liegt an meinem Leben rein gar nichts mehr. Sollten Sie sich erfreuen, zum zweitenmal an mich mit einer Forderung heranzutreten, so —“

„Es wird bestimmt nicht geschehen,“ unterbrach der Wirt ihn hastig. —

„So erwarten Sie mich morgen früh um zehn Uhr. Ich habe heute nicht soviel Geld zur Hand. — Gehen Sie jetzt — gehen Sie und hüten Sie Ihre Zunge, wenn Sie sich nicht selber ins Verderben stürzen wollen.“ —

Schiffmann machte eine ungeschickte Verbeugung und trottete von dannen. Der Kommerzienrat aber schloß die Tür hinter ihm zu und hatte das dringende Bedürfnis, erst noch eine Weile allein zu sein, bevor er sich den Seinen wieder zeigte. Was sollte er ihnen sagen? Er mußte erst zur Besinnung kommen.

„O, das ist der Fluch der bösen Tat!“ — stöhnte er, und wieder umtanzten ihn schneuliche Fragen, wieder schwirrten ihm feurige Räder vor den Augen, und laut und höhnisch glaubte er zu vernahmen durch all das Gewirr, wie Meyth ihm zurief: Ich lasse dir keine Ruhe. Ich quäle dich bis zum letzten Atemzuge! Den ärmsten Bettler sollst du noch beneiden!“ —

(Fortsetzung folgt.)

## Blanchette.

Die Geschichte einer Schiffskatze von Werner Granville Schmidt.  
(Nachdruck verboten.)

„Blanchette“ war eine schöne, langbehaarte und schneeweiße Angorakatze.

Ihre Geschichte war höchst sonderbar und ereignisreich. In einer stürmischen Winternacht, als die Wogen sich donnernd an der normannischen Küste brachen, hörten die Bewohner des kleinen Fischerdorfes die Notsignale eines gescheiterten Schiffes. Hilfe zu bringen war in jener Sturmnacht unmöglich, und so harrten denn die Fischer in banger Erwartung des neuen Tages.

Als jedoch der Morgen fahlgrau über dem wildbewegten Meer aufstieg, bemerkte man von dem unglücklichen Schiffe keine Spur mehr.

Der nimmerfatte Ozean hatte es mit Mann und Maus wohl in seine unergründlichen Tiefen gezogen.

Als gegen Mittag jedoch der alte Durieux, ein Fischer wie die meisten Bewohner der Normandie, zum Strande hinunterstieg, um zu sehen, ob die Wellen nicht etwas Wrackgut oder Treibholz ans Ufer gespült hatten, machte er einen gar schauerlichen Fund.

Freundesstimmen. Er zog das Kästchen mit Milch und Brot groß und freute sich, wie es allmählich heranwuchs.

Damit sie nicht namenlos herumliefe, kaufte er sie „Blanchette“, wie seinen Fischerfutter. Einige Monate verstrichen. Die Bewohner des Dörfchens hatten das Angorakätzchen ganz vergessen, denn es entfernte sich nur sehr selten aus der Hütte seines neuen Herrn.

Mit einem Schlag aber war der Name „Blanchette“ in aller Mund. An jenem Tage nämlich wollte Durieuxs Frau die kleine Leiter zum Bodenschlag emporsteigen, um einige Garnreste zum Nessfäden zu holen. Da sprang ihr aus der Bodenkluft plötzlich „Blanchette“ entgegen. Das Tier war wohl auf die Mäusejagd gegangen und wollte nun, durch das plötzliche Auftauchen der Frau erschreckt, mit einem kühnen Satz das Weite suchen. Dabei prallte sie gegen die Brust der alten Frau, die vor Schreck den Halt verlor, hintenüber die Treppe hinabstürzte und sich das Genick brach.

Nun schien „Blanchettes“ Schicksal besiegelt, denn Durieux packte das Tier in einen Sack und machte sich auf den Weg zum Strand, um die Katze zu erfäusen.

Wie er an der Bucht ankam, wo die Fischerflotte verankert lag, sah er, wie eben eine englische Lustjacht einlief. So blieb er noch eine Weile stehen und beobachtete die Landungsmanöver des zierlich gebauten Schiffes.

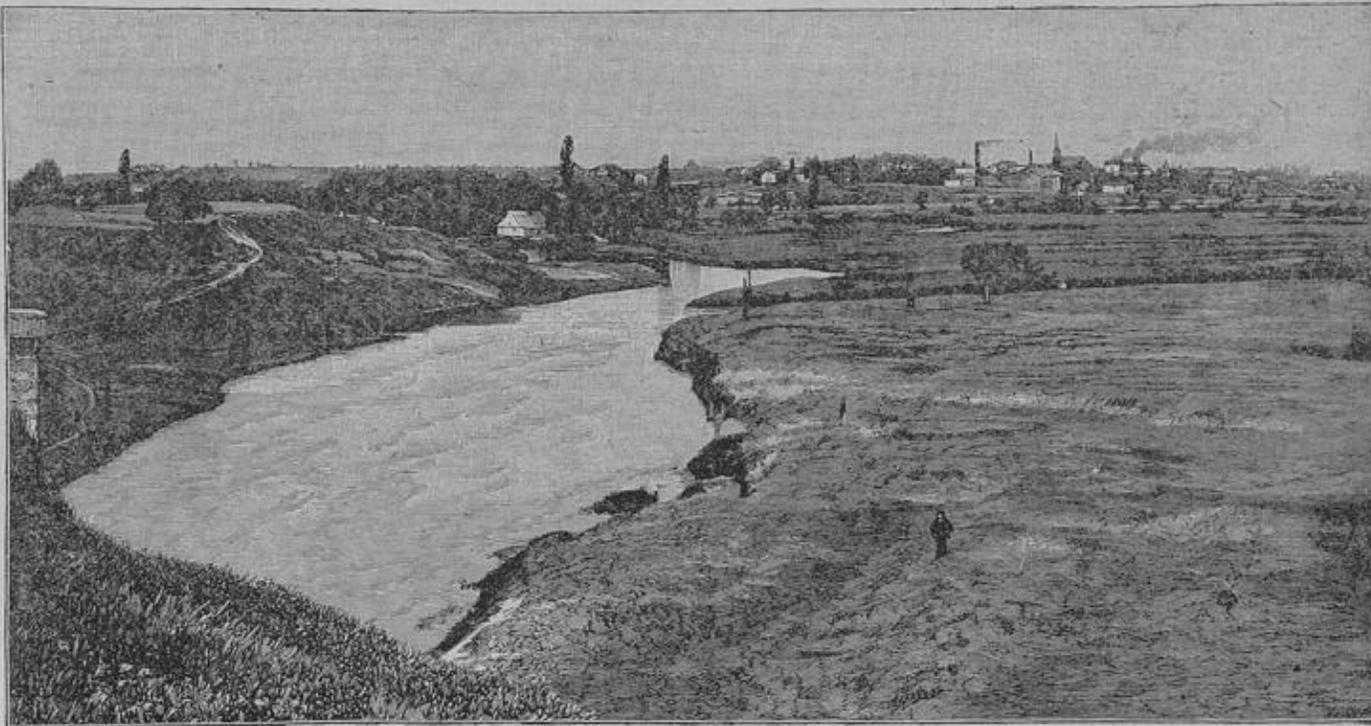
Grenzpfahl

Dorf Eulona

Grenzpfahl

Grenzpfahl

Moslowitz



Dreifaiserecke bei Moslowitz.

Im weißen, gischtbedeckten Sande lag der Körper eines fremden Seemannes. Der Tote trug noch den Delrod und die hohen Seestiefel, und in seinem schwarzen Lockenhaar saß eine schneeweiße junge Angorakatze.

Sie hatte sich in ihrer Angst so in die Haare verkrallt, daß Durieux sie nur mit Mühe losnesteln konnte.

Wie sie dorthin geraten war? — Sie war wohl die Schiffskatze an Bord des gescheiterten Schiffes gewesen, und als ihr Herr über Bord gerissen wurde, war sie ihm nachgesprungen und hatte in den Haaren des Schwimmenden einen Halt gesucht.

Der Schwimmer hatte seinen kühnen Versuch, die Brandung zu durchdringen, mit dem Leben bezahlen müssen; aber die Katze hatte sich mit der Kraft der Verzweiflung festgekrallt. Nun war sie mit dem Leichnam an Land geschwemmt.

Durieux nahm das vor Kälte zitternde Tier an sich und trug es in seine Hütte; den landfremden Toten aber begruben sie auf ihrem stillen Gottesacker und setzten ein schlichtes Holzkreuz auf den Grabhügel.

Da waren manche unter den Fischern, die warnten Durieux vor der Katze und gaben ihm den Rat, sie in einem Sack zu ertränken.

Es herrschte nämlich in der Normandie der Aberglaube, daß eine Katze, die von einem untergegangenen Schiffe stamme, ihrem neuen Besitzer Verderben bringe.

Water Durieux kümmerte sich jedoch nicht um die warnenden

Als die Vertäuungen ausgebracht waren, ließ sich der Besitzer der Jacht an Land rudern. Er begann mit Durieux ein Gespräch und fragte ihn so beiläufig, was er denn da Zappeliges in dem Sack habe. Nun berichtete der Fischer wahrheitsgemäß die Geschichte der Katze und verschwieg auch nicht, daß sie an dem Tode seiner Frau schuld war.

Während seiner Rede langte er in den Sack und wies dem Fremden die leise miauende „Blanchette“.

Dem Engländer tat das geschmeidige Tierchen leid. Er bot dem Fischer eine hübsche Summe für die Todgeweihte, und Durieux, froh, „Blanchette“ los zu sein, willigte nur zu gerne ein.

So kam die weiße Angorakatze an Bord der Lustjacht „Northstar“.

Als das Boot schon ein Stückchen vom Land entfernt war, rief der alte Fischer dem Engländer noch nach: „Herr, ich habe Sie gewarnt! — Möge Ihnen „Blanchette“ kein Unglück bringen!“ — Dann ging er nachdenklich in seine Hütte zurück und betrachtete traurig die starren Büge der teuren Toten, bis die andern Fischer kamen, um der Frau ihres Genossen die letzte Ehre zu erweisen.

\* \* \*

Am nächsten Tage setzte die schlanke Jacht ihren Weg nach Norden fort; denn sie kam von den sonnigen Gestaden des Mittelmeeres und wollte in ihre nebel schwere schottische Heimat zurück.

Percy Savill, der Besitzer der Yacht, befand sich in frohester Stimmung. Er spielte mit der Kage und erfreute sich an dem silbrigen Schimmer ihrer welligen Haare.

Schon stiegen die Felsenküsten seines Heimatgestades aus den Fluten der Nordsee, da blickte Percy Savill mit gesuchter Stirne gen Osten, denn sein scharfes Seemannsauge hatte erkannt, daß so kurz vor dem Hasen noch ein Sturm im Anzuge war. Und das Unwetter brach los, mit verheerender Gewalt.

Die Seen rissen die Masten über Bord und zertrümmerten alles, was nicht niel- und nagelfest war. Sie donnerten über das Deck hinweg und ruhten nicht eher, bis sie die stolze Yacht zu einem elenden, sinkenden Wrack gemacht hatten.

Percy Savill rannen die Tränen über das gebräunte Gesicht, als er den Befehl gab, das letzte, noch heile Boot auszufegen und das verlorene Schiff zu verlassen.

Glücklich gelangten sie alle ins Boot, und die Matrosen legten sich mit sehnigen Armen in die Riemen, um die rettende Küste zu erreichen.

Wie das Wrack im Sprühregen der sturmgepeitschten Wogen ihren Blicken entchwand, sprang Savill plötzlich auf und gebot den Rudernden halt.

Ihm war eingefallen, daß er seine Kage an Bord zurückgelassen hatte. Vor Ausbruch des Sturmes hatte er sie in seiner Kajüte in Sicherheit gebracht; jetzt aber war sie gefangen und mußte elendig ertrinken.

Sein menschliches Gefühl sträubte sich dagegen, das Tier seinem Schicksale zu überlassen. So befahl er denn den Matrosen, zurückzurudern, damit er noch einmal an Bord gehen konnte, um die Kage zu retten.

Die Matrosen flehten ihn an, sein Leben nicht um einer Kage willen aufs Spiel zu setzen, aber als er bei seinem Vorhaben verblieb, fügten sie sich murrend seinem Befehle.

Der „Northstar“ lag schon bis zum Deck im Wasser, als sie ihn wiederum sichteten.

„Beeilt Euch, Herr!“ warnten die Leute, „das Schiff kann jeden Augenblick sinken!“

Savill ließ sie nahe an das Wrack heranrudern; dann sprang er geschickt auf das glatte Deck hinüber und eilte nach Achtern, wo sich der Eingang zu seiner Kajüte befand.

Die Matrosen sahen, wie er den Deckel der Kajütstappe zurückschob, sie sahen seinen Körper allmählich in den Raum hinabtauchen, bis zuletzt auch der Kopf verschwand — und ihre Herzen schlugen vor banger Erwartung härter.

Da brüllte die See noch einmal auf in rajender Wut; eine Welle erhob sich vor dem Bug der Yacht und bedeckte sie wie ein glasig-grüner Grabhügel.

Wie sich aber die Woge verlaufen hatte, war das Schiff verschwunden — hinabgetaucht in die ewige Nacht des Meeres.

Umsonst spähten die Matrosen; sie entdeckten keine Spur von ihrem Herrn, noch von der weißen Angorakaze. — Da falteten sich ihre verarbeiteten Hände unwillkürlich zum stummen Gebete. Ihr Herr und „Blanchette“ waren mit der Yacht ertrunken.

## Die Braut des Todes.

Novelle von H. Lengauer.

(Nachdruck verboten.)

Mutter Barbarina stand zwischen den Kirschbäumen ihres sauber gehaltenen, wohlgepflegten Vorgärtchens und befestigte weiße, flatternde Leinwandlappchen an eine zwischen den Stämmen gespannte Schnur. Sie sollten eine Abwehr bilden für das freche Spazenvolk, das, die Nähe der Kirschreife witternd, in Scharen über die Wipfel kreiste und sich von den Scheltworten der erzürnten Matrone und den drohend erhobenen dürren Fäusten derselben nicht stören ließ.

Zwischen dem hellgrünen Laub der Bäume lachten, sattig-schwellend, weich, purpurrot und rund die ersten reifen Früchte gar verführerisch hervor und fesselten nicht nur die begierlichen Augen der vorübergehenden Schulkinder, sondern erregten auch die Aufmerksamkeit und den Neid der erwachsenen Dorfbewohner.

Im ganzen Orte besaß niemand so schöne, so reichtragende Kirschbäume wie Mutter Barbarina. Sie wußte das auch und

war stolz darauf, und als eine ganz besondere Ehre und ein großer Vorzug galt es, wenn jemand von ihr mit einem Körbchen Früchte beschenkt wurde.

Sie behielt alle selbst; verkauft wurde nichts, so sehr sich auch die fremden Händler herandrängten, um die vorzüglichsten Kirschchen als Marktware zu erstehen und die besten Preise dafür boten. Aber Mutter Barbarina blieb fest.

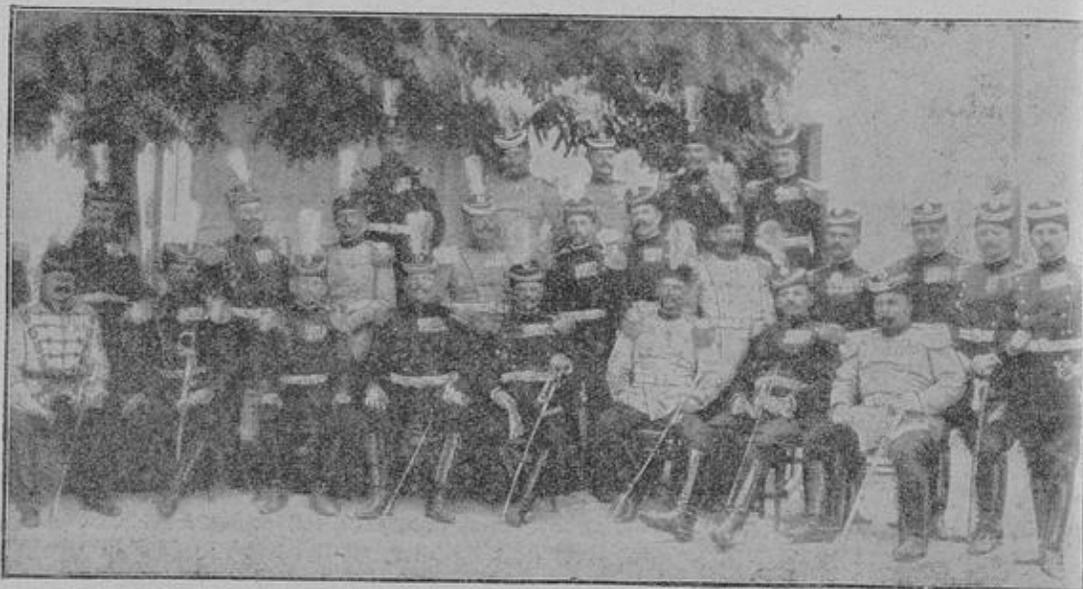
Sie hatte es ja auch nicht nötig! Als begüterte Witwe lebte sie mit ihrem einzigen Sohn in dem schmuden Häuschen und wäre glücklich und sorgenlos gewesen, wenn nicht auch ihr der Himmel ein schweres Kreuz beschieden hätte.

Dieses Kreuz war die Krankheit ihres heißgeliebten Sohnes, der an einem unheilbaren Fehrfieber schon zwei Jahre darniederlag und weder leben noch sterben konnte.

Viele Aerzte waren schon befragt, alle Mittel schon versucht worden.

Zuletzt fügte sich Mutter Barbarina ins Unabänderliche, pflegte still und opferfreudig den teuren Kranken und überließ es dem Himmel, ob und wann er Hilfe schicken wollte. Während nun die Alte heute ganz vertieft in ihre Arbeit war, hatte sich, von ihr unbemerkt, ein junges Mädchen von der Straße her dem Garten genähert.

„Wie geht es dem armen Cecco?“  
Wie von einer Tarantel gestochen fuhr Mutter Barbarinas alter, von schwarzen, wirren Kraushaaren umrahmter Kopf zurück. Der ärgerliche Zug verschwand aus dem faltigen, ledergelben Gesicht, und um die dünnen, farblosen Lippen spielte ein freundliches Lächeln.



Eine Gruppenaufnahme der Generale der serbischen Armee.

Eilig humpelte die Alte zum Zaune hinüber, hinter dem das liebliche Mädchen stand, das die Frage gestellt hatte.

„Nina, Ninetta — Täubchen — Vögeln — Du bist es? Und so früh am Morgen schon fleißig gewesen? Futter für die Ziege geholt, nicht wahr? Und, daß Du so lieb bist, nach meinem armen Jungen zu fragen! . . . Es geht ja, der Madonna sei's geklagt, noch immer nicht besser, aber freuen wird es ihn doch, daß Du gekommen bist, nach ihm zu sehen. Willst Du einen Augenblick eintreten, Liebchen?“

Die Alte hatte gefällig die Gartentür weit geöffnet, die Kleine aber tat einen Schritt zurück. Mit angstvollen Augen starrte sie nach dem offenstehenden, von wucherndem grünem Gerant umgebenen Fenster der Erdgeschosstube, in der der Kranke lag.

„Nein — nein — Mutter Barbarina — ich kann — ich will nicht hineinkommen — ich muß gleich wieder fort — die Mutter braucht mich.“

Ein Schauer flog durch die ganze zierliche Gestalt, und die dunklen Augen spiegelten das Grauen wider, das die Seele empfand.

Nina, die blühende, gesunde Kleine Nina hatte immer schon einen Abscheu vor Kranken gehabt; es war, als ob ihre kräftige, frischpulsierende Jugend sich sträubte, gegen den Zerfall und das Vergehen des Körpers, wie es schwere Krankheit mit sich zu bringen pflegt. Die treuen, wohlgeformten Händchen zitterten, als Mutter Barbarina den Widerstand der Kleinen brechen wollte und sie am Aermchen heranzog.

„Laßt mich — ich gehe nicht in die Stube — ich fürchte mich,“ schrie sie angstvoll auf und suchte sich zu befreien.

Die Alte ließ sie getränkt los.

„Nun, so gehe — bist gar kein liebes Kindchen heute, weil Du nicht hereinkommen magst zu meinem armen Cecco, der sich so gefreut hätte, Dich zu sehen. Gerade Dich hat er besonders lieb! Hatte Dir wohl ein Körbchen der schönsten Kirschchen mitgegeben, wenn Du ein wenig eingetreten wärst.“

Ein Körbchen Kirschchen! Nina gab es einen Miß! Wie sich die Mutter darüber gefreut, die kleinen Geschwister darum gebalgt hätten! Ach, der armselige eigene Garten trug ja nur ein wenig Gemüse, Obst gab es da keines, auch war das Geld im Hause immer so knapp, daß an ein Einkufen des ersehnten Lederbüssens nicht gedacht werden konnte. Nina tat manchmal kleine Botengänge ins nahe Städtchen und bekam dann dafür einige Orangen.

Ach, wie jubelte da das kleinste der Geschwister, wie freute es sich der goldenen Äpfel! Und erst Kirschchen! —

Kirschchen hatte das Resthälchen noch gar nicht gesehen, denn zur vorjährigen Sommerszeit, da war es ja erst einige Monate alt und lag noch blöde und verschlafen im braunen Korbwagen, den Nina hinter sich herzog, wenn sie das Gras an den Seiten der Landstraße für die Ziege abmähte.

Jetzt aber würden die saftigen Früchte dem kleinen Ledermäulchen gar wohl geschmeckt haben. Unschlüssig zerrte Nina an den Falten des viel zu kurzen, verblichenen Wollröckleins, scharrte nach Art der Hühner verlegen mit den bloßen Füßchen im Staube der Landstraße, denn noch immer war es der alten Frau nicht gelungen, den sechzehnjährigen Eigensinn auch nur einige Schritte mit in das süßige Gras des Vorgärtchens hereinzugleiten.

„Nun — also — komm, was sträubst Du Dich so, Täubchen?“

Nina aber hatte erst noch einen verlangenden Blick hinauf zu den lockenden Kirschchen geschandt, dann drehte sie sich hastig um.

„Nein — ich will nicht — laßt mich los.“

Eine jähe Röte war ihr in das schmale, elfenbeinfarbene Gesichtchen geschossen bis unter die Wurzeln des flimmernden, goldfarbenen Haares, das einen so seltsamen, pikanten Kontrast bildete zu den dunklen, vorlangen, schwarzen Wimpern schleierhaft beschatteten Augen.

Leichtfüßig wollte das Mädchen der Alten entkommen, als aus dem Innern des Hauses eine heisere Stimme ertönte.

„Mutter — Mutter.“

Nina hielt im Lauf an.

Ach, das war des armen Ceccos Stimme! Wie müde, wie gebrochen, wie schmerzlich sie klang!

„Nun hast Du es — jetzt hat Dich Cecco gewiß gehört, und er ärgert sich, weil Du nicht kommen magst, ihn zu besuchen.“

Mutter Barbarina trat an das Fenster.

„Was willst Du denn, mein Herzenssohn?“

„Ist Ninetta noch hier?“

„Sie steht an der Gartentür.“

„So gib ihr Kirschchen — ein Körbchen voll — alle, die schon reif sind — so viel sie haben mag. Sie soll sie selbst pflücken.“

Mutter Barbarina nickte.

„Nun, Du hörst es, willst Du Kirschchen haben — so komm in den Garten.“

Nina lehrte zurück.

„Und ich muß gewiß nicht in die Stube?“

Ein heiseres „Nein“ ertönte aus dem Fenster. Mutter Barbarina wollte zornig werden, aber als sie sah, wie das schöne Gesichtchen Ninas sich freudig rötete, wie ihre gewandten Füßchen auf den Baum kletterten, um von dort die ersehnten Früchte erreichen zu können, da kam ihr ein Gedanke.

Sie eilte ins Haus, stürzte an des Sohnes Bett, legte den Arm unter seinen Rücken und hob die federleichte Gestalt des Kranken so hoch, daß er durch das Fenster in den Garten und so Nina sehen konnte.

Das Mädchen bemerkte nichts von den gierigen Blicken, mit denen die flammenden Augen des Leidenden ihre Gestalt ver-

schlangen. Es glaubte sich unbeobachtet und sang beim Kirschchenpflücken ein fröhliches kleines Kinderlied vor sich hin.

Und plötzlich, da mußte ihr ein sehr lustiger Einfall gekommen sein, denn sie lachte laut auf — ein helles, jauchzendes Lachen. Aber nur einen Augenblick lachte sie, dann kam ihr der Gedanke an den armen Cecco wieder. Es tat ihr jetzt leid um ihn! Ja, wenn er noch gewesen wäre wie früher! Da sah sie ihn oft die Maultiere treiben. Eine kräftige, blühende Männergestalt, und hübsch und fröhlich.

Aber jetzt in seiner Krankheit, da sei er nicht mehr zu erkennen, so sagten die Nachbarn. Wie der leidhaftige Tod, berichteten die Schulkinder, die ihn einmal am Fenster sehen und die von seinem Anblicke so erschreckt wurden, daß sie seither lieber einen weiten Umweg machten, als am Hause vorüberzugehen, aus dessen Fenster „der Tod“ blickte.

In der Kirche von Ospitaletto ist ein großes Wandgemälde: der Sensenmann, in seiner mörderischen Arbeit begriffen. Und jedesmal, wenn Nina im sonntäglichen Gottesdienste das grinsende Gerippe die Sichel schwingen und die Lebensblumen schonungslos abmähend sah, da mußte sie voll Entsetzen an Cecco denken, von dem die Kinder behauptet hatten, daß er ihm gleiche.

Ach, wenn Mutter Barbarina eine Ahnung davon hätte, wie widerwillig sie, die kleine lustige Nina, hierhergekommen wäre!

Fast schlagen hatte sie die Mutter müssen! Alles Bitten hatte nichts geholfen.

„Du mußt nach Cecco sehen,“ hatte die Mutter befohlen. „An wen sollten wir uns halten, wenn im Winter Vater keine Arbeit mehr bekommen kann? Du weißt, wie oft wir schon Not litten.“

Mutter Barbarina aber hatte eine offene Hand und einen barmherzigen Sinn, sie half gerne und ausgiebig; an das mußte gedacht werden.

Und deshalb ging Nina, um sich nach dem Kranken zu erkundigen. Zu sehen vermochte sie ihn nicht, das ging über ihre Kräfte.

Jetzt hatte die Kleine genug Kirschchen gepflückt.

Das Schürzchen fest zusammenfassend, stieg sie vom Baune herab.

Dann warf sie einen suchenden Blick nach der Tür.

Wo war Mutter Barbarina?

So ohne Dank wollte sie doch nicht fortgehen. Doch, was war das?

In der Umrahmung des grünverhangenen Fensters war ein Kopf erschienen, wachsbleich, mit eingesunkenen Schläfen und weitgedönueten Sterbeaugen. Dünn und faltenreich spannte sich fahle Haut über die spitzen, edigen Wadenknochen und zog sich an den Mundwinkeln straff zurück, so daß die sämtlichen vollzähligen, langen, gelbweißen Zähne sichtbar waren, was dem knochigen Antlitz einen schrecklichen, grinsenden Ausdruck verlieh.

Ja, das war wirklich der Tod — der Tod!

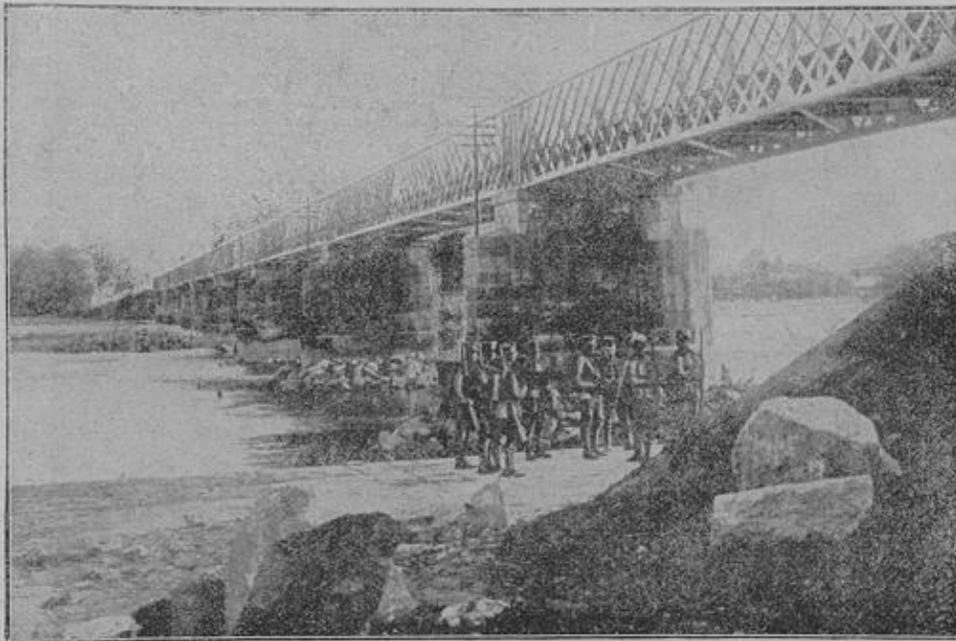
Nina schrie laut auf vor Entsetzen und lief so schnell sie konnte davon. Sogar das Schürzlein war ihren zitternden Händen entglitten, und wie Blutstropfen lagen die purpurnen Früchte über den Weg und im Grafe verstreut.

(Fortsetzung folgt.)

### Sp.üche.

Leben und Gesundheit gehören gewiß zu den höchsten irdischen Gütern und doch gibt es noch höhere: ideale Güter, für welche wir Leben und Gesundheit zu opfern bereit sein müssen.

Selig ist, wer alle Leidenschaften unterdrückt hat und dann mit seiner Tatkraft alle Angelegenheiten des Lebens, unbesorgt um den Erfolg, verrichtet! Laß den Beweggrund in der Tat und nicht im Ausgang sein!



Die Savebrücke zwischen Semlin und Belgrad.



## Sprüche.

Derjenige, der sich mit Einsicht für beschränkt erklärt, ist der Vollkommenheit am nächsten.

Fehlst Du, laß Dich's nicht betrüben,  
Denn der Mangel führt zum Lieben;  
Kannst Dich nicht vom Fehl befreien,  
Wirst Du andern gern verzeihen.

**Anachronismen auf der modernen Bühne.** Wenn man den alten Dichtern die große Zahl der Anachronismen zugute hält und Shakespeare nachsieht, daß er im „Sommernachts Traum“ die Glocken schlagen läßt, und Schiller, daß er in „Wallensteins Lager“ bildlich vom Blitzableiter spricht, so dürfte man doch von unserer größeren Kenntnis in diesen Dingen auch eine Rückwirkung auf die moderne Bühne erwarten. Daß dies nicht der Fall ist, weist Franz W. Feldhaus in einem Aufsatz nach, den er in der von ihm zusammen mit dem Grafen Klinkowstroem herausgegebenen neuen Zeitschrift „Geschichtsblätter für Technik, Industrie und Gewerbe“ veröffentlicht. Den Historiker der Technik berührt es z. B. eigentümlich, wenn er bei einer Aufführung des Weberischen „Freischütz“ mit ansehen muß, wie Max zunächst unter entsetzlichem Zauber- und Höllensput die sieben Freitugeln gießt und dann fertige Patronen in einen Hinterlader mit Kipplauf, also in eine Gewehrkonstruktion des 19. Jahrhunderts, hineinlädt. Wozu mußte er dann erst den Teufel zum Kugelgießen bemühen, wenn er im 17. Jahrhundert schon eine so moderne Munition kennt? Viel schwerwiegenderer Anachronismen noch finden sich in der vieraktigen Tragödie „Das Nürnbergische Ei“ von Walter Harlan, die jüngst mit einem Preise ausgezeichnet wurde und um ihrer kraftvollen künstlerischen Gestaltung willen viel Anerkennung gefunden hat. Der Held des Dramas ist Peter Henlein, der Erfinder der Taschenuhren. Die eiförmigen Taschenuhren, die man nürnbergische Eier nennt, wurden aber erst um 1600 gebräuchlich. Da Martin Behaim im Laufe der Handlung seinen Erdglobus dem Nürnberger Magistrat übergibt, so muß die Zeit der Tragödie ins Jahr 1492 fallen, denn nur von 1490 bis 1494 lebte Behaim in Nürnberg. Henleins Erfindung wird nun aber als etwas ganz Neues zuerst 1511 erwähnt. Er selbst ist erst seit dem 16. November 1509 im Nürnberger Schloß anwesend. Die Zeitangaben lassen sich also in keinem Einklang bringen und ebensowenig die technischen Angaben des Stückes. Bei Harlan liest Henlein in einem Buche von einer großen Brückenwage in Gent, auf der man ganze Fuhrwerke abwiegen kann. Solche Brückenwagen sind aber in recht primitiver Form erst ums Jahr 1789 für

London nachweisbar. Die Anregung zu seiner Erfindung empfängt der Held im Drama durch eine Bemerkung Behaims, der über die Untauglichkeit der Pendeluhrn auf den Schiffen klagt. Bis dahin hat er nach Harlan an einer „Standuhr mit Perpendikel“ gearbeitet. Das Perpendikel ist aber erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts an Uhren angebracht worden, und so ist der das ganze Gedicht durchziehende Gedanke Henleins falsch, die Pendeluhr auf Schiffen durch eine Uhr mit Federzug zu ersetzen. Der Dichter weiß nicht, daß die Uhr mit Federzug schon in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bekannt war, während die Pendeluhr erst ein Vierteljahrtausend später aufkam. Neben diesen die Grundidee berührenden Anachronismen finden sich noch in dem Drama zeitlich falsche Erwähnungen des Bleistifts,

weils nur  $\frac{1}{30}$  der jährlichen Niederschlagsmenge der Erde. Dem totalen Süßwasservorrat der Erde gegenüber ist der atmosphärische Wasserdampf ein verschwindend geringer Faktor.

**Auf Umwegen.** Studiosus: „Sag' mal Tantchen, bist Du abergläubisch?“ — „Aber nicht im geringsten!“ — „Na — dann borgst Du mir gewiß gern mal dreizehn Taler!“

**Abwarten.** „War Ihr Onkel bei klarer Bestimmung, als er seinen letzten Willen niederlegte?“ — „Das kann ich noch nicht bestimmt sagen. Das Testament ist noch nicht eröffnet.“

**Büßer Mann.** Sie: „Denk' Dir, Männchen, soeben lese ich in meinem Kochbuche, daß es dreißig Arten gibt, Kartoffeln zu bereiten!“ — „Also im ganzen einunddreißig Arten.“ — „Einunddreißig? — Wie?" — „Na, die Art, wie Du sie bereitest, kommt doch noch hinzu!“

**Seine Definition.**

Willt: „Papa, was ist eigentlich ein Sklave der Mode?“ — Papa: „Ein Mann, der eine Frau und ein paar erwachsene Töchter hat, mein Sohn.“

**In die Schranken gewiesen.** Baron: „Wo stecken Sie denn, Fritz?“ — „Dreimal habe ich schon nach Ihnen gerufen! Bilden Sie sich nicht etwa ein, im Range meines Dackels zu stehen!“

**Kritik.** Schusterjunge (eine geschenkte Zigarre rauchend): „Kohlen tut sie wie unser Meester, und beißen tut sie wie seine Alte.“

**Die beleidigte Obstlerin.** „... Sie brauchen no' Sprüch' z' macha, Sie san vielleicht net amal vür d' Stadt 'nauskumma in Ihr'm ganz'n Leb'n, und meine Dransch'n kumma bis von Italien, meine Äpfel z' weitest von Tirol, meine Weintraub'n von Süßfrankreich — dös merken S' Gahna, Sie trauriger Mensch!“

**Fataler Trost.** Der kahlköpfige Schulbier (den Gläubiger verträufelnd): „Ja, Sie müssen halt Geduld haben, Meister, ich bezahle einen nach dem andern. In diesem Monat ist zum Beispiel der Barbier an der Reihe... der mich früher frisiert hat!“

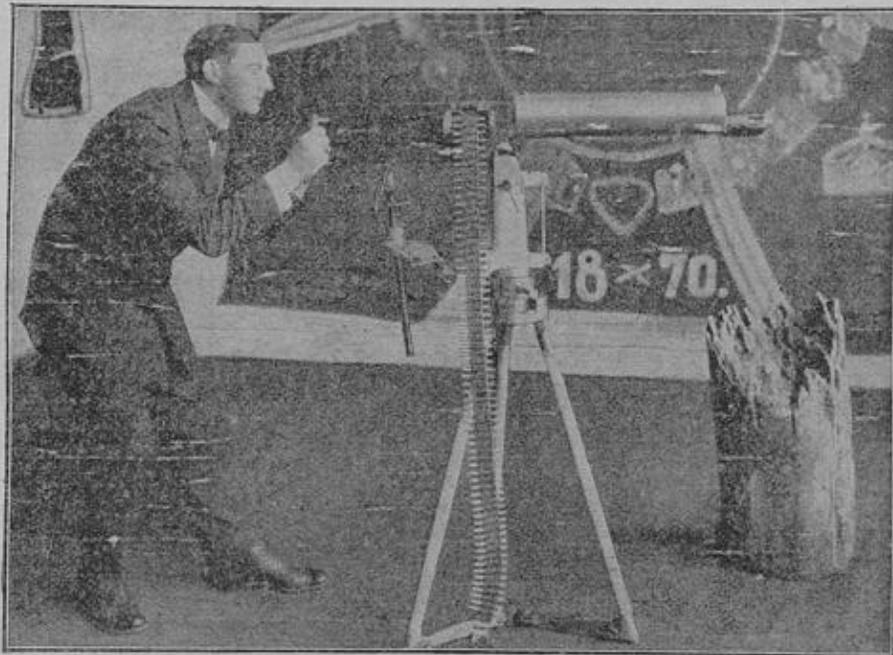
**Im Vereinslokal.** Polizist (zu den Mitgliedern des Gesangsvereins, die bei der Probe ein Fäßchen Bier leeren): „Aber, meine Herren, es ist elf Uhr, hören Sie denn heute gar nicht auf zu singen?“ — „Gewiß, Herr Wachtmeister, sobald wir dieses Fäßchen... leergefungen haben!“

## Rätsel.

Es ist ein pudelnährisch Ding; denn wißt, Es bricht doch nicht, wenn man es auch zerbricht, Und wer auch noch so sehr darauf gefallen ist, Er selber merkt es sicher nicht.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Mündel.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredeneß (Müßr.). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Müßr.).



Ein Maschinengewehr, das 600 Schuß in der Minute abfeuert.

Rechts steht ein Baumkamm von  $\frac{1}{4}$  Meter Umfang, den das Maschinengewehr mit 200 Schuß in 20 Sekunden durchschneiden hat.

des schmiedbaren Messings, von Hosentaschen und Uhrmacherlupen.

**Die Wasserhülle der Erde.** Auf 1330 Millionen Kubikmeter schätzte der deutsche Ozeanograph Krümmel den Wassergehalt der Ozeane. Der mit einer die Seen der ganzen Erde umfassenden statistischen Arbeit beschäftigte Zenerfer Geograph Halbfah schätzt den Inhalt der Seen auf höchstens 250 000 Kubikmeter, den der Sümpfe auf 60 000 und den der Flüsse auf 100 000 Kubikmeter. Während das stehende und fließende Süßwasser also bestenfalls eine halbe Million Kubikmeter erreichen würde, erreicht das Wasser in festem Zustand einen sieben- bis achtmal so hohen Betrag, wenn Professor Meinardus in Münster die durchschnittliche Eisdecke über dem antarktischen Kontinent mit 250 Meter nicht erheblich zu hoch angenommen hat. Schmelze auch alles vorhandene Eis, so bedeutete der Zufluß von  $3\frac{1}{2}$  bis 4 Millionen Kubikmeter im Verhältnis zum Inhalt der Ozeane keine Katastrophe für die Bewohner der Erde. Auch der Regen ist nicht unerträglich. Nach Meinardus hält die Atmosphäre je-

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 35

Sonntag, den 30. August

1914

## Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Christian, haben Sie denn nicht gehört, daß ich Sie dreimal rief?“ fragte Ella den allzeit mürrischen Diener, als Schiffmann gegangen war und jener sich im Garten, wo sie sich allein befand, blicken ließ. —

fähig. Darum hielt ich es für meine Schuldigkeit, in der Näh: zu sein.“ —

„Das scheint mir eine recht gesuchte Ausrede, Christian.“

„Aber es ist so, gnädiges Fräulein. Der Mensch wollte bestimmt nichts Gutes vom Herrn Kommerzienrat. Das sah ich ihm gleich an seiner Spitzbubenvifage an. Und ich hörte auch, daß er sich drinnen eine ganz unverschämte Beleidigung erlaubte. Er rief sehr laut: „Der Wegelagerer waren Sie, mein Herr!“



Der Gottesdienst am Bismarck Denkmal in Berlin.

„Nein, gnädiges Fräulein,“ antwortete er kurz und unfreundlich.

„Was sollte ich?“

„Nun habe ich es mir schon allein besorgt. Wo stecken Sie denn wieder? Haben wohl an der Tür gelauscht, wie Sie das so gern zu tun pflegen?“

Ganz rot vor Arger war des sonst so gutmütigen und nachsichtigen Fräuleins Gesicht bei diesen Worten geworden. —

„Ich habe allerdings an der Tür vom Zimmer des gnädigen Herrn gestanden, da ich nicht wußte, was der angetrunzene Gastwirt von ihm wollte. Der Kerl ist nämlich zu allen Schandtaten

„Wegelagerer?“ fragte Ella im Ausdruck größten Staunens. „Und das ließ Papa sich gefallen?“

Christian zuckte mit merkwürdig dummpfiffigem Gesichtsausdruck die Schultern und ging hinein in das Haus.

„Wegelagerer?“ wiederholte sie noch einmal. Was soll denn das? — Natürlich verstand der Lauscher an der Tür etwas ganz Verlehrtes. Aber was mochte dieser unheimliche Mensch denn nur gewollt haben? Der Papa ließe sich ganz bestimmt von niemandem beleidigen.

Erst als man den Tee einnehmen wollte, erschien Stralau wieder auf der Veranda, wo der Tisch gedeckt war. Wie aus einem

Munde fragten Gattin und Tochter nach dem Begehr Schiffmanns.

„Bettelei, nichts weiter,“ warf er nervös hin. „Der Mensch leidet am Delirium oder am Größenwahnsinn, wie man will. Er möchte, da es mit der Wirtschaft drunten nun nicht mehr recht geht, wieder bei mir angestellt werden. Er war doch früher Monteur in der Fabrik. Will sich mir sehr nützlich erweisen.“

„Das dachte ich mir,“ sagte Frau Amalie. „Ja, ja, man sieht den Schmugglern jetzt scharf auf die Finger, darum fühlt er sich nicht mehr wohl in seinem Schlupfwinkel. Was sagtest Du ihm denn?“

„Ich redete ihm gut zu, wie man es eben mit solchen Menschen macht. Er war ja in seinem Fache sehr tüchtig. Vielleicht findet er irgendwo eine gute Anstellung. Ich nehme ihn natürlich nicht wieder an, trotzdem er mir sein Glend vom Himmel zu Erden klagte. — Aber war denn Albalbert heute noch nicht da?“

„Nein,“ erwiderte Ella kurz. „Er kommt ja überhaupt nicht mehr so regelmäßig wie früher. Gewiß hat er viel zu tun, das versichert er ja immer.“

„hm, merkwürdig,“ meinte Stralau und stürzte durstig sein Glas Rotwein, das er statt Tee heute zu trinken beliebte, hinunter. Dann sprach er, um nicht weiter nach Schiffmann befragt zu werden, von ganz fern liegenden Dingen.

Die Stare schwächten und piffen und musizierten in mannigfaltigsten Tönen im knospentreibenden Birnbaum, süßer Duft wehte von den weißblühenden Piersträuchern herüber, und ein wundervoller Abend senkte sich lind hernieder. Des Mondes milde Silberlicht flutete in sanften Wellen durch die im jungen Grün prangenden Kronen der Eichen, spiegelte sich in zitternden Ringen wie ein magischer Schein im blinkenden Tischgeschirr und ließ des Hausherrn Antlitz in geisterhafter Blässe erscheinen.

„Ich möchte früh zur Ruhe gehen,“ sagte dieser, sich plötzlich erhebend. „Fühle mich so müde. Das macht die Frühlingsluft.“

Und nun war er allein in seinem Schlafzimmer. Ganz dicht zog er die Vorhänge zu, damit auch nicht der schwächste Strahl vom Mondlichte hereindränge. Dann wanderte er im rosigen Scheine der Ampel Stunde um Stunde auf dem weichen Teppich hin und her und konnte nur das eine denken: Verloren — verloren! — Da klopfte es ans Fenster! Er fuhr zusammen. Wieder! — — Ach, es waren ja nur die Zweige

der alten Platane, die leise gegen die Scheiben tippten im sanften Nachthauch. Jedes Geräusch erschreckte ihn. Sein Leben war ihm zur unerträglichen Last geworden.

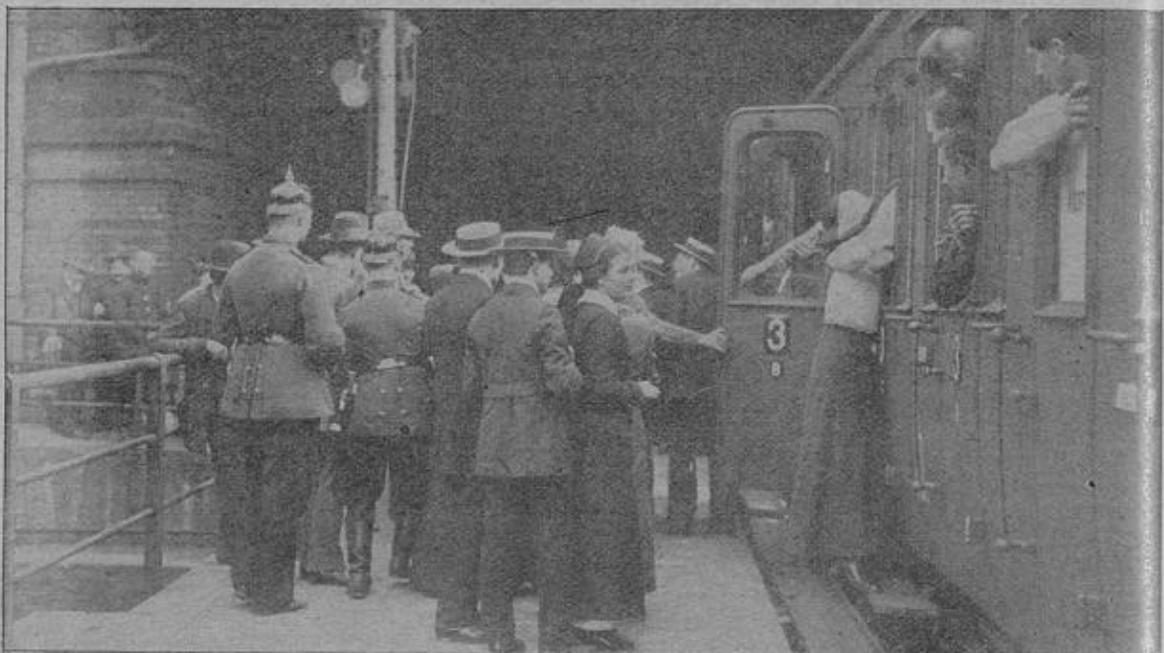
„O, könntest du die Schuld von dir schütteln! Dürftest du tief, tief in einem reinen Quell die arme Welt wiedererschauen!“ So seufzte er vor sich hin, und es blieb doch alles wie es war. —

## 6. Kapitel.

Fröhliche, barsüßige Kinder mit Kränzen von goldigen Butterblumen und zart rosigen Tausendschönchen im blonden Haar zogen mit lustigem Sang hinaus in die lachende, sonnige Frühlingswelt. Blüten Schnee lag auf Bäumen und Büschen, die Erde strahlte im lieblichsten Festtagsgöwand, und wie ein einziger endloser Afford der Freude klang es wunderbar über Höhen und Täler, durch Wald und Feld, durch jede Menschenbrust. Pfingsten stand vor der Tür, Pfingsten das liebliche Fest. In drei Tagen hatte ja die Hochzeit sein sollen in der idyllischen Villa Amalie. Aber nun mußte der Bräutigam heute plötzlich verreisen. Sein Vater war, wie er angab, sehr schwer erkrankt. Man mußte die Vermählungsfeier also aufschieben. Und merkwürdig: die Braut empfand das ganz und gar nicht schmerzlich, sondern atmete sogar, als sie jetzt allein hier draußen im Zauber der Blütenpracht stand, erleichtert auf und sagte leise vor sich hin: „Nun darfst du Pfingsten noch einmal frei und ohne Ketten feiern.“ Niemand hörte das, niemand sah sie unter den duffenden Syringen. Sie war ganz allein: die Eltern hatten in der Stadt zu tun, und der brummige Christian sowie das übrige Gesinde arbeiteten im Gemüsegarten auf der andern Seite der Villa. Wie schön dieses ruhige Alleinsein nach

all der Aufregung, die ihr die letzten Tage gebracht durch die Vorbereitungen zur Hochzeit. Da durfte sie einmal wieder ungestört träumen, ihre Gedanken in weite Fernen schweifen lassen, zurück in vergangene Zeiten der seligen Kindheit. Wie oft, wie oft hatte Werner mit ihr Pfingsten gefeiert und die köstliche Maienzeit genossen! Er liebte die Natur ja sehr. Und nun gehörte er nicht mehr in dieses Haus, das ihm in frühester Knabenzeit zur Heimatstätte geworden. Nun irrte er in der Fremde heimatlos umher. Ob er nicht doch wohl manchmal Sehnsucht verspürte? Sie mußte unwillkürlich einen tiefen Seufzer ausstoßen, und wie ein grauer Schleier legte es sich über ihre eben noch so frühlingstfroh strahlenden Augen. Ach, vergessen hatte ihr Herz ihn ja noch immer nicht, und sein Bild würde vielleicht ewig zwischen ihr und ihrem Gatten stehen, mochte sie dagegen auch noch so mutig ankämpfen. Nun klickte leise die Pforte, und der kleine Seidenspiß mit dem blauen Halsband, der drüben auf dem Rasen hinter einer bunt schillernden Libelle jagte, schlug lebhaft an. Kam da doch ein Störenfried? Unmutig erhob sie sich von der kleinen Steinbank unter dem Fliedergebüsch, um zu sehen, wer dort sei. Ein Bettler war es, ein armer Wicht in Lumpen, dessen dürre, lange, tiefgebeugte Gestalt sich mühsam an einer Krücke vorwärts schleppte. Ja, der Mann mußte kümmerlich daran sein. Der bettete sicher nicht aus Arbeits-scheu. Sie rief den Hund zurück und eilte, ein Almosen für den Krüppel zu holen. Er grüßte sie ehrerbietig und sagte mit matter Stimme:

„Verzeihen Sie, daß ich Sie belästige, mein gnädiges Fräulein. Aber die Not ist groß.“



Abschied auf dem Bahnhof.

Wie sah sein Gesicht mit den trüben Triefaugen, den tiefen Runzeln und Falten und der blauen, großen Nase häßlich aus! — Gewiß war er nicht ohne eigenes Verschulden in seine Not geraten. Doch Ella mitleidige Seele forschte nicht danach. Sie wollte ihm gern helfen, wie ja Helfen und Notlindern von jeher ihre Lust gewesen war.

„Wohnen Sie in der Stadt?“ fragte sie, als sie ihm nun gegenüber stand, und dabei sprach innige, wohlthuende Teilnahme aus ihren sanften, dunkelbraunen Augen.

„Nein, mein gnädiges Fräulein, ich habe keine Wohnung mehr. Aber früher wohnte ich in der Hafengasse, als ich noch in Ihres Herrn Vaters Fabrik arbeiten konnte und noch meine gesunden Glieder hatte. Im verflorenen Jahre stürzte ich von einer Leiter und brach mir zwei Rippen und das rechte Bein. Ich kam in Schmutz und Schande beinahe um. Und nun muß ich Betteln gehen.“

„Wie heißen Sie denn?“

„Egon Gruse.“

Sie wurde nachdenklich: Gruse — Gruse? — Hafengasse? — Maria Gruse — Hafengasse 13. So stand doch auf dem Briefumschlage damals. Sollte dieser Mann etwa der Vater jenes Mädchens sein?

„Haben Sie nicht eine Tochter, die Maria heißt?“ fragte Ella mit gepreßter Stimme weiter.

„Jawohl, die habe ich. Man nannte sie die „Goldmarie“, und ihr Ruf war nicht gerade gut. Aber nun hat sie mich längst im Stiche gelassen, wie meine übrigen Kinder ebenfalls.“

„Und wo — wo ist sie?“

„Sie ist verheiratet mit einem Budiker und lebt in sehr unglücklicher Ehe mit ihm.“

„So kennen Sie gewiß auch Herrn Werner Falke, der vor einem Jahre noch Volontär in der Maschinenfabrik war?“

„Und ob ich ihn kenne!“ kam es begeistert über des Bettlers bläuliche Lippen.

„Der edelste, beste Mensch, den ich jemals kennen gelernt habe! O Gott, wäre er noch jetzt hier, dann — stände es besser um mich. Er hat mich damals, als ich in meinem Schmutz hilflos und verlassen lag, besucht und getröstet. Er hat meiner Tochter zwanzig Mark geschenkt für mich. Aber die hat das Geld für Putz und Tand ausgegeben und mir nur wenige Groschen davon gegönnt. Und nachher, als er schon fort war, wurde mir von einer „Herberge zur Heimat“ auf seine Veranlassung immer noch Suppe geschickt. O, dem jungen Herrn möchte ich die Hände küssen vor Dankbarkeit! Aber ich weiß, wie es gekommen ist, daß er sich mit dem Herrn Kommerzienrat entzweit hat und nun ganz mit Ihrer Familie auseinander ist: Neuth, dieser Teufel in Menschengestalt, trug die Schuld daran. Ich habe ihn gewarnt vor dem Mann, denn ich wußte, wie falsch und treulos er war, daß er seinem Herrn betrog und mit dem Wirte vom Mühltalunter einer Decke spielte. Nun, er hat ja seinen Lohn.“

„Und wissen Sie auch, daß man Herrn Falke ins Gerde mit Ihrer Tochter brachte?“

„Ich weiß auch das, gnädiges Fräulein, ich weiß, daß meine Maria selber die Schuld daran trug. Ach, sie ist eine verlogene Perion. Auch nicht ein Sterbenswörtlein ist wahr daran. Ja, vielleicht hat Maria gedacht, er wäre wie so viele andere. Mit Bettelstücken hat sie ihn genug belästigt, sogar schriftlich noch, als er schon in Freiental war. Und als er ihr dann sehr bestimmt zurück-

gelte längst für tot und zeige mich keinem von ihnen mehr. Als Maschinist auf einem Hamburger Lloydampfer wurde ich in meiner Schuldennot, in die mich Trunk und Spiel getrieben, zum Diebe. Und seitdem ging es von Stufe zu Stufe bergab mit mir. Aber ich will Sie mit meiner traurigen Lebensgeschichte nicht langweilen.“

„Grüße, Sie sollen mir das alles ausführlich erzählen. Doch nicht heute — ein andermal,“ erwiderte Ella. „Für heute bin ich zu sehr bewegt von dem, was Sie mir über Herrn Falke sagten. Es ist Ihnen ja bekannt, daß er zu unserer Familie gehörte und mir nahe wie ein Bruder stand. Ich werde für Sie sorgen, wie er es getan haben würde. Möge Gott ihn segnen in der Ferne für das, was er Ihnen tat! Ach, wie mag er unter dem Unrechte gelitten haben!“

Die Tränen strömten ihr aus den Augen, während sie sich nun abwandte, um sich ins Haus zu begeben, und ein gar eigenes Gefühl von Seligkeit und Leid zugleich durchbebte ihre Seele. Werner unschuldig, lauter und rein ihr Werner. Kein Wort wahr von dem elenden Geschwäze der Leute. Und dennoch mußte er von ihr gerissen werden. Ach, wenn er ihr doch nur ein einziges Mal geschrieben hätte die ganze lange Zeit! Dann wäre ja vielleicht alles schon vorher klar geworden. Aber warum schwieg er so hartnäckig, warum beantwortete er ihren Brief nicht? Das waren wieder dieselben quälenden Fragen, die sie so oft, so oft schon gemartert hatten.

Ein blankes Goldstück hielt Gruse jetzt in seiner Hand, und noch einmal gab Ella ihm die Versicherung, weiter für ihn sorgen zu wollen. Mit Tränen der Dankbarkeit schied er und pries den Himmel, daß er dieses Engelsbild in Menschengestalt hatte treffen dürfen.



Reservisten auf dem Marsche zum Bahnhofe.

schrieb, daß er wisse, wozu sie das ihr gegebene Geld verwende und ihr darum nichts schicken werde, da haßte sie ihn tödlich und verbreitete über ihn den gemeinsten Klatsch, der ja auch zu des Herrn Kommerzienrats Ohren gelangt sein soll.“

„Gruse,“ sprach Ella mit fliegendem Atem und brennenden Augen, „Gruse, ist das wahr?“

„Bei Gott, es ist wahr, mein gnädiges Fräulein!“

„Haben Sie den Brief selber gelesen?“

„Ich habe ihn gelesen und habe ihn mir sogar aufgehoben, um ein Andenken an den edlen Menschen zu haben. Wenn Sie noch zweifeln, so will ich ihn Ihnen gern zeigen.“

„Und ist der Umschlag zu dem Brief auch noch in Ihrem Besitz?“

„Der Umschlag? — Nein. Aber das ist doch auch höchst unwesentlich.“

„Ja, höchst unwesentlich, Gruse. Ich frage nur so. Ich bin Ihnen sehr dankbar für diese Auskunft und glaube Ihnen gern jedes Wort. Aber sehen Sie sich hier auf diese Bank. Das Stehen wird Ihnen schwer. Ich hole Ihnen ein Glas Wein.“

„Das ist sehr gütig, mein gnädiges Fräulein. Doch ich trinke seit fünf Monaten keinerlei alkoholische Getränke mehr. Daß ich ein Bettler und im Leben so tief, so sehr tief gesunken bin, verdanke ich nämlich meinem treuen Freunde, dem Alkohol, dem ich seit meiner Jugend vertraut habe. Erst war's der Wein, dann Bier und Branntwein. Ja, Sie schauen mich verständnislos an, gnädiges Fräulein. Aber es ist wahr: der Mann der jetzt in Lumpen vor Ihnen sitzt, war einstmal ein eleganter Herr. Ich habe eine gute Schule besucht, mein Vater war Arzt in Königsberg in Ostpreußen, ein ehrenwerter Mann, den viele gegnnet haben. Sechs Brüder von mir sind wohlhabende Leute, Ärzte, Kaufleute. Ich

Ella aber kam, als sie nun wieder allein unter den blühenden Syringen saß, nicht mehr los von dem Gedanken an Werner. Wie sehr sie ihn noch heute liebte und was er ihr bis zum letzten Hauche sein würde, wo sie ihn nun frei von Schuld wußte, das fühlte sie zu dieser Stunde nur zu deutlich. Es schien, als sei ihres Bräutigams Bild auf einmal völlig verblaßt in ihrem Herzen. Werner, nur Werner allein lebte darin. Ach, nun wollte und mußte sie etwas über seinen Verbleib erfahren. Es mußte ja Mittel und Wege geben, seinen Aufenthalt zu erkunden, selbst wenn er im Auslande weilte. Aber — lebt er denn überhaupt noch? Die Frage drängte sich auf einmal mitten in ihre Pläne, und ihr Herz ward so tränen schwer, trotz des lachenden Frühlingstages, daß sie ihr Weh hätte laut hinaus schreien mögen über die blühenden, grünenden Fluren.

Nun waren die Eltern zurückgekehrt. Der Papa begab sich sofort in sein Zimmer, die Mama aber blieb bei ihr im Garten, sah ihre rotgeweinten Augen und wußte bald, was ihr Herz bewegte, was sie von dem Bettler erfahren. Von neuem brachen die Tränen aus ihren Augen, und in leidenschaftlichem Tone rief sie mit bebender Stimme aus:

„Ihr habt versucht, Werner mit Gewalt aus meinem Herzen zu reißen! Du hast mir den Briefumschlag gezeigt, Mama, und Du warst so fest von seiner Schuld überzeugt. Warum erkundigst Ihr Euch denn nicht gleich genau? Ach, Mama, Ihr habt ihm schweres, schweres Unrecht getan, habt nicht wie treue Eltern an ihm gehandelt! Warum nahmt Ihr ihn denn erst in Euer Haus, wenn Ihr ihn später grundlos von Euch stoßen wolltet? Nun habt Ihr Euren Willen: Ich bin Adalberts Braut, Pfingsten hätte die Hochzeit sein sollen. Aber ob uns das Glück bringen wird — ich

weiß es nicht. Ich bin ganz und gar irre geworden an allen Menschen. Ich traue auch meinem Bräutigam nicht mehr."

So ganz außer sich hatte Frau Amalie ihre Tochter noch niemals vorher gesehen. Und sie vermochte die Erregte nicht zu beruhigen, denn ihr mütterliches Herz war erschüttert, sie fühlte eine schwere Schuld darauf gewälzt und hätte am liebsten selber laut weinen mögen, während ihr Mund dürre Trostes- und Entschuldigungsworte stammelte. Man könne ja so einem verwahrlosten Menschen auch nicht gleich aufs Wort glauben, fügte sie hinzu. Aber sie würde für eine genaue Untersuchung Sorge tragen und den Papa zu Nachforschungen über Werners Verbleib bestimmen. Das war wenigstens ein Trost für Ella. Doch wenn es auch glücken sollte, den Verstorbenen noch einmal in ihr Elternhaus zurückzurufen, sie war ja doch des andern Braut und durfte ihm nicht angehören. Adalbert gehörte ihr Wort. In wenigen Wochen würde sie dieses Mannes Gattin sein, trotzdem sie ihm nicht volles Vertrauen schenkte und keine wahre Liebe für ihn empfand.

Heute machte die Mama keinen Versuch mehr, ihre Tochter davon zu überzeugen, daß Adalbert der ritterlichste, edelstehendste, vornehmste Mensch von der Welt sei. Hatte sie ja doch erst eben in der Stadt von guten Freundinnen ein Gerücht vernommen, daß ihr viel zu denken gab: der Assessor sollte Schulden haben,

große Schulden und ein leidenschaftlicher Spieler sein. Das Gerüchte könnte ja auf elenden Klatsch zurückzuführen sein. Doch immerhin beunruhigte es sie nicht wenig.

Es war, als sei eine trennende Kluft zwischen Mutter und Tochter getreten auf einmal. Eines Gutenachtgruß klang frostig, und der Kuß, den sie der Mama auf die Lippen drückte, schien dieser lange nicht so innig wie früher. Ach, wo waren die guten Geister dieses Hauses denn geblieben? So vieles, so sehr vieles hatte sich in einem Jahre geändert. Man verstand sich nicht mehr, beinahe schien es, als läge ein düsteres Geheimnis über der Villa Amalie.

Soviel hatte Ella wenigstens erreicht, daß die Mama für Gruses Aufnahme in ein Armenasyl stimmte und sich bereit erklärte, den Mann zu unterstützen, wenn etwa dort zurzeit kein Platz frei sein sollte. Das teilte sie ihm mit, als er sich tags darauf wieder einfand, um ihr den arg verschmutzten Brief von Werners Hand zu zeigen. Auch die Frau Kommerzienrat hatte mit ihm eine lange Unterredung und zweifelte nachher nicht mehr daran, daß er die volle Wahrheit sagte. Es sollten bessere Tage beginnen für den reumütigen Sünder. Freilich durfte er sich der Wohltaten nicht lange erfreuen, denn schon nach Jahresfrist raffte der Tod ihn dahin.

(Fortsetzung folgt.)



Die Volksmenge bringt dem Kronprinzenpaar (x) in Berlin begeisterte Huldigungen dar.

## Der Rhein bleibt deutsch!

Der Rhein bleibt deutsch! Wollt ihn französisch haben?  
So kommt doch her und packt die Waffen an!  
Solange hier noch deutsche Heldeknaben  
Sich seiner freuen, rührt Ihr ihn nicht an!!  
Du deutscher Rhein, so stolz und gut,  
Wir schirmen Dich mit unserm Blut.

Der Rhein ist deutsch! Fragt seine Söhne alle!  
Sie künden's Euch mit frohem, stolzem Blick.  
Sie sind bereit, mit ihrem Leibeswalle  
Zu schützen ihn vor Feindes Bier und Tüdel!  
Du schöner Rhein, so lieb und gut,  
Wir schirmen Dich mit unserm Blut!

Der Rhein war deutsch! Schon Roma hat's erfahren;  
Als es nach ihm hat ausgestreckt die Hand,  
Hat Hermann es mit seinen Heldehscharen  
Dort blutig hingestrecktet in den Sand.  
Du stolzer Rhein, so frei und gut,  
Wir schirmen Dich mit unserm Blut!

Du Rhein bleibst deutsch! Wir schwören's heut' auf's neue,  
Bei Deinem Wein in seiner Feuerlut,  
Zu lieben Dich in alter Kraft und Treue,  
Zu schirmen Dich mit unserm Herzensblut!  
O, lieber Rhein, o, deutscher Rhein,  
Für Dich setz' ich mein Leben ein!

Frisz Tbeissen.

## Worte des alten Fritz.

„Den Neid ganz Europas haben wir auf uns gezogen und alle unsere Nachbarn rühmig gemacht. Wenn aber die Ehre des Staates Euch zwingt, zum Degen zu greifen, dann falle er auf Eure Feinde als der Blitz und der Donner in einem.“  
(Politisches Testament des alten Fritz.)

„Seit der Liga von Cambrai sah man keine Verschwörung gleich der dieses infamen Dreibundes gegen mich; es ist ruchlos, es ist ein Schandfleck der Menschheit. Sah man je, daß drei Staatsoberhäupter sich zusammentaten, um ein viertes, das ihnen nichts zufügte, zu vernichten? Ich hatte keine Handel mit Frankreich, keine mit Rußland. Wenn in der bürgerlichen Gesellschaft drei Leute ihren Nachbarn überfallen, werden sie mit Richterspruch gerädert. Wie! Fürsten, die in ihren Reichen diese Gesetze achten, geben ihren Völkern ein so schändes Beispiel? O Zeiten! O Sitten! Wahrlich, besser wäre es, inmitten von Tigern und Leoparden zu leben, als in einem Zeitalter, das sich gesittet, inmitten von Heuchlern, Räubern und Treubrechern . . . Schwer ist die Arznei, allein große Abel heilschen harte Kuren.“  
(An seine Schwester Wilhelmine.)

„Nur Magemut führt zu großen Dingen. Mit dem Trost und dem festen Willen, allen Mauthschellen zu geben, die sich in den Weg stellen, kann man Hölle und Teufel trogen, ruhig die Zeitung lesen, den Aufschneidereien der Feinde lauschen und gewiß sein, daß man mit Ehren bestehen wird.“  
(An den Prinzen von Preußen.)

„Dieses Jahr wird man sehen, was Preußen ist und wie wir durch unsere Kraft und unsere Mannzucht mit dem Ungestüm der Franzosen, der Wildheit der Russen und der Überzahl aller derer fertig werden, die uns entgegentreten.“  
(An Wilhelmine.)

„Es wird das Jahr stark und scharf hergehen, aber man muß die Ehren steif halten, und jeder, der Ehre und Liebe vor das Vaterland hat, muß alles dransetzen; eine gute Gutsche, so wird alles klar werden.“  
(Zu Winterfeldt.)

„Fürchtet nichts für uns! Auf eine harte Probe stellen mich meine Gegner, aber meine Kraft ist ihrem bösen Willen gewachsen.“  
(An Amalie.)



Die Oesterreicher vor Belgrad.

„Wird man einen Wanderer anklagen, gegen den drei Straßenräuber sich mit ihren Helfershelfern verschworen haben, und der im Winkel eines Forstes, durch den seine Geschäfte ihn führten, hinterücks überfallen wird? Wird alle Welt nicht lieber aufstehen und die Verbrecher gefangen nehmen? Arme Sterbliche, die wir sind! Die Welt bewertet unser Tun nicht nach unseren Gründen, sondern nach dem Erfolge. Was bleibt uns also? Wir müssen erfolgreich sein!“  
(„Apologie meines politischen Verhaltens.“)

„In diesen harten Zeiten heißt es, sich mit Eingeweiden von Eisen wappnen und mit einem Herzen von Stahl, um alles Gefühl zu vergessen. Die armen Schüler des Epiturs können jetzt nicht einen einzigen Satz ihrer Weisheit an den Mann bringen. Mein Lieber, Philosophie mag gut sein, um vergangenes oder kommendes Leid zu besänftigen; aber die jetzigen Leiden besiegen sie.“

„Wie, Herr, was lesen Sie in meinem Gesicht? Sieht meine Nase aus, als wäre sie gemacht, Nasenstüber zu empfangen? Bei Gott, ich werde sie nicht hinnehmen.“  
(Zum englischen Gesandten Mitchell.)

## Die Braut des Todes.

Novelle von G. Lengauer.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Es ist eine schwüle Sommer-Negennacht!  
Im Garten tropfte es von den Bäumen, ein einförmiger, rieselnder, fiedernder Laut; einlullend und zugleich erregend. Sehnsucht lag in der feuchtwarmen Luft, sehnsüchtig klopfen die dicken, fleischigen Knospen der Rosen, vom Atem der Nacht bewegt, gegen das Gelände des Spalters vor dem Fenster, und das zitternde, feine Blattgeäst der Schlingpflanzen streifte herein, getragen vom leichten Windhauche.

Cecco lag wach auf seinem Lager und sog gierig die reine Luft ein, die aus dem Garten hereinstrich. Sie tat seinen Lungen so wohl, sie erquickte und stärkte ihn.

Im Bette nebenan schlief Mutter Barbarina den tiefen, traumlosen Schlaf des Alters und der Ermüdung. Cecco hörte ihre gesunden, gleichmäßigen Atemzüge. Ach, er hätte sie so gerne geweckt und mit ihr geplaudert, von allem dem, was sein Herz seit dem Tag erfüllt, an dem er die holde, kleine Nina beim Kirchenpfänden geschaut hatte.

Das herrliche Bild stand noch immer vor seiner Seele! Wie traurig, so krank, so allein zu sein, wenn man jung und lebens-

durstig ist! Wie schwer ist es, alle Liebe, alle Sehnsucht unterdrücken zu müssen!

Alle seine gleichalterigen Freunde und Kameraden hatten bereits ihr Schäschen. Einige waren schon verheiratet und besaßen liebe, kleine Kinderchen. Nur er allein war krank, einsam, zu aller Untätigkeit verdammt . . .

Und der Reid und der Unwillen über die eigene Hilflosigkeit traf die gepeinigten Nerven des einsamen Kranken wie ein körperlicher Schmerz. Er knirschte mit den Zähnen und schrie laut auf. Mutter Barbarina regte sich und hob den Kopf. „Was wünschst Du, mein Herzenssöhnchen?“

Cecco lachte unheimlich gellend.

„Was ich wünsche, Mutter? Du weißt es längst! Gesund sein will ich, jung, kraftvoll, wie andere auch.“

Mutter Barbarina erschrak.

„Das steht doch bei der Madonna . . . mein Herzenskind, wir können nichts machen.“ . . .

Cecco lachte abermals vor Wildheit auf.

„Bei der Madonna meinst Du, nein . . . ich sage Dir, es steht bei Ninetta . . . bei ihr allein. Sie kann mich gesund machen.“

Mutter Barbarina bekreuzte sich entsetzt.

„Die süße Madonna vergebe Dir Deine Frevelworte“ . . .

Cecco aber achtete nicht auf sie, nicht auf ihre Worte.

Wie im Traume flüsterte er: „Ach, es wäre so schön, wieder gesund zu werden, wieder ein ganzer Mensch zu sein, wieder rauschen zu hören den gewaltigen Strom des Lebens.“

Und wie verzückt starrte er zur niederen, geweihten Decke empor, als sähe er dort eine Erscheinung. „Komme . . . komme zu mir, meine Nina! Ich will nicht sterben . . . nicht entsagen . . . nicht hoffnungslos verschmachten. Mein Weib sollst Du werden und glücklich wollen wir sein“ . . .

Und er breitete die mageren Arme in die leere Luft aus. Es war ihm in diesem Augenblick, als erwache er aus dumpfer Betäubung zum vollen Leben, als schüttle er einen Bann ab, der ihn lange bedrückt; er fühlte seine Liebe und Sehnsucht wie eine gewaltige Macht, und er glaubte, diese Macht müsse ihm Gesundheit und kraftvolle Jugend wiedergeben können.

Mutter Barbarina war längst aus dem Bette gesprungen, hatte eilig die Kleider angezogen, Licht gemacht und versuchte jetzt, in kaltes Wasser getauchte Tücher um Ceccos Kopf zu wickeln, denn sie dachte nicht anders, als das Fieber habe mit neuer Gewalt eingesetzt. Seine Reden hielt sie für wirre Phantasie, seine erwachende Leidenschaft war ihr unverständlich. Mit kaltem Wasser glaubte sie die Lebensnot ihres Kindes, die zu ihr schrie, zu besänftigen und zu heilen.

„Cecco, mein Liebling, das Fieber ist zurückgetehrt, Du siehst Gespenster.“

„Nein, nein, Mutter . . . keine Gespenster, was ich erblicke, ist Schönheit, Leben und Jugend . . . es ist Ninetta.“

Der Kranke befand sich wie in einem wilden Rausche, der seine Wangen rötete und seine erloschenen Augen wieder glänzend machte.

Mutter Barbarina strich lieblos mit den alten zitternden Fingern über das spärliche Haar, das schweißbenetzt tief in die Stirne hinein hing.

„Beruhige Dich doch, mein Kindchen, was ist es mit Nina? Was willst Du von Nina?“

Cecco haschte nach den Händen der alten Frau. „Ach, Mutter . . . mein liebes kleines Mütterchen. Erzähle mir von Nina. Ich habe ein unendliches Verlangen, daß sie mir gut sei, daß sie immer bei mir bleibe. Es töret mich, sie nicht um mich zu sehen und wenn Du mich gesund haben willst, so hole Nina, sie wird mich gesund machen“ . . .

Und mit unendlich weicher, halberbischer Stimme versuchte Cecco jetzt ein altes Mädchenlied von der Liebe zu singen, in dem es heißt:

„Piu forte . . . piu forte

Che la morto, che la morto“ . . .

„Ja, Mutter, stärker als der Tod ist die Liebe.“ Und plötzlich verhüllte Cecco sein Gesicht mit den Händen und weinte bitterlich.

Das war zu viel für Mutter Barbarina! Sie raufte sich, ebenfalls weinend, die wirren Haare. Was hatte sie da angestellt! . . .

O, warum mußte sie ihm dieses Mädchen zeigen? Sie glaubte ihm eine Freude zu machen, und nun verzehrte sich der Totkranke in heißer Liebe zu ihr. Sie fühlte ein unsägliches Mitleid mit dem Sohne.

Was mußte jetzt geschehen, wie das Mädchen herbeischaffen? Mutter Barbarina war eine kluge Frau. Sie kannte das Leben und die Menschen, sie wußte auch die Macht des Geldes zu schätzen.

Ninettas Eltern waren arm. So schön das Mädchen auch war, einen Freier würde sie ohne Mitgift doch kaum finden.

Fast noch ein Kind, konnte es nicht so schwer sein, sie zu überreden, ins Haus zu kommen. Gab sie dem armen Cecco die Gesundheit wieder, wie dieser sicher glaubte, so sollte ihr die Kleine sogar als Schwiegertochter willkommen sein . . .

Der Tag begann schon zu grauen, als Mutter Barbarina ihr Lager wieder aufsuchte.

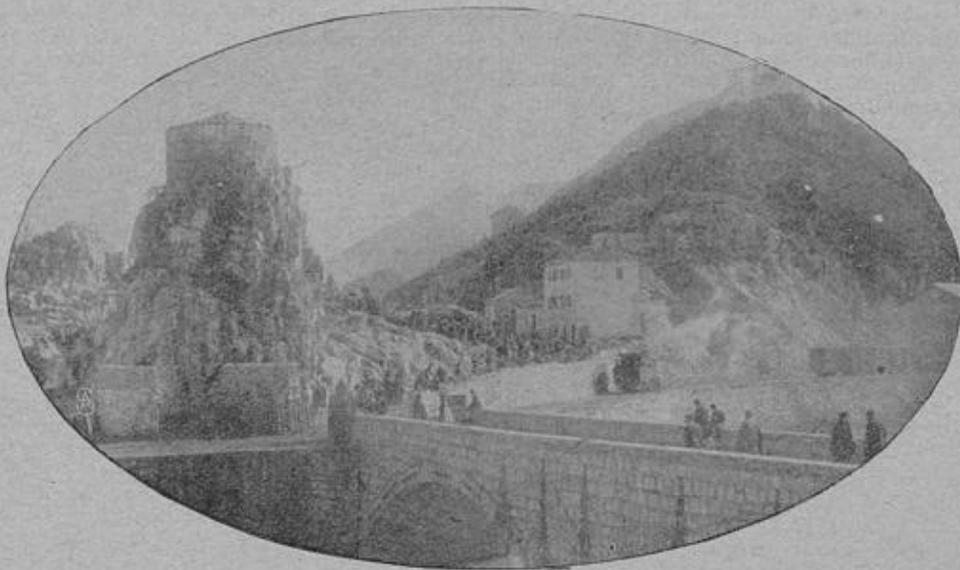
Cecco war schon längst ermüdet eingeschlafen. Er lächelte friedlich und glücklich im Traume, seine Stirne war kühl, sein Atem ging ruhig.

Mutter Barbarina schöpfte neuen Mut! Ach, wenn es

noch möglich wäre, wenn es gelänge, den Tod zu verdrängen, der seine düsteren Fittiche schon um ihr Feuerfest gebreitet hatte! Wenn der Kalte, der Starre, der Bleiche zu verjagen wäre von einem lachenden Kind und seiner treuen, opfermutigen warmen Liebe. Liebe ist ja stärker als der Tod!

Und mit dem heißen Wunsch, es möge ihr gelingen, das Herz der holden kleinen Ninetta für den Kranken zu gewinnen, schlief Mutter Barbarina endlich ein.

Es war die Zeit der Ginsterblüte. Gelbflimmerndes Leuchten lag über den weiten Wiesen; um alle Feldkreuze schlangen sich



Montenegro macht auch mobil: Das montenegrinische Grenzfort Virbazar.



In einem serbischen Feldlager.

Blustergewinde, und in den Kirchen stecken zu beiden Seiten der Altäre große leuchtende Büschel des goldfarbenen Krautes.

Nina war mit den jüngsten ihrer Geschwister hinaus in die blühenden Felder gezogen, um Kränze zu winden. Als sie des Mittags von zu Hause weggegangen, war alles wie sonst. Keines der Kinder war satt geworden vom spärlichen Essen, der Vater



**Zur Nottrauung des Prinzen Oskar von Preußen.**

Das jüngste Brautpaar am deutschen Kaiserhofe, Prinz Oskar von Preußen und Gräfin Yna Marie von Barmenitz, wurden am 31. Juli aus Anlaß der Verkündigung des Kriegszustandes im Schlosse Bellevue zu Berlin getraut. Die junge Frau erhielt vor der Trauung den Titel einer Gräfin von Nuppin.

gig brummend wieder an die Arbeit, die Mutter wusch weinend in der Küche das Geschir auf, denn ihre bescheiden vorgetragene Bitte um etwas Geld war wieder in rauester Form zurückgewiesen worden. Die Großmutter saß seufzend in der Ecke, murmelte Bibelsprüche vor sich hin und behauptete, von niemandem widersprochen, daß das Beste vom Leben das Sterben sei, weil man dann nichts mehr brauche.

Und aus diesem Jammer heraus hatte Nina die Geschwister mit in die blühende, lachende Heide genommen.

Wie erstaunt war sie aber, als sie abends beim Heimkehren die Lage vollständig verändert fand.

Auf dem weißgedeckten Tische standen Teller mit Eierfuchen, die die Mutter soeben in ausreichender Zahl für die Kinder gebacken hatte. Nebenan lehnte ein Korb voll Obst. Draußen in der Küche brodelte Öl am Herde. Es sollten Fische für den Vater gebraten werden, und dazu gab es prächtigen, dunkelroten Landwein, der in strohummundenen Flaschen in der Ecke des Fensters stand.

Nina glaubte ihren Augen nicht trauen zu dürfen.

Die Kinder machten sich ohne Strupel über die Kuchen und das Obst her, Nina aber konnte nicht umhin, die Großmutter auszuforschen, wie denn das alles so gekommen sei.

Sie erfuhr nun, daß bald nach ihrem Weggange Mutter Barbarina hier gewesen sei, und daß von dieser lieben, gütigen Frau der reiche Segen stamme.

Später rief die Mutter Nina in die Küche und zeigte ihr in ihrem schmutzigen, halbzerziffenen Geldbeutelchen zwei blanke, nagelneue Goldstücke.

Die seien von Mutter Barbarina eigens für Nina bestimmt worden, um ein neues Kleid dafür zu kaufen, berichtete die Mutter

freudig bewegt. Die Aussicht auf ein neues Kleid hatte nun Nina beinahe nährlich vor Freude gemacht.

Sie tanzte in der Stube umher, küßte abwechselnd die Mutter, die Großmutter, die Geschwister in toller, ungestümer Weise, so daß diese Mühe hatten, sich ihrer trunkenen Ausgelassenheit zu erwehren.

Diese Freude war auch einigermaßen gerechtfertigt, denn noch niemals in ihrem Leben hatte Nina ein neues Kleid bekommen.

Sie erhielt die abgetragenen Röcke der Mutter gekürzt, geflickt, gewaschen und durfte dieselben so lange tragen, bis sie dieselben ihrerseits wieder den kleineren Schwestern vererben mußte, für welche dieselben dann wieder gekürzt, geflickt und gewaschen wurden.

Etwa zwei Wochen darauf kamen wirklich die im nahen Städtchen bestellten Kleidungsstücke an. Die ganze Familie umstand Nina, die sich vor dem kleinen, halbblinden, zerbrochenen Spiegel stellte, sich drehte und wendete wie ein Pfau und sich nicht satt sehen konnte an der eigenen Schönheit.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Mahnruf des deutschen Kronprinzen.

Einen ehernen Klang haben heute die Worte, mit denen der deutsche Kronprinz das Vorwort des von ihm herausgegebenen Buches „Deutschland in Waffen“ schloß: „Mehr als andere Länder ist unser Vaterland darauf angewiesen, seiner guten Wehr zu vertrauen. Schlecht geschützt durch seine ungünstigen geographischen Grenzen, im Zentrum Europas gelegen, nicht von allen Nationen mit Liebe beobachtet, hat das Deutsche Reich vor allen anderen Völkern unserer alten Erde die heilige Pflicht, Heer und Flotte stets auf der größten Höhe der Schlagfertigkeit zu erhalten. Nur so, auf das gute Schwert gestützt, können wir den Platz an der Sonne erhalten, der uns zusteht, aber nicht freiwillig eingeräumt wird. Und deshalb muß ein jeder, dem seine Heimat lieb ist und der an eine große Zukunft unseres Volkes glaubt, freudig mitarbeiten für sein Teil, daß der alte soldatische Geist unserer Väter nicht verloren geht, nicht von des Gedankens Blässe angekränfelt werde. Denn das Schwert selbst macht die Sache nicht allein, sondern der in Übung gestählte Arm, der es führt. Jeder einzelne von uns muß sich waffenfähig erhalten und auch innerlich vorbereitet sein auf die ernste, große Stunde, da der Kaiser zu der Fahne ruft. Auf jene Stunde, da wir uns nicht mehr selbst, sondern nur noch dem Vaterlande mit all unsern geistigen und körperlichen Kräften gehören; da all diese Fähigkeiten zur höchsten Anspannung gebracht werden müssen zu jenem „Willen zum Siege“, der noch niemals in der Geschichte erfolglos gewesen ist. Wenn so das ganze deutsche Volk entschlossen ist, Gut und Leben freudig einzusetzen, dann kann die Welt voll Teufel sein und gegen uns in Waffen stehen, und wir wollen mit ihr schon fertig werden, und wäre die Not der Stunde



**Gehr. von Schoen,**  
deutscher Botschafter in Paris.



**Fürst von Lichnowsky,**  
deutscher Botschafter in London.

noch so groß. Dann halten wir's mit dem Herolde des neuen Deutschen Reiches, mit Emanuel Geibels zuverlässlichen Versen:

Und wenn uns nichts mehr übrig blieb,  
So blieb uns doch ein Schwert,  
Das zornigemut mit scharfem Sieb  
Dem Trug des Fremdling's wehrt.

So blieb die Schlacht als lebt' Gericht  
Auf Leben und auf Tod.  
Und wenn die Not nicht Eisen bricht,  
Das Eisen bricht die Not.



## Sprüche.

Die Herrschaft über den Augenblick ist die Herrschaft über das Leben.

Die Sitten der Völker sind verschieden, aber gute Handlungen werden überall als solche anerkannt werden.

Ein Protest englischer Gelehrter gegen Englands Krieg mit Deutschland. In der „Times“ vom 1. August befindet sich ein nachdrücklicher Protest einer Reihe hervorragender englischer Gelehrter gegen Englands Krieg gegen Deutschland, der uns bezeugt, daß die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit denn doch auch jenseits des Kanals sich erhoben hat, freilich ohne die erwünschte Wirkung zu erreichen. Der Aufruf der Gelehrten lautet: Wir erblicken in Deutschland ein Volk, das in Künsten und Wissenschaften führend ist, und wir alle haben von deutschen Forschern gelernt und lernen noch immer von ihnen. Krieg gegen Deutschland in Serbiens und Rußlands Interesse ist eine Sünde gegen die Gerechtigkeit (will be a sin against civilization). Sollten wir mit Rücksicht auf unsere Verpflichtungen unglücklicherweise in den Krieg hineingezogen werden, so könnte Vaterlandsliebe unseren Mund schließen, aber in der augenblicklichen Lage halten wir uns für berechtigt, Protest zu erheben gegen die Hineinziehung in den Kampf wider ein Volk, das uns so nahe verwandt ist und mit dem wir so vieles gemeinsam haben. — Ehre den Männern, die in dieser verantwortlichen Stunde ihre Stimme für Recht und Wahrheit erhoben haben. Ihre Namen sind die folgenden: Professor des Arabischen an der Universität Cambridge G. G. Browne; Professor der Theologie zu Cambridge F. C. Burkitt; Professor J. E. Hill Carpenter, Oxford; Professor F. J. Foakes Jackson von Jesus College, Cambridge; Rektor R. Latimer Jackson; Professor Kirkopp Dale; Professor W. M. Ramsay, früher an der Universität Aberdeen; Professor W. B. Selbie, Oxford; Professor der Physik J. J. Thomson, Cambridge.

Die Erhaltung heimatischer, volkstümlicher Flurnamen. Das preussische Landwirtschaftsministerium hat eine sehr dankenswerte Anregung auf dem Gebiete der Heimatpflege gegeben, indem es auf die tüchtigste Erhaltung der schönen alten, im Volksmunde gebräuchlichen Flurnamen hinzuwirken sucht. Zu diesem Zwecke sind Generalkommission und Anstaltungskommission angewiesen worden, ihren Vermessungsbeamten bei den Katasterarbeiten die alten Flurnamen im weitesten Umfange zur Berücksichtigung zu empfehlen. Mit einem solchen Entschluß erfährt die Heimatpflege eine weitere energische Förderung, von der man sich gute Erfolge versprechen darf. Die mit der Vermessung der Feldmarken und Fluren beschäftigten Beamten werden also

in Zukunft nicht nur zu prüfen haben, ob die in den Katasterarbeiten und Büchern angegebenen Bezeichnungen bei dem Auseinandergehen, Rentenguts- und Anstaltungsverfahren bezüglich ihrer Übernahme in neue Karten und Akten zu erhalten sind, weil sie unter den Beteiligten gebräuchlich, und ob ihre Schreibweise heute noch simeutprechend ist, sondern es wird ihnen auch obliegen, festzustellen, ob nicht etwa andere Namen für weitere Teile der Feldmarken im Volke leben, für die keine Katasterunterlagen vorhanden sind. Es ist besonders zu begrüßen, daß diese Anregung des Landwirtschaftsministers in die gleiche Zeit fällt, da vom Kultusministerium ein energischer Vorstoß zur Erhaltung alter Kirchen als Denkmäler der heimatischen Baukunst unternommen wurde. Beide Vorgehen lassen deutlich erkennen, welchen Wert man an den maßgebenden Stellen



Karte zum österreichisch-serbischen Konflikt.

neuerdings der Heimatpflege beilegt als einem wertvollen Faktor zur Stärkung des heimatischen und vaterländischen Sinnes. Ein chinesischer Staatsmann über europäische Diners. Wu-Ting-Fang, der als Gesandter Chinas in den Vereinigten Staaten und später als Minister der Auswärtigen Angelegenheiten seines Landes wirkte, veröffentlicht in einer englischen Monatschrift interessante Bemerkungen über die verschiedene Art, mit der man im fernsten Osten und im fernen Westen tafelt. „In Amerika“ — er lernte das Leben des Westens nur in Amerika kennen — „trägt man eine außerordentlich große Zahl von Schüsseln auf,“ schreibt der chinesische Beobachter, „die Speisen sind aber so vorzüglich, daß man der Versuchung, zuzulangen, nicht widerstehen kann. Daher kommt es auch, daß der enthaltloseste Mensch mit Begeisterung alles mögliche herunterhakt, so daß ihm schließlich recht übel wird. Gaumen und Magen, die nach dem Naturgesetz in untadeliger Harmonie bei der Ernährung des Menschen zusammenarbeiten sollen, geraten dabei in Meinungsverschiedenheiten, und die Verirrungen des Gaumens üben mit all ihrem Gewicht einen schweren Druck auf den Magen aus. Die Chinesen haben im übrigen nicht den geunden Appetit der Be-

wohner des Westens. Es gibt wohl Mandarine, die auf ihrer Tafel eine Anzahl von Gerichten haben, aber viele dieser Gerichte sind nur Dekorationsstücke. Der Orientale begnügt sich damit, von einem besonders gut zubereiteten Gericht, dessen Geruch seine Nase figelt, ein oder zwei Bissen zu nehmen. Dazu kommt, daß zwischen den einzelnen Gerichten lange Pausen sind, die die Gäste dazu benützen, zu rauchen, geistreiche Gespräche zu führen oder lustige Anekdoten zu erzählen. Sängerinnen oder Geißas sorgen weiter dafür, den Gast zu unterhalten und damit die Verdauungstätigkeit anzuregen. Bei den europäischen Tafeln bestreitet dagegen zumeist ein einzelner die Kosten der Unterhaltung. Es ist das irgendein lebhafter Herr, der sich angelegen sein läßt, allerlei Scherz zu erzählen, die aber nur die Nächsten verstehen können, da sich seine Stimme in dem Gewirr der leise geführten Tischunterhaltung der andern verliert.“ Wu-Ting-Fang findet weiterhin, daß die Europäer bei Tisch zu viel Wein trinken, als daß sie fähig wären, den Reiz einer Unterhaltung zu würdigen.

Der Grund. „Ja, warum ist denn die Kaffi aus ihrer Stelle in der Stadt fort?“ — „Ja, weißt, bei den Herrschaften gab's zu feines Gießen.“ — „Na, das ist doch kein Grund.“ — „Aber sie sollt's doch kochen!“

Empfindlich. Richter: „Der Angeklagte hat Sie einen Beduinen genannt, das ist doch aber noch keine Beleidigung.“ — Kläger: „Allerdings nicht. Aber bei seiner mangelhaften Bildung meint er damit einen Kaffer.“

Das Echo. „Höre doch, Mann, das wundervolle Echo!“ — „Ja, famos, du behältst Du wenigstens nicht das letzte Wort.“

Die böse Tante. „Warum weinst denn, Bepert?“ — „Tante Gulafia hat mich geschlagen.“ — „Ja, warum denn?“ — „Sie hat mich gefragt, was ich einmal werden will, und da hab' ich gesagt, ein Junggefelle.“

Toxierung. „Eine schicke Person, die Marga, sie hat ein gewisses Etwas.“ — „Tja, und hat sie auch etwas Gewisses?“

## Rätsel.

Ich bin ein König, aber ach!  
Stets bricht der Krieg in Wettern auf mich los.  
Mein Hof ist mir getreu und stellt mich selten bloß,  
Doch eines Dieners Fall zieht oft den meinen nach.  
Erhebt mich auch mein Feind oft selbst vor diesem wieder,  
So wirft er, wenn er kann, mich gleich auf's neue nieder.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.

Kopf.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Breitenweg (Rube). Gedruckt u. herausgegeben von Fiedebul & Kocuen, E. n. (Rube).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 36

Sonntag, den 6. September

1914

## Zum Tode des Papstes Pius X.

Ich sehe Dich vor mir in dem weißen Gewande mit dem unendlich gütigen, lächelnden Ausdruck, mit dem der Zeit in die Ewigkeit vorausseilenden Blick, die seine Hand erhoben und die Lippen zum Segnen geöffnet! Tausende knien vor Dir, dem Statthalter Christi, dem Mittler zwischen Welt und Himmel, die Seelen sehrend bereit, den Tau von himmlischen Gefilden inbrünstig zu empfangen. Nun bist Du nicht mehr! In einer schweren Zeit bist Du, erdenmüde, heimgegangen.

Du, der nur Gedanken des Friedens dachte: an deinem späten Abend zog über die schneegekrönten Höhen jenseits der ewigen Stadt die tränengesättigte Wolke des Krieges herauf. Blitze des Hasses jagten ihre zündenden Pfeile über die Meere, die das Land umspülen. Der Klageschrei der Getretenen löste feuerfarbene Empor. Volk stand auf wider Volk, und Reich wider Reich.

Du, der nur Gedanken des Friedens dachte: Du hörtest den Racheruf nach Recht und sahst, wie er die Walfahrt blutig färben mußte. Du sahst den blassen Reid, wie er, ein feiges Knochengesicht, mit der Sichel durch die blühenden Länder ging und heimtückisch wegmähte, was Früchte versprach. Da sind Deine Augen dunkel und Deine Hände kraftlos geworden.

Ich sehe Dich vor mir, wie der schwere Purpurmantel Deine Schultern umwallt.

Dein Körper sinkt unter dieser Last; aber Dein weitschauender Geist hat Gewaltiges aufgebaut: eine Welt des Friedens, die nie vergeht. Mannhaft und wie ein Held hast Du gebaut, einer ganzen Welt zum Trost! Ob schon Millionen mit dem Turmbau zu Babel drohten und Tausende Dein geheimnisvolles Reich mit bedenklichem Kopfschütteln mißverstanden. Du hast gebaut gegen eine Welt von Feinden, und Du hast nicht umsonst gebaut! Du hast den unendlichen Sieg gesehen, und dieser Tag muß Dich froh gemacht haben. Dieser Tag, an dem Du eine Welt mit Waffen rüstetest, Kinder und Frauen, Männer und Greise, Gerechte und Sünder, dieser Tag, der ihnen

nach langer Wüstenwanderung wieder das „tägliche Brot“ gab, die wunderbare Zehrung auf der Reise, die übermenschliche Kräfte auslöst und den Schwachen mit Löwenmut beseelt.

O seliger Tag — wie wird er in die Nacht Deines Todes mit verklärendem Glanz hineingeleuchtet haben!

Kampfesmüde bist Du heimgegangen, aber sieggekrönt nach einem langen, langen Arbeitstag. Wie wirst Du oben reiche Ernte halten, wenn die Scharen einzihen, die es alle Dir verdanken, daß das Brot des Lebens auch ihnen zur Unsterblichkeit half, die, ob sie gleich wandelten mitten in Todesschatten, doch nichts Ableses zu fürchten brauchten!

Der Tag Deiner Heimkehr wird Dein seligster sein; lächelnd konntest Du Abschied nehmen. Wie ein Triumphator der Friedensgedanken wirst Du Deinen Einzug halten.

Dein Hingang ist wie ein zögernd verlöschender goldener Abend; unter Deiner Sonne sind die köstlichsten Früchte für den Garten Gottes gereift; nun wecht das verdämmende Abendrot in uns die selige Gewißheit, daß Du einem herrlicheren Tag jauchzend entgegenist. Dein Sterben war Dein hohes Fest. Wie uns das scheidende Licht mit leiser Wehmut erfüllt, die aber doch von tiefer Freude überstrahlt wird, so stehen wir auch an der Bahre der Heiligen mit einem Hymnus der Freude auf den Lippen. Nun

lässest Du, o Herr, Deinen Diener in Frieden fahren, denn seine Augen haben Dein Heil gesehen.

Du schaust vom Himmel her über die Länder, Meere und Völker. Dein katholisches Herz umfachte alle in hoher Liebe. Du siehst uns blutig kämpfen um unser Recht und unsere Freiheit, die die Blüte unseres Glaubens bedingt.

Der Du Deine Hand so oft zum Segnen hobst, segne, die Du als Waisen in einer Welt des Streitens gelassen!

M. D.



## Im Wahn der Schuld.

Roman von Ludwig Blümcke.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Der langersehnte Bescheid vom Patentamt, bei dem Stralau seine endlich fertige neueste Erfindung angemeldet hatte, war nun eingetroffen. Und das sollte eine neue ihn völlig niederschmetternde Enttäuschung sein für den in letzter Zeit so hartgeprüften Mann: Gerade in diesen Tagen, so schrieb man ihm, sei in London eine ganz ähnliche Erfindung patentiert worden. Ein Ingenieur namens Friedrich Stern habe einen Motor für Flugzeuge hergestellt, der genau das selbe leiste wie der von ihm erfundene, aber in seiner Konstruktion noch wesentliche Vorzüge gegen diesen besitze, vor allem weit haltbarer und noch etwas leichter sei. Aus der beigefügten Nummer einer englischen Zeitschrift für moderne Technik ersah der enttäuschte Kommerzienrat denn auch, daß wieder einmal ein fremder Mensch genau denselben Gedanken wie er selber gehabt hatte. Das war ja doch sein eigener Motor, der da beschrieben wurde. Zu den Verbesserungen würde er ganz bestimmt auch gelangt sein, wenn er ihn nur erst einmal praktisch ausprobiert hätte. O, welch ein harter Schlag! Gerade wie damals, als das Telegramm mit der Hiobspost von dem schweren Geldverlust eingetroffen war, stürzte er auch heute völlig von Simen heim. Und Adalbert von Miller, der gestern von seiner Reise zurückgekehrt war, saß ebenfalls wie an jenem Unglückstage



Prinz Adalbert von Preußen, der dritte Sohn des deutschen Kaiserpaars, verlobte sich am Tage der Mobilmachung mit der Prinzessin Adelheid von Sachsen-Meiningen. Der Prinz ist Kapitänleutnant auf dem kleinen geschützten Kreuzer Köln. Seine Braut ist eine Enkelin des verstorbenen Herzogs Georg von Meiningen.

unterziehen müsse. Geschähe das nicht, so könnte völlige geistige Umnachtung die Folge sein.

Der Assessor hatte sich stillschweigend davongemacht, ohne seiner Braut, die in Tränen aufgelöst dastand und ihn nicht mehr zu kennen schien, in ihrem Schmerz Lebewohl gesagt zu haben. „Jetzt ist es entschieden,“ sagte er verzweifelt zu sich selber auf dem Heimwege. „Diese Erfindung hätte Stralau herausreißen



und seinen schweren Verlust wettmachen können. Es ist vorbei, sein verblähter Ruhmesstern wird niemals wieder im alten Glanze leuchten. Bei seinen zerrütteten Nerven rafft er sich zu keiner bedeutenden Erfindung mehr auf. Jüngere, weitsichtigeren Männer schreiten über ihn hinweg, bald hat man ihn vergessen und wirft seine vor einem Jahrzehnt noch so viel bewunderten Maschinen und Motoren sämtlich zum alten Eisen. Sollte er in nächster Zeit die versprochene Mitgift auszahlen, so wäre er einfach fertig. Der Konkurs ist vielleicht ohnehin nicht zu vermeiden. Noch ein Jahr dieser Krebengang, und der Folge Kommerzienrat Stralau muß davon. Also zaudere nicht; die Verlobung wird aufgehoben, schon morgen, oder doch in den nächsten Tagen. Das Meißer sitzt Dir an der

Achse. Mindest Du nicht umgehend eine Reichere, dann bleibt Dir nichts anderes übrig, als vor Deinen Gläubigern über den großen Teich zu retirieren. Verdammte Sache! Aber es ist nun mal nichts daran zu ändern.“

Am nächsten Tage erschien Adalbert denn schon zeitiger als gewöhnlich in der Villa und traf Ella allein an, was ihm sehr angenehm war. Sie sah übernächtigt aus und schaute ihn un-



Zum ersten deutschen Sieg über die Franzosen: Panorama von Mühlhausen i. G.

bei den beiden Damen und wurde abermals Zeuge einer überaus aufregenden Familienszene. So konnte der Schmerz über eine gescheiterte Hoffnung eben nur einen hochgradig nervösen Mann von Stralau's krankhafter Ehrsucht treffen. Wie ein Tollwütiger benahm er sich, alles schien er vernichten zu wollen, was ihm in die Hände fiel. Gattin und Tochter, Adalbert, das Gesinde, niemand war seines Lebens sicher vor dem Rasenden. Der brummige Diener Christian allein, der seinem Herrn an Körperkraft noch überlegen war, wagte sich in seine Nähe, und ihm gelang es durch seine eiserne Ruhe, schließlich auch den Tobenden zu beruhigen. Zwei Ärzte erschienen, und beide stimmten darin überein, daß sich der Bedauernswerte unbedingt noch einer Kur im Sanatorium

sagbar traurig an mit ihren rotgeweinten Augen, deren Glanz ihn sonst entzückt hatte.

„Nun, wie steht es, mein Herz?“ fragte er in einer nur zu schnell wieder verschwindenden Aufwallung von Mitleid, nachdem er einen Kuß auf ihre blasser Wange gedrückt und ihre Hand ergriffen hatte.

„Ach, Adalbert, über unserm Hause schwebt ein finsternes Verhängnis,“ seufzte sie. „Ich bin todunglücklich. Mama wird diese ständige Aufregung, diese furchtbare Sorge nicht lang mehr ertragen bei ihrem Herzleiden. Und Papa —“

Tränen erstickten ihre Stimme. Sie vermochte den Satz nicht zu vollenden.

„Wann wird Papa nach Aussage der Ärzte wieder soweit hergestellt sein, daß sich klar und vernünftig mit ihm sprechen läßt?“ fragte er dann nach längerem Schweigen.

Sie zuckte die Schultern und konnte ihm keine Antwort darauf geben. Aber sie erschrak vor seinem finstern Gesichtsausdruck und stotterte, während ein feines Rot in ihre Wangen stieg: „Wolltest Du — geschäftliche — Dinge mit ihm besprechen, Adalbert? O, sage es mir ganz offen. Ich vermute so etwas.“

„Geschäftliches? Nein, da bist Du arg im Irrtum, mein Kind,“ erwiderte er mit einem ironischen Lächeln. „Es handelt sich um etwas überaus Wichtigeres, etwas, das Dich sowohl angeht wie mich, vor allem aber Deinem Papa selber. Da Du verlangst, daß ich offen zu Dir spreche, so sei es. Vielleicht ist es ja auch besser, Du erfährst aus meinem Munde schon heute, was Du von andern doch nur zu bald hören wirst. Also sei stark, mein Liebling, trockne Deine Tränen und höre mir ganz ruhig zu: Um einen Verdacht handelt es sich, um einen ganz abscheulichen Verdacht. Die böse Welt traut Papa — ein Verbrechen zu.“

„Herr im Himmel — ein Verbrechen? Was soll es sein? Adalbert, foltere mich nicht! Ich will alles ganz genau wissen,“ fuhr sie ihm mit entgeistertem Antlitz ins Wort.

„Nur ruhig, Ella. Laß mich doch weiter sprechen: Also der gemeine Stadtklatz beschäftigt sich schon in einer Weise mit dem plötzlichen Verschwinden des Obergeringens Reyth, die mich zwingt, Deinem

nem Papa Mitteilung davon zu machen, sobald er sich einigermaßen erholt hat und von ihm zu verlangen, sich vor der Welt zu rechtfertigen. Du kannst Dir denken, wie sehr auch ich unter so einem Gerücht zu leiden habe, wie es meinem Ruf, unter Umständen meiner ganzen Karriere Schaden kann.“

„Nein Adalbert, das kann ich mir nicht denken,“ rief sie mit klangloser Stimme und unheimlich weit aufgerissenen Augen aus. „Du selber hast, da Papa sich nicht verteidigen kann, die Verpflichtung, für seine Ehre einzutreten. Wer wagt es denn, so etwas Entsetzliches zu behaupten? Bestimmt geht das doch vom feindlichen Lager aus.“

Wieder erschien ein zynisches Lächeln auf seinem Gesicht. Es schien ihm Vergnügen zu bereiten, sie zu martern:

„So, das meinst Du also? O nein, Ella, die Sache liegt denn doch nicht so, daß ich mich als Ehrenretter aufspielen könnte, ohne meine eigene Ehre dabei preiszugeben. Selbstverständlich traue ich Papa ein so ungeheuerliches Verbrechen ebenjowenig zu wie Du und Mama. Aber es sprechen in der Tat sehr belastende Momente für seine Schuld, sodaß ich stark befürchte, Ihr werdet es bald mit der Staatsanwaltschaft zu tun kriegen. Es wird Dir bekannt sein, welch gespanntes Verhältnis zuletzt zwischen Papa und seinem Obergeringent bestand. Du hast auch aus seinen Fieberreden entnehmen können — so gut wie ich —, daß er sich von Reyth schwer geschädigt glaubte und den Mann darum hasste. Nun soll er an jenem Sonntagabend in größter Aufregung aus der Fabrik fortgelaufen sein, um Reyth aufzufuchen. In der Nacht sah man dessen Leiche im Strom. Auf der Höhe, nicht fern dem Mühltal, muß der Unglückliche abgestürzt — oder gewaltsam hinabgestoßen worden sein. Das ist bekanntlich schon längst festgestellt worden. Und jetzt wird behauptet, der Gastwirt Schiffmann, dessen Aufenthalt zur Zeit nicht zu ermitteln ist, wisse ganz Positives über das grausige Drama. Und der Mann soll unlängst hier bei Papa gewesen sein, gewagt haben, ihn einen Wegelagerer zu nennen und von ihm — so behauptet die böse Welt! — eine sehr erhebliche Summe Schweigegeld erhalten haben.“

„Bitte — höre auf!“ hauchte Ella, sich an der Stuhllehne festhaltend, um nicht zu Boden zu sinken. Das ganze Zimmer drehte sich im Kreise um sie herum, ein Schwindel hatte sie gepackt, sie wußte nicht mehr, wo sie sich eigentlich befand, ob der Mann mit

dem scheußlichen Lächeln auf dem verzerrten Gesicht wirklich ihr Verlobter sei, oder ein wildfremder Mensch, der sie vernichten wollte.

Aber liebe Ella, so fasse Dich doch nur! Was ich Dir hier erzähle, ist Stadtgespräch. Darum eben muß Dein Vater sich selber äußern dazu. Nur er allein kann sich reinigen von dem Verdacht. Ich kann nichts für ihn tun. Du mußt das doch einsehen.“

Und sie sah es ein. Des Fiebernden Worte, denen sie damals so wenig Bedeutung beigelegt, könnten ihr auf einmal wieder in den Ohren; was Christian erlauscht haben wollte, als Schiffmann da war, fiel ihr ein, und ein grausiger, nachtschwarzer Abgrund gähnte auf einmal vor ihren Augen. Der Mann dort, dessen falsche Augen, sie unverwandt anstarrten, der ihr ewige Liebe und Treue geschworen, würde sie nicht beschützen vor dem Sturz in diesen Höllengrund. Das wußte sie. Wer sollte denn helfen und raten? Ach, das arme, trank Mutterherz schlug ja noch. Vielleicht fände sie Ruhe an ihm.

Aber nein, nein, nur der Mama nichts sagen davon! Das wäre ihr Tod. Sie fühlte sich ja doch ohnehin schon so schwer leidend. Wenn Werner noch da wäre! Sie hatte keine Seele, die mit ihr fühlen könnte.

Wie das brauste und wogte, und brandete und tobte um sie herum! Ein Orkan schien entfesselt am heiteren Maientag. Alle

Blüten riß er fort, alle Blumen knickte seine rauhe Gewalt. Es war ihr, als müsse der Erdball in Trümmer stürzen. Wie aus weiter, nebelgrauer Ferne hörte sie Adalberts Stimme nur noch, als er jetzt wieder sprach:

„Ich sehe, Ella, meine Worte haben Dich gar zu sehr aufgeregt. So fasse Dich doch nur. Dein Papa wird sich ja bestimmt rechtfertigen können. Gehe zu ihm. Vielleicht ist er bei klaren Sinnen. Ich muß leider fort jetzt; ich erhielt heute die Nachricht von zuhause, daß in meines Vaters Befinden eine Verschlimmerung eingetreten sei. Er möchte mich gern bei sich wissen. — Adieu, mein Schatz!“

„Ach, Adalbert, Deine Liebe ist niemals echt gewesen!“ schrie sie leidenschaftlich, sich mit der Geberde des Abscheues von ihm wendend. „Du bist falsch! Wenn Du mich liebtest, da nun würdest Du ganz anders sein in dieser Stunde. Nur an Dich allein denkst Du, das fühle ich.“

Damit wandte sie hinaus und ließ ihn allein im Zimmer. Ein paar Minuten starrte er die Tür an, durch die sie verschwunden war, und noch einmal empfand er eine Regung von Mitleid. Doch dann raffte er sich zusammen und murmelte vor sich hin: „Sie ist schön, wunderbar schön auch in ihrem Schmerz. Aber es ist aus. — Für Dich ist sie abgetan. Du hast ja jetzt Gründe genug, die es vor der Welt entschuldigen, wenn Du mit ihr, mit diesem Hause brichst.“ — Und er ging. —

Vier Tage später traf ein Brief von des Assessors Hand ein. An Frau Kommerzienrat Stralau war er adressiert, und arglos übergab ihn die Jose der Leidenden. In kalten klaren Worten teilte ihr Adalbert von Müller die Gründe mit, die ihn leider zwängen, seine Verlobung mit Ella als aufgehoben zu betrachten.

Da wußte auch sie es, was man ihr liebevoll hatte verbergen wollen: in welchem ungeheuerlichen Verdacht ihr Gatte stand. Wie ein Kreuzschlag traf sie das Schreckliche, und des Todesengels schwarze Fittiche rauschten durchs Zimmer, seine eisigen Hand redete sich nach ihrem Leben. Daß die Krisis dennoch vorüberging, vermochte der Arzt nicht zu begreifen.

## 7 Kapitel.

Fertig zum Aufstieg lag jetzt der neue Eindecker mit dem großartigen, alle bisher existierenden weit übertreffenden Motor in der Londoner Flugzeughalle, und hei te sollte der erste Probeflug



Oesterreichische Infanterie im Anschlag.

beginnen. Alles sprach von dem unscheinbaren Manne, dem der große Wurf gelungen war, der berufen schien, dem Flugwesen ganz neue Bahnen zu erschließen, alles feierte den Ingenieur Friedrich Stern, den keiner genauer kannte, der urplötzlich auf der Bildfläche erschienen war und nun wie ein Held da stand auf stolzer, von niemandem noch erreichter Höhe. Und die Erwartungen aller Sachverständigen wurden durch die erste Flugleistung noch bei weitem übertroffen. Stern war der Mann des Tages. Für die nächste Woche plante er nun einen Fernflug über den Kanal nach Hannover, Berlin, Kopenhagen, Hamburg und von dort zurück nach London. In seinem Siegestaumel achtete er der Gefahr nicht, daß man seinen wahren Namen und seine Herkunft gar leicht entdecken könnte, daß sein Ruhm dadurch eine empfindliche Einbuße erleiden möchte. Was nur menschenmöglich war, sich ein anderes Aussehen zu verleihen, hatte er ja freilich getan: der schwarze Vollbart war verschwunden, das Haar trug er kurz geschoren, eine dunkle Brille verbarg die Augen, die niemand so leicht vergaß, der einmal in sie geschaut. Freilich, die kleine schwächliche, unansehnliche Gestalt konnte er nicht ändern. Nun, er vertraute auch in dieser Hinsicht seinem Genie und seinem fabelhaften Glück, auf die er sich bisher im Leben noch immer hatte verlassen können.

Der große Tag war gekommen. Schon stand der Flieger in seinem Pilotenanzug bereit, um mit dem Auto nach dem Flugplatz zu fahren, wo seiner bereits eine vieltausendköpfige Menschenmenge harter. In einer Stunde sollte der Aufstieg ja vonstatten gehen. Da wurde ihm noch ein Brief überbracht. Die etwas

ungeschickte Handschrift der Adresse verriet ihm sofort den Absender: Schiffmann, den Wirt vom Bergfelder Mühlental. Unwillkürlich stieß er einen Fluch aus und murmelte vor sich hin, während seine Miene sich verfinsterte: „Das ist ein fatales Vorzeichen! O, dieser erbärmliche Kerl — hättest Du den nicht auf dem Hals!“ — Hastig riß er den Umschlag auf und las:

Lieber Freund!

„Ich hoffe, daß Sie mich in Ihrem großen Glück, von dem ich durch die Zeitungen erfuhr, nicht vergessen haben. Hatte lange schon ein Lebenszeichen von Ihnen erwartet. — Erinnern Sie sich noch des Versprechens, das Sie mir in Ihrem ersten Brief gaben? Ich würde Ihnen für ein angemessenes Geldgeschenk sehr dankbar sein, da ich mich in großer Not befinde. Unser Plan ist vorzüglich gelungen,

wie ich Ihnen schon früher schrieb. Vorläufig befindet sich St. ja noch in einem Sanatorium. Sobald er daraus entlassen ist, wird die Polizei ihn wohl anderweitig unterbringen. Mit seinem Werk geht es täglich mehr zurück. Der noble Schwiegerjohn ist auch abgedampft. Das dürfte Sie interessieren. Aber nun vergessen Sie den Mann nicht, in dessen Hand es liegt, Ihnen Ihren ganzen Ruhm zu vernichten. Der Kommerzienrat ist und bleibt ja doch in Wahrheit der Erfinder Ihres vielgerühmten Motors. Sollten Sie undankbar gegen Ihren alten Freund sein, so könnte ich leicht einen Toten wieder lebendig machen. Und die Folgen davon werden Sie sich ausmalen können. Schicken Sie mir also umgehend einen Geldbetrag an die Ihnen bekannte Adresse.

In treuer Freundschaft

Ihr alter Gefährte.“

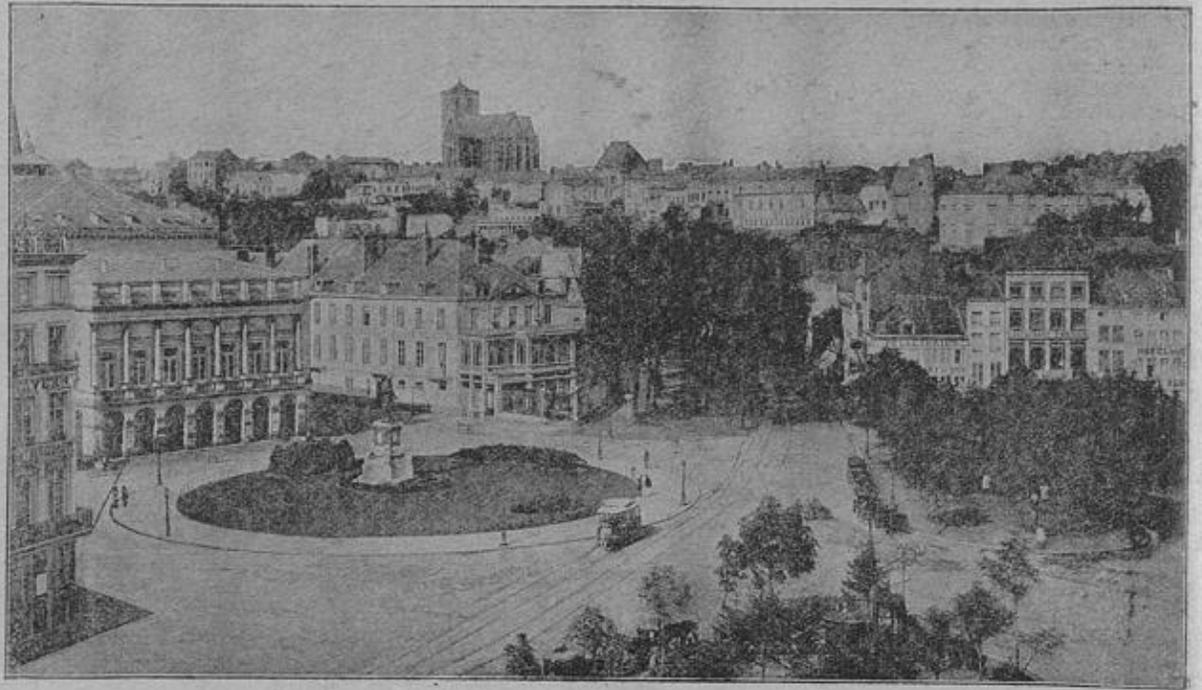
„Master Stern, es sind zehn Minuten nach neun Uhr!“ mahnte der Chauffeur.

„Ich komme schon!“ Damit ließ Meyth den Bettelbrief, der ihm die gute Laune gehörig verdorben, in seiner Brusttasche verschwinden und rannte auf die Straße.

Mit lautem Jubel begrüßte die dichtgedrängte Masse den Helmen der Luft, als dieser nun pünktlich auf die Sekunde an der Flughalle erschien. Dieser und jener, den er kannte, drückte ihm die Hand und wünschte ihm eine gute Fahrt; hier und da stand auch ein Rivale mit scheelem Blick und sauerlichem Lächeln. Der Flieger nickte verbindlich nach allen Seiten und wünschte nur, erst aus dem Trubel hinaus zu sein, der ihm heute weit mehr als sonst auf die Nerven fiel. Schon sah er sicher in seiner neuartigen Flugmaschine, der Motor setzte sich knatternd in Bewegung, das Surren

des Propellers begann und in der nächsten Minute glitt der Eindecker in einer Höhe von dreißig Meter über den Flugplatz dahin. Immer ferner klang der brausende Zuruf der Menge an des Gefeierten Ohr, immer mehr verschwanden die Umrisse von Menschen und Gebäuden, und bald lag die Miesenstadt tief, tief unter ihm, klein und unbedeutend wie ein Kinderspielzeug. Eine Dunstschicht verhüllte sie bald gänzlich seinen Augen. Da die Luft weiter oben wunderbar klar war, so ging der Flug leicht und glatt vonstatten, und der Pilot durfte neuer Vorbeeren gewiß sein. — — —

Durch die Straßen der Residenzstadt Kopenhagen schlenderte gesenkten Hauptes und in tiefe Gedanken versunken an einem schwülen Juliabend ein junger, blasser Herr von hoher, schlanker elastischer Gestalt. Es war Werner Falke, der seit einem halben Jahr in der Flugzeugfabrik als Ingenieur tätig war und sich der größten Liebe und Achtung aller seiner Vorgesetzten und Untergebenen erfreuen durfte. Seine hervorragenden Leistungen wurden voll gewürdigt, sein Gehalt war die letzten Monate verhältnismäßig schon recht hoch, und man prophezeite ihm eine glänzende Zukunft bei seinen Gaben und seinem eisernen Fleiß. Aber trotz alledem sah man diesen seltsamen jungen Ausländer fast niemals mit heiterer Miene. Es mußte ihn irgend etwas Schweres bedrücken, über das er sich auch guten Freunden gegenüber bisher noch nicht ausgesprochen hatte. Und so war es auch. Das Heimweh nagte ihm am Herzen. Immer wieder trug die Sehnsucht in einsamen Stunden seine trüben Gedanken hinüber an jene ferne Stätte, die er nicht mehr schauen durfte, die ihm



Der Theaterplatz in Lübeck.

einst zum Paradies geworden war und aus der ihn eines grauenhaften Schicksals Wille verbannt hatte. Wie oft gedachte er des geliebten Mädchens, der seligen Stunden ihrer gemeinsam verlebten Kindheit! Und dann stand immer wieder dunkel Wilhelms zornbelebende Gestalt vor ihm, er hörte dessen harte, beleidigende Worte und das weiche Gefühl der Sehnsucht wich bitterem Groll.

„Nein, nein, nur nicht abbiten und wirklich wie ein reuiger Sünder heimkehren!“ rief dann eine Stimme in ihm. „Du wärst jetzt nur im Wege. Man hat Dich ja doch fortgeschafft, damit Du Elsas Glück nicht hindern solltest. Das war der Hauptgrund. Darum das unerhörte Verlangen, Du sollest niemals an sie schreiben. Und nun hat sie das Glück gefunden. Also bleibe, wo Du bist. Sie sah ja doch selber ein, daß der Assessor ein geeigneterer Gatte für sie ist als Du, der einfache Ingenieur, der angenommene Betteljunge. Warum findest Du Dich nicht endlich mit dieser Tafsache ab?“

Es nützte alles nichts, das Heimweh lehrte dennoch immer wieder. Und heute, an diesem gewitterschwülen Juliabend, war es besonders groß. Ein Brief machte das, den er von einem guten Bekannten aus Bergfeld erhalten hatte. Der ehemalige Schulfreund mußte ihn über alles auf dem Laufenden halten, was daheim passierte. Von ihm hatte er auch vor einiger Zeit von Elsas öffentlicher Verlobung mit dem Assessor von Müller erfahren. Nun also schrieb ihm Theodor Schwarz — so hieß der junge Mann —, daß der Kommerzienrat sich zum zweitenmal in einem Sanatorium befinde, da er große Verluste erlitten habe, die seine Nerven völlig zerrüttet hätten. Auch seine Gattin liege

schwerkrank darnieder. Sie wurde bereits tot gesagt. Fräulein Ella's Verlobung aber sei aufgehoben. Man munkelte schlimme Dinge: Stralau stehe im Verdacht, seinen Oberingenieur Reyth, der wichtige Geschäftsgeheimnisse der Konkurrenz verraten habe, im Streit erschlagen und in den Strom geworfen zu haben. Ob etwas Wahres daran sei, wisse er nicht. Gerichtliche Untersuchung stehe bevor. Zeuge der Tat soll der frühere Besitzer der Mühlenwerke sein. Man bemühe sich eifrigst, dieses Menschen habhaft zu werden.

Kein Wunder also, daß Werner an diesem Abend wie geistesabwesend durch einsame Straßen wandelte und nichts von dem, was um ihn her geschah, sah und hörte. Nun wollte er heim, auf alle Fälle. Soviel stand fest bei ihm. Aller Groll war dahingeschwunden, innigstes Mitleid allein erfüllte sein Herz. Das Unrecht, das Onkel Wilhelm ihm getan, so sagte er sich zu dieser Stunde, stehe ja doch in gar keinem Verhältnis zu den unzähligen Wohlthaten, die er, der arme Waisenknabe, in seinem Hause genossen. Und die gute, mütterliche Tante Amalie! Was sie wohl hätte unter dem Unglück des Vaters, unter dem grausamen Verdacht! Wieviele Tränen wohl Ella vergossen haben möchte in diesen Tagen! O, der erbärmliche Kerl, der sich treulos von ihr gewandt! Ja, er hatte dem Assessor nie so recht getraut. Und Reyth tot — Onkel Wilhelm im Verdacht, ihn umgebracht zu haben? —

„Nein, nein, einer solchen Tat ist Dein Pflegevater denn doch nicht fähig!“ sagte er in lebhaftem Empfinden zu sich selber. „Es müßte denn sein, daß der Schurke ihn aufs äußerste

daß eine Grafenkrone mehr wog, als seine fünfzackige Baronenkrone.

Der Graf aber schielte mißvergnügt auf seinen Nebenbuhler, wenn er sich um einige Grad zurückgesetzt fühlte, und das war dann der Fall, wenn Miß Rose mit Baron Cleß Tennis spielte.

Graf Rosenberg konnte diesem Sport nichts abgewinnen, Baron Cleß dagegen war ein vorzüglicher Partner in diesem Spiele.

Der Graf sagte sich, daß Cleß bei dieser Gelegenheit seine schönen, männlichen Formen zur Geltung bringen konnte, aber was half es? Er mochte nicht mittun, er war doch nicht hierher gekommen, um Tennis zu spielen, sondern um sich von dem Sturze vom Pferde völlig zu erholen. Eigentlich hatte er ja die Absicht gehabt, an den Gardasee zu gehen, aber da er Tante Sidonie versprochen hatte, sie hier zu besuchen, so war er erst hierher gefahren und blieb nun in den Banden dieser schönen Amerikanerin hängen.

Vormittags, wenn Cleß Dienst hatte, hatte er Miß Aberdeen für sich, allerdings schlief sie ja bis in den hellen Mittag hinein, so blieb ihm wenig Zeit, mit dem schönen, reichen Mädchen ins Reine zu kommen, und schließlich konnte man die Festsung auch nicht im Sturme nehmen.

Das Gespräch war weder anregend, noch interessant, denn erstens sprach Miß Rose die deutsche Sprache nicht fließend, zweitens beherrschte auch er die englische Sprache sehr schlecht; er war sehr im Zweifel, ob die hübsche Amerikanerin einen stillvollen Antrag überhaupt zu würdigen verstanden hätte.

„Wie haben Miß geruht? Schönes Wetter heute! Was haben Miß heute vor? Wie ist das Befinden Ihrer Frau Mama?“ so fragte der Graf jeden Tag. Geistreich war das auf keinen Fall.

Miß Rose antwortete stets mit demselben freundlichen Lächeln, zeigte ihre prächtigen Zähne und dann war es Zeit zum Lunch.

Bis jetzt hatte weder Rosenberg noch Cleß, Zeit gefunden, tiefer in die Seele des jungen Goldfisches zu dringen. Cleß war auch viel zu oberflächlich, zu einer ernstern Konversation war er zu leichtlebig.

„Das sind die Doliarprinzessen, Mädels aus purem Gold,

Mit Schätzen unermessen,“ sang er wohl zum tausendsten Male, seit er Miß Rose kannte.

Miß Aberdeen aber, welche Mitleid

mit den beiden verliebten Herren hatte, stellte ihre Tochter ernsthaft zur Rede.

„Wohin,“ sagte die liebenswürdige, immer noch schöne Frau, „wohin soll das führen, Du hältst auch diese beiden Offiziere, die aus den besten Familien stammen, zum Narren, es ist abscheulich, abscheulich.“

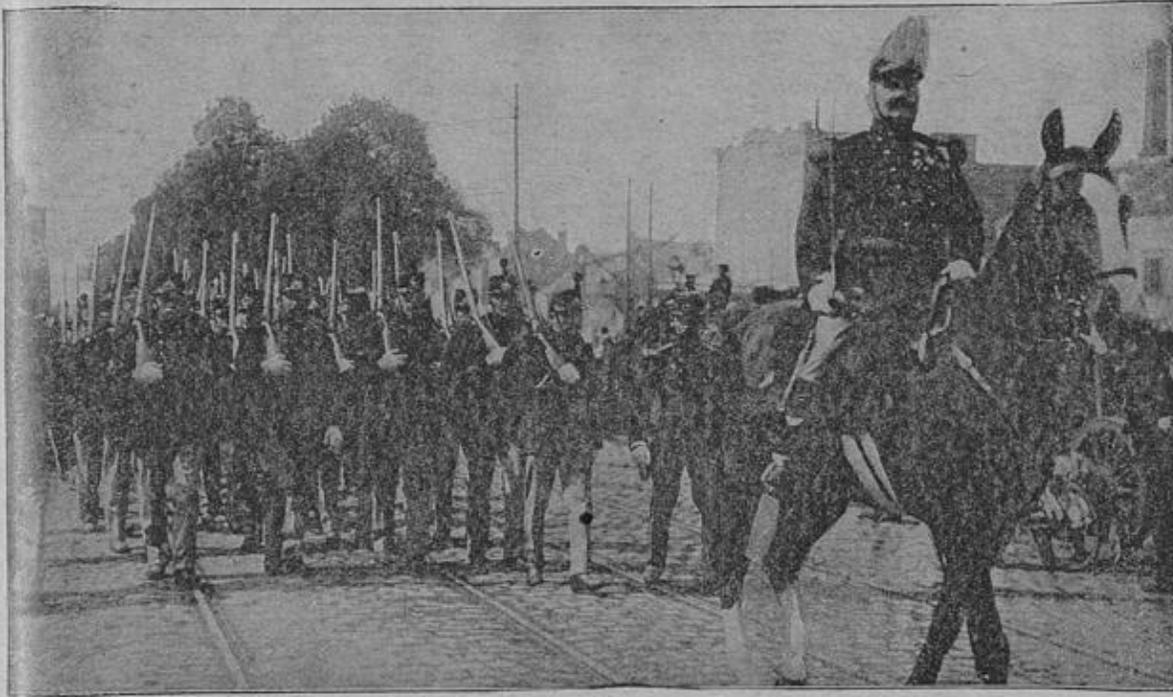
„Aber Mama, rege Dich doch nicht auf beswegen,“ erwiderte Miß Rose lachend, „erstens wollen diese Herren sich gewiß nur mit meinen Millionen vermählen, und da es ohne mich nicht geht, nehmen sie mich, da ich ja nicht häßlich bin, gerne mit in Kauf. Zweitens wüßte ich nicht, wie ich meine Zeit totschlagen sollte hier, als daß ich mir ein wenig den Hof machen lasse.“

„Ein wenig den Hof machen lasse, sagst Du, Du lieber Himmel, die beiden Menschen brennen ja lichterloh, siehst Du denn das nicht?“

„Wohl sehe ich es, aber Mama, das macht mir doch gerade Spaß, und wie gerne würde ich zu dem schönen Kaiserjäger sagen: Sprechen sie mit Mama,“ wenn nicht ein gewisser Herr mir im Wege stände.“

„Bergiß nicht, daß . . .“

„Nein, nein, ich vergesse nichts,“ unterbrach Miß Rose ihre Mutter, „ich lasse es nicht erst so weit kommen, im geeigneten Moment spiele ich die Unnahbare, aber lasse mich noch ein wenig den Spaß, ich verspreche Dir, es nicht zum Äußersten kommen zu lassen.“ Damit verließ sie den Salon, in dem dieses Gespräch stattfand, um sich in ein kleidsames Sportkostüm helfen zu lassen, denn es war höchste Zeit, um fünf Uhr hatte sie sich mit Cleß ver-



Zur Einnahme Lüttichs: Belgische Infanterie, von der 4000 Mann als Gefangene nach Deutschland gebracht wurden.

gereizt hätte. Aber was Gruse Dir anvertraute und was Du am Abend vor Deiner Abreise noch selber beobachtetest, muß doch nicht bedeutungslos gewesen sein: Reyth und Schiffmann spielten unter einer Decke.“ — (Schluß folgt.)

## Die Amerikanerin.

Erzählung von Ruth Wassenbach-Bern.

(Nachdruck verboten.)

Miß Rose Aberdeen, die schöne, schnippische Millionärin, saß breit und träge in einem der bequemen Lehnstühle im Schreibsalon eines der fashionabelsten Hotels von Marienbad.

Ihre Mama, Mrs. Aberdeen genoss die Kur in dem weltberühmten Bade, ihre Tochter Rose dagegen flirtete und amüsierte sich wie es ihre achtzehn Jahre, ihre Schönheit und Reichtum verlangten.

Die sich jedoch ernstlich um sie bemühten, waren ein deutscher und ein österreichischer Offizier. Ersterer ein Graf Rosenberg, von den Gardebuzaren, der zweite Baron Cleß, der bei den Kaiserjägern stand.

Ihrer Ansicht nach waren ihre Chancen gut; welcher von ihnen der Bevorzugtere war, konnten sie allerdings noch nicht konstatieren.

Jedenfalls, dachte Baron Cleß, wird sie den Grafen nehmen. Obschon er der weitaus Hübschere war, kam doch in Betracht,

abredet, um Tennis zu spielen. Mrs. Aberdeen seufzte tief auf, sie wußte ja, ihre eigensinnige und sehr verwöhnte Tochter tat doch, was sie wollte.

Indessen war Miß Rose auf dem Tennisplatze angekommen. Baron Cleß war schon da. Er eilte auf die Ankommende zu, küßte ihr die Hand und fragte nach ihrem Befinden.

Heute muß ich es zum Klappen bringen, dachte er, sonst lapert mir der Graf den Goldfisch weg, und dann Adieu Illusionen und Millionen.

In einer Pause als Miß Rose ermüdet auf einer Bank sich niedergelassen, ersah er für sich die beste Zeit, um endlich das Gespräch auf das bewußte Thema zu bringen. Aber wie beginnen? fragte er sich in seinem liebenden Herzen und er seufzte tief. Er staunt sah ih: Miß Rose an.

„Ach pardon, gnädigstes Fräulein,“ sagte der junge Offizier und sah ihr treuherzig in die wundervollen blauen Augen.

„Warum Sie so seufzen, haben Sie Weh?“ fragte die Miß mittelbig.

„Ich, ich habe Schmerzen hier,“ und er legte seine Hand auf das Herz.

„Ach, ich verstehe, Herzweh, oh, oh, haben sich zu sehr echauffert beim Tennis?“

„Nein, mein gnädiges Fräulein, es ist nicht das, meine Schmerzen entstehen einem anderen Uebel.“

„So,“ machte Miß Rose verständnislos.

„Was soll ich es noch länger verbergen,“ rief Cleß vor Aufregung, „Miß Rose, ich, ich liebe Sie, Sie würden mich zum Glücklichen der Sterblichen machen, wenn Sie mich erlösen würden.“

Lachend sah Miß Rose den Liebhaber an, endlich hatte sie verstanden, was er wollte, aber sie antwortete ausweichend, sie war doch erschrocken über den Antrag. Wenn Mama das erfährt, gibt es Schelte.

„Aber Mister Cleß, warum wollen Sie heiraten, ich kann nicht Sie heiraten,“ sagte sie verwirrt. „Wir waren so gute Freunde, lassen Sie uns Freunde bleiben.“

„Warum können Sie mich nicht heiraten? Sie lieben einen andern?“ forschte er.

Miß Rose war sehr rot geworden, sie wendete ihr Haupt weg, es war ihr peinlich. Plötzlich sprang sie auf und eilte weg.

Also einen Korb, dachte er, und kehrte ebenfalls auf den Tennisplatz zurück. Er war sehr niedergeschlagen, doch sein Stolz ließ es nicht zu, dieses zu zeigen, lustig schwatzte er drauf los mit den anwesenden Herren und Damen und Miß Rose dachte, er hätte das Vorgefallene schon wieder vergessen, so erlaubte sie ihm, sie nach ihrem Domizil zu begleiten und dort verabschiedeten sie sich als Freunde.

Gewiß wird sie den Grafen nehmen, dachte Cleß voll Ingrim. Mißmutig, niedergeschlagen kehrte er heim. Einige Tage später teilte Miß Rose den zweiten Korb an den Grafen aus.

Gewiß verdammt sie mich um des Barons willen, dachte dieser, und es war eine wenig kameradschaftliche Aeußerung, die er seinem vermeintlichen Nebenbuhler zudachte.

Etwa eine Woche später sah man die Damen Aberdeen in Gesellschaft eines älteren und eines jungen, großgewachsenen, sehr hübschen Amerikaners auf der Promenade daherkommen.

Selbstfalls der Vater und Bruder von Miß Rose, dachten die beiden Kavaliere, als sie den Bieren begegneten.

Und die Gelegenheit kam, wo die beiden Herren erfuhren, daß Herr Aberdeen, den seine Geschäfte so lange drüben festgehalten hatten, erst jetzt zu seiner Familie eilen konnte. Was den jungen Herrn anbelangte, teilte man ihnen mit, daß er der Bräutigam von Miß Rose sei, Mr. James Morgan, ebenfalls einziger Sohn eines Millionärs.

Die Verblüffung verdeckten beide sehr gut, als sie diese Botschaft hörten.

Wo da liegt der Hase im Pfeffer, dachte Cleß. Graf Rosenbergs aber machte sehr bald einer andern Schönheit den Hof, die Liebe zu Miß Aberdeen scheint nicht zu tief gewesen zu sein.

Miß Rose aber hat jetzt nur Augen für James, den sie innigst liebt und so sieht sie nicht, daß der Graf sich bereits getröstet hat...

## Die Braut des Todes.

Novelle von H. L. Engauer.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

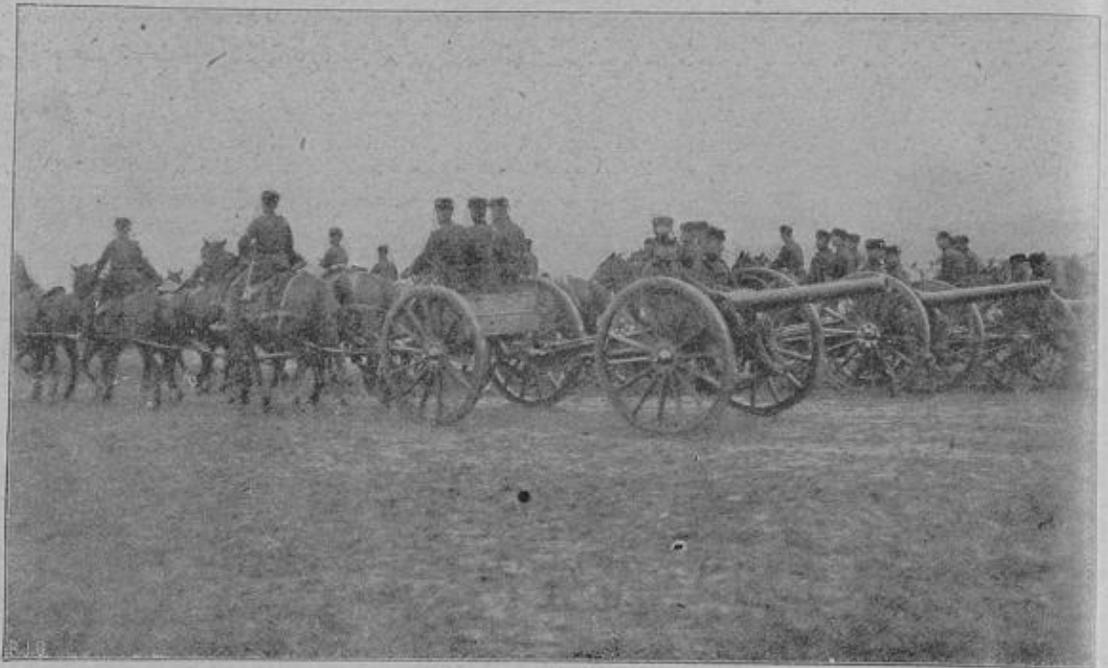
Das Mädchen sah in der Tat wunderhübsch aus. Das gelbe Atlasmieder umspannte knapp die schlante, geschmeidige Figur mit dem ersten Ansatze knospenhafter Hüfte. Das rote Wollröschchen legte sich in zierlichen Falten um die schmalen Hüften und ließ die wohlgeformten Füßchen in gelben Sandalen stehend sehen. Mutter Barbarina legte ihr um den Hals die doppelreihige Korallenschmucke, die ihr einstmalig ihr Seliger als Brautgeschenk gegeben hatte. Außerdem spendete sie noch zwei Silbernadeln, welche in malerischer Weise die goldflimmernden Haarsflechten hoch am Hinterhaupte aufsteckten, so daß sie wie eine leuchtende Krone über der hohen jungfräulichen Stirne prangten.

Nur eine Bitte hatte Mutter Barbarina: Nina möchte sich einmal, vielleicht schon am nächsten Sonntage nach der Kirche bei dem kranken Cecco sehen lassen.

Nina stuzte und verzog das Mäulchen ein wenig.

Die Mutter aber redete ihr zu, sich nicht zu weigern, jetzt, wo doch alles davon abhinge, die Geberlaune Barbarinas nicht zu verschrecken. Das sah Nina ein, und sie erklärte sich bereit zu kommen.

Als Nina zur Kirche ging, dachte sie schon voll Grauen an Cecco. Ihre innere Unruhe wuchs von Sekunde zu Sekunde. Sie fürchtete sich und konnte nicht beten. Auch bemerkte sie, daß



Serbische Artillerie auf dem Marsche.

die Blicke aller Anwesenden auf ihr ruhten. Viele schienen sie gar nicht mehr zu erkennen, ihr neues farbenprächtiges Gewand und etwas in ihrem Wesen, etwas Besonderes ließen sie ihnen wie eine Fremde erscheinen. Namentlich die Männer starrten sie mit aufdringlicher Bewunderung an und plötzlich überkam das junge, unerfahrene, armselige Geschöpf die Offenbarung von der Macht weiblicher Schönheit.

In dieser Stunde ward Nina eine andere. Sie küßte sich nicht mehr als das Kind des armen Mannes, ausgestoßen, zurückgesetzt, nein, sie glaubte sich eine Königin, der man huldigt, deren Reize allmächtig sind. Sie vergaß ihre Furcht vor Cecco und trat ruhig bei Mutter Barbarina ein.

Diese stieß einen Freudenschrei aus, beim Anblick des schönen Mädchens.

„Die Madonna möge Dich segnen, mein Täubchen, daß Du kommst ist ein wahres Freudenfest für meinen armen Cecco. Es geht ihm übrigens heute besser. Vielleicht ist es, weil sein Wunsch Dich zu sehen in Erfüllung gegangen ist.“ Dann führte die Alte das Mädchen bei der Hand in Ceccos Zimmer.

Der Kranke lag im schneeweiß überzogenen Kissen blaß und still. Er regte sich auch nicht, als Nina eintrat, nur die Augen sahen, mit einem gleichsam aus der tiefsten Tiefe hervorbrechenden Märtyrerblick unsäglich traurig nach ihr hin. Nina empfand heute weniger Abscheu vor dem Kranken. Er kam ihr nicht mehr so abstoßend vor, etwas wie Mitleid erfaßte sie; sie vermochte es über sich, näher zu treten und ihre bräunliche, lebenswarme Hand auf

die kalten, mageren Finger zu legen, die auf der Decke ruhten, mattfarben, zart und durchsichtig wie Blumenblätter.

Der Kranke fühlte die Beruhigung, es war ihm plötzlich, als ob die Nähe des geliebten Wesens, ihr süßer reiner Atem, der ihn warm umwehte, schon der Beginn ihres ganzen wohnigen Besitzes sei; ein unendliches Glücksgefühl durchrieselt seinen Körper, er hielt es für die beginnende Genesung und schloß selig lächelnd die Augen im Übermaße seiner Empfindung.

Mina erschrak! Seine Regungslosigkeit ängstigte sie. Nun sah Cecco wieder wie tot aus!

„Bei der Madonna . . . er stirbt . . .“ schrie sie angstvoll auf.

Mutter Barbarina lächelte.

„Ängstige Dich nicht mein Täubchen . . . er wird nicht sterben.“

„Aber er leidet . . . seht nur . . . wie es um seine Lippen zuckt . . . oh . . . das ist schrecklich zum ansehen.“

„Meinst Du? Und es könnte doch geholfen werden.“

„Geholfen? Wie, Mutter Barbarina? Ihr sagt, es könnte dem armen Cecco geholfen werden und tut es doch nicht?“

„Ich kann es nicht tun.“

„Ist es so schwer?“

„Nein, im Gegenteil, es ist kinderleicht.“

„So spricht, spricht, Mutter Barbarina, spricht.“

„Ein bißchen Liebe könnte ihn retten.“

„Wie, was . . . Liebe? Habt Ihr ihn denn nicht lieb, Mutter Barbarina?“

„Närrchen, nicht ich, Du sollst ihn lieb haben.“

Mina tritt einen Schritt zurück. Sie ist heftig erschrocken.

Man will etwas von ihr, was sie nicht geben kann. Die Mutter hat ihr zwar eingeschärft, hübsch artig zu sein und sich allen Wünschen zu fügen, aber, den häßlichen, halbtoten Cecco zu lieben, nein, dazu reicht ein guter Wille und kindlicher Gehorsam nicht aus.

Mutter Barbarina hat Mina scharf beobachtet. Sie liest die Gedanken der bestürzten Kleinen von deren erblaßtem Gesichtchen ab.

Sie stellt ihre Forderung auch nicht zum zweiten Male, sie nimmt das Mädchen nun an der Hand und führt sie in das obere Stockwerk des Häuschens.

Dort sind in großen, eichenen Trüben die ererbten Schätze der Familie aufgespeichert. Granatschmuck, Ketten, Broschen, Bänder und seidene Kleider, Wieder und Schürzen, alles alt, aber prächtig und gut erhalten.

Daneben große Rollen Leinwand, köstliche Klöppelspitzen, schwellende Federbetten, Hausat, Geschirr, alles in Hülle und Fülle. Mutter Barbarina läßt auch, wie zufällig, ein Kästchen offen stehen, und die geblendete Kleine sieht einen Haufen Goldstücke darin.

„Das alles ist die Aussteuer für mein Schwiegertöchterchen. Die Madonna möge mir ein ganz armes bescheren . . . ich habe nicht nötig auf Reichtum zu sehen. Nur hübsch muß es sein und meinem armen Cecco gefallen, so wie Du ihm gefällst, mein Täubchen.“

Mina sagte nichts darauf, sie ist ganz verwirrt. Hastig trinkt sie von dem süßen, dunkelroten Wein, den Mutter Barbarina ihr



**Feldmarschall Lord Kitchener,** wurde beim Ausbruch des Krieges zum englischen Kriegsminister ernannt. Er ist bekannt durch seinen Sudansfeldzug und seine Führung im Burenkrieg.



**General Joffre,** wurde zum Oberkommandierenden der französischen Kriegsmacht ernannt; er wurde im letzten Jahre vom Zaren ganz besonders ausgezeichnet.

trinken, ist einige Süßigkeiten und hört nur mit halben Ohren auf all das Geplauder der redseligen alten Frau.

Sie bleibt länger als sie ursprünglich beabsichtigt hatte, sie ist wie betäubt vom schnellen Trinken, von der in der Stube herrschenden dämmerigen Schwüle, von all der geschauten Pracht und von den Reden der Alten, die sie verwirren und ängstigen.

„Du mußt Ceccos Frau werden, damit er gesundet. Danke Gott, daß er Dir so eine Aufgabe verliehen hat, Tausende würden sie freudig übernehmen. Ist es nicht herrlich, einem Menschen dem Leben wieder zu geben? Du allein kannst es, Dich liebt er, Dich begehrt er voll Sehnsucht.“

Mina schüttelte den Kopf; sie konnte es nicht fassen, nicht glauben.

„Närrisches Ding, das Du bist, willst Du denn nicht eine Frau werden, willst Du nicht reich, nicht glücklich sein? In Deiner Hand liegt es, mir den Sohn wiederzugeben, von Dir hängt es ab, ob er leben oder sterben wird. Du weißt, ich bin nicht undankbar, Deiner ganzen Familie soll geholfen werden. Das Geld, die Not soll von Eurem Hause weichen. Die Geschwister werden nicht mehr hungern, der Vater wird nicht mehr schelten und die Mutter nicht mehr weinen müssen. Du sollst die Rettung aller sein. Bedenke das. Ich gebe Dir drei Tage Zeit zur Überlegung. Geh jetzt nach Hause und rede mit Deiner Familie.“

Mina ging.



**Großfürst Nikolaj Nikolajewitsch,** ein fanatischer Deutschenhaßer, der den Weltkrieg über Europa heraufbeschwor. Er ist Führer der russischen Kriegspartei, zugleich aber auch Berater und Vertrauter des ewig hin und her schwankenden Zaren, der ihn zum Oberbefehlshaber des gesamten russischen Heeres ernannte. Berater ist er mit der Prinzessin Milica von Montenegro.

Langsam schritt sie die Treppe hinab, langsam betrat sie den Garten, der schon im Schatten lag, denn eine mächtige dunkle Wolke beschattete soeben das Licht der Sonne.

Mina fröstelte.

In der Stube war es so heiß gewesen, das Herz klopfte ihr gewaltig, im Kopfe kreisten ihr die Gedanken wild.

Wie gut, daß ihr die Mutter schon auf halbem Wege entgegen kam.

Sie hatte sich über Minas langes Ausbleiben etwas geängstigt und blickte jetzt besorgt in das bleiche, verfürzte Gesicht ihres Kindes.

„Nun, erzähle, Minette, wie war es bei Mutter Barbarina?“

Mina aber schlüpfte voraus in ihr Stübchen, das so sahl und armselig war und so gar nicht mehr paßte zu ihrer reichen Kleidung. „Morgen, morgen, Mutter, will ich Dir alles erzählen. Für heute lasse mich allein.“

Am andern morgen, als Mina in die Wohnstube trat, hatte Mutter Barbarina schon ein apfelgrünes, seidenes, nageleines Busentuch und zwei goldene Ketten für die Ohren geschickt.

Am zweiten Tage brachte sie selbst einige Körbchen frisches Obst und feines Backwerk, auch einen festen, selbstgeräucherten Landschinken für den Vater mit und lud dabei die ganze Familie für den kommenden Tag zum Essen ein.

Eine Woche darauf wußte es das ganze Dorf, daß Mina Braut geworden sei, Die Braut des Todes!

Es ging gegen Abend!

Die Sonne war eben untergegangen, majestätisch versank ihr glutroter Ball im Meere.

Am Strande standen die Frauen mit aufgeschürzten Röcken, die bloßen-Füße tief im weißen Sande stehend, über den die Wellen kamen und gingen. Sie wuschen schändernd und plaudernd die armseligen bunten Lappen, die ihren Wäschevorrat ausmachten.

Manchmal sangen sie auch dazu mit weicher, eintöniger Stimme Volksweisen von der Liebe Lust und Leid. Mina stand im feinigem Geröll, das den Strand hügelartig umschloß und schaute nachdenklich über das weite Meer.

Ja, ehedem da war sie auch unter diesen Wäscherinnen und lachte und sang mit. Aber jetzt hatte sie beinahe nichts mehr zu tun. Cecco erlaubte es nicht, daß sie arbeitete. Es wäre auch schade gewesen um die schönen teuren Kleider.

(Fortsetzung folgt.)



### Sprüche.

Zwennig lernt kein Mensch sein Innerstes erkennen; denn er mißt nach eigenem Maß sich bald zu klein und leider oft zu groß. Der Mensch erkennt sich nur im Menschen, nur das Leben lehrt jeden, was er sei.

Es gibt Lichter, die alles bescheinen, nur nicht den eigenen Leuchter.

**Tokio eine Zweimillionenstadt.** Die letzte Volkszählung hat ergeben, daß die japanische Hauptstadt die zweite Million überschritten hat. Sie zählt 2 033 321 Einwohner, hat also Wien erreicht und dürfte, da in den letzten Jahren ein Wachstum von ca. 80 000 beobachtet wurde, es überflügeln. Das Anwachsen von Tokio beruht auf der Zuwanderung vom Lande. Die Zugewanderten überschwemmen die Hauptstadt, erringen sich die wichtigsten Stellen auf allen Gebieten und drängen die alten Jeddokko, die eingeborenen Tokioer, mehr und mehr in den Hintergrund. Außer Tokio gibt es in Japan nur noch eine Millionenstadt, Osaka, mit etwas über einer Million. Der weite Vorsprung, den Tokio vor allen anderen Städten in Japan hat, bringt auch die im japanischen Volkscharakter liegende Neigung zur Zentralisierung zur Anschauung. Fast alle japanischen Provinzstädte sind in einer Weise von Tokio abhängig wie die französischen von Paris.

**Der Krieg und der Staat.** In dem Augenblick, wo der Staat ruft: Jetzt gilt es mir und meinem Dasein! muß die soziale Selbstsucht zurücktreten und jeder Parteihaf schweigen. Der Einzelne muß sein eigenes Ich vergessen und sich als Glied des Ganzen fühlen; er soll erkennen, wie nichtig sein Leben gegenüber dem Wohl des Ganzen ist. Darin eben liegt die Hoheit des Krieges, daß der kleine Mensch ganz verschwindet vor dem großen Gedanken des Staates; die Aufopferung der Volksgenossen für einander zeigt sich nirgendwo so herrlich wie im Kriege. In solchen Tagen scheidet sich die Spreu von dem Weizen. Jeder, der 1870 erlebt hat, versteht, was Niebuhr vom Jahre 1813 sagt, damals habe er empfunden, „die Seligkeit, mit allen Mitbürgern, dem Gelehrten und dem Einfältigen, ein Gefühl zu teilen — und jeder, der es mit Klarheit genoß, wird sein Tageslang nicht vergessen, wie lebend, freundlich und stark ihm zu Mute war“.

**Die Kohlenvorräte der Welt.** Im letzten Jahre hat man auf Grund neuerer systematischer Studien in allen Ländern der Welt eine genaue Aufnahme aller bisher angeschlossenen Kohlenvorräte der Erde veranlaßt. Insgesamt sind so 7339 Milliarden Tonnen nachgewiesen worden, die sich folgendermaßen auf die einzelnen Erdteile verteilen: Australien 170 Milliarden t, Asien 1280 Milliarden t, Amerika 5105 Milliarden t, Europa 784 Milliarden t. In Europa steht Deutschland an erster Stelle. Es entfallen nämlich auf die wichtigsten Länder unseres Kontinents folgende Mengen: Deutschland 423 Milliarden t, Großbritannien 189 Milliarden t, Rußland 64 Milliarden t, Oesterreich-Ungarn 54 Milliarden t, Frankreich 18 Milliarden t, Belgien 11 Milliarden t. Deutschland würde mit seinem Vorrat noch über 1000 Jahre auskommen, falls seine jetzige Förderung nicht erheblich weiter stiege. Da der gesamte Kohlenverbrauch der Welt zurzeit etwas über 1,25 Milliarden t pro

Jahr beträgt, so könnte man mit dem gesamten Kohlenvorrat noch 7000 Jahre auskommen. Nimmt der Verbrauch aber in dem gleichen Maße weiter zu, wie dieses in den letzten Jahrzehnten der Fall war, so wird schon nach etwa 600 Jahren der jetzt nachgewiesene Kohlenvorrat erschöpft sein. Eine derart riesige Weiterentwicklung der kohlenverbrauchenden Industrien dürfte aber wohl ausgeschlossen sein. Ferner bringt man, zumal in den letzten Jahren, immer vollkommener Feuerungs- und Maschinenanlagen heraus, die mit nur einem Bruchteil der früher benötigten Kohlenmengen die gleiche Energie liefern, so daß also auch auf diesem Wege der Kohlenverbrauch eingeschränkt, oder doch wenigstens der gewaltigen Verbrauchssteigerung Halt geboten wird.

**Die Straußenzucht in Britisch-Afrika, Amerika und Australien.** Die Ausichten

gefallen. Um diesem Rückgang zu steuern, sind zwei Verordnungen erlassen worden, deren Wirkungen aber erst abgewartet werden müssen. In Britisch-Ostafrika gibt es ungefähr 2000 gezähmte Strauße, von denen im Jahr für etwa 1000 Pfd. Sterl. Federn ausgeführt werden. Die Vereinigten Staaten haben gleichfalls das Bestreben an den Tag gelegt, eine so lohnende Zucht wie die der Strauße einzuführen. Es ist dort ein Bestand von etwa 10 000 Straußen afrikanischer Rasse herangezogen worden, die zurzeit für 42 000 Pfd. Sterl. Federn liefern. Eine Erweiterung der Zucht durch Ankauf von afrikanischem Zuchtmaterial erscheint jetzt ausgeschlossen, denn auch in Afrika ist die Vergrößerung der Zucht auf die eigene Nachzucht beschränkt.

Man muß sich zu helfen wissen. Bibliothekar (der entdeckt, daß in einem alten Ro-



**Zur Einnahme Geschenkhaus durch die deutschen Truppen**

Zwei Tage nach Beginn der deutschen Mobilmachung nahmen die deutschen Truppen nach kurzem Gefecht den größten Waffenzentrum des Bolentums, Geschenkhaus, in Besitz. Die 10000 Einwohner zählende Stadt liegt an der Barthe.

der Straußenzucht sind durch die vor kurzem in England und den Vereinigten Staaten von Nordamerika gegebenen Gesetze, die die Einfuhr von Federn wilder Vögel verbieten, wesentlich verbessert worden. Unter allen Strauße züchtenden Ländern steht die Südafrikanische Union oben an. In ihr werden 746 736 Strauße gezählt, die im Jahre 1913 Federn zu einem Ausfuhrwerte von 2 953 587 Pfd. Sterl. lieferten. An zweiter Stelle folgt Argentinien mit 409 961 Straußen der einheimischen Art (Mandu) und 12 822 Straußen, die aus Afrika stammen. Die Federn des argentinisch-einheimischen Straußes sind minderwertig. Beweis hierfür ist, daß der Verkaufspreis der von allen diesen Straußen stammenden Federn im Jahre 1912 nur 55 455 Pfd. Sterl. betrug. In Ägypten und im Sudan macht sich ein großer Rückgang in der Straußenzucht bemerkbar. Im Jahre 1910 lieferte Ägypten für 27 401 Pfd. Sterl., der Sudan für 25 940 Pfd. Sterl. Straußenfedern. 1912 belief sich der Wert der Ausfuhr in Ägypten nur noch auf 22 871, im Sudan nur noch auf 6551 Pfd. Sterl. und ist 1913 sogar auf 4697 Pfd. Sterl.

man der Schluß fehlt, schreibt unter die letzten Zeilen); usw. Sie kriegen sich.

**Eine glückliche Ehe.** „Was bedenken gnädige Frau diesen Sommer anzufangen?“ — „Ich mache eine Reise um die Welt.“ — „Und Ihr Herr Gemahl?“ — „Der auch, aber nach der andern Seite.“

**Psychologe.** „Denk' Dir, ein Mann hat mir den Schirm zurückgebracht, den ich im Konzert stehen ließ.“ — „So. Das spricht für die Ehrlichkeit des Mannes, aber sehr gegen den Schirm.“

### Rätsel.

Wer nennt mir das Kloster von festem Stein  
Darin wohnen viel schöne Jungfräulein;  
Ein eiserner Paladin klopft ans Haus;  
Gleich springen drei, vier oder mehr heraus;  
Sie tanzen um ihn, sie glühen rot,  
Doch tanzen sich alle zusammen bald tot.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Regelfönig.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
E. Kellen, Bredeneß (Mähr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Esz. n. (Mähr).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 37

Sonntag, den 18. September

1914

## Im Wahn der Schuld.

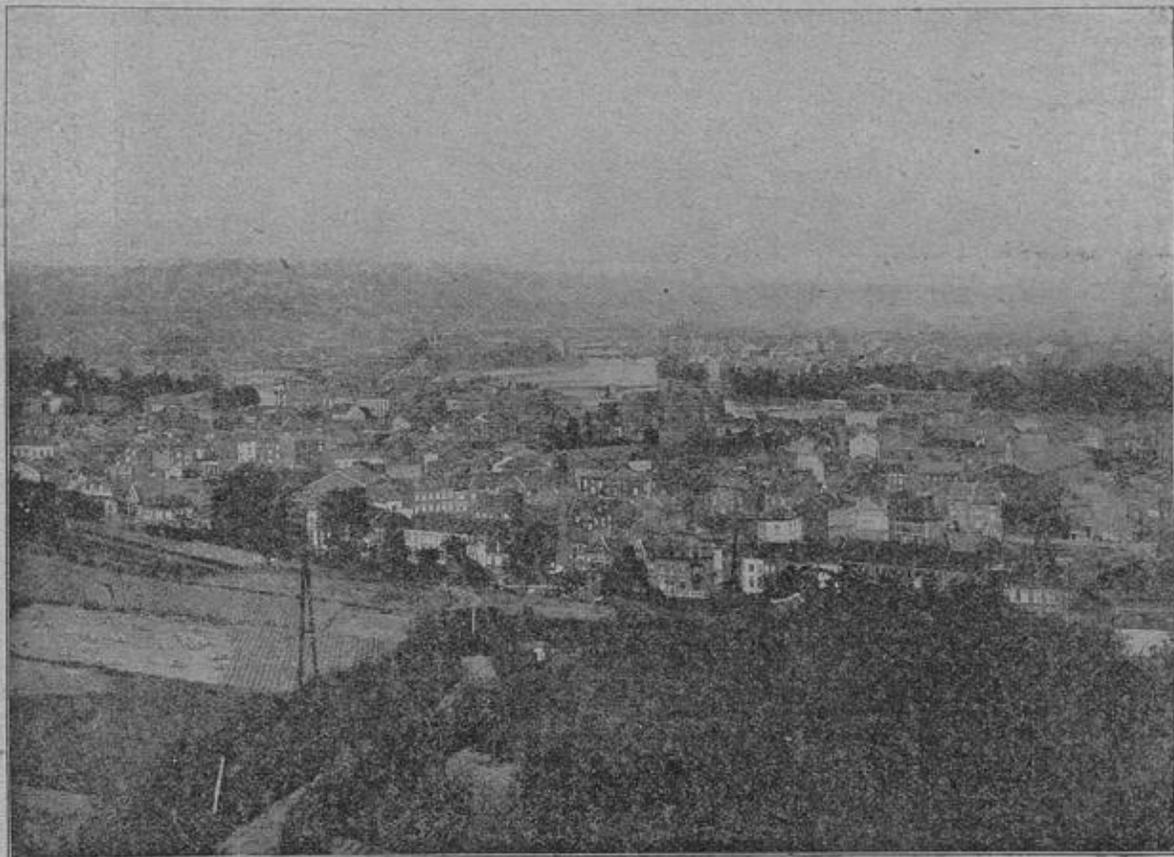
Roman von Ludwig Blümcke.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Aus diesen Betrachtungen wurde Werner jäh durch einen ihm begegneten Kollegen aufgeschreckt, der Ingenieur Nielsen, ein guter Freund von ihm, schlug ihm plötzlich auf die Schulter und

„Ja, und das konnten Sie vergessen? Ich denke, Sie interessieren sich so ungemein für den Motor dieses Eindeckers. Hätten Master Stern vorgestellt werden können so gut wie ich. Er scheint mir übrigens gar kein echter Engländer zu sein nach seiner Sprache. Ein ganz unansehnliches Kerlchen mit durchaus nicht sympathischem Gesicht. Schade, daß Sie ihn nicht kennen lernten! Von seiner Maschine sind wir ja alle entzückt. Leider kommt jetzt niemand mehr daran, da sie eingeschlossen ist und scharf bewacht wird. Morgen geht die Fahrt schon vor Tagesanbruch weiter nach Ham-



Gesamtansicht der Stadt Lüttich,

deren Einnahme durch die deutschen Truppen eine der glänzendsten Waffentaten bildet.

rief ihm in seinem mangelhaften Deutsch, das er in Hamburg gelernt hatte, sehr laut zu:

„Mein Lieber, laufen Sie nur nicht Laternenpfähle um in Gedanken! Was ist das nur heute mit Ihnen? Sie müssen entweder dichten, oder sterblich verliebt sein. Ein normaler Mensch irrt doch nicht so umher. Warum waren Sie denn nicht auf dem Flugplatz? Der neue Stern ist vom Himmel herniedergefallen!“

Werner rieb sich verwirrt die Stirn: „Ach richtig — heute sollte der Mann aus London ja bei uns eintreffen — Stern mit einem märchenhaften Eindecker.“

burg. Sie werden also nicht mehr viel sehen von Master Friedrich Stern, dem berühmtesten Flieger der Neuzeit.“

Das tat Werner in der Tat riesig leid, da ihn diese Flugmaschine, deren System er genau studiert hatte nach den ihm zugänglich gewordenen Beschreibungen, wirklich außerordentlich interessierte. Und nun hatte er infolge des Bergfelder Briefes den Zeitpunkt der Antunft verpaßt. Der Freund wußte ihm wenigstens allerlei Einzelheiten über den Flug und dieses und jenes mitzuteilen. Sie sprachen denn während der nächsten Stunden von nichts anderem als von Master Stern und seinem Eindecker.

Am nächsten Morgen wollte Werner nicht beim Aufstieg fehlen und wenn er die ganze Nacht wach sein sollte, um nicht etwa zu verschlafen.

Graue Dämmerung hing noch schwer und undurchsichtig über der schlafenden Hauptstadt. Aber hier und da regte sich trotzdem schon ein menschliches Wesen, und über dem verstaubten Asphalt der bei Tage so belebten Ostergade, der an Kaufläden und Geschäften so reichen Straße, rummelte bereits der Sprengwagen mit seiner säubernden Brause. Eine Kolonne von Straßentechnikern in leinernen Kitteln folgte ihm müde und träge. Es war ja beinahe noch Nacht.

„Eine volle Stunde Zeit,“ sagte Werner, auf seine Uhr schauend, zu sich selber, als er seine Wohnung nun verließ, um sich zum Flugplatz zu begeben. Ein Frösteln durchrieselte seinen Körper, denn vom Sund her wehte eine scharfe Brise durch die Straßen. Mit unterdrücktem Gähnen rannte er eilends vorwärts, um warm zu werden.

Jetzt stand er außerhalb der Stadt, und seine Blicke schweiften forschend über die weite, fruchtbare Ebene, die sich vor seinen Augen ausdehnte. Erinnernte diese grüne Fläche nicht lebhaft an das Stück Land, über das er von der heimischen Villa so manchemal geschaut? Dehnten sich dort in der Ferne nicht die blauen Wälder aus, durch die er so oft, so oft gestreift war in froher Wanderlust? Nur die Bergrücken fehlten, um seine Illusion vollkommen zu machen. Hier und da

zirkte ein Heindchen im nassen Gras, an dessen Halmen die Tauperlen blinkten, sogar eine Lerche schwang sich bereits trillernd empor durch den trüben Dämmer-schleier. Gleich würde die Nacht dem Morgen weichen. Dort gitterte im Osten der erste, matte Schein herauf. Ganz langsam begann der Horizont sich zu erheben, so daß die Konturen der waldigen Hügel wunderbar klar und deutlich hervortraten am Talrand. Ein Leuchten und Blinken ging über des Meeres hüpfende Wellen, und wie von Geisteshand entzündet, flammte über den strahlenden Fluten auf einmal in märchenhafter Schöne das Morgenrot auf, die ganze Erde in seinen lieblichen Purpurschein tauchend. Wie das flimmerte und gligerte in unzähligen Farben zu Werners Füßen, wie das nasse Laub so wunderbar blinkte in rosiggrüner und goldiger Pracht! Ein erhabenes Schauspiel fürwahr! Aber dort wurde es schon lebendig am Flugplatz: Automobile ratterten fausend und puffend heran, der Mißklang ihrer Hupen drang durch die Morgenstille — ein anderes Schauspiel stand ja bevor.

Schnell war Werner auch zur Stelle. Da war sein Freund Nielsen bereits mit tauernem Bart und frohblauem Gesicht in dicken Mantel angelangt. Der Direktor Haberslund und mehrere andere Bekannte sah er ebenfalls. Dichter und immer dichter wurde der Kreis, und trotz der frühen Stunde wimmelte es bald von Neugierigen ringsherum.

Da erschien Master Stern in einem Flaggenauto. Die Herren, deren flüchtige Bekanntschaft er gestern gemacht, umringten ihn und rissen sich nach der Ehre, noch einmal seine Hand drücken zu dürfen. Nun sah Werner den kleinen, unscheinbaren Mann im wasserdichten Pilotenanzug gleichfalls aus nächster Nähe. Und der Verherrlichte würdigte ihn sogar eines auffallend scharfen, langen Blickes durch die große Schutzbrille. Sollte er ihn etwa kennen? Fast schien es so. Und jetzt — zuckte seine Hand nicht zurück, gab er seinem schwächlichen Körper nicht einen Ruck, als Werner sich noch einen Schritt näher an ihn herandrängte? Wertwiedrig! Auffallend hastig lehnte er den ihm Gläd wünschenden Herrschaften, die in der ersten Reihe standen, den Rücken, legte die Hand zu flüchtigem Gruß an seine Ledertasche und eilte auf sein Fahrzeug zu. Er hatte den Volontär aus der Stralauischen Fabrik erkannt, und das brachte ihn jäh aus der Fassung, ließ seinen Körper erbeben und erfüllte ihn mit einem Angitgefühl, dessen er nicht Herr zu werden vermochte. Nur das eine wünschte er: schnell fort von hier, schnell fort! Nichts mochte er mehr hören von dem

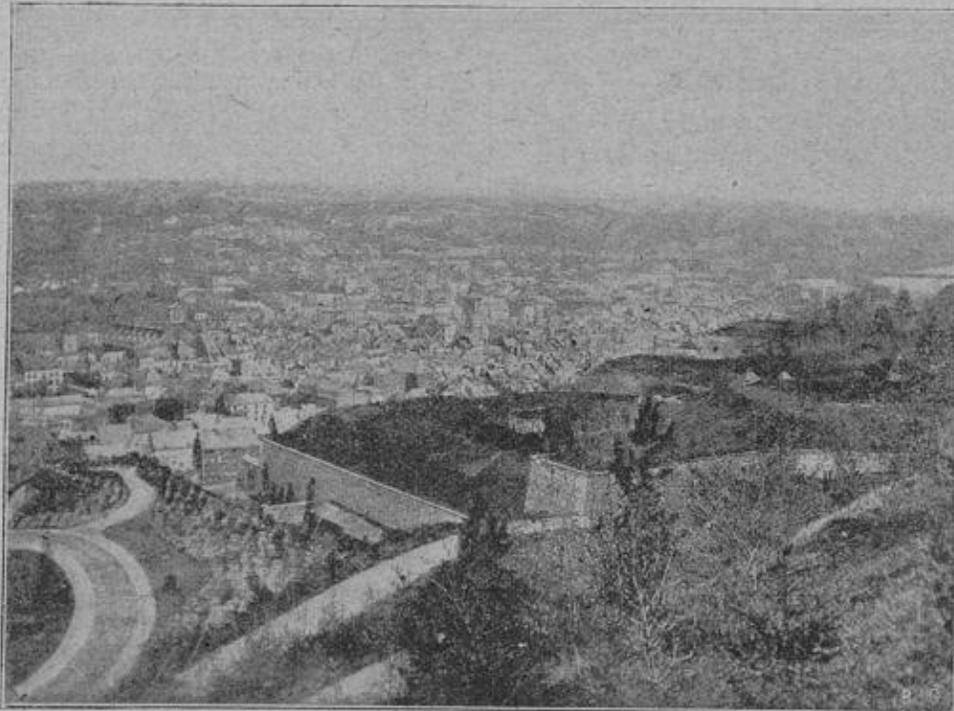
tosenden Beifall der Menge, kein Tächerschweigen und Winken sah er mehr, nicht einen Blick hatte er mehr für all die begeisterten Zuschauer, die ihm wie einen König huldigten. Mit Knattern und Surren stieg das Flugzeug empor, und erst als er das grüne Dach der Frauenkirche und die blauen Kuppeln all der Türme, die sich aus dem Dunstschleier emporreckten, aus der Vogelperspektive erblickte, wurde ihm ein klein wenig leichter ums Herz. Doch die bange Ahnung von etwas Schlimmem, das ihn, trotz aller Triumphe noch bevorstand, konnte er nicht los werden. Sie legte sich beengend, verwirrend auf sein Hirn, ließ die sonst so sichere Hand erzittern, gab ihm ein Gefühl der Unsicherheit, als steige er zum erstenmal in dem klaren Himmelsäther empor.

Immer noch stand die Menge am Flugplatz und schaute Master Stern mit staunenden Blicken nach. Nielsen hatte Werners Arm ergriffen und sagte nun:

„Wissen Sie, er schien Sie zu kennen, aber nichts von Ihnen wissen zu wollen. Es war doch auffallend, wie er sich abwandte von Ihnen und herumfuhr.“

„So, so, das fiel Ihnen also auch auf,“ sagte er zerstreut und starrte mit weit aufgerissenen Augen auf den dunklen Punkt in der Luft, der jetzt nur noch so groß wie eine Lerche war. Hatte er Neith auch nicht erkannt, wie der ihn, so wurde er doch recht lebhaft an diesen erinnert, als er des Fliegers kleine, schwächliche Gestalt dahintrippeln sah. Und das Erschrecken Sterns gab ihm zu denken. Daher zerstreutes Wesen jetzt.

„Nun scheint er seine Luftmanöver beenden zu wollen und den Kurs auf Hamburg zu nehmen,“ sprach Nielsen weiter. „Aber sehen Sie nur, sinkt das Fahrzeug nicht auffallend schnell? Es wächst von Sekunde zu Sekunde, scheint mir.“ Und das stimmte in der Tat. Es schien, als wolle der Flieger noch einmal zurückkehren ins gastliche Kopenhagen. Sollte irgend etwas nicht in Ordnung sein am Motor? Aber was ist das? Schwant denn die Maschine nicht eigentümlich nach den Seiten, schießt sie nicht ruckweise bald nach rechts, bald nach links? Das kann doch nicht in der Absicht des Lenkers liegen. Da muß unbedingt etwas nicht stimmen. Ein Defekt am Motor, vielleicht ein Ventil schadhast, eine Schrau-



Kamur. Bild auf die Stadt, im Vordergrund die Befestigungen.

be abgebrochen? Und jetzt — jetzt — ein martererschütternder Schrei aus tausend Kehlen, blasses Entsetzen auf allen Gesichtern, starr werden aller Augen, das Blut stockt in den Adern jedes einzelnen, — denn etwas Entsetzliches geschieht: pfeilschnell sauft der Gindecker zur Erde hernieder! Welch eine Minute! Und da — da ist es geschehen. — Ein schweres Aufschlagen, ein Krachen, ein Klirren, überäubt von der tobenden, schreienden, kreischenden Menge: zermettert die vielgepriesene Flugmaschine der Zukunft, vernichtet der Mann, dem man eben zugehacht als einem Helden, dem es gelungen, die Dämonen der Luft zu überwinden. — „Platz da, Platz für den Arzt!“ erschallt eines Schutzmanns Stimme.

„Platz für das Rote Kreuz!“ — —

„Keine Rettung mehr,“ schwirrt es von Mund zu Mund. „Wirbelsäule gebrochen — Master Stern tot!“

Polizisten haben große Mühe, die Volksmasse in Ordnung zu halten und im graufigen Gedränge weiteres Unglück zu verhüten. Alles will den toten Helden noch einmal sehen. Doch nur wenigen glückt es, denn schon nach wenigen Minuten war die Leiche in der großen Flugzeughalle geborgen. Außer dem Arzt durften nur der Direktor Haberslund und die Ingenieure Nielsen und Falke hinein.

Auch Werners mitleidiges Herz bebte in dieser schaurigen Stunde. Da sah er den viel bewunderten Mann nun tot und starr auf der weichen Matte liegen. Er mußte seinen Geist auf der Stelle ausgehaucht haben, denn das Rückgrat war doppelt gebrochen. Und jetzt konnte man sein bleiches, scharfsichtiges Gesicht unverhüllt erkennen. Ganz dicht trat der Ingenieur Falke heran,

beugte sich nieder zu dem Toten, fuhr dann in größter Bewegung zurück und stieß mit zitternder Stimme aus:

„O Gott im Himmel, das ist doch nicht Master Stera selber! Ich kenne diesen Menschen: der Obringenieur Reyth aus der Stralaufchen Fabrik und kein anderer ist es.“

„Beruhigen Sie sich,“ sprach Niessen, „es wird schon Friedrich Stern sein. Sie können sein Bild ja in allen Journalen sehen.“

Doch Werner kam von dem Gedanken nicht los, es müsse sich dennoch um Reyth handeln. Und schon die nächste Stunde sollte seine Vermutung tatsächlich voll bestätigen: der Direktor trat, als er gerade eifrig dabei war, mit anderen Sachverständigen die zerstückelte Maschine zu untersuchen und den Grund des Unglücks genau festzustellen, an ihn heran, nahm ihn beiseite, wies ihm einen Brief und sagte:

„Herr Falke, Sie sind ja Deutscher. Lesen Sie mir dies doch bitte mal vor. Meine Kenntnisse Ihrer Muttersprache reichen nicht ganz zu, um den Sinn richtig zu verstehen. Ich nehme an, daß dieses Papier in des Verunglückten Anzug gesteckt hat. Man fand es soeben in der Halle, als man die Leiche fortschaffte.“

Werner las, seine Stimme stockte — seine Augen wurden mit jedem Satz größer — er kam nicht zu Ende.

„Herr Direktor,“ leuchtete er, nachdem er ein paar Minuten wie versteinert dagestanden, das Papier krampfhaft mit beiden Händen festhaltend, „ich habe die Wahrheit gesagt: es ist nicht Stern, sondern Reyth, der in meines Pflegevaters Dienst gestanden hat und ein erbärmlicher Schurke war!“

Dieser Brief stammt von seinem getreuen Helfer. Der Mann fordert eine Entschädigung von ihm für die ihm erwiesenen Dienste. St. ist niemand anders, als mein Pflegevater, der Kommerzienrat Stralau. Und der — der — ist und bleibt in Wahrheit der Erfinder des vielgerühmten Motors. So steht hier, und ich begreife alles, alles. Ich verstehe auch, was er damit meint, er könne einen Toten wieder lebendig machen. — Aber, verehrter Herr Direktor — jetzt habe ich eine große Bitte, die Sie mir unter keinen Umständen abschlagen dürfen: Urlaub — möchte ich, mehrere Wochen Urlaub. Ich muß nämlich in meine Heimat. Sie werden meine Gründe verstehen.“

Herr Haberstadt begann den Zusammenhang erst nach geräumiger Zeit und nach mancherlei Fragen und Erklärungen. Natürlich bewilligte er seinem tüchtigsten Ingenieur dann gern den Urlaub. Und da säumte Werner nicht: schon mit dem nächsten Dampfer reiste er ab von Kopenhagen, nachdem er den zerstückelten Motor des Eindeckers noch einmal genau untersucht und sich über die Ursachen des plötzlichen Versagens vollkommen klar geworden war.

Ella hatte soeben das Krankenzimmer ihrer Mutter verlassen und war in den Garten hinausgegangen, um frische Luft zu schöpfen. Da wurde ihr von einem verwahrloht aussehenden Burschen ein Brief übergeben, dessen Inhalt ihr gequältes Herz mit neuen Schreden erfüllen sollte: Schiffmann war der Absender. Und der Mensch forderte von ihr, daß sie ihm bis morgen Abend um zehn Uhr zehntausend Mark auszahlen solle, da er sonst dem Gericht anzeigen werde, daß ihr Vater den Obringenieur Reyth ermordet habe. Zu der angegebenen Zeit werde er an der Eingangspforte des alten Kirchhofs erscheinen und das Geld aus ihrer Hand persönlich in Empfang nehmen. Er brauche es notwendig zur Reise nach Amerika. In Ermangelung von barer Münze, könne sie ihn auch mit Schmuckstücken befriedigen, deren sie ja genug besitze. Ihres Vaters Leben, ihre eigene Ehre stehe auf dem Spiele, darum solle sie sich nicht bestimmen, seinem Wunsche zu entsprechen.

„O Gott, hast du uns denn ganz verlassen!“ rief sie händelnd, nachdem sie den Inhalt begriffen hatte. Und wieder stand sie ratlos da in dunkler Nacht der Verzweiflung. Was sollte sie nur tun? Ach, wenn sie nicht selber schon längst von des Vaters

Schuld überzeugt gewesen wäre! — Gern wollte sie ihre Schmuckstücken ja preisgeben. Doch würde der dreiste Erpresser sich damit zufrieden geben? Würde er sich nicht immer wieder melden und immer unerschämter werden? O grausames Geschick!

Und nun stand sie in ihrem Zimmer und suchte Stills für Stills des kostbaren Geschmeides, mit dem die Eltern sie in glücklicheren Zeiten erfreut, hervor, breitete alles auf den Tisch aus und begann zu rechnen und abzuschätzen, welchen Wert die einzelnen Dinge wohl haben möchten. Dieses goldene Kettlein mit den bligenden Türkisen, das Perlenhalsband, die beiden Brillantringe, die überaus wertvolle Brosche, ach, das hatte ja viel, viel mehr gekostet, als Schiffmann verlangte.

Schluchzend nahm sie eines nach dem andern in die Hand, und es wurde ihr unendlich schwer, zu einem Entschluß zu kommen, was sie fortgeben sollte.

Da klopfte Christian herb an ihre Tür und rief: „Gnädiges Fräulein — Besuch!“

„Wer denn?“ fragte sie höchst unangenehm überrascht zurück. Und gerade wollte sie hinzufügen, sie sei für niemanden zu sprechen. Aber da hörte sie eine andere Stimme, eine klangvollere, bei deren Ton ihr der Atem stockte. Hatte sie sich denn nicht getäuscht? Siedendheiß wallte ihr das Blut zum Herzen, das Perlenhalsband entfiel ihren Händen, sie riß die Tür auf — und — es ist kein Traum! — Werner steht vor ihr. — Sie schaut in des Geliebten freudestrahlendes Antlitz, sieht seine ausgebreiteten Arme, hört

ihn Worte stammeln, die sie nicht versteht, fühlt den warmen Druck seiner Hände und ist fassunglos vor Schreck und Überraschung.

„Ella — ich bin es wahrhaftig! Ella, mein Lieb, ich habe dich wieder!“ So tönt es an ihr Ohr, in ihre Seele. Und da kommt Leben in ihre starren Glieder, ganz allmählich, sie wirft sich an seine Brust und stammelt: „Werner, dich schickt mir der Herrgott! — Werner — weißt du es denn schon? Und du — du kommst zu uns?“

„Alles weiß ich, mein Lieb. Und ich sehe, daß du dennoch mein bist! Ach, Ella, warum warst du denn irre an mir geworden, warum mußte es so kommen? Warum gönntest du mir nicht eine einzige Zeile, wo du mich doch lieb hast? Warum?“

Es währte lange, bis alle Rätsel gelöst waren. Und dann

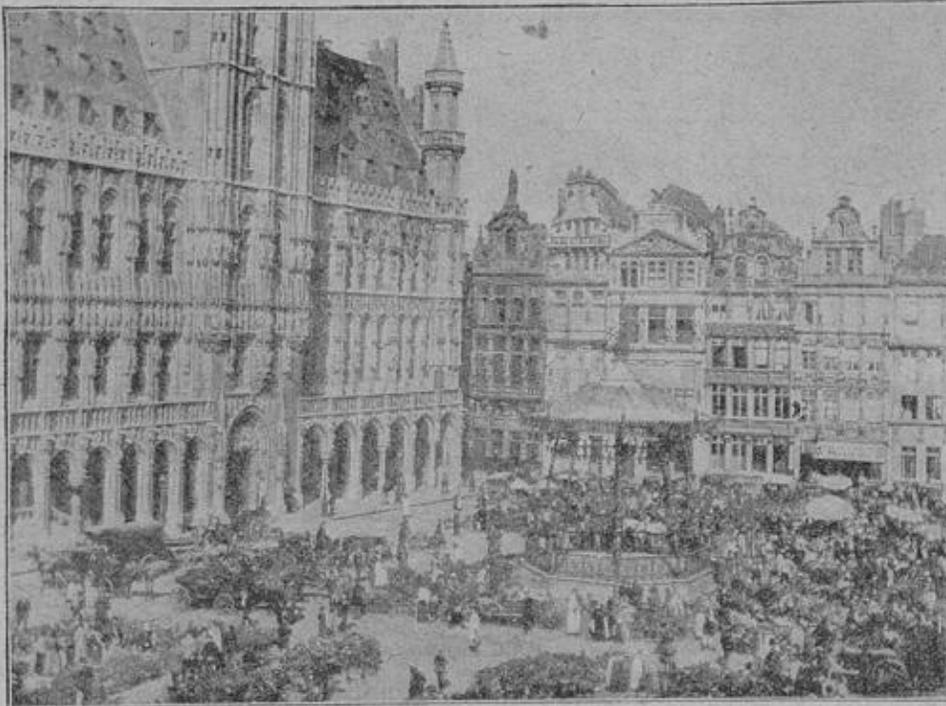
stotterte sie unter Freudentränen:

„Es ist aber dennoch nur ein Traum, Werner! Du hast von unserm Unglück gehört, hast gehört, daß ich frei bin von dem ungeliebten Manne, kennst nun die Gründe, weshalb ich das Vertrauen zu dir verloren hatte, weißt von dem Verdacht und hoffst, daß auf die schaurige Nacht ein herrlicher Morgen folgen werde. Aber wenn Papa sich nun nicht zu rechtfertigen vermag?“

„So werde ich sein Anwalt sein!“ rief er da triumphierend aus. „Gottlob: ich bin in der Lage, zu beweisen, daß Reyth erst vor drei Tagen seinen Tod gefunden hat.“

Und nun erzählte sie auch darüber in aller Eile Genaueres, hörte von dem Erpresserbrief, den man bei dem Toten gefunden, und zweifelte nicht mehr daran, daß der Schurke Schiffmann ein doppeltes Spiel getrieben. Als Werner nur einen Blick auf den Brief geworfen, den sie heute von jenem erhalten, wußte er mit Bestimmtheit, daß sich alles genau so verhielte, wie er es sich gedacht.

„Der Erbärmliche soll uns nicht entkommen!“ rief er aus. Morgen Abend wird er hinter Schloß und Riegel sitzen. Und dann, mein Lieb, hat alles Leid ein Ende. Papa wird erkennen, daß ich nicht so unfähig bin, wie er geglaubt hat: ich werde mit ihm zusammenarbeiten: der Motor, den er erfunden hat, und der Reyth zum Verderben werden sollte, läßt sich vervollkommen, und unsere Firma gelangt zu neuen Ehren. Doch nun bereite Mama auf meine Heimkehr vor, damit sie unser unermessliches Glück teilen kann. Noch heute besuche ich Papa im Sanatorium. Ich denke, daß mein Erscheinen auch ihn gesund machen wird. O, geliebtes Herz, daß ich



Zu dem Einzug der deutschen Truppen in Brüssel.  
Der Marktplatz in Brüssel mit seinem gothischen Rathausbau.

dich wieder habe, das wiegt ja allen meinen Jammer Hundertfach auf!"  
Und wieder lagen sie einander in den Armen, weinten Freudenstränen und konnten nicht begreifen, daß die Welt so wunderschön war.

Der ehemalige Gastwirt Schiffmann hatte ein umfassendes

Geständnis abgelegt, und wenige Tage später wußte es alle Welt, wer der vielgepriesene Flieger Stern gewesen und wem der Ruhm seiner Erfindung gebührte.

Der Kommerzienrat Stralau und sein Pflegesohn Werner Falke standen während der nächsten Zeit im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses. Die drohenden Wolken aber, die über der Villa Amalie geschwebt, hatten der Sonne goldene Strahlen siegreich durchbrochen, alle guten Geister, die so lange von dieser Stätte verbannt gewesen waren, hielten jubelnd von neuem ihren Einzug, schauten segnend auf das glücklich-



Oberst Friedrich Wilhelm Prinz zur Lippe, ein Onkel des regierenden Fürsten Leopold IV. zur Lippe, gefallen bei dem Sturm auf Vütich an der Spitze seines Regiments, dem er die Fahne vorantrug.

ste Brautpaar von der Welt, sahen Frau Amalie Freudenstränen weinen und sahen auch den Hausherrn neu genesen mit strahlendem Antlitz in der Mitte seiner Lieben wieder.

Der Gattin Hand voll zärtlicher Liebe ergreifend, rief er mit bewegter Stimme und glänzenden Augen aus:

„Es war doch gut, Malchen, daß wir den Jungen damals zu uns nahmen. Heute weiß ich, daß unser Kind an seiner Seite glücklich werden wird.“

Sie warf sich an seine breite Brust und konnte nur in selbiger Wonne stammeln:

„Und der gütige Lenker der Menschengeschichte sei gepriesen in Ewigkeit!“

## Die Braut des Todes.

Novelle

von S. Lengauer.

(Schluß.) (Nachdr. verb.)

Aber Nina starb beinahe vor Langesweile.

Mutter Barbara hielt sie wie eine Prinzessin, seit es den Anschein hatte, als ob Cecco durch sein Brautglück die verlorene Gesundheit wiedererhalten sollte.

Der Kranke sah jetzt immer aufrecht im Bette, schlief des Nachts ruhig und aß mit gutem Appetit. Auch sein Aussehen besserte sich merklich. Nina kam jeden Tag auf einige Stunden zu Besuch, und da schien es wirklich, als söge er sich aus dem Anblick des frischen, blühenden Mädchens neue Kraft und Gesundheit. Für Nina hatte es bereits an Reiz verloren, nicht mehr hungern

zu müssen und immer in prächtigen Kleidern herumstolzieren zu können. Auch der Reiz der Freundinnen erfreute sie lange nicht mehr so; manchmal überraschte sie sich sogar bei dem Gedanken, daß es früher doch viel, viel schöner gewesen sei. Es war gar nicht so amüßant, die „Braut des Todes“ zu sein, als es sich die anderen vorstellten.

Nina blickte noch immer in das dunkel werdende Wasser; die letzten rosigen Wölkchen verschwanden, die Nacht sank hernieder. Wie schön war das Spiel der Wellen!

Wie sie schaumgekrönt herantamen, in dem felsigen Ufergrunde in milchweißen Gischt zerstoßen und dann wieder zurück-sanken in die dunkle, wogende Tiefe.

Es ist gut sitzen am Strande für den, der etwas zu vergessen hat, das die rauschenden Wasser übertönen.

Nina möchte so viel vergessen und kann es doch nicht.

Über die Flut kommt jetzt langsam eine Fischerbarke gezogen. Knirschend fährt ihr Kiel im weißen Sande auf. Camillo, der junge Fischer, steht mit aufgestülpten Hemdärmeln mitten im Kahn und rafft das Netz zusammen, in dem es von silberschimmernden Fischen wimmelt.

Der Fang war ein reichlicher.

Camillo lacht, so daß die festen schneeigen Zähne hinter dem kurzverschnittenen, lohlschwarzen Bartchen sichtbar wurden.

Wie schön Camillo ist; wie kräftig und wohlgeformt seine bronzefarbenen Arme aus den engen Ärmeln hervortreten.

Wie hübsch die rote Mütze auf dem dunklen, krausen Gelock sitzt, und wie seine Augen in Kraft und Lebensfreude blitzen!

Die Frauen haben ihren Stand verlassen und sind an die Barke getreten. Mit ihrer Hilfe zieht Camillo das Schiff vollständig an das Land, dann befestigt er den Ring an einem Holzpflock und steigt aus dem Schiffe. Die Fische werden jetzt gleich fortgefert.

Die großen kommen in Körbe, die kleinen verpackt der Fischer bereitwillig an die Frauen und die herumstehenden Kinder. Nina steht daneben.

Obgleich Camillo ihr Jugendgespieler ist, richtet er doch kein Wort an sie. Es ist, als ob er ihre Nähe noch gar nicht bemerkt hätte. In Ninas Herzen waltete es heiß auf. Ihr Stolz ist aufs tiefste verletzt.

Sie achtet nicht auf die spöttischen Blicke der umstehenden Frauen, sondern folgt Camillo, während er mit den Aboßen den Strandweg hinansteigt. Seine Mienen sind düster.

„Halt an, Camillo, willst du mit meine Fische verkaufen?“ ruft ihm Nina nach. Ohne sich umzusehen, erwiderte Camillo kalt:

„Nein, es ist mir keiner feil.“

„Aber du bietest sie doch alle morgen am Markte aus.“

„Jawohl, sie sind verkäuflich, aber nicht für dich.“

„Warum nicht für mich?“

Camillo wendet sich jetzt hastig um und sieht dem Mädchen mit zornblühenden Augen in das erbleichende Gesicht.



Kronprinz Rupprecht von Bayern, der Sieger von Mex.



Gefangene russische Frauen in Königsberg.

„Weil, weil du die Schande von Ospitaletto bist, du, du.“  
 „Weil diesen meinen Häuten möchte ich dich erwürgen, ach, und daß die gute Madonna so etwas duldet. Töten sollte ich dich, auf der Stelle töten!“

„Du bist von Sinnen, Camillo, ich wäre die Schande des Ortes! Und weshalb denn? Warum sollte mich die Madonna strafen?“

„Weil du deine Jugend, deine blühende Gesundheit verkauft hast; weil du dich selbst verschachert hast um schnöden Gewinn, wie einst Judas den Herrn. Pfui, schäme dich!“

Camillo spuckte in weitem Bogen über die Klettergebüsch der niederen, grauen Felswand hinweg, um seine Verachtung deutlich zu zeigen. „Nieber sterben, als auch nur einen Centesimo von einem ungeliebten Mann annehmen.“

Mina trat näher; sie legte ihre Hand bittend auf seinen Arm. „Camillo, sprich nicht so wild zu mir! Was sollte ich tun, wer freit ein armes Mädchen?“

Camillos Gesicht drückte tiefen, unaussprechlichen Groll aus, und seine Stimme bebte ein wenig, als er, etwas näher herantretend, flüstert:

„Wer ein armes Mädchen freien sollte? Einer, der selbst arm ist, einer, der zwei kräftige Arme hat, womit er sich des Lebensunterhalt für die Familie verdienen kann, einer, der ein Herz voll heiße, treue Liebe besitzt, einer, der sein Leben hingäbe für sein holdes Schätzchen.“

Mina ist ganz blaß geworden, aber sie duldet es schweigend, daß er den Arm um sie legt und, so eng aneinander geschmiegt, gehen die beiden langsam den einsamen Strandweg hinauf.

Als Camillos Güte sichtbar wird, bleibt er plötzlich stehen, neigt sich herab zu Minas gesenktem Köpfchen und zischt ihr etwas Hastiges ins rosige Ohr.

Mina errötet heftig und in einem jäh aufsteigenden, zitternden, langsam sich steigenden Hauche küßten sich die beiden jungen Menschenin der heftig und lange.“

Dann läßt Camillo das Mädchen los und geht eilig nach seiner Hütte.

Er blüht nicht mehr zurück: Mina aber weiß plötzlich, daß mehr als aller Reichtum zwei kräftige Arme um ihren Hals, zwei junge heiße Lippen auf ihrem Mund, zwei dunkle Augen, sich in ihre versenkend, beglücken können, und daß sie töricht gewesen ist, auf das Schönste im Leben Verzicht leisten zu wollen.

Der Sommer war im Vergehen.  
 In den Vorgärten entfalteten Dahlien, Georginen und Astern ihre duftlose Pracht. Überall roch es nach Reseden, nach sonnendurchglühnten, reifen Äpfeln und welkem, sterbendem Laube.

Mutter Barbarina schritt eines Morgens geschäftig über den fahlen Rasen, auf dem schon zahlreich die gelben Blätter der Kirschbäume verstreut lagen.

An ihrer Seite ging der Arzt, den sie zu seinem, an der Straßenecke erwartenden Wagen geleitete.

„Es ist, wie ich Euch sagte, Signor Paolo, mein Sohn ist vollständig genesen, es geht ihm wieder so gut wie ehemals.“

Der Doktor schüttelte das Haupt.

„Ich will nicht ableugnen, daß mit Cecco in den letzten Monaten eine große Veränderung vorgegangen ist. Er befindet sich besser, in der Tat, sieht auch wohler aus. Er kann sicher bald auf einige Stunden aufstehen. Aber ich warne Euch, Mutter Barbarina, macht Euch nicht zu große Hoffnungen, es könnte sonst wohl sein, daß Ihr enttäuscht würdet. Immerhin besteht noch Gefahr.“

Doch Mutter Barbarina ließ den Arzt nicht ausreden. „In drei Wochen ist Hochzeit, Signor, just am Feste der süßen Madonna soll er getraut werden.“

Signor Paolo riß beide Augen vor Erstaunen weit auf.  
 „Wer soll getraut werden, meint Ihr?“  
 „Ich sagte es Euch ja eben . . . mein Cecco, der bis dahin ganz gesund und kräftig sein wird.“

Der Arzt bleibt stehen und schaut Mutter Barbarina an, wie man eine Berrückte betrachtet. Mitleid und zugleich Grauen hat ihn erfaßt.

„Redet Ihr im Ernste, Mutter Barbarina?“  
 Die Alte lächelt verständnislos.

„Warum sollte ich mit so heiligen Dingen Scherz treiben, Signor, und wenn Ihr uns am Hochzeitstage auf ein Stündchen beehren wolltet, so möchte uns das eine große Auszeichnung sein.“

Signor Paolo aber lehnte dankend ab. Er habe so viele Schwerkranken zu besuchen, er könne wirklich nicht abkommen. Dann geht er rasch zur Gartentür hinaus, steigt in seinen Wagen und fährt davon, ohne Gruß, und ohne auch nur noch ein einziges Mal zurückzublicken.

Mutter Barbarina ist entrüstet, aber sie faßt sich schnell. „Etwas Grobköpfiges hat er schon immer gehabt, der gute Signor Paolo, und mit seiner Weisheit scheint es auch nicht recht weit her zu sein. Hat er doch immer behauptet, Cecco würde nicht mit dem Leben davontommen, es sei eine Unmöglichkeit, ihn wieder herzustellen zu können. Und nun hat ihn die kleine Ninetta dennoch vollständig wieder gesund gemacht.“ . . .

Wie Mutter Barbarina es vorhergesagt hatte, so geschah es.

Am Feste Maria Geburt war die Trauung Ceccos mit Ninetta.

Das ganze Dorf war auf den Beinen, niemand wollte sich das Schauspiel entgehen lassen, zu sehen, wie „der Tod“ ein blühendes Mädchen freit. Aber beinahe alle Anwesenden waren ein wenig enttäuscht.

Die Brautleute schienen die Rollen vertauscht zu haben.

Ninetta im grellbunten, überreichen Fug sah bleich wie eine Leiche aus, während Cecco, der sich, man sah es wohl, nur mühsam auf den Füßen halten konnte, ein hohes Rot der Freude auf den Wangen zeigte und mit glückstrahlenden Augen auf sein anmütiges Bräutchen blickt.

Dennoch atmet er erleichtert auf, als die Ringe gewechselt und der Priester den Segen gegeben hatte.

Auch die Empfindung innigster Befriedigung, endlich das heißersehnte Ziel erreicht zu haben, konnte ihn nicht länger aufrecht erhalten. Ganz erschöpft sank er neben Mina in die weichen Polster des Hochzeitswagens.

Daheim hatte Mutter Barbarina eine große Hochzeit ausgerüstet.

Das Häuschen war mit Gästen überfüllt, der Wein floß in Strömen, und die Tische waren überladen mit lederen Speisen. Cecco aß und trank reichlich und war von lauter, übermütigster Lustbarkeit.

Still, wie gebrochen saß Mina an seiner Seite, nur als er manchmal den Arm um sie legen wollte oder seine edige Wange zärtlich gegen die weiche, pfirsichfarbene Rundung ihres Kindergesichtchens presste, da übermannte sie Grauen und Abscheu, sie wandte sich ab, und ihre Augen glühten in hilfloser Angst auf, wie fahles Wetterleuchten vor Anbruch des Gewitters.

Stumm läßt sie die Qual des Tages über sich ergehen. Ihre Eltern sind die letzten der Gäste, die den Heimweg antreten.

Der purpurne Schein des Abends ist ganz verglommen, über dem Rande der dunklen Olivenwälder steht schon mattschimmernd das erste Sternlein.

Mutter Barbarina räumt die Tische ab, und Cecco steht am geöffneten Fenster. Es scheint ihm sehr heiß geworden zu sein, denn er läßt aus einer Karaffe frisches Wasser über seine mageren



Notzpeisungen in Berlin.

Für den geringen Preis von 10 Pennig finden in Berlin täglich die Speisungen von ca. 6000 Menschen statt, wodurch einem großen Teil der arbeitslosen Bevölkerung geholfen wird.

Hände rieseln. Der oberste Knopf des Hemdes ist geöffnet, die pochenden Adern am Halse treten stark hervor.

Er leidet sichtlich an Atemnot.

Als Nina herantritt und um die Erlaubnis bittet, die Eltern ein Stückchen Weges begleiten zu dürfen, nickt er freundlich bejahend und kimmert sich nicht weiter um sie.

Nina geht schweigend mit der Mutter. Der Vater eilt voraus; er trägt eines der Kinder, das schlafrig geworden ist, auf dem Arme heim.

Als Nina an die hohe Weinbergsmauer kommt, die sich längs der Straße hinzieht, wirft sie erst noch einen hastigen, forschenden Blick zurück, dann tritt sie hinter die bergenden Gemäuer. Hier kann man sie vom Hause aus nicht mehr sehen. Erstaunt folgt ihr die Mutter. Wöglich sinkt Nina mit einem gelenden Aufschrei der erschrockenen Frau in die Arme:

„Mutter, Mutter, warum hast du mir das getan?“

Die Mutter aber brängt die bitter Aufschluchzende verb zürcht:

„Wie einfältig du bist, gleich gehe heim, ich habe nicht Lust, dein Geplärre anzuhören, nimm dich zusammen, daß der Vater nichts davon vernimmt, sonst möchte er dir noch den Stock zeigen, wie du es verdienst. Sich elend zu fühlen bei so einem großen Glück.“ . . .

Da ging Nina still nach Hause.

Nein, das Erbarmen wohnt nicht bei den Menschen!

Nina hatte Tag und Nacht gefleht, sie lieber sterben als Ceccos Frau werden zu lassen.

Still lag Mutter Barbarinas Häuschen in der Dämmerung da.

Die Läden der Erdgeschosstube waren schon geschlossen.

Mit wankenden Knien ging Nina die dunkle Holztreppe hinauf in das obere Stockwerk.

Weindunst, Blumengeruch, Bratendampf und von vielen Menschen verbrauchte Luft, schufen hier eine atemberaubende Atmosphäre.

Nina schwindelte es, eine sonderbare Beklemmung besiel sie, wie die Ahnung eines entsetzlichen Ereignisses lastete etwas auf ihrer Seele. Hastig stieß sie die Türe zum Brautzimmer auf.

Der Anblick, der sich ihr jetzt bot, ließ sie vor Schrecken erstarren.

Am Boden lag, langausgestreckt mit nach oben gerichteten, verglasten Augen Cecco starr und tot.

Ein Herzschlag hatte seinem Leben ein Ende gemacht. An seiner Seite kniete Mutter Barbarina bleich, regungslos, wie der versteinerte Schmerz.

Als der Frühling wieder kam, trug das uralte verbliebene Madonnenbild am Strande täglich frischen Blumenschmuck. Ninas Hände waren es, die ihn liebevoll zurechttrichteten.

Von Camillo war aller Groll gewichen. Nina hatte ihm nämlich versprochen, gleich nach Ablauf des Trauerjahres sein liebes Weibchen zu werden.

## Ein Zauberwort.

Humoreske

von A. J. Rudert.  
(Nachdr. verb.)

Ein altes Sprichwort heißt: „Was du nicht willst, daß man dir tu', das füg' auch keinem andern zu!“

Der diesen Ausspruch kühlich erörtern, wollte ihn vernünftig nur auf Menschen angewendet wissen. Du aber, mein geschätzter denkender Leser, gibst mir gewiß nicht unrecht, wenn ich diesen beherzigenswerten Gedanken auch in Beziehung auf die Tierwelt in Anwendung bringe.

Niemand will vernünftigerweise über seine Kräfte angepannt sein. Selbsterredend! Jedermann kann nur entsprechend seinen naturgemäßen Kräften schaffen. Wie oft aber reicht unsere schwache Kraft nicht aus! Dann beanspruchen und brauchen wir Hilfe von wohlgeleiteten Menschen und Viehtier von oben.

Schau um dich! Den armen bedauernswerten Zugtieren werden von gefühllosen, gewissenlosen Menschen alltäglich übermäßige, ja oft genug unmögliche Leistungen zugemutet.

Wer über seine Kräfte will hinaus,

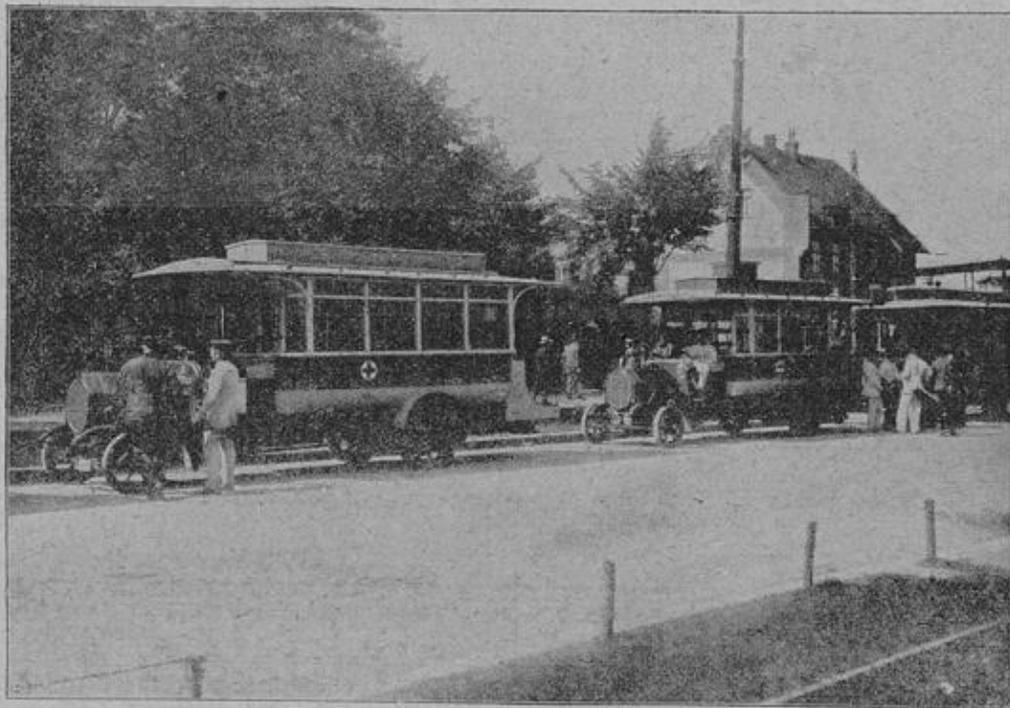
Der schafft nichts Gutes in Land und Haus.

Möchtest du nicht dem verurteilten Wüterich die Peitsche oder gar den knorrigen Pöggel aus den gewalttätigen Händen winden, der so unbarmherzig auf sein hilfloses Zugtier einhaut?

Ähnliche Gedanken zogen durch meine Seele als ich einst mit einem Freunde in einem Wägelchen am er-



Die Krankenpflege im Kriege. Schwestern vom Roten Kreuz.



Berliner Automobil-Omnibusse als Lazarettwagen.

sten Hause eines Gebirgsdorfes anhält, um den vorchriftsmäßigen Pflasterzoll zu entrichten.

Dicht neben dem Steuerhause stand eine ländliche Schmiede. Davor bemähten sich der Schmied und noch zwei oder drei andere männliche Personen, einem Pferde Eisen an die Hufe anzupassen. Sei es nun, daß der Schmied in strafbarer Ungeschicklichkeit oder

in leichtfertiger Unachtsamkeit den Huf zu tief ausgeschurft hatte, aber daß ein Nagel bis aufs Fleisch durchgeschlagen war — kurz: das Pferd ließ niemand mehr an sich herankommen.

Zu blinder Wut schlugen nun die Unholde, die, wie es schien, in Grausamkeit gegenseitig sich übertreffen wollten, mit den Fäusten, ja mit einer kantigen Latte, sogar mit Schmiedehammer und Zange auf das angebundene, wehrlose Pferd los. Das be-  
kannernswerte Tier geberdete sich infolge dieser schändlichen Mißhandlungen natürlich immer unbändiger und setzte allen qual-  
vollen Versuchen, seine Beschläge zu vollenden, ganz entsetzt  
wollkräftigen Widerstand entgegen. Es schwitzte schauerhaft am  
ganzen Körper und weißer Schaum quoll ihm aus Maul und  
Nüstern.

Mein Begleiter, der vortrefflich mit Pferden umzugehen  
verstand, verwies den sinnlos handelnden Unmenschen ihre nichts-  
würdige Tierquälerei und drohte, sie gerichtlich zur Anzeige zu  
bringen, wenn sie dieselbe nicht bald einstellten.

„Was wollen Sie?“ rief eine mit heiserer Stimme aus der  
ungestümmen Gesellschaft. „Sie wollen uns Lehre geben? Da  
kommen Sie an die Unrechten!“ Und ein anderer schwang sogar  
unter gemeinen Drohungen die von den letzten Schlägen auf das  
bemitleidenswerte Pferd zersplitterte Latte. Mir ward bei diesen  
ruden Gesellen angst und bange; mein Reisegefährte aber  
ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. Er reichte mir den Fingel  
und ließ kaltblütig aus dem Wagen mit den Worten: „Nun, ich  
will euch tapferen Burschen doch zeigen, wie man einen Gaul ohne  
Mißhandlungen bändigt.“

Er näherte sich dem zitternden Pferde, faßte es sicher am  
Baum, streichelte ihm Baden und Stirne, klopfte ihm schmeichelnd  
den Hals, redete mit sanften Worten ihm zu, gab ihm ein Stückchen  
Futter, während die dummen, höhnisch lachenden Heiden gaffend  
seitab standen.

### Ein neues Goldland.

Nach einer amtlichen Mitteilung des Gouverneurs von  
Britisch-Guayana ist es unzweifelhaft, daß die Welt um ein neues  
Goldland reicher geworden ist: an der Südgrenze Guayanas, in  
der Nähe des Ruzumuni-Flusses, sind ansehnliche Goldfelder ent-  
deckt worden. Das Vorhandensein von Gold in jenen Gegenden  
kam erst zur Kenntnis der Behörden, als vor kurzem zwei ameri-  
kanische Goldsucher in Georgetown den Antrag stellten, ihnen  
das Schürfrecht in gewissen Gegenden zu gewähren, die zwischen  
den Quellen des Takutu-Flusses und der Zukuruti-Berge liegen.  
Die aufgefundenen Goldfelder befinden sich in waldbreicher Gegend.  
Nach den Schürfergebnissen der ersten vorläufigen Versuche  
rechnet man auf sehr reiche Erträge. Schwierigkeiten bereiten ein-  
weilen nur die ungünstigen Transportmöglichkeiten. Inseits von  
Nzotari ist der Ruzumuni in der Trockenzeit nicht mehr schiffbar,  
so daß die ganz im Hinterlande der Kolonie in unmittelbarer Nähe  
der brasilianischen Grenze liegenden neuen Goldfelder von der  
Küste aus nur sehr schwer und umständlich zu erreichen sind. Die  
Reise führt durch öde und unwirtliche Landstriche. Es ist daher  
auch wahrscheinlich, daß nach Aufnahme einer regulären Aus-  
beutung des neuen Goldlandes der Transport und der Verkehr  
auf brasilianisches Gebiet übergehen wird; man wird zu den  
britischen Goldfeldern mit dem Dampfer den Amazonasstrom bis  
Allanaos hinauffahren und von dort längs des Rio Branco bis  
Boa Vista vordringen; dieses brasilianische Fort liegt etwa  
neunzig Kilometer von dem neuen Dorado entfernt.

Die Behörden von Britisch-Guayana treffen einstweilen Vor-  
kehrungen, um einen Ansturm von Goldsuchern abzuwehren.  
Das Gouvernement weist in ausführlichen Warnungen darauf  
hin, daß nur größere wohlausgerüstete und

mit reichem Proviant  
versehene Expediti-  
onen Aussicht haben,  
die Schwierigkeiten  
der Reise zu überwin-  
den. Denn die Stätte  
der Goldfunde liegt  
in dem äußersten, bis-  
her völlig unerforsch-  
tem Winkel des Hin-  
terlandes, in einem  
Gebiete, in dem Nah-  
rungsmittel nicht zu  
erlangen sind. Die  
wenigen in jener Ge-  
gend hausenden In-  
dianer führen ein  
kümmerliches Dasein.  
Man will auch Vor-  
kehrungen treffen,  
um das Eindringen  
unerwünschter Ele-  
mente von der bra-  
silianischen Grenze zu  
verhindern.



Eine vorbildliche Fürsorge für die Frauen Kriegspflichtiger.

Das Pferd beruhigte sich zusehends und wurde, ich möchte  
sagen, immer kaltblütiger. Da zog mein Freund den Kopf des  
bereits etwas zutraulich gewordenen Rosses zu sich nieder, sprach  
sanft demselben einige Worte ins lauschende Ohr — und siehe  
da! Das Pferd rührte sich nicht mehr.

Als dessen Eigentümer, höchlich erstaunt über die urplötzliche  
Umwandlung, jetzt dem Pferde sich näherte und mit sanfter  
Stimme ihm zuraunte: „Heb' auf, Fuchsel, hopp!“ gehorchte es  
sofort willig und ließ ohne jegliche Scheu sich vollends beschlagen.

Der Schmied richtete nun an meinen Freund voll Neugierde  
die Frage: „Was war jetzt das? Was schwastn Sie dem Ross ins  
Ohr, davon es augenblicklich so lammfromm wurde?“ Und der  
Herr antwortete scherzend: „Dreimal das Zauberwort: „Halefusi-  
topdominowikowschwitsh!“ —

„Kannitverstan“ mag der staunende Schmied gedacht haben,  
was soviel bedeutet als „ich kanns nicht verstehen!“ Aber seine  
nicht weniger überraschten Genossen machten verlegen lange Ge-  
sichter.

Mein Freund belehrte mich im Weiterfahren, daß die wider-  
spenstigsten und halsstarrigsten Pferde zu besänftigen seien, wenn  
man sie freundlich behandle und ihnen einige lächelnde Worte  
dicht ins Ohr spreche.

Wer probiert's? Auch ein Pferd ist gewiß eines milden, gütigen  
Wortes wert! Ein gutes Wort kostet allerorts wenig und gilt doch  
viel: dem Pferde schmeckt es wie Hafer\*)

\*) Die oben schlicht erzählte Begebenheit hat wirklich sich zuge-  
tragen. Der Herr, der das aufgeregte Pferd so rasch zu zügeln ver-  
stand, war der Direktor eines bayerischen Gestüts. Ich war wieder-  
holt Zeuge ähnlicher Vorgänge. Das ungewohnte Insohrflüstern  
mehrerer Worte unter vorgängiger liebevoller Behandlung: lieb-  
wölbendem Streicheln und Patschen, scheint auf erschreckte Pferde  
eine suggestive Wirkung auszuüben.

### Spruch.

Vergebens wird die rohe Hand  
Am Schönen sich vergreifen,  
Man kann den einen Diamant  
Nur mit dem andern schleifen.

### Unsere Bilder.

Kronprinz Rupprecht von Bayern, König Ludwigs III.  
ältester Sohn, unter dessen Führung der große deutsche Sieg bei  
Tannenberg erfochten wurde, steht gegenwärtig im 46. Lebensjahre.  
Seine glänzenden militärischen Eigenschaften sind auch in der  
Friedenszeit schon oft bedeutsam hervorgetreten und haben ihm  
hohe Ehrenstellungen in der Armee eingetragen. Abgesehen führt  
Kronprinz Rupprecht außerdem auch den Titel eines Dr. jur. h. c.  
der Universität Berlin. Seiner Ehe mit der im Oktober 1912 ver-  
storbenen Herzogin Marie Gabriele in Bayern sind zwei Söhne  
entstanden, der dreizehnjährige Erbprinz Luitpold, von dem  
jüngst berichtet wurde, daß er sich an die Spitze der jugendlichen  
Erntehilfsarbeiter gestellt habe, und der um vier Jahre jüngere  
Prinz Albrecht.

Eine vorbildliche Fürsorge für die Frauen Kriegspflichtiger.  
Der Direktion der Straßenbahn in Hannover gebührt das Ver-  
dienst, durch die Einstellung der zurückgebliebenen Frauen ihrer ins  
Feld gezogenen Angestellten als Straßenbahnschaffnerinnen ein  
gutes Vorbild gegeben zu haben, dem bereits andere Städte sich  
angeschlossen haben. Unsere Aufnahme zeigt die eingeleiteten  
Schaffnerfrauen; vorne links den Direktor Holstein und den Ober-  
ingenieur Schörling. Für die aufsichtslosen Kinder wird ein  
Kindergarten eingerichtet.



## Sprüche.

Gegner glauben uns zu widerlegen, wenn sie ihre Meinung wiederholen und auf unsere nicht achten.

Fehle durch Taten die jagende Zeit: Schmede den Tag an die Ewigkeit.

Nach der Schlacht von Sedan ritt ich, erzählt der Artilleriegeneral Prinz Kraft zu Hohenlohe, in der Nacht einen Feldweg entlang, in der Ueberzeugung, daß derselbe doch irgendwohin führen müsse. Nach einer Weile sahen wir Licht in der Ferne und beim Näherkommen Häuser. Am Eingange des Dorfes fuhr ein Schwein meinem Pferd grunzend und quiekend unter die Vorderbeine. Hinter dem Schwein kam ein gemeiner Dragoner, der es an einem Hinterfuße hielt. Dieser Dragoner war der Sohn des Bundeskanzlers, Graf Bismarck, der für seine Eskadron Lebensmittel suchte und

Kalorien. Im gewöhnlichen Leben ist der Mann durchschnittlich täglich etwa 1350 Gramm mit 2500 Kalorien, so daß wir in der Antarktis um etwa 3000 Kalorien täglich besser gestellt sind." Freilich mit der Abwechslung wird es nicht allzu weit her sein. Bei den Schlittenreisen werden mitgeführt: Haser, Schmalz, Zucker, pulverisiertes Schienfleisch, Biskuits, konservierte Milch, ein Kaffeepräparat, Zitronensaft, Salz, Fleischextrakt und Tee. An Überfülle der Auswahl leidet der antarktische Gourmet also nicht, wenn ihm auch für den Notfall kleine Ertragnisse winken: die Emballage. „Aller fleischartige Proviant nämlich“, erzählt Shackleton, „ist in Wurstpellen verpackt; die Pellen sind für die Fütterung der Hunde nützlich, im Notfall werden wir sie selbst essen. Möge es nicht dazu kommen!“ Als einziges Anregungsmittel bleibt den Polarfahrern Tee; etwas Branntwein wird zwar mitgenommen, aber nur zu Heilzwecken.

Vom englischen Finanzminister. Lloyd George, der englische Finanzminister, er-

kenntzeichen. Fremder: „Entschuldigen Sie, wohnt bei Ihnen mein Freund Meier?“ — Vermieterin: „Ein Herr Meier wohnt allerdings bei mir... da müssen Sie aber etwas warten, der badet gerade!“ — „So so, dann will ich nur wieder gehen, das ist nicht der richtige Meier!“

Böses Beispiel. „Höre Antonio,“ sagt Signora Dorothea zu ihrem Mann, „meinst du nicht, daß es besser wäre, du gingst wieder zum Barbier und ließest dich rasieren?“ — „Nein, durchaus nicht, ich werde mich weiter selbst rasieren; so spare ich viel Zeit und Geld.“ — „Das ist ja ganz gut, aber sieh, wenn du anfängst, dich zu rasieren, dann läuft unser kleiner Gigi immer gleich herbei und lauscht begierig auf die schrecklichen Worte, die du dann ausstößt...“

Schwierigkeiten. Auf einem Amerikadampfer wendet sich eine Dame der ersten Kajüte an den Kapitän. „Ich möchte gern eine Frage an Sie richten, Herr Kapitän. Wie finden Sie nur den Weg hier durch den unerlösen Ozean?“ — „Ich richte mich ein-



Kredithilfe in Kriegszeiten: Die neuen Darlehenskaufenscheine im Werte von 5 Mark.

aus dem Dorfe, dessen Einwohner geflüchtet waren, dieses Resultat seiner Jurafragierung vor sich her trieb.

Die Speisefarie der Südpolfahrer. Sir Ernest Shackleton veröffentlicht in einem Londoner Blatt einige Betrachtungen über die antarktische Küche und die Probleme, die sie mit sich bringt. „Die Nahrungsmittel, die wir auf unsere Schlittenreise mitnehmen, müssen an Gewicht so leicht als möglich sein und doch, wie widerspruchsvoll das auch erscheinen mag, zugleich auch genügend Volumen haben. Uebertriebene Konzentration vermindert nicht nur den Nährwert, sondern verringert auch die Verdaulichkeit der Nahrungsaufnahme. In sehr niedrigen Temperaturen kann die Körperwärme, die zugleich das Leben bedeutet, nur durch fettige und mehligte Nahrungsmittel erhalten werden, durch Nahrungsmittel, die so reichlich genossen werden müssen, als es die Umstände nur zulassen. Dabei können wir uns mit Kochen nicht viel abgeben. Etwas, das schnell erwärmt und schnell gegessen werden kann, ist das Ziel der Wünsche, denn nur sehr wenig Brenn- und Heizmaterial können wir mitführen. Ja, die Nahrungsmittel müssen so beschaffen sein, daß sie auch ohne Kochen und ohne Erwärmung genossen werden können. Auf unserer Schlittenreise werden die Rationen für den Mann und den Tag 990 Gramm betragen, mit einem Nährwert von 5512

freut sich in seiner Heimat der denkbar größten Unbeliebtheit, und er amüsiert sich selbst am meisten über den Haß seiner Mitbürger. So erzählte er einmal in Gesellschaft die folgende Anekdote: „Ein Mann, der einen anderen vom Ertrinken gerettet hatte, bekam die Rettungsmedaille. Bescheiden lehnte er die unerwartete Auszeichnung ab. „Ich habe doch nur meine Pflicht getan“, sagte er. „Ich sah den Mann im Wasser, hörte ihn um Hilfe rufen, und da sonst niemand in der Nähe war, sprang ich ihm bei und packte ihn am Kragen. Er ließ sich ruhig von mir schleppen, und nachdem ich mich zuerst vergewissert hatte, daß es nicht Lloyd George war, zog ich ihn ans Land.“

Gemütlich. Patient: „Ich bin also wirklich Ihr erster Patient, Herr Doktor? Und da wollen Sie mir gleich das Bier verbieten?“

Unterriecht. Hofmeister: „Was waren die Folgen des Dreißigjährigen Krieges, Hoheit?“ — Prinz (schweigend). — Hofmeister: „Ganz richtig, Hoheit, er brachte unsagbares Elend über Deutschland!“

Mitleidig. „Ich kann absolut nicht sehen, wenn eine Dame in der Elektrischen stehen muß und ich sehe.“ — „Bieten Sie ihr dann immer Ihren Platz an?“ — „Das nicht, aber ich schließe die Augen und tu', als ob ich schlief.“

fach nach dem Kompaß. Die Nadel zeigt stets nach Norden.“ „Ja... aber wenn Sie nach Süden wollen...?“

## Rätsel.

Ich künde dir, was längst gewesen,  
Mit Klängen aus vergangener Zeit;  
Der Erdengröße Nichtigkeit  
Läß ich auf Marmortafeln lesen;  
Der sank ins Meer der Ewigkeit,  
Dem als Bezeichnung ich geweiht.

Ein Zeichen weg. — Von Wasserwogen —  
Mit nacktem oder grünem Strand,  
Bewohnt oder unbefannt —  
Erblickst du mich rings umzogen;  
Froh hebt der Schiffer seine Hand,  
Wenn er nach Sturmes Not mich fand.

Zum Ufer endlich hingetragen,  
Das vom empörten Element,  
Vom sichern Untergang ihn trennt,  
Wird bebend seine Lippe sagen,  
Das Wort, das man die Letzte nennt,  
Das er als Heimat anerkennt.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.  
Feuerstein, Stahl, Funken.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur  
L. Kellen, Bredebeck (Habr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredebeck & Koenen, Elm (Habr).

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 38

Sonntag, den 20. September

1914

## Auge um Auge Zahn um Zahn!

Erzählung von  
Bernier Gran-  
ville Schmidt.  
(Nachdr. verb.)

Tiefe Stille herrschte in dem prunkvoll ausgestatteten Arbeitszimmer, dessen bis auf den Fußboden reichende Fenster dicht verhängt waren. Vor dem reichgeschmückten Diplomaten-Schreibtisch saß der Fürst Cyrill Arseniew; ein Mann in der Vollkraft seiner Jahre. Er hatte den Kopf auf die Handfläche gestützt und starrte gedankenverloren auf ein engbeschriebenes Blatt Papier, das vor ihm auf der Schreibtischplatte lag.

Die elektrische Stehlampe warf ihren gelblichen Schein auf seine bleichen, scharfgeschnittenen Züge, in denen sich jetzt deutlich eine geheime Unruhe spiegelte.

Fürst Cyrill Arseniew las nämlich in diesem Augenblick sein eigenes Todesurteil!

Noch einmal überflogen seine kargen Augen das seltsame, unheimliche Schreiben, das ihm vor einer Viertelstunde der Postbote ins Haus gebracht hatte. Da stand es klar und deutlich, daß ihn die Mihilisten als einen Todfeind ihrer Bestrebungen zum Tode verurteilt hatten. Arseniews Züge verfärbten sich immer mehr. Er wußte, diese Drohung war bitterernst gemeint, und er hatte ja auch des öfteren gesehen, wie zielbewußt die Geheimbündler ihre



Das Rathaus der belgischen Stadt Löwen, die wegen des organisierten, heimtückischen Überfalls der Stoßbevölkerung auf die deutschen Truppen beschossen und zerstört werden mußte.

einmal gefaßten Beschlüsse durchführten. Als vor kurzer Zeit sein bester Freund, der Graf Pablow, durch die Hand eines nihilistischen Mordmörders gefallen war, hatte er den Geheimbündern furchtbare Rache geschworen. Er nahm einen der bekanntesten Detektive in seine Dienste und übertrug ihm die Verfolgung der Mörder Pablow's. Tatsächlich gelang es dem Detektiv, die beiden an dem Mord beteiligten Geheimbünder der irdischen Gerechtigkeit zu überliefern. Der Haupttäter endigte durch den Strang; sein Mitthäter wurde zu lebenslänglicher Zwangsarbeit in den Bergwerken Sibiriens verurteilt.

Arseniew wußte wohl, daß er sich durch sein Vorgehen den Haß der Mihilisten zuzog; aber der Schmerz um den Freund ließ ihn jede Rücksicht auf die eigene Sicherheit vergessen.

Jetzt hatte er die Antwort der Mihilisten in Händen. Man hatte ihn ohne weitere Formalitäten zum Tode verurteilt, und er mußte jetzt damit rechnen, daß er auf Schritt und Tritt verfolgt wurde, bis er der Rache dieser furchtbaren Menschen zum Opfer gefallen war.

Cyrill Arseniew war kein Feigling; aber seine Hand, die die verhängnisvolle Botschaft hielt, vibrierte doch leise. Wer konnte wissen, ob nicht sein Leben, das er so liebte, nur noch nach Stunden zählte; ob die Mihilisten nicht schon unter seiner Dienerschaft Mordmörder gedungen hatten?

Wie der süßerfeine Klang der Marmorependule vom Kamin her den Anbruch der siebenten Abendstunde verkündete, schreckte Arseniew nervös zusammen. Unwillkürlich blinnte er sich schon in dem großen Raume um und neigte lauchend den Kopf.

Unruhig erhob sich der Fürst und ging mit großen Schritten in dem teppichbelegten Arbeitszimmer auf und ab.

Eines war ihm schon jetzt klar: wenn ihm sein Leben lieb war, durfte er in Petersburg nicht länger bleiben. Täglich, stündlich konnte ihn hier ein schneller Tod ereilen, und die immerwährende Furcht vor einer lauenden Gefahr, einem plötzlichen Attentat, mußte seine Gesundheit in kurzer Frist völlig untergraben.

In ohnmächtiger Wut knirschte er mit den Zähnen und ballte die Hände. Diese gefesselten Verbrecher vermochten es, ihn aus seiner Heimat zu vertreiben, wo er so lange glücklich und zufrieden gelebt hatte.

Plötzlich blieb Arseniew stehen und strich sich mit den Fingerspitzen gedankenvoll über den englisch gestuhten Schnurrbart. Er hatte ein Mittel gefunden, seinen blutdürstigen Verfolgern zu entweichen. Lag nicht auf der Reede von Kronstadt seine Dampfschiff „Tatjana“? An Bord seines Schiffes war er entschieden sicherer als hier in seinem Stadtpalais. Diese Eingebung verdrängte sich bald zu einem festen Plan in seinem Hirn. Mit dem Schiffe beschloß er nach Frankreich zu entfliehen und dann für längere Zeit in dem Trübel des Seinebabels unterzutauchen.

Dort, wo auch die in Ungnade gefallenen Großfürsten mit Vorliebe ihr Leben verbrachten, hoffte auch er ungestört verweilen zu können.

Arseniew drückte auf den Knopf des elektrischen Läutwerkes neben der Tür. Er war kein Mann langsamer Entschlüsse; erst recht nun nicht, wo es um sein Leben ging.

Wenige Sekunden später betrat Leo Dninskij, sein alter, vertrauter Diener, geräuschlos das Arbeitszimmer. Der weißhaarige Greis hatte bereits dem Vater des Fürsten in Treue gedient und hing auch mit Leib und Seele an seinem jetzigen Herrn.

Arseniew musterte den Alten, der bescheiden an der Schwelle stehen geblieben war, mit freundlich wohlwollendem Blick. Seine innere Unruhe verbergend begann er in möglichst gleichgültigem Tone: „Bade sofort meine Koffer, Leo! Ferner benachrichtige Kapitän Danileff, daß er Dampf aufmachen läßt, damit die „Tatjana“ morgen früh, bei der ersten Flutide seelklar ist. Die anderen Bedienten, die erst vorigen Monat eingetreten sind, kannst du ablohnen. Ich will nur dich auf dieser Reise mithaben und weiß noch nicht, wann wir zurückkehren. — Es ist gut so!“

Der alte Diener verneigte sich schweigend und verließ, geräuschlos wie er erschienen, wieder den Raum. Gerne hätte er gewußt, was den Fürsten bewog, Petersburg gleichsam bei Nacht und Nebel den Rücken zu kehren; aber er war zu wohlherzogen, um seine Neugier durch eine Frage zu verraten. Schließlich konnte es ihm ja auch einerlei sein; denn wo sein Herr hinging, folgte er ihm selbstverständlich nach, und wenn er bis ans Ende der Welt gegangen wäre.

Kapitän Danileff stand knurrend in seiner Kammer und machte Toilette. Der Befehl, die Nacht so plötzlich seelklar zu machen, war ihm gewaltig gegen den Strich gegangen; denn er brauchte noch notwendig einen Heizer, und nun war keine Zeit mehr, sich einen zuverlässigen Mann auszusuchen. So mußte er sich denn, ganz gegen seine sonstige Gepflogenheit, dazu entschließen, den ersten besten Menschen, der sich gerade fand, anzumustern. Sowie er seine Toilette beendet hatte, begab er sich an Land und suchte eine der überberückichtigten Hafentneipen auf. Dort fand sich allerlei arbeitsloses Gesindel zusammen, und er durfte hoffen, hier einen Heizer zu finden. Als er dem Wirt sein Anliegen unterbreitete,

rief dieser laut durch das Lokal, ob einer da sei, der Lust habe, noch diesen Abend an Bord der Dampfschiff „Tatjana“ anzumustern.

Die meisten Gäste blieben stumpfsinnig hinter ihren Wudfl-Gläsern sitzen. Nur ein Mann mit düsteren Augen, in denen es immer wie verborgenes Feuer glühte, und einem schwarzen Vollbart, der ihm ein wüßtes, unsympathisches Aussehen verlieh, neigte sich zu seinem Nachbar hinüber und flüsterte leise: „Die „Tatjana“ gehört doch dem Fürsten Cyrill Arseniew?“

Und als sein Gegenüber die Frage bejahte, erhob er sich und stellte sich dem Kapitän zur Verfügung.

Danileff schwannte einen Augenblick. Der Schwarzbärtige gefiel ihm nicht so recht. Schließlich warb er den Mann aber doch an; denn die Zeit drängte und es war nicht unmöglich, daß er anderswo keinen Ersatz fand. So bestellte er denn den Mann um zwölf in derselben Nacht an Bord und entfernte sich schleunigst, um an Bord nach dem Rechten zu sehen. —

Kurz nach Mitternacht schritt der Schwarzbärtige über die Laufbrücke an Deck der Dampfschiff „Tatjana“ und begab sich sofort nach dem Heizerlogis. Unterm Arm trug er ein Bündel, das anscheinend sein Arbeitszeug enthielt.

Als die Tür hinter ihm ins Schloß gefallen war, wurde es wieder still auf dem Schiff; denn die Besatzung gönnte sich vor der Ausfahrt noch ein paar Stunden Ruhe. —



Die Wirkung unserer Belagerungsgeschütze an den Forts von Lüttich.

Bei der Beschießung von Lüttich haben sich unsere großen Belagerungsgeschütze glänzend bewährt, ein Einzelstück durchbricht selbst die stärksten Beton- und Panzerbeden. Unsere Bilder zeigen die Wirkung unserer deutschen Belagerungsgeschütze in dem Fort Voucin.

Eben bevor die Flutide ihren höchsten Stand erreicht hatte, langte auch Fürst Cyrill Arseniew mit seinem alten Diener an Bord an. Er begab sich sofort in die für ihn eingerichteten Gemächer und kam erst wieder zum Vorschein, als sich die „Tatjana“ bereits auf den Fluten der Ostsee befand.

Ein Tag rehte sich an den andern und im steten Gleichmaß ging das Leben an Bord seinen Gang. Die Nacht hatte prachtvolles Wetter; kaum ein Windhauch kräufelte die Fläche der See und keine drohende Wolke trübte das Blau des Himmels.

Am Tage weilte Fürst Arseniew auf der „Poop“, dem hinteren, erhöhten Teil des Schiffes. Dort konnte er ungestört in einem bequemen Bordstuhl liegen und den Himmel betrachten oder die Zeit mit dem Lesen anregender Bücher verbringen; denn der Kapitän kam nur selten auf das Achterdeck, und den Mannschaften war das Betreten der Poop streng verboten.

So verfloßen rasch die Tage, ohne daß irgend ein Ereignis die Ruhe des Fürsten störte; aber erst als der Kaiser-Wilhelm-Kanal passiert war und das Schiff in die Nordsee einfuhr, fühlte sich Arseniew geborgen. Südwärts ging jetzt der Kurs und nur noch wenige Tagereisen trennten ihn von seinem freiwillig gewählten Exil.

In einer sternklaren Nacht wurde Kuzhaven passiert. Kapitän Danileff machte seinen gewohnten Verdauungspaziergang auf dem Achterdeck und beobachtete das Feuer von Kuzhaven. Als seine Blicke einmal nach Westen schweiften, zogen sich seine Brauen

flüster zusammen, und aufmerksam beobachtete er eine kleine Wollenbank, die rasch im Wachsen begriffen war.

„Wir scheinen einen Gewittersturm zu bekommen,“ murmelte er halblaut für sich. Wirklich zuckte es auch bald wie Wetterleuchten hinter der Wollenwand auf, und über dem Meer lag eine brütende Stille.

Gerade als Danileff das Achterdeck verlassen wollte, um das Barometer zu befragen, war es ihm, als hörte er auf der Treppe, die vom Großdeck nach der Poop hinaufführte, ein leichtes Geräusch. Ehe er sich noch recht besann, prallte schon der Heizer, den er in letzter Stunde angemustert hatte, gegen ihn. Der Schwarzbärtige schien nicht erwartet zu haben, auf dem Achterdeck jemand anzutreffen. Er wich bestürzt einen Schritt zurück und murmelte eine Entschuldigung.

„Nanu, was wollen Sie hier oben?“ forschte Danileff scharf. „Wissen Sie nicht, daß die Poop für die Mannschaft verboten ist?“

„Lassen Sie mich ein paar Minuten hier Luft schöpfen. In den Bunkern ist es so heiß; mir wurde schon ganz elend. — Dies ist ja meine erste Reise,“ entgegnete der Heizer mit unterdrückter Stimme. Das Wesen des Mannes gefiel dem Kapitän nicht. Seine Stimme hatte einen schroffen Klang, als er befahl: „Sie verlassen sofort das Achterdeck! Frische Luft können Sie auch Mittschiffs schöpfen. — Marsch, vorwärts!“

Vor dem drohenden Tone des Kapitäns wich der Heizer mehr und mehr gegen die Railing zurück. Dort hing, mit Bändseln besetzt, ein Rettungsring.

Ein sonderbares Gefühl stieg plötzlich in Danileff auf; ein Gefühl, von dem er sich keine Rechenschaft zu geben vermochte. Vielleicht war die lauernde Stille der Nacht daran schuld; vielleicht auch das eigenartige Verhalten seines Gegenüber.

„Zum letztenmal — verlassen Sie sofort die Poop!“ donnerte er den Heizer an und trat instinktiv einen Schritt vor, um den Ungehorsamen am Arm zu packen.

In diesem Moment fühlte sich Danileff mit aller Kraft zurückgeschoben, so daß er taumelte und sich nur mit Mühe auf den Füßen hielt; sein Gegner aber war zurückgesprungen, hatte sich blitzschnell über die Railing geschwungen und machte nun verzweifelte Anstrengungen, den Rettungsgürtel aus seiner Befestigung zu lösen.

Nicht minder rasch warf sich nun aber Danileff, der seine Kaltblütigkeit wiedergewonnen hatte, auf den Schwarzbärtigen, und ehe dieser den Rettungsgürtel losmachen konnte, packte er ihn bei den Schultern und hielt ihn mit eisernem Griffe fest.

Der Kampfeslärm lockte nun auch die Freiwache herbei. Gemeinsam zogen die Matrosen den sich heftig Sträubenden wieder an Deck.

„Laßt mich über Bord! — ich will über Bord!“ leuchte der Heizer und wehrte sich wie wahnsinnig.

„Der Kerl hat unzweifelhaft einen Tobsuchtsanfall. Sperret ihn ins Kabelaft und paßt gut auf, daß er keinen zweiten Selbstmordversuch macht!“ befahl Danileff.

Von allen Seiten gepackt und geschleift, wurde der sich noch immer mit Händen und Füßen Verteidigende in das unter der Bad befindliche Kabelaft gebracht. Zwei Matrosen hielten zur Vor sicht vor der verriegelten Tür Wache.

Es war, als hätte man ein wildes Raubtier in das Kabelaft gesperrt. Furchtbare Schreie ausstosend, warf sich der Eingesperrte mit aller Wucht gegen die eisernen Wände oder trommelte in ohnmächtiger Wut mit den Fäusten gegen die Tür.

Zulezt erstarben seine Schreie in einem Wimmern, und er flehte die Draußenstehenden an, den Kapitän zu holen, da er ihm eine äußerst wichtige Mitteilung zu machen hätte.

Einer der Matrosen begab sich nach dem Salon, wo Danileff dem Fürsten gerade über das Vorgefallene Meldung erstattete.

„Bringt den Mann her!“ befahl Arseniew, der sowieso etwas Besonderes in dem eigenartigen Benehmen des Tobenden vermutete. „Seht aber zu, daß er keine Waffen bei sich führt.“

Als man die Tür zum Kabelaft öffnete, wollte sich der Heizer im ersten Augenblick auf die Matrosen werfen, um ihre Reichen zu durchbrechen und über Bord zu gehen; aber die derben Seemannsfäuste hielten ihn sicher gepackt, und als er das Unmögliche seines Vorhabens erkannte, ließ er sich willig nach dem Salon führen.

Er schien eine furchtbare Angst auszustehen; denn sein ganzer Körper zitterte und auf seiner Stirn perlten große Schweißtropfen. „Nun, was haben Sie uns zu sagen?“ nahm Danileff das Verhör auf, als der Mann im hellen Lichte der Kajütlampe stand.

Fürst Arseniew hielt sich etwas im Hintergrund und musterte interessiert die verwilderten Züge des Fremden, der jetzt übrigens ganz gebrochen schien.

„Ich will es Ihnen allein sagen,“ stieß der Heizer mit vor Erregung gepreßter Stimme hervor. „Hören Sie mich schnell, sonst ist es zu spät!“

Er blickte mit irren Augen umher, und seine Zähne klapperten vernehmlich.

Danileff winkte den Matrosen, vor der Tür Posto zu fassen und sie einige Minuten allein zu lassen.

„Setzt zu! — Die Leute hören uns nicht mehr!“ befahl er und bohrte seine klaren Augen fest in die seines Gegenübers.

Der Schwarzbärtige stammelte verwirrt einige erklärende, abgerissene Sätze.

Als er geendet hatte, trat der Kapitän unwillkürlich einige Schritte zurück, und Arseniew's Gesichtsfarbe war um noch eine Schattierung bleicher geworden.

„Mann, ist es wahr, was Sie uns hier erzählt haben?“ forschte Danileff heiser.

„Machen Sie schnell, Herr, sonst sind wir alle verloren!“ winselte er statt aller Antwort.

Eine eiserne Entschlossenheit brückte sich in den Mienen des Kapitäns aus und er rief zwei Matrosen herein.

„Leute, führt diesen Mann nach dem Bunker hinunter! Er soll mir ein Paket holen. Laßt ihn keinen Moment aus den Augen und macht schnell! — Schnell, hört ihr!“

Mit dem Heizer in der Mitte, begaben sich die Matrosen nach unten. Der Mann kroch in den Bunker hinein und begann an einer bestimmten Stelle mit den Fingern in feberhafter Hast die Kohlen wegzureißen. Zulezt kam ein in Packpapier eingewickelter Gegenstand, der die Form einer großen Zigarette hatte, zum Vorschein.

„Laßt uns wieder nach oben!“ leuchte der Heizer und nahm das Paket an sich.

Den Matrosen war es, als hörten sie aus dem Paket ein leises, regelmäßiges Ticken schallen. Verwundert führten sie den Schwarzbärtigen wieder nach Deck zurück.

Auf halbem Wege kam ihnen schon der Kapitän entgegen. Auch sein Gesicht sah verstört aus, und man merkte ihm an, daß eine tiefere Erregung ihn gepackt hatte.

„Führt den Mann wieder in die Kajüte — aber bewacht ihn ständig!“ stieß er kurz hervor und entriß dem Heizer die Kiste, worauf er in großen Sätzen an Deck eilte.

Auf der Poop war es dunkel und menschenleer, und schon in weiter Entfernung leuchtete das Feuer von Stuxhaven.

Mit erhobenen Händen faßte Danileff das Paket und schleuderte es dann mit aller Kraft weit ins Meer hinaus.

Eine Sekunde mochte verstrichen sein; da ertönte eine dumpfe Detonation, und eine gewaltige Wasserfäule stieg hinter dem Schiffe, an der Stelle, wo die Kiste versunken war, aus dem Meer in die Höhe.

„Im letzten Augenblick!“ murmelte der Kapitän, und ein Schauer durchdrann seinen Körper. Einen Blick warf er noch zurück in die Nacht — auf das Meer, dessen ebene Fläche schon weiße Nebensföden zeigte, und nach dem Himmel, an dem es immer heftiger aufblitzte; dann stieg er langsam wieder zur Kajüte hinunter.

Keine Muskel zuckte mehr in seinem gebräunten Gesicht, als er jetzt den Salon betrat und durch eine herrische Handbewegung die Matrosen zum Verlassen des Raumes aufforderte.

Der Heizer brückte sich schon in eine Ecke. Umsonst versuchte er sein Schicksal in den Augen seiner Richter zu lesen; denn der Fürst wanderte, die Augen gedankenvoll auf den Teppich geheset, mit großen Schritten auf und ab; Danileff aber blickte nach dem Fürsten, als erwarte er, daß dieser zuerst das Wort ergreife.



Der bayerische Thronfolger Prinz Luitpold starb wenige Tage, nachdem sein Vater den großen Sieg in Lothringen errungen hatte.

und menschenleer, und schon in weiter Entfernung leuchtete das Feuer von Stuxhaven.

Mit erhobenen Händen faßte Danileff das Paket und schleuderte es dann mit aller Kraft weit ins Meer hinaus.

Eine Sekunde mochte verstrichen sein; da ertönte eine dumpfe Detonation, und eine gewaltige Wasserfäule stieg hinter dem Schiffe, an der Stelle, wo die Kiste versunken war, aus dem Meer in die Höhe.

„Im letzten Augenblick!“ murmelte der Kapitän, und ein Schauer durchdrann seinen Körper. Einen Blick warf er noch zurück in die Nacht — auf das Meer, dessen ebene Fläche schon weiße Nebensföden zeigte, und nach dem Himmel, an dem es immer heftiger aufblitzte; dann stieg er langsam wieder zur Kajüte hinunter.

Keine Muskel zuckte mehr in seinem gebräunten Gesicht, als er jetzt den Salon betrat und durch eine herrische Handbewegung die Matrosen zum Verlassen des Raumes aufforderte.

Der Heizer brückte sich schon in eine Ecke. Umsonst versuchte er sein Schicksal in den Augen seiner Richter zu lesen; denn der Fürst wanderte, die Augen gedankenvoll auf den Teppich geheset, mit großen Schritten auf und ab; Danileff aber blickte nach dem Fürsten, als erwarte er, daß dieser zuerst das Wort ergreife.

Nach einer Weile blieb Arseniew gerade vor dem Manne stehen und blickte ihn mit finsternen, nichts Gutes verheißenden Augen an.

Endlich begann er, jedes Wort betonend: „Wenige Minuten später, und fünfundzwanzig Menschen hätten ein furchtbares Ende gefunden. — Wie mir Kapitän Danileff sagte, explodierte die Höllemaschine gerade in dem Moment, als sie das Wasser berührte.“

Der Geizer zuckte bei den Worten des Fürsten zusammen; aber er entgegnete nichts.

„Wissen Sie, welche Strafe Sie erwartet, wenn wir Sie der russischen Behörde übergeben?“ fuhr Arseniew scharf fort. Die alte Furcht flammte erneut in den Augen des Mannes auf.

„Sie werden mich nicht ausliefern?“ flehte er heiser. „Ich habe doch das Schiff und alle Menschen darauf vom sicheren Tode gerettet!“

Arseniew warf einen Blick tiefster Verachtung auf den Glenden. „Ja, weil Sie nicht entwischen konnten; weil Ihr eigenes Leben sonst auch verloren war! — Wie kamen Sie zu der Tat? — Die reine Wahrheit, wenn ich bitten darf!“

Der Schwarzbärtige schien zu hoffen, daß ihn ein offenes Geständnis vielleicht noch retten konnte. So entgegnete er denn nach einigem Zaudern: „Ich bin ein Angehöriger der Nihilisten und in der Versammlung fiel auf mich das Los, das Todesurteil an Ihnen zu vollstrecken. Weil ich mir dachte, daß Sie auf Ihrer Nacht das Weite suchen würden, hielt ich mich am Hafen auf, um mich, wenn irgend möglich, auf das Schiff zu schleichen. Es wurde mir leicht gemacht; denn Kapitän Danileff musterte mich als Geizer für die „Tatjana“ an. In meinem Wäschebündel hatte ich die Höllemaschine versteckt. Vorher hatte ich mich schon mit meinen Genossen verabredet. Bei Kurhaven sollte ich die Bombe in Tätigkeit setzen und unter den Dunkerlöthen verstecken. In der Kiste war ein Uhrwerk, das nach zwei Stunden das Dynamit selbsttätig entzündete. Mein Plan war nun — nachdem ich das Uhrwerk in Betrieb gesetzt hatte — mich mit einem Rettungsgürtel zu versehen und über Bord zu springen, ehe die Explosion eintrat. In Kurhaven wollten mich andere Geheimbündler erwarten, und in ihrer Gemeinschaft wollte ich die Rückreise nach Rußland antreten.“

Fürst Arseniew hatte schweigend zugehört. Man sah es ihm an, daß ihn das Bekenntnis des Nihilisten tief erschütterte hatte. Also selbst hier, an Bord seines Schiffes, war er nicht sicher gewesen vor der Rache dieser furchtbaren Menschen, denen ein Menschenleben weniger als ein Rubel galt.

Einen Moment kämpfte er mit sich selbst, ob es nicht besser war, den unheimlichen Gesellen von Bord zu jagen. Wenn er ihn der Justiz überlieferte, erregte er nur noch in erhöhtem Maße den Haß seiner Parteigenossen. Aber seine Zweifel währten nur Sekunden; dann ballten sich seine Fäuste und in seine Augen trat ein hartes Leuchten.

„Nein, und abermals nein!“ — Er durfte aus Furcht vor den Nihilisten keine schlechtangebrachte Gnade üben. Dieser Mensch hier vor ihm hätte ohne Gewissensbisse das schöne Schiff mit der ganzen braven Besatzung in die Luft gesprengt. Man wollte seinen Tod — also hatte er keinen Grund, Rücksicht gegen diese feigen Mordmörder zu nehmen.

Fast unbewußt entrang es sich seinen Lippen: „Auge um Auge — Zahn um Zahn!“ und mit einer Handbewegung deutete er an, daß die Sache für ihn vorerst erledigt war.

Der Kapitän rief ein paar Matrosen herbei, damit sie den Geizer wieder ins Kabelgatt einsperren.

Als die Matrosen mit ihrem Gefangenen das Deck betraten, brach das Unwetter gerade mit aller Macht los. Es war, als ob die Elemente sich verschworen hätten. Von allen Himmelsrichtungen zuckten die Flammengarben der Blitze auf die schwarzen,

schaumgekrönten Wogen der Nordsee hernieder und unaufhörlich rollte der Donner.

Bis zum Fockmast waren die Leute gekommen; da zuckte erneut ein augenblendender Blitz hernieder; knatternd folgte der Donner und gleichzeitig erscholl ein lautes Krachen und Splintern.

„Es hat eingeschlagen!“ schrien die Leute vorn und suchten sich in Sicherheit zu bringen. Ehe aber noch irgend jemand an Bord recht begriff, was eigentlich vorgegangen war, kam die vom Blitz zerschmetterte Vorsege mit Donneregepolter von oben.

Man hörte ein paar gellende, menschliche Schreie; dann trat lähmende Stille ein. Nur zögernd wagten sich die anderen Matrosen nach vorne, wo man unter der zertrümmerten Vorsege einige dunkle Körper liegen sah.

Kapitän Danileff selbst eilte mit einer Lampe herbei, und bei ihrem trüben Scheine ließen sich die verheerenden Folgen des Blitzschlages erkennen.

Die drei Matrosen, die den verbrecherischen Geizer gepackt hatten, waren mit leichten Verletzungen davongelommen. Nur der Schred hatte sie bewußtlos aus dem Deck niedergeworfen.

Der Schwarzbärtige aber lag mit furchtbar entstelltem Gesicht auf dem feuchtblindenden eisernen Deck. Ihm war nicht mehr zu helfen; denn die herabstürzende Stange hatte ihm den Kopf zerschmettert.

„Ein Höherer hat ihn gerichtet!“ sagte Danileff leise und blickte finster auf den reglosen Körper zu seinen Füßen; dann aber hob sich seine breite Brust wie unter einem befreienden Atemzug, und mit heller Kommandostimme setzte er hinzu: „Jetzt schafft eure besinnungslosen Kameraden ins Logis, damit sie sich wieder erholen — den Toten aber wollen wir nachher ins Meer versenken. — Möge Gott ihm gnädig sein!“ Und die Matrosen fügten ihr leises Amen hinzu.



Gefangene belgische Infanterie beim Verlassen des Sennelagers bei Paderborn.

## Sprüche.

Und ist das Dunkel noch so dicht,  
So brügend, dumpf und schwer —  
Der Morgen kommt,  
es kommt das Licht,  
Und Trost kommt mit ihm her.

Arm ist, wen in seinem engen  
Kreis das Ich gefangen hält,  
Aber denen, die ihn sprengen,  
Blüht und duftet reich die Welt.

## Ein einzig Volk von Brüdern.

Skizze von Ludwig Blumcke.

(Nachdruck verboten.)

Mobilmachung — die Würfel sind gefallen, es gibt kein Zurück mehr. — Heinrich Gutknecht, der Erlenhauer, steht mit zudendem Gesicht auf seinem Felde. Die blanke Sense ist seiner Hand entsfallen und gen Himmel ist sein Blick gerichtet. Er weiß, was diese Botschaft, die ihm soeben der eilends auf flinkem Stahlroß vorüberjagende Hellsorfer Briefträger zugerufen, zu bedeuten hat, was sie für ihn persönlich bedeutet: drei Söhne müssen zur Fahne. Zwei, die ihm in der Wirtschaft helfen, sind zum Herbst erst zur Reserve entlassen worden, der dritte ein Jahr früher. Ja, die müssen fort und haben schon die ganzen letzten Tage von nichts anderm gesprochen. Mit Leib und Seele sind sie Soldaten, wie auch er es einst war und noch heute ist. — Und dann Karl, der jüngste, der Primaner — sein Stolz? — Der Junge bleibt ganz gewiß auch nicht zurück. Siebzehn Jahre ist er vorgestern alt geworden. Das Maß besitzt er und Mut und Begeisterung beinahe noch mehr als die Großen. — Soll er ihn zurückhalten? — Das geht einfach nicht. — Zog er denn nicht vor 44 Jahren selber als Freiwilliger mit, trotzdem er ganz und gar nicht zu entbehren war hier in der väterlichen Wirtschaft? — Gut, mögen sie alle vier streiten für Kaiser und Reich, für die große, gerechte Sache! Dazu sind sie deutsche Jüngens. — Aber was wird aus dem Erlenhof? — Kriegszeiten bringen Not. — Zum 1. Januar ist eine Hypothek von 20 000 Mark fällig. Drüben der unerbittliche Nachbar vom Lindenhof hat sie ihm gekündigt am ersten Juli. Davan ist nichts

zu ändern. Gebhard haßte ihn seit dem Prozeß als seinen Todfeind. Wäre Frieden geblieben, so hätte sich das Geld vielleicht doch noch irgendwo auftreiben lassen, trotzdem der argbedrückte Bauersmann bereits vergeblich an fünf Tieren gepocht hat. Aber jetzt? Rücksichtslos! Niemand wird es ihm geben. Und die Scholle der Väter kommt in fremde Hände. Gebhard wünscht das ja sehnlichst. Er wird den Erlenhof mit seinem Besitztum vererben, der hartherzige, gewinnstüchtige Mann. Gutknecht und sein kränkliches Weib sind dann brotlos. Das ist es, was des Landmanns Herz erschüttert in dieser schicksalsschweren Stunde. Darum schaut er trüben Blickes in den sich rosig färbenden Abendhimmel, darum kommt es wie ein Notschrei aus tiefster Brust über seine bebenden Lippen.

„Herr, du Allmächtiger, hilf du, denn du allein kannst es!“

Weiter fliegt der schweißtriefende Radler dahin auf der staubigen Landstraße. Vor dem neuen, stattlichen Wohnhaus des Lindenhofs steht, gemächlich sein Pfeiflein schmauchend, breitbeinig der reiche Gebhard.

„Mobil! Ganz Deutschland mobil! Gegen Rußland geht's. Frankreich steht auf der Lauer!“ ruft der Postbote und fliegt weiter. Der Lindenhofer reißt die Pfeife aus dem Munde, will noch etwas fragen, kommt jedoch nicht mehr dazu.

Mobil! Ja, das war ja vorauszusehen, und doch wirkt das

Leutnant will dafür sorgen, daß er eingestellt wird. Nun ziehen alle Gutknechtschen Jüngens ins Feld. Der Paul ist eben aus Schwarzsee eingetroffen, um schnell noch Adieu zu sagen. Ja, alle vier! Von Vätern Köder müssen fünf mit. Und er, der Alte, stellt sich auch freiwillig. Keiner denkt mehr an sich. Ich danke Gott, daß ich mit dabei sein darf! Meine Mutter ist ganz gefasst und sagt bloß: „Jochen, schlag tüchtig dazwischen!“ Na, das machen wir! Herr, das ist doch etwas Großes!“

Wie im Rausch redet der sonst so stille, bescheidene Knecht, trotzdem er vollkommen nüchtern ist. Gebhard mag gar nichts mehr hören. Ihm ist so bekümmert zu Mute, er fühlt sich auf einmal so fürchtbar klein und unbedeutend. Ist er denn nicht auch mal ein strammer Soldat gewesen? Hat er dem Kaiser nicht vor dreißig Jahren ebenfalls seinen Fahnen eid geschworen? —

Sehr verdrießlich geht er zu Bett. Doch Schlaf findet er nicht. Als der erste Morgensonnenstrahl durch das grüne Laub der Linden zittert, rennt er draußen schon wieder unruhig umher. Da — Gefang! —

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ — die Hellsdorfer Reservisten ziehen zum Bahnhof, voran Nachbar Gutknechts Söhne. Und der Alte marschiert tapfer mit in Reih' und Glied, die Kriegsgedenkmünze auf der Brust. Fast die ganze Gemeinde gibt den Scheidenden das Geleit. Mutter Gutknecht wankt an der Seite von Müllers Luise. Bleich zwar ist ihr saltiges Gesicht, aber sie



Ausstellung von 10 französischen Feldgeschützen, die durch bayerische Ulanen bei Mülhausen erobert wurden, vor der Feldherrnhalle in München.

Wort wie ein zündender Blitz. Leben kommt in den schwerfälligen Bauersmann. Aber bald ist er wieder beruhigt:

„Dir kann nichts werden. Du brauchst nicht mehr mit, der Junge ist dienstuntauglich. Die drei Gänse, die du hergeben mußt, werden gut bezahlt. Von den Leuten wird nur Jochen Köhrdang eingezogen. Ist auch zu ersehen, wenn er auch ein fixer Kerl sein mag. Aber der Gutknecht. Reklamieren wollte er keinen von seinen Jüngens, weil er sich noch rüstig genug fühlt. Bah, der Narr! Dem geht es an den Krügen, das ist keine Frage. Jetzt gibt ihm keiner Geld, und der Banterott ist unvermeidlich. Du hast dann den Erlenhof.“

Wie oft wünschte Gebhard sich das! Und dennoch will die Freude nicht aufkommen in dieser Stunde. So ein unangenehmes Gefühl da tief drinnen in seiner Brust vergällt sie ihm. Er kann nicht davon loskommen. Merkwürdig! Ist das die Stimme des Gewissens?

Um die marternden Gedanken, die immer heftiger auf ihn einströmen, los zu werden, geht der Lindenhofer in die Stube und trinkt einen steifen Grog. Noch einen zweiten, einen dritten. Doch seine Stimmung bleibt gedrückt.

Jochen Köhrdang kommt mit dem Brotwagen endlich aus der Stadt zurück. Des Burschen Gesicht glüht wie im Fieber, und mit blühenden Augen ruft er aus:

„Herr, ist das ein Leben in der Stadt! Alles, was kriechen kann, möchte mit in den Krieg. Die Kirchenglocken wurden geläutet. Auf dem Markt spielte die Kapelle. Durch die Straßen ging's mit Hurra und „Heil dir im Siegerkranz“. Morgen mit dem ersten Zuge muß ich reisen. Zwölf Mann aus Hellsdorf fahren mit, die andern später. Gutknechts kleiner Karl hat sich sofort freiwillig auf dem Bezirkskommando gemeldet. Und der Oberst-

vergießt keine Träne. Niemand weint überhaupt. Eine Hellsdorfer Schar. Und dieses Kampf- und Truglied, wie schallt es so gewaltig durch den goldenen Morgen. „Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ — Da packt es den Bauersmann ans Herz wie mit ehernen Fäusten. Es ist, als sei er urplötzlich ein ganz anderer Mensch geworden. Daß er ein Deutscher ist, kommt ihm zum Bewußtsein. —

„Brüder müssen alle sein, die sich als Deutsche fühlen,“ spricht er vor sich hin, während ihm die hellen Tränen über die Wangen perlen. „Fort jetzt mit Haß und Fehde im eigenen Lande! Vier Söhne gibt Nachbar Gutknecht willig und gern dahin. Muß man ihn darum nicht verehren?“

Die Hellsdorfer Schar macht am Bahnhof halt. Schon steht fauchend der Zug zur Abfahrt bereit. Noch ein letztes Lebewohl. Da drängt der Lindenhofer sich durch die Menge, ergreift seines Todfeindes Hand, drückt sie so innig, als sähe er einen Bruder nach langer Trennungszeit endlich wieder und stammelt nur: „Wir wollen Brüder sein, Nachbar. Deine Jüngens sollen draußen im Felde nicht mit Sorgen an die Heimat denken. Ich werde dir helfen, wo ich kann. Und keine Angst wegen der Hypothek! Die bleibt bestehen. Adieu, Jüngens! Macht eure Sache gut!“

Davon rattert der Zug. Tücher wehen, Hüte werden geschwenkt. Fort sind die ersten Reservisten. Morgen, übermorgen, die ganze Woche wird man andere zur Bahn begleiten. —

Arm in Arm kehren der Lindenhofer und der Erlenhauer heim. Der Krieg hat Frieden gestiftet zwischen ihnen. Sie sind deutsche Brüder. —

## Die Chemie als Werteschafferin.

(Nachdruck verboten.)

Nicht selten kann man, selbst in sogenannten „gebildeten“ Kreisen, Äußerungen hören, die recht wenig Wertschätzung für die rein wissenschaftliche Forschungsarbeit verraten. Expeditionen in ferne Länder finden allenfalls noch Gnade, weil sie ein Ergebnis haben, das auch dem Nichtfachmann ohne weiteres verständlich werden kann, indem etwa die Landkarte eine Bereicherung und Berichtigung erfährt, der Reisebericht fesselnden Lesestoff und merkwürdige Bilder bringt, oder was dergleichen mehr ist. Demgegenüber hat der Laie in der Regel keinen rechten Einblick in das, was der Physiker und der Chemiker in ihrem Laboratorium treiben. Und wenn ihm auch wirklich erzählt würde, was dort in verhältnismäßiger Abgeschlossenheit gearbeitet wird, dann würde ihm in den meisten Fällen noch immer das Verstehen fehlen. Was er aber nicht begreift, das verachtet der Durchschnittsmensch oft genug, und zwar erst recht dann, wenn er sieht, daß ernste Männer sich mit offenbar heißem Bemühen um Dinge und Tatsachen quälen,

Durch die moderne Chemie hat der Mensch eigentlich erst gelernt, sich der Herrschaft über die vier Elemente der Alten, über Wasser und Erde und Luft und Feuer, zu versichern und sich ihrer Drohungen mit Erfolg zu erwehren. Zahllose Menschenleben bleiben heute dem Dasein und der werteschaffenden Arbeit erhalten, weil wir die Verunreinigung der öffentlichen Gewässer zu verhüten und zu entfernen verstehen. Wir wissen heute dank chemischen Untersuchungen, daß wir uns mit verbrauchter Atemluft geradezu vergiften, weil sie je länger desto mehr Kohlenäure entwickelt; von da bis zur Ausgestaltung unserer Lüftungsrichtungen war der Schritt nicht übergroß. Wir sind auch belehrt worden, daß die furchtbare Gefährlichkeit der Bergwerkswetter ihre ganz bestimmten chemischen Ursachen hat. Die Erkenntnis dieser Gründe wies aber gleichzeitig auch die Mittel zur Unschädlichmachung der Folgen: die Lüste der Todesopfer des Bergmannsberufes wäre noch länger als sie ohnehin ist, wenn wir nicht die Sicherheitslampe, die Schlagwetteranzeiger, Sicherheits Sprengstoffe und — für den noch nicht ganz vermeidbaren Fall der Not — die Rettungsapparate entwickelt hätten.

Am augenfälligsten wird der großen Menge der ungeheuren



Gefangene französische Juvvenen.



Typen von französischen Gefangenen.

die dem Nichtkenner zum mindesten als überaus nebensächlich und gleichgültig erscheinen. Und doch hat diese Forschungsarbeit, die so manches Mal dem schnellfertigen Urteil des Unverständnisses wie zielloses Tästeln und Spintisieren und wie geschäftiger Müßiggang gilt, ihre Berechtigung; und sei es auch nur darum, weil der Mensch zur Herrschaft über die Erde berufen ist und sich Kenntnis von allen Teilen seines Reiches verschaffen soll. Sie hat daneben — oder mancher wird sagen: in allererster Linie — ihren wahrhaft riesigen „praktischen“ Wert. Mit andern Worten: der Naturwissenschaftler bringt von seiner Arbeitsstätte nicht nur ein genaueres Wissen vom Aufbau dieses oder jenes Teiles des Weltbaues mit; er lehrt auch, die von ihm aufgedeckten Beziehungen und Verbindungen auszunützen und zu verwerten. Und das tut er nicht etwa bloß hin und wieder. Im Gegenteil ist es nicht im entferntesten übertrieben, wenn man behauptet, daß unsere ganze heutige Lebensführung erst durch die scheinbar rein theoretische, um keine praktische Anwendung bekümmerte Forschungsarbeit der Wissenschaft möglich geworden ist. Es läßt sich nicht einmal annähernd mit Zahlen ausdrücken, in welchem Umfang auch nur einer ihrer Zweige, die Chemie, im Laufe einer kurzen Entwicklung den Weg zur Gewinnung von Geldwert gebahnt hat. Man könnte ganze Bücher darüber schreiben und hat das auch mehrfach getan. Hier mögen einige wenige Beispiele Erwähnung finden.

Einfluß, der von der Chemie des Erdbodens auf unsere Lebenshaltung überstrahlt. Wir wären zur Erzeugung der erforderlichen Mengen an Nahrungsmitteln garnicht mehr in stande, wenn uns nicht die Entdeckung, daß Düngstoffe auch künstlich dargestellt werden können, zu vorher unmöglichen Leistungen befähigte. Freilich haben wir — ganz abgesehen von dem tierischen Düngstoff, der aber der Menge noch bei weitem nicht genügt — die Salpeterlager in Chile und die verschiedenen Guano- oder Phosphatlager. Deren Ausnutzung ist jedoch schon so weit gediehen, daß die Erschöpfung aller dieser Quellen in teilweise sehr bedeutlicher Zeitnähe steht. Am wenigsten können die Pflanzen der Stickstoffzufuhr entbehren. Gerade im rechten Augenblick hat da die Chemie gefunden, daß die Luft auf jeden Hektar der Erdoberfläche rund 85 000 Tonnen des wertvollen Elementes enthält; man hat dann allerdings den ganzen, soundsoviel Kilometer dicken Luftmantel in Rechnung gestellt. Sie hat aber auch keinen Augenblick gezögert, nach Mitteln und Wegen Ausschau zu halten, wie dieser Vorrat herbeigeschafft werden könnte. Es ist ihr im Ganzen und Großen gelungen, indem sie die Allweltschleiferin Elektrizität in ihren Dienst nahm. Wir besitzen heute sogar mehrere Verfahren zur Darstellung künstlichen Stickstoffes, die sich an die Namen der Norweger Birkeland und Eyde, des Italieners Kossi und des Deutschen Franké im Bunde mit der Badischen Anilin- und Soda-fabrik knüpfen. Zum Wettbewerb mit den Breiten der natür-

lichen, aufgeschlossenen Dünger sind ihre Erzeugnisse bereits im Grunde, daß wir heute infolge der erweiterten chemischen Kenntnisse auch die bislang verwendeten Mittel viel gründlicher auszunutzen und sachgemäßer zu wählen vermögen, daß mit anderen Worten der Bauer mit dem nämlichen Geld einen unvergleichlich höheren Wert einkauft, sei nur nebenbei erwähnt. Die in allen Kulturländern zu findenden landwirtschaftlichen Untersuchungsstellen sind ja weiter nichts als eine Ausgestaltung der „wissenschaftlichen“ Laboratorien nach der „praktischen“ Seite.

Wie oft die Chemie jeglichem Zweige der Bodenausnutzung und ihrer Nebenbetriebe die helfende oder gar rettende Hand leihet, dafür ein paar wahllose Beispiele. Der Schwefelkohlenstoff, den Taylor im elektrischen Ofen mit Nutzen darzustellen lehrte, hat i. Zt. den ganzen französischen Weinbau vor dem Untergang durch die Reblaus bewahrt. In den Kornspeichern bekämpft er mit Erfolg die Mäuseplage; sein schärfster und noch kräftigerer Nebenbuhler ist dabei der von Doeffler und andern Gelehrten entdeckte, dem Menschen unschädliche Bazillus des Mäusetyphus. Bäckerei und Brauerei haben infolge der Ergreifung der chemischen Vorgänge beim Gären ein ganz anderes Aussehen erhalten und verwerten ihre Rohstoffe unvergleichlich gründlicher. Die Baumwollenernten sind umfangreicher geworden und das Produkt hat sich verbilligt, weil einerseits eine richtige Düngung die Anbaufläche und den Ertrag pro Hektar gesteigert hat und weil auf der anderen Seite der Baumwollsaamen, der bisher als lästiger Abfall galt, mit Hilfe der Chemie als überaus wertvoll für die Gewinnung von Speisefetten und von Viehfutter erkannt worden ist. Der Geldverdienst der Schafwollindustrie hat gewaltig zugenommen. Sie hat gelernt, die Rohwolle viel wirksamer als früher von dem anhaftenden Fett und Schmutz zu scheiden, darüber hinaus aber auch aus diesen scheinbar wertlosen Abfällen hohe Gewinne in Gestalt von Säure, Seife, Schmieröl, Pottasche und Ammoniaksalze herauszuholen.

Zu den glänzendsten Erfolgen der Chemie gehören diejenigen, die ihr in der Gewerbeindustrie beschieden gewesen sind. Von dem eng damit verknüpften Färbereiwesen und seiner Umgestaltung durch die Erfindung der Anilinfarben kann hier nicht einmal andeutungsweise die Rede sein, denn das Kapitel ist gar zu umfangreich. Deutschland hat im Jahre 1912 für 134 Millionen Mark dieser Teerfarbstoffe ins Ausland verkauft. Für die ganze Welt wird das Anlagekapital der hierher gehörenden Fabriken auf rund dreitausend Millionen Mark geschätzt. Nur einige Beispiele seien genannt. Wir haben heute die sogenannte Mercerisierung der Baumwolle: die Gespinste und Gewebe, die diesem Verfahren unterworfen worden sind, besitzen die ganze Schönheit und den Glanz der Seide. Noch wunderbarer sieht die künstliche Seide aus, deren Urstoff in Holzschleifmasse besteht, also dem nämlichen Zeug, aus dem auch Zelluloid und Papier gemacht werden; sie darf sich mit den prächtigsten Erzeugnissen Chinas und Japans in eine Reihe stellen. Eng mit ihr verwandt sind das künstliche Koffhaar und die künstlichen „Schweinsborsten“ aus Celluloseazetat.

Ob wohl unsere moderne Zivilisation denkbar wäre ohne die heutigen Lichtquellen? Ja ohne unsere Streichhölzer? Ob wir wohl immer bedenken (und wissen), daß sich jedesmal eine ganze Reihe verwickelter chemischer Vorgänge abspielt, so oft wir eins der letzteren an der Reibfläche entlangstreichen? Und daß diese Vorgänge zunächst ergündet werden mußten, ehe die Welt das jetzt nicht mehr zu entbehrende Werkzeug in die Hand bekommen konnte? Unter den eigentlichen Beleuchtungsmitteln hat bekanntlich das Petroleum früher die Führung gehabt. Erhalten konnte es sie erst, nachdem die Chemie gezeigt hatte, wie man es von seinen Verunreinigungen befreien und wie man danach dem gereinigten Stoffe die furchtbar gefährliche Leuchtentzündlichkeit



General Leman,  
der in deutsche Gefangenschaft ge-  
ratene Verteidiger von Lüttich.



General Grench,  
der Oberkommandierende der  
englischen Armee.

nehmen kann. Sein erster Nebenbuhler wurde das Leuchtgas, selber ein Kind der modernen und modernsten Chemiewissenschaft. Dem schien die Elektrizität den Todesstoß schon gegeben zu haben, als vor etwa einem Menschenalter ein Wiener Chemiker — seinen Namen Auer kennt heute die Welt — den Eigenschaften der sogenannten Seltenen Erden nachspüren wollte und darüber zufällig entdeckte, wie wunderbar hell die Salze dieser Erden in einer besonders heißen Flamme aufleuchteten. An die ungeplante Beobachtung schloß sich mühselige planmäßige Arbeit, deren Endergebnis das heutige Gasglühlicht ist — und die Rettung und Wiederbelebung der Gasindustrie. Die weitere Beschäftigung mit der Chemie der Beleuchtung hat dann zu einer Vielbeschäftigung der Ausgestaltung hingeführt, die keiner erwartet hätte: dem Verbraucher wird heute der Brennstoff in flüssiger Form ins Haus geliefert fast wie Petroleum (Blaugas); jedes Automobil, zahllose einzelgelegene Häuser werden mit Leuchten erhellt; Petroleum und Spiritus haben ihre passenden Glühstrümpfe erhalten und konnten damit ihren Absatz wieder steigern. Ihrer aller Königin ist die Elektrizität. Wie sie geworden ist und die Oberherrschaft erungen hat, das ist mehr ein Triumph der Halbschwester der Chemie, der Physik. Freilich hat jene dieser gar oft die helfende Hand geliehen, besonders als es in den letzten Jahren galt, den Ansturm des Mitbewerbers Gas durch das Ersinnen neuer, eigener Verwendungsmöglichkeiten zu begegnen und die Elektrizität auf so vielen Feldern wie möglich zur billigsten Lichtspenderin zu machen. Aus dieser gemeinsamen Arbeit erwachsen so manche verbesserte Formen der Glühlampe, deren Hauptvorteil die größere Haltbarkeit des Fadens ist. Chemische Mittel sind es auch, die die Herstellung der nötigen Luftleere in der Birne ganz bedeutend erleichtert haben.

In wohlwogener Absicht haben diese Zeilen sich darauf beschränkt — und sich beschränken müssen —, an einigen wenigen Beispielen zu zeigen, wie die Chemie an allen Ecken und Enden des Alltagslebens sparen und Werte schaffen hilft. Vielleicht wird es ein andermal möglich, in ebenso knapper Form etwas von ihrem Einfluß auf die Einzelzweige der industriellen Arbeit zu zeigen. Eins wird dem Leser aber auch jetzt schon klar sein: daß die eingangs erwähnte, mitunter zu beobachtende Nichtachtung der „rein wissenschaftlichen“ Forschung ohne Grund und ohne Recht ist. Auch für sie gilt das große Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das die ganze Natur durchzieht, und nach diesem kann wirklich ernsthafte, ehrliebe Anstrengung niemals ohne Spuren und Folgen bleiben, sondern wird und muß stets in irgendeiner Form neue Werte schaffen.

## Kostbare Blumen.

Daß unter den kostbaren Blumen die Orchideen mit den höchsten Preisen bezahlt werden, ist bekannt. Für eine seltene Spezialität legte ein englischer Orchideensammler vor einiger Zeit sogar 9000 Dollars (36 000 Mark) an. Aber auch Blumen, die äußerlich kaum etwas Exotisches an sich haben, werden nicht selten enorm hoch bezahlt. Für eine Vittoria Regia sind in einem Falle bereits 3000 Dollars gezahlt worden. Erst kürzlich aber erzielten zehn Tulpenzwiebeln einen Rekord- und Phantasiepreis von 2400 Dollars. Das „Journal des Fermes et Chateaux“, das hierüber berichtet, erzählt auch von einer einzigartigen Rosenzüchtung, der „Frau W. J. Grant-Rose“, für die ein reicher Züchter aus Dublin 5000 Dollars anlegte, und ein anderer Rosenstock „Helen Gould“ erzielte sogar 7000 Dollars. Allein den Rekord hält doch eine Tulpe, die 8000 Dollars brachte und vor allem ein Nelkenstock, der einzigartige schöne Blumen von je fünf Zoll Durchmesser trägt. Um dieses unvergleichliche Exemplar eines Nelkenstockes zu besitzen, hat ein amerikanischer Multimillionär 34 000 Dollars (136 000 Mark) geopfert. D. v. B.

## Spruch.

Wenn unser Herrgott einem Menschen Unglück geordnet hat, so sind die andern Menschen nicht dafür da, daß sie nun auch auf ihn losfahren und ihm vollends den Garaus machen, sondern um Geduld zu haben und nach Kräften zu helfen.

## Unsere Bilder.

Gefangene belgische Infanterie beim Verlassen des Senne-lagers bei Paderborn, wo mehr als 6000 Mann nebst siebzig Offizieren untergebracht waren. Die Gefangenen, zum größten Teil schwächliche Leute, machten einen recht unmilitärischen Eindruck; nur wenige Mannschaften waren vollständig und gut uniformiert. An keine Spur von militärischen Gehorsam gewöhnt, sind diese zum Teil frechen belgischen Gefangenen schwieriger zu behandeln als die französischen und russischen.



## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Wenn jemand verleumdet wird, so denke an dich selbst.

\*

Was einem Menschen du nicht frei ins Angesicht darfst sagen, sag ihm das auch hinterm Rücken nicht!

**Der Konzertsaal einer Brauerei als Krankenjaal.** Für die Verwundeten wird von allen Seiten Vorsoorge getroffen. Privat-Gesellschaften usw. stellen ihre Gebäude zum Teil zur Verfügung, um d'ieselben als Lazarett einzurichten; u. a. sind auch die Räume in der Bodbrauerei in Berlin zu Krankensälen eingerichtet worden.

**General Brialmont als Dichter.** Der General Henri Alexis Brialmont (1821 bis 1903), der die Befestigungen von Lüttich, Namur und Antwerpen schuf, war bekanntlich ein sehr fruchtbarer Militärschriftsteller. In seinen Mußestunden hat er aber auch oft gedichtet, namentlich lebte er es in seinem privaten gesellschaftlichen Verkehr, bei Einladungen, Tischreden usw. Verse zu verfassen. Er hat zwar bei seinen Lebzeiten keine Gedichte veröffentlicht, aber 1906 hat Léon Chomé der ihm nahegestanden, in der Brüsseler Monatschrift „La Belgique artistique et littéraire“ einen Artikel „Brialmont poète“ veröffentlicht, in dem zahlreiche Verse des Generals eingestreut sind. Man kann daraus ersehen, daß Brialmont von seiner Jugend bis ins hohe Alter bei den mannigfachen Gelegenheiten zu seinem Vergnügen dichtete. Er stammte mütterlicherseits von einer nach Holland ausgewanderten Eugenottenfamilie, väterlicherseits aber von einer Lütticher Familie ab. In geistiger Beziehung war er ganz von den französischen Dichtern des 17. und 18. Jahrhunderts abhängig; andere interessierten ihn nicht, und über die Romantiker, die ihm doch zeitlich näher standen, und erst recht die Parnassiers konnte er sich nur ärgern. Persönlich war er ein gemüthlicher Epikureer, etwa wie ein „bourgeois“ zur Zeit Voltaires, der in seinen Versen gern ein bißchen freigeistig erschien und stolz darauf war, witzige Epigramme oder sogar ein spöttisches Volkslied dichten zu können. Er zog Boileaus komisches Heldengedicht „Le Lutrin“ („Das Chorpult“) bei weitem den Oden auf die Einnahme Namurs und Voltaires „Pucelle“ der „Honoradi“ vor. Er selbst hat einmal ein derb ironisches Schlachtgedicht verfaßt, das Chomé aber wegen gewisser anzüglichen Stellen nicht veröffentlichten wollte. Unter seinen Fabeln befindet sich eine: „Der Geizhals und der Blitzableiter“. Ein Geizhals hat aus Sparhamkeitsgründen seinen Blitzableiter verkauft und wird nun vom Blitz erschlagen.

Die Moral bezieht sich auf Belgiens Verteidigung:

L'armée, aux grands comme aux petits Etats.

Doit servir de paratonnerre.

Législateurs, n'y touchez pas,

Et prévoyez toujours la guerre!

(Die Armee muß den großen wie den kleinen Staaten als Blitzableiter dienen; Gesetzgeber, rühret nicht daran und sehet immer den Krieg voraus!)

Brialmont schrieb einst einen längeren Brief an Gustave Abel, den Redakteur der „Flandre libérale“, über politische und militärische Angelegenheiten Belgiens. Er schloß mit den Versen:

Je no crains pas Dieu, cher Abel,

Ni les antimilitaristes,

Mais je redoute un coup mortel,

Si je m'attaque aux journalistes,

(Ich fürchte Gott nicht, lieber Abel, noch die

nicht mehr so bequem wie damals, und wenn auch die belgischen Truppen durch französische und englische verstärkt worden sind, so würde General Brialmont, wenn er noch lebte, im Hinblick auf das Schicksal Lüttichs und Namurs auch für Antwerpen nicht ohne Besorgnisse sein.

**Klarer Blick.** Student (schreibt an seinen Onkel): „Die Uhr, bester Onkel, welche du mir neulich schenktest, hat leider ein kurzes Leben gehabt, neulich beim Kutschfahren fiel ich ins Wasser und verlor dabei die Uhr; eine neue würde mir daher sehr willkommen sein!“ — Der Onkel antwortete: „Daß deine Uhr versoffen ist, glaube ich gern.“

**Wertschätzung.** „Ach, ist das ein niedliches Hündchen. Möchten Sie es verkaufen?“ — „Ja, aber nicht unter hundert Mark.“ — „Ist denn der Hund so klug?“ — „Er hat bald soviel Verstand wie ich.“ — „Dann gebe ich Ihnen fünfzig Pfennige dafür!“

**Moderne Kunstausstellung.** Besucher (vor einem modernen Gemälde): „Von dem Stoff möcht' ich 'ne Weste haben.“

**Hohe Wirksamkeit.** Korpulente Dame (in der Drogerie): „Sie können mir also dieses Entfettungsmittel warm empfehlen? Glauben Sie, daß nach sechs Wochen schon eine Wirkung zu verspüren sein wird?“ — Kommiss: „O, in sechs Wochen ist von Ihnen überhaupt nichts mehr da!“

**Aus der guten alten Zeit.** Major (zum Hauptmann, der mit der Bedienungsmannschaft und einem Geschütz in Defilierung liegt): „Heinrich, hast de scho g'lade?“ — Hauptmann (blens'eifrig nach seinen Nachschößen fassend): „Aee, Hermann, Schotolade hab 'ch dir

nicht, aber ein Schluch gute Pomeranzen!“  
**Aus der Schule.** „Warum läßt der Hund manchmal seine Zunge aus dem Maule hängen?“ — „Damit der Schwanz besser im Gleichgewicht ist.“

## Rätsel.

Ich liege fest in mich gedrängt,  
klein, daß mich deine Hand umfängt;  
Doch wollt' ich einmal ganz mich strecken,  
Ich würd' manch' hundert Ellen bedecken.  
Wird mir das Müßigsein zu viel,  
So heb' ich an ein Lutzenspiel;  
Das schadet aber meiner Dede,  
Ich schwinde mehr und mehr dem Bilde  
Zulezt bleibt von mir keine Spur,  
Doch umgeschaffen wurd' ich nur;  
Und trugen einst mich Hände, feine,  
So mach' ich jetzt mich auf die Beine.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**

Welland, Eiland, Land.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Ersch. vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur  
L. Kellen, Bredehey (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).



Die Fürsorge für die Verwundeten. Der Konzertsaal einer Brauerei als Krankenjaal.

Antimilitaristen, aber ich fürchte einen tödlichen Schlag, wenn ich die Journalisten angreife.)

Besonders interessant ist ein Ausspruch Brialmonts bei einem Festessen, zu dem er die Genie-Offiziere eingeladen hatte. Er beklagte sich darüber, daß die Besatzung der belgischen Festungen so ungenügend sei und daß er als Gouverneur von Antwerpen nur „skelettartige Einheiten“ zur Verfügung habe („Moi, gouverneur d'Anvers, avec nos unités squelettiques!“) Dann fügte er in seiner Tischrede einige Verse ein, die ironische Anklänge an ein bekanntes französisches Gedicht enthalten:

De Notre Dame de la Garde,  
Gouvernement commode et beau,  
A qui suffisait pour la garde,  
Un Suisse avec, sa hallobarde,  
Peint sur la porte du château.

(Es ist bequem und schön, Gouverneur von Notre Dame de la Garde zu sein. Zur Wache genügt ein auf dem Schloßtor gemalter Schweizer.)

(Notre Dame ist die Kathedrale von Antwerpen.) Gegenwärtig ist der Gouverneurposten von Antwerpen jedenfalls

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 39

Sonntag, den 27. September

1914

## Kriegsfreiwillig.

Skizze von J. P. Weber.

(Nachdruck verboten.)

Vierter Mobilmachungstag. — Von jung und alt begleitet, steht eine Schar kampfesfroher Reservisten und Landwehrmänner, die „Wacht am Rhein“ singend, zum Bahnhof des märkischen Städtchens D. hinaus. Hier und da wohl ein paar tränenfeuchte Augen, ein Seufzer aus gequälter Brust, aber sonst starke Herzen, frohe Zuversicht. Nur den scheidenden Kriegern das Herz nicht schwer machen!

Am offenen Fenster ihres Mansardenhäuschens sitzt Mutter Bergmann, die Witwe eines vor Jahresfrist verstorbenen Kriegers von 1870. Genau so wie diese tapferen Männer, sah sie vor vierundvierzig Jahren ihren Bräutigam, ihre Brüder hinaus ziehen. Lebendig sind wieder die alten Zeiten. Noch einmal durchlebt und durchlebt sie das alles. Aber dann wieder der furchtbare Gedanke, der sie die ganzen letzten Tage bereits gemartert hat: was wird aus dem Fritz, ihrem Einzigen, der in Petersburg in der Kaufmannslehre ist? Wenn er nun der Volkswut zum Opfer fiel! — Keine Nachricht hat sie von ihm erhalten. O, daß er doch auf deutschem Boden weilt! —

Ein schwerer Tritt im Flur. Es klopft. Der alte Weber, ihr treuer Berater, des verstorbenen Gatten bester Freund und Kamerad, tritt geräuschvoll herein.

„Morgen, Mutterchen. Ja, ja, gerade wie damals, nicht? — Meine vier Jungens stecken heute schon in der feldgrauen Uniform. Auch wir sangen: Lieb Vaterland, magst ruhig sein! Und paßt auf, unsere Jungens werden uns nicht nachsehen! Aber nun nur keine Sorge mehr um euren Fritz. Der Bursche ist nicht auf den Kopf gefallen. Er kommt schon über die Grenze. Außerdem sind die Russen ja keine Menschenfresser, wenn sie sich auch als treulos, verlogenes Gefindel gezeigt haben. Und paßt auf: ist der Fritz erst hier, dann will er nicht hinter dem Ofen hocken. Der geht mit ins Feld. Soldatenblut — Kamerad Bergmanns Sohn!“

„Aber Weber, der Fritz ist doch noch ein halbes Kind!“ erwidert das Mütterlein ganz entsetzt. „Eben siebzehn geworden.“

„Tut nichts! Macht ihm nur ja keine Schwierigkeiten! Er würde es nie überwinden, wenn er zu Hause bleiben müßte. Wetter noch mal, könnte man selber doch noch dabei sein! Aber die Gicht, die Gicht in beiden Beinen!“

Schwerfällig läßt er sich auf einen Stuhl nieder, und man redet von der jüngsten und von vergangenen Zeiten, von Fritz, von den Weberschen Jungen.

Es ist Abend geworden. In goldigem Glanz verjüht der Sonnenball hinter den Tannen des Stadtwaldes, und still und

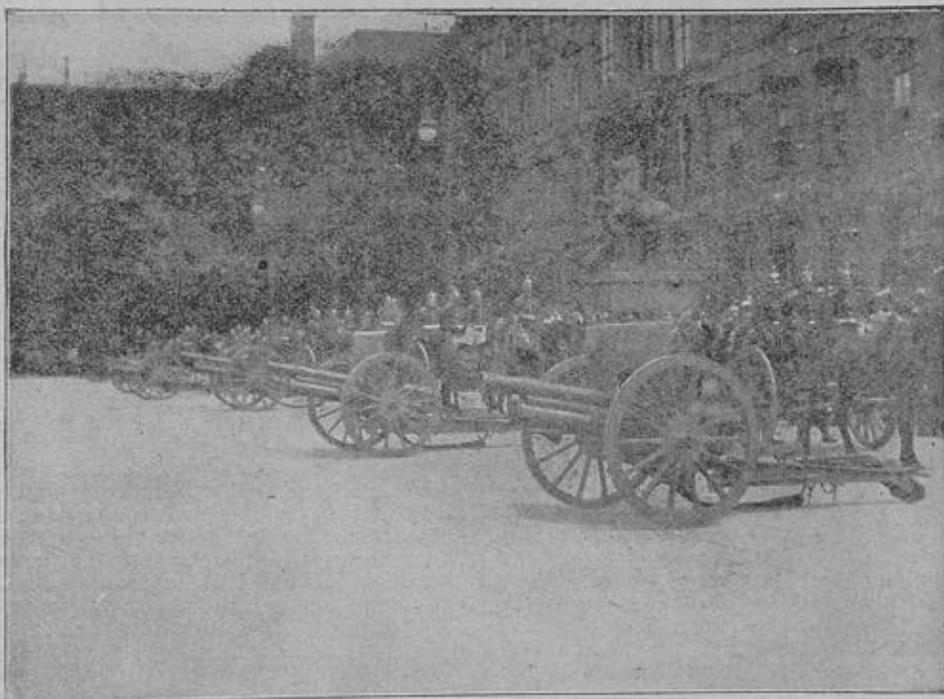
friedlich liegt das Städtchen da, als wäre der ganze Krieg nur ein Märchen. — Da wird es auf einmal lebendig vor dem Hause, in dem Mutter Bergmann wohnt: Stimmengewirr, Hurarufe, hastiges Krangeln. Fritzens Stimme! — Die alte Frau traut ihren Ohren kaum, eilt ans Fenster, schaut mit brennenden Augen hinaus. Wahrhaftig, ihr Junge steht da, umringt von einer Schar junger und alter Leute. Schon ist er oben, schon schluchzt das Mütterlein an seiner Brust.

„Mutter,“ stößt er mit fliegendem Atem aus, „über die Grenze bin ich glücklich gekommen. Das erzähle ich dir nachher ausführlich. Vier Tage treibe ich mich schon in Deutschlands herum. Verzeih, daß ich nicht schrieb. Aber die Zeit war zu knapp. Soldat will ich doch

werden. Du gibst mir deine Einwilligung, das weiß ich. Und nun habe ich mich bereits bei fünf Regimentern als Freiwilliger gemeldet. Bei vieren wurde ich abgewiesen wegen des allzu großen Andranges, und beim fünften — da sagten sie mir, ich sei zu schwach in der Brust für meine Körperlänge. Ich bin trostlos. Aber noch gebe ich die Hoffnung nicht auf, Mutterchen.“

In Frau Bergmanns Augen glänzen Tränen, ein Zucken gleitet über ihr bleiches, verhärmtes Antlitz: der Fritz ist ihr Einziger, ihr ein und ihr alles. Drei Söhne wurden ihr durch den Tod entzissen. Vor vier Jahren starb die Tochter. Und nun soll sie auch ihn opfern, den Jüngsten, das getreue Abbild ihres verstorbenen Gatten, den Trost ihres Alters? Armes Mutterherz! Aber das Vaterland ist in Not — sie ist Soldatenwitwe. Kein Wort der Gegenrede kommt über ihre fahlen Lippen.

Eine halbe Stunde später sitzt Fritz bei Dntel Weber, klagt dem sein Leid und bittet ihn um Rat. Da klopft ihm der alte Schnauzbart auf die Schulter und spricht mit knarrender Stimme:



Eroberte französische und belgische Geschütze vor dem königlichen Schloß in Berlin.

„Junge, das wußte ich! So ist's recht! Und ich werde dafür sorgen, daß du mitkommst. Noch lebt mein alter Hauptmann von siebzig. Der erinnert sich gewiß noch deines Vaters und meiner Wenigkeit. Morgen reisen wir zu ihm. Wenn ich nicht irre, ist einer von seinen Söhnen Major im . . . Grenadierregiment.“

Und richtig, am nächsten Morgen machen sich beide auf die Reise nach R., der alte und der junge Held. — — —

Vier Tage später trifft ein Brief für Mutter Bergmann ein, dessen Inhalt also lautet:

Geliebtes Mütterlein!

Hurra, ich bin angenommen! Das ist der höchste Freudentag in meinem Leben! Onkel Weber habe ich es zu verdanken. Was an Körperkraft fehlt, werde durch Willenskraft ersetzt, sagte der Major. Wenn nur erst die Ausbildungszeit beim Ersatzbataillon beendet wäre und auch wir dreinschlagen dürften. Gott wird mit uns sein! Hab' keine Angst, liebes Mütterlein. Schande mache ich dir nicht. Du sollst nur sehen, welche Begeisterung hier herrscht. Alle, alle fühlen und denken wie ich: Siegen, oder sterben! Und wir werden siegen! Alles Nähere erfährst du vom Onkel Weber, der hier mehrere alte Kameraden getroffen hat und darum länger aufgehalten wird, als es ihm lieb ist. O, welche Lust, Soldat zu sein, wenn es gilt, für's Vaterland ins Feld zu ziehen!

In treuer Liebe

Dein Sohn Fritz.

## In Amors Diensten.

Erzählung von  
Hans Dersfen.  
(Nachdr. verb.)

Fräulein Erna Lieblisch hatte schon siebenundzwanzig Lenz hinter sich, ohne daß der Frühling ihres Herzens gekommen wäre. Und das trotz ihres schönen Namens, der manchem noch lieblicher in die Ohren klang, als er schon war, weil es der Name eines reichen Kommerzienrats war. Dieser liebliche Klang ihres Namens hatte zwar mehr als einen Freier angelockt, allein Erna Lieblisch hatte die Mitgiftjäger bald durchschaut und sie glatt abgewiesen. Sie hätte gerne ihr Herz einem Manne geschenkt, der ihr wirkliche Herzensliebe geboten hätte, aber so einer hatte sich nach ihrer Meinung noch nicht im Hause des Kommerzienrates eingefunden. Nun hatte sie ihren siebenundzwanzigsten Geburtstag hinter sich, und noch immer war dieser Eine nicht erschienen. Das machte ihr nicht wenig Kummer und Sorge, und in mancher schlaflosen Nacht weinte sie bittere Tränen über ihr Geschick.

Eines Tages klagt sie ihrer besten Freundin, der glücklich verlobten Ella Weinsfeld, ihre Herzensnot, und diese wußte Rat. „Versuch's einmal auf dem bekannten, nicht mehr ungewöhnlichen Wege, Erna,“ sagte sie.

„Aber Ella,“ lautete die Antwort, „wie kannst du mir gegenüber einen solchen erbärmlich prosaischen Gedanken auch nur aussprechen. Durch die Zeitung sollte ich einen Mann suchen, wie so eine Krämers- oder Bauerntochter? Nein, nun und nimmer!“

„Nun, Erna, prosaisch mag diese Art, einen Lebensgefährten zu suchen, schon sein. Aber schon manche Krämers- und Bauerntochter hat auf diese Weise ein Glück gefunden, nach dem Damen der höheren Stände ihr Leben lang vergebens sich sehnen.“

„Meinst du wirklich, mir könnte auch noch ein solches Glück blühen? Wenn du das für möglich hältst, dann würde ich am Ende auch einmal so eine Heiratsanzeige — aber — pfui, wie häßlich klingt doch dieses Wort!“

„Aber, Erna, sei doch nicht kindisch! Weil die Zeitungs-menschen eine moderne Art, sein Glück selbst zu schmieden, geschäftsmäßig so bezeichnen, darum brauchen wir doch nicht davor zurückzuschrecken! Sei doch praktisch! Ist nicht Frau Rosenbaum, die heute das glücklichste Eheleben von der Welt führt, durch eine Heiratsanzeige zu ihrem Mann gekommen? Und Frau Dr. Lenzmann, hat sie nicht auch durch ein Zeitungsinserat ihr viel beneidetes Eheglück gefunden? Also sei einmal ganz spießbürgerlich vernünftig, das ist in diesem Falle wirklich das Beste für dich.“

„Ach, Ella, ich finde doch nicht mein Glück, weil, weil, nun, ich will's dir gestehen — weil ich's einmal mit Füßen getreten habe.“

„Ich verstehe dich ganz gut, obwohl du vielleicht meinst, ich wüßte nicht, worum es sich handelt. Du hast einmal einem ge-

wissen Max Waldau ein Körbchen gegeben, weil du es dir damals in dein Köpfchen gesetzt hattest, daß alle wenig begüterten Bewerber nur auf dein Geld spekulierten. Später aber hast du erfahren, daß dieser Max Waldau es herzlich gut und ehrlich mit dir meinte, daß er sich seit der Zeit aller Damengesellschaft möglichst fernhielt, sodaß er sogar in den Ruf eines eingefleischten Junggesellen geriet. Daß diese Erfahrung bitter, sehr bitter für dich ist, gebe ich zu, aber deshalb brauchst du doch nicht zu verzagen und alle Hoffnung auf eine glückliche Gestaltung deines Lebens aufzugeben. Dem Mutigen gehört die Welt! Akzeptiere meinen Vorschlag, und du wirst bald sehen, daß ich recht habe!“

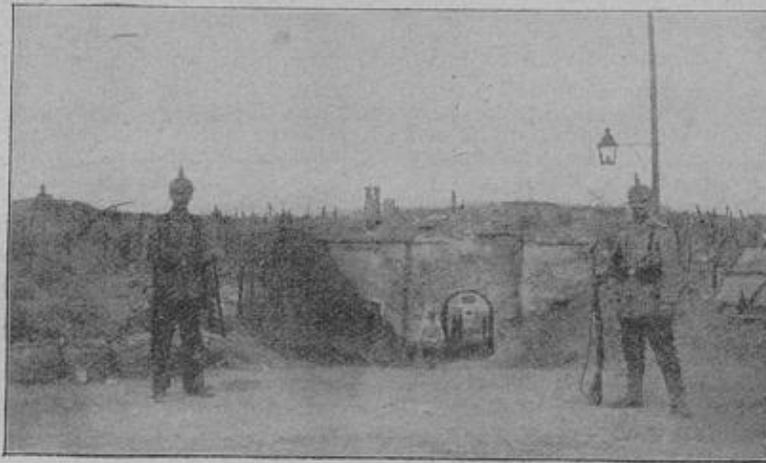
„Es macht deinem guten Herzen alle Ehre, liebe Ella, daß du mir neuen Lebensmut einflößen willst. Aber ich kann leider nicht begreifen, wie eine Heiratsanzeige mir das ersehnte Lebensglück bringen könnte.“

„Das laß meine Sorge sein! Wenn du damit einverstanden bist, daß wir eine Heiratsanzeige loslassen, dann bin ich zufrieden.“

„Nun, meinnetwegen, du sollst deinen Willen haben. Aber ich will wei-er nichts damit zu tun haben, ich gebe dir die Vollmacht, das ganze Geschäft für mich zu besorgen, die Anzeige abzufassen, aufzugeben und die Offerten abzuholen.“

„Das ist schön von dir. Du kannst dich darauf verlassen, daß ich's so erledigen werde, als ob ich selbst die hoffnungsfreudige Sucherin sei.“

„Die Leidtragende solltest du lieber sagen, das wäre richtiger; denn ich habe auch nicht die geringste Hoffnung, auf diesem Wege zum Ziele zu kommen.“



Eingang zu einem der eroberten Forts von Lüttich. Davor ein deutscher Doppelposten.

„Ich desto mehr. Doch nun muß ich mich verabschieden; denn es ist schon sechs Uhr, und ich möchte heute noch zur Expedition unseres Haupt- und Intelligenzblattes, um zu veranlassen, daß die Anzeige morgen schon erscheint. Also, lebe wohl, Erna! Wenn wir uns wiedersehen, sind wir hoffentlich einen großen Schritt weiter gekommen.“

„Adieu, Ella! Dein Glück gönne ich dir von Herzen, aber an das meinige glaube ich nicht!“

Nach dieser Unterredung gingen die beiden Freundinnen auseinander. Ella Weinsfeld begab sich aber nicht in die Zeitungsexpedition, sondern in den Stadtgarten, wo sie mit ihrem Bräutigam, dem angehenden Gymnasialprofessor Fritz Hellwig, zusammen zu treffen gedachte. Kaum hatte sie hier einige Schritte getan,

als dieser auch schon auf der Bildfläche erschien. Nach einigen Minuten saßen die beiden im Gartencafé gemütlich zusammen und beratschlagten mit vereinten Kräften, wie der armen verlassenen Erna zu helfen sei. Ella hatte es sich in ihr Köpfchen gesetzt, daß ihre treue Freundin an demselben Tage Hochzeit halten solle, an dem ihr lieber Fritz sie heimführte, und ihr Bräutigam mochte reden, soviel er wollte, es gelang ihm nicht, ihr diese Idee auszureden. Da war guter Rat teuer. Daß der Herzenswunsch seiner Braut erfüllt werden mußte, stand für Fritz Hellwig fest, aber über das Wie war er sich nicht im klaren. Anders Ella: sie hatte sofort einen Plan und entwickelte denselben folgendermaßen: „Ich habe Erna den guten Rat gegeben, es einmal mit einer Heiratsanzeige zu versuchen, und ihr solange zugeredet, bis sie damit einverstanden war und mir die Ausführung dieser Idee übertrug. Nun weiß ich ganz bestimmt, daß sie den Proturisten Max Waldau, dessen Bewerbung sie vor fünf Jahren abwies, weil sie annahm, er habe es auf ihr Geld abgesehen, aufrichtig liebt, und daß auch dieser Herr sie noch nicht vergessen hat. Das Ziel unseres Strebens muß also sein, die beiden wieder einander näher zu bringen. Wenn du nun Max Waldau mitteilen würdest, daß Erna ihm noch immer von Herzen gut ist, so würde er das nicht glauben, ganz sicher aber würde er daraufhin keine Schritte tun, um sich ihr wieder zu nähern. Er muß von ihr selbst die Versicherung haben, daß ihr Herz für ihn schlägt, dann wird alles gut werden. Diese Versicherung könnte und würde Ella schriftlich geben, wenn Max Waldau auf die Anzeige hin eine Offerte einreichen würde. Und du mußt dafür sorgen, daß er das tut.“

Fritz Hellwig war von diesem Plane seiner Braut und insbesondere von der Rolle, die ihm darin zugemutet wurde, nicht sonderlich erbaut; denn in anderer Leute Herzensangelegenheiten hatte er sich bisher grundsätzlich nicht eingemischt, und er verspürte auch wenig Lust, es in diesem Falle zu tun. Trotzdem aber erwiderte er: „Ich werde dir zuliebe gerne den Versuch machen, Max Waldau dazu zu bewegen, ob es mir aber gelingt, ist eine andere Frage.“

„Es muß dir gelingen, wenn nicht auf geradem Wege, so durch eine List.“

„Durch eine List? Wie denkst du dir das?“  
 „Ganz einfach. Höre nur zu: Der Junggeselle Max Waldau geriert sich zwar als Weiberfeind, das hindert ihn aber nicht, für die Kunst und schönen Dienerinnen der Kunst zu schwärmen. So soll er für Fräulein Flores vom Stadttheater, deren Hauptrolle die Mignon ist, außerordentlich begeistert sein. Wir werden nun die Anzeige so abfassen, daß es den Anschein hat, als ob sie von einer solchen Künstlerin herrühre, und du suggerierst dem Max diese Idee derart, daß er sie für absolut richtig hält. Ihn dann zu bewegen, ein lebenswürdiges Billett unter der in der Anzeige angegebenen Chiffre an die Zeitung zu senden, dürfte ein leichtes sein. Ist dieses Billett aber in den Händen Erna's, werde ich diese schon dahin bringen, daß sie alles, was sie auf dem Herzen hat, ihrem geliebten Max klipp und klar bekennet. Dann wird das vereiste Herz des Junggesellen zweifellos gründlich auftauen, und die sich solange gemieden haben, werden sich endlich von neuem finden.“

„Das ist ja so raffiniert ausgeklügelt, als ob dir Amor in höchstgelegener Person zugeflüstert hätte! Jedenfalls bist du einer seiner besten Dienerinnen.“

„Die Schmeicheleichenk' ich dir, sage mir lieber, was du von dem Plane hältst, ob du glaubst, daß er durchführbar ist.“

„Warum nicht? Wenn es stimmt, daß Max Waldau Interesse für schöne Künstlerinnen hat, warum sollte er nicht darauf hereinfallen? Jedenfalls bin ich Werkes im Dienste Amors, das mein Bräutchen so kühn unternimmt, das meine beizutragen. Ich werde sofort nach Erscheinen der Anzeige Max Waldau aufsuchen und ganz nach deinem Wunsche verfahren.“

Für diese Bereitwilligkeit sprach Ella ihrem Bräutigam in besonders herzlicher Weise ihren Dank aus, und dann begannen auf Ella's Vorschlag beide über die Form der Heiratsanzeige nachzudenken. Fritz Hellwig schüttelte dabei beständig sein Denkerhaupt; ihm paßte diese Komödie nicht. Aber er mußte gute Miene zum bösen Spiel machen; denn sein Bräutchen faßte die Sache sehr ernst auf. Und dieser Ernst gab sich auch in ihrem ganzen Wesen kund, als sie wenige Minuten darauf ihrem Bräutigam das Resultat ihres Nachdenkens mitteilte. Dieser nickte verständnisinnig und pries die Weisheit seiner Ella in den höchsten Tönen. Dann nahmen sie von einander Abschied, wobei Fritz Hellwig zur größten Freude seiner Braut sein vordem gegebenes Versprechen nachdrücklich wiederholte.

Am nächsten Tage waren die Damen und Herren der besseren Gesellschaft der Stadt in großer Aufregung. Die Ursache war eine Anzeige im Intelligenzblatt, die folgenden Wortlaut hatte:

„Eine junge Dame, Künstlerin, die ihre bisherige Herzens einsam-

keit nicht mehr zu ertragen vermag, möchte mit einem kunstbegeisterten Herrn in Verbindung treten. Zunächst nur brieflicher Verkehr erwünscht. Angebote wirklicher Freunde der Kunst unter „Sylva“ an die Expedition dieses Blattes erbeten.“

Eine Künstlerin, die über Herzens einsamkeit klagt! Das war in L. noch nicht dagewesen! Am Residenz-Theater, wie man



Doppelposten in einer Straße in Lüttich.

in den Kreisen der Theaterfreunde scherzhaft den kleinen Musentempel des Ortes nannte, steckten Divas, Soubretten und sonstige Größen und Gerne große die Köpfe zusammen und tuschelten sich allerlei Geheimnisse in die Ohren. Aber im Grunde genommen wußte niemand etwas. Stark in Verdacht hatte man die erste Liebhaberin des Theaters, die, entgegen der Gewohnheit ihrer Kolleginnen, in ihrem Privatleben ein ziemlich zurückgezogenes Dasein führte. Als dieser das Gerücht zu Ohren kam, erzählte sie es ihrem Bräutigam, der dann durch eine offizielle Verlobungsanzeige dem Verdacht den Boden gänzlich entzog. Nun ging das Raten von neuem los, aber alle Mühe war vergebens. Daß die Anzeige zu einem bestimmten Zwecke erfunden sein könnte, daran dachte natürlich kein Mensch. Auch Max Waldau nicht, der sich mit der jungen Dame der Anzeige insofern seelenverwandt fühlte, als auch

er der Herzens einsamkeit müde war, und darum kurz entschlossen ein paar recht lebenswürdige Zeilen unter der in der Anzeige angegebenen Chiffre an die Expedition des Intelligenzblattes sandte.

Als Fritz Hellwig ihn besuchte, um dem Wunsche seiner Braut zu entsprechen, staunte er nicht wenig, als er hörte, daß Max Waldau bereits aus eigenem Antrieb auf die Anzeige reagiert hatte. Er



Aus dem eroberten Lüttich:

Berühmte Häuser gegenüber der Universität, aus denen auf unsere Truppen geschossen wurde.

er tat so, als ob er von dem verstockten Junggesellen alles andere, als das erwartete hätte, innerlich aber freute er sich außerordentlich über den Schritt, den Max Waldau getan hatte; brauchte er nun doch keine Überredungskunst mehr anzuwenden und konnte zudem noch bei seiner Braut mit seinem schönen Erfolge prahlen. In dieser freudigen Stimmung hielt es ihn nicht lange bei dem Freunde, er entschuldigte die Kürze seines Besuches mit einer dringlichen Pflicht und eilte dann zu seiner Braut.

Diese war des Lobes voll, als sie von dem angeblichen schönen Erfolg der Überredungskunst ihres Bräutigams hörte und freute sich über die Maßnahmen, daß ihr Plan bis dahin glücklich war. Nun galt es, Erna so weit zu bringen, daß sie ihrem geliebten Max ihr Herz ausschüttete. Ella war kein Freund von

langem Überlegen. Verschiebe nicht auf morgen, was du heute tun kannst, war ihre Parole, und so faßte sie auch in diesem Falle einen schnellen Entschluß, teilte ihn ihrem Bräutigam mit und begab sich dann zur Expedition des Intelligenzblattes, um die auf die Anzeige hin eingelaufenen Offerten abzuholen.

Es war eine stattliche Zahl, und wenn Erna lieblich eines jener leichtsinnigen Geschöpfe gewesen wäre, die ein frivol

mit Männerherzen treiben, so hätte sie sich zweifellos darüber gefreut, daß so viele in die geschickt ausgelegte Falle gegangen waren. Allein ihrem, von einer tiefen, wahren Liebe erfüllten Herzen behagte die ganze Art dieses modernen Männerfanges nicht, und dieser Auffassung gab sie auch klar und deutlich Ausdruck, als Ella ihr mit triumphierender Miene die vielen Offerten unterbreitete. Sie würdigte dieselben kaum eines Blickes und hörte ganz teilnahmslos den Erläuterungen Ellas zu, bis diese so beiläufig erwähnte, daß auch Max Waldau unter den Briefschreibern sei. Sofort bat sie sich sein Schreiben aus und las es mit sichtlich Erregung einmal, zweimal dreimal durch. Nun war für Ella die Zeit des energischen Handelns gekommen. Als ob sie in Max Waldaus innerstes Gefühlleben eingeweiht sei, so schilderte sie dessen Herzensnot und Herzenspein, und Erna hörte klopfenden Herzens zu und glaubte und hoffte alles, was ihre Freundin ihrem Glauben und Hoffen nahebrachte, weil die Liebe zu Max Waldau ihren Geist und ihr Herz völlig beherrschte.

Mit großer Freude stimmte sie dann Ellas Vorschlag zu, in dem Antwortschreiben an Max ihren vor fünf Jahren begangenen und schon so oft bitter bereuten schweren Fehler einzugestehen und den innigen Wunsch auszuspochen, daß alles wieder gut werden möge.

Max Waldaus Antwort ließ natürlich nicht lange auf sich warten; es dauerte kaum einen Tag, bis sie eintraf und Ernas Herz mit jubelnder Freude erfüllte. Mit ihr jubelte Ella, die endlich das gesteckte Ziel erreicht hatte und Fritz Hellwig, der nun den Hochzeitstag festsetzen konnte. An einem schönen Matentag war es, als der Priester beide Paare fürs Leben vereinte. Gemeinsam feierten sie dann Hochzeit, wobei Ellas Wirken in Amors Diensten in Poesie und Prosa gebührend verherrlicht wurde.

## Das Heer der deutschen Sprache.

Heer ist ein Wort aus altgermanischer Zeit und bezeichnet ursprünglich etwas zum Krieg Gehöriges in ganz allgemeinem Sinne. Es verengte sich dann zu dem Begriff Heeresrüstung. Infolge der üblichen Übertragung von toten Dingen auf lebendige Wesen nahm das Wort die Bedeutung Schar an. Seine Beziehung auf den Krieg erhielt es erst im Mittelalter, wo es zugleich mit dem Zeitwort verheeren in Zusammenhang gebracht wurde, das, wie bekannt, plündern bedeutet. Dem Sinne nach ist das Wort Volk mit ihm verwandt, weil es ursprünglich Heerhaufe bedeutet. Im Bunde mit Gesinde, d. h. Kriegsgefolge, und der großen Zahl von Wörtern, die Kampf bedeuten, legt es ein deutliches Zeichen dafür ab, daß die Lust an Krieg und Sieg den Grundzug unserer Vor-

fahren bildete. Dieser kriegerische Wortreichtum wurde durch die Flutwelle von Fremdwörtern weggeschwemmt, die im dreißigjährigen Kriege mit der Menge von Kriegersleuten aus allen Nachbarvölkern über Deutschland hereinbrach. So mußte das deutsche Wort Fremdwörter Arme weichen. Diese Bezeichnung hängt mit dem lateinischen Worte armata zusammen und bezeichnet demnach eine bewaffnete Schar. Aus gleicher Quelle stammt das Wort Militär. Jeder, der Latein versteht, erkennt leicht, daß es von miles, d. h. Soldat herkommt. Das Wort miles bezeichnet eigentlich jemanden, der in einem Haufen marschiert. Militär bedeutet also ursprünglich eine marschierende Menschenmasse. Der einzelne Mann in dieser Truppe heißt bekanntlich Soldat. Auch an diesem Worte ist die Wirkung des ausländischen Einflusses bemerkbar. Der Soldat hat seinen Namen vom Sold, und das Wort Sold, das Lohn für geleistete Dienste bedeutet oder auch einen Dienst bezeichnet, der zu leisten ist, und zuerst um 1200 in unserer Sprache auftrat, ist nach dem fran-

zösischen Worte soldo = Lohn gebildet. Diese Form ist eine Verschleifung des lateinischen Münznamens solidus. Von ihm bildete man das lateinische Wort solidatus, daraus das italienische soldato und daraus wieder das französische soldat. Dieses Wort bedeutet demnach der Befoldete, was auch daraus hervorgeht, daß im Mittelalter die germanische Ableitung soldonero gebildet wurde, woraus Soldner entstanden ist. Das Wort Kammerad kommt von dem lateinischen Wort camera = Kammer. Da der Name der Kammer oder Stube häufig auf die Bewohner übertragen wurde, so entstand die Bedeutung Stubengenossenschaft. Von der Gesamtheit der Personen wurde das Wort auch auf den einzelnen Mann übertragen, und daher bedeutet Kammerad eigentlich Stubengenosse.

Leich (Wölm).

## Sprüche.

Wenn zwei Menschen großen — sind immer beide daran schuld, und die Schuld wird plötzlich entsetzlich schwer für denjenigen Menschen, der von beiden zurückbleibt.

Die Sonne und die Freude sind die Universalärznel aus der Himmelsapotheke.

Das einfach Schöne soll der Kenner schätzen; Wertiertes aber spricht der Menge zu.

Das Schicksal ist ein Wirbelwind,  
Ein armes Blatt das Menschenkind.  
Er treibt's zu Tal, er hebt's zu Hügel —  
Das Blättchen rührt sich seiner Flügel.



Eroberte Geschütze in Lüttich.



Unsere Soldaten beim Ablochen in einer Lütticher Straße.

## Des Kaisers Ruf.

Skizze von P. Johannesen.

(Nachdruck verboten.)

„In Deutschland gibt's Krieg mit Rußland,“ hört Heinz Kröger den Ingenieur Nielsen zu einem der Fabrikbesitzer sprechen. Die Zeitung ist voll davon. Frankreich wird auch wahrscheinlich angegriffen, vielleicht sogar England. Da wird wohl nicht viel übrig bleiben von dem stolzen Nachbarreich.“

Wie Wetterstrahl treffen den deutschen Jüngling in der beschmutzten blauen Arbeiterbluse diese Worte. Heiße Blut steigt ihm ins Knochige, vom Kohlenstaub geschwärzte Gesicht, Scham und Reue packen sein laut pochendes Herz gewaltiger denn je. Tränen füllen seine Augen. Er läßt den schweren Hammer sinken, tritt heran an Herrn Nielsen und bittet ihn um genauere Auskunft. Im eleganten Kopenhagener Dänisch teilt ihm der lebenswürdige Ingenieur bereitwilligst alles mit, was er weiß. — —

Es ist Feierabend, das Stampfen und Hämmern, der ohrenbetäubende Lärm verstummt auf das schrille Zeichen der Dampfpeife. Heimwärts flutet die Arbeiterchar. Allen voran eilt Heinz,

voll zu, drückt ihm die Hand, zahlt ihm seinen Lohn aus und spricht nur: „Ziehen Sie mit Gott!“ — —

Im Hafen liegen Hamburger Schiffe. Vom Ansehen kennt Heinz alle die biederen Kapitäne, denn das Heimweh trieb ihn oft an diese Stätte. Der derbe, aber sehr menschenfreundliche Förger Sievers ist gern bereit, ihn an Bord zu nehmen. — —

Verdöbet ist Vater Kröger's Kontor, geschlossen sind die Geschäftsräume. Aber die Hälfte seiner Angestellten sind, ihrer Order folgend oder freiwillig, zu den Waffen geeilt. Gestern hat er von seinen drei Söhnen Abschied genommen. Schwere Zeiten stehen bevor. Große Verluste in seiner Überseehandlung wird er erleiden. Ernst und gedankenvoll schreitet er darum im Zimmer auf und ab. Ach, die geschäftlichen Ausfälle will er ja gern ertragen, aber seine Jungens, seine Jungens! Alle drei fort. Ob er sie wiedersehen wird? Und der Jüngste, der Heinz? Der weiß sicher schon längst nicht mehr unter den Lebenden.

„Ob er nicht doch noch zu retten gewesen wäre, wenn du damals hättest Milde walten lassen?“ fragt Kröger sich auf einmal. Aber das ist vorbei.

Es klopf. Frau Junklaus, die Hausdame, tritt ein und meldet dem Herrn einen fremden Arbeiter, der ihn bringend sprechen möchte. Wenige Minuten später tritt ein hochgewachsener junger Mann herein. Bleich ist sein Antlitz, tränenfeucht sind die tiefstehenden, dunkelumschatteten Augen. Mit bebender Stimme spricht der Fremdling: „Mein Vater.“ — —

Weiter kommt er nicht. Herr Kröger aber fährt zusammen, ein Zucken geht über sein hartes Gesicht. Wie versteinert steht er da.

„Vater,“ kommt es in abgerissenen Sätzen über des Sohnes bebende Lippen, „Vater — hab' Erbarmen mit mir — vergib mir! — Der Kaiser ruft. Ich ziehe ins Feld, will meine schwere Schuld sühnen in dieser großen Zeit, die jedem Gelegenheit bietet, alte Sünden gut zu machen. Nur deinen Segen möchte ich mitnehmen aufs Schlachtfeld.“ —

„Du — du lehrst zurück, um Soldat zu werden? Mein Junge, dann soll alles vergeben u vergessen sein“, stammelt der alte Herr, und Träne um Träne perlt in seinen Bart. Er schließt den verlorenen Sohn, der wiedergefunden ist, in seine Arme.

„Gott sei mit dir. — Ich werde für dich beten wie für deine Brüder, denn jetzt bist du wieder mein Sohn, deines Vaterlandes Sohn.“

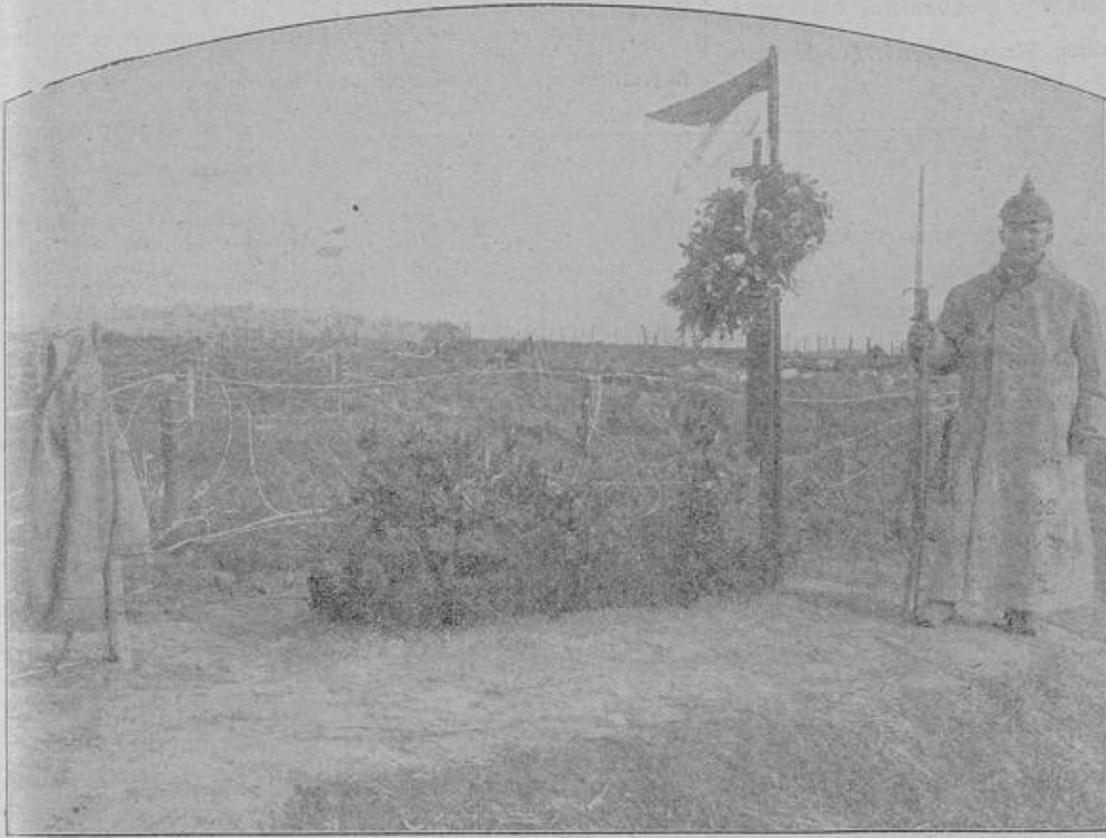
Und Vater Kröger begleitete noch am selben Tage seinen Heinz zum Regiment, bei dem er vor drei Jahren hätte eingestellt werden sollen.

## Ein Samariter.

Ist noch ein Rest von Lieb' in dir,  
O geize nicht, und gib ihn her;  
Die reiche, menschenvolle Welt  
Ist ja an Liebe gar so leer.

Auf Märkten biete sie nicht feil,  
Auch zu Palästen trag' sie nicht;  
Doch tritt dereinst an deinen Weg  
Ein still verhärmtes Angesicht —

Dem sprich: „Bedarfst du wohl des Ols?  
Zeig' deine Wunde; — hier mein Krug! —  
Und in der Herberg' pfleg' ich dein,  
Wenn diese Gabe nicht genug.“



Grab eines Garde-Dragoners auf dem Fort Loucin.

Der Tapfere wollte als Erster hier die deutsche Fahne aufpflanzen und fand dabei den Tod.

der junge Deutsche, dahin, von den bösen Geistern des anlagenden Gewissens getrieben.

„Deutschlands Söhne ziehen ins Feld — deine drei Brüder — alle, alle. Nur du, der verlorene Sohn, bist nicht würdig, des Kaisers Tod zu tragen. Du bist im Ausland.“

So stöhnt er. Ja, der Heinz Kröger ist verstoßen von seinem Vater, verflucht wegen seines hederlichen Lebenswandels und all der schlechten Streiche. In die weite Welt trieb seine Abenteuerlust ihn, als er zu den Füsilieren ausgehoben war. Ein Deserteur ist er also. Harte Strafe wartet sein, wenn er sich in der Heimat blicken läßt. In Amerika, in Australien hat er sich herumgetrieben und jetzt fristet er, der Sohn des wohlhabenden Hamburger Kaufmanns, hier in Kopenhagen ein erbärmliches Dasein als Fabrikarbeiter. — —

Nun liest er es selber in den Zeitungen, was in Deutschland für große Dinge geschehen: der Kaiser ruft sein Volk zu den Waffen. In einen heiligen Krieg will er seine Söhne führen. Und alle, alle folgen ihm voll beispielloser Begeisterung.

Und da — was steht da denn noch in einem der Blätter? Deserteur, die sich freiwillig der Fahne stellen, soll keine Strafe treffen. Ein Jubelruf. Sein Entschluß steht felsenfest. Auf der Stelle eilt er zu seinem Fabrikherrn und sagt: „Herr Petersen, ich muß um meine sofortige Entlassung bitten. Unser Kaiser ruft, darum darf ich nicht säumen.“ Der alte Herr nickt ihm verständnis-

## Der Baumeister.

Von Ruth W y s s e n b a c h - B e r n.

(Nachdruck verboten.)

„Ich kann dich nicht verstehen Annetti, daß du von Berlin weggehen konntest, wenn du dort einen Verehrer hattest,“ sagte Frau Dr. Tobias zu ihrer Freundin, der Malerin Anne-Marie Ulrich.

„Ach, Gerda, das verstehst du nicht. Du müßtest Hans Petersen kennen, wie ich ihn kenne und du würdest mir recht geben.“

„Das verstehe ich allerdings nicht,“ erwiderte Frau Tobias kopfschüttelnd.

„Ja, siehst du, das ist ein eigenartiger Fall, und ich habe mir im Anfang auch Mühe gegeben, diese Spezies Mann verstehen zu lernen, aber es war schwer, sehr schwer, sage ich dir.“

„Wieso denn?“

„Ja,“ sagte Anne-Marie lachend, „erstens ist er ein fürchterlicher Bär. Ich habe leider keine Photographie von ihm, er ließ sich seit seiner Studentzeit nicht mehr abnehmen, so will ich ihn dir beschreiben. Stell ihn dir also vor. Ein Häne von Gestalt, breitschultrig, burschikos, eigensinnig, dazu der eingestrichelteste Junggeselle, den du dir denken kannst. Wenn er heiratet, muß man ihn gewiß zum Altar schleppen, dazu ist er von einem Phlegma, das ans Unglaubliche grenzt.“

„Wie kann man denn so einen Mann lieben?“ fragte Frau Gerda erstaunt.

„Das ist es ja eben, trotz seiner Fehler und Schwächen habe ich diesen Mann von ganzem Herzen gern. Er ist wie ein Kind, gutmütig, trotz seiner Poltrigkeit und herzensgut. Er ist sehr verschlossen und wortkarg, und ich wundere mich, daß ich es mit ihm oft so viele Stunden ausgehalten habe und mich nicht langweilte. Wir saßen oft im Café und er sah ins Leere. Wenn ich nicht den Mund gebraucht, wäre es gewesen, als ob zwei Taubstumme zusammen säßen.“

„Das ist ja unglaublich. Und so einen willst du heiraten?“ rief Frau Gerda entsetzt. „Du paßt ja gar nicht zu ihm, du mit deiner quecksilbrigen Natur.“

„Erstens, liebe Gerda, hat er ja noch gar keine Andeutung vom Heiraten gemacht, zweitens ergänzen wir uns großartig und drittens und das ist das Sonderbare, habe ich wirklich einen Narren an ihm gefressen,“ erwiderte Anne-Marie lachend.

„Na, das kann ja eine heitere Ehe werden, solltest du ihn wirklich heiraten. Du wirst es dir aber, denke ich, noch sehr überlegen?“

„Im Gegenteil, wir verstehen uns soweit tabellos, trotz allem. Ich höre jetzt oft sein Geburme und liebe es, davon zu träumen. Ja, ja, hm, hm, zu weiter schwingt er sich fast nie auf. Er sitzt da, und schaut mich an. Ich liebe das sehr, wenn er mich so ansieht, ich fühle dann seine Liebe zu mir durchdringen, die mehr sagt, als alle Worte.“

„Sonderbare Schwärmerin. Also Lieber ohne Worte?“

„Ja, man gewöhnt sich daran, Gerda,“ sagte Anne-Marie ruhig.

„Seine Liebe hat er dir wohl noch nicht gestanden?“ fragte Frau Gerda interessiert.

„Nein, davon sprach er nie, aber das weiß ich ja auch so, daß er mich liebt, bei Hans Petersen fühlt man das so!“

„Warum bist du denn nur fort von Berlin?“

„Das will ich dir anvertrauen Gerda, schau, die Sache ist so: So lange ich dort war, da wußte er, daß ich mit niemand verkehrte als mit ihm, jetzt, da ich fort bin, denkt er mehr an mich und auch daran, daß ein anderer mich begehren könnte, er neigt zur Eifersucht. Du wirst sehen, eines Tages erscheint er auf der Bildfläche und holt mich.“

„Na, na,“ neckte Frau Gerda, „wenn du dich nur nicht täuschst.“

„Nein, Gerda, ich täusche mich nicht, ich kenne Petersen zu genau, er war so traurig, als ich fortging, ich fühlte, daß ich ihm fehlen werde. Aber er sagte kein Wort, daß ich bleiben sollte,

und ich war zu stolz, um dieses Wort zu betteln; so ging ich. Aber er kommt nächstens, er machte schon Andeutungen in seinen Briefen. Ich freue mich schon, sein liebes Gesicht wieder zu sehen.“

„Du bist wirklich verliebt in diesen Menschen,“ sagte Frau Gerda lachend. „Und wie, erst jetzt, durch die Trennung, fühlst du so recht, wie gerne ich ihn habe. Er hat so eine Art, mir zu gefallen. Seine Pomadigkeit hat mich oft fast zur Verzweiflung gebracht, aber ich kenne ihn ja, und ich weiß ihn zu nehmen. Ich bin nun ebenso zurückhaltend geworden, wie er, das reizt ihn desto mehr. Zuerst schrieb er nur Karten, ich machte es dann ebenso, ich schrieb kurze, lakonische Karten, so als ob mir garnichts an ihm läge, jetzt schreibt er regelmäßig Briefe, du solltest nur einmal solchen Brief sehen. Die Adresse schreibt er mit Tinte, den Brief jedoch mit Bleistift. Ich glaube, er ist zu faul, die Feder ins Tintenfaß zu tauchen, darum schreibt er mit Blei.“

„Ich möchte ihn wohl kennen lernen, diesen Herrn, das muß ja ein Unikum sein?“

„Du würdest staunen, Gerda, ich sage dir, solch ein Menschenexemplar existiert überhaupt nicht mehr. Na, vielleicht erleben wir es noch, daß er kommt, und dann stelle ich ihn dir vor.“

„Ich lade ihn dann mit dir zum Kaffee ein, er trinkt doch Kaffee, der Herr?“

„Ja, schon, aber als ehemaliger Student trinkt er natürlich lieber Bier.“

„Was ist er eigentlich für ein Landsmann, ist er Berliner?“

„Nein, Bremer. Sein Akzent ist ja jetzt von Berlin her etwas überwiegend, aber oft kommt doch das it heraus. Du weißt ja, St-od, St-ein, St-iefel, es klingt sehr schön.“

„Ist er denn wenigstens hübsch?“

„Nein, hübsch ist er garnicht, dazu hat er zu verschlafene Augen, aber diese Figur, prachtvoll. Aber sein originelles Wesen, ich weiß selbst nicht, wie es kam. Im Anfange mochte ich garnichts von ihm wissen, er gefiel mir gar nicht. Aber er ließ mich, trogder Körbe, die ich ihm austeilte, nicht in Ruhe und endlich kam es über mich, ich weiß nicht wie, und jetzt liebe ich ihn einfach und zwar so, wie er ist. Und ich sehne mich schrecklich nach ihm. Lache mich nur nicht aus, Gerda. Wir wissen eben nie, wie alles so kommt, es ist einfach da, die Macht, die alles bricht und wir können nichts tun, als die Tatsachen nehmen, wie sie sind.“

„Ah, Anne-Mi, werde nur nicht tragiisch.“

„Na, es ist doch so?“

„Ja, ja, du hast ja recht. Ich bin nur sehr gespannt, wie sich die Sache weiter entwickelt.“

Zu Pfingsten erhielt Anne-Marie auf einem Telegrammformular folgenden Brief:

Liebes Fräulein Ulrich.

Komme morgen elf Uhr nach dort und bitte Sie, wenn Sie Zeit haben, mich auf dem Bahnhof zu erwarten.

Falls Sie nicht Zeit haben sollten, so erbitte ich Nachricht, Hauptpostlagernd, wann und wo ich Sie treffen kann.

Mit ergebenem Gruße Ihr

Petersen.“

„Siehst du, Gerda, da kommt er.“

„Wer, wer,“ rief Frau Dr. Tobias erstaunt.

„Nun, wer, Er!“

„Ach so, nun, du hast eine Art, einem zu überraschen. Also dein Baumeister kommt?“

„Ja, natürlich, wer sonst? Ach bitte entschuldige nur mein Ungehum, ich bin ja so glücklich, so froh.“

„Nun, in diesem Sinne sei dir verziehen, liebe Mi. Also, was ist nun los? Er kommt also, wann, wo?“

„Da lies.“ Mit diesen Worten übergab Anne-Marie ihrer Freundin den sonderbaren Liebesbrief.

„Na, also, kurz und bündig,“ sagte Frau Gerda, nachdem sie gelesen. „Und keines Briefpapier hat der Herr.“

„Ja, das ist so echt Hans Petersen. Den Brief hat er irgendwo auf einem Postamte schnell geschrieben,“ sagte Anne-Marie lachend. Und weißt du, was ich tun werde? Ich gehe nicht auf den



Von deutschen Truppen in 5 Stunden gebaute Pontonbrücke über die Maas, an Stelle der von den Belgieren zerstörten Steinbrücke.

Bahnhof, sondern schreibe ihm erst. Ihm nur nicht zeigen, daß ihn erwartet habe."

"Gott bewahre, das wirst du doch nicht tun, du verdirbst dir die ganze Freude damit."

"Im Gegenteil, das reizt ihn erst recht, und du wirst sehen, ich recht habe. Er wird sich bequemen müssen, erst ein paar mal das Postamt zu laufen, es ist das Beste so, glaube mir. Meine Ungeduld wird zwar auf eine harte Probe gestellt, aber es muß sein, ich weiß ja, wie man diesen Mann behandeln muß."

"Nun, wie du willst, du mußt ja am besten wissen, was du sagst," sagte Frau Gerda.

Am nächsten Tag erst sah Anne-Marie den Gegenstand ihrer Liebe.

Sie hatte sich sehr hübsch gemacht für ihn. Ein weißes Kleid brachte ihre schöne Gestalt zur vollsten Geltung, weiße Schürchen und ein weißer Federhut vervollständigten die einfache, vornehme Toilette.

Peterien freute sich herzlich, Anne-Marie zu sehen, nebenbei fragte er sie, warum sie ihn gestern nicht abgeholt hätte.

"Ja, ich hatte gestern wirklich keine Zeit," log diese.

Dann gingen sie zusammen zu Frau Gerda zum Kaffee und dort, bei der Freundin hielt Baumeister Peterien um Anne-Marie an.

So viel hatte er nie gesprochen, wie an dem Nachmittage und Frau Gerda war ganz hingerissen von seiner lebenswürdigen Art, wie er sich gab.

"Der ist doch nicht so wortfarg, Mi, wie du ihn mir geschilbert," sagte Frau Gerda, als sie einen Augenblick allein waren.

"Das ist gewiß seine längste Rede gewesen, die er je hielt," erwiderte Anne-Marie voll lustigem Spott.

"Also du schöne Braut, werde glücklich mit deinem Brumbären."

"Ich werde mir Mühe geben," sagte Anne-Marie voll Überzeugung.

Als im nächsten Jahre Frau Peterien ihre Freundin besuchte, da brauchte diese nicht zu fragen, ob sie glücklich sei. Der Sonnenschein leuchtete ihr aus den Augen, und ein eigener Glanz umgab ihr ganzes Wesen.

"Also habe ich doch unrecht gehabt mit meiner Prophezeiung, Annemi?"

"Es scheint so, du glaubst gar nicht, was für einen braven, guten und aufopfernden Mann ich habe, Gerda, und ich habe ihn mit meinem Wesen schon so angesteckt, daß wir fast nie mehr stumm sitzen wie früher. Hans ist jetzt oft gesprächiger als ich, so daß ich mich selbst wundere, wie das möglich sei."

"Ich will dir sagen, wie es kommt, Ihr seid eben für einander bestimmt gewesen, du paßtest zu ihm, er zu dir, das ist der Witz."

"Ja, ich sagte es dir damals schon, aber du wolltest es nicht glauben. Und Gerda, ich sage es dir offen, ich bin namenlos glücklich geworden."

"Das sehe ich, liebe Mi, das brauchst du mir nicht zu sagen, aus deinen Augen leuchtet es, von Glück und Liebe."

"Ja," sagte Anne-Marie verträumt, "ich wußte es, daß ich mit diesem Manne nie unglücklich werden würde. Und im Herbst liebte Gerda, kommst du nach Berlin, du mußt dann Patin spielen."

"Gerne," sagte Frau Gerda.

## Dem Zweifler.

Den Geist von dunkler Zweifelsqual zerklüftet,  
Durchblättest du der Schöpfung Buch,  
Den Kern des Lebens aufzufinden, lüftet  
Dein Forschen manches Leichentuch.

Geharnischt eherne Gedanken schlagen  
In dir sich die Verzweiflungsschlacht:  
Doch keine Antwort stillt deine Fragen,  
Und finst'rer stets wird deine Nacht.

Denn ewig wird mit allem seinem Späßen  
Der Mensch, wie mächtig er sich dünkt,  
Im Himmel nichts und nichts auf Erden sehen,  
Wenn er nicht auf die Kniee sinkt.

Betto Paoli.

## Friedrich der Große über das Kriegsführen.

"Die Welt wäre sehr glücklich daran, wenn Unterhandlung das einzige Mittel wäre, sich Gerechtigkeit zu verschaffen und Frieden und Eintracht unter den Völkern wieder herzustellen. Man würde alsdann Gründe gebrauchen, anstatt der Waffen; man würde alsdann miteinander disputieren anstatt einander totzuschlagen. Aber eine traurige Notwendigkeit zwingt die Fürsten, einen viel grausameren Weg einzuschlagen."

"Die aller schwierigsten Projekte von Campagnen seyend diejenigen, da man sich vielen starken und mächtigen Feinden zugleich opponieren soll. Alsdann muß man seine Zuflucht zur Politik mit nehmen und suchen, seine Feinde unter sich zu brouilliren, oder einen und andern durch *avantages*, so man ihn zu Wege bringet, zu detachieren. Was das militärische angeht, so muß man in solchem Falle wissen, a propos zu verlieren, denn derjenige, der alles zu gleicher Zeit defendiren will, wird nichts defendiren, mithin muß man alsdann dem Feind eine Provinz sacrificiren, indessen aber mit der ganzen *coros* denen andern zu Leibe gehen, sie zu einer *bataille* obligiren und seine äußersten Kräfte anwenden, um solche übern Haufen zu werfen, alsdann man gegen die andern detachiren muß."

"Wann die Anzahl der Preussischen Troupen geringer ist, als die vom Feinde, so muß man deshalb nicht desperiren ihn zu überwinden, aber es gehört alsdann dazu, daß die Dispositiones von den General dasjenige suppliren, was an ihrer Zahl fehlet."

"Die besten Bataillen seyend diejenigen, wenn man den Feind zwinget, daß er sich notwendig schlagen muß, wozu er gar keine Lust bezeigt, und weil Euer Interesse den von den Feinde diametral entgegengesetzt ist, so müßet Ihr Alles dasjenige wollen, was der Feind nicht will."

"Man verliert mehr Leute, wenn das Heer in einem fort vom Feinde genedt wird, als wenn eine Schlacht das Glück nötig, sich zu entscheiden, und den Feind mit allen Troupen, die er auf die *Chicané* und den kleinen Krieg verwenden konnte, in die Flucht treibt. Die *Scharmützel*, *Rencontres* und die kleinen Gefechte sind für den einzelnen verderblich und entscheiden nichts für das Wohl des Staates."

"Allen diesen Maximen füge Ich noch hinzu, daß unsere Kriege kurz und vives seyn müssen, massen es Uns nicht conveniret, die Sachen in die Länge zu ziehen, weil ein langwieriger Krieg ohn-vermerkt unsere admirable Disciplin fallen machen und das Land depeupliren, unsere Ressourcen aber erschöpfen würde."

"Obgleich Ihr nur Sachsen verteidigen sollt, empfehle ich Euch besonders an, stets angriffsweise vorzugehen und, sobald Ihr glaubt, daß der Feind Euch zur Schlacht zwingen kann, ihn anzugreifen, aber sich niemals angreifen zu lassen."

## Unsere Bilder.

**Eroberte französische und belgische Geschütze in Berlin.**  
Am Sedantage wurden die ersten Siegestrophäen in Berlin eingeholt. Eine ungeheure Menschenmenge umsäumte die Linden, durch welche die eroberten Geschütze nach dem königlichen Schloß geführt wurden. Die Geschütze fanden Aufstellung vor dem königlichen Schloß und dem Kronprinzen-Palais.

**Zum Untergang des Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große“.**  
Die neueste Heldentat der Engländer. Entgegen allen Gebräuchen des Völkerrechts hat ein englisches Kriegsschiff unseren Dampfer „Kaiser Wilhelm der Große“, der als Hilfskreuzer benutzt wurde, in einem neutralen Gewässer zum Sinken gebracht. Die Besatzung wurde gerettet.



## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Urteile über die andern, wie du wünschtest, daß man über dich urteilte.

Wer eine Befehligung höher empfindet darum, weil sie gerade ihm widerfahren ist, der sei sicher, daß er ein Egoist und noch weit entfernt ist von wahrer moralischer Gesinnung.

**Eine Berufszählung der Engländer.** Von den 13 662 200 männlichen und 14 857 113 weiblichen Personen, die 1911 Englands Bevölkerung von mehr als zehnjährigem Alter ausmachten, arbeiteten 11 453 665 männliche und 4 830 734 weibliche. Von den „berufslosen“ 10 026 379 Frauen waren 5 950 653 verheiratet und 953 793 Wittven, also in ihrer großen Mehrzahl wohl beschäftigt genug. Diese Zahlen stehen im letzten Band des Berichtes über die Volkszählung von 1911, der zeigt, wie das englische Volk beschäftigt ist. Dank der Verlängerung der Schulzeit ist die Zahl der arbeitenden Kinder zwischen zehn und vierzehn Jahren sehr zurückgegangen; sie beträgt jetzt nur noch 146 417 oder 5,2 Prozent. Von je zehntausend weiblichen Personen über zehn Jahren verdienen ihr Brot 1901 3163 und 1911 3251. Von diesen 3251 waren 915 Dienstboten, 485 Schneiderinnen, 440 Textilarbeiterinnen, 126 Lehrerinnen, 120 Lebensmittelverkäuferinnen und 112 Wäscherinnen, während 80 den höheren Berufsständen und 83 dem Kaufmannsstand angehörten.

Bei der Volkszählung beschrieben die Gezählten ihre Berufe mit mehr als 30 000 verschiedenen Ausdrücken, aber nur 18 dieser Berufe beschäftigten mehr als 200 000 Personen. Die meisten verdienen ihr Brot als Hausdienboten, nämlich 1 302 438, davon 1 260 637 Frauen. Die Zahl der Dienstboten ist aber nicht im Verhältnis zur Bevölkerungszunahme gewachsen; 1881 kamen auf tausend Familien 218 und 30 Jahre später nur 170 Dienstboten, woraus erhellt, daß die Dienstbotennot keine leere Einbildung der Hausfrauen ist. An zweiter Stelle kommt die Landwirtschaft, die 1 134 714 Männer und 94 841 Frauen beschäftigt, seit 50 Jahren zum erstenmal wieder mehr, als bei der vorangehenden Volkszählung. Während aber 1881 auf eine Million Einwohner noch 70 058 landwirtschaftliche Arbeiter kamen, war die entsprechende Zahl 1911 nur noch 45 486.

Sehr rasch ist entsprechend der raschen Ausdehnung der Grenzen der Staatstätigkeit die Zahl der Beamten gestiegen und England wird hier Frankreich und Deutschland, über deren Beamtenreichtum es so gerne spottet, bald nichts mehr nachgeben.

Seit 1891 ist die Zahl der Staatsbeamten, Post-, Telegraphen- und Telephondienst nicht gerechnet, von 79 449 auf 162 014 gestiegen und die der Beamten in der Lokalverwaltung von 24 930 auf 74 087. Die Polizei stieg seit der letzten Volkszählung von 44 904 auf 53 160 Angehörige. Im ganzen beschäftigt die Lokalverwaltung heute 588 951 Personen und der Staat, Armee und Flotte nicht gerechnet, 249 199.

Abgesehen von den genannten Berufen beschäftigten über 300 000 Personen die Kohlenindustrie (971 236), das Baugewerbe (817 924), die Baumwollenindustrie (623 852) die Eisenbahnen (542 969), die Maschinenindustrie (510 226), das Schneidergewerbe (336 995), und der Lehrerberuf (300 831). Von je 100 Personen ist nach dem Zensus eine ein Beamter und eine ein Lehrer; 6 verrichten Hausarbeit, 3 sind Kaufleute, 5 befördern Güter, 4—5 bebauen den Bo-

**Kennzeichen.** Kellner (bei der Abrechnung): „Sie hatten außerdem eine Porgarre . . . zu acht oder zwölf Pfennig?“ — „Das weiß ich nicht mehr!“ — „Ist Ihnen übel geworden?“ — „Nein!“ — „Dann ist's eine zu zwölf Pfennig gewesen!“

**Erkannt.** Dame (im Konzert, zu ihren beiden Nachbarinnen): „Den ganzen Abend unterhalten Sie sich über Ihre Dienstmädchen . . . das ist doch hier nicht der rechte Ort!“ — „Gott, regen Sie sich nicht auf, Frau Müller! Sie ärgern sich ja nur, daß Sie nicht mitsprechen können . . . weil Sie kein Dienstmädchen haben!“

**Protest.** Handwerksbursche (der beim Betteln erwischt wurde): „Herr Bürgermeister, Sie haben gar keinen Grund, mir so anzuschauzen! . . . Dreißig Pfennige hab' ich hier jekriegt und fünfundzwanzig hab' ich hier unter die Leute gebracht!“

**Aus der Schule.** Lehrer (der den Begriffs Ehrlichkeit erklärt): „Wenn einer zum Beispiel einen Schirm gestohlen hat und stellt ihn am nächsten Tag wieder an seinen Platz, was werden da die Leute sagen?“ — Schüler: „Das muß ein schlechter Schirm gewesen sein!“

**Zu der Wirtschaft.** Gast: „Oho, dreißig Pfennige soll ich für die Wurst zahlen, die mein Hund vom Büfett genommen und aufgefressen hat — sonst kostet sie doch nur zwanzig?“ — Kellner: „Er hat nichts dazu getrunken, mein Herr — Speisen ohne Getränke kosten zehn Pfennige mehr!“

**Kindermund.** Lehrerin: „Wer von euch kann mir sagen, wo das Gewitter herkommt?“ — Mädchen: „Aus Großmutter's Knochen!“ — Lehrerin: „Aber wieso denn?“ — Mädchen: „Na, Großmutter sagt doch immer: „Mir stekt schon wieder ein Gewitter in den Knochen!““

## Rätsel.

„Ich bin —“ so spricht ein junges Mädchen Der Mutter schüchtern in das Ohr, „D denke doch, zum ersten Male Stellst du mich vielen Fremden vor!“

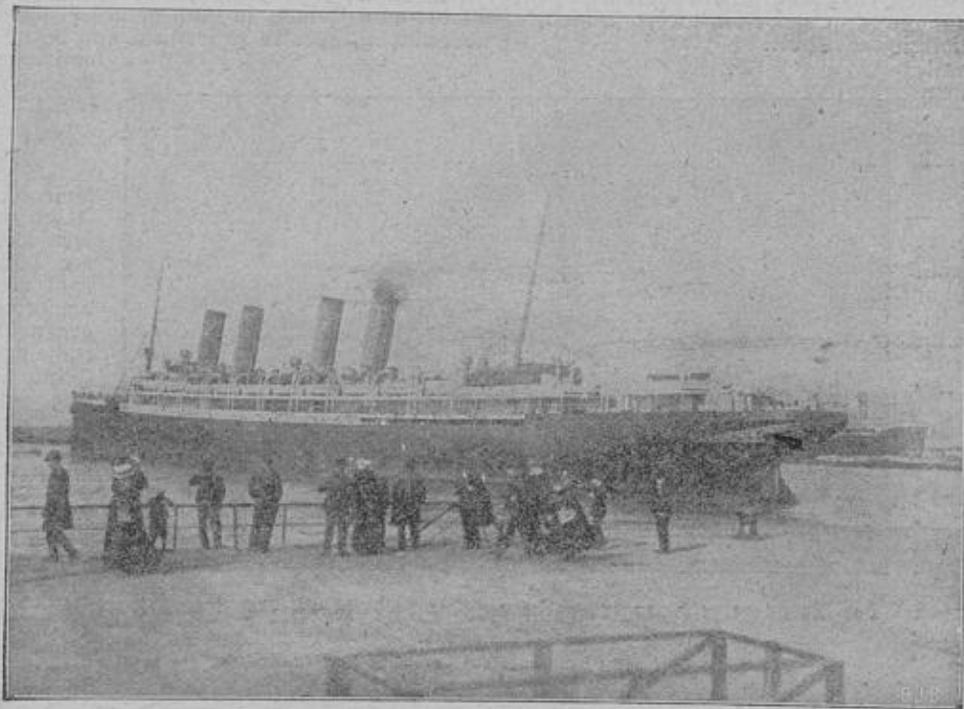
„Sie ist ja —“ spricht ein Käufer tadelnd Und mustert mit dem Kennerblick Die ihm zum Kauf empfohlene Ware, „Die nehmen Sie sogleich zurück.“

„Ich will es —“ spricht ein Gönner endlich, Getröstet geht der Autor fort. Nun saget mir, wie mag wohl heißen Das so bedeutungsreiche Wort?

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.

Rätsel.

Druck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Ges. vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakt. E. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. verlegt von Bredebeck & Kornen, Ess u. (Ruhr).



Zum Untergang des Dampfers „Kaiser Wilhelm der Große“.

den, 3—4 graben nach Kohlen und Metallen, 5 bearbeiten Metalle oder sind Mechaniker, 3—4 bauen Häuser, 4—5 sind Textilarbeiter und 5 liefern Lebensmittel. England zählte 1911 40,142 Geistliche, 25,553 Aerzte, 21,380 Anwälte und 18,247 Schauspieler, beinahe 6000 mehr als vor zehn Jahren!

**Die steilste Drahtseilbahn der Welt** besitz, wie die „Holzwelt“ mittelst, Deutsch-Ostafrika. Sie führt von Mumbara nach Neu-Hornow. An Berwegenheit und Schwierigkeit der Ausführung übertrifft die Bahn noch die 35 Kilometer lange, bis zu 4600 Meter Höhe steigende Nordillerendrahthseilbahn. Die Bahn befördert aus Usambara das Holz in die hochgelegenen Sägewerke. Die Schienenlänge beträgt 8900 Meter, wobei einmal ein Niveauunterschied von 1523 Meter überwunden wird. Die Linie wurde in drei Teilstrecken angelegt, deren höchstgelegene zunächst eine 90 Meter starke Gegensteigung zu erklimmen hat. Die Leistungen der Bahn betragen fründlich 10 Tonnen talwärts und eine Tonne bergwärts.

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 40

Sonntag, den 4. Oktober

1914

## Leid um Liebe.

Roman von Emma Kettner.

(Nachdruck verboten.)

Vom Turm der Sankt-Kuniberts-Kirche draußen am Rhein schlug es laut und hallend achtmal. Johanne Hortensius erhob sich schon beim ersten Ton vom Kaffeetisch, versenkte ihr Frühstücksbrot in die bereitliegende Handtasche und trat auf den Korridor hinaus, um vor dem Spiegel am Kleiderrechen ihren Hut aufzusetzen und die Handschuhe überzustreifen. Die Schwester sprach in der Küche mit der Aufwärterin. Johanne rief ihr im Vorbeikommen ein Lebewohl zu und ging dann mit dem ihr eigenen gemessenen Schritt hinaus, ihrem Berufe nach.

Die Straßen waren schon recht belebt. Gleich ihr eilten viele zu den Geschäften, zum Dienst. Hausfrauen und Mägde mit Körben wanderten zu den Märkten, Bäderburschen mit leeren Brotkörben lehrten pfeifend von der Stundschafft zurück. Mit scharfen Klingeln sausten Straßenbahnen und Radfahrer vorbei. Von den Vororten herein kamen die Milchwagen, deren blankgeschuerte Stannen in der Morgensonne blühten.

Johanne Hortensius hatte einen ganzen Stadtteil zu durchqueren, ehe sie am Ziele war. Manche der an ihr Vorbeihastenden kannte sie von Ansehen, denn schon über fünf Jahre machte sie den Weg täglich, fast auf die Minute pünktlich. Sie war stolz darauf, daß sie für einige wie eine Uhr war, denn neulich hörte sie zwei sagen: „Wir müssen uns spüten, da kommt ja das blonde Fräulein schon.“

Genau um halb neun Uhr schloß sie die Tür des Geschäfts auf. Die Lehrlinge und Hausburschen standen schon wartend vor dem Hause und vertrieben sich die Zeit mit allerlei Späßen. Die älteren Herren des Personals wie auch Johannens Kollegin, Elly Weinhard, nahmen das Kommen nicht so auf die Minute pünktlich, trotzdem die letztere zwar auch die Eingangsschlüssel zu den Bureau-täumen hatte.

Elly erschien auch heute mit unbefangener Seelenruhe bei- nahe zehn Minuten zu spät, die andere mit wohlwollender Anerkennung begrüßend: „Schon da? Bist'n tüchtiger Beamter; laßt so bleiben. Demnächst kriegst du den „Pour le mérite“,

ich aber den Orden der goldenen Zippelmütze... Das sage ich dir, Hansel, die Morgenstunde ist die angenehmste Erfindung, da räfelt man sich noch mal so gern in den Posen.“

„Ein unverbesserlicher Faulpelz bist du,“ entgegnete Johanne lächelnd. „Deshalb wirst du auch so did!“

„Was?“ schrie Elly entsetzt und strich an ihren Hüften herunter. „Hast du 'ne Ahnung! Schlang wie eine Feder vom Libanon und zart wie die Lüten aus dem Tale Josaphat.“

„Na, na, es geht damit,“ Johanne überslog mit einem sprechenden Blick die etwas zur Fülle neigende Figur der Kollegin.

„Meinst du wirklich?“ gab diese zurück, indem sie, an Fräulein Hortensius Pult stehend, sich die Schreibärmel aus schwarzem Satin überstreichte und eine ebensolche große Schürze über das helle Musselinleibband. „Da werde ich mich also mal fasteien und mir ein Fütterchen abziehen müssen.“

„Anstun, du eitlem Fräulein. Welcht übrigens ganz genau, daß deine Junogestalt ohne Säcken etwas Fleisch vertragen kann,“ erwiderte Johanne, neidlos wohlgefällig das blühend schöne Mädchen anlächelnd. „Aber nun mach, daß du weiter kommst, Geliebte.“



Deutsches Militär passiert die belgische Grenze.

Unser Bild zeigt den historischen Moment, wo deutsches Militär das erste Mal Feindesland betritt. Wir sehen auf unserem Bilde einen deutschen Truppenteil bei dem Einmarsch in Belgien und im Hintergrund die Grenztafel.

Du siehst, ich bin schon bei der Arbeit.“

„Alter Schuster! Willst wohl dem Chef gleich schon mit einer Reihe fertiger Kommissionen lieblich unter die Augen gehen? Doch dein edles Beispiel wirkt anfeuernd. Ich werde auch mal in meinen Olymp hinaufkrabbeln und tun, als ob ich was täte. Ich kann zwar noch nichts Rechtes beginnen, bis unser Ober-Kubier mit der Paketpost antanzelt.“

„Ja, Sorge mal, daß wir heute noch etwas aus dem Hause schaffen können. Ich habe einen Haufen unerledigter und halbfertiger Orders in den Mappen. Ein paar eilige Sachen darunter.“

„O je, o je, wie rührt mich das, o je, o je, o je, o je!“ trällerte Elly, leichtfüßig die Wendeltreppe hinaufsteigend, die in ihre Domäne führte: das auf einer breiten, rings um die Parterräume laufenden offenen Galerie befindliche Warenlager, dem sie unter Beihilfe einiger jüngerer Kommis und Lehrlinge vorstand.

Johanne Hortensius dagegen war Vorsteherin der Versandabteilung, hatte besonders die ins Ausland gehenden Waren

für den Grenzverkehr zu fortieren, zu verwiegen und zu verpacken, eine Arbeit, die bei der großen Mannigfaltigkeit und den stark voneinander abweichenden Zollbestimmungen der geführten Modeartikel peinliche Gewissenhaftigkeit und genaue Kenntnis der in Frage kommenden Tarife erforderte, wenn nicht sonst der Firma mancher Schaden entstehen sollte. Johanne, in ihrer pedantischen Genauigkeit, war gerade die richtige Person für diesen Posten. Er sagte ihr auch sehr zu, zumal da er ihr eine gewisse Selbständigkeit gab, denn der Chef kümmerte sich, seit sie dem Versand vorstand, wenig mehr um diese Abteilung, die er gut versorgt wußte.

Die Firma Siegfried Oppenheimer hatte zwanzig Jahre bestanden, bevor ihr Inhaber der immer mehr um sich greifenden Sittte folgte, Damen im Engroßgeschäft anzustellen. Mit den zweien, die er zusammen engagierte, traf er auch gleich eine gute Wahl; beide erwiesen sich als zuverlässig, arbeitsam und anständig, so daß sie verhältnismäßig rasch zu einem leitenden Posten aufrückten, dem sie aufs beste vorstanden. Sie waren gebildete Mädchen von guter Familie und bester Erziehung. Der Geschäftsinhaber legte bei der Auswahl unter den Bewerberinnen darauf Wert.

Im Anfang hatten sie miteinander rivalisiert. Es war ein stummes Kämpfen der beiden Ehrgeizigen um die Oberherrschaft. Obgleich Johanne sieben Jahre älter war als die damals zwei- und zwanzigjährige Elly, wollte letztere sich ihr nicht unterordnen. Temperamentvoll und willenskräftig, suchte sie sich, trotz des Altersunterschiedes, energisch zu behaupten oder die andere zu überflügeln. Erst seit dem Ende der Abteilung für sich bekommen, keine mehr unter der Botmäßigkeit der anderen stand, hatte sich eine herzliche Freundschaft zwischen ihnen entwikkelt, trotz ihres



Prinz Joachim von Preußen wurde durch einen Schrapnellschuß verwundet.

ziemlich verschiedenen Wesens und manchmal abweichender Ansichten.

Auch mit dem männlichen Personal kamen sie gut aus. Im Anfang hatte es zwar manche Reiberei gegeben. Die jungen Herren, gewöhnt, ganz unter sich zu sein, betrachteten die neuen Kolleginnen als Eindringlinge, ärgerten sich so wohl, daß sie in ihrer Unterhaltung und ihren Wigen auf sie Rücksicht nehmen mußten, wie auch über die sichtliche Bevor-

zugung seitens des Chefs, der mit den Damen viel lebenswürdiger und rücksichtsvoller verkehrte, ihnen allerlei Rechte und Freiheiten einräumte. Sie wollten sie geringschäßig nicht für voll ansehen, geschweige denn sich ihnen unterordnen.

Dazu kam, daß es viel böses Blut erregte, als Fräulein Hortensius kaum ein Jahr nach ihrem Eintritt hinter namhafte Unterschlagungen des damaligen Expeditionsvorstehers kam, der nicht nur in der Spesenliste Veruntreuungen gemacht, sondern auch heimlich teure Waren entnahm. Trotzdem es Johanne sehr peinlich war, mußte sie doch dem Chef von ihren Beobachtungen Mitteilung machen, der darauf den ungetreuen Angestellten zur Anzeige brachte und Johanne seinen Posten gab.

Obgleich alle anderen wohl ebenso gehandelt haben würden, taten sie ihr gegenüber doch, als habe sie unrecht getan, einen Menschen ins Unglück zu stürzen, und waren unfreundlicher und ablehnender denn je gegen sie.

Elly Reinhard, die Jüngere und bedeutend hübschere, hatte in anderer Weise Not, sich die Stellung zu schaffen, die sie haben wollte. Die Herren, zumal die Reisenden der Firma, wurden lebenswürdiger und galanter, als ihr behagte, und versuchten sie durch Schmeicheleien und Einladungen zu gewinnen, so daß sie mehrmals allzu Zubringliche sehr entschieden in die Schranken zurückweisen mußte, die sie zwischen sich und den männlichen Kollegen aufgerichtet haben wollte.

Aber mit der Zeit verschafften sich beide Damen doch durch ihr unbeirrtes Fortschreiten auf dem eingeschlagenen Weg auch bei den anderen Ansehen und Geltung. Man lernte sie achten und schätzen, lebte friedlich und freundschaftlich nebeneinander. Aber Johanne waren die Urteile zwar sehr verschieden. Man begegnete ihr wohl respektvoll, aber den meisten erschien sie schon zu altjüngferlich im Wesen und Aussehen, zu herb und reserviert, um in ihr einen guten Kameraden und eine Vertraute zu sehen

wie in Elly Reinhard, die bei allen beliebt war und die erste Rolle spielte, wozu ebensoviele ihre reizvolle Erscheinung wie ihr Mutterwitz und sonniges Gemüt und die ungezwungene Art, sich zu geben und anzupassen, beitrug.

In den hellen Geschäftsräumen herrschte an diesem Montagmorgen eine rege Tätigkeit. Im Parterre war die vordere, schmälere Hälfte durch eine Glaswand abgeteilt, durch die man in mehrere kleine Kontorräume sehen konnte, in denen die Buchhalter und Korrespondenten über Büchern und Schreibmaschinen gebückt saßen. Den „Affentäsig“ hatte mal ein vorlauter Lehrling die Absperrung gekauft, und diesen schönen Namen hatte sie behalten, sehr zum Verdruss ihrer Insassen.

Das Privatbureau des Chefs war das letzte in der Reihe, seine Tür stand offen und ließ die elegante Ausstattung sehen, aber es war noch leer. Herr Oppenheimer kam morgens nicht so zeitig. An seiner Stelle sah der erste Buchhalter die einge-laufene Post durch und schidte die Briefe in die Abteilungen, die sie angingen.

Die hintere Hälfte des großen Lokals diente dem Versand und im Anschluß daran als Badräume, in denen jetzt die Hausburschen — von Fräulein Reinhard nach den Liedworten „Der Hausknecht aus Nubierland“ kurzweg die Nubier genannt — die inzwischen gebrachten Postpakete öffneten und den Inhalt mittels eines Aufzuges auf die Galerie hinaufbeförderten. Dort nahmen die Gehüfen Ellys die Sachen in Empfang und legten sie auf Tischen aus, damit Fräulein Reinhard sie mit den Rechnungen verglich und teils zu wartenden Aufträgen, teils in die Lagerfächer dirigierte.

Die Firma führte alle Artikel zur Damenschneiderei, von Verschlussknöpfen angefangen bis zu den kostbarsten französischen und schweizer Stidereien und Vesägen, Spitzen aus Irland, Belgien und dem Vogtlande, Posamenten aus dem Erzgebirge, Barmer Treffen und Ligen, Lüdenscheider Knöpfen und Agraffen, kurzum alles, was die Königin Mode für ihre getreuen Untertaninnen jeweils vorschrieb.

Das gab für Mädchenaugen manches schöne Stück zum Bewundern, aber Elly Reinhard war daran gewöhnt und hatte mit der Zeit ein mehr sachliches Interesse an Neuheiten, ob sie „gehen“ oder als Lagerhüter ihr lange im Wege liegen bleiben würden.

Auch jetzt betrachtete sie eine frisch eingetroffene Sendung daraufhin mit kritischen Blicken. Ein paar scharfbunte Paillettenborden erregten sofort ihr Mißfallen. „Sm, hm, hm, was hat uns der Alte da wieder eingebowelt!“ murrte sie im Kaufmannsjargon, den sie sich stark angewöhnt hatte. „Wer soll dies ausgefallene Zeug kaufen? Da werden wir noch lange Freude daran haben. Und ich kann das Genörgel von den Reisenden anhören, daß ihnen so 'ne Kirmesware die Musterkollektion verschimpfirt. Grad losheulen könnt' ich über die Geschmacksverirrung!“

Ein Klingelzeichen entriß sie ihren halbblauten Betrachtungen; sie beugte sich über den Rand der Brüstung.

Johanne Hortensius, die bereits eifrig daran war, versandbereite Kommissionen auf den Weg zu bringen, rief heraus: „Sind die rückständigen Stidereien für die schwedischen Kunden noch nicht mitgelommen? Die Kisten müssen heute unbedingt fort, sonst kommen sie nicht mehr zeitig genug nach Lübeck zum Schiff.“

„Nein, bedaure lebhaft. Aus Sankt Gallen war überhaupt nichts bei der Post. Ich hätte es sonst schon längst heruntergeschickt, weil ich doch weiß, wie du darauf brennst.“

„Zu dumm! Ist denn kein passender Ersatz für das Fehlende da? Ich möchte die Order endlich mitgehen lassen, sie wartet schon so lange; der Rückstand gibt aber solch unprofitliche Nachsendung. Hast du nichts Ähnliches?“

„Nein, auch nicht, von dieser Serie wird nur bestellt, was verkauft ist, das ist keine Lagerware. Ich hab' so schon Kram genug. Komm nur mal rauf und sieh dir mal in meinem Laden an, was ich heute erst hereinkam. Scheußlich! Das Zeug brüllt mir förmlich entgegen vor Buntheit. Die Augen gingen mir über wie dem König von Thule.“

„Du scheinst dich ja heute wieder ausnehmend gern reden zu hören,“ neckte Johanne. „Sorge lieber, daß ich flotter ausführe.“



Oberst von Reuter, der Kommandeur des 99. Infanterieregiments in Bayern. Ist in Frankreich verwundet.



lieb und freundlich zu ihr war. Mehr zu begehren und zu erwarten kam ihr nicht in den Sinn.

Noch wußte sie ja auch gar nicht, ob das, was Lindholm zu ihr hinzog, nicht bloß ein freundschaftliches Interesse war. Durch nichts hatte sie einen Beweis, daß er mehr in ihr sah als eine sympathische Kollegin, mit der man kameradschaftlich ein wenig mehr plauderte, als der geschäftliche Verkehr mit sich brachte.

Ob sie überhaupt merken würde, wenn er mehr für sie empfand? Sie verstand sich ja so wenig auf dergleichen kleine Anzeichen. Wie war sie ja viel von den Männern begehrt und umschwärmt worden; außer dem einen Mal, aus dem ihr so viel Leid entstanden war . . .

Die Stimme eines der jungen Leute entriß sie ihren schweifenden Gedanken. Erschrocken fuhr sie auf, sah ein paar Sekunden verständnislos um sich, ehe sie begriff, wo sie war, was man von ihr wollte. Dann runzelte sie unwillig über sich selbst die Stirn. Da hatte sie ja wahrhaftig am hellen Vormittage geträumt! Und die Arbeit ruhen lassen im krausen Spiel ihrer Gedanken. Jetzt hieß es doppelt schaffen, um das Versäumte nachzuholen. Ge-

Sie gab eine zerstreute Antwort. Sie war bellommen und erregt. Nun die Schleier von ihrer Seele gefallen waren, die sie krampfhaft bisher davor gehalten, und sie sich nicht länger mehr verheimlichte, welcher Art ihre Gefühle für Lindholm waren, vermochte sie sich nicht mehr so unbefangen und harmlos seiner Gesellschaft zu erfreuen. Es war ihr, als müsse sie ängstlich auf der Hut sein, um sich nicht irgendwie zu verraten.

Mit starkem Herzklopfen schritt sie an seiner Seite, die Glieder waren ihr schwer, von einer dumpfen Mattigkeit gefesselt, das Blut schien ihr dick und heiß durch die Adern zu fließen. Sie hätte jauchzen und weinen mögen in einem Atem, in seltsamer süßweher Lust. Und sie erwachte wie aus einem Traum, als Lindholm sich jetzt verabschiedete. Er war sogar schon weiter mit ihnen gegangen als sonst; bereits bei der letzten Straßenkreuzung hätte er, um zu seiner Wohnung zu gelangen, abbiegen müssen. Nun machte er einen Umweg.

Ihretwegen? Um etwas länger in ihrer Gesellschaft sein zu können? Sie fragte es sich unruhig und verwirrt, schaute dem Davonschreitenden mit zärtlich ausleuchtendem Blick nach. Wie hübsch er aussah. So groß und schlank, weit über die meisten der ihm Begegnenden hinwegragend.



Reihe Siegesbeute in Saarbrücken: Bei Lagarde und Dieuze eroberte französische Geschütze.

waltfam zwang sie sich zur Sammlung. Nicht der flüchtigste Blick verirrte sich in die Richtung, in der Erik Lindholm saß.

\* \* \*

Die Sonne meinte es schon recht gut an diesem späten Mathtag, als das Geschäftspersonal zur Mittagspause das Haus verließ, mit kurzem Gruß nach verschiedenen Richtungen auseinandergehend.

Die beiden Damen, die als die letzten heraustraten, sahen im Vorwege den Schweden zögernd stehen, und Elly konnte es sich nicht versagen, neckend zu fragen: „Nun, geehrter Nordpolmann, warten Sie auf uns? Sie sind wohl bange vor der Mittagssonne und möchten gern ein Zipfeln Schatten durch unsere Sonnenschirme mithaben? Können Sie genießen. Wir sind nicht so, Ihnen das Schnöde zu verweigern. Kommen Sie gestrost in unsere Mitte; bis unsere Pfade sich trennen, wollen wir Ihnen beneidenswert zarten Teint mütterlich beschirmen, daß Sie keine Sommersprossen kriegen.“

Lindholm verneigte sich mit einigen gleichfalls scherzenden Dankesworten vor der munteren Sprecherin, aber sein Lächeln hatte etwas Gezwungenes, und sein Blick irte rasch von ihren Augen fort. Fast ostentativ wandte er sich an Johanne mit der Frage, wie sie den gestrigen Sonntag verbrachte.

Ellys Stimme weckte sie aus ihrer liebevollen Betrachtung. „Findest du nicht auch, daß Lindholm manchmal recht merkwürdig und launisch gegen mich ist?“ fragte sie. „Es muß die doch schon aufgefallen sein . . . Zum Beispiel vorhin . . . Geradezu, als müsse er sich zwingen, gegen mich freundlich zu sein, ein paar Worte mit mir zu sprechen. Und dabei guckte er über mich weg, als ob es ihm direkt widerwärtig sei, mich anzusehen . . . Jawohl, brauchst nicht zu lachen, dafür hat man doch ein feines Gefühl. Lindholm hat eine starke Antipathie gegen mich, mag mich nicht ausstehen . . . Was ich aber danach frage! Ruh! Nicht für zwei Pfennige. Ich werde dem wohlbeden Herrn nun in Zukunft meine Gesellschaft nicht mehr aufdrängen. Wenn er dich begleiten will, werde ich sofort in anderer Richtung verduften, dann braucht er sich keinen Zwang anzutun. Gegen dich ist er ja auffallend freundlich und vertraut, wird's vielleicht noch mehr, wenn meine lästige Nähe fehlt . . . Er wird mich wohl fortgraulen . . . Hahaha! . . . Aber da kommt meine Elektrische. Addio bis nachher.“

(Fortsetzung folgt.)



## Auf dem Felde der Ehre geführt.

Skizze von Ludwig Blüme.

(Nachdruck verboten.)

Mobilmachung. — Vor dem armseligsten Lehmhänlein des Dorfes sitzt mit gefalteten Händen und gramdurchfurchtem Gesicht der ehemalige herrschaftliche Diener Reichel. Morgen muß sein einziger Sohn, der Paul, Kontorist in einer Handlung des nahen Städtchens, auch zur Fahne. Bittere Not wird dann über den alten Mann und seine kranke Gattin hereinbrechen, das liegt klar auf der Hand. Was soll aus ihnen beiden werden, wenn der Paul sie nicht mehr unterstützen kann? Die geringe Altersrente reicht kaum für Arzt und Apotheker hin. Und auf die Hilfe anderer darf man nicht rechnen. Wer will denn mit einem alten Spitzbuben etwas zu tun haben? Und für einen solchen gilt doch der Johann Reichel in der ganzen Gemeinde, seitdem der Herr Baron ihn davon gejagt und nur aus Gnade und Barmherzigkeit von einer Anzeige bei der Polizei abgesehen hat. Ja, ja, die verschmundene Brieftasche mit den fünfhundert Mark! Jeder ist überzeugt davon, daß der Schloßdiener sie genommen hat. Alles spricht doch für seine Schuld. Ach, wenn das nicht wäre! Wenn er wenigstens gerechtfertigt dastände und den Leuten nicht aus dem Wege zu gehen brauchte! Wieviel leichteren Herzens würde dann auch der Junge ins Feld ziehen!

Zu derselben Stunde schreitet im Schloßpark der Freiherr von A. . . ungeduldig auf und ab. Zwei Söhne von ihm sind Offiziere, und Egon, der Donner Student, sein Jüngster, hat sich, obwohl er zum Frühjahr als Halbwalde von seiner Truppe entlassen wurde, als Feldzugsfreiwilliger gemeldet. Er ist auch angenommen und will heute in aller Eile dem Vater Lebewohl sagen. Gleich muß er da sein. Der Kutscher holt ihn von der Bahn ab. „Braver Junge doch, trotz aller losen Streiche und seines bodenlosen Leichtsinns!“ spricht der alte Herr zu sich selber. — Schon fährt der Wagen vor. Egon ist da. Mit offenen Armen eilt ihm der Vater entgegen. Aber der Jüngling wehrt ihm und spricht unter Tränen mit bebender Stimme:

„Vater — erst muß ich dir etwas beichten. Das ist der Hauptgrund meines Kommens. Ich kann die Last nun nicht länger auf dem Gewissen tragen. Ein erbärmlicher Lump steht vor dir, der nicht wert ist, daß du ihn in deine Arme schließt. Aber im Felde hoffe ich Gelegenheit zu finden, meine schwere Schuld zu sühnen. Vater, ich habe in meiner Schuldennot die Brieftasche — gestohlen. Johann ist unschuldig. — Die Gelegenheit war so günstig. O, ich habe furchtbare Gewissensqualen gelitten, aber den Mut zum Bekenntnis fand ich nicht, denn ich fürchtete, du würdest mich verstoßen, wie ich es verdient habe. — Vater — jetzt ist es heraus. — Vergib mir, damit ich erleichtert ins Feld ziehen kann.“

Der Freiherr zuckt bei dem Geständnis zusammen, wie von einem Peitschenhieb ins Gesicht getroffen. Starr wird seine Miene, wie Wetterstrahl flammt es aus in seinen Augen. Sein Sohn ein Dieb — ein Lump? — Nein, das kann er so schnell nicht begreifen. — Und nun liegt Egon vor ihm auf den Knien und hat immer nur die eine Bitte:

„Vater, sprich nur ein Wort: Vergib mir!“ — — — Es ist Krieg. Vielleicht sieht der Freiherr seinen Jüngsten in dieser Stunde zum letztenmal. Der Gedanke stümt ihn verächtlich, macht ihm das Herz weich. Es soll vergeben und vergessen sein. Jede Schuld läßt sich ja sühnen. Und Egons Reue ist echt. — Vater und Sohn scheiden versöhnt. Aber Johann Reichel kehrt noch heute ins Schloß zurück. Er ist gerechtfertigt und braucht keine Not mehr zu leiden. Sein Junge darf beruhigt.

dem Ruf des Kaisers folgen, denn für die alten Eltern ist geforgt. — Am Abend des ersten August erscheint der Depeeschbote im Schloß: Ein Telegramm. Johann überbringt es seinem Herrn. Der öffnet es mit zitternden Fingern und liest:

Der Kriegsfreiwillige Egon von A. . . starb heute bei einem überaus kühnen Patrouillenritt den Tod fürs Vaterland. Sein Andenken wird beim Regiment für immer in Ehren bleiben. v. . . . , Oberleutnant.

Egon hat seine Schuld geführt.

## Friedrich der Große über das Kriegsführen.

„Der Krieg eröffnet allen Tugenden das fruchtbarste Feld; denn in jedem Augenblick können Standhaftigkeit, Mitleid, Seelengröße, Edelmut, Mildtätigkeit auf demselben glänzen; jeder Augenblick bietet uns Gelegenheit, eine dieser Tugenden auszuüben.“

„Es wird das Jahr stark und scharf hergehen, aber man muß die Ohren feiß halten, und jeder, der Ehre und Liebe für das Vaterland hat, muß alles dran setzen; eine gute Suche, so wird alles klar werden.“

„Man verliert mehr Leute, wenn das Heer in einem fort vom Feinde genedt wird, als wenn eine Schlacht das Glück nötigt, sich zu entscheiden, und den Feind mit allen Truppen, die er auf die Chicane und den kleinen Krieg verwenden konnte, in die Flucht treibt. Die Scharmügel, Rencontres und die kleinen Gefechte sind für den einzelnen verderblich und entscheiden nichts für das Wohl des Staates.“

„Was nützt . . . die Erfahrung, wenn sie nicht durch das Nachdenken verarbeitet wird! Das Nachdenken, die Fähigkeit, Ideen aneinander zu reihen, das ist es, was den Menschen von einem Lasttier unterscheidet. Ein Maulesel, der zehn Feldzüge lang den

Rucksack des Prinzen Eugen getragen hat, wird dadurch kein besserer Taktiker geworden sein.“

„Zuweilen kommen uns die guten Ideen über eine Sache allererst, nachdem wir über selbige mehrmals reflektiert haben. Seid also activ und insatigable und machet Euch los von aller Faulheit des Leibes und des Verstandes, sonst werdet Ihr niemals denjenigen großen Kapitäns, so uns zum Exempel dienen, gleich werden.“

„Diese so überlegenen Kräfte, diese aus allen vier Ecken der Erde auf uns einbrechenden Völker, was haben sie erreicht? Ist es bei so viel Mitteln, so viel Kräften, so viel Armen erlaubt, so wenig auszurichten? . . . Aber gerade ihre große Macht hat ihnen zum Schaden gereicht. Einer hat sich auf den andern verlassen, der Reichsgeneral auf den Oesterreicher, dieser auf den Russen, der wieder auf den Schweden und endlich dieser auf den Franzosen.“

„Ich wundere mich über die englische Politik; sie sehen Europa nur als eine große Staatsgemeinschaft an, die dazu da ist, ihnen zu dienen; sie gehen niemals auf die Interessen anderer ein und bedienen sich keiner anderen Überredungsmittel als ihrer Guineen.“



Vernichtung der russischen Armee in den masurenischen Seen.  
Nach einer Zeichnung von Stöck.

## Der unheimliche Gast.

Skizze von Ilse E. Tromm.

(Nachdruck verboten.)

Doktor Elsners Landhaus lag tief im Walde in einer Pflanzung. Er war ein Eigenbrödlar und hatte sich von den Menschen zurückgezogen, um ungestört seiner Arbeit leben zu können. Seine Gattin, die ihn liebte, hatte sich seinen Wünschen angepaßt, obwohl es ihr zu Anfang schwer geworden war. Sie hatte ihr elegantes Haus, eine raffige englische Bulldogge und ein Auto, das sie nach Belieben benutzen konnte. Sonstige Wünsche waren ihr im voraus gewährt, weil ihr Gatte sie für die Einsamkeit entschädigen wollte.

Heute war Doktor Elsner abgereist. Eine dringende Geschäftsangelegenheit rief ihn hinaus, und da der Winter diesmal ganz außergewöhnlich hart war, zog Frau Illa es vor, in ihrer komfortablen Häuslichkeit zu bleiben, anstatt ihn, wie meistens, zu begleiten. Das Auto hatte nun ihren Gatten zur Bahn gebracht, Frau Illa saß am Kamin und las und noch harter sie vergebens des Chauffeurs Rückkehr. Es war ihr immer ein beruhigendes Gefühl, ihn im Hause zu wissen.

Sie war merkwürdig nervös. Die Lektüre fesselte sie nicht. Der Hund zeigte sich nicht, wie sonst, zum Spielen bereit. Wiederholt ging sie ans Fenster, horchte hinaus, ohne etwas anderes zu hören, als das Heulen des Sturmes, der die Bäume peitschte und schauerliche Melodien sang. Nun hatte noch ein heftiges Schneetreiben eingesetzt, und wenn sie versuchte, die Dunkelheit zu durchdringen, so sah sie kaum das Laternenlicht an der Auffahrt. Sie rechnete nach. Franz konnte längst zurück sein. Der Weg zum Bahnhof war zwar weit, aber immerhin war bis jetzt der Zeitpunkt überschritten, den man zur Hin- und Rückfahrt benötigte.

Es war so möglich, daß das Auto eine Panne erlitten hatte, und das war die einzige Erklärung für sein Ausbleiben.

Plötzlich schrillte die Klingel. Illa schrak heftig zusammen. Wer konnte zu dieser Stunde Einlaß begehren? Ein Mädchen klopfte an und trat ein:

„Gnädige Frau, da ist ein Herr, der Sie zu sprechen wünscht.“

„Ein Herr? Ich bitte Sie! Ich werde niemand empfangen.“

Kaum hatte sie die Worte ausgesprochen, als sie eine wohlklingende Männerstimme hörte.

„Verzeihen Sie gütigst mein unangemeldetes Eindringen, gnä' Frau, aber ich komme mit Doktor Elsners Empfehlung.“

„Meines Mannes?“ fragte Illa erstaunt.

„Jawohl, Ihres Gatten. Ich traf ihn auf dem Bahnhof. Er erzählte mir von Ihnen, von Ihrem behaglichen Heim, und er bat mich dringend, Sie aufzusuchen — — —“

„Ah — — —“ Frau Doktor wies auf einen Stuhl. „Dann nehmen Sie Platz, Herr — — —“

Der Fremde vergaß offenbar sich vorzustellen.

„Gerne, gnä' Frau. Nach der entsetzlichen Wanderung tut Ruhe not.“

„Wie — Sie kommen zu Fuß her?“

„Allerdings. Ein anständiger Marsch.“

Frau Illa fand ihres Mannes Idee, ihr in seiner Abwesenheit einen Fremden aufzuladen, höchst widerbar. Ein beklemmendes ungemütliches Gefühl verließ sie nicht mehr. Zudem machte sie des Chauffeurs Abwesenheit ängstlich und unsicher. Nun war sie allein mit jenem Unbekannten. Das Mädchen hatte schon das Zimmer verlassen, obwohl Frau Doktor ihr heimlich Zeichen gemacht hatte, daß sie bleiben sollte.

„Sie wohnen sehr einsam hier, Frau Doktor. Ja. Beinahe erinnert mich die Gegend an meine Tage in Halifax. Da stand auch weit und breit kein Haus, und außer meinem Diener und mir trieb sich kein anderes menschliches Wesen umher — — und doch hätte ich bei der Geschichte fast das Leben eingebüßt . . .“

Er lachte hart auf. In welche Geschichte er dachte, verriet er nicht. Seine schwarzen Augen stachen aus dem geisterbleichen Gesicht, unter der edigen vorpringenden Stirn, unheimlich glühend hervor. Die Bulldogge, die auf einem Kell vor dem Kamin gelegen hatte, stand unruhig auf, redete sich, um sich drohend den Fremden und ließ sich dann zu Füßen seiner Herrin nieder. Unverwandt schaute er den Besucher an.

„Man erlebt allerlei seltsames Zeug, Frau Doktor. Im Bismarckarchiv zum Beispiel, bei einer Südforschung . . .“

„Ach bitte“ — Frau Doktor wehrte mit der Hand ab und machte flehentliche Augen — „tun Sie mir den Gefallen und erzählen Sie mir um alles in der Welt nicht Ihre Erlebnisse.“

„Fürchten Sie sich?“

„Nein, keineswegs — aber . . .“

Der Fremde stand auf und legte seinen Pelz ab. Es ist warm hier.“

„Ja — sehr.“

„Doktor Elsner hat mich bereits darauf aufmerksam gemacht. Er meinte, wenn ich mit dem Frühzug fahren wollte, würden Sie wohl so liebenswürdig sein, das Auto für die Fahrt zum Bahnhof bereit halten zu lassen.“



Nach der Schlacht bei Tannenberg:

Ostpreussischer Landsturm beim Sortieren der großen Menge von russischen Waffen und Uniformstücken.

„Sie wollen hier bleiben?“ entfuhr es Illa entsetzt.

„Mit Ihrem Einverständnis. Es fährt heute kein Zug mehr.“

Nur nicht sagen, daß der Chauffeur noch nicht zurück ist, dachte sie. Die Angst machte ihre Glieder bleischwer. Schließlich war es am besten, den Fremden sorglos und liebenswürdig zu behandeln. Die Anwesenheit des Hundes gab ihr einige Sicherheit.

„Verzeihen Sie, ich werde eben das Abendessen herrichten lassen.“ sagte sie erzwungen lächelnd.

Er nickte und blieb allein. Frau Doktor eilte in die Küche. Die beiden Mädchen saßen unbekümmert zusammen und arbeiteten. Sie blickten verwundert in ihr verfürtes Gesicht.

„Minna — ziehen Sie schnell Ihr bestes Kleid an und kommen Sie herein. Sie sind mein Besuch, verstehen Sie? Und Sie, Anna, bringen Sie Abendessen und kommen Sie alle Augenblicke unter irgendeinem Vorwand herein. Mir ist unheimlich drinnen.“

Minna sträubte sich zuerst, dann aber ging sie doch hinauf und kam nach einigen Minuten wieder. Sie sah aufgeregt und ängstlich aus.

„So — nun kommen Sie.“

Frau Doktor betrat mit ihrem Mädchen wieder das Zimmer.

„Ich habe eine liebe Freundin im Hause, mein Herr.“

Der Fremde blickte kaum auf. Er hielt eine Pistole in der Hand und spielte mit ihr herum.

„Um Gotteswillen.“ rief Illa, „wenn Pluto das Ding sieht springt er auf Sie los.“

Der Angeredete zeigte grinsend zwei Reihen starker gelber Zähne.

„Mit dieser Waffe habe ich schon manchen aus dem Weg geräumt. Glauben Sie — im Pampas — Ah, Sie wollen nicht hören? Sehen Sie diesen Dolch! Es klebt noch Blut daran. Menschenblut. Haben Sie nicht mein neuestes Buch gelesen? Ich schrieb darin von dem Kampf mit den Eingeborenen auf Neu-Guinea. Mit diesem Dolch habe ich eine Häuptlingsfrau aufgespießt.“

Minna wich entsetzt in die äußerste Ecke zurück. Frau Doktor rierte ihn fassunglos an, und erwartete jeden Augenblick, daß er sich auf sie stürzen und sie aufspießen würde. Anna kam mit dem Servierbrett und ließ es erschreckt aus der Hand fallen, als sie der Wordwaffen ansichtig wurde. Der Fremde brach in hartes lautes Lachen aus, und Anna weigerte sich, die zerbrochenen und umherverstreuten Gegenstände zusammen zu legen und hinaus zu bringen.

Frau Doktor selbst mußte Ordnung schaffen und sie war dadurch wenigstens für Augenblicke dem rätselhaften Gesicht entzogen, das ihr Grauen einflößte.

„Als ich Doktor Eisner traf, habe ich mich aufrichtig gefreut. Wir waren Studienfreunde. Immer zusammen auf Kneipe gewesen. Auch später haben wir uns hier und da getroffen.“

Die junge geängstigte Frau war heillos froh, daß er ein harmloses Thema anschlug. Wenn er doch nur die Pistole aus der Hand legen wollte und den Dolch mit dem trockenen Blut von der Tischdecke, dachte sie.

Der Sturm heulte noch lauter als vorher, und das Getöse erhöhte die ungemütliche Situation bedeutend. Plötzlich begann der Fremde aufgeregter durchs Zimmer zu laufen. Dabei redete er halblaut, ohne daß man ihn verstehen konnte. Seine Hände gestikulierten heftig. Pluto reckte sich, schob den Kopf aufmerksam vor und schlich lautlos hinter seinen Fersen — bereit, ihn im geeigneten Augenblick anzuspringen.

Anna deckte den Tisch und brachte neues Geschirr. Alle Glieder zitterten ihr. Frau Doktor fror, wenn sie die glühenden Augen auf sich gerichtet sah. Endlich nahm sie sich zusammen.

„Mein Herr, darf ich bitten, mit uns zu speisen...?“

Der Mann blieb wie angewachsen stehen, sah blöde vor sich hin, zog sich dann hastig einen Stuhl an den Tisch und langte ohne weiteres zu. Wie ausgehungert, so verschlang er die Speisen. Sein Benehmen war unerhört. Nachdem er satt war, lehnte er sich nachlässig zurück. Er schien schläfrig.

„Es ist schon spät. Ich denke, wir begeben uns zur Ruhe. Wir werden Ihnen Ihr Logierzimmer zeigen.“

Wortlos ging er die Treppe hinauf, nachdem er vorher die Waffen an sich genommen hatte, verabschiedete sich an der Türe seines Zimmers durch eine formelle Verbeugung und schloß die Türe. Man hörte, wie sich der Schlüssel im Schloß herumdrehte.

Aufatmend ging Frau Doktor wieder hinunter. Sie fühlte keine Ermüdung und hätte sich um keinen Preis schlafen gelegt. Auch die Mädchen waren nicht zu bewegen, in ihre Zimmer zu gehen. Sie hatten, bei der gnädigen Frau bleiben zu dürfen.

Minna schaute mit angsterfüllten Augen in das Schneewetter hinaus. Anna, die sehr müde war, fiel bald in einen tiefen Schlaf. Oben über Frau Eisners Zimmer hörte man den Fremden Stunde um Stunde hin und her gehen. Schon graute der Tag. Da erst setzten die monotonen Schritte aus. Wenige Minuten später hörte man einen scharfen Schuß durch die Stille.

„Jetzt hat er sich erschossen,“ sagte Frau Illa mit trockener Stimme, während sich ihr Geist mit der Vorstellung des entseelten Körpers beschäftigte. Der Hund schlug laut und wütend an. Er ließ sich nicht beruhigen, wollte hinaus und scharpte mit den Pfoten an der verschlossenen Türe und bellte immer stärker.

Nun war es lichter Tag. Da endlich hörte man die Autohuppe. Aufatmend erhob sich Frau Eisner aus dem Sessel, in dem sie die Nacht verbracht hatte. Mit gelähmten Gliedern be-

wegte sie sich vorwärts und öffnete die Türe. Aber ihre Lippen kamen kaum verständliche Worte.

„Hatte Panne und konnte erst vor zwei Stunden einen Schlosser aufstreiben. Die Reparatur war nicht allein zu machen.“ Frau Eisner deutete nach der oberen Etage.

„Wir haben einen Gast — und — und ich glaube, der hat sich erschossen.“

„Nanu,“ sagte der Chauffeur, „da wollen wir mal sehen.“ Mutig tappte er die Treppe hinauf, stieß gegen die Türe und als auf sein Klopfen keine Antwort kam, brückte er das Schloß ein.

Der Fremde lag fest schlafend und war nicht zu erwecken. Er schien keinerlei Verletzung erlitten zu haben, dagegen zeigte die Marmorstatue der Venus erhebliche Beschädigungen, die durch den Schuß entstanden waren.

Franz mußte mit dem Auto zum Dorfarzt, der nach einer knappen Viertelstunde erschien. Er ließ den Schlafenden scharfen Äther einatmen und hatte nach wenigen Augenblicken den gewünschten Erfolg.

Der Unbekannte richtete sich halb auf, tastete mit der Hand durch die Luft und begann mit lauter Stimme „Deutschland, Deutschland über alles“ zu singen.

Der Arzt sprach dem anscheinend Geistesgestörten freundlich zu, veranlaßte ihn zum Aufstehen — das Frühstück zu nehmen und brachte ihn alsdann unter dem Vorwand, zur Bahn zu fahren, ins Krankenhaus.

Doktor Eisner fand seine Gattin nervenleidend vor, als er von der Reise zurückkam. Er behauptete, er habe allerdings mit Professor Faßbender auf dem Bahnhof einige Minuten gesprochen — ihn jedoch nicht mit einem einzigen Wort eingeladen. Später erfuhr man, daß der berühmte Professor, der weltbewegende Forschungen gemacht und bedeutende Werke geschrieben hatte, unheilbar geisteskrank war.



General Samsonoff,  
der bekannte russische Seer-  
führer, der bei Tannenberg  
fiel.



General Schilinsth,  
der Oberbefehlshaber der  
bei Tannenberg verbläteten  
russischen Armee.

## Sprüche.

Das meiste Unglück verschulden die Menschen, welche nur die Splitter im Auge der anderen, aber nicht die Balken im eigenen Auge sehen.

Der Schneeball und das böse Wort,  
Sie wachsen, wie sie rollen fort;  
Eine Handvoll wirf zum Tor hinaus:  
Ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.

Sende nicht Worte mit fliegender Eile,  
Zürnende Worte sind brennende Pfeile,  
Töten die Ruhe der Seele so schnell!  
Schwer ist's, zu heilen, doch leicht, zu verwunden!

Daß du nicht über Schaden klagst,  
Sieh, was du sagst und wo du's sagst.

## Der Schäfer und der Krieg.

Gebeugt am Hirtenstabe  
Der alte Schäfer steht.  
Er schaut dahin zum Westen,  
Wo heiß die Kriegsglut geht.

Die endlos weite Heide  
Sie scheint vom Blute rot.  
Es geht der Kriegsgott mähen  
Und was er mäht, heißt: Tod.

„Mein Sohn, ob er noch lebet,  
Ob er noch kämpft mit Gott —  
Ob er nicht schon gestorben  
Im Feld den Ehrentod?“

Da läutet's Glöcklein Siege;  
Die Träne stirbt im Aug'.  
Der Hund schaut auf zum Schäfer,  
Die Schafe horchen auch.

Nun kniet er nieder, betend  
Zum Schöpfer, seinem Herrn,  
Der leitet Deutschlands Söhne  
Zum Sieg in weiter Fern'.



## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Tadel soll sein wie Salat, der mehr Öl als Essig hat.

Es gibt eine Lieblosigkeit, die sich Wahrheitsliebe nennt.

## Berliner Theater vor hundert Jahren.

1814 hat es in der preussischen Residenz nur zwei Bühnen gegeben, die Oper und das Schauspielhaus, das seit kurzem in den Bau der französischen Komödie eingezogen war und damit den alten, wackligen Bau des Doppeltheaters in der Behrenstraße, an der Stätte des heutigen Metropoltheaters, überflüssig gemacht hatte. Allerdings war gerade damals wieder die Rede von dem Bau einer Privatbühne zur Pflege des leichteren Genres, indes hatte die Eröffnung des königlichen Theaters am Alexanderplatz noch gute Weile und sollte erst ein Jahrzehnt später (1824) erfolgen. Es war im letzten Jahr des Regiments von Jffland, der in geschickter Mischung der neuen großen Werke Goethes und Schillers und der leichteren Theaterware eines Kobergauer sein Regiment sehr glücklich geführt hatte. Die Oper besaß jetzt eine Sängerin ersten Ranges in der Schulz-Killitschky, die später unter der musikalischen Leitung des Chevalier Gasparo Spontini in dessen Opern glänzende Triumphe feierte. Für den großen Heldenpieler Fleck hatte man freilich noch keinen Ersatz, man hätte Ludwig Devrient aus Breslau rufen können, aber Jffland fürchtete seine überragende Rivalität. Um so besser stand es im weiblichen Fache. Die Unzelmann, Madame Fied und Henriette Hendel-Schütz boten Ausgezeichnetes, und ihnen gesellte sich seit kurzem eine blutjunge Demoiselle Düring zu, die als Auguste Stich-Orelinger eine führende Rolle in der Theatergeschichte einnehmen sollte. Mit den Novitäten stand es nach dem Tode Schillers, nach der Enttäuschung, die Zacharias Werner gebracht hatte, nicht halb

so gut, denn an Kleist, der Jffland persönlich schwer gekränkt hatte, ging man auch nach seinem Tode blind vorüber. Zu Goethes „Tasso“ hat man sich auch erst sehr spät entschlossen. Das Jahr 1814 brachte von wichtigeren Premierer vor allem Müllners „Schuld“, eins der damals grassierenden, heute kaum noch genießbaren Schicksalsdramen, dem sich die Stücke Körners anschlossen, vor allem „Zriny“. Bei Goethe hatte man zur Feier des Sieges über Napoleon ein Festspiel bestellt, „Epimenides“

Aus der Rolle gefallen. Gattin: „Der Arzt meinte heute, bei mir sei ein ernstes Leiden im Anzuge — ist das nicht schrecklich? Er will mich drei Monate nach dem Süden schicken — ist das nicht herrlich?“

Der Haken. Fremder: „Warum müssen denn in dem großen Weinsäckerprozess die Sachverständigen von auswärts kommen — hier am Orte gibt's doch auch gewiß gut-unterrichtete und zuverlässige Weinkenner?“ — Einheimischer: „Gewiß, da haben wir eine ganze Menge . . . die sind aber alle mitangeklagt!“

Auch etwas. „In's Feld kann ich leider nicht mehr zieh'n; aber ich hab' meiner Frau ihren Pariser Modellhut in den Ofen geschoben!“

Tagierung. Bauer (beim Begräbnis der Witwe des Verstorbenen beobachtend):

„Was die für a' klein's Sacküchel mitgebracht hat — die wird ihren Mann auch bald vergessen haben!“

Zu Museen. „Das ist die Mumie einer ägyptischen Königstochter aus dem Jahre zweitausendvor Christi.“

„Schau, schau, was man damals schon für enge Röcke getragen hat!“

Umschrieben. „Sagen Sie, Herr Nachbar, was war denn heute nacht bei Ihnen für ein Mordskandal?“

„Mordskandal? Daß ich nicht wüßte!“

„O gewiß doch, so um zwei Uhr muß es gewesen sein!“ — „Ach so! Jawohl, da

war ich eben nach Hause gekommen und da fragte mich meine liebe Frau, — wie ich mich amüßert hätte!“

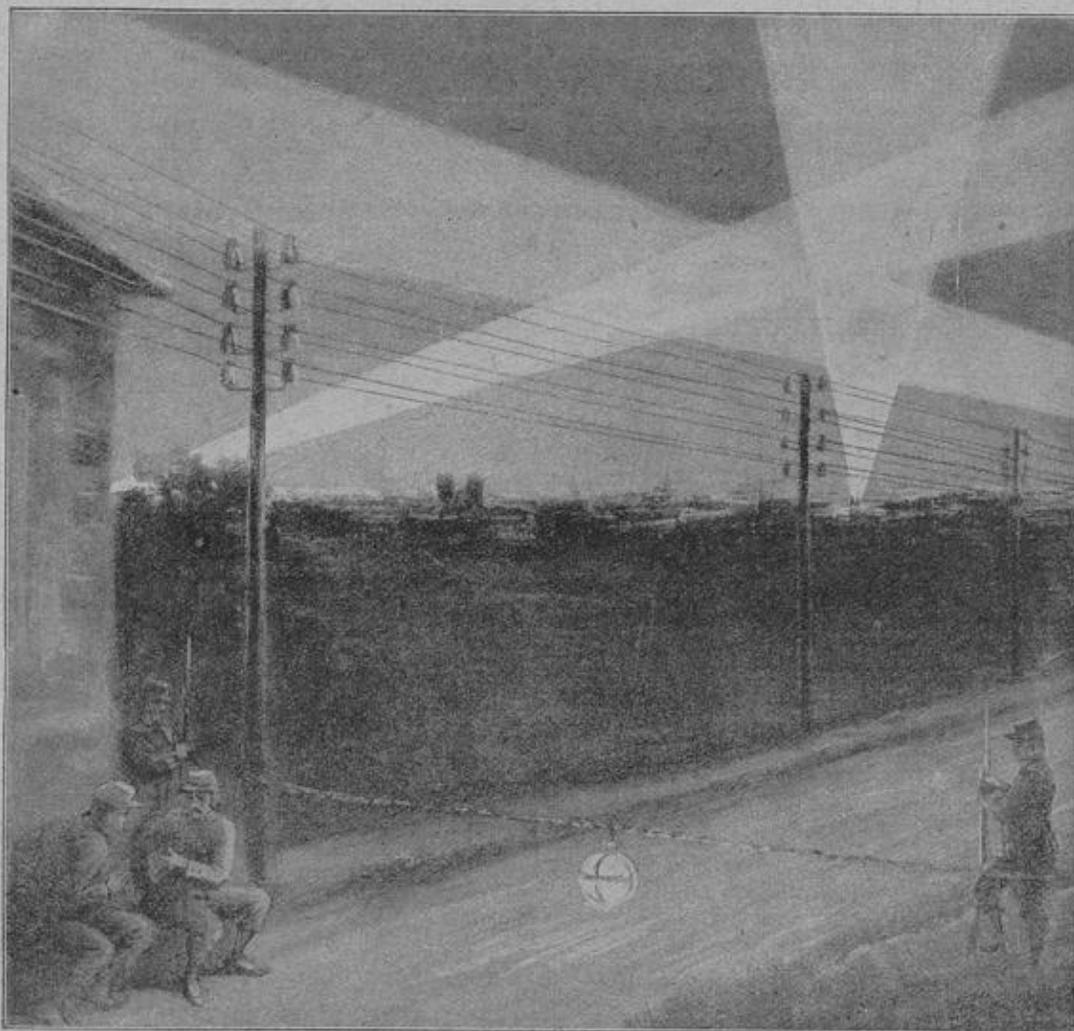
## Rätsel.

Nenn' einen Vogel, ein Fragewort darn, Gib Antwort auf wo? Wer mir sagen kann

Wie dieses Städtchen in Preußen heißt, Sich als tüchtiger Mater erweist.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Verleger.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur: E. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredebeck & Koenen, Ess u. (Ruhr).



Franszösische Wachtposten vor Paris.

Im Hintergrund das Licht der Scheinwerfer, die den nächtlichen Himmel nach feindlichen Luftschiffen absuchen. Nach einem Bild in einer französischen Zeitung.

Erwachen“, dessen Aufführung freilich durch Jfflands Tod verzögert wurde und das in seinem kühlen Ton wenig geeignet war, die Berliner zu erwärmen. Sie waren rasch mit einem Witz bei der Hand und taufte die Allegorie in „I, wie meenen Sie des?“ um. Interessant ist, daß damals Gerüchte umgingen, Goethe sei zum Nachfolger Jfflands bestimmt. Verhandlungen und Anfragen scheinen erfolgt zu sein, aber Goethe war nicht der Mann, Jffland mit dem geräuschvollen Spreewitz zu vertauschen.

Schwierig. „Ja, liebe Frau, wenn Ihr Mann fort muß, dann müssen Sie ihn halt in seinem Geschäfte vertreten!“ — „Das geht nicht!“ — „Oho! Bei gutem Willen geht alles. Was ist denn Ihr Mann?“ — „Bassif!“

# Düsseldorfer Sonntagsblatt.



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 41

Sonntag, den 11. Oktober

1914

## Leid um Liebe.

Roman von Emma Kettner.

(Nachdruck verboten.)

Johanne blickte betroffen der rasch Enteilenden nach. Was war das? Was hatte dieser merkwürdige, fast leidenschaftliche Ausbruch zu bedeuten? Ging nicht ein leises Bittern durch die Stimme bei den erregten Worten? Flimmerte es nicht seltsam in den zornig funkelnden Augen? Und wie schrill ihr Lachen klang! Sprach mehr daraus als gekränkte Eitelkeit und Ärger über die ungewohnte Zurücksetzung?

Wie Gorgonenhäupter starrten ihr rätselhaft und däher von allen Seiten ungelöste Fragen entgegen. Das Herz stochte ihr fast dabei. Wie ein schwirrender Pfeil floß ein jäher Schmerz sie an. Schwer und kalt wie ein Stein legte sich ein aus den geheimnisvollen Tiefen der Seele heraufsteigendes Ahnen von viel Qual und Leid auf ihr sonnig helles Gemüt, daß sie erschauernd nach Atem rang. Sollten auf's neue ihr Herzenswunden beschieden sein wie schon einmal? Hatte sie dem Schicksal nicht schon genug Tribut gezahlt an Tränen und Jammer und enttäuschten Hoffnungen? Sprossen in ihrem Herzen bloß die Purpurrosen der Liebe auf, um vom Reif vergilbt, vom Sturm entblättert zu werden, ehe sie recht zur Blüte gelangte? Erwuchs ihr nur Schmerz und Not daraus, was anderen zum höchsten und beseligendsten Daseinsinhalt wurde?

Wie in einem Kaleidoskop zog flüchtig die Vergangenheit an ihr vorüber . . .

Beim Tode ihrer Eltern war die damals erst Zehnjährige von der ältesten, gerade verheirateten Schwester liebevoll aufgenommen worden. Bis zum Anfang der zwanziger Jahre beschäftigte sie sich mit im Haushalt, aber dann kamen ihr plötzlich Gedanken an ihre Zukunft.

Einen Bewerber hatte sie noch nicht gefunden. Die Venz' lebten sehr zurückgezogen, hatten wenig Verkehr und Anstich, so daß Johanne selten mit heiratsfähigen jungen Männern zusammenkam.

Darum erwachte auf einmal der Plan in ihr, irgendeinen Beruf zu ergreifen, ihre Zukunft zu sichern. Jetzt hing sie ja gänzlich von ihrem Schwager ab, der ihre paar tausend Mark elterliches Erbe sicher angelegt hatte und unangetastet Zinsen tragen ließ, ihre Bedürfnisse dagegen aus seinen Einkünften bestritt.

Anfangs waren die Verwandten durchaus nicht erbaut von Johannes Idee. Sie beharrten noch auf dem Standpunkt, daß für ein Mädchen besserer Kreise nur die Ehe das einzig Rechte sei, worauf es im engen Rahmen der vier Wände, in einer auf diese

Zukunft vorbereitenden Arbeit zu warten habe. Ein jedes Hinaustreten ins öffentliche Leben, gar ein Kampf ums Dasein, Schulter an Schulter mit dem Manne, schien ihnen ein Beginnen, das, wenn nichts Schlimmeres, so doch den Verlust zarter, unberührter und reiner Weiblichkeit mit sich bringe.

In eine Stellung Johannes als Gesellschafterin oder Stütze in einer feinen Familie wollten sie allenfalls einwilligen, und das Mädchen schrieb auf eine Reihe von derartigen Zusätzen, ohne aber etwas Passendes zu finden.

Durch irgendeine zufällige äußere Einwirkung entstand aber dann in ihr der Gedanke, sich für den kaufmännischen Beruf auszubilden. Er reifte und be-

festigte sich so in ihr, daß sie beharrlich gegen den Widerstand der Geschwister ankämpfte und nicht nachgab, bis sie ihr gestatteten, gründlichen Unterricht in den verschiedenen Handelsfächern zu nehmen. Das Lernen wurde ihr nicht schwer, und schon nach Jahresfrist fand sie eine angenehme Stellung in einem kleinen Engroßgeschäft, das zwei Brüdern gehörte.

Ganz in der ihr lieb werdenden Beschäftigung aufgehend, merkte Johanne lange nicht, daß der jüngere ihrer beiden Chefs ihr ein wärmeres Interesse entgegenbrachte. Erst ein Zufall öffnete ihr die Augen für sein stilles Werben. Und dann dauerte es nicht mehr lange, bis ihr, der Verehrung und Mannesliebe so ungewohnt waren, das Herz auftaute und sie allgemach ihrem jungen Chef auch wärmere Gefühle entgegenbrachte, so daß sie ihm selig ihr Jawort gab, als er sie einst bat, sein Weib zu werden.

Die schönste Zeit ihres Lebens brach nun an, in glücklicher, treuer Liebe vergingen ihnen ungetrübte Tage. Sie lernten sich gegenseitig immer mehr schätzen und verstehen. Aus dem Geschäft war Johanne auf des Bräutigams Wunsch ausgetreten und ar-



Ansicht von Brüssel.

bettete zu Hause eifrig an ihrer Aussteuer, denn nicht lange sollte die Hochzeit auf sich warten lassen.

Aber dann brach jäh und unerwartet Entsetzliches über sie herein.

Ihr Verlobter hatte sich einige Tage nicht blicken lassen. Sie fing schon an, sich zu beunruhigen, da sie gewohnt war, benachrichtigt zu werden, wenn er an seinen täglichen Besuchen durch kurze Geschäftsreisen verhindert war.

Doch rasch wurde ihr eine schredensvolle Aufklärung. Die Frau ihres künftigen Schwagers, des anderen Geschäftsinhabers, kam in größter Verzweiflung zu ihr und erzählte unter leidenschaftlichen Jammertönen, daß die Brüder den Konkurs angemeldet hatten, schlimmer noch, daß man ihren Mann unter Anklage gestellt wegen betrügerischen Bankrotts.

Johanne war ganz fassungslos vor schreckhafter Überraschung. Es hatte ihr immer erschienen, als wenn das Geschäft einen einträglichen Gewinn abwerfe. Kostspieligen Leidenschaften gaben sich die beiden Inhaber doch auch nicht hin, ihr Bräutigam wenigstens war stets solide und bescheiden in seinen Forderungen, und auch von dem anderen hatte sie nie einen ungünstigen Eindruck bekommen. Da war's ihr nun ein Rätsel, wie es zu dieser Katastrophe kommen konnte.

Jetzt schrieb ihr auch der Verlobte, bat sie in herzlichen Worten um Verzeihung für die auch in ihr Leben greifenden Geschehnisse und versicherte wiederholt, er habe von der schlechten Geschäftslage keine Ahnung gehabt, da er sich ja mehr um den Verkauf gekümmert hätte, dem Bruder die inneren Angelegenheiten überlassend. Dieser habe ihn, wie ihm jetzt dünkte, auch wohl absichtlich davon fern gehalten, ihm nicht so den rechten Einblick in alles gewährt. Vielleicht sogar nicht ganz redlich verfahren, Verschleierungen und Schiebungen vorgenommen, um ihn über den schlechten Stand der Dinge zu täuschen. Anders könne er sich die jetzt enthüllten gänzlich zerrütteten und verworrenen Verhältnisse nicht erklären. Für ihn persönlich sei das Schmerzhafte an der Sache die Notwendigkeit, der Braut Ring und Wort zurückzugeben, da er in seiner unsicheren, unerquicklichen Lage sie nicht an sich gefesselt halten könne, ihr auch nicht zumuten wolle, auf bessere Zeiten zu warten. Wie leid ihm aber die Trennung tue, wie schwer er an ihrem Verlust trage, vermöge er ihr in Worten nicht auszudrücken.

Der verhalten schmerzliche Ton des Briefes griff Johanne ans Herz. Heller denn je flammte ihre Reue auf, und es dünkte ihr eine Grausamkeit, ja eine Unmöglichkeit, den Geliebten nun in Not und Leid allein zu lassen.

In einem warmherzigen Briefe versicherte sie in ihrer ungeminderten Liebe und Treue, nannte es ihre süßeste und heiligste Pflicht, bei ihm auch in den Zeiten des Unglücks auszuharren, ihm die schwere Last tragen zu helfen und gemeinsam mit ihm auf eine bessere Zukunft zu warten.

Aber der Brief konnte kaum in Händen des Empfängers sein, als eine neue, noch schlimmere Botschaft Johannes Herz traf: Auch Georg Aldermann, ihr Bräutigam, war gleich dem Bruder jetzt verhaftet worden wegen des Konkurses, an dem die Inhaber nicht schuldlos sein sollten.

Es waren schredliche Wochen bis zur Verhandlung. Johanne erlag fast den Qualen der Ungewißheit, dem Mitleid mit dem so Schwergedrückten. Es blieb ihr zudem nicht erspart, in dem Prozesse als Zeugin auftreten zu müssen. Ihre Aussagen konnten zwar niemand belasten, da ihre Obliegenheiten nicht derart gewesen waren, daß sie ein klares Bild von der Geschäftslage bekommen konnte, aber sie brach fast zusammen, als sie am Gericht, unter solchen Umständen, mit ihrem Verlobten zusammentraf. Das Bild des niedergebeugten Mannes auf der Anklagebank, sein verzweiflungsvoller Blick quälte sie Tag und Nacht.

Man konnte Georg Aldermann zwar nichts Unredliches nachsagen, doch machte ihm der Richter zum Vorwurf, daß er sich nicht genügend um die Kassenverhältnisse gekümmert, seinen Bruder zu unumschränkt habe wirtschaften lassen, und es wurde deshalb eine mehrwöchige Gefängnisstrafe über ihn verhängt wegen fahrlässigen Bankrotts.

Sein Bruder Ludwig dagegen, dem nachgewiesen ward, daß er sich allerlei betrügerische Manipulationen hatte zuschulden kommen lassen, sogar vor einer Wechselfälschung nicht zurückgeschreckt war und noch zuguterletzt wertvolle Sachen aus der Konkursmasse beiseite geschafft und heimlich veräußert hatte, um Geld für seine Spielleidenschaft zu gewinnen, erhielt eine beträchtliche Zuchthausstrafe.

Johanne konnte sich lange, lange nicht von diesem Schlage erholen. Sie ging wie eine Schlafwandelnde einher und nahm es völlig abgestumpft auf, daß man daheim, zumal ihr bureaukratisch und im Ehrenpunkt besonders empfindlicher Schwager, noch wochenlang über die peinlichen Ereignisse schalt und ihr zum Vorwurf machte, solche Elemente in die Familie gebracht zu haben.

Schlimmer traf es sie, daß ihr Bräutigam ihr nach Verbüßung seiner Strafe von Hamburg aus für immer Lebewohl jagte, da es ihm ganz unmöglich sei, nach allem Vorgefallenen ihr eine Verbindung mit ihm zuzumuten. Er verlasse die Heimat, um irgendwo im Unbekannten zu versuchen, sich ein neues Leben zu zimmern.

Sie hörte danach nie wieder etwas von ihm, er blieb für immer verschollen.

Aber wie Johanne allmählich doch wieder anfing, sich von ihrem harten Schicksalsschlage, der sie bis zur Erde niedergebeugt, aufzurichten, erwachte auch in ihr das Verlangen nach Beschäftigung auf neue. Die Untätigkeit im Hause ward ihr zur Qual. Es war ja inzwischen noch stiller geworden bei ihnen. Die Jugend war flüchtig, ihre Reisen zogen zum Studium in die Weite. Sie blieb allein bei Schwester und Schwager und verbrachte manche nutzlose, müßige Stunde.

Als sie darum eines Tages eine Zeitungsanzeige von Oppenheimer und Kaufmann las, schrieb sie trotz des Protestes der Geschwister an die Firma. Sie wurde auch angenommen und war nun schon über fünf Jahre in diesem Geschäft, fühlte sich bisher auch ganz zufrieden in dem steten Einerlei; da sie nichts besonderes mehr vom Leben erwartete.

Bis jetzt auf einmal jäh wieder bunte duftende Blüten auf dem Grabhügel, der all ihr Glückshoffen zudeckte, zu sprießen begonnen,

süße Hoffnungen und Wünsche durch ihre Seele gaukelten wie die ersten Falter an frühem Lentztag.

Aber stiegen nicht schon sofort auch unheilswangere dunkle Wolken an ihrem Lebenshimmel auf, erschauerten nicht schon Blüten und Schmetterlinge ängstlich in dem eisigen Hauche, der aus dem Inferno der zerstörten Hoffnungen kam? Griff nicht auch eine andere Begehrlich nach dem, was so lockend und befeuchtend in ihr Dasein getreten war?

Die Sinnende biß sich auf die zuckenden Lippen, als müsse sie einen Schrei unterdrücken, der aus tiefster Seele Einspruch gegen ihre trüben Ahnungen, ihre Angst erheben wollte. Wie eine Fackel loderte urplötzlich hellauf ein heißes Begehren in ihr empor nach Liebe, nach dem süßesten Glück der Weibsnatur. Trotzige Kampflust glühte und pridelte in ihren Adern. Was kümmerte es sie, wenn sie vorhin recht vermutet, — wenn Erik Lindholm auch Elly Meinhard nicht mehr gleichgültig war! Müßte sie deshalb wortlos und ergeben zu Gunsten der andern verzichten? Brauchte sie sich gleich zu ängstigen, zu fürchten, daß jene über sie siegte? Elly gestand doch selbst zu, daß sie Lindholm unsympathisch sei.

Da hatte sie selbst doch ganz andere Aussichten! Wie lieb war er immer zu ihr, bevorzugte sie vor allen, suchte ihre Gesellschaft. Sicherlich war sie ihm nicht gleichgültig, mehr noch, sie stand seinem Herzen nahe!

Der Gedanke trieb Tränen in ihre Augen, beschwichtigte jäh die Erregung ihres Gemütes, weitete ihre Brust vor Seligkeit. So leicht und frei wärds ihr mit einem Male, so sonnengolden lag die Welt da, so verheißungsvoll.

Getröstet und beruhigt trat sie in das Haus der Schwester. Sowie Johanne den Schlüssel in die Etagentür steckte, trug Frau Auguste Venz die Suppe auf. Ihr Mann, der auch immer kurz vorher heimkam, — er war Bureauvorsteher bei der Eisen-



Ortelsburg nach der Befreiung von den Russen: Straße mit heimgekehrten Flüchtlingen.

Lehrerdirektion mit dem Titel Rechnungsrat, — liebte es, daß heimlich angerichtet wurde, damit er nach Tisch noch rasch ein paar Augen voll Schlaf nehmen konnte und auch noch Zeit zu einem kleinen Spaziergange fand.

Es fiel Johanne sofort auf, daß die sonst so gelassene Schwester heute in einer bei ihr ungewohnten Erregung war. Aber als sie nach deren Ursache fragte, wich sie mit einem Blick auf den Hausherrn und einem verschämten Lächeln aus, bis Lenz sich zur Stefans Nebenstube zurückzog. Doch schon während die Aufwärterin das Geschirr abtrug, suchte sie die Neugier der Jüngeren aufzuwecken: „Ja, du wirst dich wundern! Das ahnst du nicht, was du gleich hören wirst. Ich weiß es nun schon seit Stunden und komme immer wieder noch nicht aus dem Staunen heraus.“

„Ist es etwas Unliebliches?“ fragte Johanne.  
„Bewahre! Ganz im Gegenteil. Für dich besonders ist's etwas Gutes. Ein unerhofftes Glück.“

„Du machst mich ja ganz neugierig. Was könnte das aber sein? Ist unser Achtellos mit einem Haupttreffer herausgekommen? Oder hat Tante Emilie uns wider Erwarten etwas von ihren Reichthümern vermacht?“

„Alles daneben. Du räst es nicht. Da setz dich mal in den Erker,“ gebot Auguste und nahm selbst in einem der dort stehenden Sessel Platz.

„So — nun lies mal.“ Sie reichte lächelnd der Schwester einen Brief.

„Vom Schwager Brendler?“ fragte sie, die Handschrift erkennend. „Was ist denn da passiert?“

Sie vertiefte sich in das Schreiben, aber sie hatte kaum die erste Seite gelesen, als sie das Blatt sinken ließ und fassunglos die sie gespannt beobachtende Schwester ansah.

„Das ist ja . . . Was fällt denn Brendler ein . . . Denkt er im Ernst . . .“ gab sie in abgebrochenen Sätzen ihrem Erstaunen Ausdruck.

Augustes vollwangiges, lebhaft gefärbtes Gesicht bekam einen mißbilligenden Ausdruck. „In welchem Tone du das sagst!“ tabelte sie mit hochgezogenen Brauen.

„Ist es denn etwas so Ungeheuerliches, was Eduard schreibt? Lies doch mal erst zu Ende. Bei mir und auch bei Lenz,“ — sie nannte ihren Mann stets nur beim Namen, wenn sie seinen Rufnamen Ambrosius „fürchtbar“ fand; — „lang der Brief recht sympathisch an. Und wir waren überzeugt, daß du ähnlich empfändest.“

Kopfschüttelnd machte sich Johanne wieder an die Lektüre.

Es war ein Schreiben ihres seit mehreren Jahren verwitweten Schwagers, des Gymnasiallehrers Professor Brendler, an Auguste, um ihre Zustimmung und Vermittlung zu dem Heiratsantrage, den er seiner jüngsten Schwägerin zu machen gedachte.

Man merkte dem Briefe an, daß ihn zu seinem Entschlusse weniger zärtliche Gefühle drängten als der Wunsch, seine jungen Kinder nicht mütterlos aufwachsen zu sehen, selbst das gewohnte sorgliche Walten der Hausfrau nicht länger entbehren zu müssen. Bis jetzt hatte seit seiner Frau Tode seine Mutter dem Haushalt vorgestanden, aber die spürte allmählich doch zu sehr des Alters Weichwerden, sah sich auch der Erziehung der Enkel nicht mehr recht gewachsen und wollte sich zur Ruhe setzen. Und da er keine bezahlte Fremde um sich sehen mochte, auch seine Kinder noch in dem Alter waren, da sie der liebenden Hand und Leitung einer Mutter bedurften, war er zu dem Entschlusse gekommen, Johanne zu fragen, ob sie den Platz der Verstorbenen ausfüllen wolle.

Niemand dachte ihm dazu besser geeignet als sie, ihre im Äußern und Wesen so ähnliche Schwester, die er schätzen gelernt, als sie vor ein paar Jahren ihren Urlaub darauf verwandt, seiner erkrankten Frau zu Hilfe zu eilen, sie zu pflegen und zu vertreten und ihr die Augen zuzudrücken.

Johanne konnte ihrer geradezu peinlichen Überraschung gar nicht Herr werden. Auf eine solche Wendung wäre sie im Traume nicht gekommen. Sie hatte kaum gedacht, daß ihr Schwager der

Verstorbenen eine Nachfolgerin geben würde, am wenigsten aber noch, daß sie selbst diese sein sollte.

Natürlich würde sie ablehnen. — Etwas anderes kam ihr nicht in den Sinn. Aber Auguste hatte kein Verständnis dafür. Ihr rascher Entschlusse ärgerte sie sogar.

„Warum nicht gar!“ sagte sie entrüstet. „Solch eine wichtige Sache erledigt man nicht in der Weise. Sie ist's doch wahrhaftig wert, daß man mal reiflich und gewissenhaft darüber nachdenkt. Daß du überhaupt von einer Abgabe sprichst, ist mir räthelhaft und unerwartet. Lenz und ich glaubten, du griffest mit beiden Händen zu. Der Antrag ist doch wirklich ein Glück für dich.“

„Ein Glück?“ wiederholte Johanne mit einem zweifelhaften Lächeln.

„Was denn sonst? Du kommst in eine gesicherte Stellung, bist aus allen Sorgen für deine Zukunft heraus.“

„Das wohl,“ entgegnete Johanne zögernd. „Mir . . . hm . . . Ich weiß nicht, ob du mich so recht und ganz verstehen kannst. Die Werbung ist so nüchtern und kühl. So prosaisch. Es spricht nichts in dem Briefe so recht zu meinem Herzen.“

„Lieber Himmel!“ warf Auguste kurz auflachend ein. „Ich

glaube gar, du erwartest eine törichte schwärmerische Liebesepistel, überchwengliche Zärtlichkeitsversicherungen . . . bei deinem und Brendlers Alter . . . Sei nicht albern! solche romantischen, sentimentalen Erwägungen spielen doch bei dir keine Rolle mehr. Du bist doch kein Backfisch, mußt dich von anderen Gesichtspunkten leiten lassen. Ich für mein Theil denke es mir nicht sehr verlockend, jahraus jahrein in der Treitmühle zu sein, ins Geschäft laufen zu müssen. Und auf eine andere Partie zu warten, — jetzt noch — womöglich an eine Liebesheirat zu denken . . . Bei Gott, Johanne, ich hätte dich für lebenslänger gehalten . . . Na, denke mal allein über die Sache nach!“ — Sie stand auf, um ihren Mann zu wecken und ihm die gewohnte Tasse Kaffee zu bringen.

Johanne versank in bellomencens Grübeln. Gewiß, Auguste hatte recht mit allem, was sie zu Gunsten der Partie anführte. Ihr Schwager, ein gesunder, blühender Mann ausgangs der Vierzig, war ihr von jeher recht sympathisch gewesen, ein verständiger, friedlicher Charakter, der Schwester stets ein guter Ehemann. Er hatte zudem nicht nur sein gutes Auskommen, sondern auch Privatvermögen und nahm eine angesehene und geachtete Stellung in der freundlichen Stadt im rebenbezüngelten Rheingau ein. Die Kinder schreckten sie ebenfalls nicht ab, im Gegenteil, sie hing an ihnen sehr. Ihnen die heimgegangene Mutter zu ersetzen, müßte wohl eine köstliche Aufgabe sein.

Aber dennoch, — auch ihretwegen konnte sie nicht ja sagen auf Brendlers Frage. Alles in ihr lehnte sich dagegen auf.

Die Werbung kam zur ungelegentlichen Stunde. Gerade, da sie erkannt hatte, daß sie einen andern Mann liebte, da sie beglückt zu hoffen begonnen, daß er ihre Gefühle theilte! Was war ihr daneben Brendler! Wie kalt und schal erschien ihr, was er ihr bot, wie wenig verlockend. Nein, so „vernünftig“, wie Auguste meinte, war sie nicht, daß sie sich nur von lebensklugen und praktischen Erwägungen leiten, nur vom Verstand sich raten ließ. Ihr Herz schrie nach seinem Recht.

Durste es das nicht mehr? War nur den Jüngern bestimmt und gestattet, solche Empfindungen zu hegen? Hatte Auguste recht, wenn sie sie verachtete, sie eine schwärmerische, verliebte Natur nannte, weil ihr Herz so jung und stark geliebt war, so sehnsüchtig voll und zärtlichkeits hungrig. Mußte man sich schämen, in ihren Jahren noch dergleichen Gefühle einzugestehen, noch Illusionen von Liebesglück nachzuhängen, sehnsüchtig zu hoffen, daß man eine Heimstatt fände in der Seele eines andern?

„Ach, wie konnte Auguste ihr Empfinden verstehen! Was weiß ein Satter, wie weh der Hunger tut? Was wußten die Frauen, deren Herz so ganz ausgefüllt war durch Mann und Kinder, die breit und behaglich zufrieden am vollen Tisch des Lebens saßen, von den Absichtstehenden, den leerausgegangenen



Scheinwerfer zur Suche nach deutschen Luftschiffen auf dem Dach eines Pariser Hauses.

Schwester, die noch immer nicht verzichten wollen, weil sie instinktiv fühlen, daß ihr innerstes Wesen sie zu dem bestimmt, was ihnen versagt war; die angstvoll oder verbittert um die schwindenden Jahre kämpfen, unruhig in den Herbst schauen, der ihnen keine Ernte verspricht, weil ihr Frühling ohne Blüten war.

Die ganzen nächsten Stunden verbrachte Johanne in solchen Grübeleien. Immer neue Gedanken tauchten in ihrem Innern auf, schmerzliche Vergleiche mit dem Dasein anderer, trübe Erinnerungen an die Zeit, die ihrem Glückshoffen Erfüllung versprochen, um dann so peinvoll auszuklingen. Und in alle Wirnis hinein verfolgten sie die blauen ernsthaften Augen, das schmale, blasse Gesicht Erik Lindholms; wie eine blendende Flamme loderte in ihrem Innern die Liebe zu ihm.

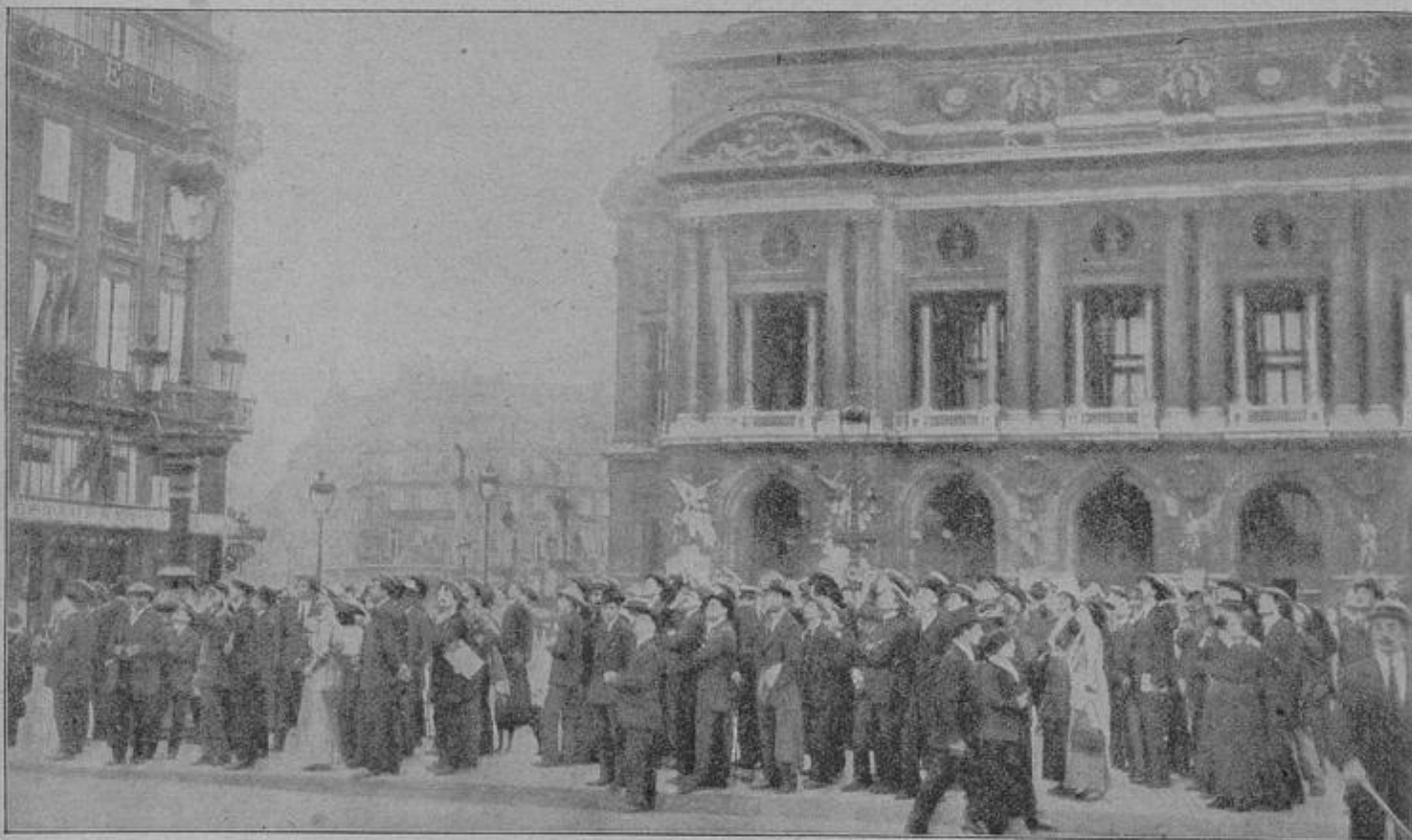
Den ganzen Nachmittag war sie zerstreut, verrichtete ihre Arbeiten mechanisch. Es war ihr eine Wohlthat, daß nichts Dringendes mehr vorlag, nichts Besonderes ihre ungeteilte Aufmerksamkeit beanspruchte. In halber Geistesabwesenheit sah sie am Pult und auch, als sie mit Elly Vesperpause machte, war sie wortfarg und gedrückt, trotzdem die Jüngere, wie um sie den seltsamen Ausbruch vom Vormittag vergessen zu machen, doppelt geprüflich und heiter war.

ganzen Nachmittag. Sie begriff selbst nicht, was ihr die Worte über die Lippen gepreßt. Es war ihr doch so gleichgültig, ob der Schwede sie leiden mochte oder nicht. Ganz gewiß, total schnuppe war ihr das. Der ganze blondfadede Mensch überhaupt!

An der Haupttüre wartend, bis alle draußen waren, um dann abschließen zu können, schoß sie aus ihren Gedanken heraus unwillkürlich einen unwilligen Blick zu Lindholm hinüber, der als Letzter kam. Zufällig sah auch er sie gerade an, sah die Flammen in ihren ausdrucksvollen dunkelgrauen Augen aufsprühen, ihre abweisende, fast feindselige Miene. Eine flüchtige Röte überhauchte sein blasses Gesicht, aber er hastete mit stummem Gruß an ihr vorüber.

Heiter und absichtlich laut scherzend und lachend folgte Elly mit zwei halberwachlenen „Stiften“, ihren jüngsten Verehrern, die in Pagenischwärmerei zu ihr aufsahen. Ihre Augen hasteten jedoch zornig auf dem schlanken, eilig ausbreitenden Manne.

Auguste Lenz ward nicht müde, der Schwester zu der sich bietenden Heirat zuzureden. Sie meinte es ja gut, hielt von ihrem Standpunkt aus die Verbindung mit Professor Brendler



In Paris während des deutschen Anmarsches: Volksmenge auf dem Opernplatz die einen deutschen Flieger über Paris beobachtet.  
Nach einer Photographie einer Londoner Zeitschrift.

Selbst den Schweden vermied sie anzusehen. Nur ganz verstoßen irrte mal ein Blick zum „Käfig“ hinüber, wo hinter der Glaswand sein flachsblonder lockiger Kopf über eins der Pulte gebeugt war und dann durchschauerte ihr Herz jedesmal ein süßwehes Gemisch von Lust und Schmerz, von Hoffen und Zagen. Als er mit einer belanglosen Frage wegen einer Fußnotiz zu einer Rechnung an ihr Pult trat, erzitterte sie und fühlte, wie sie dunkel und heiß errötete. Und ihre Stimme klang ihr selbst fremd und heiser im Ohr vor innerer Erregung. Es war ihr, als müsse er ihre Verwirrung und deren Ursache am Gesicht ablesen und sie war darum ganz froh, ihm am Abend ausweichen zu können, als einer der „Kubier“ ihr meldete, ihre Schwester warte draußen vorm Tor, um sie zu einem Einkauf abzuholen.

So eilig strebte sie fort, daß sie nicht einmal daran dachte, der Kollegin ein Lebewohl zuzurufen, die erst die Wendeltreppe herabkam, als sie schon aus der Tür war.

„Was — Fräulein Hortensius ist schon fort?“ fragte Elly erstaunt. „Wo brennt denn, daß sie so rennen mußte?“

Ein wenig betreten grübelte sie dann weiter.

Johanne würde doch wohl nicht mit ihr müden wollen wegen der törichten Bemerkung von heute vormittag? Aber dazu lag ja eigentlich für sie keine Veranlassung vor; was konnte Johanne daran liegen, wenn sie sich über Lindholm beschwerte? Daß sie sich überhaupt dazu hatte hinreißen lassen, ärgerte sie schon den

für ein unerhofftes Glück, das auszuschlagen eine nicht wieder gutzumachende Torheit sei.

Sie litt auch durchaus nicht, daß Johanne, wovon diese sprach, sofort in ablehnendem Sinne an den Schwager schrieb.

„Mach keine Dummheit,“ warnte sie. „Brendler wird begreifen, daß du dich nicht von heute auf morgen entschließt und wird nicht verstimmt sein, wenn du überlegst, ehe du ihm Bescheid sagen läßt, daß er offiziell bei dir anfragen darf. Ich weiß zwar wirklich nicht, warum du so zauderst. Wartest du etwa auf einen Märchenprinzen? Lenz sagte auch, es sei eine glänzende Versorgung für dich. Auch wegen der Kinder wäre ich froh. Was hätten die, wenn ihr Vater ihnen eine dumme junge Pute zur zweiten Mutter gäbe . . .“

Johanne ließ mit gequälter Miene alles über sich ergehen. Sie war in einem innern Zwiespalt wie nie zuvor. Stets gewöhnt, von der ältern und energischeren Schwester beraten und gegängelt zu werden, war es ihr nun peinlich, ihr so widerstehen zu müssen, andern Sinnes zu sein.

(Fortsetzung folgt.)



## Papst Benedikt XV.

„Gott, Papst Benedikt!“ So jubelte die katholische Christenheit, nachdem im hohen Petersdom zu Rom das Ergebnis der Wahl des hl. Kollegiums der Kardinalen verkündigt worden war. Der Eminenz Kardinal Giacomo della Chiesa, Erzbischof von Bologna, hat als oberster Hirte der Kirche den Namen Benedikt XV. angenommen. Mitten im Waffengeleise und Gebrüll der Kanonen horchten die Völker auf. Kniend empfingen die Gläubigen den ersten Segen, den der neue Papst urbi et orbi, Rom und dem ganzen Weltkreis, spendete. Pius des X. sorgende Kraft war unter der Schwere des Leidens, das die Völker heimlich, gebrochen. Seine müde Hand konnte das Steuer des Schiffleins Petri nicht mehr halten. Mit einem Gebete für die in wilden Kämpfen liegende Welt ist Pius X. gestorben.

In erster, schwerer Zeit ist der neue Papst berufen, das katholische Volk zu führen und zu schützen. Inmitten wilden Waffengeleises hat er eine große und schwere Aufgabe übernommen.

Der neue Heilige Vater, Jacob della Chiesa, erblickte zu Beginn bei Genua am 21. November 1854 das Licht der Welt. Er stammt aus dem adeligen Geschlecht der Marquis della Chiesa.

Am 21. Dezember 1878 zum Priester geweiht, wurde er im folgenden Jahre im Capranica-Kolleg Doktor beider Rechte und trat dann in die adelige Priesterakademie ein, der er vier Jahre angehörte. Sofort nach seinem Austritt aus derselben wurde er von Papst Leo XIII. zum Geheimen überzähligen Kammerherrn und zum Sekretär der Nuntiatur in Madrid ernannt.

Hier trat er in nahe Beziehungen zu dem damaligen Nuntius in Madrid, Mgr. Rampolla del Tindaro. Der spätere Kardinalstaatssekretär erkannte sofort, daß della Chiesa ein ebenso ausgezeichnetes Diplomate, wie eine hervorragende Arbeitskraft sei.

Als daher Kardinal Rampolla den Purpur erhielt und als Leiter der Staatssekretarie berufen wurde, ernannte er sofort Mgr. della Chiesa zu seinem persönlichen Kabinettschef.

Am 15. April 1901 der Unterstaatssekretär Tripepi in den obersten Senat der Kirche erhoben wurde, ernannte der Papst Mgr. della Chiesa zu dessen Nachfolger. Auch in dieser Stellung blieb er stets des Kardinals Rampolla rechte Hand.

Nach dem Tode Leos XIII. wurde Mgr. della Chiesa von Pius X. in seinem Amte bestätigt und wurde auch Kabinettschef des neuen Staatssekretärs Merry del Val.

Am 16. Dezember 1907 erfolgte seine Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Bologna. Seine Bischofskonsekration nahm Papst Pius X. in der Sixtina selbst vor.

Am 25. Mai d. J. empfing Erzbischof della Chiesa mit Kardinal und Erzbischof Dr. von Hartmann und anderen kirchlichen Würdenträgern den Kardinalshut. So erst im letzten Konsistorium zum Kardinal faam ernannt, ist er als Papabile, d. h. als Kandidat für den päpstlichen Stuhl, bezeichnet worden. Unwillkürlich denkt man zurück an die Wahl des Patriarchen Sarto von Venedig im vorigen Konklave.

Der neue Heilige Vater ist nicht nur als hervorragender Diplomat bekannt, sondern erfreut sich auch als Gelehrter eines hohen Rufes. Temperamentvoll, wo es nötig ist, wird er wegen seiner Güte und Menschenfreundlichkeit von seinen Diözesanen geliebt und geehrt. Nun wird er über die katholische Welt die Gabe seines Geistes und Herzens ausgießen.

## Für's Vaterland.

Skizze von Ludwig Blümcke.

(Nachdruck verboten.)

Sonntagsfrühe. — In tiefstem Frieden schlummert noch die Erde. Tauperkeln glitzern wie feingeschliffenes Edelgestein im Gras, an Busch und Halm; flammendes Morgenrot glüht verheißungsvoll im Osten; über den goldgelben Garben des Roggenfeldes trillert die erste Lerche. — Da plötzlich wird es lebendig auf der breiten Landstraße, die vom Kirchdorf B... zur Haltestelle führt. — „Es braust ein Ruf wie Donnerhall —“ schallt es mächtig über die träumenden Fluren. — Eine Schar

\* Durch die Verkehrsstörungen in der Kriegszeit ist das Bild des neuen Papstes verspätet in unseren Besitz gelangt. Infolgedessen hat sich das Erscheinen dieses Artikels verzögert.

junger Reservemänner mit braunen Gesichtern und leuchtenden Augen, begleitet von weißgekleideten Jungfrauen, ernstblickenden Männern und Frauen und der gesamten Schuljugend, zieht dahin. Erster Mobilmachungstag ist es heute. —

„Lieb Vaterland magst ruhig sein: Fest steht und treu die Wacht am Rhein!“ —

Schulzenmutter preßt krampfhaft das tränennasse Taschentuch an den zuckenden Mund: die drei vordersten Jünglinge, die jetzt lebhaft ihre Hüte schwenken, um der teuren Heimatflur ihre letzten Grüße zuzuwinken, sind ihre Jüngens. Trine Bergwald, das tapfere Mädel, kann den aufsteigenden Tränen nicht länger wehren. Ihr Paul, mit dem sie sich vor acht Tagen verlobte, ist ja auch unter den Scheidenden. —

Fauchend steht der Personenzug vor dem alten Bretterschuppen. Da stimmt Hans Berger, der Lehrersohn, mit seinem klangvollen Tenor an:

„Weh, daß wir scheiden müssen,  
Daß dich noch einmal küssen,  
Ich muß an Freundes Seiten,  
Für Recht und Treue streiten;  
Fahr' wohl, mein teures Lieb,  
Fahr' wohl, mein teures Lieb!“

Sogar über des alten „Mannmüllers“ eisenhartes Gesicht gleitet ein verräterisches Zucken, und eine verstoßene Träne glänzt am grauen Schnauzbart dieses Helden von Anno 66 und 70. — Ein letzter Händedruck, ein letztes Lebewohl —

und sie zieher hinaus in den heiligen Krieg, hinaus für Kaiser und Reich, wie all die Tausenden und Abertausenden heute und morgen und die folgenden Tage. — Tücherschwenken, im Abschiedsschmerz zuckende Herzen, und doch ein fester, heldenmütiger Sinn: Stark sein, nur nicht sich schwach zeigen!

— Abseits von der langsam heimlehrenden Schar schreitet tief gesenkten Hauptes mit bekümmertem Miene ein hochgewachsener, breitschulteriger Burche.

Fritz Schmidt ist's, der jüngste Sohn des gichtlahmen Waldbauern, dessen armseliger Hof dort drüben hinter den Tannen versteckt liegt. Was bedrückt den Jüngling so schwer? Ist's die Sorge um seine beiden bei der Fahne dienenden älteren Brüder? O nein, etwas ganz anderes! —

„Sie alle dürfen mit, und du mußt daheim bleiben!“ seufzt er in sich hinein. Durch Reklamation ist er als einziger Ernährer der alten, gebrechlichen Eltern befreit worden vom Militärdienst. „Ach, wäre man doch reich! Hätte man einen Stellvertreter!“ —

— Auf dem nicht fernen Hopsenberg, an dem der Zug jetzt vorüber rattert mit mächtig qualmender Lokomotive, steht ein anderer junger Mann, der auch nicht mit ins Feld darf, da sein rechter Arm halb gelähmt ist: Hans Wittig, ebenfalls der Sohn eines armen, aber noch rüstigen Bauersmannes. Genau dasselbe Gefühl, das Fritz Schmidt so traurig stimmt, läßt auch ihn verzweifelt seufzen, während

er den Reservisten zuwinkt. — Hoch zu Ross sprengt der Baron von B... auf ihn zu, als er heimwärts wandert.

„Wittig,“ ruft der joviale alte Herr ihm zu, „Sie sind Staatskrüppel, Sie kann man nicht brauchen beim Militär. Aber seien Sie darum nicht betrübt: Ich kann Sie brauchen. Mein Inspektor, der Vogt, ein Duzend Kerle, alles muß fort. Sie sind ein tüchtiger Mensch. Wollen Sie die Inspektorstelle bei mir annehmen? Ich gebe Ihnen ein gutes Gehalt. Sie können Müllers Trinchen heiraten und sind ein gemachter Mann. Was meinen Sie?“ —

Das ist ein Anerbieten! So freundlich hat das Glück unserm Hans noch nie gelächelt. Natürlich ist er bereit, mit tausend Freuden. — O, was wird Trinchen sagen! Zwei Jahre sind sie nun schon verlobt, und der alte Müller will nichts von der Hochzeit wissen, da der Hans keine Familie ernähren könne. — Nur schnell erst mit den Eltern sprechen. In zwei Stunden soll der Herr Baron endgültigen Bescheid kriegen. — Befriedigt reitet Herr von B... weiter. —

Am Mühlenbach trifft Hans Fritz Schmidt.

„So traurig, Junge?“ fragt er, ihm die Hand entgegenstreckend.

„Muß man denn nicht traurig sein, daß man mit gesunden starken Gliedern daheim hinter dem Ofen hocken soll in dieser großen Zeit? — Hans, wenn du mich vertreten könntest! Aber das ist ja wohl ausgeschlossen.“ —

„Ausgeschlossen,“ wiederholte der junge Wittig, und sein eben noch so strahlendes Gesicht wurde ernst. „Ja, wir beide



Papst Benedikt XV.

müssen zurück bleiben," fuhr er zerstreut fort. „Das ist hart. — Freig, ich kann dir das nachfühlen. So stark und so kühn. Zwei Brüder bei der Garde. Der Vater Veteran von drei Kriegen. — Ja, ja, nichts zu ändern. Aber ich muß eilen. Will noch nichts verraten. Später sollst du es erfahren. — Lebwohl, alter Junge!"

Merkwürdig! — Was hatte der Hans nur? —

Ganz langsam setzte Hans Wittig, nachdem er eine Strecke vie befehen gelaufen war, seinen Weg fort. Ein Gefühl der Unruhe war über ihn gekommen, und ein quälender Gedanke wollte nicht mehr aus seinem Hirn weichen: „Der Fritz könnte dem Vaterlande gute Dienste leisten. Und du würdest ihm seinen sehulichsten Wunsch erfüllen. Tritt du für ihn ein; nimm nicht die Inspektorstelle an, sondern wirtschaftete tapfer auf dem Waldhof — ohne Lohn! Dann dienst auch du dem Vaterlande, so gut du kannst." —

Aber Finchen — die schöne, angesehene, gutbezahlte Stellung? — Sollte er sich die entgehen lassen? Wann bietet sich wieder so eine günstige Gelegenheit, zu etwas zu kommen? —

Lange schwankte er. Horch, da wieder Gesang! Das sind die H. . . dorfer, die mit dem nächsten Zuge fort wollen. Genau dasselbe Bild wie vorhin: Voran mit ihren Koffern und Bündeln die Reservisten, hinter ihnen drein das ganze Dorf. Deutlich schallt es an Hans Wittigs Ohr:

Solang ein Tropfen Blut noch glüht,

Noch eine Faust den Degen zieht,

Und noch ein Arm die Büchse spannt,

Betriff kein Feind hier deinen Strand."

Da ist sein Entschluß gefaßt. Sich aufrichtend, ruft er aus:

„Ein Hundsfott, wer heute an Erwerb und irdische Schätze denkt! — Auch du kannst dem Vaterland einen Dienst leisten, indem du ihm einen braven Soldaten mehr stellst und dem Fritz seinen Herzenswunsch erfüllst!"

Um ja nicht noch einmal anderen Sinnes zu werden, läuft er sofort zum Waldhof, trifft den Freund im Garten und teilt ihm seine Absicht mit. Da strahlt Fritz Schmidt's Mißlich wie verklärt; er schließt Hans in seine Arme und findet keine Dankesworte. Diesen Dienst wird er ihm niemals vergessen.

Bewegten Herzens hören die Alten, was beide Jünglinge beschlossen haben. Das Mütterlein schluchzt, aber Vater Schmidt der Veteran, drückt erst dem Sohn und dann Hans Wittig die Hand und mit tränen-glänzenden Augen spricht er:

„Das ist bei Gott noch der alte Heldengeist, der uns damals zum Siege führte. Es hat keine Rot. — Lieb Vaterland, magst ruhig sein!"

Der Baron von B. . . macht ein enttäuschtes Gesicht, als Hans Wittig ihm nachher eröffnet, daß er die Stelle nun doch nicht annehmen könne. Aber auch er ist ein guter Patriot, darum weiß er des jungen Mannes Entschluß zu schätzen, tadelt ihn nicht und versucht nicht, ihn zu bereden, sondern sagt nur:

„Wittig, tun Sie das in Gottes Namen, es geschieht ja für's Vaterland."

Zwei Tage später stellt Fritz Schmidt sich in Berlin beim Regiment, in dem seine Brüder dienen. Trotz des großen Andranges von Freiwilligen, wird er angenommen, und sein Herzenswunsch ist, dank des Opfermutes eines edlen Freundes, in Erfüllung gegangen.

## Der weiße Rabe im Hohen Venn.

Von Alb. Bonjean.

Autorisierte Übersetzung von Alph. Verho.

(Nachdruck verboten.)

I.

Auf dem Anstand.

Der Herbst, trübe und regnerisch, folgte einem regnerischen und trüben Sommer.

Mit Mühe war es dem Vennbauer gelungen, dank einem kurzen Aufklaren der Witterung, im September den Roggen zu ernten und einzuschauern.

Im durchtränkten Boden faulten die Strohhalben. Der Hafer, von Nordstürmen und Plazregen gekniet und zu Boden geworfen, war vernichtet — konnte nur noch als Streu, im günstigsten Falle als Grünfütter Verwendung finden. Selbst die Preiselbeeren hatten nicht reifen können, und so entbehrten gerade die Ärmsten

einen Nebenverdienst, mit dem sie alljährlich zu rechnen gewohnt waren.

Manchem armen Venntagelöhner bangte es vor dem Winter.

In einem der ersten Tage des Oktobers — es war 1885 — schien es jedoch, als habe eine gütige Fee wohlwollend ihren Zauberstab nach dem weiten Venn hingestreckt. Da verschwanden die bleiernen Nebel und eine Morgenröte, herrlich und fröhlich, stieg am Horizont. Hinter den Anhöhen, wo heute der Truppenübungsplatz Eisenborn sich ausdehnt, stieg feierlich und majestätisch die immense Sonnenscheibe am Himmel auf. Mit ihrem Lichte übergoß sie das ganze Venn; durch die sich schon lichternden Buchenheiden, die die Vennhäuser vor Unwetter schützen, schlichen leise ihre Strahlen und huchten lachte über die Wände und die Dächer der Häuser, über die Sträucher und die Bäume der Gärten. In Tälern und Schluchten breitete sich ein verschwommenes Licht aus, im Ather glänzten die Lichtatome wie Goldstaub. Weit und breit, auf den verblühten Ginsterstauden, wie an den Nadeln der Tannen und Fichten glitzerten Tauperlen, ebenso viele Spiegel den letzten Sommervögeln, den letzten Sommerblumen. In dieser Sonnenfröhlichkeit erwachte das ganze Venn! Am blauen Himmel spielten weiße Schäfchen, und Himmel und Wäldchen spiegelten sich wider in dem tiefgrundigen Wasser der Moortümpel. Die Heide, die Gräser, die winzigen Moosgebilde reckten die Köpfe empor, grühten erfreut den freigebigen Spender von Leben und Schönheit, von Licht und Wärme.

Wer könnte ungerührt solchem Naturerwachen zuschauen?

Und doch!

Wohl verborgen in den Tannenreihen, die längs der Montis wachsen, und doch nahe am Rande der Böschung, steht ein Mann, ein Vierzigjähriger etwa. Schon lange vor Sonnenaufgang hat er bereits da gestanden, das Gewehr krampfhaft festhaltend, den Zeigefinger am Hahn — schußbereit. Der Mann richtet den Blick nach einem bestimmten Punkte am Himmel, und doch ist Bestimmtes dort nicht zu sehen. . . Die kleinen durchdringenden Augen dieses Mannes — was mügen sie suchen?

Das Aufgehen der Sonne nach so langen, trüben Wochen, hatte er kaum beobachtet. Als die wärmenden Sonnenstrahlen die Lufttemperatur weckten und es um ihn summt und brummt, da merkte er ebenfalls nichts. Ein Häuschen, das vor dem Tageslicht größere Sicherheit in dem dunklen Walde suchte, ließ er ungestört herumpringen. Selbst das laute Bringen eines mächtigen Ebers, dieses schlimmsten Feindes der Land- und Forstkulturen, der ganz in der Nähe im Dickicht von Böhnen wühlte, vermochte den Mann aus seiner marmornen Positur nicht zu bringen.

Wer ist nun dieser Mann, und worauf wartet er hier?

Er heißt Johann Joseph Marville, ist Jagdhüter und zugleich Ortsvorsteher von Ovisat. Ein herziger Mensch, eine gerade, berbe und doch empfindsame Natur, sehr intelligent, kurz, bündig in der Rede — ein Charakter, gestählt im Kampfe mit der Vennnatur. Mager und grade ist die Gestalt, das Gesicht umrahmt von einem spärlichen Bart, am Munde, wie festgenietet, die Pfeife. Wenn er spricht, zeigt er zwei Reihen prächtiger Zähne, die jedoch vom ewigen Tabakrauchen beinahe ebenholzschwarz gefärbt sind. Gewohnt, von früh morgens bis zum späten Abend bergan, bergab zu laufen, trotzte er den Stürmen, dem Regen, der Kälte, den Frölichkeiten, den Vennsümpfen, dem Teufel selbst würde er Trost bieten. . . Aber abends, wenn er daheim am knisternden Herdfeuer sitzt, da erzählt Johann Joseph Marville gerne von vergangenen Zeiten. 1870 und die Schlacht bei Willersezel sind ihm ein trauriges Thema. Glück hat er damals gehabt: ein Streifschuß nur traf seine Stirne, während so viele junge Kameraden von den feindlichen Kugeln getroffen, hinstürzten!

Worauf er hier wartet?

Marville ist Jagdhüter und wohl der geschickteste Jäger weit und breit. Er hätte gewiß nie getan, was der gutmütige Melotte aus dem Nachbar-dorfe Wald einst getan — in eine Wildfalle ein Bettelchen hingelegt mit der Warnung: „Wilddieb sei auf der Hut, du wirst beobachtet!"

Abigens, wer weiß, ob Marville nicht selbst heute auf einen Wilddieb späht!

Die Zeit verstreicht . . .

Der Sonnenaufgang hat im ganzen Gau ungewohntes Leben gebracht. Aus dem nahen Dorfe hört man Türen auf- und zuschlagen. Männer, Frauen, Kinder, Mägde laufen geschwätzig hin und her. Nachbarn tauschen ihre Ansichten über die plötzliche Wendung in der Witterung. Die Hähne auf den Höfen schreien um die Wette, Hunde bellen, Schafe blöten, und jedes Stück Rindvieh, das den Kopf zur Stalltür hinausreckte, reckt den Hals und brüllte, wie zum Grusse, die Sonne an. Dann sammelt der Hirt seine Herde und seinem Horne entlockt er die den Hirten der Wallonei eigentümliche Schallnachahmung, die der Wind weit hinaus trägt. . . Bald nimmt die Arbeit ihren gewohnten Lauf; wortkarg geht jeder seiner Aufgabe nach. Nur von Zeit zu Zeit durchschallt der Pfiff der Eisenbahn, die längs des Venns von Saarbrot nach Bütgenbach fährt, die Atmosphäre, die Räder hämmern das klingende Eisen der Schienen. Dann und wann hört man auch das Horn des kleinen Hirten, dessen Melodie wie ein Choral anmutet, — altväterliche Kunst, die vom Ahnen der Enkel erlernte, um damit über die Langeweile der einsamen Wiese sich hinwegzutäuschen . . .



A. P. von Iswolski,

russischer Botschafter in Frankreich, einer der Wähler und Geser, die den Krieg auf dem Gewissen haben.

Und Marville steht noch immer an derselben Stelle, unbeweglich, den Blick um so strenger gen Himmel, als dort eben sich noch immer nichts zeigte.

Da schnellst plötzlich ein Fuchs aus dem Walde, wendet den Kopf nach rechts, nach links — setzt über Stod und Stein hinweg . . . Marville rührt sich nicht!

Kurz darauf erschallt in den Lüften der Schrei eines riesigen Raubvogels, ein Tier, dessen Flügel wohl ein Meter Spannweite messen. In immer kleiner werdenden Kreisen steigt der Räuber herab, und stürzt sich schließlich auf ein junges Feldhuhn, das ängstlich hinter einer aufgeworfenen Erdscholle sich duckt. Der große Raubvogel hat Zeit, in aller Ruhe sein Opfer zu zerfleischen, dann steigt er wieder in die Lüfte, schwerfällig, die Krallen noch voll blutiger Fleischstücke . . . Marville rührt sich nicht!

Das ist doch eigentümlich! — Sonderbarer sollte es noch werden.

Bereits sinkt nach und nach der Tag. Schon zeigen sich die Anzeichen eines herrlichen Sonnenunterganges. Der Jagdhüter weicht nicht von der Stelle. In diesem Augenblicke verläßt ein anderer Mann die dicke Tannenpflanzung — eine verdächtige Gestalt in schmiegiger Kleidung — und schleicht behutsam in den gegenüberliegenden Wald, auf Sourbrodt zu. Marville rührt sich nicht, verzieht keine Miene, und doch hat er diesen Mann erkannt: es ist Nikolaus Petermann, der unverbesserliche Wilddieb, den er bereits achtmal zur Verantwortung vor Gericht gezogen hat . . . Unbegreiflich! Marville tut nun, als habe er den Petermann nicht gesehen! Was mag den sonst so ehrlichen Marville zu solcher Pflichtwidrigkeit verleiten?

Es wird Abend. Die Nachtnebel schleichen bereits heran. Da knallt plötzlich eine Büchse. Ein kleiner Schmerzensschrei wird hörbar — das letzte Lebenszeichen eines zu Tode getroffenen Reh's!

Marville fährt ganz zusammen. „Verfluchter Wilddieb!“ brummte er vor sich hin. Die ersten und einzigen Worte seit dem frühesten Morgen!

Am selben Augenblicke hört er über seinem Kopfe einen schnellen Flügelschlag: ein großer weißer, ganz weißer Vogel durchschneidet wie ein Pfeil die Luft und wendet sich, zwei Meter vom Kopfe des Jagdhüters, den großen Tannen von Hestreux zu.

Da knallt wieder ein Schuß diesmal war es aus Marvilles Kiste! Aber, kein Todeschrei erhebt sich . . . der Schuß ist fehlgegangen!

Fünf Sekunden hat die Szene gedauert, und Marville ist wie umgewandelt, ist in unbeschreibliche Aufregung geraten. Mit einer Hand zerzaust er sich das Haar, die andere ballt er zur Faust, droht damit den leise ziehenden Abendwolken!

Brummend verläßt er seinen Stand, brummend zieht er heimwärts — unterwegs spricht er allein: vom Reh, von den Säuen, von Petermann, von Fehre . . .

Vor dem Dorfe ladet er vorsichtig sein Gewehr ab und blickt dann um sich: dunkel, Abend ist es nun geworden, in den Häusern brennen bereits Lichter — am Himmel blitzen unaufhörlich neue Sterne auf — die Luft ist klar — die Temperatur lüde — — — doch, was kimmert das alles Marville!

Als er den Weg hinabsteigt, der von Dvifat nach Robertville führt, da öffnet sich im Schatten einer Schupheide eine Haustür: aus dem Innern des Hauses dringt ein bescheidener Lichtschein nach außen und eine Männerstimme ruft etwas spöttisch:

„Bist du es — Johann Joseph?“

„Ja, ich bin es!“ antwortet verdrießlich Marville.

„Ah! Ah! . . . Hast du ihn erwischt heute?“

„Nein! . . . Donnerwetter noch mal, nein! . . . Bei meiner Seele, entweder bin ich behext, oder dieser verdammte Hase ist ein Höllenvieh!“

Die Tür wurde zugeschlagen, und die Silhouette des Jagdhüters verlor sich in dem Schatten der Nacht.



General Iwanow, der Oberbefehlshaber der russischen Armee gegen Oesterreich-Ungarn.



General Kennentamp, der russische Reitergeneral, der in Süpreußen seinen Ruhm verloren hat.

II.

Es werden Pläne geschmiedet.

Unterhalb des Dorfes Dvifat, zwischen dem Wege nach Robertville und der Kirche von Sourbrodt, liegt verborgen ein kleines Bauernhaus. Nur wenige ganz kleine Fenster durchbrechen das dicke Mauerwerk. Das Dorf ist wohlhabend; die meisten Häuser sind behäbige Bauten und bilden einen Kontrast zu dieser mehr denn einfachen Behausung.

Der Zugang zu diesem Hause ist nicht bequem. Um das Häuschen laufen kreuz und quer verschiedene Pfade, die selbst im Sommer vom Wasser einer in der Nähe sprudelnden Quelle überschwemmt werden. Allüberall dringen die Wasserfäden, durchweichen den Boden, den sie in einen Sumpf verwandeln und finden sich dann vereint in einem größeren Behälter, der aus Schieferplatten zusammengesetzt ist. Und obwohl das Wasser fortwährend durch die schlammigen Wege gezogen, hier ist es doch kristallrein, so hell, so klar, daß man die Moose unterscheidet, die an den Steinplatten sich festsetzen, und selbst die winzigen Wurzelchen der Wasserlinse, deren Blättchen, wie Smaragdperlen, an der Wasseroberfläche schimmern. Bei Regenwetter ist der Fußpfad völlig ungangbar. Dann erklettern die Bauern die Böschung und benutzen einen kleinen Weg, der auf dem Nachbarader liegt — eine „Gerechtfame“, die zwar niemandem verbrieft ist, aber hierzulande regen sich die Grundbesitzer nicht so leicht auf; sie wissen, daß Rot Eisen bricht und daß solch kleine Übergriffe auf das Eigentum des Nachbarn auf Gegenseitigkeit beruhen. Manchmal, freilich, führen auch solche Übergriffe zu Prozessen, zu recht langwierigen Prozessen.

In dem Abend — es war am darauffolgenden Tage, da Marville vergeblich auf dem Anstand ausgeharrt hatte — da mühte sich der Jagdhüter ab, auf dem aufgeweichten Wege zum Hause des Fehre zu gelangen. Aus dem Schlamm in die Wasserpfützen watete er, achtlos, wie irre in seinem Denken.

Fehre verschloß nie seine Haustür. Marville schob sie auf, und nun befand er sich bei dem Freunde und Vertrauten aller Tage.

Das Bild, das sich ihm bot, war ihm zu bekannt, um ihm aufzufallen, und doch hätte es einen Touristen, der mit dem üblichen Interieur einer bäuerlichen Behausung vertraut ist, im höchsten Grade verblüfft. Freilich herrschte überall die größte Einfachheit: einige gewöhnliche Stühle, eine grobgeschmiedete eichene Truhe, eine alte Hausuhr mit ganz vergilbtem Zifferblatt, mit langen Zeigern, mit an Seiten hängenden Gewichten, mit einem messingenen Pendel, der in dem eichenen Gehäuse langsam hin und her pendelte, als wollte er der hastenden Welt sagen: Eilet doch mit Weile! Im Hintergrunde das Alkovenbett, mit grünen Sergevorhängen versehen, in der Ecke ein altes Spinnrad — das Spinnrad der alten Mutter! Wer weiß, wie viel Generationen das Spinnrädchen sein Liedchen gesurrt und wie viel Garn es gepommt hatte, zu Brautausstattungen und zu . . . Leichtenfüchern! Nun steht es verlassen heute, das Spinnrädchen, und hilft wach erhalten das Andenken an die gute Mutter . . .

(Fortsetzung folgt.)

Die Wacht am Rhein.

Ein alter Orgelmann, der spielt sein Lied,  
Von Haus zu Haus er mühsam weiterzieht.  
So einsam ist es heute um ihn her,  
Und seine Orgel dünkt ihm, ach! — so schwer.

Ein neues Lied! — Es tönt die „Wacht am Rhein“;  
In Scharen folgen nun die Kinderlein,  
Die Bübchen all, in gleichem Schritt und Tritt;  
Sie singen schlecht und recht die Weise mit.

Da überkommt's mit Macht den alten Mann;  
Boll Rührung schaut er all die Kleinen an.  
Vor seinem Geiste ein dreifach Bild ersteht;  
Die Lippen murmeln still, wie zum Gebet:

„Die große Zeit! — So manche Siegeschlacht  
Auf welschem Boden hab' ich mitgemacht.  
Wie waren wir in Tapferkeit entbrannt  
Und hielten fern den Feind von deutschem Land!“

Nun sind die Söhne ihrer Väter wert;  
Sie schärfen neu das deutsche Heldenschwert,  
Zu kämpfen um der Freiheit herrlich' Gut,  
Und koste es das eigne Herzensblut.

Und später? — wann der Feind noch einmal droht? —  
Vielleicht aufs neu die Kriegesfadel loht? — —  
Lieb Vaterland, auch dann magst ruhig sein;  
Dann sind die Kleinen hier die Wacht am Rhein.“

B. Petit.



## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Gedenke, daß du Schuldner bist  
Der Armen, die nichts haben,  
Und deren Recht gleich deinem ist  
An allen Erdengaben.

Der wenig gibt mit Freundlichkeit, der  
gibt viel.

**Viel Feind, viel Ehr!** Aus der Geschichte dieses geflügelten Wortes erzählt Ferd. von Sangilla-Frundsberg: „Viel Feind, viel Ehr!“

— so liest man jetzt oft in den Zeitungen, aber niemand fühlt sich veranlaßt, den Mann zu nennen, der diesen Ausspruch getan. Es war Georg von Frundsberg

(Frundsberg), der edle Führer der Landsknechte, der Sieger in mehr als zwanzig Schlachten. Er war es, der in der Schlacht bei Vicenza am 7. Oktober 1513 in Italien gegen die Venezianer unter General Albiano in der schwierigsten Lage das Wort gesprochen hat: „Viel Feind, viel Ehr!“ — Die Schlacht endete mit einem großen Siege der kaiserlichen.

Frundsberg besiegte die Franzosen 1522 bei Bicocca, siegte mit seinen Landsknechten 1525 in der Schlacht bei Pavia, wo der Franzosenkönig Franz I. gefangen genommen wurde. 1526 führte er für den Kaiser Karl V. zwölftausend

Landsknechte ins Feld, die er auf eigene Kosten, unter Verpfändung

seiner Güter erworben hatte. Er starb 1528 infolge eines Schlaganfalles. Sein Sohn Kaspar und sein Enkel Georg II. waren ebenfalls tapfere Heerführer. 1586 starb das edle Geschlecht der Frundsberg aus, aber im Jahre 1687 wurde von Kaiser Leopold I. dem kaiserlichen Hofkriegsrat Hans Balthasar Poch von und zu Arnholz als nächsten Blutsverwandten der Frundsberg das Prädikat, Wappen und Güter von Frundsberg verliehen. Hans Balthasar Edler Herr von und zu Frundsberg, Reichsritter, starb als wirklicher Hofkammerat und wirklich geheimer Referendarium am 30. August 1719. Mit seines Sohnes einziger Tochter vermählte sich der kaiserliche Hauptmann Don Horatio Sangilla (1732), ein geborener Spanier, der unter Kaiser Karl VI. eine Kompagnie auf eigene Kosten errichtete. Infolge des Aussterbens dieses Stammes wurde sein Sohn Johann als erstgeborener Sangilla von Frundsberg

adoptiert, welcher ebenfalls durch zweiundzwanzig Jahre in kaiserlicher Armee gedient hat. Ein Sohn Joseph von Sangilla starb als I. I. Rechnungsrat in der Banco-Hofbuchhaltung 1807. Von den Familienmitgliedern wäre noch kurz zu erwähnen, daß sie meist dem Soldatenstand angehörten, so wurde Alois Sangilla von Frundsberg in den Kämpfen 1848/49 zum Hauptmann I. Klasse befördert und war auch 1866 im Kriege. Johann Sangilla von Frundsberg diente zu gleicher Zeit bei der Artillerie, wo ihn nach achtjähriger Dienstzeit die Kanonenräder über die Füße fuhren, wodurch er Invalide wurde.

und würdigt, so trügen alle historischen Zeichen. Noch seid ihr mehr eine Nation, als wir meisten waren, aber wie lange? Doch so groß waret ihr, daß der Fall eurer Ruinen die Erde erschüttern wird.“

**Der Landsturm.** Die kleine Anne strickt eifrig an etwas „Wolligem“. Auf die Frage, was es werden soll, sagt sie: „Strümpfe!“ — „Für wen denn?“ — „Für die Soldaten, damit sie nicht frieren, wenn der Landsturm kommt!“

**Billige Ware.** Zwei russische Offiziere unterhalten sich: „Du hast da einen schönen warmen Schal, Bruderherz, wo hast du ihn her?“ — „Aus Geschäft in Alenstein.“ — „Was hat er gelostet?“ — „Kommt' ich nicht fragen. War sich kein Verkäufer im Laden.“

**Der häßliche Vater.** „Meine Frau findet, der Kleine sieht mir ähnlich.“ — Besucher: „Ich finde das auch, wollte es Ihnen aber nicht sagen — ich dachte, Sie würden sich kränken.“

**Erkannt.** Tierarzt: „Sie waren gestern auf der Jagd, Herr Rat?“ — Rat: „Allerdings, aber woher wissen Sie das?“ — Tierarzt: „Ach, ich hab' eben heute zwei angeschossene Kühle in die Kur bekommen!“

**Bedientenschlaueheit.** Magd: „Warum packst du denn die Zigarren in die Stiefel des Herrn Baron?“ — Bedienter: „Weil der Herr Baron, wenn er in Baden-Baden angekommen ist, jedenfalls sagen wird: „Wie kann er, Kameel, die Zigarren in die Stiefel packen? Nun, Rauch er sie selber!“

## Rätsel.

Wohl glänzet es mit hellem Schein  
Kein Diamant kann klarer sein —  
Doch ist es spröde, starr und kalt,  
Bis eine stärkere Gewalt  
Den harten Feind zum Weichen treibt,  
Daß selbst der Name ihm nicht bleibt.

Und ließt du diesen rückwärts auch,  
Durchdringt ihn dennoch kalter Rauch.  
Zum Gruße ward er, dessen Schild  
Zwar im Verkehr des Lebens gilt,  
Doch bin ich lieb dir und vertraut,  
So nenne mich mit anderm Laut.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.**  
Eisenerwerda.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
E. Kellen, Bredeneu (Niedr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredebeck & Kellen, W. n. (Niedr.)



Nach der Vertreibung der Russen:

Der Landrat von Alenstein bei Verteilung von Unterstüßungen an die Flüchtlinge.

**Ernst Moritz Arndt an England.** Arndt hat im ersten Teil seines „Geistes der Zeit“ im Herbst 1805 folgende prophetischen Worte über die Engländer geschrieben: „Gemeine Verachtung des Edelsten, Schätzung aller Dinge nach dem Golde, Würdigung der Nationen nach den Reichthümern, Niedertrötung der Armut und Übermut eurer Nabobs sprechen euer Todesurteil. Ein Volk, welches das Schönste und Größte verachtet, wenn es von einem fremden Volke kam, welches, aller Zucht unbefähigt, nur in Altengland das Paradies und allenthalben sonst Barbarei findet, ein Volk endlich, das selbst nichts Geniales mehr erfinden und erschaffen kann, sondern geizig und klein wie ein Kaufmann zur Prahlerei ausschiftet und aufstellt, was größere Väter erfanden und erschufen — wenn ein solches verstocktes und verhärtetes Volk nicht knechtisch und gemein wird, wie es die Dinge und die Menschen knechtisch und gemein ansieht

# Düsseldorfer Sonntagsblatt



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 42

Sonntag, den 18. Oktober

1914

## Leid um Liebe.

Roman von Emma Kettner.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Auch im Geschäft fiel am andern Tage ihr verändertes Wesen, ihre nach innen gefehrte Miene und Zerstreutheit auf, und als sie am Nachmittage in der gemeinsamen Vesperpause ohne einen Bissen genossen zu haben, ihr Butterbrot wieder in seine Umhüllung wickelte und mit aufgestülptem Kopf vor sich hinbrütete, forschte Elly in ehrlicher Anteilnahme, was sie habe.

„Ach Gott!“ wehrte Johanne mit leichtem Seufzer, um nach einer kleinen Pause den Arm sinken lassend und die Freundin ansehend, fortzufahren „Ich kanns dir doch anvertrauen. Und mal deine Meinung darüber hören . . .“

Und sie erzählte von der Werbung des Schwagers, für die sie so gar nichts in ihrem Herzen spreche, während Auguste und ihr Mann alles aufboten, sie zu überzeugen, daß sie unbezonnen, ja unverantwortlich handle, wenn sie das winkende Glück ausschlage. Soviel habe man auf sie eingeredet, daß sie ganz wirt im Kopf und schwankend selbst nicht wisse, woran sie sei. Sie wäre ja überzeugt, daß ihrer ein behagliches und angenehmes Leben warte. Der Gedanke, daß durch des Schwagers Mund die Schwester ihr die Kinder als ein Vermächtnis ans Herz lege, mache ihr auch zu schaffen, aber dennoch lehne sich etwas in ihr geradezu heftig dagegen auf, ohne rechte Neigung, ohne den geheimnisvollen Zug der Seelen eine Ehe zu schließen. So werde sie hin und her gezerrt und laufe umher wie ein Kind, das sich verirrt habe und angstgezielt nach dem rechten Wege spähe.

Elly hörte mit wachsendem Interesse zu. Durch die jahrelange Gemeinschaft waren sie recht vertraut miteinander geworden. Jede kannte Leben und Schicksal der andern und nahm stets an ihrem Wohl und Wehe in ehelicher Freundschaft teil. Elly wußte zudem auch, wie Johanne geartet war; daß sie, wenn auch unehelich, zu den weiblichen Wesen gehörte, die allein in einer Ehe die einzige und wahre Befriedigung finden.

Sie pflichtete im Stillen der Frau Rechnungsrat durchaus bei, daß diese riet, den Antrag anzunehmen. Solch eine Gelegenheit bot sich Johanne vielleicht nie wieder. Sie hatte doch ihre beste Zeit bereits hinter sich, war früh verblüht und mit den paar feinen Reizen, die ihr geblieben, wußte sie nichts Rechtes anzufangen, verstand nicht damit zu markten.

In rascher Prüfung glitt Ellys Blick über die andere hin und sie schüttelte kühl den Kopf. Wie unvoreteilhaft sie wieder aussah mit ihrer graublauen Gesichtshaut, aus der nur die Nasenrippe gerötet hervorsah; die Frisur konnte auch nicht unheimlicher und altmodischer sein, das Kleid paßte eher für eine späte Vierzigerin. Gerade als sei es ihr peinlich, einen Schein von Jugendllichkeit zu erwecken.

„Wie du wieder herausgemustert bist,“ gab sie unwillkürlich ihren Gedanken verweisenden Ausdruck. „Arm, aber brav! könnte man drunter sehen, wenn du dich so fotografieren ließeßt. In deiner Frisur sähe ein Stiftsfräulein ganz würdig und passend aus und dein unmögliches, geblümtes schwarzes Satinkleid, das darfst du an die Brodenfammlung verschicken.“

„Sei so gut!“ erwiderte Johanne mit schwachem Lächeln. „Ist das alles, was du auf meine Worte zu erwidern hast? Aber ja, ich verstehe doch, was

du damit sagen willst. Ich solle froh sein, daß ich noch vor Torluß diesen Heiratsantrag erwische . . .“

„Das nicht gerade,“ wehrte Elly. „Doch ich finde auch keines Schwagers Werbung diskutabel. Sag mal, es ist doch der stattliche Herr mit behaglich gerundeter Weste und rötlichem Teutonienbart, der im letzten Sommer mit zwei reizenden Kinderchen und Euch im Zoologischen Garten war? Wir saßen nicht weit von euch. Erinnerst du dich? Ich erzählte dir noch, daß meine Schwester Grete ganz entzückt war von der liebevollen Betulichkeit, mit der der große starke Mann mit den Kindern umging. Wir machten ja nachher noch den dummen Witz, Gretel den schmutzen Witwer als Heiratskandidaten zu empfehlen, worüber sie sich so entrüstete, weil sie doch ihren Hans hat.“

„Ja ja, ich weiß . . . Es ist derselbe.“



Auf dem Schlachtfeld nach dem Kampf. Auf einsamer Wacht im Feindesland.

„Na hör mal, das ist doch ein recht annehmbarer Chemann. Und ich weiß nicht, ob ich mich an deiner Stelle so lange bedenken würde. . . Oder ist dein Herz anderweitig engagiert, — wartest du auf einen andern?“

Johanne wurde flammenrot. Ihr flimmender Blick irrte zum Fenster hinaus, ihre Lippen preßten sich fest aufeinander. „Auf wen sollte ich warten?“ murmelte sie endlich. Doch ihr Herz jauchzte: „Ja, auf einen andern! Auf den einen, den ich liebe!“

Sie erhob sich, um der Unterhaltung ein Ende zu machen. „Ihr habt alle gut reden,“ sagte sie dabei. „Aber der Mensch lebt nicht von Brot allein. . . Nein, ich werde nachher, um der friedlosen Zappelerei ein Ende zu machen, an Brendler schreiben. Zu Hause siehst du dann allerdings ein paar schlechte Tage bevor. Auguste versteht darin nicht viel Spaß, wenn man ihre Ansichten nicht respektiert und ihren Ratschlägen zuwider handelt.“

„Dann kneife doch aus, bis sich der erste Sturm gelegt hat. Nimm deinen Urlaub und schnüre dein Bündel. Der Chef sagte mir so schon heute früh, wir möchten bald in Ferien gehen, um wieder beide an Bord zu sein, wenn er mit der ganzen Meschpoche nach Heringsdorf sommerfrischelt.“

„Das ist wahrhaftig eine gute Idee!“ griff Johanne erfreut die Anregung auf. „Ja, ich spreche gleich mal mit Oppenheimer, ziehe den Entscheid für Brendler noch etwas hinaus und sobald ich dann bei meiner Kusine in Münster bin, wo ich meine Ferien verbringen wollte, schreibe ich Auguste, sie solle Brendler schonend davon in Kenntnis setzen, daß seine Wünsche nicht die meinen sind.“

Als Elly am Schluß der Geschäftsstunden leichtfüßig die Wendeltreppe hinuntereilte, sah sie Lindholm wieder bei Johanne am Pult stehen, schon zum Fortgehen gerüstet, anscheinend darauf wartend, sich der Kollegin zu gemeinsamem Heimweg anzuschließen.

Johanne schrieb aber noch und rief jetzt der zum Garderobenraum Gehenden zu: „Du, Elly, schon alles klar zum Gesecht! Herr Oppenheimer ist damit einverstanden, daß ich übermorgen meine Ferien antrete. Eben teile ich Kathinka in Münster mit, daß ich nachmittags da bin. Auguste wird sich wundern.“

„Vielleicht riecht sie, daß der Braten brenzlich ist,“ gab Elly zurück und setzte den Hut auf. Als sie sich dann rasch entfernen wollte, rief Johanne ihr zu: „Aber so warte doch, ich bin ja im Moment auch so weit.“

Doch die Jüngere ließ sich nicht halten. „Ich habe eilig; zudem haben wir heute auch verschiedene Wege. Mama ist mit Gertrud, die heute dienstfrei ist, zu einem Kaffee und ich will ihnen dorthin entgegengehen.“

Sie hatte zwar nichts dergleichen mit Mutter und Schwester verabredet. Sie wollte sich nur nicht wieder von Lindholm so schändlich behandeln lassen. Möchte er nur mit seiner guten Freundin Johanne allein spazieren gehen, sie wollte nicht stören! Sie versuchte eine spöttische Grimasse zu schneiden, es gelang ihr aber nicht recht.

Die ersten drei Tage vom Urlaub von Johanne waren vorüber. Elly Meinhard hatte die ganze Zeit noch kein Wort mit Erik Lindholm gewechselt, da er ihr sichtlich auswich. Aber sie vergalt es ihm mit Gleichem, setzte eine hochfahrende Miene auf, sowie sie ihn nur sah und erwiderte seinen wortlosen Gruß mit kaum merklichem Neigen ihres Kopfes.

Es war ihr darum direkt peinlich, als Johanne auf einer ausführlichen Karte, die auch die Mitteilung von der Absage an Brendler und einen Entrüstungsbrief der Schwester enthielt, ihr Grüße und eine allgütige Bemerkung an Lindholm auftrug.

Sie erledigte sich derselben in sprödem Tone, als er vor ihr in den Torweg einbog und beantwortete eine Frage von ihm nach Johannes Befinden so trocken und kurz wie nur möglich. Sie standen dabei in dem engen, dämmerigen Torweg einander gegenüber. Zum erstenmal seit Tagen trafen sich ihre Augen, hasteten ineinander, schier widerwillig erst, dann in einem allmählichen Erlahmen des Widerstandes, in einem seltsamen Bann, der sich bestimmend auf ihre Herzen legte, bis sie wie auf einem Unrecht ertappt, errötend sich voneinander wandten. Aber schon in der Tür stehend, wandte Lindholm sich noch einmal um, wie magnetisch angezogen von dem ihm folgenden Blick. Und wieder ruhten die beiden Augenpaare ineinander, bestürzt — fragend — in einem leisen Flimmern. . .

Am gleichen Tage hastete Lindholm beim abendlichen Geschäftsschluß zum erstenmal, seit sie allein waren, nicht mit stummem

Luften des Gutes an Elly vorüber, sondern sprach ein paar belanglose Worte und blieb dann wie zufällig an ihrer Seite. Die Unterhaltung ward zwar von beiden recht stöckend und gezwungen geführt und beschränkte sich auf banale Redensarten, aber die geheime Erregung stellte wie ein elektrischer Strom den Kontakt zwischen ihren Herzen her.

Elly kam in einer unmotivierten Fröhlichkeit nach Hause und mußte sich von den Schwestern manche Rederei gefallen lassen, weil sie begeistert erklärte, es sei ein so wundervoller Frühlingabend, während doch in Wirklichkeit die Lust fröstlich kühl war, von zeitweiligen Regenböden noch unfreundlicher gemacht.

Von da an gingen sie die ganzen nächsten Tage miteinander fort und ein Stück Wegs zusammen. Elly taute mehr und mehr auf und vergaß ganz, daß Lindholm nicht immer so rebellig und freundschaftlich zu ihr gewesen war. Sie gab sich zwar keine Rechenschaft darüber, warum sie sich jetzt immer so auf das Nachhausegehen freue und warum ihr Herz jedesmal so ein paar heftige Schläge tat, wenn sie unversehens an Erik Lindholm dachte.

Am einem Abend war sie eiliger als sonst.

„Ich muß machen, daß ich heimkomme,“ erklärte sie lächelnd ihrem Begleiter. „Denn wir wollen noch ins Konzert im Volksgarten. Endlich kann man ja mal abends im Freien sitzen. Wir freuen uns schon so lange darauf. Gehen Sie nicht in derartige Konzerte?“

„O doch, ganz gern. Nur, — ich habe nicht den rechten An- schluß. Und allein. . .“

„Nun, dem könnte doch abgeholfen werden,“ entgegnete Elly mit schalkhaftem Blick, gerade noch, als ihre heranbrausende Elektrische das Gespräch unterbrach. Er rief ihr noch etwas zu, während sie einstieg, aber sie verstand es nicht.

Als sie eine Weile danach mit der Mutter und den drei Schwestern im Volksgarten saß, spähte sie eifrig umher, ob sie nicht eine wohlbekannte Gestalt auftauchen sähe. Aber dann verpaßte sie doch den rechten Augenblick, denn auf einmal flüsternte Minny die Jüngste, ihr zu: „Such mal, ist der lange Laban dort drüben im Mittelweg nicht euer neuer Schwedenjüngling? Er schaute vorhin fortwährend herüber. Anscheinend möchte er sich gern anschließen.“

„Ja, es ist Herr Lindholm,“ gab Elly nach raschem Umblid zurück und wandte sich dann an die Mutter: „Ist's dir recht, wenn ich ihm ein Zeichen gebe, daß er uns willkommen ist? Er sprach vorhin andeutungsweise eine draufhinzielende Bitte aus.“

„Natürlich, — damit wir doch auch mal mit 'nem Herrn am Tisch glänzen können,“ bestimmte Schwester Minny mit ihrer rauhen Altstimme vorweg. „Wir sitzen so wieder in der Reihe wie die Gähner auf der Stange.“

Auch die Mutter nickte. „Warum nicht? Im allgemeinen schäme ich zwar Ausländer nicht sehr zum Verkehr. Sie sind mir zu unkontrollierbar. Und wo mehrere Töchter sind. . . Aber der junge Herr sieht ganz repräsentabel und auch gediegen aus.“

„Mamachen schwelgt schon in schwiegermütterlichen Gedanken,“ spöttelte Gertrud, die Älteste.

Elly hatte unterdes den Gruß des Schweden mit einem aufmunternden Lächeln erwidert und ihm mit einem ihrer langen Handschuhe einen leichten Wink gegeben.

Sofort suchte er sich zwischen den Tischen einen Weg herüber und verbeugte sich tief vor den Damen, wobei er unter der Prüfung der vier fremden Augenpaare bis unter die flachschblonden Haare errötete. Aber die Gewandtheit Frau Meinhards und die muntere Art der Schwestern ließ keine Verlegenheitspause und Fremdeheit aufkommen. Ehe er sich verabschiedete, war er nach links mit Grete, dem Schöngestirb der Familie, in einem Gespräch über „Gosta Berling“, „Niels Lyhne“ und andere nordische Literatur, beantwortete nach rechts der alten Dame Fragen, wie es ihm in Köln gefalle und fand dazwischen noch Zeit, auf ein paar neckende Bemerkungen Ellys heiter einzugehen.

Rasch ward er ganz vertraut mit den Damen, begleitete sie nach Schluß des Konzerts noch bis an ihre nahe Wohnung und bekannte an der Tür, daß der heutige Abend für ihn der gemüthlichsten und angeregtesten gewesen sei, den er seit seinem Hiersein erlebt.

„Na, wenn Sie das sagen, — das Pläster können Sie öfter genießen. Wir gehen jetzt im Sommer manchmal abends in ein Gartenkonzert. Und Sonntags sind wir meist im Zoologischen,“ erklärte die immer etwas rasche Jüngste, sodas auch Frau Meinhard



Kapitänleutnant Otto Weddigen,  
der Führer des Unterseebootes „U 9“, der das Eisernen Kreuz  
1. und 2. Klasse erhielt.

nicht anders konnte, als ebenfalls ein paar auffordernde Worte an den neuen Bekannten zu richten, die er sichtlich erfreut entgegennahm.

Als die Schwestern sich gleich darauf in den beiden durcheinandergehenden Schlafzimmern befanden, kam, wie Elly erwartet, bald das Gespräch auf Lindholm.

„Der Schwede ist wirklich ein netter Mensch,“ begann Grete, ihre Köpfe aufleuchtend. „Er hat so etwas ausgesprochen Liebes und Sanftes.“

„Mein Geschmack ist er weniger,“ rief Gertrud, die Älteste, herüber. „Ich finde ihn ein bißchen weichlich und labbrig. So 'ne Art männlicher Mondaminpudding.“

Elly wollte eine entrüstete Antwort auf diesen Vergleich geben, als Minny's Bewunderung sie wieder verschönte. „Ich finde ihn hübsch,“ erklärte die Jüngste. „Was er für glänzende Augen hat und für große Pupillen. Und seine seidigweichen Blondhaare und seinen zarten, hellen Teint möcht ich schon haben!“ Sie besah leuzend im Handspiegel ihre unreine Gesichtsfarbe. „Aber soll ich dir mal was Interessantes sagen, Ellychen?“

Sie dämpfte ihre tiefe Stimme zu einem Wispern: „Er ist sterblich in dich verliebt, Schmutzke.“

„Afff!“ wehrte Elly lachend, aber sie fühlte ein süßes Erschrecken durch ihre Glieder rieseln.

„Denn nicht, liebe Tante!“ erklärte die Jüngste pikiert.

„Minny hat recht,“ stimmte Grete ihr jedoch bei. „Ich hatte auch das Gefühl, daß Lindholm dir in diskreter Art den Hof machte, Elly. Wenn er dich anschaute, hatte er immer ein ganz verklärtes Gesicht.“

„Siehste?“ triumpphierte Minny. „Das müßte doch ein blindes Protodil mit seiner lahmen Bordertage fühlen, daß der Mann ernstlich angeflammt ist. Ich habe es den ganzen Abend mit hoher Befriedigung beobachtet. Und ich wittere große Ereignisse . . .!“

Sie bemühte sich, ein verschmitztes Gesicht zu machen, während die Schwestern auflacht und Grete neckte: „Minny ist befriedigt. Fräulein Wilhelmine versteht sich auf solche Beobachtungen! Wie schade, daß er dich nicht anschautete, was? . . . Aber tu' ihr doch den Gefallen, Elly, und jorge, daß sie endlich mal einen Schwager kriegt.“

Aber Minny, die wegen ihrer manchmal gemischt saloppen Manieren und hurschitosen Ausdrucksweise von den Ihren den schönen Beinamen „Kau-bein“ erhalten hatte, ließ sich nicht beirren. Ihre Haare bürtend, trällerte sie anzüglich:

Mädel klein, Mädel fein,  
Schick dich drein, — sag' nicht nein . . .

und knüpfte an den letzten Ausruf Gretes an: „Das mit dem Schwager wäre eine durchaus löbliche Idee. Die Sorte ist rar bei uns und würde wahrscheinlich von allen mit offenen Armen aufgenommen, wie ein Haupttreffer bei Besenbinders. Wir fallen doch allmählich unangenehm auf, und es wäre bald an der Zeit, daß unsere Reihen sich lichtet. Also sei kein Schaf, Elly, Schwesterherz, und nütze deine Chancen. Schließlich, wenn er dir nicht gefällt, kannst du ihn mir zuschustern. Ich bin nicht stolz, — ich muß ja öfter abgelegte Sachen von euch übernehmen. Und der schlanke blonde Narzist gefällt mir. Er ist von der Sorte, die die besten Chemänner gibt.“

„Schwage doch nicht so ungereimtes Zeug! Was verstehst du dumme Blage davon,“ verwies Gertrud die redelustige Jüngste. „Blage . . .! Da lacht ja ein gefrorener Seehund! Rede nur keine Makulatur, Gertrudis, Oble von Säuerlich. Aber die Blagenjahre bin ich doch wohl schon hinaus. Aber natürlich du mit deinen dreihunddreißig Raimonaten.“

„Bitte laß mich schlafen, ich habe Frühdienst,“ unterbrach die Älteste sie unwirksam.

„Wenns dir hier zu lebhaft ist, — an der Kreuzblume oben auf den Domtürmen solls menschenleerer sein,“ gab Minny schnippisch zurück und gähnte dabei herzlich. Dann wisperte sie zu Elly hinüber, die gerade ihre Kissen aufklopfte, um sich recht behaglich einzulagern: „Was bist du so schweigsam, Dicks? Denkst du an „ihn“. Oder zupfst in Gedanken Gänseblümchen zum Dratelfragen: Er liebt mich — von Herzen — mit Schmerzen . . .?“

Sie bekam keine Antwort von der Befragten. Nur Grete, die immer zuletzt fertig war und auch jetzt noch vor dem kleinen Toiletentisch saß und sich das Gesicht massierte, griff die letzten Worte auf und schloß, gefühlvoll deklamierend, eine Stelle aus ihrem Lieblingsbuch „Dreizehnlinden“ an:

Grünt der Wald und blüht die Wiese,  
Gehn die Mädchen in den Hagen,  
Knüpfen Halme, zupfen Blätter,  
Solde Antwort zu erfragen;  
Solde Antwort über einen  
Den sie meinen in Gedanken . . .

Dabei griff sie nach einer auf der Glasplatte des Tischchens stehenden Photographie, betrachtete sie mit zärtlichen Blicken und drückte verstoßen einen Fuß darauf.

Minny, die es von ihrem Bette aus beobachtete, schürzte die Lippen und ein Blick, in dem Mitleid, Spott und Unwillen miteinander kämpften, streift die in schier andächtiges Schauen versunkene Schwester.

Wie Grete an dem Menschen hing, dachte sie dazu. In d e m Menschen! Man konnte raten und warnen und predigen wie sämtliche Bücher des alten Testaments, es half nichts. Sie war nicht zu überzeugen, daß sie eine wurmzerfressene Ruß vergoldete, einen tönernen Gözen anbetete. Und rannte also blindlings in ihr Verderben. Wenn solche Liebe einem beschieden sein sollte . . .

„Na, ich danke!“ entfuhr es ihr laut.

„Sagtest du etwas?“ fragte Grete.

„Jawohl! Geh in ein Kloster. Ophelia, wollte ich dir raten. Und dann meinem Nachtgebet anfügen:

Lieber heiliger Florian

Schüt' mein Haus,  
zünd' andre an.

Die Liebe scheint mir nämlich doch eine etwas fragwürdige Erfindung zu sein.

„Was redest du wieder für Torheiten?“ Dir haben wohl die drei Glas Zitronenlimonade, die du heute abend getrunken hast das Hirn verwässert,“ neckte Grete, die der Schwester krause Gedankenänge nicht ahnte. „Aber gib nun endlich Ruhe. Die andern schlafen schon.“

Elly lag jedoch noch wach. Sie träumte mit offenen Augen vor sich hin. Das Herz klopfte ihr zum Zerspringen, ihr ganzes Sein war in Aufruhr. Sie meinte in hochschwebender Schaukel in atemberaubendem Schwunge über die Erde hinwegzufliegen bis an den Saum roten-roter, goldüberhauchter Wölkchen, bis an die Paradieses Pforte. Der Schwestern Worte hatten einen Vorhang von ihre Seele fortgezogen und sie schaute geblendet in ein Meer von Licht und Glanz. Ja, nun wußte sie es. Sie liebten sich, Erit Lindholm und sie. Sie strebten zueinander mit aller Kraft des Willens und Herzens. Sie hätte lachen und weinen können in einem Atem. Mit dem Ameisenfleiß der Liebenden suchte sie alle die winzigen Einzelheiten, die des teuren Mannes Neigung verrieten, aus dem Schrein ihrer Erinnerungen und stellte sie wie bunte Mosaiksteinchen zu einem schimmernden Gemälde zusammen, befränzte es mit duftschweren Purpurosen, entzündete ihr Herz davor wie einen Weihrauchkern.

Längst schon verklärten die ruhigen Atemzüge der Schwestern, daß sie fest schliefen, als sie immer noch ihren süßseligen Gedanken nachhing und am andern Morgen trieb dennoch die innere Erregung sie als die erste aus den Federn.

Schon etliche Minuten vor halb neun schloß sie die Tür auf, ein Ereignis, das Schwarz, der langjährige „Ober-Kubier“, der eine Art Vertrauensstellung genoß und sich schon mal eine schnoddrige Redensart erlauben durfte, zu der Frage veranlaßt, ob sie vielleicht die Nacht durchtanzt habe, weil sie schon so früh komme.

„Sehe ich denn so verschwiemelt aus?“ fragte Elly lachend.

„Jott bewahre! Das wollt ich nich jesagt haben. Rothbädig wie'n Weihnachtssäppelche, un Augelcher so blank un grell wie Automobiliaternen,“ entgegnete der Alte in seiner kölnischen Mundart. „Ich hab' als eben jesagt, als Sie da so flott un klint angerippt kamen: Et is en Schand, — sobald als m'r verheirat is, lernt m'r erst die schönste Mädchen kenne. „Wat is zum Beispiel un' Fräul'n Meinhard für en appetitlich, leder, staats Zupperpüppche,“ sagt ich für der Herr Lindholm.“



Zerschossenes Panzerfort in der eroberten französischen Festung Manowillers.

„Na, nun hören Sie aber auf, Sie nichtbrüchiger Großpapa!“ wies Elly ihn zurecht, aber ihre Entrüstung war nicht so ernst gemeint, zumal da ihr Auge dem aufleuchtenden Blick Lindholms begegnete, in welchem sie die großbrütige Schmeichelei des Graubarts zärtlich bestätigt sah. Wie eine warme Welle schlug süße Wärme in ihr empor.

Aber fast im gleichen Augenblick änderte sich jäh sein Gesichtsausdruck. Wie ausgelöscht war der helle Widerschein zärtlicher Empfindungen, das Feuer seiner Augen wandelte sich in dunkles Grauen, als sähe er ein Gespenst, ein Gorgonenhaupt vor sich auftauchen. In Qual und Angst verzerrten sich seine Züge. Sekundenlang nur, wie ein Spasme, ein Krampf. Dann hatte er sich wieder in der Gewalt, seine zusammengesunkene Gestalt straffte sich, seine Züge glätteten sich. Ein einziger schneller, scheuer Blick streifte das Mädchen, dann wandte er sich plötzlich ab, schritt davon.

Elly schaute ihm betroffen nach. Der Schreck war ihr förmlich in die Glieder gefahren. Was war das? Was bedeutete diese seltsame Veränderung, dies Wetterleuchten einer ganzen Stala von Empfindungen auf seinem Gesicht? Dieses fast feindselige Zurückschrecken . . .

Es sah ja so aus, als wehre er sich mit aller Kraft gegen die Gefühle, die ihn zu ihr drängten. Aber warum nur? — Sie mußte immer wieder darüber nachgrübeln.

Doch das Seltsamste war, daß Lindholm ihr auch weiter offensichtlich auswich, die ganzen folgenden acht Tage sie wie eine Wildfremde behandelte, nur kurze Grüße bei zufälligem Begegnen mit ihr wechselte.

Es war ihr eine wahre Marter. Jetzt erst fühlte sie, wie teuer er ihr war, wie glücklich das Bewußtsein sie gemacht, daß er sie liebte. Daß sie so gar keinen Anhalt dafür hatte, was ihn so jäh veränderte, verschärfte noch ihre Pein. Aufgeregt suchte ihre Phantasie nach Gründen für seine Handlungsweise, alles mögliche ersann sie.

Immer wieder zog es sie zu einer Stelle der Galerie, von der sie gerade auf Lindholms Platz schauen, den hellblonden lockigen Kopf, das feine Gesichtprofil sehen konnte, die weiße, frauenhaft zarte Hand, die emsig über das Papier glitt oder in ungeschickter anmutiger Lage den Briefbogen beschwerte. Sie hätte sich darüber beugen, sie küssen und mit Tränen benetzen mögen, ihn anbeteln: Sei mir doch gut, sieh mich wieder so lieb an wie an jenem glückseligen Abend! Sage mir, was dich bedrückt!

Es war ihr, als zeige sein bleiches Gesicht einen verdüsterten Ausdruck, einen fremden Leidenszug und das Herz tat ihr darüber weh. Ihr Verlangen nach ihm brannte sie wie eine offene Wunde.

Zu Hause war sie in diesen Tagen wenig unterhaltend und lebenswürdig. Gleich am ersten Mittag, als Grete neugierig nach dem neuen Schwager erkundigte, schnaubte sie sie in ihrer nervösen Gereiztheit so ungnädig an, sie solle sie mit ihrem albernen Gewäsch in Ruhe lassen und sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.

Die Mama gebot schleunigst, — wozu sie bei ihren temperamentvollen Töchtern oft genötigt war! — in ihrer ruhig bestimmten Art Frieden, damit nicht eine endlose Debatte aus dem Zusammenstoß wurde, weil jede das letzte Wort haben wollte.

Es fragte aber danach keiner mehr nach Lindholm, obgleich zwar niemand begriff, was vorgefallen sein könne. Nur Gertrud, die eine ziemlich geringe Meinung von den Männern hatte, meinte, Elly habe wohl etwas Ungünstiges über seinen Lebenswandel und Charakter erfahren und deshalb die frisch angebahnten Beziehungen kurzerhand abgebrochen.

„Was das Vernünftigste wäre, was sie in solchem Falle tun könnte. An einem minderwertigen Vertreter der edlen Männerklasse haben wir reichlich genug in der Familie,“ schloß sie hart.

„Daß das nur Grete nicht hören!“ warnte die Mutter seufzend.

„Sie ist ja so verblendet.“

„Eine schwächliche Natur ist sie. Sie will einfach nicht sehend werden. Aber wir erleben es schon, wie ihr ihr Gehdienst gelohnt wird.“

Die Meinhardts hatten nicht immer die ziemlich bescheidene Wohnung im dritten Stock eines schablonenhaften Mietshauses der Vorgebirgstraße innegehabt, und den vier Schwestern wars auch nicht an der Wiege prophezeit worden, daß sie sich einmal ihr Brot selbst verdienen müßten.

Der Architekt Meinhard lebte in geradezu glänzenden Verhältnissen, bis ihm der Einfall kam, in einem bis dahin brachliegenden, nicht einmal landschaftlich reizvollen Gelände in der Nähe der Stadt eine Villenkolonie zu gründen, in der Art, wie dies kurz vorher an anderer Stelle mit Glück geschehen, und nach dem Vorbilde des sich damals gerade prächtig und hoffnungsvoll entwickelnden Villenortes Marienburg. Teils mit dem Gelde einiger Spekulant, teils aus eigenen Mitteln und auf seinen Kredit hin, baute er eine ganze Anzahl meist wirklich geschmackvoller wie praktischer Häuser, in verschiedener Größe, Stilart und Ausführung, teils als englische Cottages, tiroler und schweizer Bauernhäuser, teils altdeutsch, im gravitätischen Niedermeiergeschmack, Renaissancepalast, ein kokettes Rokoko-Schlößchen und eine naturgetreu kopierte Ritterburg bildeten etwas seltsame Brunnstücke der originalen Schöpfung, auf die Meister Meinhard stolz war wie auf seines Lebens bestes Werk.

Aber die erhoffte goldene Ernte blieb aus. Den in Frage kommenden Kreisen war die Gegend zu abgelegen, zu weit vom großstädtischen Verkehr, die Verbindung dahin zu schlecht. Trotz aller Klame ward nur eine der Bauten verkauft und ein paar andere vermietet; der weitaus größere Teil blieb leer.

Dennoch hätte sich der tätige und energische Mann durch anderweitige Unternehmungen über Wasser halten und auf den Erfolg warten können, wenn nicht das Schicksal ihm die harte Hand auf das Leben selbst gelegt hätte. Ein älteres, nie groß beachtetes Leiden ward als sehr gefährlich erkannt und brachte dem rüstigen Manne ein qualvolles Siechtum. Er war gezwungen, für die Leitung seines umfangreichen Baugeschäftes einen Teilhaber zu nehmen, aber dessen Wahl erwies sich als ein Mißgriff. Er verstand nichts, war unmaßend gegen bau- und kaufstüchtige Interessenten und der frange und hilflose Sozias mußte in ohnmächtiger Verzweiflung den schnellen Niedergang des blühenden Unternehmens gewahren.

Baumeister Meinhard war eben seinen schmerzhaften Leiden erlegen, als der gänzliche Zusammenbruch das Maß des Unglücks für Frau und Töchter voll machte.

Heiratsfähig war damals nur Gertrud, aber verlobt keine. Solange sie im Wohlstand lebten, hatten sich die umschwärmten Mädchen keine Sorgen darum gemacht, früh sich zu binden, sondern wählerisch an allen Verehrern herumgemäkelt, große Ansprüche gestellt und ohne langes Überlegen Körbe ausgeteilt.

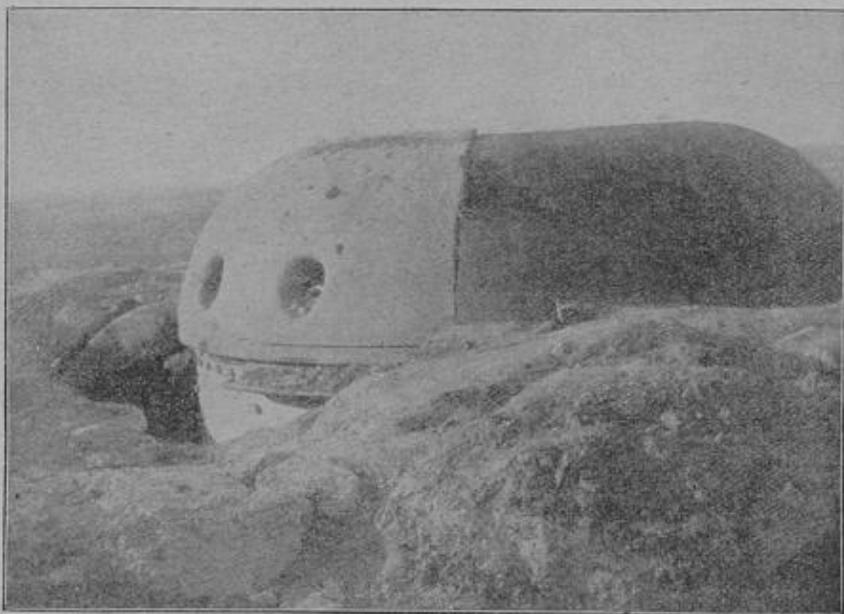
Nur Frau Meinhardts Privatvermögen, fünfzigtausend Mark, war ihnen gerettet worden. Davon konnten sie keine so elegante und große Wohnung mehr halten wie bisher, und auch sonst machten sich an allen Ecken und Enden Einschränkungen nötig, die von den im Überfluß aufgewachsenen Mädchen hart und bitter empfunden wurden. Und die neue kleine Wohnung widerhallte oft genug von stürmischen Szenen.

Im Kopf der energischen Elly, die beim Zusammenbruch noch in ihrer Pension in Spa gewohnt, entstand zu allererst der Gedanke an eine Tätigkeit, einen eigenen Erwerb, und da die Mutter ihr beipflichtete, besuchte sie eine Handelsschule zu kaufmännischer Ausbildung.

Ihr Beispiel wirkte aufmunternd. Gertrud bewarb sich auf Anregung und Fürsprache eines im höheren Postfach stehenden Verwandten um eine Anstellung beim Telephonamt, die sie auch erhielt.

Grete, die gute Sprachkenntnisse besaß, wie eine elegante Erscheinung und gewinnende Manieren, fand in einem der ersten Modehäuser der Stadt, einem feinen Salongeschäft, Anstellung zum Empfang der meist vornehmen, den Adels-, Finanz- und höchsten Beamtenkreisen der Provinz angehörenden Damen, und der Korrespondenz mit ihnen.

(Fortsetzung folgt.)



Zerschossenes Panzerfort in der eroberten französischen Festung Manonvillers.

## Ein Botengang.

Aus dem Französischen übersetzt von R. v. B o c h o l z.  
(Nachdruck verboten.)

„Und Sie, Herr Pfarrer, waren Sie niemals in Paris?“  
Der vom Alter gebeugte Herr mit dem zarten Körper zeigte bei dieser Frage eine starke Erregung. Er strich sich mit der Hand über die Stirn, und sagte dann nach einigem Zögern:

„Nur einmal war ich dort.“  
„Und wie hat Ihnen diese Stadt gefallen? Sind sie nicht wirklich, diese Gebäude, diese langen Straßen und die vielen Menschen und Verkehrsmittel darin?! Zweifellos waren Sie in der Notre-Dame-Kirche, welches waren Ihre Eindrücke?“  
Ich kann mich auf nichts mehr besinnen, und zwar aus dem besten Grunde, weil ich nichts gesehen habe. Ich ging sofort dahin, wo ich zu tun hatte, und fuhr dann so schnell als möglich nach Hause.“

Diese Antwort war erstaunlich. Kann man das begreifen? Dort gewesen zu sein, ohne eins der Wunder von Paris gesehen zu haben. Es war ganz unverzeihlich. Verdiente das nicht Tadel? Da hob der Greis seine Hand, gleichsam um den Sturm abzuwehren, und lächelnd sagte er:

„Warten Sie, ich erzähle Ihnen von meinem Jersfahrten.“

Nichts war erwünschter. Die größte Stille herrschte sofort, und der Pfarrer von Sainte-Blandine fing an:

„Damals hatte ich eine andere Stelle inne, die ich nicht näher nennen kann, und Sie werden bald meine Gründe dafür erkennen.“

„Ein Zufall wollte es, daß ich in meinem kleinen, abgelegenen Orte dazu ansersehen war, eine bedeutende Summe Geldes, eine Anleihe, wieder zurückzugeben, und die Persönlichkeit, welche mir den Auftrag gab, wollte zweifellos jede Spur der Angelegenheit verweischen. Ich muß zugeben, daß sie dies vollkommen erreichte, indem sie mich den armen unbekanntem Pfarrer des abgelegenen Gebirgsgebietes dazu erwählte.“

„Man gab mir etwa dreißig Tausend-Franks-Scheine und die genauesten Vorschriften zu meinem Gange. Solch eine Summe hatte ich noch nie in Händen gehabt. Ich sollte diese Scheine einer Dame in Paris übergeben — nennen wir sie Madame Durand.“

„Der Auftrag war mir schmeichelhaft, und doch auch wieder machte er mir Sorgen. Unangenehm war es, einen Akt der Gerechtigkeit zu vollbringen, ein Gewissen sich erleichtern zu helfen und dem andern die unerwartete Freude über die Rückzahlung zu bereiten.“

„Ich hatte gerade viel in der Gemeinde zu tun und darum kam mir diese Reise nach Paris nicht sehr gelegen, auch sorgte ich mich sehr um die Sicherheit der Papiere und drittens, — warum sollte ich es nicht gestehen? — die Ausgaben, welche mir durch diesen Auftrag erwachsen, waren eine schwere Last bei meinen geringen Geldmitteln.“

„Jedoch die Pflicht rief und ich reiste ab.“

„Kaum dem Zuge entstiegen, schlug ich die Richtung nach dem Hause der Madame Durand ein. Welches stattliche Haus! Aus der Tiefe seines Zimmers höre ich die Stimme des Portiers: „In der ersten Etage!“ Ich steige hinan und klingele. Meine Hand fühlt mechanisch nach, ob die Briefftasche mit den dreißig Scheinen noch da ist, so oft hatte ich das unterwegs getan.“  
Ein galonierter Diener öffnet:

„Madame Durand?“ frage ich. Der Diener antwortet kurz: „Die Dame empfängt nicht,“ und im selben Augenblick schließt er wieder die Tür.

Ich klingele wieder. Der Diener erscheint von neuem. „Sagen Sie, bitte, Madame Durand, daß ich sie durchaus sprechen muß. Es handelt sich um eine sehr wichtige Angelegenheit.“  
Ich werde nun in ein Vorzimmer gewiesen, dort warte ich in dem Gedanken, was nun passieren wird.

Nach einigen Minuten wird mir der Bescheid: „Die Dame läßt bitten, in einer Stunde wieder vorzukommen.“

Ich antworte: „In einer Stunde bin ich wieder unterwegs nach meiner Heimat. Meine Mitteilung würde nur wenige Minuten in Anspruch nehmen. Sagen Sie Madame Durand, sie würde es nicht bereuen, mir die kurze Zeit gegönnt zu haben.“

Hierauf entfernt sich der Diener. Als er sich wieder zeigt mit etwas tabelnder Miene ob meiner Hartnäckigkeit, öffnet er eine Salontür für mich mit den Worten:

„Madame läßt bitten.“  
Ich befand mich in einem höchst eleganten Salon mit Teppichen, kostbarer, als die der Kathedralen, und Bronzen, Kronleuchter, Bilder waren da, so schön wie in einem Museum.

Das alles betrachtete ich und halte mein Wertpaket fester und sicherer denn je; ich denke, wie bald ich nun der Sorge enthoben sein werde, und daß man mich mit offenen Armen empfangen wird.

Nach zwanzig Minuten höre ich ein leises Geräusch, Madame kommt, eine große, magere Frau von wenig ansprechendem Aussehen.

„Sie wünschten mich zu sprechen?“  
„Ja, Madame.“  
„Ich möchte Ihnen im voraus sagen, daß, wenn es sich um ein Almosen handelt, Sie vergeblich kommen. Wir haben hier genug Arme.“

„Ich komme nicht, um Sie um Geld zu bitten, sondern um Ihnen welches einzuhändigen.“  
Da hätten Sie das Erstaunen dieser Dame sehen sollen, nach einigen Minuten hatte sie sich wie-

ber gefaßt und sagte:  
„Darf ich um nähere Erklärung bitten?“  
„Das ist einfach genug. Eine Persönlichkeit hat Ihren Vater vor einigen Jahren einer gewissen Summe beraubt und beauftragt mich nun, Ihnen dieselbe mit Zinsen wieder zuzustellen; die Summe beläuft sich auf dreißigtausend Franks.“

Hierauf präsentiere ich meine Briefftasche. Madame Durand nimmt sie, zählt die Scheine und verbucht sagt sie:  
„Es sind wirklich dreißigtausend Franks.“

Aber statt in Freude auszubrechen, wie ich nun erwartete, geriet sie in argen Born, und indem sie mir einen errötenden Blick zuwarf, rief sie:

„Und Sie mein Herr, ein Geistlicher, Sie kennen derartige elende Menschen — und Sie zeigen sie nicht an?“

Etwas verblüfft durch diesen Ausgang der Angelegenheit konnte ich nicht umhin, ihr zu sagen:

„Madame, jetzt, wo sie ihren Fehler wieder gutmachen, ist es wohl nicht angebracht, sie den Gesetzen zu überliefern. Außerdem ist es ein Geheimnis, welches ich nicht verraten darf. Ich war glücklich, Ihnen das Ihrige wieder bringen zu dürfen, ich habe meine Pflicht hierin erfüllt, erlauben Sie, daß ich mich verabschiede.“

Ich stand auf. Madame Durand, die doch etwas beschämt über ihr Betragen war, sagte:



Die Besatzung eines Zeppelins, die das Eiserne Kreuz erhielt.

„Warten Sie einen Augenblick, ich werde Ihnen etwas für Ihre Armen holen.“

Diesem Drange edler Taten durfte ich nicht wehren. Ich wartete. Sie kam zurück und übergab mir ein kleines Päckchen. Ich hatte gerade noch Zeit, um meinen Zug zu erreichen. Ich dankte daher und empfahl mich.

„Wieviel,“ fragte jemand, „hat sie Ihnen gegeben?“  
Als ich im Kupee saß, machte ich das Päckchen auf. Es waren fünf ganze Franks darin.

## Der weiße Rabe im Hohen Venn.

Von Alb. Bonjean.

Autorisierte Übersetzung von Alph. Verho.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Etwas anderes aber war es, was in dieser Bauernstube dem Fremden aufgefallen wäre: Auf allen Stühlen, auf der Truhe, oben auf der Uhr, auf dem Kofenrande, auf den Fensterbänken, aufgehäuft wider die Wand, in jeder Ecke, auf jedem Möbel: Bücher! — Große Folio-Bände, Manuskripte, alte Bücher in Pergament gebunden, in Schweinsleder, mit Lederriemen geschlossen — überall Bücher, Bücher, Bücher! Eine Sintflut von Büchern! Und hätte der Besucher Zeit genommen, diese

nungen sah ein Ende. Wo bisher die glücklichsten Verhältnisse geherrscht, in diesem Hause lehrte nun Frau Sorge als Alltagspart ein. Alt-Heidelberg sah der junge Mann nie wieder. Bald kniete er am Sterbebette des gebrochenen Vaters, und als er diesem die Augen geschlossen, da sah er sich vor einer neuen Aufgabe: der allein stehenden Mutter das Brot verdienen, ihr die Last eines herben Schicksals so sehr als möglich zu erleichtern. Der junge Mann nahm die Bürde mutigen Herzens auf — er war einer jener starkherzigen Naturen, die gestählt sind gegen alle Schicksalschläge. Mit den Resten des gestrandeten Vermögens kaufte er in Dörfel das kleine Anwesen, arbeitete herb und hart, und dank seinem Fleiße und seiner Ausdauer kehrte bald ein bescheidener Wohlstand in das Häuschen ein.

Im Laufe der Zeit fand der ehemalige flotte Student sich jedoch allein — an einem Winterabend erlag die Mutter dem harten Klima des Hohen Venns.

Sei es, daß eine innige Anhänglichkeit ihn an diese Scholle band, die er selbst ausgerodet und zu fruchtbarem Boden erhoben hatte — sei es, daß er sich nun selbst ein Sohn des Venns fühlte, er blieb im Dorfe, inmitten dieser schlichten Bauern, deren schwierigen Hände er so gerne gedrückt. Seinen Wissensdrang aber begte er, Tag für Tag, und mit Büchern, die nicht allein gelesen, sondern tatsächlich studiert wurden, bereicherte er fortdauernd seine Bibliothek.



Vorbereitungen zum Laden der „Gulaschanone“ (Geldfrüchte).

Gausen Bücher zu sichten, er hätte noch mehr gestaunt! Vornehmlich waren die exakten Wissenschaften vertreten, sehr wenig Romane, fast keine Gedichtwerke, gar keine Theaterliteratur. Wenn auch die Erzeugnisse der sogenannten schönen Litteratur fast ganz fehlten, so hegte der Hausherr eine Vorliebe für Bücher in Prachtausgaben, und in einem Glasschränken bewahrte er einige Bücher von großem wissenschaftlichem und hohem künstlerisch typographischem Werte.

Wer sollte wohl der Besitzer solcher Schätze in diesem schlichten Bauernhause sein! Wer mochte der Bauer sein, bei welchem die Bücher eine solche Herrschaft erlangt hatten? Ein ehemaliger Stadtherr — ein Professor — ein Arzt vielleicht, der vor den Anforderungen einer hypochondrischen Generation Ruhe gesucht und in diesem abgelegenen Dorfe gefunden hatte? Oder war der Mann ein Egoist, der seine Schätze vor neugierigen Blicken oder vor der Gier ungeduldiger Erben verbarg?

Nichts von alledem. Der Bewohner dieses Hauses war ein einfacher Bauer, sehr bescheiden, sehr fleißig, der sich nur einen Luxus gönnte: Bücher erwerben, — der nur eine Leidenschaft kannte: Wissen.

Als Sohn eines reichen Gerbers aus Malmedy, hatte er zur Glanzzeit des väterlichen Geschäftes die Universität Heidelberg bezogen, dort eine Zeitlang Philologie studiert. . . . Einige dreißig Jahre sind seitdem verflossen. Er wollte sich dem Lehrberufe widmen, — seine ganze Seele strebte nach dieser Karriere, nach diesem dornenvollen Lebenswege, der stets die edelsten Herzen anzog. . . . Leider, aber! Ein Bankrott machte den stolzen Hoff-

Das Volk liebt es bekanntlich fast allerorten, einzelne Menschen mit Namen zu belegen, die ihnen standesamtlich gar nicht zukommen — einen Spitznamen schleppte mancher sein Leben lang mit sich, der ihm nicht immer angenehm war. Fehir wurde fast nie bei seinem Namen genannt, für alle war er der „Botaniker“, da man ihn oft beim Pflanzensammeln antraf. Von allen offiziellen Pflanzen der Gegend hatte Fehir Vorräte im Hause. Er kannte den Heilwert aller, und seine Kenntnisse kamen den Armen zugute, die sich die teuren Besuche der Ärzte aus Malmedy nicht leisten konnten. Die Behandlung war einfach: Tee- oder Kräuterbäder, weder Pillen, noch Medizinflaschen. Man erzählte, daß ein schlauer Bauer, dem Fehir gelegentlich Pfaffenblümchen gegen Kopfschmerzen, Klettenwurzelbäder gegen Rheumatismus — dann Gulaschanone, als der Mann zum Gotterbarmen hustete, später einmal gehackte Hauswurzelblätter als Hühneraugenmittel und lesthin Majoranblütentee zur besseren Verdauung verschrieben hatte — man erzählt, sagten wir, daß einem schlauen Bauer ein besonderes Licht aufging und er eine neue Heilmethode erfand: In einen Topf warf er Pfaffenblümchen, Klettenwurzel, Gulaschanone, Hauswurzel, Bitterlee, Hüllwurzblüten und noch anderes mehr und ließ das ganze die üblichen Minuten lang kochen. . . . Beim geringsten Unwohlsein in der Familie wurden von diesem Gebräu ein paar Tassen aufgewärmt und getrunken, und. . . man überließ es der dazu vorher bestimmten Pflanze, das etwa vorhandene Übel zu heilen! Als Fehir von dieser neuen Therapeutik hörte, da hat er weidlich gelacht.

. . . Marville war also in Fehirs Zimmer eingetreten. Vor-

richtig ging er um die Bücherhaufen, die überall herumlagen. Sein Freund las im Lichte einer qualmenden Lampe in einem Buche. Andere Bücher lagen offen auf dem Tische. Fechir hob den Kopf und seine blauen Augen, aus welchen eine herzliche Güte sprach, begrüßten den Eintretenden.

"Guten Abend, Marville. Du bist pünktlich zur Stelle. Ich hoffe, wir werden heute Abend gute Arbeit leisten."

"Umso besser — umso besser," antwortete der Jäger, halb vertrauens, aber auch halb ungläubig. "Die Geschichte muß ein Ende haben — ob so, oder so. Ich bin es müde. Sieh', Fechir, ich habe zu meiner alten Flinte kein Vertrauen mehr. Sie ist auch meine sonstige Kaltblütigkeit. Ich werde nervös. Das Pulver allein sollte reden — ja, zum Teufel, das Pulver allein! Und man klopfte ich, mir Rat zu holen, an der Tür eines Bücherwurms!"

"Sei ruhig, Johann — Joseph, sei ruhiger, und nicht so schlechter Laune! Wir werden in der Sache schon klar sehen. Sieh' dich! . . . Vor allem: kannst du mir versichern, daß es sich ganz bestimmt um einen weißen Raben handelt? . . . Ein Fehltritt ist doch immerhin möglich. Es gibt so viele Vögel, die in der Dunkelheit eine Verwechslung möglich machen! Zwischen Hell und Dunkel verwischen die Umrisse, die Linien schwinden, und von dem Geschaute bleibt schließlich nur noch ein Geringes übrig, etwas Farbe. Da ist zum Beispiel der Specht, mit seinen langen

hellfarbigen Ästeln, und auch der Fischenhäher — wenn sie abends zum Neste heimfliegen, da bilden sie nur noch einen hellen Flecken im Dunkel der Nacht. Kann es vielleicht nicht eine Krükente, mit ihrem weißen Unterleib, eine wilde Taube oder ein Haldehuhn gewesen sein? . . ."

"Bist du bald zu Ende mit Deiner Titanei?" unterbrach ihn Marville in gekränktem Tone. "Als ob ich nicht, besser als du, unser heimliches Federwild kannte! Wilde Enten, Hähner, wilde Tauben! . . ."

Es ist zum Lachen, daß du solches Gerede einem alten Waldmanne hältst! Ich habe von einem weißen Raben gesprochen, und ich bleibe dabei. Nicht einmal, zehnmal, zwanzigmal habe ich ihn gesehen! Nicht allein am Abend, am Morgen sowohl wie am hellen Mittag, zu jeder Tagesstunde. Und da kann mir keiner sagen, es sei kein Rabe! Der dicke gelbe Schnabel, die langen, spigen Flügel, die kräftigen Krallen, der Flügelschlag, der ganze Körperbau, das sind eben so viele Beweise. Laß dein Zweifeln, Fechir, und sage mir, was du in deinen Büchern gefunden hast."

"Ich bin noch nicht überzeugt. Du hast so lange vergebens gewartet, hast so lange gestarrt in die Tageshelle, in den Mondschein . . . hast so sehnlichst den Wunsch gehegt, den Vogel niederzufallen, und es ist dir nicht geglückt . . . bis du vielleicht selbst das Opfer deiner Einbildungskraft geworden bist. Ich wiederhole es dir: ein klein wenig weiße Farbe inmitten einer großen schwarzen Fläche, im Waldesdunkel, genügt, den Gespensterglauben zu erwecken. Ich glaube freilich nicht, daß du Gespenster gesehen hast. Es ist wohl auch kein Hähner, auch keine wilde Taube gewesen. Aber in Brehm's Tierleben las ich soeben, daß manchmal der Schneehaarfang die Polarregionen verläßt und bis in unsere Gegend gelangt. Nun ist dieser Vogel, abgesehen von wenigen braunen Flecken, glänzend weiß. Die Spannweite der Flügel des Haarfangs . . ."

"Haarfang, — Haarfang, lerne ich nicht!" unterbrach wiederum Marville dem Naturalisten. "Du redest Unsinn, Fechir, Unsinn! Und wenn ich da oben (er tappte mit dem Zeigefinger an seine Stirne) nicht mehr richtig bin — so fängst du an, vor lauter Büchergelehrsamkeit, die einfachsten Vorkommnisse nicht mehr zu begreifen. Hole die Ältesten alle vom ganzen Bann herbei und kein einziger — aber kein einziger! weißt du — wird je etwas von deinem neuen Tier gehört haben. Übrigens, höre: Ich sehe leibhaftig vor dir und gebe dir die Versicherung: in diesem Augenblicke

selbst schallt mir das Geträchze meines weißen Rabens noch im Ohr, ein Geträchze, wie das aller Raben der Welt: kroa, kroa, kroa! . . . Zweifelst du noch?"

In diesem Augenblicke hörte man einen langgezogenen Schrei, der aus den alten Bäumen der Schuchbede, deren wunderliche Geäste im Dunkeln so eigentümliche Umrisse zeigen, herzukommen schien. Der Jagdhüter fuhr ganz zusammen. Dann horchte er aufmerksamer zu. Der Schrei wiederholte sich mehrmals, in kurzen Zeitabständen. Dann verloren sich die Töne in die große Stille des Banns.

"Es ist nur ein Käuzchen — ein Käuzchen, mein armer Marville!" sagte etwas spöttelnd Fechir. "Jeden Abend streicht es hier herum, und in der Nähe des Hauses macht er sich immer bemerkbar. Es ist mir ein alltäglicher treuer Gast, und wer weiß! ob das arme Tier uns nicht von Nutzen sein kann. . . . Später reden wir darüber mehr. . . . Sei aufrichtig, Johann — Joseph, hast du nicht eben geglaubt, deinen weißen Raben zu hören? . . . Oh! die Einbildung, die Einbildung! So schnell hatte ich nicht die Bestätigung meiner Vermutung erwartet! . . ."

Marville runzelte die Stirne. Aber den Spott wäre er bei nahe aufgebraut, wenn Fechir, der Sturm witterte, nicht freundlich eingelenkt hätte.

"Na, laß das Brummen — ich füge mich deiner Ansicht, du abscheulicher Starkkopf. Aber freue dich nicht zu früh! Mein

Widerspruch und mein Zweifel gehören zu meiner Taktik. Die Hauptsache ist doch wenn man in den Krieg zieht, den Feind zu kennen. Ich habe in meinem Leben noch nie einen weißen Raben gesehen. Die berühmtesten Naturalisten behaupten, diese Spezies sei äußerst selten, so selten, daß die meisten den weißen Raben ins Reich der Märchen versetzen. Buffon sagt — hier im neunten Band seiner Werke, auf Seite dreihundertseben-

undvierzig — daß man weiße Raben in Mittel-Frankreich und in Mittel-Deutschland findet. Unser großer Brehm teilt aber nicht die Ansicht seines französischen Kollegen — er glaubt eben-

so wenig an weiße Raben, wie am Straken der norwegi-

schen Meere. Und siehe mal, dort auf dem Spinnrad, da liegt das Werk des Baron Selhs-Lungchamps, eines Belgiers, der die Fauna der Gegend von Berviers beschreibt, und auch den sogenannten weißen Raben als außerordentlich selten bezeichnet — außerordentlich selten, hörst du!

(Fortsetzung folgt.)

## Der Stabstrompeter.

Seht den Stabstrompeter!  
Brüder, seht, da steht er.  
Dieses ist der wack're Mann,  
Der so wohl trompeten kann,  
Wie kein anderer.

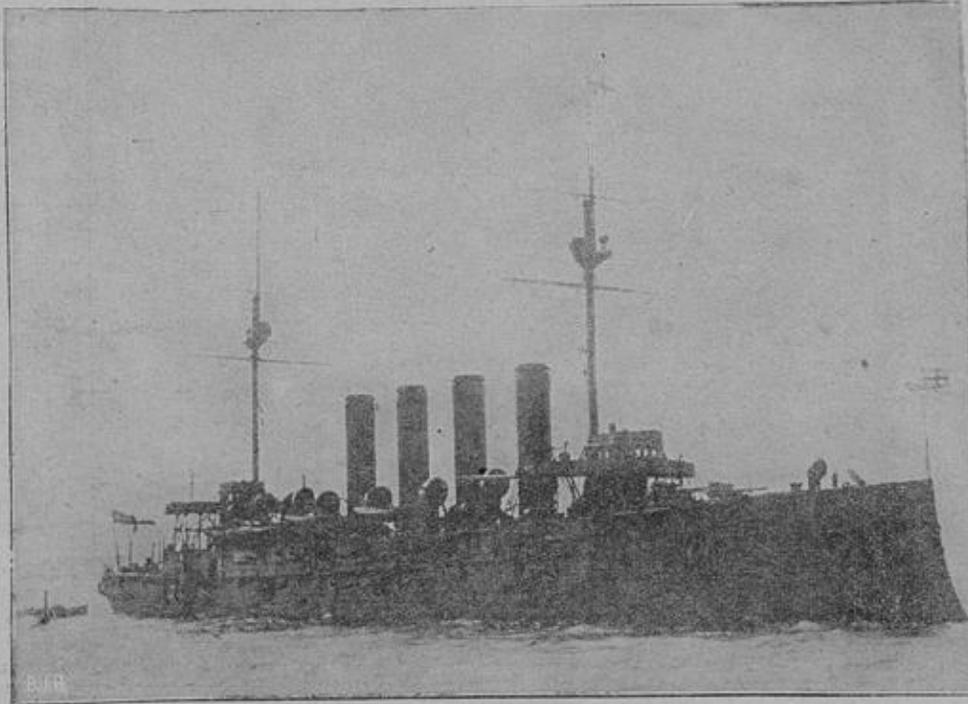
Seht den Stabstrompeter!  
Seine Kunst versteht er.  
Wenn es geh'n sollt' in den Sturm,  
Blies er wie vom Kirchturm  
Übers ganze Heer.

Seht den Stabstrompeter!  
Brüder, seht, da steht er.  
Ist in unserm ganzen Heer  
Noch ein zweiter so wie er?  
Nun, so tret' er her.

Seht den Stabstrompeter!  
Mehr als das versteht er.  
Wenn es an das Einha'n ging,  
Die Trompet' zur Seit er hing,  
Griff zum Säbel er.

Seht den Stabstrompeter!  
Mit der Klinge mäht er,  
Bis der Feind am Boden ist,  
Dann gibt er der Klinge Trist,  
Dann trompetet er.

Friedrich Rückert.



Zu der Heldentat des deutschen Unterseebootes „U 9“. Einer der zerstörten Panzerkreuzer „Cressa“.



### Sprüche.

Tun wollen, was man tun darf, folgen, wo Natur und Herz gebieten, das ist die Freiheit des Wesen.

\*

Mehr Fliegen als mit einem Faß Essig werden mit einem Tropfen Honig gefangen.

### Vom Obersten von Reuter.

Auf die Nachricht, daß Oberst von Reuter auf dem Felde der Ehre gefallen sei, hatte sich ein Chemnitzer Stammtisch an die in Kolberg wohnende Schwester des Obersten mit der Bitte um Nachricht gewandt. Darauf erfolgte nach der Chemnitzer Allgemeinen Zeitung folgende Antwort: „Der liebe Gott hat meinen Bruder wunderbar beschützt, so daß er aus den mörderischen Kämpfen bei Mauerbeuge unverfehrt hervorgegangen ist. Nur das Pferd hat er verloren. Kurze Zeit darauf, als er mit seinem Stab zusammenstand, platzte eine Granate in seiner Nähe. Alle Offiziere wurden dabei verwundet, nur ihm allein ist nichts geschehen. Dabei wird er, wie er selbst schreibt, dauernd totgefagt. Heute erhielt ich nach schweren Kämpfen von ihm wieder Nachricht. Der liebe Gott möge ihn weiter beschützen, wie auch meine zwei andern Brüder, von denen der eine auch als Oberst die siegreiche Schlacht unter Generaloberst von Hindenburg im Osten mitgeschlagen hat, während mein „Marinebruder“ Kommandeur eines Schiffes ist.“

### Zurückgeandte Orden.

Die Vorgänge der neuesten Zeit haben nicht nur den bekannten Aufruf deutscher Gelehrter gegen die Beibehaltung englischer Titel und Auszeichnungen zur Folge gehabt, sondern in zahlreichen Fällen die Ablegung und Rückgabe fremder Ordensauszeichnungen seitens deutscher Männer, denen diese Ehrungen im Frieden zuteil geworden waren. Wie alles in der Weltgeschichte, hat auch diese Handlungsweise bereits ihre Vorbilder gehabt, und zwar war es seinerzeit Napoleon I., der durch sein Verhalten manchen „Ausgezeichneten“ veranlaßte, die ihm zugedachten Orden abzulehnen oder früher erhaltene zurückzugeben. Am bekanntesten ist vor 110 Jahren der Fall des ehemaligen Königs von Schweden, Gustav Adolfs IV., geworden, der sich später Oberst Gustavson nannte. Er war u. a. Ritter des preussischen Schwarzen Adlerordens, der leider auch Napoleon verliehen worden war. Als im März 1804 auf Napoleons Befehl der Herzog von Anglien in Vincennes erschossen worden war, sandte Oberst Gustavson den Schwarzen Adlerorden nach Berlin zurück mit dem Bemerkung, daß seine Ritterehre ihm verbiete, Waffen- und Ordensbruder des Mörders Bonaparte zu sein. Aus demselben Grunde gab Gustavson nach dem Tilsiter Frieden

den russischen Andreaskreuz, den ihm der Zar verliehen hatte, an diesen zurück, weil auch Napoleon den Orden befaß.

Das unter deutsche Verwaltung genommene Gouvernement Suwalki und seine Bedeutung für die Holzindustrie. Die Nachricht, daß das Gouvernement Suwalki unter deutsche Verwaltung genommen wurde, ist für die deutsche Holzindustrie von weittragender Bedeutung. Dieses Gouvernement wird im Westen von den berühmten ostpreussischen Holzrevieren und im Osten

woer Forsten eine Quelle lohnenden Erwerbs.

Ein „heller Sachse“. Der Inhaber eines Leipziger Schuhgeschäftes erzählt folgende Schurre: „Ich mußte einen Augenblick zur Post gehen und ließ meinen Gehilfen allein im Laden zurück. Währenddessen betrat ein Kunde den Laden und wählte sich zu 23,50 Mark ein Paar Lackschuhe aus. Er hatte aber nur 20 Mk. bei sich und bat, ihm die Schuhe mitzugeben, er werde in einer Stunde wieder vorbeikommen und den Rest mitbringen. Mein Gehilfe handigte dem Unbekannten tatsächlich die Schuhe aus. Als ich ihn hinterher zur Rede stellte, wie er gegen 20 Mark die Lackschuhe an einen Unbekannten hergeben konnte, meinte er vergnügt: „Ach, Meister, der Mann kommt wieder. Ich hab' Sie ihm nämlich zwei rechte Schuhe eingepackt!“

Der überdönte Wasserfall Herr: „Ich habe mir das Rauschen eines Wasserfalles eigentlich viel lauter vorgestellt, als es bei diesem Fall ist.“ — Bergführer: „O Sie, der macht Lärm genug; passen Sie nur auf, bis die Damen zu schnattern aufhören!“

Aus der Zeit. „So, ihr Kleiner hat sein erstes Wort gesprochen? Sagte er Papa oder Mama?“ — „Rein, Krieg!“

„Na, Herr Meier, was treiben Sie denn jetzt?“ — „Ich verlerne Fremdwörter!“

Wißglatte Anzeige. „Herr Zeitig und Frau, geborene Meier, beeilen sich, die Verlobung ihrer ältesten Tochter ergebenst mitzuteilen.“

Die Rebauche. Französischer Redakteur: „Die Deutschen haben uns schon wieder zweitausend Mann gefangen genommen.“ — Chefredakteur: „Diablo! Na, schreiben wir: Revolution herrscht in Berlin — die Unserigen sind schon bis Frankfurt vorgerückt.“

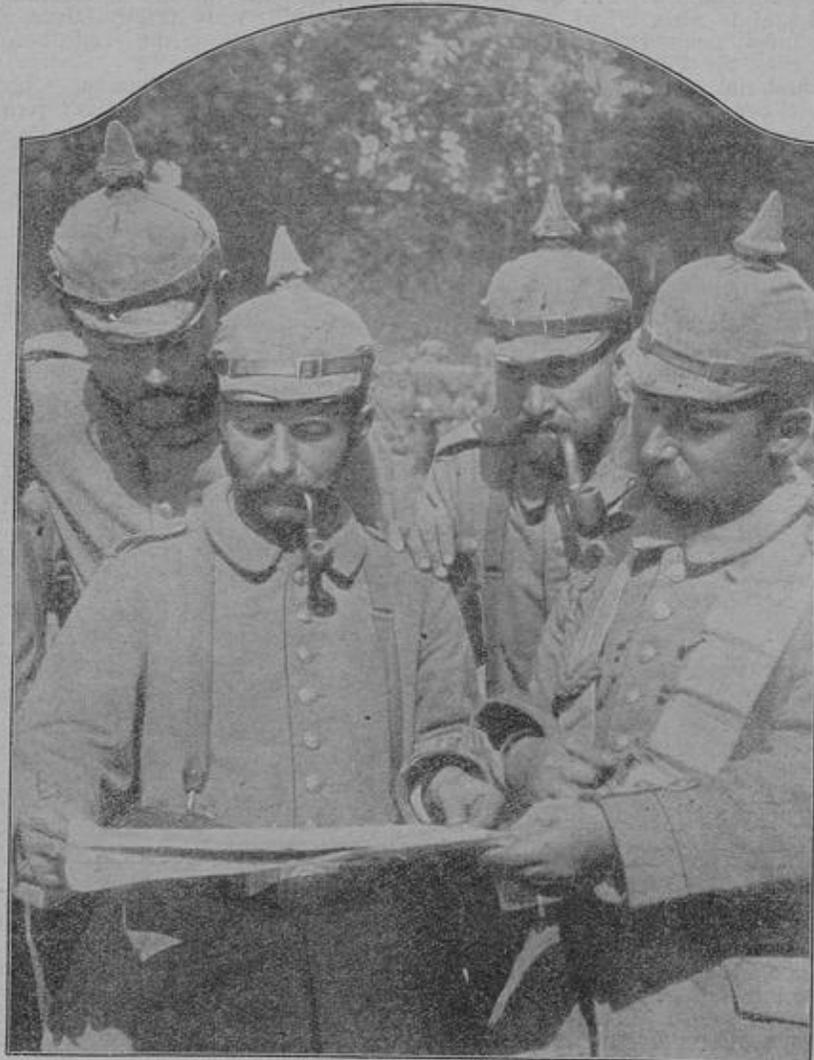
Kaltblütig. Buchhalter (die rechte Hand des Chefs): „Herr Chef . . . heute sind nicht weniger als fünfzehn Mahnbriefe eingelaufen!“ — Chef: „Macht mir . . . schreiben Sie auch welche!“

### Rätsel.

Das erste Paar bedeutet Tränen, Die doch oft Tausende ersehen; Gott Amor, wie die Dichter sangen, Kommt mit dem zweiten Paar gegangen. Das Ganze zeigt dir klar im Trüben: Es gibt auch eine gute Sieben.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:  
Eis, Sie.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur: E. Kellen, Breiteney (Nabe). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess. u. (Nabe).



### Ankunft von Zeitungen:

Die neuesten Nachrichten von den andern Kriegsschauplätzen.

vom Fluß Njemen begrenzt. Dreißig Kilometer südlich von der Gouvernementsstadt Suwalki beginnen die weitbekannten kaiserlich russischen Forsten von Augustowo, die von dem Augustowoer Kanal durchquert werden. Der Kanal erschließt mehr als 60 000 Morgen Hochwald und mündet in den Fluß Bober, der als Nebenfluß des Narew eine Verbindung mit der Weichsel und dem Weichselmarkt bei Thorn herstellt. Seit Jahrzehnten kommen aus den russischen Revieren von Augustowo alljährlich Kohnhölzer im Werte von Millionen nach Deutschland, wo sie unter der Benennung „polnische Kiefern“ sich der größten Wertschätzung und Verbreitung im Holzgewerbe erfreuen, ja für die verschiedensten Zwecke der Möbelindustrie als unentbehrlich bezeichnet werden. Für zahlreiche russische Holzexportfirmen bedeuteten die Augusto-

nicht weniger als fünfzehn Mahnbriefe eingelaufen!“ — Chef: „Macht mir . . . schreiben Sie auch welche!“

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 43

Sonntag, den 25. Oktober

1914

## Leid um Liebe.

Roman von Emma Kettner.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Wilhelmine, die starke Begabung fürs Zeichnen besaß, machte darin einen Kurfus durch und erhielt danach in einer kunstgewerblichen Anstalt der Stadt eine angenehme Stellung als Musterzeichnerin.

Alle vier kamen nun mit der Zeit zu ganz gutem Verdienst, von dem sie einen kleinen Teil an die mütterliche Haushaltkasse ablieferten, während sie von dem übrigen ihre eigenen Ausgaben bestritten und noch einen Rest zur Sparkasse brachten zu den zehntausend Mark, die jede nachträglich von einer inzwischen verstorbenen Tante geerbt hatte.

So waren nun fast zehn Jahre vergangen seit dem Zusammenbruch. Man war mittlerweile an das jetzige Leben gewöhnt. Ein allen angeborener Humor und beweglicher Sinn, ihr leichtes rheinisches Blut hatte dabei geholfen, allem die beste Seite abzugewinnen. Sie verstanden sich allerlei bunte Blumen in den grünen Kranz der Tage einzuflechten, gingen mit der Mutter oder Bekannten und Verwandten auf Ausflüge und Konzerte, im Winter zu Bällen und sonstigen Unterhaltungen, hatten für die Sonntage ein Abonnement im zoologischen Garten, der großen Heerschau der betragsfähigen Kölner Mägdelein und schneiderten sich zur Karnevalszeit effektvolle und kleidsame Maskenanzüge selbst zusammen, um auch im lustigen rheinischen Mummenschanz nicht zu fehlen. Daß sie alle gern einen Mann gehabt hätten, leugnete keine bis auf Gertrud, die, wie Mimmy sagte, bereits „abgerüstet“ hatte und schon ansing, altjungferlich herbe Ansichten über die Männer und Ehe zu verfechten. Von den übrigen wäre keine der andern neidisch gewesen, wenn diese einen Bewerber finden und heiraten würde. Im Gegenteil, sobald sich einer nur die leiseste Aussicht dazu bot, waren die anderen in der gleichen hoffnungsvollen Erwartung und verfolgten mit brennender Teilnahme die Entwicklung der Dinge. Es blieb aber immer bei diesen Hoffnungen. Sie waren als witzige und gewandte Tänzerinnen auf den Bällen sehr gesucht und verehrt, aber mehr Erfolge zeitigte keine der winterlichen Kampagnen. Außer bei Grete. Aber was sie vor nunmehr fünf Jahren auf einem Maskenballe des Kölner Männergesangsvereins sich erobert hatte, war mit der Zeit in der Wertschätzung der Schwestern beträchtlich gesunken.

Es war zwar ein Jurist, mit dem sie nun schon so lange verlobt war, aber ein energieloser, leichtsinniger Mensch, dem man heute noch seine wildverwimmelten Studienjahre ansah und der,

nachdem er mit Ach und Krach das Assessorexamen bestanden, jetzt schon länger auf seine Anstellung wartete, mit gelegentlichen Kommissionsgeldern sich durchschlagend.

Mutter und Schwestern war er unsympathisch und sie begriffen nicht, wie das sonst so tief empfindende und ideal veranlagte Mädchen so blind bewundernd und anbetend zu dem eiflen, leichtem und selbstgefälligen Geden anschauen und so treu an ihm hängen und an ihn glauben konnte. Dieser Verhimmlung wegen nannten die Schwestern, die mit Vorliebe für ihre Umwelt Spitznamen erfanden, den Assessor die Abgottschlange.

Ohne zwar dafür einen Beweis zu haben, witterten sie in Hans Finkelbach einen Lebemann, aber seitdem einige Hinweise darauf zu erregten Szenen mit der kampflustigen Verliebten und wochenlangem Schmolzen von ihr geführt, ließ man sie mit ihrem Ideal zufrieden, fest überzeugt allerdings, daß ihrer auf irgend eine Art eine schlimme Enttäuschung wartete.

\* \* \*

Acht Tage dauerte die rätselhafte Entfremdung Lindholms schon, als die milde, durch einen kurzen, warmen Regenschauer am Mittag erfrischte Luft Gilly verlockte, nicht auf dem kürzesten Wege heimzukehren, sondern erst noch einmal durch den Volksgarten zu schlendern.

Sie hatte keine Ahnung, daß Lindholm ihr gefolgt war und sie erschraf darum bis ins Mark, als sie plötzlich auf dem Ring seine Stimme neben sich vernahm. Ihr erster Impuls war, fremd und förmlich zu tun, ihn merken zu lassen, daß seine unbegründete Vernachlässigung während der letzten Woche sie beleidigt und gekränkt hatte. Aber aller Groll in ihr schmolz vor der dunklen Trauer und der demütigen Bitte um Vergebung, mit der seine Augen sich stummberedt in die ihren versenkten. Mit dem Feingefühl des liebenden Weibes empfand sie, wie leidenschaftlich es ihn in ihre Nähe zog, wie erregt und bis ins Innerste erschüttert er war. Und sie wußte, als habe er es ihr mit Worten gesagt, daß das Seltsame, das diese letzten Tage

zwischen ihren Herzen gestanden wie eine düstere, unheilbrauende, witterleuchtende Wolkenwand, verweht und zerflattert war vor dem heißen Sonnenstrahl der Liebe, die sie mit Macht zueinanderzog.

Es war ihr, als müsse sie die Augen schließen vor schwindelnder Seligkeit darüber. Wie brausender Orgelklang ertönte in ihrem Herzen das Hohelied der Liebe.

Ohne daß ein Wort darüber zwischen ihnen gewechselt wurde, feierten ihre Seelen Versöhnung, waren wieder eins, schlossen sich enger und zärtlicher einander an, ganz durchdrungen von der still und friedevoll machenden Erkenntnis, daß ihnen bestimmt war, sich zu finden in der Liebe, die das wunderbarste und geheimnis-



Generaloberst von Hindenburg,  
der siegreiche Führer unserer Ostarmee.

vollste Rätsel ist, die Himmelslust und Hölleleid gibt, zu Herrschern und Sklaven macht, von der geschrieben steht, daß sie das größte sei von allen Dingen. Langsam wandelten sie dann durch die stillen Parkwege. Ihre ermatteten Lungen atmeten durstig die angenehm milde Luft ein, ihre Augen schweiften entzückt über die weiten, saftig-grünen Wiesen, das noch zartelle Laub der Bäume und Büsche, aus denen hier und da wie ein großer Rosenstrauch ein Roldorn seine Blütenkrone erhob, des Goldregens Dolden niederhingen, bunte Blumenbeete sauste Düste aushauchten. Zuletzt nahmen sie auf einer Bank am Weiher Platz, die halb versteckt unter einem überhängenden Strauch zu beschaulicher Ruhe einlud.

Sie plauderten angeregt miteinander in dem unbestimmten Verlangen, einander einen Blick in die Seele, in ihr Dasein tun zu lassen. Erst erzählte Elly von daheim, von dem wechselvollen Geschick, das ihnen geworden, dann sprach auch Lindholm von sich, von seiner Jugend in der stattlichen Mühle, die schon mancher Generation seiner Vaterfamilie zu Wohlstand verholfen und auf der jetzt der älteste Bruder lebte. Ein zweiter war Pfarrer in einer benachbarten Landgemeinde. Auch er, der drittgeborene, sollte studieren, aber schwächlich und zart von Kind auf, durfte er gar nicht an die Erfüllung seines Lieblingswunsches, Arzt zu werden, denken.

Es scheint ihm heute noch nachzugehen, dachte Elly, die Schatten gewährend, die sein eben noch so frohes Gesicht verdüsterten, als er jetzt eine Pause machte und verloren, mit einem seltsamen Zuden der Mundwinkel ins Leere starrte. Und auch als er dann weiter sprach, klang seine Stimme spröde, wie geborsten.

Es war ein stilles Dasein, das der Heranwachsende führte.

Die zarte Mutter, die der Vater sich aus der Fremde geholt und die nie recht Wurzeln fassen gekonnt in der melancholisch-schönen Einsamkeit des entlegenen Tales, des ausgedehnten Gehölzes, die aber trotzdem mit Selbstverleugnung den Jhren soviel Sonnenschein gab, so vieles war, durch die sanfte Güte, und tiefe Innerlichkeit ihres Gemütes, starb früh. Und es war, als hielten ihre Hände noch über den Tod hinaus die Seele dessen, den sie so sehr geliebt, mit dem sie solch trautes Eheglück genossen. Der Vater konnte den Verlust des teuren Weibes nicht vergessen. Stets zum Grübeln geneigt, versenkte er sich nun ganz in seinen Schmerz, seine Trauer. Wortkarg und unnahbar überwachte er die Arbeiten, die die Mühle und seines Hofes Acker und Wälder und Wiesen erforderten, düster und in sich gefehrt verbrachte er seine Mußestunden in seines Zimmers Einsamkeit über nachdenklichen Büchern. Die beiden älteren Söhne besuchten in der Hauptstadt das Gymnasium, den Jüngsten, Erik, erzog Karin, des Vaters Schwester, während der Pfarrer des nächsten Kirchsprengels dem Knaben aus seinem Wissen das dazu tat, was ihm die einfache Landschule nicht geben konnte.

Bei einem Dunkel in der nächsten Stadt trat Erik dann in die Kaufmannslehre. Ernst und träumerisch, wie er als Knabe gewesen, blieb auch der Jüngling, der zum Manne Heranreifende. Ein stiller Abseitsgänger, der keinen Teil hatte an der lauten Fröhlichkeit der Jugendgenossen. Es lastete auf ihm ein Schatten, der seiner Seele Schwingen lähmte, so daß sie sich nicht zum Verheerfluge in die blauen Himmelsregionen der Lebensfreude zu erheben vermochte.

Der Erzählende sprach sich nicht darüber aus, welcher Art dies lebensbeschattende Dunkel war und die mit ganzer Aufmerksamkeit Lauschende mochte ihn nicht fragen. Eine rätselhafte Besessenheit senkte sich bei seinen Worten über sie. Kühl wehte es sie daraus an. Schwermütige Stimmung nahm sie gefangen. Sie hätte weinen mögen und wußte nicht warum. Unruhig, in einer dumpfen Spannung wartete sie darauf, daß die Stimme, die immer leiser, immer verschleierter geworden war, wieder zu reden beginne. Und als er immer noch schwieg, wandte sie in unwiderstehlichem Zwange den Kopf seitwärts, suchte das Auge des düster in die Weite Starrenden, und in ihrem Blick brannte die ganze Liebe, in der ihr Herz sehnsüchtig erzitterte.

Wie ein starker magnetischer Strom ging es von ihr zu ihm hinüber, ihn aus seiner Melancholie aufrüttelnd. Wie einen Gesundbrunnen sog er die unverhüllte Zärtlichkeit ihrer Augen in



Generaloberst von Klud.

sich auf, ergriff ihre Hand und küßte sie ein paarmal leise und zart, ehe er mit nun wieder freier Stimme zum kurzen Schluß seiner Erzählung anhub.

Es litt ihn zuletzt nicht mehr in der Enge seiner Umgebung. Des Vaters Tod gab ihm ein reiches Erbe, groß genug, um ihm zu gestatten, ohne den Fron der Arbeit zu leben, die innere Unruhe und Friedlosigkeit, den dumpfen Druck, der auf ihm lastete, in die weite, lachende und lärmende Welt zu tragen, und vielleicht zu vergessen.

Nach mancher Wanderschaft sollte er dann in der Mutter Heimat ein vorläufiges Ziel finden.

Wertwürdig genug wars, daß das halb scherzhaftes Angebot eines Bekannten des Mannes seiner Tante, in seinem Engros-geschäfte die freigewordene Korrespondentenstelle anzunehmen, während einer tiefen Gemütsstimmung an ihn kam, die ihn wie nach einem Heilmittel nach der ablenkenden, gedankenausfüllenden Arbeit greifen ließ.

Und, was er erhofft, fand er in seiner Tätigkeit. Mehr noch... Er sah die neben ihm Sitzende, deren Hand er noch immer umschlossen hielt, mit einem zärtlichen Blicke, einem glückseligen Lächeln an. Wie in einer Frage.

Elly errödete heiß, wußte nichts rechtes zu sagen in der langen Pause, meinte, er müsse ihr Herz pochen hören in der schweren Stille.

„Auf solch seltsame Art sind Sie also zu uns gekommen,“ fragte sie endlich, da er immer noch nicht sprach. „Eigentlich ein merkwürdiger Zufall.“

„Ein Zufall?“ Lindholm erwachte aus seiner Versunkenheit, schüttelte energisch den Kopf. „Nein, Fräulein Elly, ich hätte es da mit dem Dichterwort:

Es gibt keinen Zufall!

Und was uns blindes Ungefähr nur dünkt,

Gerade das entspringt den tiefsten Quellen...“

Es ist mir ein solch beseligendes Hoffen geworden in diesem letzten Stadium meines sonst nicht sonderlich glückseligen Daseins... Elly, nicht wahr, Sie wissen, was ich meine? Was ich ersehne?“

Er schlang noch während des Sprechens seinen Arm um ihre Schulter und küßte nun die sich eng an ihn Schmiegende schein und behutsam auf den Mund, auf ihre strahlend ihn anlächelnden Augen, unter schmeichelnden Roseworten.

Junglich sich umschlungen haltend, saßen sie dann noch ein Weilchen, stumm sich ihres jungen Glückes freuend. Eine sanfte Traumstimmung hielt sie gefesselt. Wie in ein Märchenland schauten sie in den von den ersten weichen Schleiern der Dämmerung umspinnenen Garten, über den glänzenden Spiegel des Teiches, auf dem ein langsam darüber schaukelndes Boot, ein schneeig weißer Schwan glitzernde Fächerstreifen zogen. Wie von dunkelblauem Atlas breitete sich des Himmels Kuppel über ihnen, einer funkelnden Diamantgraffe gleich blinkte der Abendstern daran. Aus den Büschen am Ufer kam einer Ansel Lodruf. Süße Düfte entströmten einer Linde, deren frischrosenfarbene Blüten einen gelblichen Spizenfior über das Blattwerk warfen. Ein geheimnisvolles Weben und Rannern war um sie und in ihnen, sanfte Melodien durchfluteten ihr Herz; das alte und doch ewig neue Lied von junger Liebe Seligkeit.

Uhrschlag von einer nahen Kirche ließ Elly endlich erschrocken aus dem Zauberbann erwachen.

„So spät schon? Da muß ich aber schnell heim. Was soll man sonst daheim denken, wo ich bleibe!“ sagte sie lächelnd und löste sich aus Lindholms Umarmung.

Auch er erhob sich sofort, wenn auch mit einem Seufzer des Bedauerns.

„Wie schade, daß das süße Stündchen schon vorüber ist“, sagte er, ihr verließ in die Augen schauend. „Aber es war ja nur der Anfang, nun gehören wir uns für immer, nicht wahr, mein Lieb? Du kannst gar nicht ermessen, wie froh und selig mich der Gedanke macht. Jauchzen und jubeln möcht' ich, daß mir die Brust zerspringt, jedem, der an uns vorübergeht, möchte ich zurufen: Seht mein Lieb! Seht einen glückseligen Menschen! Du lachst? ... Ja, lache nur über mich, ich bin wie trunken vor freudiger Erregung, vor Dankbarkeit, daß du mein wurdest!“

Er preßte sie aufs neue an sich, überschüttete ihr Gesicht mit glühenden Küßen, wie ein dürstender Wanderer sich satt trinkt am frischen Quell, an den nach langem Suchen sein ermattender Fuß geriet.

Es erschreckte Elly fast, so war er im Ausruhr der Sinne. Sie hätte dem sonst so stillen Menschen so viel flammende Leidenschaft, solchen Gefühlsüberschwang nicht zugetraut. Beruhigend frisch sie über sein heißes, zuckendes Gesicht.

„Morgen ist auch noch ein Tag,“ sagte sie dabei zärtlich. „Daß uns nun endlich gehen. Wir trennen uns doch nur für kurze Stunden, sehen uns sobald schon wieder. Noch viele, viele und immer noch schönere und trautere Tage liegen vor uns.“

Er hörte sie anscheinend gar nicht. Wie in einem Krampf preßte er sie an sich, so daß ihr fast der Atem verging. Dabei atmete er schwer, sein Gesicht war verzerrt, heiße Angst glühte aus seinen weitgeöffneten Augen. Elly fühlte sich von einem kalten Grauen überrieselt. Schreckhaft ähnlich sah sie wieder eine solche Verwandlung mit Erik vorgehen wie vor Tagen.

„Über jetzt hatte sie ein Recht, zu fragen, was ihn bedrückte, was ihn ängstigt.“

„Was hast du — was ist dir?“ fragte sie hastig. „Grill, Grill, lästest du mich nicht? Quält dich irgendetwas? Dann vertraue es mir doch an! Sind wir denn nicht jetzt eins? Eins auch zu gemeinsamem Tragen aller Nöte und Schmerzen? ... Liebster, Süßer, sag' mir doch, was du hast. Du machst mir so Angst!“

Zärtlich lehnte sie ihre Wange gegen die seine.

„Ich habe dich doch so lieb!“ murmelte sie dabei mit tränenersäuerter Stimme.

Lindholm gewann wieder die Herrschaft über sich selbst zurück. Wie in Beschämung und Abbitte küßte er ihre Hand.

„Verzeihe mir Liebling, wenn ich dich erschreckte. Nur — mit mir eben so selbstam, als ob du mir wie ein Schatten zwischen den Händen entschlüpfst. ... Und ich kann dich doch nicht mehr verlieren; du bist mir so viel, sollst mir noch mehr sein. Ich ginge daran zugrunde, wenn du mich verließest. Aber das wirst du nicht, nicht wahr? Du liebst mich ja. Du hast ein solch' starkes und treues Herz, daß du mich nicht schelten und von dir stoßen wirst, wenn du erfährst. ... Nein, heute kann ich es dir nicht sagen. Laß' es heute noch ruhen. Verborgen soll und darf es dir nicht bleiben. ... Nur heute soll nicht schon dadurch ein Schatten auf unser junges Glück fallen, auf deine Liebe, die mich so reich, so selig, so stark macht. Sag' mir's noch einmal, daß du mich liebst. ...“

„Ueber alles!“ erwiderte Elly leidenschaftlich. Tränen verdunkelten ihren Blick. Wie eine Sturmflut schlug die Liebe über ihr zusammen. Sie hätte ihm ihr Herz entgegenhalten mögen, wie eine Opferchale. Ihre geralteten Hände an seine Brust haltend, sagte sie mit zitternden Lippen: „Was es auch sei, von dem du sprichst, es soll mich nicht von dir trennen. Dein Schicksal, dein Leid, deine Freuden sind die meinen!“

Die Stimme brach ihr. Er küßte ihr sacht die Tränen von den Wimpern. Er war selbst so bewegt, daß es nicht viel lauter als ein Hauch klang, als er jetzt entgegnete: „Ich danke dir, Geliebte. Du weißt nicht, wieviel du mir gibst. Du meine Sonne!“

Noch einmal küßten sie sich innig, dann traten sie den Heimweg an. Fast ohne zu sprechen, nebeneinander schreitend, sich wie Kinder an den Händen haltend. Das Herz war ihnen beiden schwer von Lust und Leid.

Als Elly dann allein die Treppen zu der mütterlichen Wohnung hinaufschritt, mußte sie ein paarmal Raft machen, um über das Erlebte staunend nachzudenken. Es war ihr wie ein Traum. Es schwindelte ihr förmlich, soviel war auf sie eingestürzt. Ihre Gedanken schossen kreuz und quer wie bestesuchende Schwalben. Erks rätselhafteste Andeutungen, der plötzliche, schreckhafte Wechsel seiner Stimmung bedrückten sie aufs neue, ließen ihre Nerven schmerzlich zucken. Aber über allem stand, unverrückbar und leuchtend klar wie der Stern der Liebe selbst, ihre heiße, tiefe, treue Neigung.

Ein paar Verse fielen ihr ein, die sie jüngst gelesen:

Wem nie durch Liebe Leid geschah,  
Dem ward auch Lieb' durch Lieb' nie nah;  
Leid kommt wohl ohne Lieb' allein,  
Lieb' kann nicht ohne Leiden sein.

\* \* \*

„Es ist nicht wahr! Nicht wahr! ... Ihr lügt alle! Oder weil Ihr Hans nicht leiden könnt, schwächt Ihr das sinnlose Zeug nach. Aber ich kenne ihn besser!“

Grete schrie es eben in hohen, kreischenden Tönen, empört mit dem Fuße aufstampfend, als Elly, unfaßt aus ihrer Traummahnung gerissen, die Wohnzimmertür öffnete. Sie blieb erstaunt stehen und schaute halb belustigt, halb unwillig auf die erregten Gesichter von Mutter und Schwestern.

„Nanu, was ist denn wieder los? Spielt Ihr Völkerschlacht bei Leipzig oder Hereroaufstand? Ich habe Euch schon draußen schreien gehört!“

Grete beachtete ihren Einwurf aber gar nicht.

„Ich weiß ja ganz gut, daß Ihr immer gern auf Hans herumhakt,“ fuhr sie fort, nervös an ihrem Taschentuche zerrend. „Schon mehrmals wolltet Ihr ihn bei mir verleunden.“

„Aber so sei doch verständig!“ unterbrach die Mutter sie. „Nöschchen Schrader hat doch die Anzeigen gesehen. ...“

„Die Kreuzotter!“ warf Grete mit verächtlicher Geste ein. „Nöschchen wußte sogar die Zahl der Blumenarrangements, die Länge des Festessens, den Preis des Brillantringes für Hans,“ rief Gertrud.

„Um des Himmels willen! Ich werde ja ganz schwindlig, so knattern Eure Reden wie Maschinengewehrfener um mich her. Tut mir den Gefallen und laßt mich mal auf darüber, was eigentlich los ist,“ forderte Elly kopfschüttelnd die Mutter auf.

„Der Assessor hat sich mit einem sehr reichen Mädchen aus Lindenthal, deren Eltern früher eine Bäckerei in der Altstadt hatten, verlobt. Am Sonntag, wo Hans an Grete schrieb, er müsse zur Beerdigung eines alten Herrn seiner Verbindung nach Ahweiler und könne sie darum nicht treffen,“ gab sie bekümmert zurück.

„Was! ... Das wäre ja hahnebüchen! Aber ist's denn auch ganz bestimmt?“ fragte Elly ungläubig.

„Quatsch!“ fiel Grete ein, gekünstelt auflachend. „Wer weiß, wodurch das blödsinnige Gerede entstanden ist. Die Kreuzotter ist ja wirklich eine authentische Quelle! Trüb' wie Spülwasser.“

„Laß' mich Elly mal die Geschichte erzählen, Kind,“ begütigte die Mutter und zog die Erregte liebevoll neben sich aufs Sofa, sacht ihre Hand streichelnd, während sie berichtete.

Gegen Abend, kurz bevor die Mädchen heimkamen, war Fräulein Schrader, eine Bekannte Frau Meinhardts, bei dieser erschienen. Sie wollte nur mal eben im Vorbeikommen guten Tag sagen, hatte sie erklärt, und schauen wie es der lieben Familie gehe, aber Frau Meinhard ahnte gleich, sah der Besucherin am Gesicht an, daß sie von irgendeiner Neuigkeit vollgeogen war wie ein nasser Schwamm.

Das kam zwar bei Nöschchen Schrader öfter vor und war nicht weiter verwunderlich. Sie war eine lebendige Skandal-Chronik, hatte immer etliche Händchen über ihre Mitmenschen auf Lager, die sie eifrig aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit weitererzählte, überall sich geloben lassend, daß das Anvertraute nicht über die vier Zimmerwände hinausgehe. Die Reinhard-Mädchen hatten sie teils ihrer giftigen Zunge wegen, teils weil sie immer ein großes Granatkreuz an einer Kette um den Hals trug, die Kreuzotter getauft und bewerteten sie als Intrigantin und leichtfertige Klatschbabe sehr niedrig.

Es zeigte sich bald, warum die Kreuzotter die Familie heute Abend noch beehrte.

Seufzend und augenverdrehend fragte sie, wie das liebe Gretchen es aufgenommen, daß ihr Herzliebster sich anderweitig verlobt habe. Aber vielleicht sei das gute Mädchen so verständig, einzusehen, daß der Assessor

eine reiche Frau haben müsse, um aus seiner bedrängten Lage herauszukommen, die, wie sie natürlich im strengsten Vertrauen verraten wolle, in letzter Zeit wirklich trostlos gewesen sei. Denn da er sich nicht nach der Decke strecken könne und den flotten Cavalier spiele, habe er Schulden über Schulden gehabt, so daß ihm jetzt das Wasser an der Kehle gestanden sei, und er sich schleunigst durch Vermittlung seines Hauptgläubigers eine reiche Braut als Rettungseengel angeschafft habe.

Das junge Mädchen sei so verliebt in ihn und wie auch ihre eitle Mutter so stolz auf den eleganten Bräutigam, daß sie über einige Flecken in seinem Betragen bereits seit Jahren anderweitig heimlich verlobt war, was eine wohlmeinende Freundin — die Kreuzotter verriet durch ein selbstgefälliges Lächeln, wer diese gewewen — für ihre Christenpflicht gehalten, ihnen zu hinterbringen.

Am Sonntag sei nun sehr üppig und festlich in der neuen Stadtwaldvilla von Rontner Lehmacher die Verlobung gefeiert worden und in sechs Wochen sei die Hochzeit.

Die Kreuzotter sprach so bestimmt und wußte so viele Einzelheiten, daß sowohl Frau Meinhard wie die dazu kommende Gertrud nicht an der Wahrheit zweifelten.

(Fortsetzung folgt.)



Das Ehrenggrab zweier bayrischer Offiziere an der lothringischen Grenze.

## Der weiße Rabe im Hohen Venn.

Von Alb. Bonjean.

Autorsierte Übersetzung von Alph. Derho.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Von einem Artikel einer Aachener Zeitung, die vom Vorhandensein eines weißen Rabens auf Schloß Hennecourt an der Somme berichtete, wollen wir nicht sprechen. . . . Das alles ist möglich, eigentlich — da du selbst das Phänomen gesehen hast! Also, dein weißer Rabe existiert wahrhaftig, er scheint vor deiner Augen gesetzt zu sein, er scheint deiner zu spotten. . . . Wie werden wir nun des Tieres habhaft? That is the question, würde der Engländer sagen. Doch, ich will dich nicht länger auf die Folter spannen. . . . Ich habe meine Naturgeschichten nachgelesen, seitdem ich dich nicht mehr sah, und über manches nachgedacht. Ist dein weißer Vogel tatsächlich ein Rabe, dann wird er nicht mehr oft krähen. . . .

Als Marville dies hörte, fühlte er sich erleichtert; er hatte geduldig der Dissertation des Botanikers zugehört und beinahe freudig rief er nun aus:

„Endlich wird die Alte den Mund halten müssen und ich behalte recht, dem Aberglauben gegenüber.“

„Die Alte! . . . Was soll das?“ frug erstaunt Fechir.

„Ach, ja! Ich habe es dir noch nicht gesagt. Was du für eine

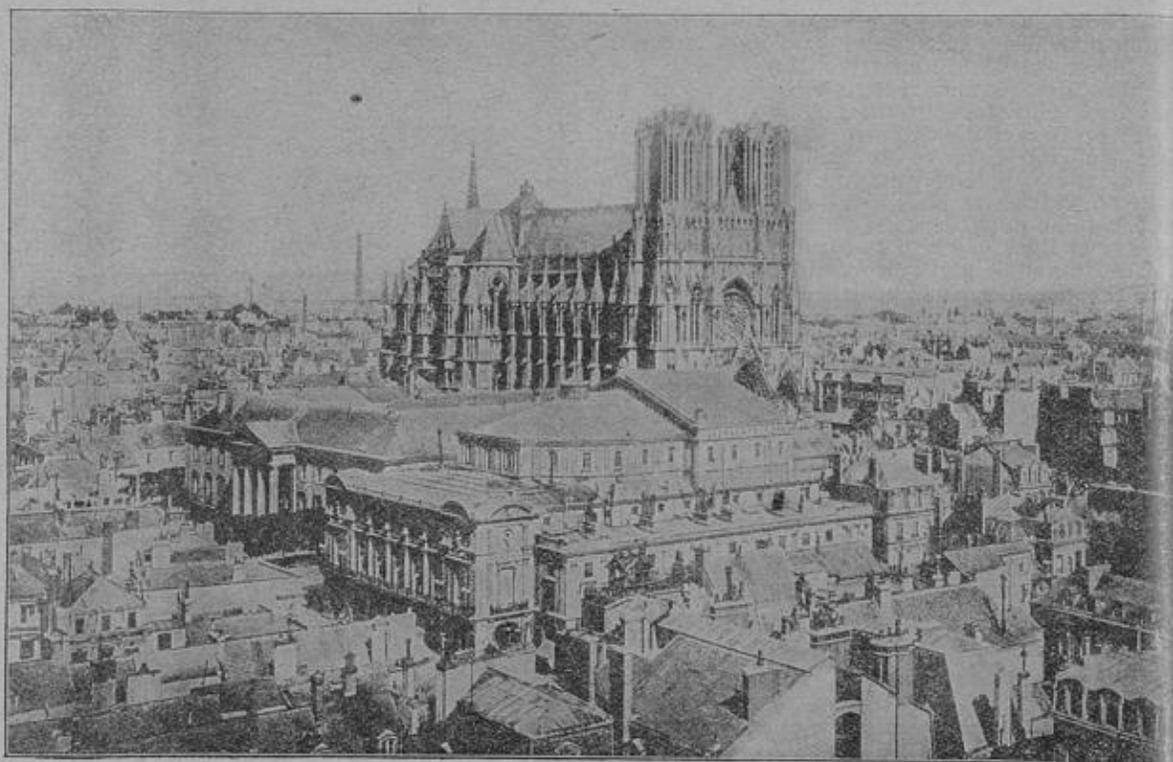
Jägerlaune hieltest, betrachtete ich als eine zu erfüllende Pflicht. Du sollst alles erfahren. Vor einigen Wochen hatte ich in Dutrewarthe zu tun. Du kennst den kleinen Pfad an der Warthe, der sich den Berg hinaufschlingelt und an einer Wegekreuzung\*) mündet, wo zwischen einigen Tannen ein Kreuz errichtet ist, das an einen tragischen Todesfall aus dem Jahre 1744 erinnert. . . . Der Ort ist öde und einsam. Auf den gegenüberliegenden Höhen erblickt man, du weißt ja, die Kirchtürme von Weywerk und Champagne. An jenem Abend ging ich auf Robertville zu, rauchte meine Pfeife, und war wohlgenut, zufrieden mit meiner Tagesarbeit. Auf einmal, ohne daß ich sie vorher bemerkt hatte, ohne zu sehen, von welcher Seite sie gekommen, da stand die alte Macoir vor mir, — die Alte, die der Senfmann vergessen zu haben scheint. . . . Bonne nuthé, Jhan-Joseph! (Gute Nacht, Johann-Joseph), stöhnt sie mit ihrer schleppenden Stimme. Bonne nuthé, Cathronne (Katharina), Bonne nuthé! antwortete ich. Und ich wollte weiter gehen, ohne die Alte weiter zu beachten. Aber da faßte sie mich beim Mittel: Vos saves, Jhan-Joseph — fuhr sie weiter fort, und sie sah mich dabei so böshaft-schlau an — j'ai voyu hù l'blanc coirbà. (Ihr wißt, Johann-Joseph, ich habe heute den weißen Raben gesehen.) L'blanc coirbà? frug ich. Aye . . . i cuignéve vè les sapins d'ol Rubiveio, duseu l'molin . . . Nos arans, d'avant l'Tehandleuse, one grande guerre, Jhan-Joseph! (Ja . . . er flog den Tannen von Robertville zu, oberhalb der Mühle . . . Vor Maria-Lichtmess haben wir einen großen Krieg, Jhan-Joseph) Diese sonderbaren Worte weckten eine Erinnerung, an die ich lange Jahre nicht mehr gedacht hatte. Mein Großvater — lange ist es schon her — erzählte mir, daß manchmal ein weißer Rabe auf dem Hohen Venn erscheint und daß sein Erscheinen von den Bauern als das Vorzeichen eines großen Unglücks betrachtet wird. Dieses Unglück kann nur abgewendet werden, indem ein geschickter Jäger — und das gelingt dem besten nicht — vor Allerseelen den weißen Raben erlegt. Diese Erinnerung frischte andere auf, und so war ich etwas befangen, als von den Lippen der Alten noch die Worte fielen: Aye — Aye, Jhan-Joseph, on men'ret co bein do bisteu ózes Fagnes, d'avant d'pissè l'blanc coirbà — aye — aye — (Man wird noch viel Vieh zur Weide nach dem Venn treiben, ehe der weiße Rabe erlegt ist!) Und ohne

\*) Wegekreuzungen galten früher als Sammelpunkte der „Seren“.

ein Wort mehr zu sagen, trabte die Alte, als sei sie erst 20 Jahre alt, der großen Heide von Dutrewarthe zu. Aus dem Tannendunkel in welchem sie schließlich verschwand, hörte ich noch lange, in der Abendstille, ihr spöttisches Lachen — sie lacht ja wie ein Hund hustet. Das war mir zuviel! Die Macoir, und mit ihr der Aberglaube, dem sie personifiziert, forderten mich heraus. Es soll nicht etwa gesagt werden, dachte ich, daß die Alte recht hatte. Hat sie tatsächlich einen weißen Raben gesehen, dann wird das verfluchte Tier mit dem Leben seine Sonderfarbe bezahlen. Ich erklärte, binnen acht Tagen ihn von der höchsten Tannenspitze niederknallen zu wollen, und sollte ich Tag und Nacht auf dem Anstand ausharren. . . . Das Weitere ist dir bekannt, Fechir. Tag folgte auf Tag. Wochen vergingen. Ich vergeudete meine Zeit und mein Pulver, und der weiße Rabe lebt noch! Ich kann das Gebiet von Dutrewarthe nicht mehr betreten, ohne an irgend einer Wegekreuzung der Alten zu begegnen und dann ruft sie mir mit ihrer medernden Stimme entgegen: „Aye — aye — aye, Jhan-Joseph!“

„Ach! — So ist die Sache!“ sprach nun Fechir. „Dem Aberglauben bekämpfen — das gefällt mir besser, als dem Sport dienen. Wer siegen wird? meinst du wohl. Warte nur bis übermorgen!“

Und als fürchtete er Türhörer, rückte Fechir dem Jagdhüter näher. Ihre Köpfe berührten sich beinahe. Dann begannen



Die Kathedrale von Reims und ihre Umgebung.

mit gedämpfter Stimme eine Unterhaltung, furchtbar geheimnisvoll, die mir dann und wann durch ebenso geheimnisvolle Zeichen unterbrochen wurde, die mit ausgebreiteten Händen Fechir zur Aufklärung gab, oder indem er mit dem Zeigefinger auf dem Tische einen Plan entwarf.

Das Bild, das jetzt die Bauernstube bot, war ein ganz andersartiges:

Im schwachen, wackeligen Lichte des Lämpchens, das am Querbalken der Zimmerdecke eingehakt war, erschienen auf den weißgefärbten Wänden die Schattenbilder der beiden Männer — geisterartig. Hin und her wankten die Silhouetten, bald in gebückten Stellungen, bald hoch aufgerichtet, mit den Händen lebhaft gestikulierend. Die herumliegenden Bücher, die primitiven Möbel, die Rabe, die auf einem zerrissenen Folianten saß und „spann“ während die alte Hausuhr langsam und feierlich den Takt dazu schlug — besonders die eigentümliche Toilette des Hausherrn, der ein großes Wolltuch der seligen Mutter um die Schulter geschlagen hatte, — das alles gab dem Raum ein wunderliches Aussehen.

Und es muß etwas ganz Wichtiges gewesen sein, was der Botaniker da dem Jagdhüter auseinandersetzte. Fechir sprach immer leiser und Marville riß die Augen immer weiter auf; kaum daß er einen halblauten Ausruf wagte, oder durch ein freudiges Knurren seine Zustimmung bekundete.

Es schlug 10 Uhr — 11 Uhr — dann meldete aus dem großen eichenen Kasten die Uhr mit dröhnender Stimme Mitternacht — die Geisterstunde.

Die beiden Männer gaben die Unterhaltung auf. Marville war zufrieden. Sein Gesicht glänzte vor Freude. Er reichte seinem Freunde die Hand und schickte sich dann heimwärts zu gehen.

Fechir geleitete ihn bis zur Türschwelle, und als er die Haustür schloß, flog, aufgeschreckt, das Käuzchen aus dem Laub der großen Hede.

Kroa!... Kroa!... Kroa!

Marville wandte sich nicht einmal um.

### III.

#### Auf der Jagd.

Zwei Tage später, noch ehe die Sonne aufging, zogen fünf Männer, das Jagdgewehr auf dem Rücken, auf Ovisat zu.

Im Dorfe schlief noch alles. Nur wenigen Kammen entflohen weißliche Rauchwolken. Um das Schulhaus, um die behaglichen Häuser schwebten noch die Morgennebel.

Es war empfindlich kühl, aber man merkte es bereits: der Tag konnte noch schön werden.

Nach und nach wurde es heller — am Horizont schimmerten nun die ersten Strahlen der Sonne, die bald den ganzen Gau mit ihrem flüssigen Lichtgold übergoß.

„Ich fürchte, wir haben uns verspätet,“ sprach eine Stimme, die wir als die Fehirs-erkennen.

„Und wer ist daran wiederum schuld?“ antwortete eine andere im Kommandotone. „Kein anderer als dieser unverbesserliche Träumer, dieser Marcel! Denkt mal! Am Hause von Bronlet warteten wir eine volle Stunde auf ihn — und was tat während dessen der Mensch? — Er lehnte an einer Tanne und schmiedete Verse!“

„Ich tue es nicht mehr“, unterbrach reuevoll Marcel.

„Schweige nur — Schweige nur! Du wirst nie mehr als ein Jäger zwanzigster Güte!“ rügte weiter die erste Stimme.

Durch eine Handbewegung gebot Fehir Ruhe und dem Führer gehorchte die Karawane.

Schweigend ging nun die kleine Truppe weiter bergauf, bergab, längs der Tannen am Montis, durch Brandwege, die rechts und links von Ameisenkolonien eingefasst waren, drang in den dichten Wald, zog an verlassenem Halben vorbei — Ueberreste einstiger Bohrversuche nach Kohlen — wanderten bald im Schatten großer Buchen, bald auf der freien Heide, wo hier und dort noch einige Erikasträucher blühten. Ab und zu konnte der „Träumer“ einen Ruf der Bewunderung nicht unterdrücken, obwohl sein Begleiter wachte:

„Schweig! Unglückseliger! Schweig! Jetzt heißt es aufpassen, mehr denn je!“

Der Dichter-Nimrod bückte sich nach seinem Freunde und flüsterte ihm ins Ohr: „Schweige du selber — deine Zunge bewegt sich wie der Schwanz eines Kastors, der flußaufwärts schwimmt.“

Die zwei Freunde, Leo und Marcel, waren aus Berviers und hatten seit Jahren zusammen eine Vennjagd gepachtet. Dort lagen sie so regelmäßig dem edlen Waldwerk ob, daß die Vennbauern behaupteten, „die beiden hielten ihre Ostern im Herbst an der Baraque Michel.“ Die anderen Teilnehmer an der Expedition waren Fehir, Marville und ein preussischer Förster, ein gar ernster Mann, der wenig sprach und noch weniger lachte. Ein bemerkenswertes Ensemble von Physiognomien, von Typen und Trachten! Fehir, der Mann mit dem sanften Gesicht, verbarg schlecht und recht unter seinem Mittel einen Gegenstand, der ausah wie eine Schachtel. Der Förster trug seine schmutz grüngraue Uniform, Marville eine Kleidung halb Bauerntracht, halb Jägertracht; einer der belgischen Jäger hatte über Kopf und Stirne eine Ottersfellmütze gezogen, der andere trug einen breitkrämpigen Filzhut — auf seiner Nase tanzte ein Kneifer wie ein Sonntagsreiter auf einem bodenden Gaul, während hinter den Gläsern zwei Luchsaugen leuchteten. Und wenn die Sonnenstrahlen die Gruppe trafen, da zeigten die Farben ein wunderliches Spiel, da boten die Linien der Gestalten und Trachten ein wunderliches Bild....

Plötzlich blieben die Jäger stehen. Man war an der Pforte des Waldes angekommen, ganz nahe am Venn, an einem sanften Abhang.

Der Ort war einsam und reizend, eine Pflanzung mit spärlichem Jungeichenwuchs und einigen Wacholderstäuden, rund herum Buchen, in deren Blättern der Morgenwind säufelte, durch deren Gezweig das Sonnenlicht wie durch ein Sieb drang und auf dem Boden allerlei Schattenbilder zauberte. In der Mitte, lose zusammengefügt, eine Laubhütte, deren Pfähle tief in einer Grube staken. Trockene Blätter in der Grube aufgeschichtet. Dürres Laubwerk bildet die Bedachung der Hütte.

Marville entfernte einige Äste und kriecht in die Laubhütte. Der Förster wählt 20 Meter weiter, einen Beobachtungsposten hinter einer Buche. Die beiden Belgier verbergen sich zwischen mannhohen Farnen, der eine an einer Tanne, der andere an einer verkrüppelten Birke. Fehir bleibt in der Nähe der Hütte. Leise, ohne ein Wort zu sprechen, fängt er die Äste wieder zusammen, die Marville auseinander gezerrt hatte. Dann holt er ganz behutsam die Schachtel, die er unter dem Mittel trug, hervor und entnimmt derselben ein...

... lebendes Käuzchen. Das Tier schlägt zwar mit den Flügeln, aber es gelingt Fehir doch, es auf dem Rücken liegend auf dem Dache der Hütte festzubinden. Noch einen Blick, um sich zu überzeugen, daß alles in Ordnung ist, daß jeder auf seinem Posten steht, und Fehir verschwindet auch... Dann hört man fünf Gewehrhähne aufschlagen — es wird geladen. Die Hütte mit dem Lodvogel ist wohl bewacht; tief in ihrem Innern sitzt Marville, die anderen Jäger umkreisen sie...

Heller Tag ist es geworden. Wie ein Vorspiel zur Symphonie des Vennlebens summen Insekten aller Art — 33—33—33... Im Laube der Eichenbüschen wagt ein Rotkehlchen einen Triller... Unten, wo ein Vennbach über Steine plätschert, erscheint zwischen dem Grünen der Farnen ein junges Reh, es hebt den schönen hellbraunen Kopf empor, labt sich am frischen Quell, blüht noch einmal nach rechts, nach links, und verschwindet, leichtfüßig...

Marville, Fehir und der Förster lassen sich nicht durch die Poesie des sonnigen Morgens beeinflussen. Eine halbe Stunde lang hielt Leo — der doch von der Fußsohle bis zum Scheitel ein waderer Junger Nimrods ist — es aus, dann ließ er sich in Versuchung führen: um ihn herum hingen an den Stauden noch so manche überreife Waldbeeren... Erst eine pflückte er, dann noch eine, und dann — l'appetit vient en mangeant. Marcel hatte drei Minuten lang die Flinte schußbereit gehalten, dann fiel sein Blick auf das arme Käuzchen, das auf dem Dache der Laubhütte in Fesseln liegt! Armes Tier! Wie leicht schreien im Neste die Kleinen nach Nahrung! Und die Sonne glänzt am Himmel so herrlich — doch für alle Kreaturen... Und der Bach, der von den Vennlegenden plaudert — und der Wind, der in den Blättern sein Morgenlied singt!... Da hört

man von oben her ungewohnte Töne. Marcel hebt den Kopf und entdeckt oben in den Lüften kleine Punkte in regelmäßigem Dreieck. Wandervogel ziehen südlicheren Gestaden zu. Das Bild weckt bei ihm Erinnerungen an den schneebedeckten Norden, an Fjorde und stille Seen... Dann wandert des Dichters Geist südwärts und zaubert vor seinem Auge blumenbesäete Täler, die ganze tropische Vegetation. Und während Leo bedauert, keinen von den Sangheinen niederknallen zu können, zieht Marcel aus seiner Tasche ein Notizbuch um darin einen Vers zu notieren, das Glied eines zukünftigen Gedichtes...

Unser sonderbarer Jäger schrieb noch, da knallt eine furchtbare Salve: vier Schüsse, und doch nur einen Knall! So geschickt hatten die Jäger geschossen! Aus vier Kehlen ein Hurra! — wie Indianergeheul. Aus ihren Berstedden eilen vier Jäger herbei, das Gewehr, dessen Lauf noch raucht, in der Hand, den Kopf vornüber gebeugt, den Boden absuchend... Aus der Laubhütte ist Marville bereits herausgetreten. Auch er sucht den Boden ab...

Die Schrotgeschosse haben das Dach der Hütte vernichtet.



Typische Gestalt aus dem Volk in Suwalki.

Das Aussehen dieser Leute gibt ein Bild von der Verarmung unter russischer Herrschaft.

Das Käuzchen liegt, von zahlreichen Körnern getroffen, in den letzten Zuckungen am Boden. Der weiße Rabe aber, der verdamnte weiße Rabe ... wo war er denn?

Eine Zeit lang suchten die fünf Jäger schweigend auf dem Boden herum. Dann löste ein Millionendonnerwetter das Schweigen: Der Förster und der Jagdhüter stritten über die Stelle, wo der weiße Rabe gefallen sein mußte. Fortgeflogen war er nicht, das wußte jeder, ergo: irgendwo mußte der Balg liegen. Und finden mußte man ihn, sollte man dafür den ganzen Tag mit den Fingern den Boden aufwühlen ... Das war leicht gesagt!

Mehrere Stunden lang wurde gesucht, jedoch vergebens. Noch nicht den Feszen einer Feder fand man. Ganz entmutigt kehrte man schließlich nach Dvifat zurück.

Der Leser wird leicht erraten, was geschehen war: Brehm sagt, daß es eine unfehlbare Methode gibt, die Raben zu locken und dann niederzuschießen. Eine unerbittliche Feindschaft besteht nämlich zwischen Rabe und Käuzchen. Letzteres versteht es, seine Eigenschaft als Nachtvogel auszunutzen, um über die junge Rabenbrut herzufallen. Gerät aber ein Käuzchen in Not, dann wehe ihm! Dann stürzen sich die Raben haufenweise auf den wehrlosen Feind. Feschir hatte diese Umstände geschickt benutzt.

Das angebundene Käuzchen hatte seine „Schuldigkeit getan“ — nicht minder die vier Jäger. Aber: Hat am Ende doch die alte Macoir recht behalten? ... War der „weiße Rabe“ doch den Kugeln entgangen? ... Marcel, der Dichter, behauptete zwar, daß seine vier Jagdgenossen auf ein weißes Wölkchen geschossen hätten. Aber seine Freunde spotteten seiner Rede:

Jägerlein, Jägerlein! Schmie-  
det man Verse, wenn man auf  
dem Anstand steht — Jägerlein,  
Jägerlein!

## IV.

## Die Kralle.

Winter ist geworden. Die Abende sind lang. Draußen toben die Schneestürme und das hohe Bemm ist verlassener, denn je. Marville sitzt in der Stube und raucht ein Pfeifchen nach dem andern. Ein glücklicher Mann, der Jhan-Joseph — sagen die Leute. Freilich, aber: daß keiner in seiner Gegenwart es wagt, vom weißen Raben zu sprechen! Dann runzelt Marville die Stirne und aus ihm ist es mit der Gemütlichkeit!

Verschiedentlich war der Jagdhüter von Nachbarn beobachtet worden, wie er in der Waldlichtung den Boden absuchte. Von Weitem sah man die lange, hagere Gestalt über dem Boden gebückt, als wolle der Mann eine Pflanze untersuchen oder als spähte er nach Hasen Spuren. Nun wußte man, daß Marville nie für Botanik geschwärmt hatte, und Hasen Spuren waren schwerlich dort zu finden, denn Meister Lampe liebt die Nähe des Hochwaldes nicht. Anderes also war es, was der Mann dort suchte.

Seit einiger Zeit machte sich Marville bittere Vorwürfe. Der Siegestaumel seiner Jagdgenossen hatte ihn damals hingerissen und seine Ruhe hatte ihn verlassen ... Und so hatte der alte Nimrod versäumt, auf die Richtung Obacht zu geben, wohin der tote Rabe fallen mußte! Aber heute, heute schwor er: Das verdamnte Vieh muß ich wiederfinden, und sollte ich dafür das ganze Bemm mit den Händen umgraben!

Eines Tages schien er nahe, dem Ziele seines Sehnsüchtes angelangt zu sein. Als er zwischen Bemmmoos und gefallenem Laub wühlte, fand er eine schwarze Vogelkralle, an der noch Feszen Fleisch haften, die allem Anscheine nach gewaltsam vom Vogelleib abgerissen worden waren. Mit zitternder Hand hob Marville den Fund auf ... sein Herz klopfte hörbar. Er untersuchte die Kralle gründlich und mit dem Ergebnisse seiner Prüfung schien er befriedigt zu sein, denn verschmüht lächelnd legte er den Fund in einen besonderen Abteil seiner Jagdtasche und nahm leichteren Fußes den Weg nach Dvifat wieder auf.

An der Biegung des Weges der zur Höhe führt, stand Marville plötzlich der alten Macoir gegenüber.

„Dié wade, Jhan-Joseph!“ (W'üt Gott!) sicherte die Alte.  
„... Et l'blan coirbá? — aye, aye, aye, Jhan-Joseph, aye,

aye, aye!“ (... Und der weiße Rabe? ha ha ha, Johann-Joseph, ha ha ha!)

Ohne die Antwort des Jagdhüters abzuwarten, trottete die Alte weiter und verschwand bald hinter den hohen Feden der Wiesen.

Marville, im ersten Augenblicke verblüfft, rief ihr dennoch mit Donnerstimme nach:

„Lu blanc coirbá est moirt, et bein moirt eist' si! — Vout-co voie on bo'et du s'patto, viho macralle?“ (Der weiße Rabe ist tot, mausetot, diesmal — willst du ein Stück seiner Kralle sehen, alte Heze?)

Auf sein siegesfrohes Rufen erhielt er aber keine Antwort. ... Als Marville bei Feschir eintrat, dem er die gefundene Kralle zeigen wollte, war die Jagdtasche ... leer!

\* \* \*

Die Legende vom weißen Raben ist auf dem hohen Bemm noch nicht ganz verschwunden. Die Bemmleute haben einen „festen Glauben“, dem konnte die von Marville gefundene Vogelkralle von so zweifelhafter Herkunft keinen Abbruch tun. Sind nicht die „weißen Raben“, wie die Gespenster, vor den Gewehr-  
kugeln der Menschen gefeit? ...

Doch — d e r Gläubigen werden immer weniger.

Das moderne Leben wandelt ganze Gauen um — verschleucht Wäldelmännchen aus den dunkelsten Schluchten und Nizen aus den tiefsten Brunnen — verschleucht gar unsere Traumgebilde ...

Das Dampfroß untreut heute das hohe Bemm und hängt, gleich weißen Fähnchen, weißstledige Wölkchen an den Aesten des Tannenforstes ... die dann geheimnisvoll im Dunkel des Waldes flattern. Die Dampfspitze durchschneidet die einsame Ebene ... am Dabbah hört man nicht mehr das Gejohle der Heren. Die grellen Feuer der Lokomotivlaternen verjagen die Freischüter ...

Die Zeit der weißen Raben — 's war doch eine schöne Zeit! Gelt! Großmutter!

## Der Schneider von Wittfallen.

Eine Skizze von der Ostgrenze.  
Von August Johanns.  
(Nachdr. verboten.)

Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang,  
Die Stimmen erhebet zum männlichen Gesang!  
Der Freiheit Hauch weht kräftig durch die Welt,  
Ein freies, frohes Leben uns wohlgefällt.

So schallt es voll Begeisterung aus den Kehlen der stolzen Vaterlandsverteidiger, die heute das ostpreussische Heimatdorf verlassen, um freudig des Kaisers Ruf zur Fahne zu folgen. Alles, was laufen kann, begleitet sie zum nahen Bahnhof: alt und jung, groß und klein, vornehm und gering. O, was ist aus diesen sonst so wenig beachteten schlichten Bauersleuten, Tagelöhnern und Gutsknechten heute auf einmal geworden! — Soldaten — Krieger.

Unter der uralten Dorfsinde steht Thomas Pented, der Schneider von Wittfallen, und folgt dem bunten Zuge mit traurigen Blicken. Er darf nicht mit, denn er hat ein lahmes Bein. Zu Hause in der Werkstatt muß er hocken, während alle seine ehemaligen Schulkameraden gewürdigt werden, ihr Bestes dem Vaterlande zu opfern. — Trauriges Loos für einen Mann, in dessen Brust so ein tapferes, deutsches Herz schlägt, wie er es besitzt.

„Nu, Thomas, man immer ran und mit! Der Kaiser braucht auch Soldaten mit Schere und Nadel!“ ruft spöttlich der lange Peter Milach, wohl der stattlichste von allen im Zuge. Und die Trine Guffenat, seine Braut, läßt augenblicklich ihr Weinen, um unter Tränen laut aufzulachen über diesen großartigen Wis. — Dunkle Blut steigt dem Lahmen ins schmale, bleiche Gesicht. Wie schneidet ihm dieses Lachen in die Seele! Berlegen tritt er in den Hinterrund und senkt in sich hinein. —



Die Kirche in Suwalki.

Nur sie lacht, weiter niemand, nur die Trine, die ihm doch einmal so sehr nahe gestanden, die er über alles geliebt und die ihm ihr Wort gegeben. Ach, das ist Jahr und Tag her. — Aber wird die Wunde jemals völlig verheilen in Thomas Penteds Herzen? — Ganz hinten im Zuge schreitet ernst und sorgenvoll Peters Schwester Linchen, ein schlankes, blondes Mägdlein mit gutem seelenvollen Gesicht.

Sie steht den lahmen Schneider unter der Linde stehen und ahnt wohl, was ihn so mit Schmerz und Bitterkeit erfüllt. Sie nickt ihm zu, steht auf einmal bei ihm, reicht ihm die kleine, feste Hand und spricht mit glöcklicher Stimme:

„Thomas, ich weiß, daß du ebensoviel Mut und Vaterlands-Liebe besitzt wie sie alle. Ich laß dich nachfühlen, daß es dir schwer fällt, zurück zu bleiben. Aber wir müssen doch hier im Dorf auch besorgte Männer haben. Wer weiß, wie noch alles kommt!“

Da leuchtet es voll freundiger Dankbarkeit auf in des Verwundeten Augen, und gern hätte er es dem guten Mädchen gesagt, wie sehr ein Trost ihm ihre Worte seien. Doch schon ist Linchen wieder fort.

Sieg auf Sieg im Westen, bewundernswerte Heldentaten auch hier im Osten. — Dennoch erfüllt heute in Wittkallen alle Gemüther Grausen und Entsetzen: der Russen Uebermacht hat die tapfere Grenzwehr verdrängt und flutet ins Land. Drei Dörfer sollen bereits eingeäschert sein. Von fürchterlichen Greuelthaten wird berichtet. — Die tränkliche Frau Milach, die mit Linchen auf dem Moorhof allein wirtschaftet, seit der Peter im Felde ist, erleidet vor Aufregung einen Schlaganfall. Ihre rechte Seite ist gelähmt. Wie tot liegt sie auf ihrem Lager. — Weiber und Kinder verlassen in heillosen Angst das Dorf. Nur wenige mutige Männer bleiben zurück.

Auch der lahme Schneider will ausharren bis zuletzt. Rastend und helfend ist er überall zur Hand, wo es nötig erscheint.

Zum Moorhof, der ein paar hundert Schritte hinter dem Dorf liegt, eilt er jetzt, um auch Linchen hilfreich zur Seite zu stehen. — Da ein Trupp preussischer Infanterie, zehn, zwölf Mann, Staubbedeckt, verschmudzt die feldgrauen Uniformen. Die Mehrzahl der Leute ist verwundet. — Aufgrieben die ganze Kompanie. Diese wenigen haben sich mit genauer Not bis hierher gerettet. — Der Feind ist ihnen auf den Fersen. In den Wäldern wollen sie Schutz suchen. — Sofort erklärt der lahme Schneider sich bereit, ihnen als Führer zu dienen. Noch ein anderer will diese Rolle übernehmen, ein zerklumpter, nicht gerade vertrauenerweckend aussehender Gesell, der plötzlich wie von ungefahr am Wege steht.

Gottlob, man erreicht durch Moor und Sumpfland den schlängelnden Fichtenwald. — Der Zerklumpte ist unterwegs verschwunden, vielleicht, weil ein Gendarm sichtbar wurde.

Als Thomas Pented das Dorf wieder erreicht, da sieht er fast keine Menschenseele mehr. Wie des Todes düsteres Schweigen lastet es über den verwasteten Stätten. — Hier und da nur das Brüllen eines hungrigen Kindes, das ängstliche Wiehern vergebener Pferde. — Auch der Moorhof scheint verlassen und verödet zu sein. — Doch nein! — Die schwerkrankte Bäuerin liegt stöhnend auf ihrem Lager, und Linchen kniet betend an ihrer Seite. — Leise, ganz leise tritt der lahme Schneider ein. Keine Spur von Furcht verrät sein ehrliches, schweißbedecktes Gesicht.

„Linchen“, spricht er mit fester, beruhigender Stimme, „Linchen, wir werden deine Mutter forttragen. Ich helfe, dann geht es. Im Forsthaus seit ihr sicher. Nur schnell; Zeit ist nicht zu verlieren.“

„Ach Gott, Thomas — zu spät!“ schreit das Mädchen auf, noch ehe er den Satz vollendet hat. „Sieh doch, sieh! — da — die Staubwolke auf der Landstraße! — Pferde — Reiter! — Das sind Kosaken!“

Der Schneider tritt ans Fenster: Ist das nicht jener zerklumpte Keel, der dort den Reitern entgegensteht? — Bei Gott — russische Kavallerie! —

Linchen will nicht von der Seite ihrer Mutter weichen, trotzdem Thomas sie beschwört, das Haus zu verlassen. Er werde bleiben. — Jetzt ist es zu spät. — Vor dem Moorhof machen fünf Reiter Halt. — Schon stürmen sie säbelkräftig ins Haus. — Auf Thomas stürzen sie sich. Mit rohen Fäusten zerren sie ihn hinaus. — Der Zerklumpte muß es ihnen verraten haben, daß er die Preußen geführt hat. — In gebrochenem Deutsch verlangt ein Unteroffizier von ihm, auch ihnen auf der Stelle als

Führer zu dienen. Würden sie die Flüchtigen nicht erreichen, dann hängten sie ihn an den ersten besten Baum, nachdem sie ihm Ohren und Nase abgeschnitten. — Und da steht grinsend der Keel in Lumpen im Hintergrund. — Eine Ausrede gibt es also nicht. — Was soll Thomas tun? — Nur nicht zum Verräter werden! Nein, lieber den qualvollsten Tod. Stolz richtet er sich in die Höhe und erwidert laut und bestimmt — so laut, daß das schredensbleiche Linchen es drinnen hören kann —: „Ich verrate meine Landsleute nicht! Wollt ihr mein Leben, so nehmt es. Dann sterbe ich für's Vaterland.“

Der Unteroffizier stößt einen grimmen Fluch aus; seine Klinge fliegt aus der Scheide; drohend schwingt er den blanken Stahl über des Schneiders Haupt und wiederholt seinen Befehl. — Thomas Pented bleibt fest. — Da faßt die Klinge hernieder. — Er weicht aus. Der Hieb trifft ihn nicht mit voller Wucht, aber er erhält doch eine klaffende Stirnwunde und stürzt in die Kniee. — Zum zweitenmal holt der Russe aus. Aber da wirft Linchen Milach sich dem Wüterich entgegen mit gefalteten Händen und fleht um Gnade. In dieser Minute ist es ihr zur Gewißheit geworden, daß sie den tapferen Mann, der sich ihnen als wahrer Freund erwiesen, über alles lieb hat. Darum achtet sie des eigenen Lebens nicht, um ihn zu retten. — Der Unteroffizier stutzt, schaut sie an wie ein Wesen aus anderer Welt — stößt dann abermals einen greulichen Fluch aus und scheint willens, ihnen beiden den Todesstoß zu versetzen. — Doch es kommt nicht dazu. — Vom Walde her knattert Gewehrfeuer. — Preussische Landwehr rückt an. — Von panischem Schrecken ergriffen, eilen die fünf Russen an ihre Pferde. — Wenige Minuten später ist die grimme Horde davongeraust, wie das wilde Wetter. Man sieht nur in der Ferne noch eine gewaltige Staubwolke.

Linchen hat Thomas Penteds Wunde verbunden. Sie ist nicht lebensgefährlich. Aber eine Ehrenmarke wird er behalten bis an sein Ende, und jeder wird es erfahren im Dorf, daß auch er kühn dem Tode ins Auge geschaut, daß auch er geblutet fürs heilige Vaterland. — Und ein süßer Lohn winkt dem tapferen Schneider von Wittkallen für seine mutige Tat: Linchen Milach wird sein Weib werden, wenn die Friedensglocken läuten. Die Wunde seines Herzens ist jetzt geheilt. Heute weiß er erst, was Liebe bedeutet.

Tags darauf finden aus der Stadt zurückkehrende Flüchtlinge einen toten Menschen am Wege — einen Mann in Lumpen. Zwei Schüsse hat er im Rücken. — Sollten die Russen ihm seinen Dienst so gelohnt haben? Oder rafften ihn die Gewehrgeschosse der preussischen Landwehr dahin, als er den Reitern folgte? — Niemand weiß es.



General Rusjko,  
Führer der russischen Hauptmacht  
in Galizien.

## Die Mutter eines deutschen Helden.

Mein lieber Sohn, mein einz'ger Sohn,  
Er muß' hinaus ins Feld.  
„So ziehe hin, mein teures Kind,  
Und sterbe als ein Held!“

So rief ich zu dem einz'gen Sohn;  
Der Abschied war mir schwer;  
Noch einmal klang sein Lebewohl, —  
Dann sah ich ihn nicht mehr. —

Ich flehte heiß zum Himmelszelt:  
„O Vater, schütz' mein Kind!  
D, hilf ihm, wenn die blut'ge Schlacht  
Im Feindesland beginnt!“ —

Da, — horch! — Was klopfet an die Thür? —  
Ein Bote tritt herein,  
Bringt einen Brief vom Kampfesfeld,  
Der muß vom Sohne sein! —

O nein, — er ist von fremder Hand,  
Ist nicht von meinem Kind: —  
Vielleicht des Kindes Namen nur  
In diesem Brief ich find — —

Da steht's — o lest: „Der tapf're Sohn,  
Er kämpfte wie ein Held,  
Ihn traf der blut'ge Todespfeil  
Vor Lütlich auf dem Feld.“ —

So starb das einz'ge, teure Kind,  
Schwer ist's für's Mutterherz;  
Doch — wer den Heldensohn erzieht,  
Ist selbst auch stark im Schmerz.

Maria Westler.





## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Begeisterung ist aus Gott ein Funken;  
sie ruht gleich ihm voll Schöpferlust;  
ganz ins geliebte Werk versunken,  
und schwebt doch drüber klar bewußt.

\*

Wer ein Herz hat für das Schöne, der  
findet bald überall Schönes.

**Deutsche Konzertstatistik.** Interessante  
Angaben über die Zahl und Art der Kon-  
zertveranstaltungen im Winter 1913/14  
bringt eine Statistik, der zufolge Berlin mit  
1262 Konzerten wiederum eine Zunahme  
von etwa 50 Konzerten gegen das Vorjahr

ist es sehr schwierig, die Sternlein zu zählen,  
„die da stehen an dem blauen Himmelszelt“,  
und nicht viel leichter erscheint es wohl auch,  
die Zahl der Vögelin zu ermitteln, die da  
fliegen unterm mehr oder minder blauen  
Himmelszelt. Das Ackerbau-Minister der Ver-  
einigten Staaten hat sich aber doch an die  
Aufgabe gemacht, wenigstens annähernd  
ihre Anzahl im Gebiet der Union festzu-  
stellen. Es hat sich dabei auf im Juni vor-  
genommene Feststellungen von Jägern und  
anderen Naturfreunden verlassen, und aus  
deren Berichten ergibt sich nun, daß, ab-  
gesehen von den Späzen, die man nicht  
der Zählung für würdig hält, östlich vom  
Mississippi 2 025 000 000 gefiederte Be-  
wohner der Lüfte existieren, die in 889  
Arten vorkommen. Bei weitem am zahl-

fertig und waffentüchtig, und wenn die Lage  
es erfordert, so steht das Heer bereit, über-  
aus groß, stark an Ross und Mann; und  
auch in Friedenszeiten ist groß ihr Ruf und  
Ruhm.“

**Die Fingerabdrücke auf der Speisefarte.**  
Szene: Ein großes Speiselokal „Futter-  
zeit“ nach einem vor dem Lokal hängenden  
Plakat von 12 bis 4 Uhr. Es dürfte etwa  
halb 4 Uhr sein. Ein verspäteter Gast stürzt  
herein, entledigt sich seines Ueberrocks und  
nimmt Platz. Der Ober tritt auf: „Pilsner  
oder Münchner?“ Der Gast, sichtlich ent-  
rüstet: „Erst die Speisefarte!“ Der Ober  
bringt die Karte. Man sieht ihr an, daß sie  
heute schon durch viele Hände gegangen ist.



Ein Anbau des serbischen Königspalastes in Belgrad  
nach der Beschädigung der Hauptstadt von Semlin aus.



Das serbische Generalkabsgebäude in Belgrad nach der  
Beschädigung durch die österreichisch-ungarische Armee.

zu verzeichnen hat. In weitem Abstand  
folgt an zweiter Stelle Wien mit 603 Kon-  
zerten, dann schließen sich an München mit  
418, Hamburg mit 351, Dresden mit 309,  
Leipzig mit 295, Frankfurt mit 212 (gegen  
112 im Vorjahre), Breslau mit 183, Prag  
mit 160, Stuttgart mit 122, Karlsruhe mit  
83 Konzerten. Es ist überflüssig hinzu-  
zusetzen, daß diese Zahlen mehr für die  
gewerbliche Steigerung des Agentur-  
betriebes als etwa für die künstlerische Reg-  
samkeit der einzelnen Städte bezeichnend  
sind. Ist es doch allgemein bekannt, daß  
das Publikum namentlich den Solisten-  
konzerten fast teilnahmslos gegenübersteht  
und daß die Durchschnittsqualität dieser  
Veranstaltungen — zum Schaden der  
wirklich leistungsfähigen Künstler — das  
geringe Interesse der Öffentlichkeit durch-  
aus rechtfertigt. Indessen scheint die Zahl  
derer, die sich zum Konzertpodium drängen,  
trotz aller Warnungen und Einsprüche im-  
mer noch anzuwachsen, so daß vorläufig  
noch keine Aussicht auf eine Verminderung  
des Künstlerproletariats vorhanden ist.

**Vogel-Zählung in den Vereinigten  
Staaten.** Dem bekannten Volkslied zufolge

reichsten sind die Rotkehlchen, deren es  
100 000 000 gibt. Ueber das Gebiet westlich  
von dem genannten Strome liegen die Zah-  
len noch nicht vor. In einigen Gegenden  
wurde eine genaue Feststellung der brüten-  
den Vögel versucht, z. B. in Chevy Chase,  
einer Vorstadt Washingtons mit ländlichem  
Charakter. Dort wurden auf einer Fläche  
von zehn Hektar 159 Vogelnester mit Eiern  
gefunden.

**Tacitus über die Deutschen.** Die Frie-  
densliebe der Deutschen hat bereits im  
alten Rom Anerkennung gefunden. Kein  
Geringerer als Cornelius Tacitus hat sie  
uns bescheinigt. Man lese darüber in seinem  
Werk „De Germania“ im Kapitel 35 fol-  
gende Charakteristik der Deutschen nach,  
das gerade in diesen Tagen höchst „aktuell“  
ist. Es heißt da: „Ohne Vergrößerungs-  
sucht, ohne Uebermut, ruhig und still für  
sich, rufen sie keinen Krieg hervor und ver-  
wüsten keine Länder durch Raub und Plün-  
derung. Dies ist gerade der höchste, haupt-  
sächlichste Beweis ihrer Tugenden, ihrer  
Vortrefflichkeit und ihrer Macht, daß sie ihr  
Uebergewicht nicht durch Gewalttaten er-  
langen. Dennoch aber sind sie alle schlag-

Sauber ist — anders. „Ober! Bringen Sie  
mir eine Portion Fingerabdrücke!“ —  
„Fingerabdrücke!?? Ham wa nich!“ —  
„Na, was setzen Sie's dann auf die Karte,  
wenn's nich da is?“

**Becheiden.** Tochter des Hauses: „Son-  
ntag wird mein Bräutigam zum erstenmal  
bei uns speisen, Berta!“ — Köchin: „Wie  
lange kennen Sie den eigentlich schon,  
gnä' Fräulein?“ — „Zwei Jahre!“ —  
„Ach, ist das aber 'n becheidener Mensch,  
der meinige ist gleich am ersten Abend schon  
zum Essen gekommen!“

## Rätsel.

Das Erste ruht im Haupte,  
Die Letzten schafft die Hand;  
Doch ach, das Ganze raubte  
Schon manchem den Verstand.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.**

Regenbogen.

**Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.**  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redaktoren:  
L. Kellen, Bredeneh (Ruhr). Gedruckt u. heraus-  
gegeben von Fredebeul & Kornen, Ess'n (Munster).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 41

Sonntag, den 1. November

1914

## Antwerpen.

Von E. Kellen.

(Nachdruck verboten.)

Als der Krieg ausbrach, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit auf Antwerpen gelenkt, weil dort der einheimische Pöbel noch schlimmer als in den anderen belgischen Städten gegen die Deutschen gewütet hatte. Nachdem die deutschen Truppen dann Lüttich und Namur genommen und den größten Teil Belgiens besetzt hatten, zog der König mit der Regierung und dem Heer sich nach Antwerpen zurück. Man hat ja in Belgien stets diese Stadt für den Fall eines Krieges als den letzten Zufluchtsort betrachtet und sie denn auch entsprechend befestigt. Die Belgier hielten Antwerpen für uneinnehmbar, aber es hat sich jetzt gezeigt, daß es nicht viel länger standhalten konnte, als die Festungen an der Maas.

Die große Handelsstadt Antwerpen ist der wichtigste belgische Seehafen. Sie liegt am rechten Ufer der von der Ebbe und Flut beeinflussten Schelde, die bis 500 Meter mittlere Breite, hier doppelt so tief und mächtig ist wie die Themse bei London.

Ihre Geschichte sind seit altersgrauer Zeit sehr wechselvoll gewesen, und auch als Festung hat sie schon sehr lange und schwere Belagerungen aushalten müssen.

Nach der Sage soll die Burg Antwerpen in ältester Zeit der Sitz eines Riesen, namens Duon Antigon, gewesen sein, der allen Stromauf- oder Stromabwärts fahrenden Kaufleuten, die den geforderten Zoll nicht bezahlten, die rechte Hand abhackte und in den Fluß warf. Daher soll der Name der Stadt (handwerpen, d. h. Hand werfen) herrühren. Auch die zwei Hände im Wappen der Stadt erinnern daran. Ein Hauptmann Julius Cäsars, Salvus Brabo, soll Antwerpen von seiner Flussplage befreit haben, indem er seinerseits dem Riesen die rechte Hand abhieb und deshalb trägt der Quinten-Messys-Brunnen vor der Antwerpener Kathedrale die Figur des Brabo, dem außerdem noch ein Denkmal vor dem Rathaus errichtet ist.

In Wirklichkeit waren es Niedersachsen, die die erste Grundlage zu der Stadt gelegt hatten. Sie waren die Schelde hinaufgekommen und hatten gerade diese Lage ausgewählt, weil sie für einen sicheren Seehafen günstig war und den Ausgangspunkt eines nicht unbedeutenden Wasserstraßennetzes in das Innere des Landes bildete. Zur Sicherung wurde eine Burg

gebaut, die den Namen aen't werf oder aen't werp (an der Werft) erhielt. Hieraus bildete sich später der Name Antwerpen, französisch Anvers.

Zum erstenmal wird Antwerpen im Jahre 726 in einer aus Boimodum, dem nachmaligen Bremen, datierten Urkunde erwähnt, in der Rodingus als Herr von Antwerpen, die von dem Heidenapostel Amand im Innern der Burg gegründete Kirche an den Bischof Willibrord abtritt. Beim Einfall der Normannen im Jahre 837 n. Chr. wurde das Castrum oder Castellum Antverpis zerstört. Im Jahre 1008 wurde Gotilo I. zum ersten Markgrafen von Antwerpen durch Kaiser Otto I. ernannt. Das Gebiet von Antwerpen gehörte zum Heiligen römischen Reich deutscher Nation und sollte die deutsche Grenze gegen die mächtigen Grafen von Flandern schützen. Der bekannteste der ersten Markgrafen war Gottfried von Bouillon.

Schon früh kam die Markgrafschaft Antwerpen an das Herzogtum Niederlothringen; später gelangte es in den Besitz der Grafen von Löwen. Dank der besonderen Gunst dieser Fürsten und einer Anzahl Privilegien, vor allem aber infolge des Einflusses der Kreuzzüge nahm Antwerpen einen großen Aufschwung als Handelsstadt. Es schloß sich 1315 dem Hanjandum an und vermehrte dadurch noch seine Macht.

Die Lage der Stadt hatte zudem ihre Entwicklung sehr begünstigt. Geschützt gegen die heftigen Angriffe der Nordsee, war sie doch nahe genug an dieser gelegen, um die Vorteile der Schifffahrt zu genießen, namentlich, als der Handel in den flandrischen Städten Brügge und Gent unter den po-

litischen Missetänden und infolge des Verfalls der Kanäle immer mehr zurückging. Mit dem Beginn des 16. Jahrhunderts erreichte Antwerpen den Höhepunkt seines Glanzes. Unter der Regierung Kaiser Karls V. und in den ersten Jahren der Herrschaft Philipps II. war Antwerpen der Mittelpunkt eines wahrhaft internationalen Handels, und es übertraf selbst Venedig und Genua. Der Florentiner Guiccardini, ein zuverlässiger Zeitgenosse, der mehrere Jahre als Gesandter in den Niederlanden lebte, schätzte den Umsatz der dort gehandelten Waren jährlich auf 3/4 Milliarden Franken,



General der Infanterie von Beseler, der Eroberer Antwerpens.

die Bankgeschäfte nicht mit einbegriffen. Neben dem Handel, der die Vertreter der bedeutendsten Kaufhäuser aller Länder, die Jagger, Tucher, Welfer usw., angezogen hatte, fanden die Künste in den Kreisen der reichen Einwohnerschaft Verständnis und Unterstützung. So wurde Antwerpen damals mit großer Pracht ausgebaut. Ein Teil der Bauten jener Zeit ist ja erhalten und gewährt uns eine Vorstellung von dem Reichtum und Kunstsinne der Bewohner. Die Jacobuskirche, der berühmte Turm der Kathedrale, die prächtige Fleischhalle der Metzgerzunft, das Rathaus, das Fessenhaus, das Hansahaus, das von dem Ingenieur Gilbert van Schoonbeke, vielleicht dem unternehmendsten Manne seiner Zeit, errichtete Wasserhaus zur Versorgung der in der Neustadt gegründeten 16 Brauereien, sie alle stammen aus jener Glanzperiode. Die 1531 erbaute Börse ist allerdings nicht erhalten geblieben, da sie zweimal durch Feuer zerstört und jedesmal durch einen Neubau ersetzt wurde.

Die Stadt war damals noch mit der aus dem Mittelalter herrührenden Umwallung umgeben. Kaiser Karl V. ließ diese seit 1540 nach einem angeblich von dem Italiener Michel San Micheli herrührenden Befestigungsplan umbauen. Herzog Alba fügte 1567 bis 1571 eine Zitadelle als Zwingburg gegen die auffässige Bürgerschaft hinzu. Der Niedergang Antwerpens begann unter Philipp II. Die Lehre Luthers hatte in der Stadt viel Beifall gefunden, und die Anhänger der Reformation sammelten sich hier an. Nachdem aber 1566 die Bilderstürmer Kirchen und Klöster verwüstet hatten, vertrieben die Kegergerichte des Herzogs Alba Tausende von fleißigen Bürgern, die zum Teil nach England übersiedelten und dorthin die Seidenweberei brachten. Im Jahre 1576 plünderten spanische Soldatenhorden die Stadt, wobei 7000 Menschen durch Feuer und Schwert umkamen und der Stadtteil am Markt in Flammen aufging. 1584 und 1585 hat der Herzog Alexander Farnese Antwerpen 14 Monate lang belagert und zuletzt eingenommen. Diese Belagerung, die Schiller in seiner Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande packend schildert, vollendete den Verfall der Stadt, deren Erbschaft nunmehr Amsterdam und Rotterdam antraten. Die großen fremden Kaufleute und Agenten, soweit sie die Stadt noch nicht verlassen hatten, schlossen ihre Kontore. Von 125 000 Einwohnern blieben am Ende des 16. Jahrhunderts nur 50 000 übrig. Bei der Vereinigung der sieben Provinzen fiel die Scheldeschiffahrt in die Hände der Holländer, und durch den westfälischen Frieden im Jahre 1648 wurde der Fluß gänzlich gesperrt. Damit war der Niedergang Antwerpens besiegelt. Die Zahl der Einwohner betrug 1790 nur noch 40 000.

Seit dem Kasatter Frieden von 1714 hatte Belgien einen Teil der österrichischen Niederlande gebildet. Durch die französische Revolution kam Belgien zu Frankreich. Dadurch trat für Antwerpen eine Besserung ein, denn 1795 erzwang die französische Republik von Holland die Aushebung der Scheldeszölle. Napoleon I., der auch die strategische Bedeutung der Lage Antwerpens erkannt hatte, ließ die Scheldedämme und die (alten) Beden im Hafen erbauen. Antwerpen sollte nach seinem Wunsche „eine gegen das Herz Englands gerichtete geladene Pistole“ sein, indem es als Stützpunkt für die Kontinentalsperrung und für einen Angriff auf England dienen sollte. Napoleon stürzte aber, bevor er seinen Plan ausführen konnte. Immerhin hatte der Hafen einen solchen Aufschwung genommen, daß schon 1805 wieder 2400 Schiffe mit einem Gehalt von 135 000 Tonnen in Antwerpen einliefen. Napoleon hatte den General Carnot mit der Verteidigung Antwerpens gegen die Engländer betraut, die zuletzt noch deutsche Hilfe herbeiholten. Auch nach der Abdankung Napoleons hielt Carnot den Platz noch einige Zeit, und übergab ihn am 5. Mai dem Grafen von Artois, Bruder Ludwigs XVIII., und den Verbündeten.

Durch den Pariser Frieden wurde Antwerpen dem neugeschaffenen Königreich der Niederlande einverleibt. Durch den Handel mit den holländischen Kolonien hob sich der Wohlstand wieder, und 1830 zählte die Stadt schon 73 500 Einwohner. In diesem Jahre brach aber die Revolution aus, die die

Trennung Belgiens von den Niederlanden zur Folge hatte. Am 27. Oktober 1830 bombardierte der holländische General Chassé die Stadt sieben Stunden lang und verursachte dadurch einen Schaden von mehr als 6 Millionen. Um Holland zu zwingen, die Unabhängigkeit Belgiens anzuerkennen, beschloßen England und Frankreich 1832, Antwerpen zu belagern. Eine französische Armee unter dem Marschall Gérard überschritt die belgische Grenze und begann am 22. Oktober die Belagerung, bei der sie durch belgische Truppen verstärkt wurde. Die Holländer mußten am 23. Dezember kapitulieren. Diese letzte Belagerung Antwerpens hatte, obgleich die Angreifer aus 147 schweren Geschützen 63 000 Schüsse, die Verteidiger 42 000 abgegeben hatten, verhältnismäßig geringe Opfer gefordert. Die Belagerer verloren 806 Mann, darunter 108 Tote, die Verteidiger 561, darunter 122 Tote.

Mit der Kapitulation der Festung war die Revolution beendet, aber es dauerte lange, bis Antwerpen sich von den erlittenen Schlägen erholt. Erst als der 1839 den Holländern wieder zugestandene Scheldeszoll 1863 für 36 Millionen Franken zurückgekauft wurde, von denen Belgien ein Drittel, die übrigen bei der Scheldeschiffahrt beteiligten Staaten zwei Drittel zu tragen hatten, war ein neuer Aufschwung des Antwerpener Handels möglich. Die alten Festungswälle wurden seither niedergelegt und die neue Einschließung wurde soweit hinausgerückt, daß sich das Gebiet der Stadt um das Sechsfache vergrößerte. Es entstanden monumentale öffentliche Gebäude, breite Boulevards und neue Viertel, sowie Parkanlagen, sodaß Antwerpen auch äußerlich in die Reihe der Weltstädte eintrat.



Die Befestigungsanlagen von Antwerpen. Gezeichnet von M. Daensch.

einer Feuersnot oder einer Beschädigung in kurzer Zeit mittels Falltüren in die ausgedehnten, 15 Meter hohen, bombensicheren Kellerräume versenkt werden.

Neben den Kunstschätzen bildet der Hafen die größte Sehenswürdigkeit der Stadt. Er gehört zu den bedeutendsten und besteinrichtungen des Hafens der Welt. Obgleich Antwerpen noch 88 Kilometer von der Mündung der Schelde entfernt liegt, ist der Hafen doch allen Seeschiffen zugänglich. An den 6 Hektar großen Südbassin, die fast 3 Kilometer lang und für Binnenschiffe bestimmt sind, vorbei erstreckt sich längs der Schelde in einer Ausdehnung von mehr als 5 Kilometer bis zur Einfahrt des Rattendijlbedens, das den Mittelpunkt der riesigen Beden des Nordhafens bildet. In diesem Hafen laufen jährlich 7000 Seeschiffe mit einem Tonnengehalt von etwa 14 Millionen ein. Die bei den Verladungsarbeiten beschäftigten Arbeiter bilden wohlorganisierte mächtige Innungen, „Nationen“ genannt. Ihr Leben und Treiben hat Georges Gethoud in seinem Roman „Neu Karthago“ geschildert, der überhaupt farbenreiche Bilder aus dem modernen Antwerpen enthält.

Der Hafen ist auch für Deutschland von größter Bedeutung, und wurde deshalb von fast allen nach Asien, Australien und Südamerika fahrenden Schiffen der mächtigen Dampfergesellschaften in Bremen und in Hamburg angefahren. Der Antwerpener Hafen hat nicht zum wenigsten durch die Deutschen seinen Aufschwung genommen. Die von deutschen Dampfern besetzten Kais und die schier endlosen deutschen Eisenbahnzüge zeigten deutlich, in wie hohem Maße Antwerpen ein deutscher

Die Einwohnerzahl ist auf 330 000 gestiegen, und einschließlich der städtischen Vororte Borgerhout und Berchem beträgt sie sogar mehr als 400 000. Die Bevölkerung ist durchaus flämisch, aber wie überall in Belgien ist die Verkehrssprache vorzugsweise französisch. Die gewerbfleißigen Deutschen zählten 12 000 Köpfe und bildeten neben den 18 000 Holländern das stärkste ausländische Element.

Außer der prachtvollen Kathedrale, dem Rathaus und anderen hervorragenden Bauendenkmälern ist auch an Meisterwerken der Malerei überaus viel in Antwerpen erhalten geblieben. Hier lebten und wirkten Quinten Metsys, die beiden Teniers, vor allem der gewaltige Rubens, van Dyck, Jordans, Cornelius de Vos u. a. Die reichen Kunstschätze befinden sich in den Kirchen und vor allem in dem Museum, der reichsten Sammlung der flämischen Malerschulen. Im Museum können übrigens die Gemälde im Falle

Umschlagshafen geworden war. Frankreich hat sich dagegen stets bemüht, Antwerpen den Durchgangsverkehr durch Zollmaßregeln zu entreißen und Dänischen künstlich einen Hafenverkehr zu verschaffen.

Die Bedeutung Antwerpens als Hafenplatz liegt im Durchgangsverkehr. Hauptsächlich bevorzugt Westdeutschland mit seinen überseeischen Zufuhren und mit seiner Ausfuhr, den Weg über Antwerpen. Die Zunahme des Schiffsverkehrs in Antwerpen hat in den letzten Jahren etwas gestaut. Im Jahre 1913 liefen 7056 Schiffe mit 14,15 Millionen Tonnen im Antwerpener Hafen ein; davon waren 6730 Dampfschiffe mit 13,95 Millionen Tonnen und 326 Segelschiffe mit 0,20 Millionen Tonnen. Gegen 1912 bedeutet das eine Zunahme von 83 Schiffen mit 385 228 Tonnen. Die Zunahme wäre noch stärker gewesen, wenn im April 1913 der Generalausstand den Verkehr nicht stark beeinträchtigt hätte. Wenn die Weiterentwicklung des Antwerpener Schiffsverkehrs in letzter Zeit nicht mit der Rotterdams, des hauptsächlichsten Konkurrenzhafens, gleichen Schritt zu halten vermochte, so liegt das daran, daß die Hafenanlagen Antwerpens bereits bis an die Grenze ihrer Leistungsfähigkeit beansprucht waren und daß Antwerpen nicht in dem Maße wie Rotterdam für die schnelle Beschleunigung von Massengütern, wie z. B. Getreide, gerüstet war. Es waren allerdings vorbereitende Arbeiten im Gange, um durch Bereitstellung von schwimmenden Getreideelevatoren das Ladegeschäft zu beschleunigen. Für den Verkehr mit Getreide war ein besonderes Hafenbecken in Aussicht genommen. Man beabsichtigte auch eine weitgehende Spezialisierung des Ladegeschäfts und die

Hafen von Antwerpen eingelaufen. Die 1745 Schiffe gehörten 89 verschiedenen Reedereien. Von dieser waren vornehmlich beteiligt mit Schiffen und Raumgehalt:

	Zahl der Schiffe Raumgehalt	
Norddeutscher Lloyd . . . . .	223	943 691
Hamburg-Amerika-Linie . . . . .	226	658 559
Hansa-Linie . . . . .	129	419 450
Deutsch-Australische Dampfschiffahrts-Ges. . . . .	111	350 526
Roland-Linie . . . . .	62	204 008
Deutsche Ostafrika-Linie . . . . .	44	167 940
Hamburg-Südamerikan. Dampfschiffges. . . . .	49	140 053
Deutsche Levante-Linie . . . . .	72	125 025
Neptun . . . . .	193	118 740
Kosmos-Linie . . . . .	26	90 169

Am Binnenschiffsverkehr ist Deutschland nächst Belgien selbst am stärksten beteiligt. Im Einlauf wurden 3872 deutsche Schiffe mit 3,07 Millionen Tonnen gezählt, im Auslauf 3592 Schiffe mit 2,40 Millionen Tonnen.

Seit Beginn des Krieges ist das Leben im Hafen völlig erstorben, aber eine desto regere Tätigkeit herrschte auf den Festungswerken, die Antwerpen im weiten Umkreis umschließen, und alle Blicke waren auf die Forts gelenkt, wie wenn man von ihnen eine Antwort erwartete, wie lange sie wohl standhalten können.

Ende der fünfziger Jahre entschloß sich Belgien, den Plan des Geniekapitäns und Generalstabsoffiziers Brialmont zur

Befestigung Antwerpens als Gürtelfestung auszuführen. Der Ausbau dauerte von 1860 bis 1870 und machte Antwerpen damals zu dem modernsten Waffenplatz. Die nach dem Polygonalsystem ausgeführte Anlage hatte eine Ausdehnung von 14 Kilometern. Im Norden stütze sich die Enceinte durch eine große, den Fluß mittelst mächtigen Batterien verteidigende Zitadelle auf die Schelde, passierte dann im weiten Bogen Dam, Borgerhout und Berchem, um von neuem bei der ehemaligen, jetzt verschwundenen Süd-Zitadelle einen Stützpunkt auf dem Strom zu finden. Von den Forts können 5 auf eine große Entfernung hin unter Wasser gesetzt werden. Das Lager wurde von 9 Forts gebildet, die von der Umwallung 3500 Meter entfernt und unter sich durch eine breite gepflasterte Militärstraße verbunden sind.



Der große Marktplatz in Antwerpen mit dem Brabo-Brunnen und den alten Gildenhäusern.

Konzentrierung besonderer Zweige des Verkehrs an bestimmten Stellen. In Aussicht genommen war eine Vereinigung des Geschäftes in Erzen, des Holzgeschäftes in Verbindung mit Holzlagern sowie des Verkehrs in Kohlen. Für Petroleum bestehen bereits umfangreiche Anlagen im Süden der Stadt. Der Anteil der wichtigsten Flaggen am Seeschiffsverkehr (Einlauf) war 1913 folgender:

Flaggen	Schiffszahl	Raumgehalt	Zu- oder Abnahme des Raumgehalts gegen 1912
Deutsche	1705	4 510 522	+ 361 005
Englische	3352	6 173 231	— 96 207
Belgische	502	921 722	— 9
Norwegische	338	388 607	+ 57 896
Niederländische	172	345 855	+ 51 272
Französische	147	330 569	+ 8 304
Schwedische	282	290 048	+ 15 235
Dänische	270	273 545	+ 11 304

Aus dieser Aufstellung ergibt sich die große Wichtigkeit Antwerpens auch für die englische Schifffahrt, deren Verkehr im letzten Jahre allerdings zurückgegangen ist, aber immer noch weitaus an erster Stelle stand. Der Fall von Antwerpen wird daher für England wirtschaftlich sehr nachteilig wirken. Was den Anteil der deutschen Flagge betrifft, so sind nach der Statistik des deutschen Generalkonsulates in Antwerpen, der aber die deutsche Berechnungsart des Raumgehaltes der Schiffe zugrunde legt, im Jahre 1913 1745 Schiffe mit 3,86 Millionen Tonnen in den

Ihr Umkreis beträgt 22 Kilometer.

Brialmont, der 1903 starb, hatte zuletzt selbst noch die veralteten Werke modernisiert, aber bei der gesteigerten Tragweite der Geschütze sah man 1906 ein, daß eine weitere durchgreifende Erneuerung geboten sei. Man entschloß sich deshalb, um Stadt und Hafen vergrößern zu können, die geschlossene Umwallung fallen zu lassen und einen neuen Gürtel weiter hinausgeschobener Forts zu errichten. Diese Arbeiten sind seither ausgeführt worden, aber sie waren bis Beginn des jetzigen Krieges noch nicht ganz vollendet, so daß das noch Fehlende durch Behelfsbauten ersetzt worden sein wird. Die Verteidigungslinie war bis zum Nethe und Rupel vorgeückt und die wichtigen Uebergänge dieser Flüsse waren durch Erbauung dieser stark befestigten Forts gedeckt. Da die Ausdehnung 106 Kilometer beträgt, schätzte man früher die Zahl der zur Einschließung Antwerpens nötigen Truppen auf 265 000 Mann. Man hat aber schon bei Lüttich gesehen, daß die Erstürmung mit einer viel geringeren Truppenzahl möglich ist, als früher allgemein angenommen wurde.

Antwerpen ist am 9. Oktober von den deutschen Truppen genommen worden. Das Große Hauptquartier schildert die Eroberung Antwerpens wie folgt:

Nach nur 12tägiger Belagerung ist Antwerpen mit allen Forts in unsere Hände gefallen. Am 28. September fiel der erste Schuß gegen die Forts der äußeren Linie. Am 1. Oktober wurden die ersten Forts erstürmt. Am 6. und 7. Oktober wurde der starke angebaute, meist 400 Meter breite Nethe-Abschnitt von unserer Infanterie und Artillerie überwunden. Am 7. Oktober

wurde, entsprechend dem Haager Abkommen, die Beschließung der Stadt angekündigt. Da der Kommandant erklärte, die Verantwortung für die Beschließung übernehmen zu wollen, begann um Mitternacht vom 7. auf den 8. Oktober die Beschließung der Stadt. Gleichzeitig setzte der Angriff gegen die inneren Forts ein. Schon am 9. Oktober, früh, waren zwei Forts der inneren Linie genommen. Am 9. Oktober, nachmittags, konnte die Stadt ohne ernstesten Widerstand besetzt werden. Die vermutlich sehr starke Besatzung hatte sich anfänglich tapfer verteidigt; da sie sich jedoch dem Ansturm unserer Infanterie und der Marinodivision sowie der Wirkung unserer gewaltigen Artillerie schließlich nicht gewachsen fühlte, war sie in voller Auflösung geflohen. Unter der Besatzung befand sich auch eine unlängst eingetroffene englische Marinebrigade. Sie sollte nach englischen Zeitungsberichten das Rückgrat der Verteidigung sein.

Der Grad der Auflösung der englischen und belgischen Truppen wird durch die Tatsache bezeichnet, daß die Uebergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister geführt werden mußten, da keine militärische Behörde aufzufinden war.

Die vollzogene Uebergabe wurde am 10. Oktober vom Chef des Stabes des bisherigen Gouvernements von Antwerpen bestätigt. Die letzten noch nicht übergebenen Forts wurden von unseren Truppen besetzt.

Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen. Viele belgische und englische Soldaten sind nach Holland entflohen, wo sie interniert werden. Gewaltige Vorräte aller Art wurden erbeutet.

Die letzte belgische Festung „Das uneinnehmbare Antwerpen“ ist bezwungen. Die Angriffsstruppen vollbrachten eine außerordentliche Leistung, die vom Kaiser damit belohnt wurde, daß ihrem Führer, General der Infanterie v. Beseler, der Orden Pour le mérite verliehen wurde.

## Sprüche.

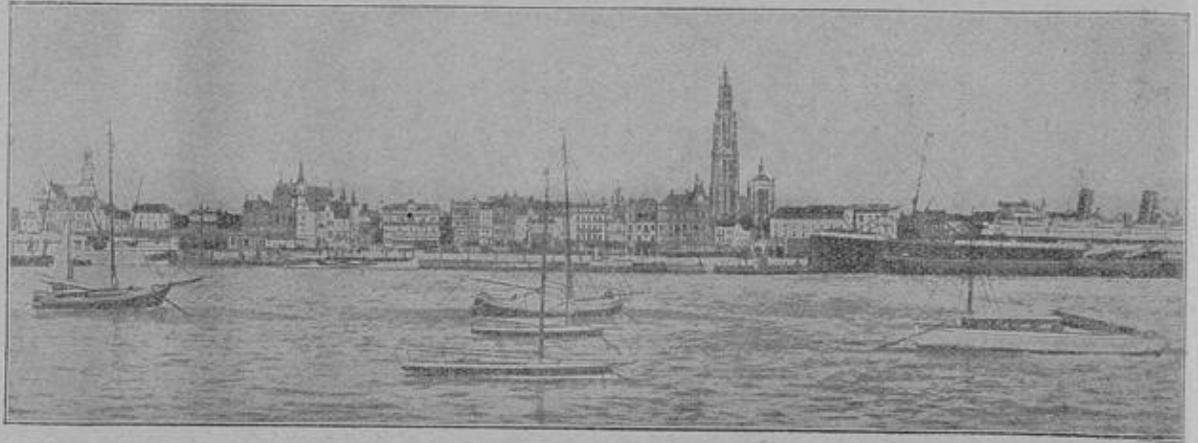
Sehnsucht zum Licht  
ist des Lebens Gebot.

\*

Den Sieg über den  
zersplitternden Egois-  
mus und die ertötende  
Kälte des Herzens wird  
nur ein großes Ideal  
erringen.

\*

Der Mensch soll zur  
Selbsttätigkeit im Dienste  
des Wahren und Guten  
gebracht werden.



Hasenanficht von Antwerpen.

## Leid um Liebe.

Roman von Emma Kettner.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Anders Grete. Leidenschaftlich weigerte sie sich, an einen Wortbruch des Geliebten zu glauben, als bei ihrer, immer später als die der Schwestern erfolgenden Heimkunft die Thren ihr schonend die grausame Kunde beibrachten. Erbittert kämpfte sie für ihn, feindete jeden an, der ihr Einwendungen machte und war allem Zureden unzugänglich.

Elly dagegen gab den anderen recht, daß Hans Finkelbach eine derartige Handlungsweise wohl zuzutrauen sei. Es tat ihr innig leid für die so schmachlich hintergangene und enttäuschte Schwester. Ihre Seele ward völlig von dem eigenen Erleben ab- und einzig auf das trübe und bittere der andern hingelenkt. Da sie selbst liebte, konnte sie am ersten mit ihr fühlen, ihre Empfindungen verstehen.

Aber ihre Empörung über Finkelbach hatte noch einen tieferen Grund als die der Schwestern.

Ein täppischer Zufall, wie deren manchmal einer ein ängstlich behütetes Geheimnis an den Tag bringt, hatte ihr früher schon verraten, daß der Professor auch in anderer Weise an Grete gebunden war, als durch seine Liebes- und Treueschwüre. Er hatte von ihr Geld geliehen, sich durch ihr Ererbtes und Erspartes aus seinen Verlegenheiten helfen lassen. Schon seit Jahren, wie Grete bei der damaligen Entdeckung auf Ellys Drängen berichtete.

Sie erklärte es damit, daß Finkelbach, der einer alten, guten Beamtenfamilie entstammte, sich mit den Seinen überworfen und von ihnen den Zuschuß verweigert oder stark verkürzt bekommen hatte, so daß er sich solange kümmerlich durchschlug, bis sie seine bedrängte Lage erraten und ihm das Bekenntnis derselben erpreßt hatte. Und sie ruhte dann nicht eher, bis er von

ihr Hilfe annahm, einen Teil ihres kleinen Besitztums, den sie sofort von der Sparkasse geholt.

Es blieb aber nicht bei diesem einen Mal. Das Leben stellte mannigfache Anforderungen an ihn, er hatte mal längere Zeit auch keine Einnahme durch ein Kommissorium, und war ein verfeinerter Kulturmensch mit angeborenen und anerzogenen großen Ansprüchen.

Elly hatte die Erzählung der Schwester empört ergänzt: „Ein leichtfertiger, charakterloser Mensch ist er! Kann er nicht seine Ansprüche an Komfort und Genuß herabsetzen, wenn er nicht die Mittel dazu hat? Wer weiß, warum die Seinen die Hand von ihm abzogen! Und du unterstützest und bestärkst ihn noch in seinem Leichtsinne, in seinen Lebemannsgewohnheiten! Ich bitte dich, welch' schiefe Lage hast du dir damit geschaffen. Und was muß in ihm, wenn nur ein bißchen Kavalierempfinden in seiner anscheinend recht verlotterten Seele steckt, für ein drückendes Gefühl der Abhängigkeit dadurch sein!“

Aber Grete war nicht zu überzeugen gewesen, hatte leidenschaftlich des Geliebten Partei genommen. Ihre Opferwilligkeit würde ihr ja einmal die schönsten Früchte tragen, wenn sie demnächst ihr eigenes Nest bauten.

Jetzt hatte sie schon den Dank und Lohn bekommen. . . .

Es war ein recht ungemütlicher Abend bei Meinhard's. Grete feindete Mutter und Schwestern förmlich an. Und als sie nach endlosen und fruchtlosen Debatten endlich erschöpft zu Bett ging, sang sie während des Entkleidens, ohne mit den Uebrigen ein Wort zu wechseln, mit fanatisch glühenden Augen Liebeslieder, als ob sie nicht genug beweisen könne, wie wenig die Marnachricht sie beunruhige. Aber es war ein schriller Ton in ihrer Stimme, der Elly weh tat.

Erst als es still und dunkel in den Zimmern ward und bereits

das leise Flügelrauschen des Traumengels um sie war, glättete sich Ellys Innere und zeigte wieder das Bild Erik Lindholms. In heißer Bärtlichkeit gedachte sie des Geliebten, der süßen Stunde, die sie mit ihm verlebte. Und in diesem Gedanken glitt ihre Seele auf regenbogenfarbenen Wolkenpfaden ins schimmernde Land der Träume, in dem alle Sehnsucht gestillt wird.

\*

\*

\*

Das Frühstück war bei Meinhard's immer eine sehr flüchtige, oft sogar ganz ungemütlich hastige Sache. Abends kamen die Mädchen nicht ins Bett und morgens nicht heraus. Sie hatten nach Tisch stets noch allerlei zu schneiden und zu basteln, da sie kleine Umänderungen und Ausbesserungen an ihren Kleidern selbst vornahmen und sich auch den zierlichen Kleinram zur Ausschmückung des Anzuges: Kragen, Jabots und dergleichen, selbst anfertigten, um billiger an diese von ihnen sehr geschätzten Sachen zu gelangen. Kamen sie nach Mitternacht dann endlich ins Schlafzimmer, ward auch da immer noch lange geschwätzt und gekramt, aber morgens mußte die kleine Frau Meinhard, die zeitiger aufstand, stets aufs neue hereinhuschen, um mit Rufen und Händeklatschen die Schlafruttenen zu ermuntern. Danach ward in der Wohnstube stehenden Fußes rasch ein schon zurecht gemachtes Brötchen und eine Tasse Kaffee genommen, in fliegender Eile das zweite Frühstück eingestekt, der Put aufgesetzt, und wie die wilde Jagd davongestoben.

Immer wieder mahnte abends die Mama, doch einige Minuten früher aufzustehen, um wenigstens in Ruhe und Behaglichkeit frühstücken zu können. Wenn mal zufällig eine sich verfrühte und Zeit hatte, sich behaglich hinzusehen, fand sie auch das Viertelstündchen köstlich und sprach begeistert davon, nun täglich zeitiger aufzustehen, aber es blieb doch immer beim alten.

Auch heute war's so gewesen.

Gertrud hatte Frühdienst und war schon fort, und Minny sauste gerade los, als Grete und zuletzt Elly am Kaffeetisch erschienen.

Elly warf der anderen einen schrägen, schnellen Blick zu. Sie hatte noch mit niemand ein Wort gesprochen, schien aber doch heute Morgen ruhiger zu sein. Vielleicht war sie jetzt auch einem verständigen Zureden zugänglich.

Als sie gemeinsam fortgingen, begann sie vorsichtig: „Du, Grete, bist du dir schlüssig darüber, wie du erfahren willst, ob es wahr ist...“

„Natürlich! Ohne alle Winkelzüge. Ich frage ihn gleich selbst in einem Briefchen und schide dies durch ein Lehrlingmädchen an seine Wohnung.“

„Und wenn...“ Elly verstummte vor Gretes Zornblick. „Wenn es wahr wäre, meinst du... Blech! Ich denke nicht daran. Ich schreibe ja auch nur, um Euch den Beweis zu bringen.“

„Ich weiß nicht... Sei mir nicht böse, Grete, aber ich würde doch ein bißchen mit der Möglichkeit rechnen, daß es wahr sein könnte. Dein unerschütterliches Vertrauen ist ja sehr schön, aber... Man hat doch Fälle...“

Grete blieb stehen. Ihre sonst so ruhigen Augen flammten und funkelten feindselig die Schwester an.

„Hans ist kein Schuft,“ rief sie hervor. „Mehr als hundertmal hat er mir die Ehe versprochen, darunter oft schriftlich, wenn er mir dankte... Na, du weißt ja, wofür! Völlig bis ins kleinste festgelegt ist unser Zukunftsplan. Noch in der vorigen Woche stimmte er mir in allem zu, als ich ihm vorschlug um Anstellung in

„Allerhand Hochachtung,“ gab Elly ihrer Verwunderung Ausdruck, die Freundin von allen Seiten betrachtend. „Du siehst ja aus wie unser Dampfsack nach der Mäuser. Eine schide Frisur, eine kokette Bluse — Halbschuhe mit Pariser Absätzen und Oberteil von Samischleder — ein Hut wie eine Radrennbahn!... Wie kommt ein solcher Glanz in unsere Gasse? Die Welt geht unter! Aber wirklich, so gefällst du mir... Du hast wohl in Münster dem Angelsport gehuldigt und was an der Schnur, hm?“

Der alte Schwarz, der die Post brachte, hatte die gleiche Vermutung.

„Was is passiert, Fräul'n Hortensius? Sie sinn ja so staats wie'n Kirmespüppche. Kann m'r womöglich zu ner Verlobung kondolieren?“

Johanne lachte gutgelaunt. „Warum denn kondolieren? Eine Verlobung wäre doch ein freudiges Ereignis.“

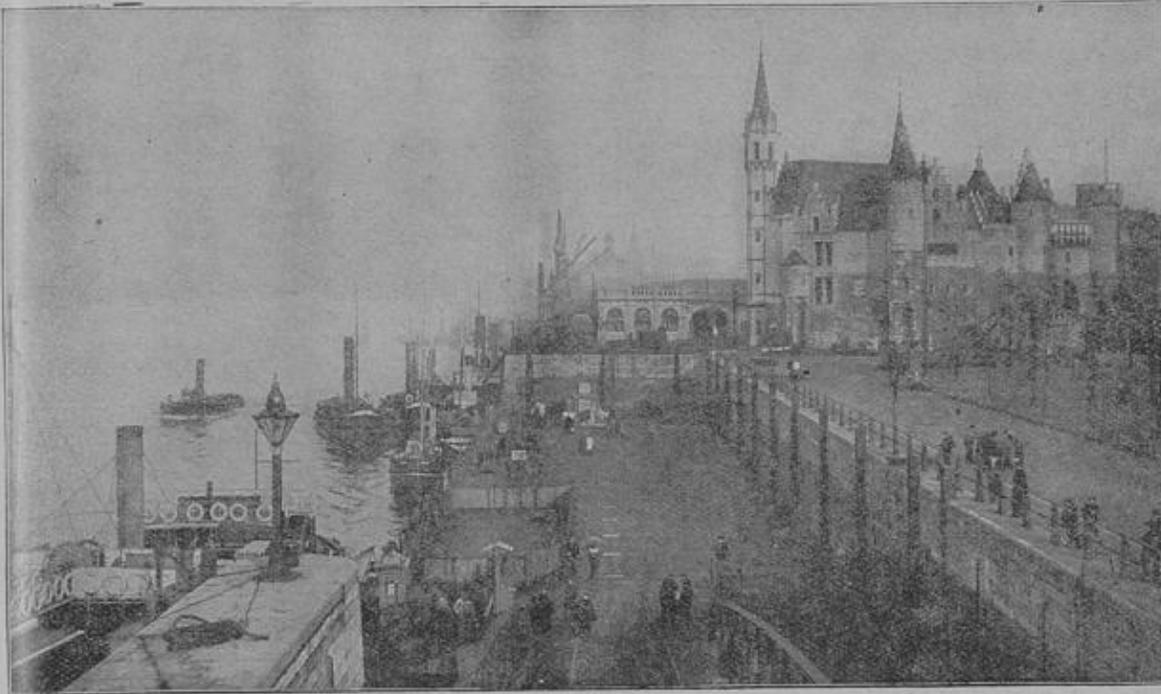
„Mit nichten! For et Verloben hätt ich keinen Aweck an Ihrer Stell. Et is nix mehr los mit dene Mannsleut heutzetags. Alles Ausschufware. Nich mal wert, im Warenhaus beim Fünfundneunzigpfennigtag mit verramscht zu werden. Mein' Frau sag' auch jede Woch' 'n paarmal: Nikola, sag se, wenn ich es noch mal zu tun hätt, kein' zeh'n Ferd' schleisten mich an der Altar. Sehen Sie das als 'nen guten Rat an, Fräul'n Hortensius. Et steht ja auch als in der Bibel: Heiraten is jut, nich heiraten aber besser. Un' irgendwo anders: Verliebe dich oft, verliebe dich selten, heirate nie! Zu schad', daß ich dies joch-artige Sprichwort nich jekannt hab, als ich noch jung und schön war. Denn schließlich is man doch nur dann, ehe man ein Ehemann!“

Er stampfte mit einem komischen Seufzer kniebeinig in die Paderäume. Die beiden Mädchen sahen ihm amüsiert nach. „Er soll schwer unterm Pantoffel stehen und Daheim kein Wort zu sagen riskieren: dafür rächt er sich dann anderswo,“ sagte Johanne und erzählte rasch etwas von ihrem Urlaub, von hübschen Ausflügen in die waldbreiche Umgebung Münsters, Streifereien durch die viele historischen Erinnerungen aufweisende Stadt, einem mehrtägigen Aufenthalt auf dem stattlichen Hofe eines der Kousine verwandten behäbigen „Erbshulken“.

Elly hörte ihr aber nur mit halber Aufmerksamkeit zu. Lindholm war noch nicht da und sie paßte heimlich auf, ob sie seinen wohlbekannten Schritt nicht vernahm, um ihn dann mit Blick und Lächeln begrüßen zu können. Schließlich konnte sie aber doch nicht mehr länger warten. Sie sah oben an der Galerie ein paar Lehrlinge herumlungern und hinausdeutend sagte sie zu Johanne: „Meine Knappen spähen schon von des Schlosses Zinnen nach der geliebten Herrin aus,“ — um dann lauter und schon im Hinaufsteigen hinzuzusehen: „Was stellen Sie vor da oben, Berger und Kaufmann? Wollen wohl eine Galerie schöner Männer kopieren, was? Machen Sie nur, daß der Chef gerade drüber kommt, dann regnets Ihnen in die Bude... Sie hätten lieber mal im Futterlager die Stücke manierlicher schichten sollen, die gestern so in aller Eile in die Regale verstaubt wurden. Und die Taillenablästen stehen auch schief und krumm, als sollten sie Messina nach dem Erdbeben vorstellen! Ich komme Ihnen gleich, Berger, Sie Schlammichel! Und Sie, Kaufmann, nehmen mal das Rückstandsbuch und schlagen den ältesten Posten auf.“ Energisch ging sie an die allerdings heute nicht sehr drängende Arbeit. Später kam dann Herr Oppenheimer mit dem Vertreter einer Annaberger Posaumentenfabrik zu ihr hinauf und sie half den ganzen Vormittag in dessen Musterkollektion neue Sachen aussuchen.

So ward es Mittagschluß, ehe sie an Lindholm einen Blick und einen Gedanken wenden konnte.

Zu ihrer Enttäuschung und Beunruhigung war sein Platz leer, als sie in die unteren Räume kam. Auch an der Tür, wo Johanne mit einigen anderen vom Personal bereits wartend stand, sah sie ihn nicht und sie grübelte staunend und befremdet, warum er wohl nicht auf sie gewartet habe, als sie Johanne



Der Hafen von Antwerpen.

Rechts das Altertumsmuseum „Het Steen“, der Ueberrest der alten Burg von Antwerpen.

einer Landstadt einzukommen, weil dort das Leben und die Wohnung billiger ist und die gesellschaftlichen Verpflichtungen auch nicht so umfangreich und kostspielig...“

„Stimmte dir zu... Mag sein. Aber weißt du, ob nicht nur äußerlich; ob er nicht da schon diese — diese anderen Pläne in sich trug, die neuen Beziehungen bereits angeknüpft hatte?“

„Du scheinst die Klatscherei der Kreuzotter schon als feststehende Tatsache anzusehen,“ erwiderte Grete mit beleidigter Miene. „Laß' uns darum das Thema abbrechen bis heute Mittag.“

Sie waren an der Straßenecke angelangt, wo sich ihre Wege trennten und gingen mit kühlem Gruß in verschiedener Richtung auseinander.

Elly in trüben Gedanken. Ihr war nicht so zuversichtlich zumute wie der Schwester. Ein dumpfes Ahnen von viel Leid lastete schwer auf ihrer Seele. Erst als sie in die Straße einbog, in der das Oppenheimersche Geschäft lag, wurde es wieder heller und lichter in ihr. Das Erinnerung an Erik kam ihr und damit ein jauchzendes Freuen auf das Wiedersehen.

Lindholm war noch nicht da, wohl aber Johanne Hortensius, deren zweiwöchiger Urlaub abgelaufen war. Sie schien sich sehr gut erholt zu haben, ihr Gesicht hatte eine frischere Färbung und ihre Augen einen helleren Glanz. Sie sah überhaupt ganz verändert aus, geradezu verjüngt und verschönt.

Elly bemerkte mit Staunen, daß sie eine modische Frisur hatte, lockere, wellige Scheitel, einen von einem breiten schwarzen Samtband umwundenen Lockenschignon am Hinterkopf. Dazu trug sie eine hübsche, weiße Watistbluse mit kleinem Ausschnitt, der ihre feine Hals- und Nackenlinie freigab.

einen Lehrling beauftragen hörte, einen für Herrn Lindholm angekommenen Privatbrief in seine Wohnung zu tragen und im Namen aller nach seinem Befinden zu fragen.

Sie schnellte jäh nach der Sprechenden um. „Wieso? Was ist denn mit Lindholm?“

„Ach so, du weißt ja nicht. . . . Eben bevor Oppenheimer mit dem Annaberger nach oben ging, war Herr Lindholms Tante hier mit der Meldung, er sei plötzlich heftig erkrankt, so daß er nicht kommen könne.“

„So plötzlich. . . . das ist ja kaum möglich! Ich begreife nicht. . . .“ murmelte Elly erschrocken.

„Haben Sie denn gestern Abend nichts davon gemerkt, Fräulein Meinhard? Oder hat sich Herr Lindholm vielleicht im Volksgarten erkältet. . . . Es war doch schon ziemlich spät, als ich Sie dort zusammen sah. . . . Ich hatte mich wirklich gefreut an Ihrer. . . . Ihrer netten Vertraulichkeit,“ warf einer der Reisenden ein, der gerade bei den letzten Worten Johannes herausgetreten war, und zwinkerte der heiß Errötenden Elly mit einem viel-sagenden Lächeln zu.

Sie hätte ihn dafür ins Gesicht schlagen mögen. Sie kam sich unter dem Kreuzfeuer der verwundert auf sie gerichteten Blicke wie ein ertappter Verbrecher vor. Sie wußte, daß Herr Jacoby mit Absicht ausplauderte, was er zufällig gesehen, daß er sich freute, sie belauscht und beobachtet zu haben, um seine hämischen Glossen darüber machen, ihr vor den Uebrigen etwas anhängen zu können durch vieldeutende Mienen, halbe Worte. Sie wußte ja auch, warum er das tat. Sie hatte dem „schönen Nudi“ ein paarmal eine derbe Abfuhr zuteil werden lassen, als er sich ihr zu dreist näherte, so daß seine anfängliche Bewunderung ins Gegenteil umgeschlagen war.

„Oder habe ich mich getäuscht, als ich Sie und unseren Blondin zärtlich umarmelt auf einer Bank am Weiher sitzen sah? Es war wirklich ein reizendes Bild. Ich hätte Ihnen gar nicht zugetraut, daß Sie sich so liebevoll anlehnen können. Ich war beinahe versucht zu singen: „Schmiegt sich die Taube zärtlich an dich an. . . .“

In Elly regte sich Trotz und Empörung. Was ging den dummen Menschen an, was sie tat? Was brauchte er darüber boshafte Witze zu machen. Wenn sie sich auch hundertmal mit Lindholm traf. . . .

Den Kopf in den Nacken werfend, unterbrach sie ihn hochfahrend: „Schenten Sie sich Ihre albernen Späße, Herr Jacoby. Meine Privatangelegenheiten gehen niemand etwas an. Ich zerreiße mir ja auch nicht den Mund drüber, was Sie tun. . . . Aber falls es Sie interessiert, Herr Lindholm war gestern Abend noch recht wohl, als wir uns an unserer Haustür verabschiedeten, und dachte an kein Krant. . . .“

Sie brach erstaunt mitten im Wort ab. Ihr Blick war zufällig vom „schönen Nudi“ ab und auf Johanne geglitten, die mit in fassungslosem Entsetzen versteierten Mienen, aschgrau im Gesicht, sie anstarrte. So durchbohrend, als müsse sie ihr den Grund der Seele durchforschen. Jetzt öffnete sie die Lippen, als wolle sie etwas fragen, aber es ward nur ein lautloses, krampfartiges Zucken daraus. Doch in ihrem Blick stand beredt wie ein Aufschrei: Sag' mir, daß es nicht wahr ist!

Wie auf ein Zauberwort ward Elly sehend dafür, was in der anderen vorging: daß auch sie Erik Lindholm liebte. Schreckhafte Bestürzung durchfuhr sie wie ein starker elektrischer Schlag. Ratlos erwiderte sie den Blick Johannes, in dem jetzt ein feindseliges Funkeln aufglomm.

Dann wandte sich die Aeltere schroff ab, sagte kurz: „Kommen Sie, Herr Jacoby!“ und ging an dessen Seite davon, ohne sich nach der Freundin nur umzusehen, geschweige denn sie aufzufordern, sich anzuschließen.

Die kleine Szene mochte nur Sekunden gedauert haben, aber dennoch war sie den Dabeistehenden nicht entgangen. Elly sah mit peinlichem Mergel, daß ein paar der jungen Kommiss sich verständnisvoll anseigten und im Torwege gesellte sich der alte Schwarz zu ihr, um in seiner, ihm nicht abzugewöhnenden, plump vertraulichen Art zu sagen: „Da haben Sie aber mal einen efflich auf et beste Sonntagsnachmittagsausgehühnerauge jetreten, Fräul'n Meinhard. Nu is die Birn jeschält. Nu ja, ich mag nich davon höre, et muß nich jut tun, wenn einem so ohne Sangfassung wegjeschnapp' wird, wofür m'r sich in die Antosfe einer neu' Friseur un ner ausjeschnittene Blus jestürz' hat. . . .“

„Reden Sie nicht so töricht, Schwarz,“ schnitt Elly ihm unwillig das Wort ab. „Ich weiß nicht, wovon Sie reden.“

„Dann niz für unjut. Mahlzeit.“ Er machte sich mit einem Achselzucken davon.

Das Mädchen ging mit gerunzelten Brauen hinter ihm, in unbehaglichen Gedanken, bis ins tiefste erregt durch alles, was binnen wenig Minuten über sie hingestürmt war: Die Kunde von Eriks Erkrankung — Jacobys Mittwischerschaft an ihrem Herzensbunde, worüber er sicher jetzt mit faunischem Lächeln seine Glossen machte — Johannes Neigung zu Lindholm. — Sie wußte



Die französische Festung Longwy nach der Uebergabe.  
Die Wirkung einer deutschen Granate am Burgunder Tor in Longwy.

nicht, was im Augenblick sie mehr beschäftigte und beunruhigte.

Fast die letzte der drei Neuigkeiten! Es war ihr etwas zu Ueberraschendes, gar nicht Erwartetes, daß auch Johanne wärmer für Lindholm empfand, sich Hoffnungen auf ihn gemacht hatte und jetzt zornig und gekränkt tat, als habe sie ihr ein erklärtes Eigentum fortgenommen.

Worauf sich das nur gründete? Gewiß, Lindholm war ja im Anfang bedeutend freundschaftlicher gegen Johanne gewesen als gegen sie selbst, und sie hatte sich doch schon vorgenommen, ihm nächstens mal nachträgliche scherzhafte Vorwürfe darüber zu machen. Aber anders als rein freundschaftlich und unbefangenen Kameradschaftlich war er Johanne doch nie begegnet. Daraus konnte sie wirklich keine Ansprüche herleiten!

Es war ihr zwar ganz peinlich, daß nun die Hoffnungen der Freundin durch sie zerstört wurden, aber darum zurücktreten konnte sie doch nicht! Zumal da Lindholm zwischen ihnen gewählt, sie bevorzugt hatte. Sie liebte er doch, welchen Zweck hätte es da noch, zugunsten der andern zu verzichten, die er nicht liebte?

Sie mußte lächeln über den Gedanken. Das wollte sie auch Johanne schonend klarmachen. Sie dürfe ihr nicht darüber zürnen, daß Lindholm ihr sein Herz geschenkt. Ganz ohne ihr Zutun wäre das doch gekommen. Von seiner Seele so gut wie der ihren habe die Liebe wie ein vom Himmel gefallenes Feuer Besitz ergriffen.

... Der Liebe heil'ger Götterstrahl,  
Der in die Seele schlägt und trift und zündet  
Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet  
Da hilft kein Widerstand und keine Wahl!

Johanne mit ihrem ankündigen Charakter, ihrem richtigen  
Empfinden mußte doch Verständnis dafür haben. Es wäre  
Ihr leid, wenn ihre Freundschaft darüber  
zugrunde gehen würde!

Aber was nur mit Lindholm war?  
Wie konnte er nur so plötzlich erkranken?  
Wie ein dunkler Schatten stand der Ge-  
danke auf einmal vor ihr, alle andern  
verdrängend. Und es fröstelte sie bis ins  
Mark, ihr Herz tat ein paar unruhige,  
bellehmend harte Schläge.

\* \* \*

„Ist's wirklich wahr, was Sie eben  
erzählten?“ fragte Johanne Hortensius  
währenddes ihren Begleiter.

Er strich mit Daumen und Zeigefinger  
selbstgefällig über sein modisch gestutztes  
Bartchen, zog seine ohnehin etwas hohen  
Schultern ein wie ein schnurrender Kater.

„Aber was denken Sie von mir? Ich  
würde es doch nicht sagen, wenns nicht  
wahr wäre. Fräulein Meinhard hat's doch  
auch selbst bestätigt. . . . Ich hatte noch  
eine Bootsfahrt auf dem Weiher gemacht  
und kam vom Landeplatz ganz dicht an  
der Bank vorbei, wo sie saßen. Sie sahen  
mich gar nicht, so vertieft waren sie in die  
nicht häßliche Beschäftigung des Küßens.“

Johannes Gesicht zuckte schmerzlich. „Ich  
begreife nur nicht. . . . Seit wann sind  
denn derartige Beziehungen zwischen den  
beiden?“ Sie hatte selbst das Gefühl, als  
ob ihre Stimme einen ganz anderen Klang  
habe als sonst.

„Keine Ahnung. Ich bin erst gestern von der Tour zurück-  
gekommen. Und war selbst nicht schlecht verwundert, unsere  
spröde Schöne in so selbstvergessener Zärtlichkeit aufgelöst zu  
sehen. Au, sie sind halt alle gleich, die kleinen Mädels. Man muß  
nur den rechten Augenblick erwischen. Wissen Sie, Fräulein  
Hortensius, wie die Franzosen sagen, was Tugend ist?“

„Entschuldigen Sie, Herr  
Jacoby, da  
kommt meine  
Aettrische.  
Auf Wieder-  
sehen.“

„Habe die  
Ehre!“ Der  
Österreicher  
lächelte in ele-  
gantem  
Schwung sei-  
nen Hut.

Johanne at-  
mete auf, als  
sie im Wagen  
saß, froh, den  
haben Schwäger  
los zu sein. Ein  
unbeschreib-  
liches Chaos  
tobte in ihr.  
Wie in tochen-  
dem Bran-  
dungsstrudel  
die Meeres-  
wellen gegen  
starre Fels-  
wände, stießen  
all ihre aufge-  
peitschten Ge-  
danken gegen

die steinharte, eisenkalte Tatsache: Lindholm und Elly standen  
in zärtlich vertrauten Beziehungen miteinander, küßten sich. . . .

Wie war es nur möglich gewesen, daß es dazu kam? Vor  
zwei Wochen noch, als sie in Urlaub ging, hatte Elly sich doch  
erst beklagt, daß Lindholm sie so unfreundlich behandelte, sie so  
hitzig liegen ließ.

Da schien sie ja das Alleinsein mit ihm gut ausgenutzt zu  
haben, daß sie so rasch das Gegenteil erreichte. . . .

Wie sie ihn umgarnt, alle Register der Koletterie gezogen  
haben mochte, bis sie ihn soweit gehabt, ihn zu ihren Füßen  
anzuwachen hatte. Gleichgültig dafür, ob ihre egoistischen, be-  
gehrlichen Wünsche nicht eines andern Hoffnungen zerstörten.

Sicherlich hatte sie doch etwas davon geahnt, was in der  
Freundin Herzen vorging, denn wenn sie ihr gegenüber ein  
reines Gewissen gehabt, würde sie, wo sie doch sonst immer so  
offen und mitteilsam war, ihr wohl heute Vormittag gleich erzählt  
haben, daß sie und Lindholm sich gefunden. Die Heimtückische,  
Falsche, Egoistische! Wie sie sie haßte! Alles war verweht  
wie Spreu, was sie sonst für die Freundin  
empfunden, Groll und Empörung war an  
dessen Stelle getreten. Dazu gesellten sich  
noch die bitteren Schmerzen des Ver-  
schmähseins, hoffnungsloser Liebe, um wie  
rohe Hentersknechte ihre wehlos ihnen  
preisgegebene Seele zu foltern.

Wie eine Totranke kam sie zu Hause an.  
Frau Auguste war noch immer nicht gut auf  
die jüngere Schwester zu sprechen. Dem  
sechzehnjährigen Entrüstungsbrief, den sie  
Johanne auf deren eigenmächtige Absage  
an Brendler gesandt, war gestern Abend  
gleich nach der Heimkehr eine stundenlange  
Gardinenpredigt gefolgt, die aber an der  
Jüngeren fröhlichen Gelassenheit abprallte  
wie Wasser an einem Detrod.

Mit solch einem undefinierbaren Lächeln  
hatte sie der besorgten Schwester langat-  
mige Betrachtungen über die ihrer war-  
tende „altjungferliche Zukunft“ angehört,  
daß Auguste zuletzt ganz trübselig wurde vor  
Neugier und Aerger, weil Johanne offenbar  
ein Geheimnis vor ihr hatte.

Sie danach direkt zu fragen, fiel ihr  
aber nicht ein, dazu war sie zu stolz. Wenn  
Johanne nicht von selbst wußte, was sie  
ihr schuldig war. . . .

Es stand eine kleine Verstimmung zwi-  
schen den beiden Schwestern.

Und darum merkte die Frau Rat auch  
heute Mittag nicht sofort etwas von der  
tiefen Verstörtheit der Schwester. Erst

als diese, fast ohne etwas zu genießen, wieder die Serviette  
zusammenfaltete, schaute sie sie genauer an, um dann sofort zu  
fragen: „Was ist dir? Wie siehst du aus? Hastest du etwas  
Unangenehmes im Geschäft?“

Johanne schüttelte den Kopf, nach einer Ausrede suchend.  
„Ich bin sehr abgespant, es gab viel zu tun.“

Ja, und geärgert  
habe ich mich  
auch. Man  
findet nach ei-  
ner Abwesen-  
heit immer Zeh-  
ler und sonstiges  
Unliebame.

Nun schmerzt  
mich der Kopf.“

Nimm ein  
Migränepul-  
ver und ruhe  
ein Viertel-  
stündchen.

Vorm Gehen  
trinkst du dann  
noch eine Tasse  
schwarzen Kaf-  
fee.“ Johanne  
nickte gleichgül-  
tig und ging  
schleppend in  
ihre Zimmerhin-  
über. Es war ihr  
zum Sterben  
elend. Wie ver-  
raten und ver-  
kauft kam sie  
sich vor.

Als sie bei ei-  
nem zufälligen  
Blick in den  
Spiegel ihre

funstvolle Friur, ihre jugendliche Bluse sah, lachte sie in herber  
Selbstverspottung auf, nickte ihrem Bilde mit schmerzlich-höhnisch  
verzogenen Lippen zu.

Was nützt es noch, daß sie sich soviel Mühe gegeben, um  
jung und hübsch und schick auszusehen neben dem hübschen, jugend-  
lichen Manne, an dessen Seite sie zu treten hoffte.

Eine andere hatte er sich ausgewählt. . . .

In einem harten, tränenlosen Ausschluhen warf sie sich auf  
ihr Bett, wühlte den Kopf tief in die Kissen, bis die Zähne in das  
Leinen, um das Stöhnen zu unterdrücken, das sich von ihrem  
zerrissenen Herzen auf ihre Lippen drängte.

(Fortsetzung folgt.)



König Karl von Rumänien †.



Königin Marie von Rumänien,  
geb. 29. Oktober 1875.



König Ferdinand von Rumänien,  
geb. am 25. August 1865.



## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Ältere Menschen fangen an sich wieder ihrer Jugendtaten zu freuen, und werden jung und liebenswürdig im Geist, wenn sie davon erzählen.

Wir träumen nicht von raschem Sieg,  
Von leichten Ruhmeszügen.  
Ein Weltgericht ist dieser Krieg  
Und stark der Geist der Lügen.  
Doch der einst unsrer Väter Burg,  
Getrost, er führt auch uns hindurch!  
Vorwärts!

**Vom Panamakanal.** Die amtliche Verkehrsübergabe des Panamakanals hat am 15. August stattgefunden. Das Ereignis der Eröffnung dieses Kanals, um den sich die Welt jahrzehntelang soviel bekümmert hat und der eine der großartigsten Leistungen menschlicher Arbeit darstellt, wäre zu andern Zeiten ein aufsehenerregender Vorgang gewesen. Heut aber überdönt der furchtbare Kriegslärm die friedliche Einweihungsfeier dieses der Verbindung der Völker gewidmeten Werkes. Immerhin wird es interessieren zu erfahren, wie sich der Verkehr im Panamakanal in der ersten Woche gestaltete. Natürlich hat sich der Einfluß des Krieges sehr bemerkbar gemacht, denn nur sechzehn Schiffe haben die Wasserstraße passiert. Vierzehn davon waren amerikanisch, eins englisch, und eins gehörte Peru. Die Einnahmen, die alles in allem in dieser ersten Woche erzielt wurden betragen gegen 55 000 Dollars. — In diesem Zusammenhange sei auch ein Aufsatz von Otto Lutz in der „Internationalen Monatschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik“ erwähnt, der sich gegen die in Deutschland oft gehörte Behauptung wendet, daß der Panamakanal gefährdet sei und den Anforderungen, die man an ihn stellte, niemals genügen könne. Man hat angeführt, daß nicht genügend Wasser in der Fahrtrinne sein könne, daß Versäuerungen, Verdunstungen usw. ungeheure Wasserverluste bedingten; was von dem stolzen Kulturwerk geleistet sei, siele außerdem Erdbeben und Erdstößen zum Opfer. Demgegenüber weist Lutz darauf hin, daß die Wasserfüllung des Stausees von Gatun, der 425 qkm Fläche und einen Raum von 183 Billionen Kubikfuß hat, nicht nur durch den Chagresfluß, der sie sogar allein leisten könne, sondern auch durch seine 26 Nebenflüsse, von denen ihm zwei fast an Größe gleichkommen, und durch die jährlichen Niederschlagsmengen von etwa 3200 mm sowie durch Stauwasser gesichert ist. Die Felsen, in deren Bereich sich der Stausee ausdehnt, bestehen aus feintörnigen, wenig porösen Fragmenten; seit 1912 ist auch am Gatundamm, bei dem die Grundverhältnisse nicht ganz so sicher erscheinen könnten, von Versäuerungen nichts bekannt geworden. Der Spiegel des Gatunsees wird während der Regenzeit auf 85 Fuß Höhe gehalten und erst gegen Ende derselben auf die Maximalhöhe von 87 Fuß gestaut. Im Culebra-Einschnitt beträgt dann die Maximaltiefe 47 Fuß. Da nur 39 bis 40 Fuß für die Großschiffahrt erforderlich sind, so bleiben für die Entnahme während der trockenen Monate mindestens sieben Fuß. Selbst Schiffe wie der „Imperator“ können dann noch den Culebra-Einschnitt mit vorsichtiger Fahrt passieren, da dessen größter Tiefgang 38 Fuß beträgt und z. B. unsere Kapitäne mit zwei Fuß unter Kiel die Elbe aufwärts fahren. Oberst Goethals wies alle kritischen Einwendungen mit einem Achselzucken zu-

rück: „der Kanal selbst würde schon die Antwort geben“. Auch die Gefahr der Erdstöße verringert sich von Tag zu Tag, wenn auch die überaus lästige Böschungsbewegung vermutlich noch einige Zeit andauern wird. Jedenfalls besteht kein Zweifel an der Möglichkeit einer endgültigen Zurückdämmung der Erdstöße. Und schließlich ist in geschichtlichen Zeiten am Äthiopien kein nennenswertes Erdbeben bekannt geworden, auch die zuletzt gemeldeten Stöße äußerten keinerlei bedrohliche Wirkungen auf den Kanal, so daß die Wahrscheinlichkeit, daß der Panamakanal einmal von einem schweren Erdbeben betroffen werden könnte, sehr gering ist.

**Victor Hugo an die deutsche Nation.** Als die Deutschen im Herbst 1870 zur Belage-

Blei hielten, Stahl niesen! Ich aber will Blech reden, um euch von dem Verbrechen zurückzuhalten, das ihr begehen wollt! Wie? Ihr wollt Paris einnehmen? Schämt euch!

**Vorsichtig.** Frau: „Warum kündigen Sie? Wir sind mit Ihnen ja ganz zufrieden!“ — Köchin: „Mag schon sein, aber jetzt haben's schon einigemal, grad wenn mein Schatz da war, Krach mit Ihrem Gatten gehabt, und das kann ihm doch keine Lust zum Heiraten machen!“

**Teures Haar.** „Hören Sie, Herr Meier: fünfzig Mark gäbe ich aus, wenn ich das prächtige Haar Ihrer Frau hätte!“ — „Das möchten Sie wohl! achtzig Mark kostet es ihr selbst!“

**Ein guter Ehemann.** Frau (die abends in die Stammkneipe ihres Mannes kommt, vorwurfsvoll): „Den ganzen Nachmittag habe ich auf dich gewartet: weißt du denn nicht, daß heute mein Geburtstag ist?“ — Mann: „Über natürlich, Weibchen, den feiern wir ja gerade!“

**Ein Vorschlag zur Güte.** „Ich bin gekommen, Jörg, um dir die Hand zur Versöhnung zu bieten! Die Ohrfeig', die du mir Sonntag gegeben hast, kostet dir mindestens dreißig Mark, wenn wir an's Gericht gehen — zahl' mir die Hälfte bar, und wir sind wieder die besten Freunde!“

**Ein schwacher Trost.** Krause geleitet seinen Freund, der zum Militär einrücken muß, nach dem Bahnhof. Beim Abschied sagt er: „Also du kannst dich darauf verlassen, alter Freund, die zwölf Schoppen, die du täglich getrunken hast, übernehme ich!“

**Das Zauberwort.** Dienstmädchen (das sich verspätet hat, draußen rufend): „Frau Müller... Frau Meier... Frau Lehmann...!“ (Nichts im Hause rührt sich) „Gnäd' Frau...!“ (Sämtliche Fenster fliegen auf) „Wer ruft da unten?“

**In der Begeisterung.** „Was sehe ich, Georg, Sie trinken von meinem Cognat?“ — „Gnäd' Herr entschuldigen, ich war so in Begeisterung... es ist nämlich eben wieder eine Siegesnachricht eingetroffen!“

## Rätsel.

Sie sahen sich in Liebenstein.  
Der junge Herr war schmid und fein,  
Das junge Fräulein appetitlich,  
Von Kopf zu Fuß ganz wunderniedlich.

Er mochte sie, sie mochte ihn,  
Es zog sie zu einander hin.  
Befanntschaft war schnell angeknüpft,  
Und das Geständnis bald entschläpft.

Nun trat er schüchtern der Mama  
Mit seinen heißen Wünschen nah,  
Und als sie ihm erlaubt, zu hoffen,  
Da dankt er mit 1, 2 ihr offen;  
Doch grüßt er mit 2, 1 verfohlen  
Das Fräulein, als er sich empfohlen.

Zum Glück sah er nach kurzer Zeit  
Von jedem Zwange sich befreit.  
Die liebe, goldene Mama,  
Sie sagt nicht: nein! nein, sie sagt: ja!

Wenn er der Holden 2 nun raubt,  
So heißt's: Mama hat's ja erlaubt.  
Und als sie 1 ihm gab zu eigen,  
Da hing der Himmel voller Geigen!

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Süßgespinn.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesek vom 19. Juni 1901.) Verantw. Redakteur:  
E. Kellen, Bresdeney (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Kocnen, Ess. u. (Ruhr).



Erzherzogin Auguste von Oesterreich als Schwester vom Roten Kreuz.

Die Erzherzogin hat sich durch ihre Besuche und ihre Hilfsarbeit in den Budapester Spitälern große Sympathien erworben.

Die Berliner Wespenn einen hübsch erfundenen Aufruf Victor Hugos an die Deutschen: „Deutsche! Germanen! Teutonen! Enkel Karls des Großen! Kinder des eisernen Krupp! Söhne Dresdes, des Hinterladens! Der zu euch spricht, ist ein Freund! Ihr seid die Starke! Weicht zurück! Ihr seid die Wissenschaft, und die Wissenschaft muß umkehren! Fort! Flicht! Bezahlt Persengeld! Weicht! Kracht aus! Weg! Marsch! Allons! Was wollt ihr in Paris? Paris ist die Stadt der Städte! Paris ist zu schade für euch! Paris ist eine zu schöne Gegend!... Paris ist uneinnehmbar! Wir ließen es zweimal von euch erobern, um euch zu täuschen! Rom war, Athen war, Paris ist! Und trinkt! Jeden einzelnen Nobilgardisten müßt ihr belagern, mit Laufgräben umgeben, bombardieren, stürmen, aushungern, jedes Kind wird ein Gaisberg, jedes Kaffeehaus ein Straßburg, jede Kellnerin ein Metz sein! Jeder Pariser wird sich in kleine, einmaltige Stücke hauen lassen und wird Eisen speien,

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-

## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt



Nr. 45

Sonntag, den 8. November

1914

### Leid um Liebe.

Roman von Emma Kettner.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Grete war noch nicht zu Hause, als Elly heimkam, aber die Mutter richtete doch schon an. Es kam ja manchmal vor, daß sie später erschien, wenn eine auswärtige Kundin sich zu unangenehmer Stunde einfand.

Erst als sie das Pfund Kirichen — die ersten im Jahre, die Gertrud spendiert hatte — untereinander teilten, verriet die Mutter, wie sehr sie sich doch heimlich über die noch immer nicht Erschienene ängstigte.

„Wo sie nur bleibt!“ seufzte sie. „Wenn sie sich — ein Leid antäte!“

„Bäre der Lauskerl gerade wert!“ entsetzte Minny sich derb.

„Wert oder nicht wert! Daran hat manch' eine in der ersten Verzweiflung nicht gedacht. Wir hätten sie heute nicht ins Geschäft gehen lassen sollen. Es liegt mir den ganzen Morgen in den Knochen, als ob wir etwas Schlimmes erlebt hätten.“

„Unke nicht, Mamachen! Sie sagte mir heute früh, sie wolle sich mit Hans in Verbindung setzen. Vielleicht treffen sie sich nach Geschäftsschluß und sprechen sich aus,“ beruhigte Elly, ohne selbst recht daran zu glauben.

„Wenn sie nur nichts Schlimmes oder Dürftiges anstellt! Sieh irgendwie an Finkelsbach, diesem treulosen Lumpen, rächen will,“ meinte Minny.

„Du hast deine französischen Romane mit Erfolg gelesen,“ spöttelte Elly. „Nitriol oder Revolver für den Verräter, nicht wahr? Für so geschmacklos wirst du Grete doch wohl im Ernst nicht halten. Eher glaube ich...“

„In den Rhein,“ ergänzte Gertrud die Högernde murmelnd, mit einem Blick auf die Mutter, die zwischen den Gardinen hindurch auf die Straße spähte.

„Im Ernst?“ hauchte Elly zusammenfahrend.

„Ja,“ nickte Gertrud düster. „Sie ist instande, sich im Gefühle hineinzuversetzen, die ihr allen Halt nehmen.“

„Nein, ich kann's mir nicht denken. Grete ist viel zu religiös, um an einen Selbstmord zu denken,“ widersprach Elly, um dann laut fortzufahren:

„Wißt Ihr was, ich gehe mal am Geschäft vorbei und schaue nach ihr, vielleicht schämt sie sich nur herzukommen, weil sie erfährt, daß wahr ist, was sie uns so leidenschaftlich abtritt.“

„Möglich. Aber dann schide mir gleich Nachricht, daß ich aus der folternden Ungewißheit herauskomme.“

„Du sollst dich inzwischen etwas aufs Ohr legen, Mama, du bist so aufgereg...“

„Ach Gott, Kinder, meint Ihr denn, ich könne schlafen? Wir zittern alle Glieder. Ich weiß gar nicht mehr, wo aus noch ein vor Unruhe.“

Gertrud, die dienstfrei war, trug den Tisch ab und Elly ging ins Schlafzimmer, um sich ein wenig zu waschen und zu fröhlichen vorm Wege zum Geschäft. Es litt sie nicht mehr im Hause, trieb sie, nach der unglücklichen Schwester zu schauen.

Auf dem kleinen Toiletetisch Gretes sah sie das Bild Hans Finkelsbachs stehen. Sie hob es auf und betrachtete for-

schend das bartlose, blaßierte Gesicht des in gesuchter Pose mit gekreuzten Armen dargestellten Mannes. Er war ganz im Profil. Er bildete sich etwas darauf ein, die gleiche Nasen- und Stirnpartie wie Siegfried Wagner zu besitzen. Er erzählte auch immer stolz, daß in Berlin im Foyer der königlichen Oper mal eine Dame mit ausgestreckten Händen auf ihn zugestürzt sei und ihn als den Komponisten begrüßt habe. Seitdem kultivierte er die Neugierigkeit noch mehr, ahnte auch im Bilde die Haltung des Tonkünstlers nach.

Kopfschüttelnd stellte Elly das Bild wieder fort. Ihr Gesicht war Finkelsbach nie gewesen, nie hatte sie viel Sympathie für den hohlen und blaßierten Menschen gehabt.

Und Grete sah dagegen in ihm das Glück ihres Daseins!

Welch eine seltsame, rätselvolle Macht war doch die Liebe...

Das Haus, in dem Grete angestellt war, hatte von außen nichts Geschäftliches an sich, als ein paar große vergoldete Kiosklieferanten-schilder. Auch innen zeigte die silbervoll elegante Ausstattung des Warte- und Verkaufsalons, daß nur die vornehmsten und wohlhabendsten Damen zu den Kundinnen zählten.

Grete war nicht da. Das jüngere Fräulein, das ihr in ihren Obliegenheiten zur Hand ging, war ganz bestürzt bei Ellys Frage und stieß erschrocken hervor: „Ja, mein Himmel, ist denn Fräulein Meinhard nicht nach Hause gekommen? Madame schickte sie doch schon gegen elf Uhr heim, weil sie so unpäßlich war...“

Als Julie, eines der Lehrlingmädchen aus den Ateliers, die ihr Fräulein Schwester mit einem Briefe fortschickte, ihr einen andern zurückbrachte, fing es an. Sie stand gerade drüben im Louis-Quinze-Zimmer, und fiel auf einmal glatt in die Knie, ein Goldfesseln mit sich reisend. Wir konnten sie lange nicht wieder zur Besinnung bringen.

Sie meinte nachher, es sei ihr von dem betäubenden Beau d'Espagne-Duft über geworden, den Frau Kommerzienrat Friedländer an sich gehabt. Es wurde ihr aber gar nicht besser, trotzdem wir kühlten und reichlich Eau de Cologne verstäubten und Madame ihr Nies Salz und Kognak brachte.

Dort auf dem kleinen Sofa hat sie gefesselt, halb ohnmächtig, mit tellergroßen stieren Augen und sich immer wie im Frost geschüttelt, so daß Madame ihr rief, nach Hause zu gehen, da anscheinend eine Fieberkrankheit bei ihr im Entstehen sei...

Und nun ist sie nicht heimgekommen. Wo mag sie denn nur in aller Welt geblieben sein? Vielleicht ward sie auf der Straße wieder ohnmächtig und man schaffte sie ins Krankenhaus?

Elly beruhigte die Erschrockene, so gut es ging, obgleich sie selbst in größter Besorgnis um die Verschwundene war. Sie gab der Vermutung Ausdruck, Grete sei wohl zu in der Nähe wohnenden Bekannten gegangen, da sie einen neuen Ohnmachtsanfall kommen gefühlt und gesehen, daß sie den weiten Heimweg nicht mehr packe.

Sie glaubte zwar selbst nicht an diesen schwachen Trost. In ratloser Bestürzung trat sie wieder auf die Straße. Wo sollte sie Grete suchen? Wo und wie würde man sie finden? Es fröstelte sie trotz der sommerlichen Wärme in den Straßen.



Photogr. Oliva.

Kronprinz Rupprecht von Bayern,  
Generaloberst und General-Inspektor.

Zu einer letzten schwachen Hoffnung schlug sie die Richtung zu Fintelbachs Wohnung ein. Vielleicht wußte man dort etwas über ihren Verbleib.

Der Assessor war nicht da. Die auf ihr Klingeln öffnende Hausfrau musterte sie sehr eingehend in einer unverschämten Neugier, ehe sie spöttisch geringschätzig entgegnete: „Der Herr Assessor is doch mittags nie hier. Vom Gericht aus geht er im Restorant essen . . . Wat wollten Sie denn von ihm? Et waren als zwei Fräuleins hier, um nach ihm zu fragen. Er is aber doch nu verlobt. Da muß dat Poussiern jehlt aufhören. Jedt Euch dadrum jar kein Müß mit Briesches un Herjeläufs. Jott ja, so 'ne studierte Herr kann doch nit jedes Ladenmädche heiraten, womit er mal schön getan hat. Dat könniet Ihr Euch doch von selbs denken. Aber die Fräulein . . .“

Elly hätte über den Eifer der Frau lachen können, wenn's ihr nicht gar so bitter ernst zumute gewesen wäre.

Was sie für ein Interesse an ihres Mieters reicher Verlobung nahm! Sicher saß er auch bei ihr lüchlig in der Kreide und sie erhoffte auch für sich Regelung der Verhältnisse durch das Geld der Zukünftigen.

„Es war schon jemand hier, um nach dem Assessor zu fragen?“ unterbrach sie den Redefluß der behäbigen Frau.

„Zwei sogar. Die eine als dreimal. Zuletzt vor ner knappen Viertelstund! Sie meint wahrhaftig, sie müßt' et zwingen, der Herr Assessor zu sprechen. Wollt mit aller Jewalt partu in sein Zimmer, um auf ihm zu warten. Jott soll mich bewahren! Da köunt m'r ja noch vor die Assisen kommen! Die Mädches haben ja heutzutags tired der Revolber parat, wenn ihnen der Schatz untreu wird. So 'nen Unsiim. Nir wie fort mit so einen un sich nen andern angeschafft. Das hab' ich auch der Fräulein gesagt. Fräulein, sagt ich, ich hab' ein reputierlich' Haus. Damenbesuche dulde ich nich bei meinen Herrens. For meineswegen warten Sie auf der Straß. Aber et war am besten, Sie singen still auf Haus an un tränken ein Glas Zuckeroasser, das schlägt nieder. Un denn nir als ne andere angeschafft. Et jibt ja kein Handvoll, et jibt en Landvoll Mannskent! . . . Jott ja, m'r is doch en vernünftige Frau un weiß, dat die junge Mädches all jern poussieren. Un bevor ich mich verheirat' hab' . . .“

Elly hatte dem Geschwätz nur halb zugehört. Sie überlegte in dumpfer Ruhe, wo sie die arme Schwester wohl suchen könne. Das Herz war ihr schwer bei dem Gedanken, wie die Verratene verzweifelt umherirre. Sie schnitt der Redseligen ungeduldig das Wort ab.

„Schon gut . . . Sie dürsten aber doch wissen, daß das Fräulein, — übrigens meine Schwester, was Sie gleichfalls schon erkannt haben werden! — nicht eine nächstbeste flüchtige Poussade des Assessors war, sondern seit Jahren seine verlobte Braut. Sie werden Sie gewiß nach den Photographien wiedererkannt haben, konnten sich also Ihre leichtfertigen Ratschläge bei ihr sparen.“

„Marjoseph! Wenn et der Braut so ernst war mit der Treue wie dem Bräutigam, war et nich weit her mit der Verlobung! Er hatte immer noch en paar nebenbei. Ja, was das anbelangt, der hatt' die reinste Herzerweiterung, dat hab' ich als für'n jesagt. Da meint' er aber: Wat Neues erfrent et Zemitt. M'r muß lachen über 'n.“

Unfassbarer Stel stieg in Ellys Brust auf. Sie setzte keinen Zweifel in die Worte der Geschwägigen und sie schämte sich bis ins Mark für die Schwester, die solch einem unwürdigen Menschen in Treue und Hoffen angehangen.

Aber mußten solche Enthüllungen nicht all ihre Liebe töten, ihren Stolz zu Flammenlohe entzünden, daß er ihr die Enttäuschung überwinden half?

Sie verabschiedete sich kurz und wandte sich dem Geschäft zu. Es war ja doch zwecklos, länger so auf den Straßen herumzulaufen. Vielleicht war Grete inzwischen auch nach Hause gegangen . . .

Johanne Hortensius blickte nicht auf, als Elly, nachdem sie sich bei dem schon anwesenden Chef wegen der Verspätung entschuldigt, an ihrem Pult vorbeikam. — „Mahlzeit,“ erwiderte sie nur frostig und schrieb angelegentlich weiter.

Elly, bei der über dem Neuerlebten die kleine Szene vor Tisch in den Hintergrund getreten war, so daß sie gerade der Freundin eine Andeutung der Geschehnisse zuflüstern wollte, suchte einen Moment, bestrebt in das abweisend starre Gesicht der andern schauend. Dann ging sie mit einem Achselzucken weiter. Es war ihr im Augenblick nicht darum zu tun, ihre eigenen Empfindungen und Angelegenheiten in den Vordergrund treten zu lassen. Sogar ihre Unruhe um den erkrankten Geliebten wurde immer wieder verdrängt von dem grausigen Gedanken, die Schwester habe vielleicht inzwischen von Verzweiflung übermannt ihrem Leben selbst ein Ende bereitet.

Johanne verharrete den ganzen Nachmittag in stummer Feindseligkeit. Sie trank ihren Kaffee, den die beiden Damen sich gemeinsam auf einem Spiritusocher brauten, absichtlich schon sehr zeitig und machte sich, als dann Elly zu gewohnter Stunde herunterkam, in den vorderen Kontorräumen zu schaffen, in den Registrierkarten nach einem abgelegten Briefe suchend.

Elly schüttelte den Kopf darüber. Es tat ihr leid, ärgerte sich daneben aber auch, daß Johanne sich so zu ihr stellte, einer Aussprache auswich und ihr brüsk die Freundschaft kündigte. Sie war sich keiner Schuld gegen sie bewußt; sie hatte ihr ja doch nichts genommen!

Daß Johanne das nicht selbst einjah! Es war ja direkt kindisch von ihr, sich so zu benehmen. Auch schon der jungen Leute wegen, die sich doch die Ursache des Zwistes denken konntem und wahrscheinlich darüber heimlich lachten und spotteten, war ihr das Benehmen Johannes peinlich und sie nahm sich vor ihr beim Heimgang am Abend mal gründlich den Kopf zu waschen.

Doch als die Schlusstunde kam und Johanne schon verschwunden war, als sie herunterstieg, gewann der Ärger in ihr die Oberhand. Sie war nun auch ernstlich böse und beleidigt. Wenn Johanne tatsächlich ernstlich grollte und schmolte und die Beziehungen zwischen ihnen abgebrochen zu sehen wünschte, mochte sie ihren Willen haben! Ihr nachzulaufen, sie um schön' Wetter zu betteln, dazu lag für sie wirklich keine Veranlassung vor.

Als Elly in ihrer etwas hastigen Manier den Schlüssel in die Korridortür stieß und geräuschvoll öffnete, kam sofort die Mutter auf Filzpantoffeln aus der Küchentür gehastet, mit erhobenen Zeigefinger zum Ruhigsein mahnend.

„Sie ist da,“ wisperte sie und deutete auf die Schlafzimmertür. „Vor etwa zwei Stunden kam sie erst. Konnte kaum mehr gehen, schleppte sich nur so voran. Ich fragte nicht viel, sondern half ihr gleich ins Bett und machte ihr eine Tasse Tee. Sie ist ganz apathisch. Wie innerlich zerbrochen. Das arme, arme Geschöpf!“

Elly atmete erleichtert auf.

„Gottlob, daß sie wenigstens da ist. Ich war in der größten Unruhe um sie . . . Ich will aber mal zu ihr, mit ihr reden.“

„Ja, tue das. Du kannst es am besten. Aber sei behutsam mit ihr. Denke daran, was sie leidet . . .“

„Daß mich nur machen, Mamachen. Ich kenne Grete. Man muß deutsch mit ihr reden, ihr den Star stechen. Wenn's auch momentan weh tut.“

Leise öffnete sie die Tür des Schlafzimmers. Grete lag auf dem Rücken, das Gesicht, das weiß und starr wie eine Gipsmaske leuchtete, mit offenen Augen zur Decke gerichtet. Sie schien das Näherkommen Ellys nicht gehört zu haben, denn sie zuckte hart zusammen, als diese sich jetzt zu ihr auf den Bettrand setzte und ihre Hand ergriff. Eine ganze Weile blieb sie so still sitzen, dann sagte sie herzlich: „Du solltest dich nicht so grämen um das Geschehene. Der Mensch ist nicht wert, daß du auch nur eine Minute Leides um ihn trägst.“

Als sie keine Antwort erhielt, fuhr sie fort, Gretes kette Finger streichelnd: „Ja, ein ganz charakterloser, nichts würdiger Mensch ist er. Ich hörte von seiner Wirtin, daß er dich immer schon mit leichtfertigen Personen hinterging. Sie wird es dir wohl auch nicht verhehlt haben. Muß das aber nicht alles auslösen in dir, was du einst fühltest? Kann man noch lieben, wenn man solche Erfahrungen gemacht hat? Muß nicht die Verachtung alles mit änderer Länge übergeben, der flammende Born alles verbrennen, was man sonst gefühlt? . . . Ich wenigstens könnte einem Menschen, der mich so schmächtig verriet, nicht nachtrauern. Mein Stolz würde mir das Rückgrat stärken, verächtlich würde ich jedes Andenken an ihn in mir ausreißen und wegwerfen wie Unkraut von Blumenbeeten.“

Grete verzog wie in körperlichem Schmerz das Gesicht bei den schonungslosen Worten. Jetzt stieß sie ruckweise hervor: „Du sprichst wie der Blinde von der Farbe. Was weißt du, wie mir zumute ist. Ich wollte, ich wäre tot . . . Ich stieße Hans doch so sehr . . . Ich kann ihn nicht vergessen . . .“

„Ich weiß es. Weiß es besser als Mama und die Schwestern. Aber deine Liebe wurde doch mit Füßen getreten. Fortgeworfen wie ein Kind ein Spielzeug fortwirft, das es zerstört und vernichtet hat. Wie kannst du sie dem Menschen da immer noch nachtragen? Jammern: „ich kann ihn nicht vergessen!“ Dir den Tod wünschen um eines solch fraglichen Verlustes willen? Nein, Grete, dafür habe ich kein Verständnis . . . Gewiß, daß du momentan niedergeschmettert und verzweifelt bist, wer sollte und könnte dir das verargen! Aber es muß seine Grenzen haben. Du mußt dagegen ankämpfen, darfst nicht mit schmerzlicher Wollust deine Wunden immer noch mehr aufreißen. Denke daran, was Geibel sagt:

„Wenn's etwas gibt, gewaltiger als das Schicksal,

So ist's der Mut, der's unerschütterlich trägt!“

Und Altmeister Goethe:

„Weibliches Jagen, ängstliches Klagen,

Wendet kein Glend, macht dich nicht frei.

Allen Gewalten zum Trotz sich erhalten

Nimmer sich beugen, kräftig sich zeigen,

Rufet die Arme des Himmels herbei . . .“

Du hast nun mal leider Gottes diese schmählige Erfahrung machen müssen, jetzt beiße auch die Zähne zusammen und kämpfe dich durch. Schüttle das unwürdige Joch dieser Liebe gewaltsam ab. Verrenne dich nicht in Irwege, die in dornigem Gestrüpp verlaufen, das dir das Herz zerreiht. Der Mensch ist's wirklich nicht wert. Du warst uns allen von jeher viel zu schade für ihn

und wir haben es gegahnt, daß du noch einmal, ob früher oder später, viel Leid um diese Liebe tragen würdest."

Sie brach hochatmend ab. Sie hatte sich warm geredet und ihre Augen blühten vor Erregung. Aber es war, als ginge etwas Suggestives von ihr aus. Gretes Gesicht verlor seine maskenhafte Starre, ihr Blick die glasige Leere. Es zuckte und arbeitete in ihren Zügen, die Zähne bis in die Unterlippe. Und plötzlich schluchzte sie laut auf, schlug die Hände vor die Augen und ihr ganzer Körper schütterte in heftigem Weinen.

Leise schlich Elly hinaus. Draußen wuschte sie sich über das erhitzte Gesicht und sagte mit einem schwachen Lächeln zur Mutter, die ihr erwartungsvoll entgegenah: „Jetzt wird sie über den Berg sein mit ihrem Herzeleid. Sie weint und Tränen lodern ja den Schmerz. Und spülen ihr wohl ein gut Teil Bitterkeit und Verzweiflung hinweg. . . Ich habe aber auch mit einer Eindringlichkeit geredet. Lassen wir sie jetzt ein Weilchen allein. Und nachher bringst du ihr dann etwas Stärkendes Mama. Vielleicht ein paar mit Rotwein gequirte Eier, das mag sie ja gern.“ „Hat sie nicht gesagt, wie sie sich mit Finkelbach auseinandergesetzt hat?“ fragte Minny neugierig.

„Kein Wort. Aber ich sah auf ihrem Nachtschränken einen zerschnittenen Brief mit der verächtlichsten Handschrift des Treuloosen. . . Ach, wie ich den Menschen hasse! Ich möchte wirklich etwas ausnobeln, Grete zu rächen.“

„Pst! Ueberlaß das nur dem Herrgott,“ mahnte die Mutter. „Der wird's ihm schon über kurz oder lang irgendwie heimzahlen. Das Schicksal ist ein unbeugsamer Räubiger, es treibt seine Außenstände immer ein, wenn auch nach Jahren, aber dann mit hohen Zinsen.“

„Schon recht, aber ein bißchen handlangern würde ich der gestrengen Frau Nemesis ganz gern,“ bekannte Elly und vertrat den in steigender Empörung lauschenden Andern, zu denen sich jetzt auch Gertrud gesellt hatte, was sie von Finkelbachs Hausfrau gehört und was sie von den Geldsummen wußte, die Grete dem Treuloosen im Laufe der Jahre zugesteckt.

Die Schwestern kamen an diesem Abend noch später als sonst zum Einschlafen. Grete, die inzwischen etwas ruhiger geworden, ließ sie Finkelbachs Antwort auf ihre Anfrage lesen und erzählte, was sie danach erlebt.

Er schrieb:

„Ja, meine liebe Grete, man hat dir nichts Unwahres berichtet, ich habe mich verlobt. Es ging nicht anders. Ich habe eingesehen, daß es so das Beste für mich ist, daß ich nicht dafür geschaffen bin, knausern und sparen und im Winkel hoden zu müssen. Ich will leben und genießen. Und darum habe ich meine Freiheit so teuer wie möglich verschachert. Muß zwar bei dem Kuhhandel allerlei in den Kauf nehmen, was mir nicht paßt, doch verspricht mein süßnäsiges Puppengesichtchen eine bequeme Ehefrau zu werden.“

Nimm es nicht zu tragisch, liebe Kleine, sondern füge dich wie ich mit philosophischer Gelassenheit in Unabänderliches. Alles auf Erden ist vergänglich, warum soll das niedliche Intermezzo mit dir eine Ausnahme machen? Sag's doch selbst.

Ich meine, es hätte überhaupt schon ein bißchen zu lange gedauert. Und so abgestandene Sachen goutiere ich nun mal nicht. „Ein zynischer Kerl“ wirst du entrüstet sagen. Sei's drum. Offenheit ziert den Mann.

Um deine mir in rührender Anhänglichkeit aufgenötigten Gelder Sorge dich nicht, Maus. Du erhältst alles bis auf den letzten Denar zurück, sobald bei mir der Kubel rollt. Also in sechs Wochen, sobald ich meiner Gesponsin am Altar die bekannte Treue bis zum Grabe geschworen habe.

Und nun addio, kleine Gretel. Du warst immer ein gutes Kerlchen, wenn auch mit etwas altmodisch ehrpüßeligem Einschlag. Aber zwischendurch, — als Gegenlag zu andern — wirkte das ganz pikant auf mich mit allen Delen gesalbten Sünder. Noch ein Küßchen zum Abschied

von deinem verflochtenen Hans.“

„Ein herzerquickendes Dokument!“ empörte sich Gertrud. „Man könnte es als Grundlage zu einem Liebesbriefsteller für Lebemänner benutzen.“

Grete, die heftig nach dem Briefe gegriffen und ihn in ihrer Faust geballt versteckte, als müsse sie ihn einem Mißbrauch entziehen, erzählte apathisch, als rede sie von einem Wildfremden wie die grausame Wahrheit sie wie ein Neulenschlag zu Boden geschmettert hatte. Aber trotzdem machte sie noch den Versuch, den Geliebten selbst zu sprechen. Mehrmals war sie an seiner Wohnung, bis die Wirtin ihr grob und beleidigend wurde und ihr peinliche Enthüllungen über Finkelbachs Leben machte, wohl um sie abzuschrecken.

Dann laute sie auf der Straße auf die Heimkehr des Assessors. Und leerte dadurch den Kelch ihrer Leiden bis auf die letzte bittere Reize. Noch brüster und herzloser als in seinem Briefe bestätigte er seine Verlobung, wies ihr ins Gesicht, daß er schon länger ihrer überdrüssig, daß sie ihm zu langweilig, zu sentimental sei. Bis ins tiefste Herz gedemütigt und verwundet war sie zuletzt davongeschlichen, kaum dem Gedanken widerstehen lönnend, der ihr lodende Verheißungen vorgaukelte vom Vergessen im langen traumlosen Schlummer des Todes. In der hohen steilen Felsungsmauer des Rheins hatte sie schon gestanden und

in die gurgelnden kleinen Wellen gestarrt, aus denen es zu murmeln schien: Komm herab, hier ist's kühl! Komm zu uns, wir lindern dein brennendes Weh.

Profaisch und nüchtern genug, — ein Schutzmann war ihr rettender Engel geworden. Sie mochte ihm aufgefallen sein durch ihr verstörtes Wesen, ihre gebrochene Haltung. Immer näher war er gekommen, ließ sie nicht aus den Augen, ermahnte sie schließlich, nicht so dicht an dem geländerlosen Ufer zu stehen, sie könne schwindelig werden und hinunterstürzen.

Das hatte sie dann zur Besinnung gebracht, sie schreckhaft erkennen lassen, auf welch düstern Pfaden ihre Verzweiflung geirrt. Zurückschaudernd vor sich selbst war sie heimgeschlichen. Aber jetzt, wenn sie so darüber nachdenke, daß nun längst alles Leiden und Grübeln vorbei, dünke es ihr fast, es sei doch wohlthätiger, wenn sie besinnungslos den Sprung ins Wasser getan und nun von nichts mehr wisse.

„Hast du dir die Nummer des Schutzmannes nicht gemerkt,“ fragte Gertrud trocken, als sie mit tiefem Seufzer geendet. „In ein paar Wochen wirst du ihn wohl aus Dankbarkeit für die Rettungsmedaille vorschlagen, wenn du einsehst, was wir die heute schon sagen, daß ein treulooser Mensch nicht wert ist, sich feinetwegen ein Leid anzutun.“

„Redet jetzt nicht mehr, sondern schlaft,“ mahnte die Mutter.

„Schlafen. . .!“ wiederholte Grete mit zuckenden Lippen.

„Mit einem solchen Feuerbrand in der Seele. . .“

„Warte, ich gebe dir eins von meinen Veronalpulvern,“ erbot sich Gertrud, die oftmals, wenn sie Spätdienst hatte, nicht gleich einschlafen konnte.

Auch Elly lag noch lange wach, in Sorgen an den Liebsten denkend.

Morgen würde sie hoffentlich etwas Näheres über sein plötzliches Krankwerden hören! Diese Ungewißheit war ja geradezu fürchterlich. \* \* \*

Die nächsten beiden Tage verliefen recht still und wie unter einem Drud, sowohl in den Wohnungen von Meinhard's und Lenz wie im Oppenheimerischen Geschäft. Grete war ernstlich krank. Die tiefgehende seelische Erschütterung hatte auch den Körper in Mitleidenschaft gezogen, sie vermochte sich gar nicht aufzuraffen, bekam vollständige Beinkrämpfe und man mußte ihr Kompressen auf das Herz machen.

Mutter und Schwestern litten mit darunter, ohne etwas ändern zu können. Aber natürlich stieg ihre Empörung auf den Assessor auf Siebehtze.

Die Frau Rechnungsrat Lenz jauch das Benehmen ihrer jüngeren Schwester „schon beinahe pathologisch“. Nachdem sie am ersten Abend nach ihrem Urlaub so von innen heraus heiter und vergnügt gewesen, brachte der andere Tag den seltsamen Umschwung, der noch immer nicht weichen wollte.

Sie sprach fast nichts, schnitt Gesichter, als müsse sie sich immer das Weinen verbeißen, zwang sich zum Essen und genoß doch immer nur ein paar Bissen, brücte sich in den Winkeln herum, um allein zu sein und wich allem Fragen und Forschungen nach ihrem sonderbaren Gehabe mit einer verschlossenen Miene aus, die ihr, der ältern und stets besorgten Schwester gegenüber doch schon geradezu beleidigend war, so daß sie sich zuletzt getränkt vornahm, Johannes sonderbares Wesen zu ignorieren, bis sie von selbst kommen würde.

Daß Johanne auch die neue Frijur, — zu der die kokette Kathinka sie wohl überredet hatte! — gleich andern Tags wieder in die gewohnte einfache Haartracht ungeändert, war ja weiter kein Fehler. Frau Augustes hausbadendem Geschmad dünkte der Lockensignon sowieso reichlich auffallend, aber in ihrem vertragensten dunkelgrauen Kleide herumzugehen war zwar doch überflüssig und eine Grille, die wohl mit der rätselhaften Gemütsdepression zusammenhing.

„Ich kann mir nicht helfen, Lenz,“ sagte Frau Auguste immer wieder kopfschüttelnd zu ihrem Gatten, „ich meine, Johanne hat sich irgendwelche Liebeshoffnungen gemacht und ist nun irgendwie enttäuscht. Obgleich ich es zwar mehr als albern von ihr finde, sich um so etwas derart anzustellen. Sie hätte ruhig Brendlers Antrag annehmen sollen, dann wäre sie aus all solchen Gesichten heraus.“

Die beiden Kolleginnen verkehrten nur geschäftlich zusammen und auch das vermieden beide wo sie nur konnten. Was sie einander zu befragen und anzugeben hatten, machten sie schriftlich oder durch den Mund dritter.

Es kam Elly oft geradezu lächerlich vor und sie hätte sich gern mit Johanne ausgesprochen, aber die wich krampfhaft jeder Gelegenheit dazu aus. Sie tat der Jüngern wirklich leid. Ganz weiches Herz hatte ihre Empfindlichkeit und ihren Trost besiegt. Sie konnte sich in Johannes Gefühle hineinversetzen und ahnend fassen, wie bitter es sein mochte, eine unerwiderte Liebe, unerfüllbare Hoffnungen zu hegen, einer Andern zufallen zu sehen, was man selbst begehrte. Wie tief ihr die Enttäuschung ging, verrät ja trotz aller Beherrschung ihr verändertes Auseres und Wesen.

Anderes beschäftigte und bedrückte aber Elly bedeutend mehr als die Gedanken an die schmollende Freundin. Erst Lindholm schickte schon den dritten Tag und hatte noch nichts von sich hören lassen!

Ihre Unruhe darüber wuchs ständig. Ein paarmal war sie schon durch die Gereonstraße, in der er wohnte, gegangen, gekommen und sehnsüchtig an seinem Hause hinausschauend. Viel im Geschäft nach ihm zu fragen, war ihr nach Herrn Jacobys Indiskretion zu peinlich. Man trug ihr zwar auch so am Abend des dritten Tages zu, daß Herr Oppenheimer zum ersten Buchhalter gesagt habe, Lindholm „stecke in keiner guten Haut“.

Sie war zu Tode erschrocken darüber, mußte die ganze Nacht daran denken, in einem dumpfen Bangen, das ihr das Herz schier zuschnürte, ihr Verlangen nach dem Geliebten bis ins Unermeßliche steigerte. Und sie nahm sich fest vor, am andern Mittage bei der Tante, wo er wohnte, sich nach ihm zu erkundigen. Das war ihr ja schon ein paarmal in den Sinn gekommen, aber Scheu und Scham hatten sie immer wieder davor zurückschrecken lassen. Jedoch, jetzt mußte sie Gewißheit haben.

Der andere Morgen war da. Einer der Lehrlinge brachte in einem flachen Korbe die Briefpost für Johanne und Elly aus dem Kontor.

Während die erstere die ihr Gebiet angehenden Sachen herausnahm, sagte der junge Mann mit einem vertraulichen Grinsen: „Es ist auch ein Brief dabei für Fräulein Meinhard; von Herrn Lindholm. Auch an den Chef hat er geschrieben.“

Johanne aber nahm keine Notiz von der Bemerkung. Sie hatte Lindholms Handschrift selbst schon erkannt und die Wahrnehmung, daß die beiden miteinander korrespondierten, gab ihr aufs neue einen eifersüchtigen Stich durchs Herz.

Aber sie hing der Regung nicht lange nach. Sie fing schon an, ruhiger zu werden, sich in das Unabänderliche zu fügen. Ihr Gerechtigkeitsgefühl begann sich durch das Chaos ihres Innern zur Oberfläche zu kämpfen. Was konnte schließlich Elly dafür, wenn Lindholm sich in sie verliebte, ihr den Vorzug gab? Wenn er auch im Anfang offensichtlich weniger der jüngeren und hübscheren Kollegin Gesellschaft gesucht, so war ihm doch anscheinend später zum Bewußtsein gekommen, daß jene die hübschere, reizvollere und begehrtere war. Besser zu ihm paßte als sie, die wohl auch schon älter war als er.

Elly hatte viel zu tun. Herr Jacoby und ein zweiter Reisender, der auch seine Tour für ein paar Tage unterbrochen hatte, wollten ihre Reisetasken geordnet, die ausverkauften Muster entfernt und neue dafür eingefügt haben.

Als jetzt der Lehrling ihr die Post brachte, sagte sie, bevor sie danach griff: „Bestellen Sie Fräulein Hortensius, ich müßte heute nachmittag ein paar Mann Hilfe haben zum Umnähen und Umkleben der Musterarten. Die beiden Herren hätten ihre Dispositionen geändert und wollten schon morgen früh reisen, das brachte mich aus dem Konzept. Sie möchte daher die laufenden Sachen schon am vormittag erledigen lassen und mir nachmittags ein paar Hilfskräfte heraufschicken, sonst müßte am Abend nachgearbeitet werden.“

Danach erst schaute sie die Post Sachen an und gewährte den Brief mit der frauenhaft zierlichen Handschrift des Geliebten. Wie ein elektrischer Schlag durchzuckte sie jäh Freude. Endlich ein Lebenszeichen, jauchzte es in ihrem Innern. Sie zitterte vollständig, als sie sich von ihrem Platz an dem großen Lagertisch erhob, auf dem in ganzen Haufen die silbernen Glanzpapierkartons lagen, auf denen Vorden, Stickerei- und Spitzenmuster aufgenäht und aufgestellt waren.

Sie trat an ihr hohes Stehpult am Fenster, betrachtete liebevoll erst noch einmal die Adresse und rißte behutsam den Brief auf, überslog in verlebter Hast die ersten Zeilen.

Aber dann griff ihre Hand tastend nach einer Stufe, ihre Knie wankten, das Blut jagte ihr wie in einer lodenden Springflut zum Herzen und zurück. Instinktiv, ohne sich dessen bewußt zu sein, trat sie an die dem Fenster zugewandte Pultseite, wo sie den Bliden der andern verborgen war, ließ sich schwer auf den Radiatorenkasten der Heizung fallen, und überflog in wilder Hast die engbeschriebenen Seiten, die in ihrer bebenden Hand schwannten.

Da stand:

„Mein geliebtes, teures Mädchen! Noch einmal, zum letztenmal laß mich dich so nennen, ehe wir voneinander scheiden, ehe ich für immer deinem Gesichtskreise entschwinde, denn es kann keine Vereinigung für uns geben.“

Ich habe einen holden Traum geträumt von Minne und Glück, von einem Herzensbunde zweier Menschen, die sich gut sind. Es muß ein Traum bleiben. Vermessen war es von mir, auf dergleichen zu hoffen. Zu vergessen, wer ich bin. Ein vom Todesengel Gezeichneter. Einer, auf den immer Charons Nachen am dunklen Ufer des Styx wartet.



Strasse in Antwerpen mit Haufen von weggeworfenen Kleidungsstücken.

Ja, mein Liebling, ich bin ein kranker Mann. Bin von Jugend auf mit einem sehr schweren Herzkübel behaftet, das mir die Mutter vererbte.

Weißt du's noch, wie ich dir am Abend, da wir uns fanden, von dem Schatten sprach, der meine Jugend verdunkelte, meine Seele schwermütig und einsam machte?

Das war's! Der Fittich des ersten Engels mit dem Mohnbecher.

Darum ward ich daheim von den Frauen ängstlich behütet und erzogen, ein verzärtelter, zaghafter Knabe, der nie mit den andern Buben tollten und springen durfte, der auch später die fröhlichen Gleichaltrigen mied, weil er ja doch immer abseits stehen mußte, wenn sie vergnügt ihre Kräfte erprobten.

Darum auch ging ich aus der Heimat, wahnend,

fremd in der Fremde sei es leichter, kein Band der Freundschaft und Liebe zu knüpfen, mündig einsam und einfach zu leben, wie es die Ärzte geboten.

Lange ward mir der aus der harten Notwendigkeit geborene Entschluß auch nicht schwer.

Aber dann ward mir eines Tages bewußt, daß zwei tiefe klare Augen, die so innig zu bliden und so schelmisch zu lächeln verstanden, oft und viel, viel zu oft, vor mir auftauchten, im Wachen und Träumen, in der Ruhe und Arbeit. Aber ich wehrte mich gegen ihr Loden, entriß mich gewaltsam dem süßen Bann, in den sie mich verstrickten, mied die, aus deren rosigem Gesicht mir die Wunderblumen entgegenblühten, wie eine Hexe, eine Zauberin. Aber nicht nur meinetwegen, auch um sie selbst bangte ich. In schmerzlich süßer Unruhe sah ich manchmal in den dunklen Nüßeläugen ein Licht aufglimmen, das aus dem tiefsten Herzensschrein kam, in dem des Daseins strahlendster Demantstern, die Liebe, liegt. Doch was konnte ihr aus der Liebe zu einem siechen Manne anderes erstehen als Leid?

Ich mied sie also, schier ängstlich mich hinter die andere verschaukelnd, von der Herz und Sinnen keine Gefahr drohte.

(Fortsetzung folgt.)

## Herbstzeitlosen.

(Nachdruck verboten.)

Wenn sich die ersten feuchten Herbstnebel über die Niederungen breiten, dann legen die Wiesen ihren letzten reizenden wie eigentümlichen Blumenschmuck an, dann erhebt die Herbstzeitlose ihre farbig geformten feingefärbten Blütenkelche über die von glitzernden Geweben behangenen kurzen Grashalmen. Die Nächte sind lang

empfangen, da erhielten sie auch für die Zeit ihrer Regierung eigenen Blumenschmuck zugeteilt. Selbst der frostige Winter, der sonst alles Lebende in der Natur zu töten suchte, und sich sonst nur mit seinen selbstgemalten Eisblumen schmückte, befam die unter dem weißen Schnee blühende Schneerose und den gelben Winterling. Schließlich hatte nur der Herbst auf eigenen Blumenschmuck verzichten müssen, weil der Winter drohte, jede Blume des Herbstes zu töten, noch ehe sie ihre Frucht ausreifen könne, und dann müsse sie aussterben.

Dazu hatte aber keine einzige Lust, denn aussterben wollten sie alle nicht und zogen sich deshalb lieber in den blumenreichen Sommer zurück. Der Herbst aber stand allein da, ohne ein Blumengefolge und verstummte deshalb in tiefer Traurigkeit wegen der Gefährlichkeit des Winters und wegen des Undanks, den man ihm zeigte, da er doch jegliche Frucht des Sommers reifte und die ganze Natur mit seiner Fruchtfülle überschüttete. Da trat der Frühling an eine seiner schönsten Blumen heran und überredete sie, dem Herbst zu folgen, damit er nicht so einsam bleiben und die Gesellschaft einer Blume entbehren müsse. Er riet ihr, sich vor dem Winter in die schützende Erde zu verstecken und versprach, sie gleich zuerst wieder zu erwecken, wenn er den Kampf mit seinem grimmigen Feinde alljährlich beendet habe und die Herrschaft in der Natur wieder übernehme. Das Blümchen gewann dadurch Vertrauen und schloß sich dem Herbst gern an, umso mehr, als auch der Sommer versprach, seine Frucht zu reifen, damit das Geschlecht nie aussterben könnte. Der Herbst aber gab ihm zum Schutze einen scharfen Saft, damit die Menschen diese Blume nicht pflücken, die Tiere sie nicht fressen sollten. Vor dem Winter aber fürchtete sich das Blümchen nicht mehr und zog sich stets in den Schutz der Erde zurück, wenn er ihm mit Vernichtung drohte. So ward diese Blume die Zeitlose, die im Sommer erst ihre Frucht reift, die im Frühling grünt und den Herbst so stimmungsvoll ziert, sie paßt gut zu den Herbstnebeln, den müden Sommerstrahlen, den glitzernden Herbstfäden und dem matten Fächeln des Windes, echt herbstlich deutet sie mit ihrer zarten Farbe die Vergänglichkeit an in der Sterbezeit des Jahres.

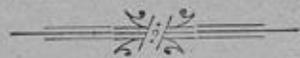
So erzählt die Volkslage. Was nun aber die Giftigkeit der Herbstzeitlose anbelangt, so ist sie doch lange nicht so arg, daß wir nicht diese schöne Blume pflücken und uns davon einen Strauß ins Zimmer stellen können, ohne fürchten zu müssen, daß unsere Gesundheit Schaden leidet. Diese bleiche Schönheit gehört nicht zu jenen tödlichen Pflanzen,

bei deren Berührung die Haut anschwillt und deren Duft Kopfschmerzen bereitet, wenn nicht gar noch schlimmere Folgen zeitigen kann. Das kluge Vieh läßt die Herbstzeitlose aber auf der Weide stehen, weist sie auch zurück, falls sie sich in die Stallfütterung mit verirren sollte, und somit ist diese letzte Pflanze des Herbstes nicht in der Lage, Mensch oder Tier Schaden zuzufügen.



In Antwerpen nach der Eroberung: Bagage-Kolonnen im Zentrum der Stadt. Im Hintergrund die berühmte Kathedrale.

und kühl geworden, und die letzten Sommerblumen haben es recht eilig gehabt, die Köpfchen zu hängen, um zu schlafen, bis sie ein neuer Frühling zum Blühen einladet. Nur die Herbstzeitlose scheint nicht zu merken, daß alles um sie herum ausruhen will und sie spricht empor, als ginge es dem Lenze, nicht aber dem rauhen Winter entgegen. Träumerisch scheint sie ihre Zeit vergessen zu haben. Diese Abweichung von der allgemeinen Regel hat wohl auch Anlaß zu ihrer Bezeichnung durch den Volksmund gegeben, wie sich der Volksmund ja auch durch folgende Sage die Abnormität erklärt. Als die Jahreszeiten vor Gott traten, um ihren Anteil am Werden und Vergehen in der Natur zu



## Der Nothelfer.

Erzählung von Werner Granville Schmidt.  
(Nachdruck verboten.)

Ein naßkalter, unfreundlicher Novembertag ging zur Rüste. Schnell brach die Dämmerung herein und ihre Schatten hüllten wie ein düsterer Mantel die Straßen und Gassen der lebendurchströmten Großstadt ein. In den Läden blinnten die Lampen auf und zeigten die Verkaufsgegenstände in neuem, lodendem Licht.

Weit draußen, in den Arbeiter-Wohnquartieren, verebte das brandende Leben. Masse, hochwangige Menschen huschten in die feuchtdunklen Gänge, die zu den lichtarmen Wohnhöfen führten, und in den Gassen balgten sich zerlumpte Kinder.

Im oberen Stockwerk einer der nüchternen Mietkasernen, die diesen Vierteln der Armut ihr typisches Gepräge verleihen, saß eine junge Frau vor der surrenden Nähmaschine. Emsig hoben und senkten sich ihre Hüfte, und ihr Kopf, der die Fülle des aschblonden Haares kaum tragen zu können schien, beugte sich tief über die Arbeit.

Neben der Nähenden lag ein Haufen bereits fertiggestellter Schürzen; aber ein ungleich größerer Stapel harpte noch der Vollendung.

Man sah, daß die Sorge ums tägliche Brot in diesem beschränkten Zimmer ein ständiger Gast war; aber peinlichste Sauberkeit hinderte allenthalben die Spuren der Armut. Kein Stäubchen lag auf den wenigen, schlichten Möbelstücken; nirgends beleidigte Unordnung das spähen- de Auge. Ein paar gehäkelte Decken auf dem Sofa, ein Strauß Herbstastern auf dem Tische legten Zeugnis ab von dem schmüden- den Walten einer Frauen- hand.

Graue Schleier füllten das Zimmer; aber immer noch surrte die Maschine. Endlich aber richtete sich die junge Frau feuchend empor und ließ die schmalen Hände untätig im Schoße ruhen. Mit schmerzenden Augen blickte sie von ihrem Fenster- platz aus auf die feuchtblintenden Dächer der umliegenden Häuser. Grau und kalt grüßte der Abend in die Stube, und unwillkürlich schauerte die junge Frau fröstelnd zusammen.

Ein weinerliches „Mut- tie!“ ließ sie den Kopf wenden. In einer Zim- mernische kauerte ein blond- lodiger Knabe am Boden und spielte mit einigen Bleisoldaten.

„Was willst du, Herbert?“ forschte die Mutter müde.

Der Knabe troch dicht zu der Mutter heran und huschelte seinen Kopf in die Falten ihres Rockes.

„Ich friere so, Muttie! — Warum machst du kein Feuer im Ofen?“

Die junge Frau bohrete die Zähne in die Unterlippe. Leise antwortete sie: „Wir haben noch keine Kohlen, Herbert. Wenn ich diese Schürzen fertig habe, kaufe ich uns Feuerung.“

Das Kind nickte alklig und fuhr nach kurzer Pause fort: „Dann gehst du auch wieder mit mir spazieren und sitzt nicht immer an der garstigen Nähmaschine, gelt?“ Die blauen Kinderaugen blickten in flehender Bitte zu der Mutter empor.

„Wir wollen sehen, Liebling! Nun mußt du Muttie aber

nicht mehr stören, sonst werden die Schürzen immer später fertig.“ — Gehorsam zog sich der Knabe wieder zu seinen Bleisoldaten zurück; die junge Frau aber zündete die Stehlampe an, um weiter- frohnen zu können im Kampfe ums Dasein.

Wie die Lampe ihren traulich warmen Schein in das Stübchen warf, schweiften die Augen der Frau unwillkürlich zu einem Bild, das in breitem Mahagonirahmen über dem Sofa hing. Dieses Bild nahm sich gar seltsam aus in der ärmlichen Umgebung; denn es stellte einen Offizier in der Uniform eines feudalen Kavallerie-Regimentes dar.

Die Augen der jungen Frau feuch- teten sich. Sie gedachte der Zeit, da der vor zwei Jahren Verstorbene ihr Gatte gewesen war. Ja, schöne Stun- den hatte sie an der Seite des schnei- digen Offiziers verlebt, obwohl er ein großer Leichtfuß war und nicht mit dem Pfennig zu rechnen verstand. Ihr kleines Vermögen reichte bald nicht mehr zur standesgemäßen Lebens- haltung aus, und sie begannen Schul- den zu machen. Um das Unglück zu vollenden, ergab sich ihr Gatte oben- drein noch dem Spiel. Aber es gab ihm wie so vielen; seine Hoffnungen auf Gewinn erwiesen sich als trügerisch. Dann war eines Tages das unver- meidliche Ende gekommen; man brachte ihr den Ernährer, den Vater ihres Kindes, tot ins Haus. Auf dem Scheibenstand hatte er sich eine Kugel durch die Schläfe gejagt.

Bittere Zeiten brachen jetzt für die junge Witwe an. Es zeigte sich bald, daß kein Pfennig von dem geringen Vermögensrest gerettet werden konnte; denn der Nachlaß genügte bei weitem nicht, die zahlreichen Gläubiger

zu befriedigen.

Jetzt stand sie, eine Heimatlose, in des Wortes wahrster Bedeutung, mit ihrem Kinde in der Welt allein. Atern befaß sie nicht mehr, und ihr Stolz verbot ihr, bei den Verwandten ihres Man- nes um Hilfe anzuklopfen. Sie hätte auch wohl ver- geblich gebeten; denn die Verwandten zürnten noch immer, daß der schneidige Offizier, dem sich soviel glänzende Partien geboten hatten, nur eine vermö- genlose Bürgerliche heim- geführt hatte.

Aber Helene von Wald- stätten verzagte nicht. Es kam ihr gut zu statten, daß sie im Elternhause einen sorgfältigen Unterricht in mancherlei Handfertigkei- ten genossen hatte. Wenn sie für den Anfang auch nur wenig verdiente, so genügte das Wenige doch, sich und ihren Knaben ehelich zu ernähren.

Mit einem tiefen Seuf- zer wandte sie ihren Blick von dem Bilde. — Ob er wohl ahnte, wie schwer sie, die er trotz seiner Fehler so aufrichtig geliebt hatte, kämpfen mußte?

Helene von Waldstätten ließ sich wieder vor der Nähmaschine nieder, um ihre trüben Gedanken durch fleißiges Schaffen zu betäuben.

Als sie nach längerer Zeit einmal den Kopf hob, sah sie, daß ihr Sohn lang auf der Erde lag und mit einem Bleistift unbehol-

lene Zeilen auf ein Blatt Papier malte.

„Was machst du da, Herbert?“ forschte sie neugierig.

„Das verrät ich erst nachher, Muttie!“ entgegnete der kleine Mann wichtig, ohne sich in seiner Beschäftigung stören zu lassen.



Ein Granatschuß.

Durchschossenes Haus in einer Ortschaft vor Antwerpen.



Uebergang auf einer von unseren Truppen geschlagenen Brücke über einen Flußarm in der Schelde-Niederung.

Die junge Witwe lächelte und ließ ihn gewähren. Der Ausdruck eines stillen Mutterglüdes bannte die Falten von ihrer Stirn und verschönte ihre Züge wunderbar.

Zuletzt schien der Knabe die schwierige Arbeit vollendet zu haben. Das Blatt Papier auf dem Rücken verborgen haltend, trat er vor die Mutter und bat: „Muttie, darf ich mir ein Stübert aus der Tischlade nehmen? — Ich habe nämlich einen Brief geschrieben.“

Die Brauen der jungen Frau zogen sich erstaunt empor und ungläubig forschte sie: „Einen Brief hast du geschrieben, du Guckhühnchen? An wen denn?“

Herbert schmeigte sich dicht an die Mutter und entgegnete zögernd: „An den lieben Gott!“

Die Mutter wußte nicht, ob sie lachen oder schelten sollte.

„Was willst du denn von ihm?“ konnte sie sich nicht enthalten zu fragen.

Einige Sekunden kämpfte der kleine Mann mit sich, ob er sein Geheimnis offenbaren sollte; dann aber gestand er offen: „Ich habe den lieben Gott gebeten, daß wir bald viel Geld kriegen, damit wir Kohlen kaufen können und du wieder mit mir spazieren gehst. Um ein paar Bleisoldaten habe ich auch geschrieben; meine sind ja beinahe alle entzwei.“

„Über Herbert!“ tadelte die Mutter etwas unwillig, „wie kommst du denn auf die Idee? Denkst du denn, daß das etwas nützt?“

Die Augen des Knaben richteten sich voll auf das ärgerlich gerötete Gesicht der Mutter und eingeschüchtert verteidigte er sich: „Du hast doch immer gesagt, wenn man den lieben Gott mit recht sehr bittet, dann hilft er einem auch. Und die Kinder mag er doch gerne leiden, wenn sie artig sind. Bin ich denn nicht immer artig gewesen diese Zeit?“

„Ja, das warst du, mein Herbert!“ entgegnete die Mutter leise. Sie drehte das Gesicht nach dem Fenster; denn ihr Kind brauchte nicht zu sehen, wie ihr ein paar große Tränen langsam über die bleichen Wangen rollten.

— Ich kann ihm den Glauben nicht zerstören! — Klang es in ihrem Innern, und schwerfällig erhob sie sich, um ihm ein Stübert herauszusuchen.



Holländische Truppen an der durch Stacheldraht gesperrten Grenze.

Als Doktor Haller seinen Brief beendet hatte, machte er sich fertig zum Fortgehen; denn er hatte unter der Bevölkerung der Arbeiterquartiere, weit draußen in den Vororten, noch einige Patienten, die besucht werden mußten.

Es war bereits dunkel, als Haller die Wohnung des letzten Patienten, eines Fabrikarbeiters, verließ. Auf der engen, ständigen Treppe fiel ihm ein, daß er den Brief an seine Mutter noch in der Brusttasche trug. Da er an der gegenüberliegenden Straßenecke einen Postkasten bemerkte, beschloß er, das Schreiben gleich hier einzustecken.

Eben hatte er seinen Plan zur Ausführung gebracht und wollte weitergehen, da bemerkte er einen kleinen, ärmlich, aber sauber gekleideten Knaben, der sich vergeblich bemühte, einen Brief in den Schlitz des Kastens gleiten zu lassen.

Egon Haller war ein großer Kinderfreund und der Anblick schöner Kinder war ihm stets ein besonderer Hochgenuss. Wohlwollend musterte er ein Weilschen das bildhübsche Knabengesicht; dann sagte er lächelnd: „Nun, kleiner Mann, will es nicht gelingen? Ja, ja, du mußt noch ein Endchen wachsen, ehe du die erforderliche Größe erreicht hast. Gib mir den Brief nur her; ich werde ihn schon einstecken.“

Etwas zögernd kam der Knabe der freundlichen Aufforderung nach und handigte dem fremden Manne den wichtigen Brief aus.

Frau von Waldstätten hatte erst noch geschwankt, ob sie es dulden sollte, daß er den Brief zum Postamt trug; aber schließlich hatte sie es doch erlaubt. Mochte er seinen Kinder glauben behalten — und wenn Tag um Tag verging, ohne daß eine Antwort eintraf, würde Herbert die Briefgeschichte schon wieder vergessen.

Natürlich war ihr das Schicksal des unbeholfenen Kinderbriefchens völlig klar. Man würde ihn im Postkasten finden; die Beamten würden sich weidlich darüber amüsieren und ihn dann zu den vielen andern unbestellbaren Postsendungen legen.

Doktor Haller war nicht wenig erstaunt, als er die von ungelentter Hand hingekritzelte Aufschrift des Briefes las.

„An den lieben Gott im Himmel,“ — stand darauf.

Mit einer Mischung von Neugier und Mürhung ließ Haller seine durchdringenden Augen auf dem blondblonden Knaben ruhen, der unruhig von einem Bein auf das andere trat und mit Ungeduld des Augenblicks harrte, wo sein Brief im Kasten verschwinden würde.

„Hast du den Brief selbst geschrieben?“ forschte Haller milde. Der Knabe nickte und begegnete den Blicken des Arztes frei und offen.

„Wie heißt du denn?“ setzte Haller das Verhör fort. „Herbert von Waldstätten!“ gab der Kleine ohne Scheu zur Antwort.

Eine leichte Ueberraschung spiegelte sich in des Arztes Zügen. Er erinnerte sich, diesen altadeligen Namen vor einigen Jahren anlässlich einer Offizierstragödie gehört zu haben. Der Offizier, der sich damals das Leben nahm, hatte denselben Namen geführt.

Seine Neugier war rege geworden und so forschte er weiter: „Erzähle mir doch einmal, um was du gebeten hast, kleiner. Sieh, ich kann den Brief schneller besorgen als die Post und er kommt bestimmt an. Vielleicht hilft dann der liebe Gott auch, wenn du recht brav bist. — Willst du dich mir nicht anvertrauen, mein Kind?“

(Schluß folgt.)



Marchese di San Giuliano †.

in seiner Vaterstadt, um dann bald als Abgeordneter hervorzutreten. Im Dezember 1905 übernahm er das Ministerium des Auswärtigen und war seitdem in wechselnden Kabinetten der Verwalter dieses Postens.

## Unsere Bilder.

**Marchese di San Giuliano †.** Der italienische Minister des Auswärtigen ist 62 Jahre alt gestorben. Er entstammte einer angesehenen Familie des sizilianischen Adels und war 1852 in Cantania geboren. Er widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft,

wurde Bürgermeister in seiner Vaterstadt, um dann bald als Abgeordneter hervorzutreten. Im Dezember 1905 übernahm er das Ministerium des Auswärtigen und war seitdem in wechselnden Kabinetten der Verwalter dieses Postens.



## Sprüche.

Frau nicht zu viel auf fremden Rat,  
Wie's bei dem eig'nen dir auch bangt:  
Denn endlich mußt du doch zur Tat,  
Die man als deine ganz verlangt.

Mancher ist früh ins Grab gesunken,  
Weil er zu viel Gesundheit getrunken.

**Reims als Industrie- und Handelsstadt.**  
Seine Bedeutung als Industrie- und Handelsstadt verdankt Reims der dortigen Wollweberei, welche in mehr als 60 Betrieben, zu denen auch die Hilfsindustrien zu rechnen sind, zum mindesten 18 000 Arbeiter und Arbeiterinnen beschäftigt. Die Eigenart der

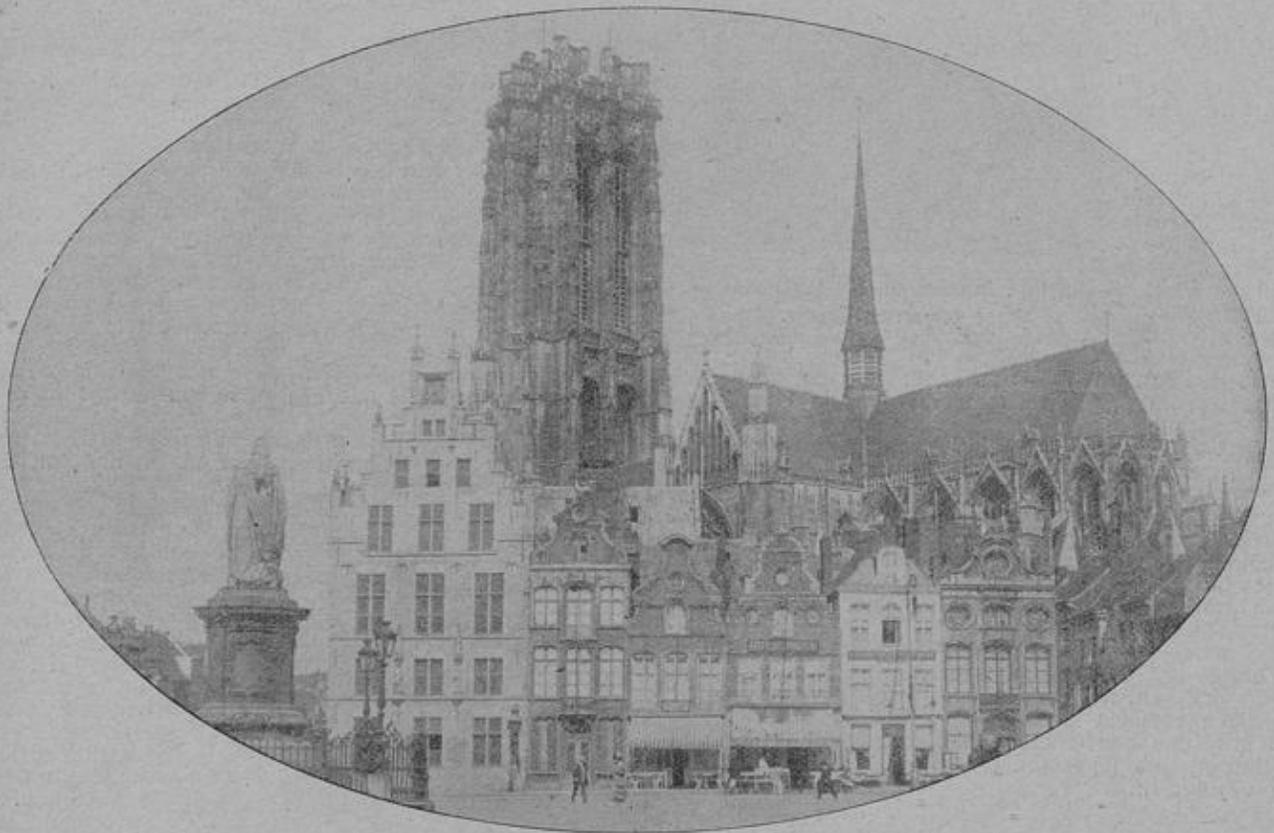
lenz! Lieber Herr Blücher! Verzeihen Sie, Excellenz, lieber Herr Blücher, General Vorwärts, daß ich es wage, an Sie zu schreiben; aber ich kann mir nicht helfen, es ist wegen meinem Traugott, ich bitte Sie um alles in der Welt, liebster Herr Blücher, Excellenz General Vorwärts, was ist das für eine infame Confusion mit dem Feldpostamt; ich habe meinem Traugott bei den Gardejägern, er kennt Ew. Excellenz Vorwärts genau und gut, aber zweimal habe ich ihm Zulage geschickt, aber er hat nichts bekommen. Ich bitte Ew. Excellenz demüthigst, corrigieren Sie die Kerls doch einmal, aber nach alter preussischer Manier; Sie verstehen schon, wie ich's meyne; das wird gewiß helfen; denn es ist um die Schwer-

**Auch ein Lieferant.** Dienstmann: „Ich bringe den Studenten, der im ersten Stockwerk wohnt!“ Hausmeister: „Da müssen's durch den Torweg gehen. Der Ausgang für die Lieferanten ist über die Hintertreppe!“

**Einwand!** Bettler: „Schenten Sie mir doch 'n alten Anzug und 'n Paar Stiefel, ich muß mich schämen, auf die Straße zu gehen!“ Kunstmalers: „Aber was wollen Sie denn — Sie sehen doch recht malerisch aus!“

**Stilleben.** „Das hübsche Stilleben aus Porzellan, das Ihr hier stehen hattet, sehe ich nicht mehr!“ — „Das hat mir meine Frau einmal an den Kopf geworfen!“

**Angenehmer Ehrenschaus.** Heiratsvermittler: „... Diese junge Dame ist



Zu den Kämpfen in und um Mecheln. Der Marktplatz von Mecheln, im Hintergrund die Kathedrale.

in Reims hergestellten Wollgewebe sind feinste Flanell- und Damenkleiderstoffe. Neben diesen Geweben aus Kammgarn und Streichgarn fertigt Reims auch feinste Konfektionsfilze an. Eine wirksame Unterstützung findet die Wollweberei in den in Reims ansässigen Kamm- und Streichgarnspinnereien, die nur Garne in feinsten Beschaffenheit herstellen. Der Handel in französischen Gutswollen hat seine Sammelstelle in Reims, wo regelmäßig große Wollversteigerungen abgehalten werden. Nicht unbeträchtlich ist die Ausfuhr in gekämmter Wolle und in Wollabfällen. Die in Reims hervorgebrachten Wollgewebe finden außer in Frankreich in England und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika Käufer.

**Feldpost 1813.** Wie es im Jahre 1813 mit der Feldpost bestellt war, ersehen wir aus folgendem Schriftstück, das der „Rheinische Merkur“ vom 11. Juli 1813 abdruckte:

„Allerunüberwindlichster Feldmarschall! General, Herr General Vorwärts, Exzel-

lenz zu kriegen, wenn man den Kindern, die fürs Vaterland streiten, was schickt, und sie nichts bekommen. Ew. Excellenz werden den Kerls doch wohl ein Donnerwetter auf den Hals schicken; deshalb habe ich es Ihnen geschrieben; denn ich weiß schon, daß mit dem Alten nicht viel zu spaßen ist. Ew. Excellenz, unüberwindlichster Feldmarschall General Vorwärts genannt, lieber Herr Blücher, ich verbleibe Ihr unterthänigster Schornsteinfeger Matthias Keller, zu Schweidnitz. NB. Wenn Sie meinen Traugott sehen, so bitte ich, ihn unbeschwert zu grüßen, aber schenten Sie ihm nichts; doch ich habe ihn immer zur Ordnung angehalten. Na, adieu.“

Dieser in seiner Mischung von Devotion und Natürlichkeit entzündende Brief zeigt also, daß es schon 1813 und vielleicht in allen großen Kriegen so war, daß die Feldpost schnell und viel bewegten Armeen nicht ordentlich folgen konnten. Der Schornsteinfeger Keller möge viele Eltern trösten!

neunzehn Jahre alt, Wollwaise, ohne Verwandte, hat in der Nähe ein schönes Gut, besitzt 300 000 Mark Barvermögen . . .“ (hält inne) — Heiratskandidat (ungeduldig): „Weiter! Weiter!“

**Zu Eifer.** Polizist: „Das Baden hier im Fluß ist verboten; sehen Sie nicht drüben auf der andern Seite die Warnungstafel?“ — Badender: „Die kann man von hier aus unmöglich lesen.“ — Polizist: „Na, da hätten S' erst 'nüberschwimmen sollen.“

## Rästel.

Ist es nicht ein artig Wesen,  
Dieses kleine Wörtchen hier?  
Magst du's vor- und rückwärts lesen,  
Gibt es Frag' und Antwort dir.

**Auflösung des Rästels in voriger Nummer.**  
Handkuß.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredeneck (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Tredebeck & Koenen, Ess u. (Ruhr).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 46

Sonntag, den 15. November

1914

## Leid um Liebe.

Roman von Emma Kettner.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Du wirst es gemerkt haben, kleine Zauberin . . . bemerkte er in seinem Briefe weiter.

Und dann unterlag ich doch dem bestridenden Reiz, den du auf mich ausübtest. Alles ward übertönt von der Stimme einer

gewaltigen Leidenschaft, die an den Ketten riß und zerrte, mit denen ich mein Herz inebeln wollte. Goldig wie Sonnenstrahlen und hart wie stählerne Laine spannen sich Zauberfäden um meine Seele.

Ich suchte deine Nähe. Ich dachte an nichts anderes mehr als an dich. Wie ferne, blaue Wolkensehen entschwebten den Grenzen meines Denkens die Erinnerungen an mein Siechtum. Schemen, die mich nicht mehr schreckten. Ich fühlte mich ja auch so gesund, so stark, so lebensfroh, wie nie zuvor. Neue Kraft umströmte meine Adern, mein krankes Herz schreckte mich nicht mehr durch die schmerzhaften Anfälle, die mich sonst so oft wie die Herolde des Senjenmannes überfielen.

Ein Wunder war an mir geschehen . . .

Ich war genesen . . .

Und ich nahm dich, mein braunhaariges Lieb, in meine sehnsuchtszitternden Arme und küßte dich auf deinen roten Mund, auf die süßen Augen, die wie Himmelssterne in meine Seele leuchteten, mir Himmelswonnen verhießen.

Doch unversehens schlug der heimtückische Feind meines Lebens seine Pranken in die selige Glücksstunde . . .

Du wirst's noch wissen, wie du bestürzt in mich drangst, daß ich dir sage, was mich so verändere . . .

Es war nur ein kleiner Anfall. Ein schlimmerer packte mich danach auf dem Heimwege. Kaum vermochte ich taumelnd meine Wohnung zu erreichen.

Als ich aus tiefer Ohnmacht erwachte und langsam begriff, was die beiden ernstblickenden Männer wollten, die um mich waren, wußte ich, auch ohne daß ihre vorsichtigen Fragen und gemündenen Antworten mir's sagten, daß mein Gesundheitssein ein narrendes Phantom gewesen war, ein Traum. Daß ich noch war, was ich gewesen: ein Mensch, dessen Lebensuhr einen groben

Konstruktionsfehler hat, den kein Meister und keine Werkstatt reparieren kann, und der sie bald zum Stillstehen bringen wird.

Ja, bald . . .

Nur wohl noch ein paar Jahre . . .

Nur noch ein paar Jahre. Sie haben es mir auf mein Drängen, wenn auch nur mit Nüchternen, bestätigt. Da meine Mittel es mir erlaubten — was ihnen wohl die Tante verriet — sollte ich ohne eine Tätigkeit in einem Sanatorium oder sonst an einem dazu geeigneten Ort ein stilles, beschauliches Dasein führen, dann könnte ich vielleicht noch eine Spanne dazu gewinnen.

Wozu?! Wozu dies armselige Leben noch nutz- und zwecklos verlängern? Es erscheint mir ja auf einmal als eine Bürde, die meinen Schultern unerträglich ist. Deuchte mir doch vor wenig Tagen noch ein so köstliches Gut! Aber heute weiß ich ja, daß ich dir entsagen muß, dir, du Süße, Golde, Hochgemute nach der mein ganzes Sein verlangt.

Wie dürfte ich dein blühendes Dasein an mein unter dem Schatten des Todes dahinwelkendes fetten? Was könnte ich dir bieten?

Wir werden uns nicht wiedersehen, mein geliebtes Mädchen. Mit diesen Abschiedsworten an

dich geht ein Brief an den Chef mit einem Attest des Arztes, daß ich vorab nicht mehr arbeitsfähig bin und sofort nach Nauheim muß. Herr Oppenheimer, schon durch meine Verwandten vorbereitet, wird meinem sofortigen Austritt nicht hinderlich sein.

Alles Glück der Erde möge dir beschieden sein und die Schatten, die wohl diese Worte auf dein liebevolles Gemüt werfen, bald wieder ganz aufgesogen werden von leuchtendem Sonnenglanz. Ja, sonnig wie deine Augen, dein Lächeln, wie du selbst, möge dein Dasein bleiben.

Nur wenn — vielleicht in Bälde schon — die Kunde an dich kommt, daß der, dem du einmal dein Herz geschenkt, das düstere Tor vor dem Tale der Unendlichkeit erreicht hat, dann möcht' ich, daß sich deine sonnigen Augen auf kurze Zeit mit Tränen verschleiern und ein wehmütiger Gedanke hinübersehweift zu dem Hügel, unter dem mein krankes Herz so still ruht. Einmal im Jahre gedenke meiner, mein Lieb. Ein Tag im Jahre ist ja den Toten frei . . .

Meine Mutter, die auch so jung schon dem gleichen Leiden erlag, das sie mir vererbte, sang oft ein wehmütig' Liedlein; darf ich es dir zur stillen Mahnung hierhersehen?



Der Deutsche Kronprinz in Feindesland.

„Möchte wissen, wenn ich bald gestorben werde sein  
Und auf meinem Grabe steht ein Kreuzlein oder Stein,  
Und man vor Niedgras kaum das Grab zu sehn vermag,  
Ob sie wohl kommen wird, am Allerseelestag?  
Ob sie um meinen Stein ein kleines Kränzlein flücht,  
Ob sie für meine Ruh ein Vaterunser spricht?  
Gewiß, sie wird wohl kommen, zu beten auf mein Grab,  
Sie weiß ja, daß ich niemand für mich zu beten hab'!  
Ja ich weiß, daß ich nicht ganz vergessen werde von dir, daß  
deine Seele in stillen Feierstunden meine letzte Ruhstatt grüßen  
geht.

Ich bitte dich, schreibe mir nicht mehr. Jedes Wort von  
dir würde meine Leiden verstärken, nur neue Wunden reifen.  
Gottes Segen über dich. Lebe wohl, mein Lieb. Bis zum Tode  
Dein Erit.“

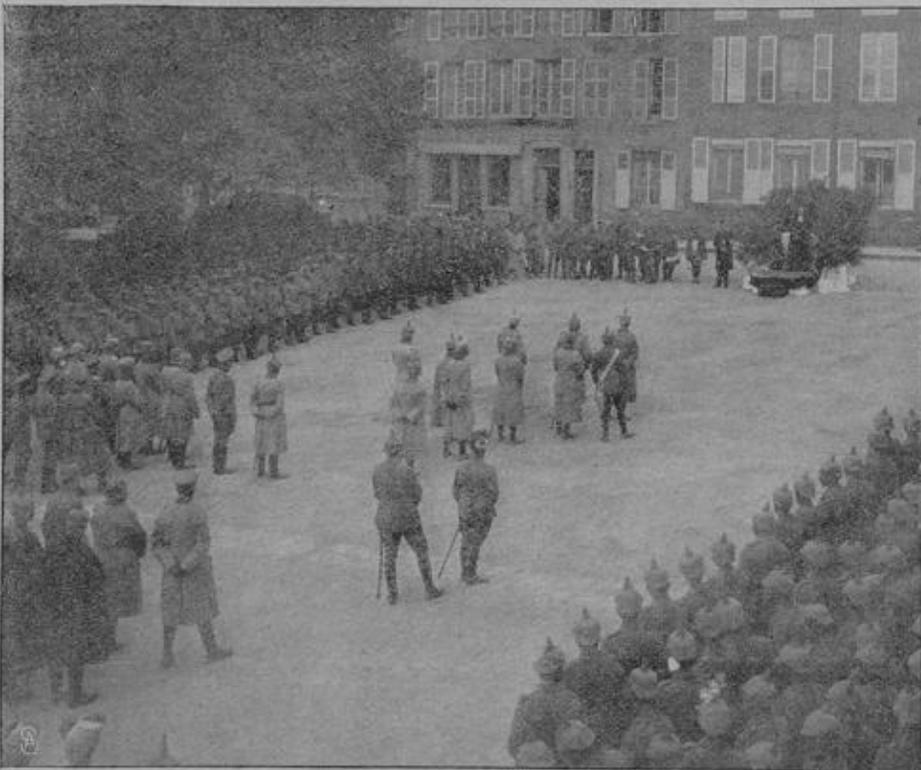
Zweimal, dreimal hatte Elly den Brief schon gelesen. In  
dem seltsamen Gefühl, als könne es gar nicht wahr sein, was  
da stand. Als müßten die starren Buchstaben sich verändern, zu  
andern Worten umbilden. Aber es blieb immer das Gleiche,  
das Unerwartete, das Furchterliche, das Betäubende.

Wieder setzte sie zum Lesen an. Aber schon nach den ersten  
Zeilen schüttelte sie sich wie in einem Krampf. Es fror sie bis  
ins Mark. Ihre Finger waren steif wie in der Winterkälte, als  
sie jetzt langsam und unbeholfen das Blatt zusammenfaltete.

Eine stumpfe Leere  
war in ihr, als ob die  
unheilvolle Nachricht  
sie völlig fühllos ge-  
macht hätte. Auch zu  
denken vermochte sie  
gar nichts. Als einer  
der jungen Leute mit  
einer Frage an sie her-  
antrat, schaute sie ihn  
eine ganze Weile ver-  
ständnislos an, fuhr sich  
mit den Fingern über  
die Stirn, als vermöge  
sie dadurch Ordnung  
in das Chaos dahinter  
bringen.

Die Pflicht rief sie.  
Es war keine Zeit, sich  
so seinen Gefühlen hin-  
zugeben. Die anderen  
warteten auf ihre Dis-  
positionen.

Sie mußte ihre ganze  
Willenskraft zusam-  
mennehmen, um, wenn  
auch nur mechanisch,  
ihren Arbeiten nachge-  
hen zu können. Aber  
immer wieder flog der  
Gedanke an Lindholms  
Brief sie an wie ein  
Raubvogel, gierig seine  
Fänge in ihr Herz  
schlagend, daß sie hätte  
laut aufschreien mögen  
in namenloser Qual,  
oder wie eine Irre gel-  
lend auflachend über  
die Grausamkeit des  
Schicksals, das ihr lockend die blaue Wunderblume des Glücks  
gezeigt hatte, um sie jetzt vor ihren Augen langsam in Sumpf  
und Moor versinken zu lassen.



Geldgottesdienst in Stenar.

Zu Hause fiel natürlich Ellys Verstortheit und Leichen-  
blässe auch sofort auf, und die ängstliche, immer gleich Schlimmes  
ahnende Mutter forschte besorgt nach der Ursache.

Es war ihr jedoch nicht möglich, zu erzählen, was ihr wider-  
fahren; sie schützte daher ihre Migräne vor, die sie hin und wieder,  
wenn zwar auch nicht oft, zu überfallen pflegte und ließ sich  
von der Mutter ein mit Essigwasser getränktes Tuch um die Schläfen  
binden und ein Pulver geben. Sie atmete aber erleichtert auf,  
als sie dann im verdunkelten Zimmer der Mutter allein war  
mit ihren stürmenden Gedanken, die, wie eine Schar hungriger  
Krähen, auf frisch gepflügtes Feld, über sie herstürzten, in ihr Herz  
hacten und hundert quälenden Vorstellungen.

Voll leidenschaftlichen Verlangens gedachte sie des Geliebten.  
Wie hatte sie gefühlt, wie unendlich teuer er ihr war als jetzt,  
da sie ihn in Körper- und Seelennot wußte. Es war ihr, als müsse  
sie zu ihm hinein, ihm sagen, daß er nicht verlassen sei, daß sie  
mit ihm fühle, mit ihm leide. Daß sie nicht von ihm gehen könne,  
ohne ihn nicht leben möge. Ihre Liebe steigerte sich bis zur Ekstase.  
Sie hätte sich willig aufgeopfert, wenn sie ihn hätte retten können.

Wie zerschlagen an allen Gliedern schleppte sie sich zur ge-  
wohnten Stunde trotz des Protestes der Mutter ins Geschäft.

„Haben Sie gesehen, wie Fräulein Meinhard aussieht?“  
flüsterte einer der jungen Angestellten Johanna Hortensius zu  
als Elly an dem großen Doppelpult der Expedition vorbeikam  
um nach oben zu gehen. „Man meint ja gerade, sie müsse jeden  
Augenblick hinfallen.“

Johanna nickte. Sie hatte es schon vor Tisch bemerkt und  
darüber gegrübelt, was die andere wohl hätte. So schreckhaft  
geisterbleich, verhärtet und niedergedrückt hatte sie die sonst so  
Frische, Blühende und Glasische noch nie gesehen.

Ob es etwa mit dem Briefe Lindholms zusammenhing?  
Der Gedanke kam ihr immer wieder, so oft sie ihn auch

lächerlich verscheuchte, sich fragte, was Lindholm denn so Schreck-  
haftes hätte schreiben können, das sie aus allen Fugen riß. Bald  
erfuhr sie aber von dritter Seite, daß ihre Vermutung richtig war.  
Herr Jacoby erzählte ihr mit geheimnisvoll wichtiger Miene,  
daß Herr Oppenheimer ihm eben gesagt, der Schwede werde nicht  
mehr ins Geschäft kommen, er werde wahrscheinlich überhaupt  
nicht mehr lange leben; er habe einen schweren Herzfehler.

Sie meinte in den Boden sinken zu müssen vor grenzlosem  
Schreck. Die unerwartete Nachricht betäubte sie geradezu. Lind-  
holm ein sterbender Mensch. . . Sie konnte es kaum fassen.  
Ja, das mochte Elly wohl niederschmettern! — Sie war  
ganz ungewandelt durch die Schreckensstunde. Der letzte Rest  
von Groll und Neid auf die siegreiche Andere schmolz dahin wie

Aprilschnee vor  
Sonne in dem heiligen  
Mitleid mit der so jäh  
und rauh aus allen  
Himmeln Gestürzten.

Auch die übrigen be-  
obachteten Elly ver-  
stohlen. Es war in-  
zwischen schon von ei-  
nem zum andern ge-  
laufen, daß der Schwe-  
de ein todtkranter Mann  
sei, und man achtete die  
Gefühle des Mädchens,  
von dem man wußte,  
daß es ihn liebte, durch  
rücksichtsvolle Ruhe. Es  
war noch nie so schweige-  
sam und geräuschlos  
zugegangen beim Au-  
sternmachen, das, weil  
es ein mehr mechanisches  
Arbeiten war, ganz  
gut eine Unterhaltung  
gestattete.

Aber heute hörte  
man nichts von den  
sonstigen Scherzen und  
Späßen. Sogar der  
unverwundliche Schwarz  
flehte und preßte die  
Spitzenstücken mit  
todernster, gedanken-  
schwerer Miene, und  
als der jüngste Lehr-  
ling, dem die allge-  
meine / rabsstimmung  
langwellig ward, mit  
der Frage bei ihm an-  
bündeln wollte: „Was

machen Sie für'n Gesicht, Schwarz?“ schraubte er ihn ungnädig  
an: „Wenn ich Jesichter machen könnt', hätten Sie zuerst als mal  
en anderes.“

Als gegen halb acht Uhr alles getan war und die Kubier  
die Koffer auf die Karren luden, um sie nach am Abend zu ex-  
pedieren, zauderte Elly absichtlich, um den andern beim Fort-  
gehen nicht mehr zu begegnen. Im letzten Augenblick hatte die  
so lange künstlich bewahrte Fassung sie verlassen. Als nach beendeter  
Arbeit die übrigen hinabgegangen waren, brach sie an  
ihrem Pult zusammen, in einem tränenlosen Aufschluchzen die  
Hände verkrampfend, in haltloser Verzweiflung mit dem Lenker  
der Geschichte hadernd, daß er ihr dies Leid statt des erhofften  
Glückes gesandt.

Johanne wartete ein Weilchen, als aber Elly nicht kam,  
stieg sie auf die Galerie hinauf, ging leise auf die Zusammen-  
gepunktene zu und legte ihr den Arm um die Schulter.

„Armes Herz!“ sagte sie dabei sanft. „Du dauerst mich  
sehr. . . Aber ist es denn wirklich so schlimm mit Lindholm?  
Ist es wahr, was die anderen erzählen. . .?“

Elly sah sie aus tiefliegenden, schwarzumrandeten Augen  
düster an. Sie wollte etwas entgegnen, aber die Stimme versagte  
ihr den Dienst. Da griff sie wortlos in die Bluse, zog den Brief  
Lindholms hervor und reichte ihn der andern. Sie selbst barg  
den Kopf wieder in die aufgelegten Arme, als dürfe auch die  
Freundin den leidenschaftlichen Schmerz nicht sehen, der ihre  
Mienen im Krampf zuden ließ.

In Johanne erweckte das Schreiben zwiespältige Empfindungen. Die innige und heiße Zuneigung, die die Worte atmeten und die einer anderen galten, rissen die noch kaum verheilte Wunde ihres Herzens wieder auf, und die Stelle, an der er schrieb, daß er sich vor der erwachenden Liebe zu der anderen hin Ungefährlichen gestürzt, ließ sie mit bitterem, selbstverspottendem Lächeln ein paar mal, aber daneben fühlte sie das tiefste und heiligste Mitleid mit dem schwergeprüften Paar, das sich nur gefunden, um sich unter Schmerzen wieder trennen zu müssen. Sie konnte es sich aber doch gar nicht denken, daß Lindholm wirklich so hoffnungslos daran sein sollte. Gewiß, wenn sie ihn nicht so vorstellte, sehr robust hatte er nie erkrankt, etwas Fränkliches, Bartes haftete ihm stets an. Aber dennoch sah er vielleicht jetzt zu schwarz. Schwach und rührselig durch sein körperliches Befinden, war er wohl mutloser und verzweifelter als nötig war. Und allwissend waren schließlich die Ärzte auch nicht...

Sie sprach sich in diesem Sinne auch zu Ely aus.

„Damit habe ich mir auch schon Mut machen wollen,“ gab diese in dumpfer Hoffnungslosigkeit zurück. „Aber der hält nicht lange an. Die Verzweiflung gewohnt immer gleich wieder die Oberhand. Ich bin schon ganz zermürbt vor allem Hin und Her meiner Gefühle. Ich wollte, mir wäre für die ersten Tage ganz die Fähigkeit des Denkens und Empfindens genommen. Ich meine ganz, ich müsse wahnsinnig werden!“

„Was sagen denn die Deinen dazu?“

„Sie wissen noch nichts. Ich konnte heute mittag noch nicht darüber reden. Ich habe ihnen überhaupt von meinen Beziehungen zu Lindholm noch nichts gesagt, es gab ja bei uns diese letzten Tage schon Neues genug... Ach, du weißt — noch nichts davon... Ja, das Geheiß von der Duplizität der Ereignisse hat sich bei uns wieder glänzend bewahrheitet.“

Sie erzählte, so knapp es ging, die Erlebnisse Gretes.

„Es erwuchs uns beiden nur Leid aus unserer Liebe,“ schloß sie mit einem wehen Lächeln.

Aber Greta wird doch wohl hoffentlich bald überwinden. Wird einem solchen Menschen nicht lange nachtrauern. Sie kann froh sein, daß sich jetzt schon das Band löste, das sie mit ihm verknüpfte, und sie dadurch vor Schlimmerem bewahrt blieb. Was wäre das für eine Ehe geworden neben einem solchen Manne! Wir wollen immer um uns schauen, wenn uns etwas Schweres trifft. Da findet man manches, an dem gemessen unser eigenes Leid eine Bagatelle ist... Aber komm nun, laß uns heimgehen. Ich begleite dich noch ein Stück, da können wir ja weiterprechen.“

Ahm in Ahm, als hätte sie nie eine Unstimmigkeit getrennt, schritten sie dann durch die Straßen, von Lindholm redend, der ihnen beiden so teuer war.

„Ja,“ stieß da Johanne plötzlich auf einen schmerzlichen Ausruf Elys hervor, „muß denn unbedingt eine Trennung zwischen euch sein? Könntet ihr nicht doch beisammen bleiben, wenn's auch schließlich nur für eine kurze Wegstrecke wäre? Wenn ihr euch so liebt, wie ich dies annehme, müßte es doch tröstlicher für euch sein, zusammen das Schicksal zu erwarten, Hand in Hand ihm entgegenzugehen, einander stützend und führend und tröstend, euch soviel Liebes und Gutes erweisend wie möglich, als jeder allein bleibend, sich härmend in Herzens einsamkeit und der Ungewißheit um das Befinden des anderen... Ich wenigstens würde das erstere vorziehen. Und wenn ich auch wüßte, daß

uns nur ein einziges Jahr der Gemeinsamkeit beschieden wäre. Wenn ich auch vorher wüßte, daß ich nie ganz ungetrübt und sorgenlos glücklich sein könnte, weil ich immer vor dem Damoklesschwert zittern müßte, das über uns hing.“

Ely war stehengeblieben. Ihre Augen hingen aufleuchtend an den Lippen der anderen, als verkündeten die ihr eine frohe Botschaft. Sie atmete schwer, nicht erregt zu den Worten.

„Du denkst also auch so? Das alles habe ich mir auch schon gesagt. Aber, — ich kann es doch Erik nicht anbieten. Warum schrieb er nicht: „Sieh, mit mir steht es so; aber willst du nicht trotzdem mein Weib werden, meine treue Pflegerin, die mir mein Los erleichtert, die mich vergessen läßt, was meiner wartet...“ Ohne Zaudern hätte ich freudig „Ja“ gejubelt. Aber so...“

Ihr Gesicht hatte wieder den alten, mühsamen Ausdruck.

„Wie könnte er! Kennst du ihn nicht besser? Es wäre immerhin ein großes Opfer, was er da forderte. Ein ungewöhnlicher Schritt. Und dazu ist er zu zartfühlend, zu rücksichtsvoll, zu zaghaft. Wenn jeder Gedanke in ihm daran dächte, so würde er es doch als eine Zumutung betrachten, dir davon zu schreiben. Nein, von dir muß der Vorschlag ausgehen... Es muß die Antwort auf seinen Brief sein...“

Aus Elys Augen stürzten Tränen, die ersten, die sie weinen konnte, seitdem sie Lindholms Brief gelesen. Sie ergriff Johannes Rechte, drückte sie mit beiden Händen, schluchzend und dabei doch zu lächeln versuchend.

„Ich bringe mich ihm selbst als Antwort. Ja, ja, gleich morgen eile ich zu ihm. Willig will ich sehenden Auges alles auf mich nehmen, was mir neben unserer Liebe an Leid aus der Vereinigung mit ihm erwächst. Wenn ich ihm damit nur Glück schaffen kann.“

„Uns Frauen ist ja nie die Hauptsache, ob wir glücklich sind, sondern daß wir glücklich machen,“ entgegnete Johanne mit melancholischem Lächeln. „Schiebe deinen Entschluß aber nicht zu lange hinaus; auch schon Lindholms wegen. Gehe gleich morgen vormittag zu ihm. Ich werde dich beim Chef schon entschuldigen. Und nun lebewohl! Meine besten Wünsche begleiten dich!“

Trotz aller Selbstbeherrschung kam zuletzt doch ein leises Schwanken in ihre Stimme, und ihre Augen feuchteten sich. Ely begriff im Moment, was in der Freundin vorging, welches Herzensopfer sie brachte.

„Ich danke dir, du Teure, Selbstlose,“ sagte sie, tief ergriffen und gerührt. Johanne schnitt ihr mit einer beinahe unwilligen Geste das Wort ab.

„Mache ihn glücklich,“ stieß sie erstickt hervor und wandte sich hastig um, weil sie fühlte, daß ihr die Tränen aufstiegen.

So mitteilksam Ely sonst auch war, von dem, was heute alles auf sie eingestürmt war und sie beschäftigte, mochte sie kein Wortchen verlauten lassen.

Es war ihr aber lange nicht mehr so trostlos zumute. Die Aussprache mit Johanne, die Gewißheit, daß jene die gleiche Empfindung hatte, der sie, verzagt, keine Heimstatt in ihrer Seele zu geben getraut, ließ sie hoffnungsvoller in die Zukunft schauen.

Sie konnte es kaum abwarten, bis die Nacht vorüber war. Wie auf bleiernen Sohlen schienen ihr die Stunden vorbeizuschleichen. Immer wieder fuhr sie unruhig aus Halbschlaf und Träumen auf, schaute nach der Uhr und dachte sich unter schwerem Herzklopfen aus, wie sie Lindholm



Der deutsche Zivilgouverneur in Antwerpen. Der Senator Strandes aus Hamburg ist nach Belgien delegiert, um die Stellung eines Zivilgouverneurs von Antwerpen zu übernehmen.



Der deutsche Reichkanzler in Antwerpen: Der Kanzler verläßt das Hotel des deutschen Marinestabes.

die Stunden vorbeizuschleichen. Immer wieder fuhr sie unruhig aus Halbschlaf und Träumen auf, schaute nach der Uhr und dachte sich unter schwerem Herzklopfen aus, wie sie Lindholm

entgegenzutreten, was sie ihm sagen wollte. Sie war sich wohl bewußt, daß sie keine leichte Aufgabe übernahm, wenn sie in die Ehe mit einem siechen und sehr schonungsbedürftigen Manne trat, im Bewußtsein, daß täglich der Tod wie ein Räuber ihr Heim umlauere. Manch liebendem Paar, das hoffnungsfroh an den Altar trat, war ja auch nur ein kurzes Beisammensein beschieden; aber die wußten es nicht vorher, wohlthätig verhielten die dichten Schleier der Zukunft ihr Loos. Sie dagegen wußten sich von vornherein mit dem Gedanken vertraut machen, daß ihnen wohl nur eine kurze Gnadenfrist beschieden zum Glückseligsein.

Aber wenn auch . . .

Besser ein kurzes Glück als gar keins, dachte sie trotzig. Und das Dichterwort fiel ihr ein: Ein Augenblick gelebt im Paradiese ist nicht zu teuer mit dem Tod bezahlt!

Das hatte noch in ihr nach, als sie am andern Vormittag gegen zehn Uhr den bedeutungsschweren Gang antrat. Sie war blaß, und ihr Herz bebte in Fagen und Unruhe. Im Vorbeigehen trat sie noch rasch mal in die Sankt-Gereons-Kirche ein zu einem stillen Gebet.

Es war gerade ein feierliches Amt für einen Verstorbenen abgehalten. Melancholisch schwebte es durch die weiten Hallen des prächtigen Gotteshauses: Requiem aeternam dona eis, Domine . . .

Es durchschauerte die Betende eigen. Ihr Herz krampfte sich zusammen. Sekundenlang wollte eine dumpfe Mutlosigkeit sie überfallen. Wie in einer Vision sah sie die Stunde vor Augen, da man am Sarge des geliebten Mannes die gleiche Weise singen würde, fühlte ahnungsvoll ihr künftiges Leid.

Aber gewaltsam entriß sie sich den schmerzlichen Bildern. Nicht daran wollte sie denken, sondern daran, daß Gott sie zum Werkzeug ausersehen, den Lebendigen eines Kranken noch Sonne und Glück zu bringen. Daran, wie innig und kindlich vertrauensvoll sie alltäglich dem Vater der Welt noch einen weiteren Tag abbeteln wollte; Gott war ja die Liebe. Er hatte auch ihr diese Liebe ins Herz gelegt, hatte ihren Weg und ihren Sinn gelenkt, daß es so kam, wie es gekommen war. Er würde ihr auch weiterhelfen. Auch wenn der Tag kam, an dem das Band jäh riß, das sie jetzt zu knüpfen ging . . .

Es wurde allmählich ganz still und friedlich in ihr. Ganz anders erklangen ihr nun die feierlichen Orgellänge und Responsorien. Der Tod hatte seinen Stachel verloren, über das Grab hinüber ging ihr Blick in das ewige Land, von dem Gottes Verheißungen reden.

Gleich darauf stand sie an dem Hause, wo Lindholm wohnte, klingelte an der Etagentür, fragte mit kaum hörbarer Stimme bei der öffnenden Frau, seiner Tante, nach ihm. Und als jene sie in ein Zimmer führte und den Kissen rufen ging, sagte sie sich mit lautlos sich bewegenden Lippen wie eine eingelernte Lektion noch einmal auf, was sie zu dem Geliebten reden wollte.

Und wußte dann doch nichts mehr davon im wirbelnden Uebermaß ihrer Empfindungen, als er selbst eintrat, hastig, das Gesicht in Blut und Glanz der Erregung, als wisse er schon, wer der angemeldete Besuch sei. Stumm standen sie ein paar Herzschläge lang Auge in Auge, dann jauchzte Lindholm auf: „Ich hab's gewußt, daß du kommen würdest. Mein Herz sagte es mir. Die ganze Nacht träumte ich diesem beseligenden Augenblick entgegen.“ Er zog sie an sich. „Und nun ist er doch noch schöner, als ich ihn mir ausgemalt. Dank, tausend Dank, mein tapferes Lieb! Aber sag's mir noch einmal mit Worten, daß du mein sein, mein Loos mit mir teilen willst. Daß dich nicht schreckt . . .“

Sie verschloß ihm leicht die Lippen. „Nichts könnte mich schrecken,“ sagte sie in heiliger Ergriffenheit, „als die Aussicht, dich allein zu wissen, einsam und in Trübsal! Nein, Geliebter, ich gehöre zu dir. Wir trügen beide doppelt schwer, wenn wir uns trennen. Was uns die Zukunft auch bringen mag, ich bin

glücklich, daß ich es an deiner Seite erlebe. Und glaubst du nicht auch, daß ich, meine Pflege und treue Liebe, günstig dein Befinden beeinflussen kann? Ich werde schon dafür sorgen und darüber wachen,“ sie zupfte ihn mit zärtlichem Lächeln am Ohrfläppchen, „daß mein lieber Patient bis auf den Buchstaben genau nach den Vorschriften der Ärzte lebt. Was er vielleicht nicht so täte, wenn man allein ihn ließe!“

„Ganz gewiß nicht! Aber jetzt weiß ich doch, wofür ich lebe!“

Er küßte sie noch einmal dankbar und beglückt und führte sie zum Sofa, wo sie zärtlich umschlungen das Nächstliegende berieten.

Ein ganzer Plan war bald fertig.

Elly sollte sofort Mutter und Schwester von ihrer Verlobung in Kenntnis setzen und alle Schritte zu möglichst baldiger Trauung tun, indes Lindholm die mehrwöchige Kur in einem Sanatorium in Nauheim antrat, zu der sein hiesiger Arzt schon ihn angemeldet hatte.

In Nauheim wollten sie sich nach der Heirat auch ansässig machen zu einem stillen, nur ihrem Behagen und Eriks Gesundheit gewidmeten Leben.

Zu Hause löste die überraschende Kunde von dem unerwarteten Ereignis, wie Elly auch vorausgesehen, eine lebhafteste Debatte aus.

Mutter und Schwestern waren zuerst sprachlos erstaunt, als sie nach Tisch, absichtlich so gelassen wie möglich tuend, den Brillantring zeigte, ein Erbteil von Lindholms Mutter, den er ihr an den Finger gesteckt, und dabei ihre Verlobung mit allen außergewöhnlichen Begleitumständen mitteilte.

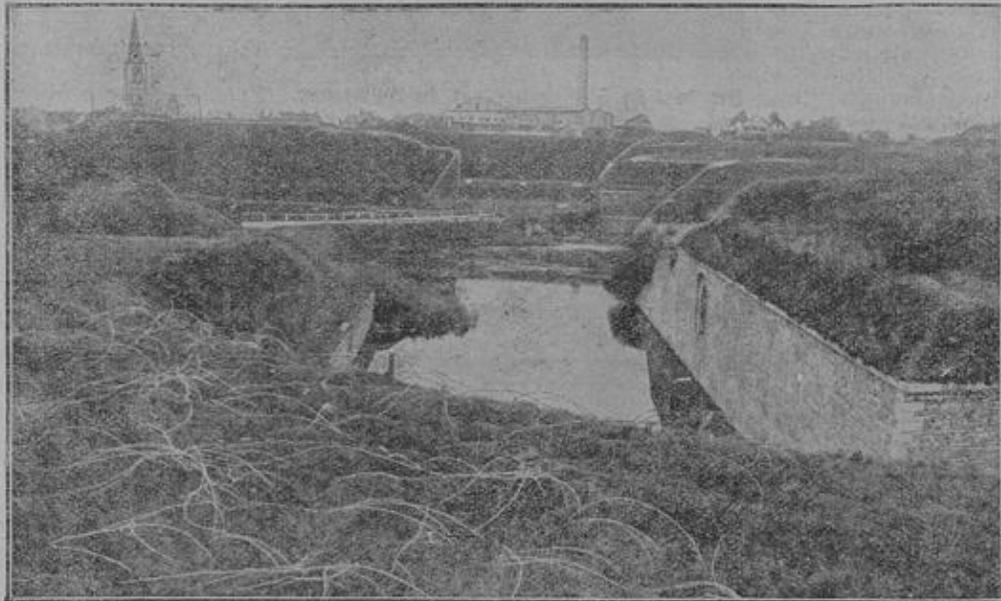
Minnie sah nur das freudige Ereignis, die Hochzeit, vor Augen.

„Es regt sich was im Odenwald!“ rief sie, vergnügt in die Hände klatschend.

„Der große Ausverkauf bei Meinhardts fängt an! Immer ran, die Herren!“

„Elly, Elly, mir will die Sache gar nicht behagen,“ warf sorgenvoll die Mutter ein. „Hast du auch wohl bedacht, welcher einen Schritt du da tust? Glaubst du, daß du glücklich werden wirst? Wird es nicht zu aufreibend sein für dich, so immer im Schatten des Todes zu wandeln?“

(Schluß folgt.)



Ein Fort von Antwerpen.

## Unsere Toten.

Viel Blut und Leben fordert die Zeit,  
Wir alle müssen's ertragen;  
Jedwede Stunde bringt Herzeleid,  
Bringt Tränen und heimliches Klagen.

Wenn Sonne sinkt, kommt leise die Nacht  
Und wandelt auf düsteren Wegen,  
Wo mancher Held in blutiger Schlacht  
Dem Tode eilte entgegen.

Wie manches Herz voll Treue und Lieb',  
Es ward zerrissen, zerschossen,  
Wohl mancher Held auf der Wahlstatt blieb —  
Für uns ist ihr Blut geflossen.

O ehrt die großen Toten der Zeit,  
Die treu für's Vaterland fochten!  
Ihr Name werde in schöner Zeit  
Mit Lorbeerblättern umflochten.

Benedikt Klippes.

## Der Nothelfer.

Erzählung von Werner Granville Schmidt.  
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Die lieben, freundlichen Worte verfehlten ihren Eindruck nicht auf den leichtempfindlichen Knaben. Erst stockend, dann aber freier, erzählte er dem freundlichen, fremden Herrn all seine Kammernisse. Er erzählte von seiner geliebten Mutter, wie sie so

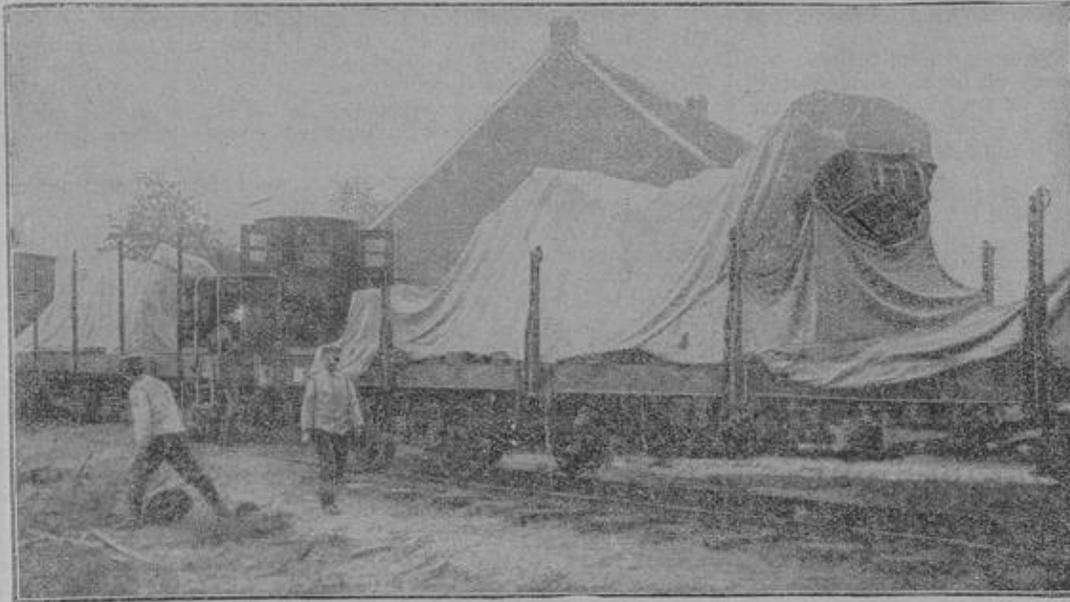
Sie zog ihn dicht zu sich heran und legte den Arm wie schützend um seine Schultern; er aber, schon wieder getröstet, huschelte sich wie ein verzogenes Mägdchen an ihre Schulter.

Einige Tage waren seit jenem Vorfall verfloßen. Frau Helene wenigstens hatte ihn im Drang der Arbeit völlig vergessen, und auch Herbert erwähnte kein Wort mehr von seinem Briefe. Eines Morgens, Herbert lag noch in seinem Bettchen, klingelte es. Frau von Waldstätten, die schon wieder vor ihrer Nähmaschine saß, erhob sich verwundert und ging zur Tür. Besuch hatte sie nicht zu erwarten und Händler verirren sich nur äußerst selten bis in diese Höhe.

Aber ihr Erstaunen wuchs noch, als sie beim Öffnen einen elegant gekleideten Herrn vor der Schwelle stehen sah. Mit einigem Befremden musterte sie die scharfgeschnittenen Züge des Fremden, über dessen linke Wange sich ein paar tiefe Wundnarben zogen.

Der unerwartete Besucher ließ ihr aber nicht lange Zeit zum Überlegen. Er stellte sich als Doktor Egon Haller vor und bat um die Ehre einer kurzen Unterredung.

Egon Haller hatte sich als welterfahrener Mann schon vorher über die Frau von Waldstätten erkundigt. Er hatte erfahren, daß sie tatsächlich die Gattin jenes bedauernswerten Offiziers gewesen war, und daß sie jetzt in sehr ärmlichen Verhältnissen lebte. Auch daß sie sich nicht scheute, für ihr Kind und sich zu arbeiten, wußte er; und gerade diese Tatsache hatte ihn für die junge Witwe eingenommen. Sein Entschluß war gefaßt, etwas den Nothelfer zu spielen und dem kleinen, hübschen Knaben, der ihm bei der ersten Begegnung schon ans Herz gewachsen war, eine Freude zu bereiten. —



Die Beförderung eines 42-cm-Wörfers.

bläß aussähe, gar nicht mehr so viel lache wie früher und wie sie den ganzen Tag an der Nähmaschine sitze und arbeite. Auch von der kalten Stube erzählte er und von seinen bereits recht unansehnlich gewordenen Bleisoldaten.

Heller hörte aufmerksam das Gepolde des Kindes an. Er fragte dies und jenes, ließ sich die genaue Adresse geben und versprach zum Schluß noch einmal, den Brief bestimmt an die richtige Adresse zu besorgen.

Als sie sich zum Abschied die Hand reichten, waren sie schon gute Freunde geworden, und Herbert rannte so schnell er konnte ganz glücklich nach Hause. Mit vor Eifer gerötetem Gesicht und laut klopfendem Herzen langte er endlich wieder in dem kleinen Stübchen an.

Als er seiner Mutter mit leuchtenden Augen von seinem Erlebnis berichtete, übergieß ein dunkles Rot Frau Helenens feingeschnittene Züge.

Fast böse tadelte sie: „Aber, Herbert, wie konntest du einem fremden Manne das alles erzählen? — Nein, ich bin recht ärgerlich über deine Schwachhaftigkeit!“

Herbert hatte gehofft, seine Mutter mit dem Bericht seines Erlebnisses beglücken zu können. Daß sie ihm statt dessen zürnte, trieb ihm die Tränen in die Augen und ließ alle seine kühnen Hoffnungen elendig zu Wasser werden.

Seine klägliche Miene rührte die Mutter nun doch. Sie strich ihm sanft mit der Rechten über den goldigen Scheitel und tröstete: „Nun laß nur gut sein. Ich weiß ja, du wolltest mir eine Freude bereiten. — Wenn die Schärzen fertig sind, schenke ich dir auch eine kleine Schachtel Bleisoldaten.“



Erdgrube, in der ein 42-cm-Wörfer stand, mit anschließendem Gleis zur Weiterbeförderung des Geschützes.

Helene von Waldstätten führte den Besucher in ihr Wohnzimmer, das zugleich als Arbeitsraum diente.

Mit schnellem Blick musterte Haller die schlichte Einrichtung und fühlte sich angenehm überrascht durch die hier herrschende Ordnung und Sauberkeit.

Als er jetzt der jungen Witwe gegenüber saß, die auch in ihrer schlichten Tracht nicht die Dame von Welt verleugnete, ward es

ihm doch schwer, das rechte Wort, die passende Einleitung zu finden.

Instinktiv fühlte er, daß diese Frau nie ein Almosen annehmen würde. Das Unglück, die Armut hatten sie wohl gebeugt; aber sie konnten ihren Stolz nicht brechen.

Etwas umständlich begann er deshalb von seinem Zusammenreffen mit Herbert zu sprechen. Er gestand ihr, welch tiefen Eindruck die Schönheit des Knaben auf ihn gemacht habe; wie ihn sein kindlicher Glaube gerührt hätte, und wie in ihm der Entschluß gereift sei, den starken Glauben des Kindes zu belohnen. Zum Schluß bat er die Mutter in eindringlichen, herzlichen Worten, ihm zu gestatten, seinem „kleinen Freunde“ eine Schachtel mit Bleisoldaten zu verehren.

Prüfend ruhten die Augen der Witwe auf dem Gesichte des Mannes, der so demütig bat, gerade als ob sie die Genährte, und nicht er der Gebende war. Aber, sie mußte sich im Innern zugestehen, daß ihr der Fremde gefiel. Seine klaren, grauen Augen verrieten einen offenen Charakter und sein ganzes Wesen strömte einen gewinnenden Ernst aus.

Halb wider Willen entgegnete sie deshalb nach einigem Zögern: „Ich nehme Ihr freundliches Geschenk für meinen Sohn an, weil ich Sie für einen gereiften, ehrenhaften Menschen halte. Möge meinem Herbert deshalb die Freude werden, daß er seinen Bittbrief erfüllt sieht. Wenn das Wetter heute nachmittag gut ist, soll er Ihnen persönlich seinen Dank abstatten!“

Sie wechselten noch ein paar belanglose, höfliche Redensarten; dann empfahl sich Doktor Haller. Als er zum Abschied die Hand der jungen Witwe an die Lippen führte, kam es ihm gar nicht in den Sinn, daß diese Frau, nach der herrschenden gesellschaftlichen Anschauung, nicht mehr zu seinen Kreisen zählte.

Auf dem ganzen Wege sah er noch immer das zarte, feingekchnittene Frauenantlitz mit dem leisen Schmerzenszug um den Mund vor sich, und ein unnenbares Gefühl beschlich ihn, wenn er daran dachte, wie sehr ein Mann zu beneiden sei, der diese Frau wieder glücklich machen durfte. —

Herbert war ganz aus dem Häuschen, als ihm die Mutter das Geschenk des Doktors überreichte. Immer wieder jubelte er über die Soldaten, die viel prächtiger und größer als seine bisherigen waren. Dazwischen plauderte er wieder von dem „guten Onkel“, der seinen Brief so getreulich an die richtige Adresse besorgt hatte.

Mit einer Art wehmütiger Freude hörte Helene von Waldstätten dem Geplauder ihres Kindes zu. Sie dankte es dem Fremden aus tiefstem Herzen, daß er ihrem geliebten Einzigen dieses Glück bereitet hatte. Zum ersten Male seit ihrer Witwenschaft fühlte sie wieder ein warmes Interesse für einen Mann in sich aufkeimen.

Nachmittags zog sie dem Knaben sein Sonntagzeug an und ging mit ihm zur Stadt. Vor der Wohnung des Doktors schickte sie ihn hinauf und wartete unten.

Ein paar Minuten verstrichen; dann erschien eine alte Haushälterin des Doktors und nötigte sie ebenfalls hinauf. Wichtig fügte sie hinzu, der Herr Doktor habe ihr aufgetragen, auf keinen Fall ohne die „gnädige Frau“ zurückzukommen.

Es tat Frau von Waldstätten unendlich wohl, daß man sie hier noch ganz als Dame behandelte; hatte sie doch in der verfloffenen Zeit manche Demütigungen ertragen müssen.

Egon Haller empfing sie mit lebenswürdigster Zuverlässigkeit. Er führte sie in sein Arbeitszimmer. Dort saß Herbert bereits am Tische und vergnügte sich bei einer Tasse Schokolade und einem großen Kuchenberg.

Der helle Glanzschein erleuchtete sein Gesicht und fleißig sprach er den ungewohnten Genüssen zu.

Der Mutter traten unwillkürlich die Tränen in die Augen, als sie ihr Kind so restlos glücklich sah.

Egon Haller zog sich eine kurze Weile diskret zurück und brachte dann ein Gläschen Wein für seine Besucherin. Helene von Waldstätten wollte ablehnen; aber Haller duldete es nicht. Strenge sagte er: „Gnädige Frau, ich spreche jetzt als Arzt zu Ihnen. Sie haben noch einen langen Weg vor sich, und da bedürfen Sie bei dem rauhen Wetter unbedingt vorher einer kleinen Stärkung.“

Sie blieben noch eine ganze Weile beisammen in dem großen, traulichen Zimmer mit den alten Familienbildern, den ausgewählten Gemälden und den behaglichen Möbeln. Hier, wo alles Friede und Wohlhabenheit ausstrahlte, kam der jungen Witwe das Gefühl

des Verlassenseins, der drückenden Armut, besonders stark zum Bewußtsein.

Doktor Haller erwies sich als ein ausgezeichnete Plauderer. Zwanglos erzählte er von seiner Praxis, von den Leiden und Freuden seines Berufes und von seiner alten Mutter.

Wie muß die Mutter zu beneiden sein, die diesen kernfesten, pflichteifrigen Mann zum Sohne haben darf, ging es Helene von Waldstätten durch den Sinn. Noch ein anderer Gedanke tauchte in ihr auf: wie mußte auch jenes Mädchen zu beneiden sein, das er einst als seine Lebensgefährtin heimführen würde! —

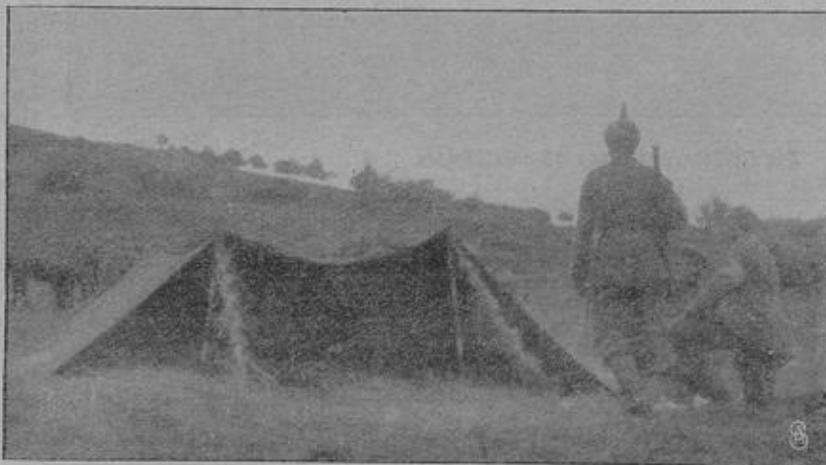
Endlich nahte aber doch der Augenblick der Trennung. Egon Haller begleitete seine Gäste bis zum Flur. Bei der Thür ergriff er Helenens Hand und hielt sie etwas länger als üblich in der seinen. Seine Stimme hatte einen bittenden Klang, als er forschte: „Und, noch eine herzliche Bitte, gnädige Frau! — Darf ich einmal wiederkommen und mich nach dem Ergehen meines kleinen Freundes erkundigen?“

Da neigte die junge Witwe errötend, bejahend den Kopf und schlug ihre Augen voll zu dem Manne auf.

Er las eine ganze Welt von Dankbarkeit in diesen karblauen Sternen und wie ein heißer Blutstrom schoß es ihm zum Herzen.

„Also auf Wiedersehen!“ flüsterte er und seine Stimme bebte vor unterdrücktem Jubel. — Lange stand Egon Haller nachher noch am Fenster seines Arbeitszimmers und blickte den Davonschreitenden nach.

Seine Gedanken aber spannten sich um Träume von künftigen Glück!



Selt einer deutschen Feldwache.

Helene von Waldstätten seufzte erleichtert auf, als eines Nachts die letzte Schürze vollendet war. Nun nahm sie doch wieder etwas Geld ein und konnte Feuerung kaufen. Beinlich war es ihr, daß sie die Arbeiten persönlich ihrem Auftraggeber überbringen mußte. Der Chef der Firma hatte sie schon ein paarmal mit Einladungen zum Theater und Konzert belästigt, obwohl sie seine Annäherungsveruche sehr kühl zurückgewiesen hatte. In der Frühe des nächsten Morgens kleidete sie sich zeitig an, damit sie noch vor Mittag wieder im Hause war. Herbert begleitete sie, wie gewöhnlich, auf diesem Wege. Zu ihrer großen Freude war nur ein junger Mann im Geschäft anwesend. Er zahlte ihr den ausbedungenen Arbeitslohn

und bestellte sie zu einem der nächsten Tage zwecks Entgegennahme weiterer Arbeiten wieder hin.

Kaum hatte Frau von Waldstätten jedoch den Laden verlassen, tauchte in einem Nebenausgang der Firmeneinhaber auf.

Er war in Besuchstoilette und schien nur auf sie gewartet zu haben.

Helene faßte ihren Knaben fester bei der Hand und hastete die menschenleere Straße hinunter. Eine Angst, von der sie sich selbst keine Rechenschaft ablegen konnte, hatte sie vor diesem aufdringlichen Menschen gepackt. Deutlich hörte sie, wie auch er seine Schritte beschleunigte, um sie zu erreichen.

Wie hilflos irren ihre Augen umher; aber nur in der Ferne vernahm man das Rollen eines herannahenden Wagens.

Wöllig vernahm sie auch schon neben sich eine feste, unangenehme Stimme: „Gnädige Frau, ich bin entzückt, daß mir der Zufall Sie in den Weg führt. Sie gestatten doch, daß ich mich Ihnen anschließe?“

„Nein, ich danke sehr!“ entgegnete Helene von Waldstätten spröde, ohne den Kopf nach ihm zu wenden.

Aber der hartnäckige Verfolger ließ sich nicht so leicht abschrecken. An ihrer Seite bleibend fuhr er fort: „Warum so schüchtern, meine Gnädige? Stehen wir nicht lange genug in geschäftlicher Verbindung, um uns endlich auch einmal menschlich näher zu treten? — Wie wär's, wenn wir zu Dreien ein nettes Lokal aufsuchten, wo man ungestört ein wenig plaudern kann?“

Die junge Witwe war stehen geblieben. Mit eifriger Stimme entgegnete sie: „Mein Herr, ich habe Ihnen schon öfter gesagt, daß ich auf Ihre Begleitung verzichte. Ich bitte Sie noch einmal ernstlich, mich in Ruhe zu lassen!“

„Djo!“ Der so schroff Abgewiesene verfärbte sich vor Ärger. Zischend stieß er hervor: „Wir sind noch hochmütig? — Sie sollten sich freuen, daß ich Ihnen mein Interesse zugewandt habe; denn Ihre finanziellen Verhältnisse sind doch nicht derart, daß Sie

die Unnahbare spielen können. — Also, schließen wir Freundschaft?"

Die Worte des Frechen trafen Helene von Waldstätten wie ein Schlag ins Gesicht. Die Empörung über die Dreistigkeit dieses Menschen machte sie am ganzen Körper zittern.

Sie bemerkte nicht, daß der Wagen, eine Droschke, bereits dicht in ihrer Nähe war und daß der Insasse des Gefährtes ihrer Auseinandersetzung mit höchster Spannung zu folgen schien.

Mit vor Erregung vibrierender Stimme fuhr sie den Frechling an: „Sofort entfernen Sie sich, sonst rufe ich einen Schutzmännchen!"

Der Verfolger lachte höhnisch auf; aber plötzlich trat er bestürzt einige Schritte zurück. Die Droschke hielt nämlich plötzlich und heraus sprang ein Herr, in dem er sofort einen ihm von Ansehen bekannten Doktor Haller erkannte.

Doktor Egon Haller, er war es wirklich, trat neben Frau von Waldstätten und hob abwehrend die Hand:

„Suchen Sie gefälltigst sofort das Weite! Wenn Sie diese Dame noch einmal belästigen, werde ich Sie vor allen Zeugen gebührend zu züchtigen wissen!"

Der Kaufmann knirschte vor Wut mit den Zähnen; aber er hielt es nicht für ratsam, mit dem körperlich kräftigeren Gegner anzubinden. Nur um seinen Abgang nicht gar zu beschämend zu gestalten, forschte er bissig: „Und welches Recht haben Sie, diese — diese Dame so auffällig in Schutz zu nehmen?"

Da richtete sich der Arzt hoch auf und sagte ruhig: „Das Recht, das einem Verlobten zusteht! Diese Dame ist meine Braut —

und wer es wagt, sie zu beleidigen, bekommt es mit mir zu tun!" Dabei legte er seinen Arm schützend um die Gestalt der jungen Witwe.

Der Kaufmann machte mit verkniffenen Lippen eine kurze Verbeugung und entfernte sich eilig. Er schien zu begreifen, daß er soeben eine höchst traurige Rolle gespielt hatte.

Helene von Waldstätten war einer Ohnmacht nahe. Ihr kam alles wie ein wirrer Traum vor und doch durchrieselte sie ein wonniges Glücksgefühl.

Seine Braut hatte er sie genannt, und sein Arm hielt sie noch sorglich umfassen. — Aber konnte es denn wahr sein, daß dies alles kein schöner Traum war? — Würde das Glück andauern wenn sie jetzt die Augen öffnete; oder narren ihre aufgeweiteten Nerven sie? Vorsichtig wagte sie es, die Augen ein wenig zu öffnen; da trafen sich ihre Blicke und blieben wie in stummer Frage und Antwort ineinander hängen.

„Helene", hörte sie seine volle Stimme, die jetzt weich und bebend an ihr Ohr schlug, „darf ich die Stellung behaupten, die ich mir neben dem Frechen gegenüber anmaßte? — Willst du mein geliebtes Weib werden und mir dein und deines Kindes Leben für immer anvertrauen?" —

„Ja, ich will, Egon!" hauchte sie glücklich errötend, und ihre Lippen fanden sich im ersten, heißen Kuß.

## Langlebige Vögel.

Man hat noch immer nicht soviel Auskunft, wie es wünschenswert wäre, über die Lebensdauer der verschiedenen Gattungen Vögel unter natürlichen, normalen Verhältnissen erlangt, und die Frage, welche Gattungen am längsten leben, harret daher noch einer verlässlichen Entscheidung.

Doch sind Anhaltspunkte dafür gefunden worden, daß weit mehr Gattungen Vögel, als man früher annahm, von Natur aus langlebig sind, und man sich bei der Aufzählung keineswegs, wie viele tun, auf den Papagei zu beschränken braucht.

Manche ganz gewöhnliche Gattungen dürfen jedenfalls bezüglich der Langlebigkeit weit oben an gestellt werden. So vor

allem der Kabe, von welchem neuerdings Kenner sagen, daß er, wenn er seine natürlichen Möglichkeiten ausleben kann, leicht 200 Jahre alt werden könne. Das geht selbst über das Alter des Papageis hinaus, der nach mäßiger Schätzung 100 Jahre und darüber alt wird. Die Angaben über 150jährige Papageien sind dagegen unsicher. Interessant ist übrigens auch, daß manche Papageien im nachweislichen Alter von mehr als 30 Jahren in der Gefangenschaft sich noch gepaart haben.

Gewöhnliche Krähen können ganz gut 100 Jahre alt werden; und das gleiche gilt von den Schwänen. Manche Gattungen Eulen bringen es auch in der Gefangenschaft auf 90 Jahre und darüber. In einem Falle soll festgestellt worden sein, daß eine Eule in der Gefangenschaft erst nach 50 Jahren Eier zu legen begann und in den nächsten 40 Jahren noch zahlreiche Junge aufzog. Sie gehörte zur Gattung der Adler-Eulen. Die Adler können gleichfalls sehr alt werden, wenn sie den Kampf ums Dasein gut bestehen.

Reiher bringen es immerhin auf 60 Jahre und darüber — wenn sie nicht vorher ihre Federn auf Damenhüte abgeben müssen, Sperlinge können mitunter ein Alter von 40 Jahren erreichen.

Viel kurzlebiger sind freilich gewöhnlich Hausvögel. Doch können die empfindlichen Kanarienvögel immerhin 24 Jahre alt werden, Pfauen 30 und selbst Hennen 10 Jahre.

D. v. B.

## Spruch.

Je weniger jemand ist, je mehr Stolz wird er haben, und je geneigter wird er sein, an anderen Fehler, gute Eigenschaften aber nicht zu bemerken.

## Unsere Bilder.

Der Deutsche Kronprinz in Feindesland. Kronprinz Wilhelm ist einer der Heerführer im Westen. Er hat bereits mit seiner Armee erfolgreiche Kämpfe gehabt. Auf unserem Bilde sehen wir ihn auf eine Nachricht wartend, kurz vor seinem Ausritt in die Gefechtslinie.

Feldgottesdienst in Stenah. In der Nähe von Stenah, in diesen Mauern hier unsere Truppen friedlich beim Feldgottesdienst versammelt sind, hat in der vorletzten und letzten Augustwoche jene gewaltige Schlacht getobt, die mit einem völligen Siege der kronprinzlichen Armee endete und die zur Folge hatte, daß bald darauf die feindlichen Festungen Longwy und Montmedy nach kurzer Belagerung in deutschen Besitz gelangten. Stenah liegt im französischen Maas-Departement.

Ein Fort von Antwerpen. Die Festung Antwerpen galt durch die modernen Fortanlagen als eine der stärksten der Welt. Es ist daher als besondere Leistung anzuerkennen, daß es den deutschen Truppen gelungen ist, diese moderne Festung zur Übergabe zu zwingen. Unser Bild zeigt ein Fort mit Laufgräben, im Vordergrund Fußangeln mit Stacheldraht, die die stürmenden Truppen zum Stürzen bringen sollen.

Die Beförderung eines 42-cm-Mörzers. Unser Bild zeigt das erste Mal unser deutsches Riesengeschütz, natürlich noch verhüllt und zerlegt auf einzelnen Eisenbahnwagen. Es zeigt diese Teile unseres Riesengeschützes auf dem Wege nach einem neuen Standort in Feindesland, um unseren Truppen erfolgreich zu helfen und die so verlustreichen Stürme auf Festungen, wie sie in früheren Jahren üblich waren, zu vermeiden.

Das Eintreffen der Feldpost auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Um die gewaltigen Mengen an Poststücken zu zeigen, die die Feldpost zu befördern hat, bringen wir hier ein Bild von den angekommenen Poststücken für einen kleinen Truppenteil auf dem westlichen Kriegsschauplatz. Es gilt nun, die vielen Säcke zu verteilen und dann sie an die einzelnen Zugkolonnen auszuliefern, von wo aus die Briefe und Pakete bis in die vordersten Vorposten geschafft werden.



Das Eintreffen der Feldpost auf dem westlichen Kriegsschauplatz.



## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

O wankt nicht, wenn sie für all dein Leiden  
Nur daß dir geben, und nur bittren Hohn.  
Sei edler dann als sie, die dich betrüben,  
Und deines Segens Fülle sei den Lohn.

Durch die bloße Betrachtung wird nie  
etwas gewonnen. Wer etwas Großes  
leisten will, muß tief eindringen, darf  
unterscheiden, vielseitig verbinden und stand-  
haft beharren.

**Wohnungen der belgischen Flüchtlinge in Holland.** Unser Bild zeigt, wie sich die belgischen Flüchtlinge in Holland ihre Wohnungen auf allerlei Art eingerichtet haben. An Straßenecken, auf Wagen, in Nischen und sonstigen passenden Orten sind Zelt-  
dächer errichtet, unter denen ganze Familien gemeinsam hausen. Holland hat damit eine schwere Bürde auf-  
gehakt bekommen.

Ein deutscher Sprachführer für die französischen Soldaten. Die französische Heeresleitung hatte ihre Soldaten mit kleinen Sprachführern ausgerüstet, die ihnen bei ihrem Vormarsch gegen Berlin die Verständigung mit der deutschen Zivilbevölkerung ermöglichen sollten. Es befinden sich darin höchst ergötzliche Zwiegespräche, aus denen man gleichzeitig ersehen kann, wie sich die Franzosen das Deutsche mundgerecht zu machen suchen. Hier einige Proben:  
„Wenn si for dem offitir des generalstabs nachrichten som sainde geben vollen, so wird man inen fillaicht bequeadigoungue guedèren.“ — Oder: „Wenn si troi sind, wird man ir dinst gout behàlen. Man wird inen funstfigue franken geben.“  
In einem deutschen Kantonnement soll der französische Eroberer zum Bürgermeister sagen: „Herbiten si jeden housammenlaouf in den virtshoffern, schenken vund braoucaien.“ Im Wirtshaus oder auf einem Bauernhof: „Wir sind houngrgue vund dourstigue; geben si vuns so bald als mrieguelich etwas tjou essen vund tjou trinken.“ Oder: „Daiquen si mir main ttmimèr. Der keltner soll mit vuns hinauf queen. Die Magued soll nachkommen. Geben si mir schwefelheulser“ usw. Die Franzosen, die jetzt als Kriegsgefangene in Deutschland sind, können den Sprachführer leider nicht gebrauchen, weil er keine passenden Gespräche für sie enthält.

**Ein Merkmal für Lateiner.** Von einem Leser unseres Blattes wird uns folgendes der alten Lateiner-Regel nachgebildete Gedicht eingeschickt, das 1871 von einem Berliner Gymnasialisten verfaßt wurde und nun vielleicht bald wieder zeitgemäße Bedeutung gewinnt:

## Die i-Dellination.

Viele Dinge sind auf is  
Längst verschwunden in Paris:  
Paris, pisis sind am finis  
Und vom canis blieb nur crinis,  
Selbst die saure cucumis  
Längst verschwand; auch mugilis.  
Und Paris, was ist dein finis?  
Lapis, pulvis,  
Ignis, cinis!

**Tolstoi über die russische Kriegsberichterstattung.** Als klassischen Zeugen für die Kriegsberichterstattung der Russen kann man Leo Tolstoi anrufen, der in „Krieg und Frieden“ folgendes schrieb: „In den Zeitungen, aus denen der Fürst zuerst etwas über die Niederlage von Muxerliß erfuhr, war, wie stets, sehr kurz und unklar geschrieben, daß die Russen nach glänzenden Angriffen hätten weichen müssen, daß aber der Rückzug in vollkommener Ordnung bewerk-

g'rad' damals hab' ich einen andern getragen.“

**Aufrichtig.** Onkel: „Daß ich mich noch einmal entschließen würde, deine sämtlichen Schulden zu bezahlen, hast du dir wohl nicht träumen lassen, Junge?“ — Nefte: „Nein, wirklich nicht, Onkel . . . sonst wären si ja bedeutend mehr!“

**Der verkannte Ausweis.** Der Gemeindevorsteher einer Ortschaft verbesserte in dem Arbeitsbuch eines Mädchens, das bei einem Landwirt diente, den amtlichen Vermerk: „Dient als Legitimation“ dahin, daß er wörtlich darunter setzte: „Dient nicht als Legitimation, sondern als Stallmagd.“

**Moderne Vielseitigkeit.** Nachdem Ihr Better, der Leutnant zur See, eine Zeit lang bei der Unterseebootflotille war, ist er jetzt also dem Marine-Fliegerkorps beigetreten? — „Ja, der wirkte nun schon als Leutnant zur See, unter und über See.“

**Unter Freundinen.** Ella: „Ich habe die Gewohnheit, vor dem Schlafengehen stets zu überdenken, was ich im Laufe des Tages etwa jemand Unangenehmes oder Kränkendes gesagt habe.“ — Asta: „Das ist schön von dir — aber, wie kannst du mit so wenig Schlaf auskommen?“

**Verblümt.** Bräutigam (beim Abschied): „Daß recht bald mal etwas von dir hören!“ — Köchin: „Ach, ich bin so ungeschickt im Schreiben.“  
Bräutigam (gutmütig): „Na, viel braucht's ja nicht sein! Einfach 'n Gruß und 'n Kuß . . . auf der Paketadresse!“



Wohnungen der belgischen Flüchtlinge in Holland.

stellt worden wäre. Der alte Fürst erfah aus dieser „offiziellen Meldung“, daß die Russen total geschlagen waren . . .“

**Wadelige Wissenschaft.** „In die Schule gehst du schon? Und kannst du auch schon rechnen, Bepert?“ — „O ja, aber noch nicht richtig.“

**Der neue Konzertsaal.** „Ich höre die Sektpropfen knallen; wohl Einweihung heute?“ — „Nein, wir prüfen nur die . . . Akustik!“

**Wohhaft.** Dichter: „War diesen Sommer drei Monate in einem Sanatorium — vollständige Nervenzerrüttung — mußte mich auf ärztlichen Rat jeder geistigen Tätigkeit enthalten!“ — „Aha, während der Zeit ist wohl Ihr neuer Roman entstanden?“

**Aus dem Gerichtssaal.** Richter (zur Frau des Angeklagten): „Sie sollten Ihrem Manne doch zureden, daß er endlich ein Geständnis ablegt!“ — „O, Herr Richter, bei dem nützt das nichts, da muß man Geduld haben! Bei mir hat es vier Jahre gedauert, bis er mir seine Liebe gestanden hat!“

**Verführer.** Vorsitzender: „Erkennen Sie den Angeklagten an seinem Rod?“ — Zeugin: „Ja.“ — Dieb: „Seh'n Sie,

## Rätsel.

1.

So mancher war des Todes Beute,  
Da ihn die erste Silbe traf;  
Mit ihrem Schatten deckt der Zweite  
Oft des erschlafenen Wandrers Schlaf.  
Der Fuhrmann seinen Beutel zieht,  
Wenn er von fern das Ganze sieht.

2.

Die Zweite aus der Ersten läuft,  
Es tragen Beide Lasten;  
Die Erste immer vorwärts läuft,  
Die Zweite muß oft rasten.

Wenn's Ganze aus dem Ersten steigt,  
Erregt es ringsum Graus und Schrecken,  
Der Len ihm selbst an Stärke weicht,  
Kein Schießgewehr kann's niederstrecken.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Run.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
E. Kellen, Bredenez (Ruhr). Gedruckt u. heraus-  
gegeben von Bredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 47

Sonntag, den 22. November

1914

## Leid um Liebe.

Roman von Emma Kettner.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

„Es schreckt mich nicht. Ich denke daran, was ich Lindholm sein kann. Weißt ja selbst, Schmerzenskinder sind immer die liebsten... Aber glaubt nur nicht, daß ich blind und gedankenlos in diese Ehe hineintappe, daß ich nicht weiß, es wird bei uns vieles anders sein als in anderen Ehen, und ich werde auf manches verzichten müssen... Ich sehe das alles voraus. Und trotzdem, liebe Mama! Ich fühle, daß das mein Lebenszweck ist... Und wer weiß, ob ich meinem Erit, wenn auch kein völliges Gefunden, so doch ein paar Jahre mehr erringen kann, wenn ich mich dafür aufopfere!“

„Schön und gut. Aber wenn du mich vorher um meine Meinung und meinen Rat gefragt hättest...“

„Weiß ich, Mamachen,“ unterbrach Ely sie mit einem stillen Lächeln und täschelte ihre verarbeitete Hand. „Du hättest mir mit deiner Schwarzseherei, mit lauter gutgemeintem Wenn und Aber vielleicht doch ein wenig von meinem frohen, starken Mut, von meiner Ueberzeugungskraft genommen. Darum machte ich alles mit mir allein aus und überraschte euch mit vollendeter Tatsache. Ich wollte nur reinem Herzen folgen, und das wies mir meinen Weg. An Erit Lindholms Seite. Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme, sagt man ja wohl. Nun sei auch gut und sage, was du schon manchmal seufztest, wenn deine Rücken anders taten, als du ihnen riefst: „Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!“

Sie nahm der Mutter Gesicht in beide Hände und sah ihr liebevoll in die Augen.

„Mergelich lachend, um eine auch in ihr aufgestiegene Rührung zu bemeistern, warf die nüchterne Gertrud ein: „Lieber Himmel, nehmt die Geschichte doch nicht allzu tragisch, Kinder! Sie ist halb so schlimm, wie ihr sie macht. Ely hat auf jeden Fall Vorteil davon. Auf jeden Fall, sage ich. Sie braucht ja nicht waschen und putzen zu gehen, um ihren Mann zu ernähren, sondern kommt, da er wohlhabend ist, in ganz behagliche Daseinsverhältnisse. Und wenn er wirklich nur mehr ein paar Jahre leben sollte, hat sie auch ihr Schäfchen im Trocknen und kann die Rentiere spielen und uns anlachen, die wir uns tägliche Brot schuften müssen. Vorausgesetzt, daß ihr Mann bald ein Testament zu ihren Gunsten macht.“

„Du bist recht materiell,“ fuhr Ely zürnend auf. „Von dieser Seite habe ich mein Verlöbniß noch nicht betrachtet...“

„Dumm genug von dir! Wenn Lindholm mittellos wäre und ihr euch mühselig durchkämpfen müßtet, würde es schon mehr Selbstmord sein, ihn zu heiraten. Aber so...“

Ely brach in Tränen aus. „Ob Erit auch denkt...“

„Daß dich nicht beirren,“ begütigte Grete sie, die bisher stumm zugehört hatte. „Gertrud meint's nicht böse. Sie bewerteit nur alles profaischer als wir. Sie kennt eben die Liebe nicht.“

„Gott sei Dank muß ich euch sagen, nach dem, was ich von der Choje bei euch beiden erlebte,“ gab Gertrud trocken zurück.

Grete zwinkerte Ely verständnisvoll zu. Sie konnte sich am besten in ihre Gefühle hineindenken, denn sie wußte ja auch, wozu Liebe fähig ist. Sie gönnte der Schwester zwar neidlos, daß sie sich dem Manne anvermählen würde, den sie liebte, aber dennoch war's ihr weh ums Herz. Die frische Wunde, die noch bei jeder Berührung brannte, blutete aufs neue. Sie vermochte nur zu murmeln: „Gottes reichsten Segen auf euren Bund. Du tust recht damit, da du dem Zuge deiner Seele folgst.“



Generaloberst Hellmuth von Molke.

Im Geschäft fand die Verlobung Ely Meinhardts natürlich ebenfalls verschiedene Beurteilung, aber sie störte sich nicht daran, ließ alle schwagen und war glücklich im Gedanken an die nahe Vereinigung mit dem Geliebten.

Erit Lindholm war schon nach Rheine abgereist, nachdem er vorher einen Besuch bei Mutter und Schwestern seiner Braut gemacht und dabei eine Unterredung unter vier Augen mit Frau Meinhard gehabt hatte. Sie war seitdem beruhigt über Elys Zukunft, wenigstens in pecuniärer Hinsicht, denn Lindholm erklärte ihr, daß er schon zugunsten seiner Frau ein Testament verfaßt und bei einem Notar hinterlegt habe.

Herr Oppenheimer besuchte den Abgang einer tüchtigen Kraft in Ely zwar sehr, fand sich aber bereit, sie gehen zu lassen, sobald der bisherige erste Lagerkommis, der eben den letzten Rest einer sechswohigen militärischen Übung absolvierte, zurück war, um ihre Stelle einzunehmen.

Zu Hause wurden die „Hamsterkästen“ revidiert, in die seit Jahren alle Meinhardts Mädchen sammelten, und Ely bekam von den Schwestern manche Handarbeit, manche Spitze und Stickerei für ihre Aussteuer geschenkt. Besonders Grete hatte sich von allem entäußert, weil für sie doch niemals wieder eine Aussteuer in Betracht käme, wenn Ely es nicht entschieden abgelehnt hätte.

Auch Johanne nahm ehrlichsten und wärmsten Anteil an den Hoffnungen der Freundin. Sie verkehrten wieder in der früheren ungetrübten Harmonie und Vertraulichkeit miteinander, als ob sie nie etwas entzweit hätte. Johanne hatte vollständig überwunden, den letzten harten Kampf mit ihrem eigenen Glücksbegehren ausgekämpft. Sie war zu verständlich, um auf die Dauer sich durch unerfüllbare Träume das Dasein zu verbittern, zu ehrenhaft und gutmütig, um sich lange der glücklicheren Nebenbuhlerin neidisch und mißgünstig zeigen zu können.

An dem ersten Sonntage, der der vielversprochenen Verlobung folgte, hatten Johanne und Ely verabredet, nachmittags mit den beiderseitigen Familien wieder mal im Zoologischen Garten zusammen zu kommen.

Nur Grete schloß sich aus und war auch trotz allen Zuredens der Schwestern nicht umzustimmen. Nicht nur, weil sie fürchtete, dort dem treulosen Bräutigam an der Seite seiner neuen Erwählten zu begegnen, sondern auch, weil es ihr überhaupt peinlich war, unter Menschen zu gehen, sich vielleicht neugierigen Fragen,

mitleidigen Bemerkungen auszusprechen, wo doch mancher ihrer Bekannten um ihre jahrelangen Beziehungen zu dem Manne wußte, dessen andere Verlobung jetzt in mehreren Zeitungen gestanden hatte.

Sogar ins Geschäft zu gehen war ihr darum ein Greuel, und sie sprach schon davon, zum nächsten Kündigungstermin ihre Stellung aufzugeben und sich auswärts irgendwo eine neue zu suchen, wo man sie nicht kannte, wo nicht so manches Fleckchen sie an die Vergangenheit gemahnte und ihr das Vergessenlernen erschwerte.

Die andern, mit Herrn und Frau Lenz, waren bald in lebhafter Unterhaltung. Man hatte sich ein paar Wochen nicht mehr gesehen und durch die letzten Ereignisse viel Gesprächsstoff.

„Seht da, Finkelsbach mit Braut und Gefolge,“ machte da Gertrud die übrigen plötzlich aufmerksam. „Sie scheinen Platz zu suchen.“

„Oder absichtlich drüben in der Lasterallee auf und ab zu promenieren, um sich erst mal recht besehen zu lassen. Die beiden Damen machen wenigstens ganz so'n Gesicht, als ob sie zur Beschäftigung ausständen,“ jagte Ely.

„Herje, soll das die Braut sein?“ sprach Minny überrascht.

„Wie man sich täuschen kann. Ich hab' das Gestell für 'nen tapezierten Laternenpfahl gehalten. Na, schön ist anders, das läßt sich nicht länger verheimlichen. Und ihre alte Dame ist auch so ein interessantes Ausstellungsstück für 'ne Magerleitskonkurrenz.“

„Aber, Gertrud,“ entsetzten sich Mutter und Schwestern wie aus einem Munde.

„Was wollt ihr? Ich mache aus meinem Herzen keine Mördergrube. Schaut euch doch lieber mal den Schwiegervater da drüben an, der Dick, ich sah ihn ja schon einmal. Er scheint nicht so arg begeistert von seinem Eidam zu sein, wenigstens macht er eine so süßsaure Miene wie'n Tanzbär, der an 'nem Strich durch seinen Nasenring mitgeschleift wird.“

„Was!“ staunte der Rat. „Das ist der Schwiegervater. . . ! Na, da hat sich der Herr Assessor ja in eine gute Affaire gesetzt. Den Mann kenne ich nämlich von meinem Stammtotal her, wo er auch ab und zu erscheint. Er gilt als schwer reich, soll aber sein Geld weniger in seinem ehemaligen Geschäft, sondern mehr durch den Verkauf ererbter und früher fast wertloser Ackergrundstücke an den Militäristatus verdient haben. Ein richtiger Spießbürger ist er, der sich in dem vornehmen Milieu, das Frau und Tochter um sich verbreiten, so unbehaglich fühlen soll wie'n Fuchs im Zellerdein.“

„Wie trägt Grete die Sache?“ fragte Auguste Lenz ihre Nachbarin, Frau Meinhard.

„Sie härt sich noch sehr, wenn sie es auch uns nicht so zeigt. Und jetzt will sie noch ganz fort von hier. . . . Aber ich verspreche mir so wenig Erfreuliches und für Grete Heißames davon, so allein irgendwo in der Fremde zu sein. Höchstens, wenn sie in einer guten Familie wäre, wo sie netten Anschluß hätte.“

Johanne fuhr wie elektrisiert auf und fiel der Redenden ins Wort: „Da kommt mir aber wahrhaftig eine gute Idee! Wenn Grete zu Brendlers ginge. . . ? Da wäre sie nicht unter Wildfremden, wäre gut aufgehoben und auch denen wäre geholfen. Was meinst du, Auguste?“

Frau Lenz zog die Frauen zusammen. Das Thema Brendler war noch immer ein wunder Punkt bei ihr. Sie hatte Johanne noch nicht verziehen, da sie ihr die vorteilhaft denkende Partie ausgeschlagen, hoffte im stillen immer noch, sie könne doch noch anderen Sinnes werden.

„Ich weiß nicht, ob Fräulein Grete sich in diese Stellung finden könnte,“ erwiderte sie mit merklicher Zurückhaltung, der Schwester einen unwillig vorwurfsvollen Blick zuwerfend.

Aber diese achtete nicht darauf. Der Einfall gewann immer mehr Form und Gestalt in ihren Gedanken.

„Warum nicht?“ suchte sie den Einwand der Schwestern zu entkräften. „Was von der Hausdame von Brendlers verlangt wird, kann sie leicht leisten. Die Großmama lernt sie auch gern noch an. Fürs Kochen ist ja übrigens die vortreffliche Setta da. Die Kinder sind gutgeartet, und ihre Erziehung aus dem Größten

heraus. Und Brendler kann man, wenn man ihn zu behandeln versteht, um den Finger wickeln.“

„Schau mal an! Das siehst du ein?“ unterbrach Auguste sie anzüglich.

Johanne lächelte belustigt.

„Ja, ich habe Brendler immer geschätzt, bestätigte sie. „Aber um auf unser Thema zurückzukommen, ich halte die Idee für fein. Für beide Teile ist sie eine famose Lösung. Was meinst du, Ely?“

„Ich kann dir eigentlich nur beipflichten. Grete mit ihrem ausgeprägten Familiensinn würde sich sicher gut einleben und ihren Obliegenheiten mit Liebe nachkommen.“

„Davon bin ich überzeugt. Aber die Mama Meinhard macht so ein zweifelndes Gesicht. . . .?“

Die Angeredete rieb sich verlegen lächelnd die Hände. Es war ihr nicht entgangen, daß Frau Lenz der Einfall Johannes nicht sehr angenehm war; sie wußte auch, warum. Wahrscheinlich dachte jene auch daran, daß die Hausdamentstellung bei Brendlers sich vielleicht mit der Zeit in die der Hausfrau umändern könne. Und das war der Frau Rechnungsrat, die den Schwager wohl immer noch für Johanne reserviert haben wollte, ein unliebsamer Zukunftsblick.

Ihr selbst dagegen hatte die vage Aussicht etwas Tröstliches. Lieber Gott, durfte ihr denn jemand einen Vorwurf daraus machen, daß ihre, um ihres Kindes Glück und Wohl sorgenden Gedanken auf den Siebenmeilenstiefeln der Phantasie der Gegenwart vorausseilten; daß ihr Mutterherz gleich schon an den Aufenthalt Gretes im Brendlerschen Hause allerlei Hoffnungen knüpfte.

„Der Vorschlag an sich wäre ja sehr gut,“ erwiderte sie jetzt, durch Johannes Anruf aus ihrem Sinnen aufgeschreckt. „Wenn nur der Herr Professor sich nicht schon anderweitig um eine Hausdame umgesehen hat.“

„Das werden wir ja hören. Fragt Grete nachher, ob sie Neigung hat, hinzugehen, dann schreibe ich morgen sofort an Brendler,“ entschied Johanne.

In der Konzertpause kam wie ein Strohvogel Fräulein Röschen Schrader auf Meinhard's zugestürzt.

Wie die drei vorausgesehen, fragte sie gleich, ob man auch den Assessor mit Familie gesehen habe, um dann, ohne sich durch die von den Mädchen geheuchelte kühle Gleichgültigkeit abschrecken zu lassen, in steigender Eile zu erzählen, daß die Verlobung mit Röttchen Lehmacher doch nicht ganz so glimpflich abgegangen sei, wie man wohl denke. Der Vater, der sonst nicht wage, anderen Sinnes zu sein, habe diesmal ganz unerwartet auf seine eigene abweichende Meinung bestanden.

Es war ihm allerlei recht Ungünstiges über den Eidam zu Ohren gekommen, so daß ein anfängliches Wohlgefallen an dem flotten Herrn sich in Widerwillen umschmolz, und er entschieden

verlangte, daß das voreilig geknüpfte Band wieder sofort gelöst würde.

Es hatte darüber einen Mordstrich gegeben bei Lehmachers. Die Mutter hielt zu dem zeternden und weinenden Töchterchen und stimmte erbost zu, als es den Vater einen Plebejer nannte, der ebensowenig Verständnis dafür habe, daß seine Tochter mit ihrer Bildung und Mitgift in entsprechende höhere Kreise kommen wolle, wie dafür, daß ein junger Kavaliere ganz andere Gewohnheiten und Ansprüche habe wie etwa ein Bäckergefelle.

Auf alle Prophezeiungen des Vaters, Röttchen werde an der Seite ihres leichtlebigen und verschwenderischen Mannes noch schöne Sachen erleben und wohl noch mal bitter die Stunde bereuen, in der sie, blind für alle Warnungen, sich diese Heirat erkämpft und erzwungen, hatten Mutter und Tochter gellend gelacht; auf die wütende Ankündigung des Hausherrn, er werde dem Windhund schon den Brotkorb hochhängen, die Mitgift so anlegen, daß ihm nur die Zinsen erreichbar seien, hatte die Frau gedroht: „Untersteh dich, so ein Misttrauen zu äußern! Da könntest du mich kennen lernen wie noch nie!“

Und Röttchen bekam Weinkämpfe und Ohnmachtsanfälle nach der Schwierigkeit und schwor, in ein Kloster einzutreten, wenn es seinen innigstgeliebten Hans nicht heiraten sollte.

Kurzum, es war tagelang der reinste Belagerungszustand in der Villa „Christina“ draußen am Stadtwald. Am schlimmsten,



Der preussische Kriegsminister, General von Falkenhayn, wurde mit der Vertretung des erkrankten Generalstabschefs von Moltke veriraunt.

als der um seiner Tochter Zukunft ehrlich besorgte Vater sich den Bräutigam mal selbst vornahm und ihm das ganze Sündenregister vorhielt, das er über ihn zusammengetragen.

Tief beleidigt und vornehm hatte Finkelbach darauf erklart, die Verlobung unter diesen Umständen wieder lösen zu wollen, aber die entsetzte Braut, die Blamage und das Spottlachen der schadenfrohen Freundinnen fürchtend, bot ihre ganze Macht über die Eltern auf, bis schließlich auch der Vater zu Kreuze kroch. Doch er knurrete um seinen Eidam herum wie ein bissiger Hund, und der Assessor vergelte es ihm mit einer ironischen Ueberlegenheit, mit verfehlten, boshaften Spizen, und Nettchen sekundierte ihm eifrig dabei.

„Das müssen ja bezaubernde Zustände sein,“ spöttelte Elly, als die Kreuzotter ihren Bericht schloß. „Und außerdem scheinen alle Vorbedingungen zu einer glücklichen Ehe glänzend erfüllt bei dem Pärchen . . . Na, uns kann's ja egal sein. Im Gegenteil, wir sind Fräulein Lehmann nur dankbar dafür, daß sie sich den Assessor taperte und unsere Schwester dadurch vor dem traurigen Lose bewahrte, eine betrogene und enttäuschte Frau zu werden, die ein zerstörtes Leben beweinen muß.“

„Das erfahren die Lehmanns heute noch brühhwarm wieder,“ setzte sie hinzu, als Fräulein Schrader sich verabschiedet hatte. „Wie ich die Kreuzotter taxiere, sogar in Gegenwart der feindlichen Parteien, Vater und Bräutigam.“

„Nein, was für Zustände!“ sagte Johanne aus ihren Gedanken heraus, die noch bei den Erzählungen Fräulein Schraders weilten.

„Vielleicht liebt das Mädchen den Assessor tatsächlich. Wieviel Tränen und Leid wird ihr das wohl noch kosten!“

„Lieb ist Leides Anfang, es werde kurz oder lang,“ sagt ein altes Sprichwort,“ warf Gertrud herb ein. „Man kann drum wahrhaftig froh sein, wenn man, wie ich, diese Kinderfrankheitszeit des Gemütes überwunden hat. Es kommt nicht viel dabei heraus.“

Johanne und Elly wechselten hinter ihrem Rücken einen Blick. Sie bestanden sich, wußten, daß sie anders dachten, trotz alledem, was ihnen an Leid um Liebe beschieden gewesen.

„Wem nie durch Liebe Leid geschah,  
Dem ward auch Lieb' durch Lieb' nie nah!“

zürte Elly träumerisch. Und ihre Gedanken flogen über Ort und Stunde hinweg, den Tagen entgegen, die der Purpurrosenkrantz der Liebe umschließen würde. Und wenn auch die Rosen Dornen hatten, die blutenden Wunden rissen, sie wollte es unter Tränen lächelnd erdulden. Um der Liebe willen, die alles trägt, die das Größte ist von allen Dingen.

## Zwei Botschaften.

Von Hermann Lüttringhaus.  
(Nachdruck verboten.)

Glühend hatte die Sommer Sonne auf das liebliche Lugano herniedergebrannt — blendend glitzerten die Strahlen auf der weiten, in Tausenden von Funken reflektierenden Seefläche. Zögernd war das Tagesgestirn hinter den hohen Bergen verfunken. Abend und Kühlung stieg aus dem blauen, geheimnisvoll leuchtenden See.

Ein internationales Publikum belebte den prächtigen, berühmten Kai. Fiebernde Erregung durchzitterte die Menge unter den dunkelgrünen, runder schnittenen Kastanien.

Der europäische Krieg war nicht mehr abzuwenden. Fürchtbare Gerüchte durchschwirten die kleine Stadt. Eines war wahr — das von der Mobilmachung Deutschlands. Der deutsche Kaiser rief sein Volk. Unererschütterlich war seine Friedensliebe, unererschütterlich seine Langmut — bis die Ehre seines Volkes ihm das Schwert der Verteidigung in die Hand zwang.

„Gott sei mit uns!“ flüsterte ein junges deutsches Fräulein und schmiegte sich fester in den Arm ihres schlanken blonden Gemahls. Sie wußten es beide: jetzt kam die Trennung. Kurt

vom Dahl war Leutnant der Reserve in einem rheinischen Infanterieregiment und hatte sich am dritten Mobilmachungstage zu stellen. Also sofortige Abreise.

Kurt und Paula vom Dahl waren seit nahezu einem Jahr verheiratet. Im sonnigen Süden hatten sie sich ein lauschiges heimeliges Nest gebaut. Frau Paula sollte hier ihre zarte Gesundheit stärken. Und er glaubte an den fallenden Ufern des Luganesees größere Anregung zu dichterischem Schaffen zu finden. Und nun riß der Krieg sie unerbittlich auseinander.

Sie ließen sich, um der wachsenden Aufregung zu entziehen, hinüber nach Castagnols rudern. Dort wohnte in einer kleinen, reizenden Villa mit ihnen zusammen — das Glück. Ja, Sonnenkinder waren sie beide. Zwar hatte Frau Paula, früh verwais, viel Herzeleid im Leben erfahren. Aber sie und auch ihr Gatte, sie wußten dem Unangenehmen noch eine freundliche Seite abzugewinnen. So saßen sie auch jetzt, Hand in Hand, im schmalen Boot und ergaben sich ganz dem märchenhaften Zauber einer Mondscheinmacht auf dem bergumkränzten See.

Sie hatten sich beide im stillen vorgenommen, sich den Abschied nicht unnötig schwer zu machen. Es mußte ja sein! Sie waren zueinander immer voll zartester Rücksichtnahme gewesen, voll selbstloser Liebe. Und selbst heute suchten sie sich gegenseitig aufzuheitern, obgleich ein schneidendes Weh in ihren Herzen wühlte. Nur einmal sagte Frau Paula mit tränenverschleierte Augen ganz leise: „Mitten im Glück . . .“

Am liebsten wäre sie ja mit ihm ins

Feld gezogen, hätte sich der Organisation des Roten Kreuzes angeschlossen, oder sich sonst in ihrem Vaterlande nützlich gemacht. Aber sie ging schweren und doch für eine Frau so freundvollen Stunden entgegen . . . Davor zerfoben alle Pläne.

Am nächsten Nachmittag standen sie auf dem Bahnhof. Mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte blieb Frau Paula standhaft und tapfer. Sie war eine deutsche Frau, die Frau eines deutschen Offiziers — das gab ihr Kraft und erfüllte sie mit Stolz und Zuversicht.

„Gott verläßt die Deutschen nicht!“ beruhigte sie ihren Mann. Und dann flüsterte er ihr zärtlich ins Ohr: „Und wenn es ein Bub ist, Paula? Ein Kriegsbub!“ Ein tiefes Rot überzog ihr feines Gesicht. Mit einem Blick unendlicher Liebe

und Treue bot sie ihm den Mund zu einem langen und innigen Kusse. Da drängten die Schaffner zum Einsteigen — noch ein letzter fester Händedruck und ein Blick in die Augen, dann sprang er in den abfahrenden Zug.

„Behüt' dich Gott, Paula!“

Sie wollte etwas erwidern und schluckte und würgte, mochte aber nur krampfhaft mit ihrem weißen Tüchlein zu winken.

„Es braust ein Ruf wie Donnerhall . . .“ jangen die deutschen Reservisten. Es klang dunkel und warm und voller Kampfeslust und Sehnsucht nach der Heimat.

„Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!“ kam es wie ein Schwur aus der Ferne.

Da ließen ihr die Tränen über die Wangen. Unaufhaltsam. Das Heimweh hatte sie gepackt — das Heimverlangen zur Heimat, zum Vaterland. Und sie wußte, es würde sie nicht mehr loslassen. Heimat — darin lag alles beschlossen, alles Höchste und alles Tiefste — Frieden, Erlösung, Glück — alles . . .

Wie im Traume war Frau Paula heimgefahren. Sie hatte keinen Blick mehr für den glitzernden See im Sonnengold, für die blühenden Bergänge und entzückenden Ausblicke. Allein in ihren nun einsamen Zimmern überkam sie ein grausames Erwachen zur Wirklichkeit. Ein todestrauriger Abend zog herauf. Eine durchweinte Nacht wich einem regengrauen Morgen. Düstere, bleierne Tage folgten. Tage ohne jede Helligkeit, ohne Sonne und Licht — sie waren selten unter dem ewig schönen Himmel Italiens.

Kurt hatte in liebevoller Fürsorge seine Schwester telegraphisch herberufen. In Gemeinschaft mit dem schweizerischen Mädchen, das den Haushalt besorgte, sollte sie seinen Liebling hegen und pflegen. Und das große, reiche Gemüt und die vielen



Der Deutsche Kronprinz bei den bayrischen Truppen.

gleichen Gewohnheiten und Charaktereigenschaften, die sie mit ihrem Bruder gemeinsam hatte, ließen Kurts Schwester in kurzer Zeit zu einer wirklichen Freundin Paulas werden.

Tagsüber weilten die beiden Frauen zumeist in dem blüten- und blätterverwornenen Gärtchen, oder auf der kleinen dichtermäulichen Terrasse. Ein paradiesisches Bild voll ewig wechselnder Stimmungen bot sich von hier dem Auge.

In einer grünen Muschel waldiger und weingeseegneter Berge schimmerte gleich einer köstlichen Perle der blaue Golf Laganos. Dunkel strebte am jenseitigen Ufer der wunderschön geformte Bergkegel des San Salvatore zum Himmel. In einem Schatten lag das elegante Paradies, die Villenstadt Laganos. Im Süden schweifte der Blick durch romantische Bergflüssen weit in den See hinein. Leuchtend hoben sich die windgeblähten weißen Segel schwerer Barken von der dunklen Wasserfläche ab. Drüben dicht am Felsen lebten Cavallino und Caprino. Kurt und Paula waren oft hinübergerudert.

Reiche Anregung und Ablenkung gab die Größe und Schönheit dieser Natur. Und träumenden Frieden. . . Doch die Gedanken der beiden Frauen gingen stets in die Wette — jenseits des St. Gotthard, wo der Gatte und Bruder täglich, stündlich feindlichen Kugeln preisgegeben war. Die siegreichen Erfolge der deutschen Heere und gute Nachrichten ihres heldenmütigen Mannes stärkten zwar Paulas Vertrauen, aber ein sehnsüchtiges Bangen wich nicht von ihrer Seele.

So waren fast vier Wochen vergangen. Da, eines Morgens — nach durchsiebenten Nächten — hatte Freude und Jubel in das glückseligkeitspennene Häuschen Einzug gehalten. Frau Paula hielt einen gesunden, herzigen Bub in glückselig lächelnd in ihren Armen. Ihre dumpfe, bangende Seele war wieder hell geworden. Leid u. Weh waren vergessen. Mit einem unbeschreiblichen Glücksempfinden schaute die junge Mutter in die süßen Blauaugen ihres kleinen Kurt, die so blau und klar wie die ihres Mannes waren. . . Und zitternd kam es über ihre Lippen: „Wie wirst du dich freuen, mein lieber, lieber Kurt!“ . . .

Zwei Botschaften kreuzten einander auf der Landstraße von und nach Castagnola: „Es ist ein Bub!“ lautet frohlockend die eine — die Kunde vom Heldentod auf dem Schlachtfeld bringt die andere.

## Der wahre Adel.

Novellette von Ruth W y s s e n b a c h (Bern).

(Nachdruck verboten.)

In dem mit Champagnerfarbener Seide ausgeschlagenen Kofotoboudoir saßen die beiden Freundinnen, Lizzi Grunelius und Marga Ritter einander gegenüber.

Die blonde Lizzi mit den träumenden, blauen Augen harte wenig mit ihrer Freundin Marga gemein.

Marga, ein ernstes, in sich abgeschlossenes Wesen, deren hoheitsvolle Gestalt, die braunen, vornehm blickenden Augen, das blasse Gesicht umrahmt von einer Fülle kastanienbraunen Haars, überstrahlte die kleine Lizzi wie ein Stern.

„Ich sage dir, Marga, Baron Lindenberg hat ein Auge auf dich geworfen. Er ist der schneidigste aller Leutnants, der beste Tennisspieler, der famosste Tänzer, den du dir denken kannst, und du willst nichts von ihm wissen.“

„Lizzi, um Gottes Willen hör auf!“ rief Marga unwillig. „Hat der Herr noch mehr Eigenschaften, die zu rühmen wären? Tennisspieler, Tänzer!“

„Aber Marga,“ schmollte Lizzi, „was muß denn das für ein Ausbund von Mann sein, der dir imponieren soll?“

„Vor allem, liebe Lizzi,“ erwiderte Marga ernst, „muß er Mann sein, keine solche Zuckerpuppe wie dieser Baron von Linden-

berg. Soll mir ein Mann gefallen, so muß er mir imponieren können.“

„Ja, du machst Ansprüche, Marga, wie eine Herzogin und teilst Körbe aus, daß Gott erbarm.“

„Ich mache gar keine Ansprüche,“ protestierte Marga, „ich habe nur denjenigen, der mir zu eigen sein soll, noch nicht gefunden, das ist alles. Die Männer, die mir bis jetzt den Hof machten, wollen nur mein Geld, ich aber will um meiner selbst willen genommen sein. Wahre, innige Liebe ist etwas zu Hohes, um damit zu tändeln. Wenn ich diese einmal fände, will ich es dir schon sagen.“

„Wer weiß,“ entgegnete Lizzi, „ob du das, was du dir wünschst jemals finden wirst. In unsern Kreisen sind diese Gefühle wohl nicht vorherrschend.“

„Leider, Hohlheit und Oberflächlichkeit sind bei uns zu Hause. Was sind aber Menschen ohne Herz und Gemüt? Denkst du, daß ich mich jemals an so einen setze, da müßte ich nicht ich sein. Ich bin zu stolz, mich einem Manne zu vermählen, der nur mein Geld will. Weißt du, Lizzi,“ fuhr Marga fort, „du kommst mit nach Baden-Baden, du spielst die Millionärstochter und ich deine arme Gesellschafterin. Willst du?“

„Ach, Marga, dazu taue ich absolut nicht, das kann ich nicht,“ rief Lizzi erschrocken.

„Sei gescheit, Lizzi, tue mir den Gefallen, du wirst sehr,

wir werden viel Spaß davon haben. Das ist doch eine geniale Idee von mir, was? Dann erst werden wir sehen, wer es aufrichtig mit mir meint und welcher mich um meiner schönen Augen willen nimmt.“

„Marga, Marga, wenn das nur nicht ein teurer Spaß wird.“

„Gar nicht,“ erwiderte Marga zuversichtlich, „laß mich nur machen.“



Zur Einführung des neuen Fürstbischofs in Breslau.

Gesellschafterin von Lizzi aus, denn sie wollte sehen, ob es noch wahre Liebe gäbe auf der Welt, und sie spielte ihre Rolle tadellos.

„Nein, Marga, du bist wirklich nicht bei Sinnen, das zu tun. Wenn wir hier Bekannte treffen würden, dann wäre so wie so alles aus.“

„Habe keine Angst, wir treffen jetzt niemand hier. Außer unserer Kammerfrau weiß kein Mensch den wahren Sachverhalt und diese bewahrt Schweigen.“

Lizzi schüttelte den Kopf. „Du wirst sehen, Marga, wir werden uns noch irgendwie blamieren.“

„Ach, Unsinn! Laß mich nur sorgen. Komm, jetzt gehen wir zum Kurhaus hinüber, dort ist Konzert. Uebrigens,“ neckte Marga, „hast du ja schon verschiedene Verehrer hier, der russische Graf, mit dem unaussprechlichen Namen, der kleine, italienische Attache, der Regierungsassessor von Mutenow und wie sie alle heißen. Ja, ja, liebe Lizzi, da kannst du gleich die Macht des Geldes erproben. Siehst du, ich habe außer Herrn Ingenieur Baumann noch keine Eroberung gemacht,“ sagte Marga in spöttischem Tone.

„Er ist ein sehr schöner, guter Mensch, Marga, und wie er dich liebt!“

„Meinst du,“ erwiderte Marga skeptisch.

„Sicher, er läßt dich nicht aus den Augen, wenn wir in Gesellschaft zufällig mit ihm zusammen treffen.“

Marga sah verträumt in die Ferne. Auch ihr war der junge, schlank Ingenieur sympatisch. Er war so anders, als all die Salonhelden, die sie bis jetzt kennen gelernt hatte. Die herbe Frische und gesunde Männlichkeit waren wohl dazu angetan, eine Frau zu reizen. Mit ihm wäre sie gewillt, durch das Leben zu gehen, wenn er sie so liebte, wie es den Anschein hatte.

„Doch du, Lizzi, welchen von den Herren gibst du denn den Vorzug,“ sagte Marga, plötzlich aus ihrer Träumerei erwachend.  
 „Ich,“ Lizzi wurde ganz rot, „ich, ach Marga, am liebsten mir doch der Professor. Aber du wirst sehen, er wird abschrecken, wenn er merkt, daß ich nicht die reiche Erbin bin, die er in mir vermutet.“

„Ja, Lizzi, dann liebt er eben nicht dich, sondern dein Geld.“

Lizzi ließ traurig ihr Köpfchen hängen. „Ach,“ dachte sie, wenn ich nur auch so viel hätte wie Marga, daß ich den Mann nehmen könnte, den ich liebe.

\* \* \*

Es war einige Tage später. Marga ging allein den Waldweg entlang. Kein Mensch störte sie in ihrem Sinnen, denn es war noch ziemlich früh am Tage.

Plötzlich bei einer Biegung des Weges sah sie einen Herrn ihr entgegenkommen.

Ein Schreck erfüllte sie: der, mit dem sie sich gerade recht lebhaft beschäftigt hatte, stand vor ihr.

„Ach, guten Morgen, gnädiges Fräulein, welche Ueberraschung, Sie so früh auf dem Spaziergang zu treffen,“ rief eine helle Stimme ihr entgegen. „Wo haben Sie ihre Herrin gelassen, die schläft gewiß noch?“

Ueber Margas Gesicht, das sanft erglühte, ist helle Freude gebreitet.

„Guten Morgen, Herr Doktor,“ erwidert sie seinen Gruß freundlich. „Ja, ich bin einmal allein ausgewischt,“ sagte sie mit etwas Schelmerei.

wurde, oder Baronin, ihr war nicht darum zu tun, eine Krone tragen zu dürfen, nein, glücklich wollte sie werden.

Dankbar sah sie den Ingenieur an. Er sah den Blick und deutete ihn anders. Er meinte Liebe in ihren Augen zu lesen.

„Gnädiges Fräulein,“ sagte er warm, „darf ich nicht ein wenig hoffen, Ihre Gunst zu erlangen? Seit ich Sie kenne, ist Ihr Bild Tag und Nacht nicht von mir gewichen.“

„Aber Herr Baumann,“ erwiderte Marga errötend, „denken Sie, ich bin ein ganz armes Mädchen,“ das Lügen tat ihr weh, aber sie mußte jetzt ihre Rolle ganz zu Ende führen.

„Das macht nichts, gnädiges Fräulein, ich sagte Ihnen ja, ich brauche kein reiches Mädchen, und wenn Sie arm wären, wie eine Kirchenmaus, würde ich mich trotzdem glücklich schätzen, Sie mein nennen zu dürfen,“ sagte er zärtlich.

„Ich will es mir überlegen.“ Sie war so verwirrt, dieser Antrag kam so aus heiterem Himmel, sie wußte momentan nicht, was sie tun sollte.

Wieder sah sie in sein treues, ehrliches Gesicht, dann gab sie ihm die Hand.

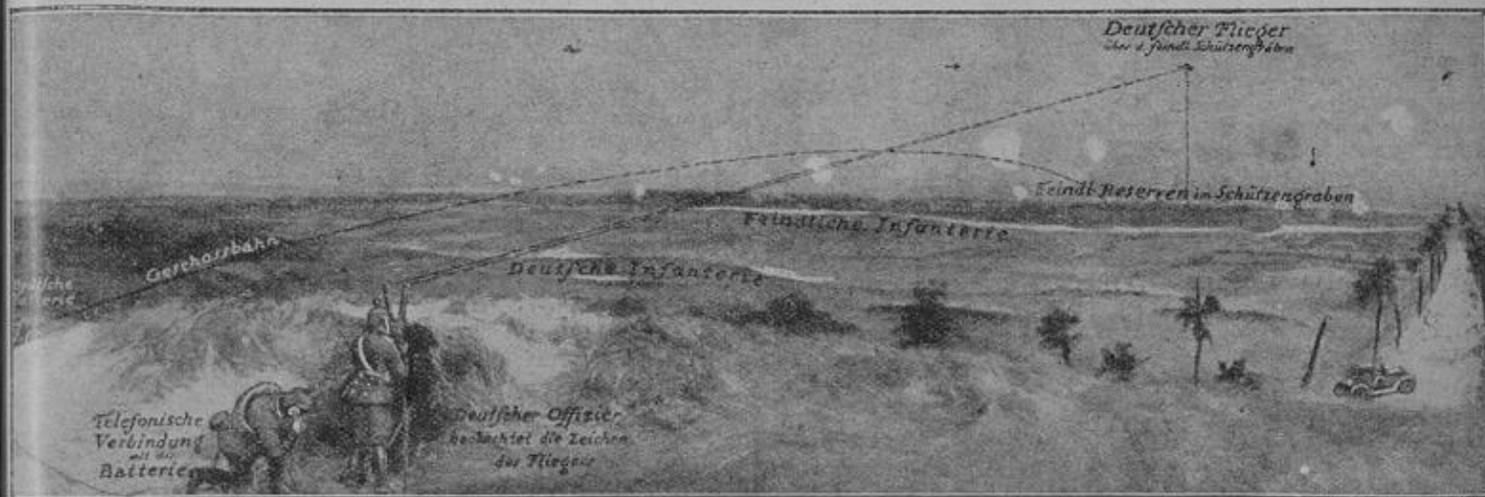
„Nur ein paar Tage lassen Sie mir Bedenkzeit, ich bin so überrascht,“ sagte sie stotternd. Wo war ihre Sicherheit, die sie stets gehabt, geblieben?

„Ich warte gern, aber stellen Sie mich nicht auf eine allzuharte Probe, gnädiges Fräulein. Er fühlte, daß sie nicht Nein sagen würde.“

Einige Tage darauf hatte er ihr Jawort.

„Teure Marga, nun muß ich wohl zu deiner Herrin gehn und dich von ihr losbitten?“

„Ist nicht nötig, lieber Fritz, ich brauche das nicht,“ erwiderte Marga schelmisch.



Auffuchen der feindlichen Stellungen und Entfernungsschätzung durch Flieger.

„Sie armes Häschen,“ sein süddeutsches Idiom kam oft zum Durchbruch, „es muß schrecklich sein, die Launen eines so reichen Mädchens zu ertragen?“

„O, gar nicht, die junge Dame ist sehr liebenswürdig und nett zu mir, sie läßt mich meine Unabhängigkeit kaum fühlen, wir sind eher Freundinnen,“ sagte Marga bedeutungsvoll.

„Und trotzdem, ich kann Sie mir gar nicht in dieser Stellung denken, Sie sehen so hoheitsvoll, so stolz drein, daß es mir leid tut, Sie so abhängig zu wissen.“

„Wenn du wüßtest!“ dachte sie. Laut aber sagte sie: „Es muß so sein, ich muß arbeiten, um zu leben, Herr Doktor.“

„Ja, ja, die Schätze dieser Erde sind nicht immer mit Wahl verteilt. Ihre Herrin ist ja selbst ein reizendes Mädchen, aber mein Geschmack wäre sie nicht. Ich liebe große, schlante Mädchen und dann, diese reichen Mädchen, die so sehr umschwärmt sind, sind nicht mein Fall. Ich würde ein Mädchen, selbst wenn sie ganz arm wäre, nehmen, wenn sie mir nur gefiele. Ich verdiene ja genug, um eine Frau anständig ernähren zu können, außerdem habe ich ein ziemlich großes Privatvermögen, was mir diesen Luxus schon gestatten würde, das Mädchen meiner Wahl heimzuführen.“

Marga dachte: „Ja, das ist der Mann, den eine Frau lieben könnte. Er war ein Selbstherrlicher, der sich nicht von seiner Frau brauchen zu lassen. Jetzt wußte sie, daß er nur seinem Herzen folgen würde. Mit Schmerz dachte sie an all die Mitgiftjäger, die in ihrem Hause sich breit gemacht hatten. Wenn sie arm gewesen, wäre es nicht einem von allen eingefallen, um sie zu werden.“

Aber hier stand einer, der wußte nichts von ihrem Reichtum und der wollte sie allein, nicht ihr Geld.

Wohl wären ihre Eltern beglückt, einen adeligen Schwiegerohn ihr eigen zu nennen, aber was war ihr das, ob sie Gräfin

„Warum nicht?“ fragte er erstaunt.

„Weil, aber lieber Fritz, ich bitte dich, sei bitte nicht böse, was ich dir jetzt zu sagen habe.“

„Nein, wie sollte ich dir böse sein, geliebte Marga, was ist es denn nun?“

„Eine große Ueberraschung, Fritz. Weil es gar keine Herrin gibt. Lizzi ist meine Freundin und ich bin Margarete Ritter, die Tochter des Millionärs. Um den Mann auf die Probe zu stellen, haben wir die Rollen getauscht, Lizzi hat die Millionärstochter gespielt, ich ihre Gesellschafterin, das ist das Geheimnis, das ich dir zu sagen hatte.“

„Ach, Marga, warum hast du mir das getan, wie darf ich denken, dich mein zu nennen, du Herrliche,“ sagte Fritz Baumann traurig.

„Aber Fritz, wir lieben uns doch, nicht wahr, was tut das Geld da zur Sache?“

„Also darf ich doch hoffen, Marga?“

„Ja, Geliebter, ich bin dein für Zeit und Ewigkeit.“ Zärtlich schmiegte sie sich an ihren Verlobten an, und er küßte voll Inbrunst diesen schönen, stolzen Mund.

Hand in Hand traten sie bei Lizzi ein.

„Hier,“ sagte Marga lächelnd, „stelle ich dir meinen Bräutigam vor.“

Ueberrascht sah Lizzi von einem zum andern.

„Schau nicht so dumm, liebe Lizzi, es ist Tatsache. Fritz Baumann und Marga Ritter wollen fortan den Weg des Lebens zusammengehen,“ sagte Marga glücklich.

„Weiß er denn?“ flüsterte Lizzi ihr zu.

„Ja, ja,“ erwiderte Marga lachend.

„Dann ist's ja gut. Nun, ich gratuliere herzlichst.“

„Danke, danke, liebe Lizzi.“

„Auch meinen herzlichsten Dank, gnädiges Fräulein,“ sagte

„Auch meinen herzlichsten Dank, gnädiges Fräulein,“ sagte Fritz Baumann scherzend, „jetzt wird Marga meine Gesellschafterin.“ Alle drei lachten herzlich.

Herr Bankier Ritter war nicht gerade erbaut über die vorgelegene Tatsache, er hatte so ganz andere, viel glänzendere Pläne mit Marga vorgehabt. Den Traum eines adeligen Schwiegerjohnes mußte er nun wohl begraben.

Dafür sollte sein Sohn ihm eine Schwiegertochter aus vornehmen Hause bringen.

Dieser jedoch verliebte sich, als er zur Hochzeit seiner Schwester kam, in die kleine Lizzi, die später seine Frau wurde. So mußte Herr Ritter auch diese Träume einsargen.

„Ja, die Kinder, die Kinder,“ pflegte er zu sagen, „die gehn halt ihre eigenen Wege!“

## Der Feuerwurm.

Humoreske von Werner Cronville Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

Verträumte Mittagsstille lag über den Baumgruppen des ausgedehnten Parkes, der das Privat-Sanatorium des Medizinalrates Doktor Körting umgab.

Wie ein im Zauberschlafe befangenes Dornröschenschloß mutete die kleine Villa mit ihren rosenumrankten Mauern und den herabgelassenen Jalousien an. Kein Laut störte den Feierfrieden der Natur; alles schien wie ausgestorben. Selbst „Flood“, der kleine weiße Spitz, der sonst im Park umherzutollen pflegte, fühlte heute kein Bedürfnis zu solch anstrengendem Zeitvertreib. Er hatte sich lieber auf den sonnendurchglänzten Weg hingestreckt, blinzelte träge zum stahlblauen Zuhimmel empor und schnappte nur zuweilen, wenn sich die Fliegen immer wieder gerade seine Nasenspitze zum Ruhepunkte aussuchten, nach den summenden Quälgeistern.

Dort, wo der Park einen fast waldartigen Charakter annahm, war die Macht der Sonne nicht so fühlbar. Zwar bahnten sich einige vorwiegige Strahlen auch hier noch einen Weg durch das dichte Blättergewirr; aber es herrschte doch eine angenehme Kühle unter dem hochgewölbten Laubdache.

Bänke, hier und da verstreut, luden zu beschaulicher Rast ein; ganz am Ende des Parkes aber, halb versteckt unter üppig wucherndem Esen, lag ein kleiner Pavillon. Nur selten suchten die Gäste des Sanatoriums dies verschwiegene Fleckchen Erde auf; ja, manchen von ihnen war seine Existenz wohl überhaupt verborgen.

Heute aber hatten doch zwei Personen den Weg zu dem einsamen Pavillon gefunden: Marga Körting, die einzige Tochter des Medizinalrates, und Doktor Herbert Brandeis, ein junger Mediziner, der als Assistenzarzt in dem Sanatorium tätig war.

Marga, eine Blondine, der Gesundheit und Lebensfreude aus den lachenden, blauen Augen sahen, war eifrig mit Wohnschneiden beschäftigt. Mit der großen Achselhülle und den emsig schaffenden Händen, sah die Achtzehnjährige recht hausmütterlich aus.

Das schien der junge Arzt auch mit innerer Befriedigung zu empfinden. Er blickte eine ganze Weile schweigend bald auf die flinken Finger, bald auf das rosige Gesicht seines lieblichen Gegenüber. Endlich stieß er einen abgrundtiefen Seufzer aus und meinte im Ton ehrlichster Bekümmernis: „Ach, Maus, wenn die lieben Finger sich doch erst für mich so eifrig regen würden!“

Das junge Mädchen hob ein wenig den Kopf von ihrer Arbeit und lachte hell auf. „Schneide ich die Wohnen etwa nicht auch für dich? — Du bist doch heute mittag mit davon.“



Die Schneiderwerkstatt im Freien: Kompagnieschneider im Felde.

„Das schon!“ gestand Brandeis zögernd; „aber wie herrlich muß es sein, wenn du erst so ganz für mich allein, als mein liebes kleines Fräulein, im Hause schaltest und waltest!“

„Wenn du dich da nur nicht verrechnest,“ lachte das junge Mädchen und zwei Schelmengrübchen zeigten sich auf ihren Wangen. „Wer mich heiratet, muß mir eine Dienstmagd halten, damit ich den ganzen Tag auf dem Divan liegen und Romane lesen kann. Hier helfe ich nur, weil der Hausstand so groß ist!“

Jetzt war die Reihe, belustigt aufzulachen an Brandeis. „Und das soll ich glauben? Als wenn ich nicht längst wüßte, daß du dich direkt unglücklich fühlst, wenn du nicht im Haushalt wirtschaften kannst. Ein Mädchen werde ich meinem kleinen Fräulein aber doch halten. — Wenn's nur erst so weit wäre!“

Ein Schatten flog über Brandeis' hohe Stirn, und ernst werdend setzte er hinzu: „Ich möchte wohl wissen, warum sich dein alter Herr in letzter Zeit so reserviert zeigt, wenn ich ihm mal in bezug auf meine Zukunftspläne etwas näherrede. Ich weiß, er hat längst gemerkt, wie ich mit dir stehe; aber als ich gestern einmal tiefer sondieren wollte, reagierte er sauber auf alle Anzapfungen. Woher nur der Umschwung? — Steht mir nicht die Welt offen? — Leiste ich nicht Genügendes in meinem Fach? Ewig wollen wir doch nicht heimlich verlobt bleiben — nicht wahr, Maus?“

Marga schüttelte leise den Kopf und so etwas wie stille Wut glomm in ihren Blauaugen auf. „Nein, Herbert; auch ich will ja gerne recht bald die Deine werden; aber die Zeit ist augenblicklich vielleicht etwas unglücklich gewählt.“

Das junge Mädchen rückte näher zu dem heimlich Verlobten hin und faßte seine Hand. „Sieh, Herbert, Papa hat jetzt den Kopf so voller Sorgen; da darf es dich nicht wundern, wenn er für unsere

Herzensangelegenheiten kein Interesse hat. Seit das Kurhotel gebaut ist, wo es jeden Abend Konzerte und Reunions gibt, geht es mit unserm Sanatorium von Jahr zu Jahr zurück. Augenblicklich haben wir doch nur noch Mrs. Norman hier.“

„Ja, und die einem soviel Mühe macht wie zwanzig andere Pensionäre. Geh' mir mit diesen reichen amerikanischen Witwen vom Leibe!“ warf Brandeis etwas unwillkürlich dazwischen.

Unbeirrt fuhr das junge Mädchen fort:

„Sie zahlt aber sehr gut, und wenn sie uns verlassen würde, bedeutet das für Papa einen schweren Verlust. — Herbert, ein ganz klein wenig trügst du auch die Schuld daran, daß Papa augenblicklich etwas verärgert gegen dich ist.“

„Ich?“ — Maßloses Staunen klang aus der Stimme des jungen Arztes.

„Ja, du, Herbert! Heute hat Mrs. Norman Papa wieder geklagt, du lächelst immer so ironisch, wenn sie dich holen läßt und deiner Hilfe bedarf. Nun ist Papa natürlich bange, daß du sie durch dein Verhalten ernstlich erzürnst, und daß sie sich dann im Kurhotel einmietet. Das soll doch nicht geschehen — noch dazu durch deine Schuld — nicht wahr, Herbert?“

Das junge Mädchen schmiegte sich an den Geliebten und blickte ihm in banger Frage in die Augen.

„Ganz gewiß nicht, Dummerchen!“ lächelte Brandeis und streich zärtlich mit der Hand über Margas lichtblonde Flechten.

„Ich müßte ja total verbohrt sein, wenn ich mich auf solche Art und Weise bei deinem alten Herrn lieb Kind machen wollte. Also daher die Verstimmung! — Aber, nimm es mir nicht übel, diese ehrenwerte Mrs. Norman kann ihre Umgebung komplett verrückt machen. Nacht für Nacht klingelt sie mich aus dem besten Schlaf und jedesmal hat sie ein neues, eingebildetes Leiden an sich entdeckt. Gestern nacht ließ sie mich auch holen. Wie ich komme, liegt sie im Bett und stöhnt, daß es einen Hund jammern konnte: „Doktor, ich bin vergiftet! — Doktor, ich gehe tot — certainly tot! — O, meine Bauch!“ ächzt sie mir schon beim Eintreten entgegen. Ich bekomme natürlich einen Heidenfurch. Und was stellt sich heraus? — Den Magen hat sie sich überladen, und das auf die unvernünftigste Weise. Wie ich sie ordentlich ins Gebet nehme, gestand sie, daß sie nach dem Abendessen noch ein

halbes Pfund Kognat-Kirschen aufgeschleckt hatte. Also, wie ein unmündiges Kind! Da soll einem doch endlich die Galle überlaufen. Na, wenn ich den Hannes mal dabei ertappe, daß er ihr solche verbotenen Ledereien leimlich ins Haus schmuggelt, blas ich ihm ganz gehörig den Marsch."

Doktor Brandeis hatte sich ordentlich in Eifer geredet; aber Marga schüttelte lächelnd den Kopf.

"Buh, mein gestrenger Herr Doktor, wer wird sich denn gleich so erheben. Sie ist eben hochgradig nervös; sonst brauchte sie sich ja auch nicht in ständige, ärztliche Behandlung zu begeben. Aber nicht wahr, du hast etwas mehr Geduld mit ihr? — mir zu Liebe!"

"Top, das versprech' ich dir!" lachte Brandeis und bot Marga die Rechte. "Wer würde sich nicht auch mit Freunden von allen Reichthümern, amerikanischen Witwen der ganzen Welt tyrannisieren lassen, wenn ihm dafür solch köstlicher Preis winkt, wie du es bist."

"Spötter!" Das junge Mädchen erhob sich scheinbar schmolgend und schüttelte die Bohnenschnitzel von ihrer Schürze. "Jetzt muß ich nach der Küche; sonst läßt die brave Dorette wieder das Fleisch anbrennen. Lebwohl auch — und geh' in dich!"

Sie verpackte dem Geliebten einen freundschaftlichen Abschieds-Klaps auf die Schulter und griff nach der Bohnenschüssel. Ehe Brandeis sie an sich zu ziehen vermochte, war sie schon ins Freie gelangt und eilte elastisch durch die Parkwege dem Hause zu.

"Also nicht einmal einen Abschiedsstoß bewilligst du? — Undankbare!" rief Brandeis enttäuscht hinterher. Nichtsdestoweniger folgten seine Blicke lächelnd der Geliebten, bis ihre Gestalt hinter einer Wegbiegung verschwand.

Etwas nachdenklich zündete er sich eine Zigarette an und während er ebenfalls langsam dem Hause zuschritt, murmelte er halb laut: "Also behandeln wir die Mrs. Norman mit ihren 365 Krankheiten fortab wie ein rohes Ei!"



Der Burengeneral Dewet, einer der Führer des Bureauaufstandes gegen die Engländer.

Das Mittagessen pflegte der verwitwete Medizinalratsörting im Sommer mit seiner Tochter und dem Assistenzarzt gemeinsam auf der Hinterveranda einzunehmen.

Auch heute fanden sich die drei Personen wieder um den weißgedeckten Gartentisch zusammen und ließen den Erzählungen von Margas Kochkunst alle Ehre angedeihen.

"Noch ein Köffel Bohnen gefällig, Herr Doktor?" forschte Marga, die mit vollendeter Sicherheit und echter Weiblichkeit den Platz der verstorbenen Hausfrau verjah.

"Wenn ich bitten dürfte, Frau Fräulein Marga!" verbesserte sich Brandeis schnell.

Das junge Mädchen erröthete und warf dem Vater einen unsicheren Blick zu; aber der Medizinalrat hatte scheinbar nichts gehört.

Gerade wollte Brandeis eine Bemerkung über die hervorragende Güte des heutigen Essens machen, als Hannes in der Vorandatur erschien. Hannes, das alte Faktotum des Medizinalrates, stammte aus Hamburg und hatte seinem Herrn bereits ein ganzes Jahrzehnt in Treue gedient. Er rechnete sich daher gewissermaßen zur Familie und nahm sich manche Freiheiten heraus, die sich eigentlich mit seiner Stellung als Hausknecht nicht recht vereinigen ließen.

"Na, Hannes, was gibt es denn?" forschte Örtling freundlich. Der Alte verzog sein Gesicht zu einem piffligen Grinsen und hielt seine zur Faust geballte rechte Hand dem Medizinalrat dicht unter die Nase.

"Ja, Herr Doktor, was meinen Sie woll, was ich hier in hab'?"

"Wie soll ich das wohl raten können! — Was ist es denn?"

"n Kaderlad!" entgegnete Hannes, und seine Augen leuchteten, als ob ihm jemand ein Geldstück in die breite Hand gesteckt hätte.

"Was für'n Ding?" forschte Örtling erstaunt.

"n Kaderlad! — So'n großen, schwarzen Käfer!" entgegnete Hannes und belehrend fügte er hinzu: "Die nisten sich leicht in Villas ein. Wir hatten in Hamburg auch welche in unserer Kellerwohnung. Jawoll, woll'n Sie ihn mal sehen?"

Er küßte die geschlossene Hand ein wenig und sofort versuchte ein ziemlich großer, glänzend schwarzer Käfer eiligst das Freie zu gewinnen. Hannes war aber schneller und bannte ihn wieder in seine hohle Faust.

(Fortsetzung folgt.)

## Türmerlied.

Von Emanuel Geibel.

Wachet auf! Ruft euch die Stimme  
Des Wächters von der hohen Rinne,  
Wach auf, du weites deutsches Land!  
Die ihr an der Donau hauset,  
Und wo der Rhein durch Felsen brauset,  
Und wo sich türmt der Düne Sand!  
Habt Wacht am Heimatsherd  
In treuer Hand das Schwert  
Jede Stunde!  
Zu scharfem Streit  
Macht euch bereit!  
Der Tag des Kampfes ist nicht weit.

Hört ihr's dumpf im Osten klingen?  
Er möcht' euch gar zu gern verschlingen,  
Der Geier, der nach Beute kreist;  
Hört im Westen ihr die Schlange?  
Sie möchte mit Sirenenfange  
Vergiften euch den frommen Geist.

Schon naht des Geiers Flug,  
Schon birgt die Schlange Flug  
Sich zum Sprunge.  
Drum haltet Wacht  
Um Mitternacht  
Und weßt die Schwerter für die Schlacht!

Reinigt euch in Gebeten,  
Auf daß ihr vor den Herrn könnt treten,  
Wenn er um euer Werk euch fragt;  
Keusch im Lieben, fest im Glauben,  
Laßt euch den treuen Mut nicht rauben,  
Seid einig, da die Stunde schlägt!

Das Kreuz sei euer Bier,  
Euer Helmbusch und Panier  
In den Schlachten.  
Wer in dem Feld  
Zu Gott sich hält,  
Der hat allein sich wohlgestellt.

Sieh herab vom Himmel droben,  
Herr, den der Engel Jungen loben,  
Sei gnädig diesem deutschen Land!  
Donnernd aus der Feuerwolke  
Sprich zu den Fürsten, sprich zum Volke  
Und lehr' uns stark sein Hand in Hand!  
Sei du uns Fels und Burg,  
Du führst uns wohl hindurch —  
Halleluja!  
Denn dein ist heut'  
Und alle Zeit  
Das Reich, die Kraft, die Herrlichkeit.

## Unsere Bilder.

**Generaloberst Hellmuth v. Moltke**, der Chef des Generalstabes des Feldheeres, muß sich wegen einer leichten Erkrankung für einige Zeit Schonung auferlegen. Es ist fast 67 Jahre alt und die Anstrengungen des Krieges sind nicht leicht. Generaloberst von Moltke ist im Hauptquartier verblieben, um nach seiner Genesung die Führung sofort wieder zu übernehmen.

**Der deutsche Kronprinz bei den bayerischen Truppen.** Unser Bild zeigt Kronprinz Wilhelm bei einem Besuch der bayerischen Truppen. Er begrüßt persönlich die mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichneten bayerischen Offiziere. Hinter ihm sieht man Erz. von Gebatte.

**Die Einführung des neuen Fürstbischofs in Breslau.** Am 28. Oktober fand in Breslau der feierliche Einzug des neuen Fürstbischofs Dr. A. Vertram, des Nachfolgers des verstorbenen Kardinals Kopp, statt. Unser Bild zeigt den neuen Fürstbischof im Zuge unter dem Baldachin.

**Aussuchen der feindlichen Stellungen und Entfernungsschätzung durch Flieger.** Auf unserem Bilde zeigen wir, wie links der Beobachtungsflieger durch das Fernrohr den rechts oben in der Luft schwebenden Flieger beobachtet. Dieser gibt entsprechende Zeichen, wenn er feindliche Truppen entdeckt hat. Der Beobachtungs-Offizier gibt die Befehle an den hinter ihm stehenden Telephonisten weiter, und dieser übermittelt sie dann unserer Artillerie, worauf die Beschießung der feindlichen Stellung in wirksamer Weise erfolgen kann. Unser Bild stammt aus einer englischen Zeitschrift.



## Ernst und Scherz.



## Sprüche.

Gib fröhlich, wenn du gibst. Ein Geber, der nachdenkt über das, was er geben soll, gibt's nicht von Herzen, sondern vom Verstande.

Schön stehet dem Reichen Demut im Angesicht der Armen; schön stehet dem Armen Stolz im Angesicht des Reichen.

**Industrie in Tientsin.** Es dürfte interessant sein, zu erfahren, welche verschiedenen industriellen Unternehmungen in Tientsin bestehen. Zurzeit gibt es dort zwei Lederfabriken, eine französisch-chinesische Aktiengesellschaft, die durchweg mit deutschen Maschinen arbeitet, und ein rein chinesisches Unternehmen, das mit englischen Maschinen ausgerüstet ist. Die erste Fabrik verarbeitet täglich gegen fünfzig Kuh- und fünfzig Duzend Kalb-, Ziegen- und Schaffelle. Sie stellt in der Hauptsache Militärstiefel her, während die Versuche, auch feinere Lederorten zu erzeugen, bisher als gescheitert anzusehen sind, was bei der chinesischen Fabrik nicht der Fall ist, denn diese stellt auch bessere Sorten Leder her, deren Erzeugnisse in Tientsin zu haben sind. Mit dieser Lederfabrik war bisher eine Tuchfabrik verbunden, die jedoch mit ihren Versuchen kein Glück gehabt hat. Wichtig ist die Teppichweberei, bei der Schaf- und Kamelwolle verwendet wird. Tientsin liefert ausschließlich handgetnüpftete Teppiche, die teilweise nach Europa ausgeführt werden. Weiter gibt es eine chinesische Fabrik, die Metallknöpfe und Treppen für militärischen Bedarf anfertigt. Vollständig in chinesischen Händen befinden sich ferner drei Streichholzfabriken. Obschon diese das Rohmaterial vom Ausland einführen müssen, so ist es ihnen doch gelungen, die japanische Konkurrenz erheblich zurückzudrängen. Ein Hauptindustrieerzeugnis in Tientsin ist der Branntwein, der aus Kauliang bereitet wird. Ungefähr sechzig Brauereien, die größtenteils mit Kesseln ausgerüstet sind, arbeiten vornehmlich für die Ausfuhr nach Südchina, den Sundainseln und der Südsee. Die Verarbeitung von Eisen wird von einer deutschen und verschiedenen chinesischen Fabriken vorgenommen und ein ähnliches Unternehmen soll von Amerikanern geplant sein. In zahlreichen kleineren Betrieben blüht die Seifenfabrikation, für die sowohl Tier- als auch Pflanzensfette verwendet werden. Eine der Fabriken, die Pflanzensfett verarbeitet, liefert für den chinesischen Bedarf recht brauchbare und gute Toilettenseifen. Eine in chinesischen Händen befindliche Fabrik hat auch den Vertrieb von Kerzen übernommen und sowohl in Tientsin als auch in Peking eigene Verkaufsläden errichtet. Sehr zahlreich finden sich Ziegeleien in und um Tientsin, von denen die Tientsin-Putouer Eisenbahn die bedeutendsten besitzt. Von den vier bestehenden Eisenwerken ist eins ein deutsches, zwei englische und eins ein chinesisches Regierungsunternehmen. Eine Wolfreinigungs-

anlage, die sich in deutschen Händen befindet, arbeitet mit modernen Einrichtungen. Auch mehrere Ausführungshäuser haben bereits Pressen für ihren eigenen Betrieb eingestellt. Die Stadt wird durch fünf Elektrizitätswerke mit elektrischem Strom und Licht versorgt. Ein deutsches, von den Siemens-Schuckert-Works erbautes Werk versorgt die deutsche Niederlassung mit Licht. Eine englische, gleichzeitig mit einer Gasgesellschaft vereinigte Gesellschaft arbeitet mit englischen und deutschen Maschinen, während eine französische Niederlassung nur moderne französische Anlagen hat und die japanische



Schnell einen Kartengruß an die Lieben daheim.

gleichfalls nur heimische Maschinen führt. Die größte Anlage ist die belgische, die neben dem Betriebe der Straßenbahn die Beleuchtung der österreichischen, italienischen, russischen und belgischen Niederlassung unterhält; während die elektrische Versorgung der Stadt durch Werke verschiedener Nationalitäten erfolgt, liegt die Wasserversorgung lediglich in den Händen zweier englischer Gesellschaften. Die Mineralwasserfabriken Tientsins haben ausschließlich örtliche Bedeutung und können dem Wettbewerb direkter Einfuhr, namentlich aus Deutschland, sowie Schanghaier Fabriken nicht gut begegnen. In Tientsin wird in der Hauptsache nur natürliches Eis verwendet, das im Winter eingefahren wird. Die einzige dort bestehende Eisfabrik arbeitet lediglich für den Bedarf amerikanischer Truppen.

**Die längsten Bärte.** In unserer Zeit der gestuften Bärte und der völligen Bartlosigkeit ist es interessant, einmal zurückzublicken auf jene Zeit, da der Bart noch

der besondere Stolz des Mannes war. Im Jahre 1857 lebte in Waidhofen in Oesterreich ein 68-jähriger Drahtziehergeselle, Matthias Schuttan. Der Mann war 5 Fuß und 8 Zoll groß und hatte einen Bart von 6 Fuß 1 Zoll Länge. Er hatte sich von seinem 51. Lebensjahre an nicht mehr rasiert, und dennoch war der Bart in diesen Jahren so außerordentlich gewachsen, daß bei seinem 50-jährigen Gesellenjubiläum weißgefeidete Mädchen den Bart des Jubilars trugen, damit er nicht auf der Erde schleifte.

Wohl den längsten aller Bärte hatte aber der deutsche Freiherr Rauter von Blankenstein, geboren 1597 und gestorben 1575, der Hofbrigaderrat Kaisers Max II. Die Tochter des Kaisers, Helene, wurde seine Gemahlin, nachdem er seinen Nivalen, einen spanischen Granden, im Ringkampf besiegt und in einen Sack gesteckt hatte, wovon die Redensart stammt, in den Sack stecken. Blankenstein war 6 Fuß groß und sein Bart reichte in zwei Flechten bis auf die Erde und noch zurück bis an den Gürtel.

D. v. B.

**Er verzichtet.** Richter: „Haben Sie noch etwas zu Ihrer Verteidigung vorzubringen?“ — Angeklagter: „Nein — lassen wir det! Ja hab' mir schon mehr als zwanzigmal vor Gericht verteidigt — aber stets war's for de Raß!“

**Bereite Freude.** „Nun, kleiner Mann,“ sagte ein Herr zu einem Jungen, den er auf der Straße traf, „warum gehst du denn jetzt mit aufgespanntem Schirm? Es regnet doch gar nicht.“ — „Nein.“ — „Und die Sonne scheint auch nicht.“ — „Nein.“ — „Und warum trägst du dann den Schirm?“ — „Ja, wenn es regnet, will Vater ihn haben, und wenn die Sonne scheint, braucht ihn Mutter, da kann ich ihn bloß bei diesem Wetter kriegen!“

**Auch ein Verdienst.** „Na, Herr Schuhmacher, haben Sie auch einen Sohn im Felde?“ — „Nein, aber sechs paar Stiefel, die ich gemacht habe, sind bei Paris mit dabei.“

**Druckfehler.** Auch die Engländer schicken natürlich ihren Soldaten unausgesetzt Diebesgaben nach.

## Rätsel.

Sin über Kiesel gleitet schnell, Die erste Silbe leicht und hell. Mit größerer Beschwerde wandern Siehst du jedoch die beiden andern. Entflieht das Ganze unserer Flur, So hemmt die Ruhe der Natur, Die erste oft in ihrem leichten Tanze. Doch kehrt's zurück, das liebe muntre Ganze, Dann hüpfet auch die erste wieder, Und froh an ihm das Ganze auf und nieder.

Auflösung des Rätsels in voriger Nummer.

1. Schlagbaum. 2. Flußpferd.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur E. Meilen, Bredeneu (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Koenen, Ess n (Ruhr).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 48

Sonntag, den 29. November

1914

## Wie Fritz Grikoleit einen Russen gefangen nahm.

Skizze von Max Dorf.  
(Nachdruck verboten.)

„Vater, ich glaub', es wäre kein Verbrechen, wenn man in dieser Zeit seinen Geburtschein fälschte. Am ersten September werde ich sechzehn Jahre. Du könntest als Gemeindevorsteher doch leicht das Geburtsjahr ändern. Schreib' statt 98 97, und ich werde angenommen als Freiwilliger. Es geschieht doch fürs Vaterland, für die große Sache, darum ist nichts dabei.“

So spricht der Sekundaner Fritz Grikoleit, des Bittkower Schulzen Jüngster, allen Ernstes zu seinem gestrengen Vater. Der schüttelt den grauen Kopf:

„Plagt dich der Teufel, Junge? Willst du mich zu einer Urkundenfälschung verleiten? Ob Krieg, oder Frieden, das wäre Betrug! Und nun schlage dir die Idee endlich aus dem Kopf. Sei froh, daß deine Ferien verlängert sind und du dich hier nützlich machen darfst. Das geschieht doch auch fürs Vaterland.“

„Bah, was ich hier leiste an Schreibarbeit und auf dem Felde, das kann jeder Krüppel tun. Vater, es hat sich doch so mancher eingeschmuggelt, der noch nicht siebzehn ist. Und ich bin kräftig und gesund. Auf die zwei Zentimeter, die mir am Maß noch fehlen, kommt es nicht an. Du hattest siebzehn auch gerade erst das Alter erreicht. — Drei Brüder im Felde, und selber hinter dem Ofen hocken müssen, das ist eine Höllenstrafe.“

„Jungchen, bist ja ein tapferer Kerl, das gebe ich zu und verstehe deinen Kummer auch. Aber es geht doch nun mal nicht. Auf Rogeleien lasse ich mich nicht ein. Was würde denn dein Direktor sagen? Noch hast du dein Einjähriges nicht. Und nachher würdest du es niemals kriegen, denn dann wärest du zu sehr raus. Wo gib dich zufrieden.“

Da tritt die Mutter mit verweinten Augen — die hat sie jetzt immer — ins Zimmer und flüstert:

„Wieder kein Brief, keine Feldpostkarte! O Gott, o Gott, meine Jungen! Ich glaube, sie leben alle drei nicht mehr. Jetzt hatte ich diese Ungewißheit nicht länger aus.“

„Aber, Mutter,“ sucht Grikoleit die nun heftig Schluchzende zu beruhigen, „Mutter, wenn einer von ihnen gefallen oder verwundet wäre, dann hätten wir schon ein Telegramm. So gedulde dich doch nur. Das ist mit dem Schreiben im Felde nicht so einfach. Und die Feldpost ist gar so überbürdet. Immer ruhig Blut und festes Gottvertrauen!“

„Ja, das sagst du so. Ihr Männer fühlt so etwas nicht. Und dann sollst du nur hören, was der Briefträger berichtet: Vom Sandberg aus sieht man es überall brennen im Osten. Wie die Teufel haben die Russen gehaust im Grenzgebiet. Einem Schmied sollen sie die Zunge mit seiner glühenden Zange aus dem Munde gerissen haben. Förster Pezlow wurde erschossen. Zwei Frauen verbrannt. Und die Kinder, die armen Würmer!“

Noch ist sie nicht zu Ende mit ihrer Litanei, da sprengt der Amtsvorsteher Sudermann auf den Hof. — Wie Seifenschaum spritzt es von den fliegenden Planen seines Brauns. „Grikoleit,“ ruft der alte Herr mit heiserer Stimme, „es hilft nichts: das Dorf muß geräumt werden. Der Landrat hat's angeordnet. Sorgen Sie dafür, daß zunächst die Frauen und Kinder in Sicherheit kommen — nach der Stadt vorläufig. Unsere paar Männchen mußten zurück, trotzdem sie wie die Löwen gekämpft haben gegen hundertfache Uebermacht. Aber nur keine Bange, Verstärkung ist im Anmarsch! Wir zahlen's den Banditen mit Zinsen zurück!“

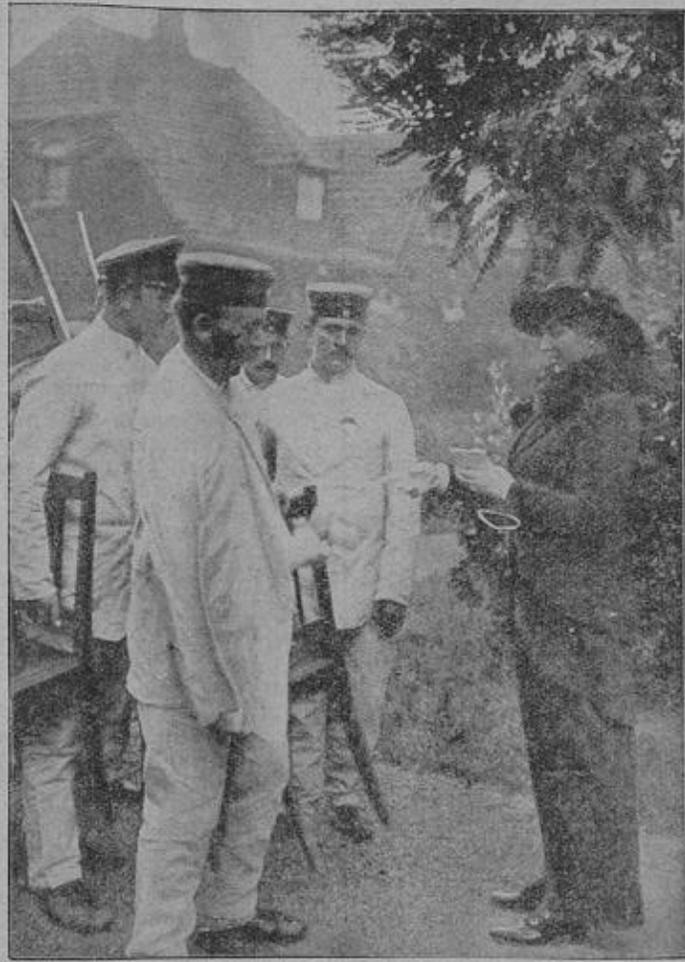
Nichts vermag den Gemeindevorsteher aus seiner Ruhe zu bringen. Gelassen erwidert er:

„Soll geschehen, Herr Amtsvorsteher. Ich werde meinen Posten nicht verlassen.“

„Gut, Grikoleit. — Morgen!“

Die Schulzenfrau hat ihre Silberjachen und alles Wertvolle bereits gestern fortgeschickt. — Sie ist auf einmal gar nicht mehr kleinmützig und furchtig. In allem fügt sie sich den vernünftigen Anordnungen ihres Gatten. Sie will sogar, ebenso wie Fritz, an seiner Seite ausharren.

Vollbepackte Wagen rasseln durchs Dorf. Schreiende Kinder, wehklagende Weiber. Jeder sucht zu retten, was in der Eile zu retten ist. Und überall hüft der besonnenen Schulz mit Mat und Lat. Seine eiserne Ruhe flößt auch den Verzagtesten Mut ein. Um ihn scharen sich die Männer. Wie ein höheres Wesen erscheint er allen in diesen Stunden der Not.



Prinzessin August Wilhelm von Preußen  
beim Besuch Verwundeter in Brits bei Berlin.

zu retten, was in der Eile zu retten ist. Und überall hüft der besonnenen Schulz mit Mat und Lat. Seine eiserne Ruhe flößt auch den Verzagtesten Mut ein. Um ihn scharen sich die Männer. Wie ein höheres Wesen erscheint er allen in diesen Stunden der Not.

Am Nachmittag ist das Dorf geräumt. Die wenigen Zurückbleibenden sehen lähn den Schrecken, die da kommen sollen, entgegen.

In roter Blütenpracht leuchtet die Heide. Graue Dämmerung spinnt um die in stummem Ernst daliegenden Föhrenwälder; von Blut und Rauch gefärbt scheint der Abendhimmel. — Unheimlich schallt des Brüllen verstreuter Viehherden herüber aus den Nachbarorten. Hier und da kracht ein Schuß. Brandgeruch erfüllt die laue Abendluft. — Was wird die Nacht bringen? —

Da — ein Reitertrupp!

Gritoleit steht in seinem schwarzen Rock, das Eisene Kreuz auf der breiten Brust, zum Empfang der ungebetenen Gäste bereit. Freiz befindet sich in seiner Nähe. — Einigen der wilden, deutegierigen Gesellen stößt des Gemeindevorstehers ehrfurchtgebietende Redengehalt offenbar Respekt ein, aber die Mehrzahl überhäuft ihn mit wüthen Flüchen und Schmähworten. — Fünfzig Stück Rindvieh, ebensoviel Pferde, hundert Zentner Roggen, Kartoffeln, Mehl, Brot, und was es sonst noch sein mag, soll die Gemeinde sofort liefern. Er, der Vorsteher, habe dafür zu sorgen.

Als er erklärt, daß ihm das unmöglich sei, zerzt man ihn zu Boden und fesselt ihn an Händen und Füßen. Verbrennen will man ihn.

Freiz eilt mit flehend erhobenen Händen hinzu: Soll der Vater sterben, so will er mit ihm in den Tod gehen.

Mit Karabinerfolben und flachen Klängen lohnt die entmenschte Horde dem Tapfern seine treue Kindesliebe. — Ohnmächtig bricht Freiz neben dem Vater zusammen.

Neue Scharen rücken heran. — Kein Haus bleibt verschont. Alles, was nicht niet- und nagelfest ist, wird vernichtet. — Schon steht der Gutshof in Flammen. Das ganze Dorf soll dem Erdboden gleich gemacht werden. — Doch es kommt nicht dazu: Ein Adjutant sprengt um Mitternacht die Straße heraus, überbringt dem im „Krug“ einquartierten Kommandeur eine Meldung, und fünf Minuten später wird Alarm geblasen.

Die Preußen rücken heran. — Der Feind ergreift die Flucht. — Gritoleit und Freiz sind gerettet. — Kein Menschenleben ist zu beklagen. Auch Frau Gritoleit, die in der Kirche eine Zufluchtsstätte gefunden, darf unverletzt den Morgen schauen.

Freiz hat zwar das Gefühl, als seien ihm alle Glieder gebrochen, doch er läßt das kaum merken, denn ernstlichen Schaden nahm er ja nicht.

Aber wie sieht es auf dem Schulzenhof, im Schulzenhaus aus! — Alle Fenstersehnen sind zertrümmert. Die Betten liegen zer schnitten auf der Straße, Schränke, Truhen, Tische, Stühle vernichtet, ein unheimliches Durcheinander. Nichts ist in der Speisekammer übriggeblieben. Natürlich wird auch der Keller völlig ausgeplündert sein.

Da lagen ja doch alle die Flaschen mit Frau Gritoleits schönem Johannisbeer- und Apfelwein. Auch ein Fäßchen Rum war dort. O, wie wird den durstigen Kehlen das geschmeckt haben!

Noch ist es nicht möglich, die Treppe hinab zu gelangen, denn Kisten und Kisten verstopfen den Zugang.

Gegen Morgen finden sich Knechte und Mägde vom Schulzenhof nebst einer ganzen Schar anderer Flüchtlinge wieder ein, da überall preußisches Militär gesehen wurde und von einer schweren Niederlage der Russen die Rede ist.

Freiz weilt mit Joseph Proška, einem alten Fastotum, allein im Hause. Die Eltern helfen beim Eintreiben des verstreuten Viehs, und sie beide schaffen hier Ordnung, so gut es geht.

Auf einmal poltert Proška mit schreckensbleichem Gesicht in die Stube, wo unser Selbstaner einen Augenblick ruht, und schreit mit bebender Stimme:

„Junger Herr, is sich nich geheier in Haus! Spukt in Staller. Ich her deitlich sprechen da unten und schradliches Gered'!“

„Dajensfuß!“ erwidert Freiz und eilt sofort auf den Flur. Aber — was ist denn das? — Wahrhaftig — das sind menschliche Laute. — Oder grunzen Schweine da unten? —

„Das müssen wir untersuchen,“ ruft der Gymnasiast aus.

„Pach an, Proška! Fort mit den Kisten. An Spuk glaube ich nicht.“

Jetzt ist die Treppe frei. — Wieder diese seltsamen Töne,



Prinz Maximilian von Hessen  
auf dem Felde der Ehre gefallen.

ununterbrochen. — Schnarchen kann das doch nicht sein? So laut schnarcht doch kein Mensch. —

„Junger Herr, ich geh' kein Schritt weiter. Is sich nich geheier“; damit drückt der Knecht sich in die äußerste Ecke. Kurz entschlossen holt Freiz des Vaters geladenen Revolver und steigt allein in den Keller. — Durch die kleine Luke fällt ein matter Schein herein. Aber das spärliche Licht genügt, um deutlich die Umrisse einer am Boden liegenden menschlichen Gestalt zu erkennen. — Zwischen zerbrochenen Flaschen liegt da in einer Lücke von Rum und Fruchtwein — ein russischer Reitermann schwer betrunken in tiefstem Schlummer. Kanonendonner hätte ihn nicht zu wecken vermocht. — Säbel und Karabiner lehnen an der Wand.

Einen Augenblick steht Freiz in starrem Staunen da. Aber dann ist sein Entschluß gefaßt und mit strahlendem Gesicht spricht er zu sich selber:

„Du nimmst den Russen gefangen und führst ihn zu den Preußen!“

Vor allem ergreift er Besitz von den Waffen. — Dann nach oben, schnell wie der Wind. In Vaters Schreibtisch liegen ja doch die Handschellen. — Hurra, schon hat er sie gefunden, trotzdem alles durcheinander gekramt ist. — So, nun wieder in den Keller! Mag Proška auch nicht mittun; den besoffenen, schlafenden Kerl wird er schon allein dingfest machen.

Richtig, es gelingt ohne Schwierigkeiten. Erst, als der Russe die Schellen an den Armgelenken hat, wird ihm einigermaßen klar, was eigentlich los ist. Er flucht und wettet fürchterlich, vermag aber nicht allein auf die Beine zu kommen. Sehr nachdrücklich muß Freiz ihn unterstützen. Und dann heißt es: „Pascholl, monsieur Kosa!“

Der schußbereit gehaltene Revolver beweist dem Gefangenen, daß die Sache kein Scherz ist. Er torfelt die Treppe hinauf, wird sehr schweigsam und taumelt ohne ein Wort des Widerspruchs in der ihm bezeichneten Richtung vorwärts. — Da ist auch schon eine preußische Patrouille. — Ei, das gibt einen Hauptpaß! —

Wie schauen die Grenadiere das junge Herrchen mit der blauen Massenmütze erstaunt und bewundernd an, und wie lachen sie, als sie die Geschichte zu hören bekommen! — Freiz Gritoleit hat einen Russen gefangen!

Der Oberst des Regiments trifft am Abend im Dorf ein und spricht dem jungen Helden seine volle Anerkennung aus. Und Vater Gritoleit ist gar stolz auf seinen Jüngsten. Der aber jammert nicht mehr, daß er zu Hause hat bleiben müssen, denn er hofft jetzt zuverlässig, dem Kaiser auch ohne die graue Uniform noch weitere gute Dienste leisten zu dürfen. —

## Der französische Gefangene als deutscher Dichter.

Auf dem Hohenasperg bei Stuttgart weilt zurzeit ein französischer Universitätsprofessor als Kriegsgefangener. Der Gelehrte, der an seiner Heimat-Universität Dozent für deutsche Sprache und Literatur ist, hat kürzlich ein Gedicht in deutscher Sprache verfaßt, das jetzt von Württembergischen Blättern veröffentlicht wird. Die schönen Verse lauten:

Fremdes Volk und fremde Gaue,  
Fremde Sprache — ist's ein Traum?  
Ich bin wach; doch was ich schaue,  
Was ich höre, faß' ich kaum!  
War's nicht gestern, als der wilden  
Feinde graue Uebermacht  
Auf des Vaterlands Gefilden  
Uns bedrängt in heißer Schlacht?  
Noch tönt mir der Sambre-Meuse  
Heller Klang im Ohre nach,  
Noch hör' ich das Kampfgetöse,  
Der Kanonendonner Sprach' —!  
Und aus Feindesfeste blick' ich  
Jetzt hinaus in Feindesland,  
Tausend heiße Grüße schid' ich  
Dahin, wo zum Waldesrand  
Sacht die Abendsonn' geglitten —  
Dort weit draußen such' ich sie,  
Sie, für die ich hab' gestritten:  
Meine teure Normandie.

Gleiche Sonn' vom gleichen Himmel  
Leuchtet freundlich hier und dort,  
Sieht dort auf das Kriegsgetümmel,  
Auf Zerstörung, Brand und Nord.  
Sieht hier auf ein Land in Frieden,  
Das vom Kriege unberührt!  
Ach, ich wollt', ihm wär' beschieden,  
Was mein Vaterland gespürt!  
Deutegierige Barbaren?  
Rohes Volk von Trug und Haß?  
Frankreichs Untergang seit Jahren  
Planend ohne Unterlaß?

Hier nun wohnt es: diese Städte,  
Diese Dörfer, dieses Feld?  
Nein, mit rohen Händen hätte  
Es sie nicht bebaut, bestellt.  
Stille, Fleiß und Gottvertrauen,  
Heimatliebe atmet sie.  
Diese Landschaft anzuschauen,  
Schön wie meine Normandie.

Als wir, die gefang'nen Feinde,  
Drunten zogen durch die Stadt —  
Still und ernst stand die Gemeinde,  
Manches Auge Tränen hatt'  
Für uns. Rohe Sieger hätten  
Wut und Hohn und bitteren Spott;  
Doch sie achten auch in Ketten  
Uns als Brüder noch vor Gott.  
Wer ist's, der den Brand entfachte,  
Der dies stolze Volk umloht,  
Wer ist's, der uns glauben machte,  
Daß es frevelnd uns bedroht? —

Frankreich! Deine Söhne sterben,  
Deine Marken sind zerstört  
Nicht durch Feindes Schuld, Verderben  
Schuf der Freund, der dich betört  
Falscher Freund, er raubt für immer,  
Was dir Ruhm und Glanz verlieh,  
Und es stürzt mit dir in Trümmer,  
Meine arme Normandie!

## Das Leid.

Skizze von L y - D y p p e n.  
(Nachdruck verboten.)

Der Wind fuhr durch  
den Schornstein hinunter,  
Klopperte an der Haustür,  
ließ die Treppenstufen wie  
von Schritten knarren und  
eilte dann weiter. Wenn  
er das Ende des Dorfes  
erreicht hatte, setzte er mit  
doppelter Kraft ein, so  
daß er das letzte und  
kleinste Häuschen fast um-  
zuwerfen schien. Der Regen  
fiel ohne Unterlaß zur  
Erde.

Zu dem letzten Hause  
war noch Licht. Eine Kerze  
stand auf dem Tisch und  
beleuchtete nur flüchtig das  
Zimmer. An einer Wand  
waren die Umrisse eines  
Bettes nur undeutlich zu  
sehen. Auf dem Herde  
glühten noch ein paar  
Kohlen, die den feucht-  
kalten Raum nicht er-  
wärmen konnten.

Durch das schadhafte Dach tröpfelte langsam der Regen,  
fiel auf den Tisch und lief in kleinen Bächen auf den Fußboden  
hinunter.

Nichts rührte sich. Auf der Ofenbank hatte es sich ein Hund  
bequem gemacht; der schlief.

Es mochte wohl zehn Uhr sein.

Plötzlich öffnete sich, durch einen starken Windstoß, das  
Fenster, und der Sturm versing sich in dem kleinen Raume.

„Oma, Oma, ich fürchte mich, Oma!“

Aus dem Bette richtete sich eine kleine, schwächliche Gestalt  
auf, die großen Augen sahen starr auf das geöffnete Fenster.  
„Oma, mach' doch 's Fenster zu, ich hab' so Angst, Oma,  
ich hab' doch so Angst. Floch, komm her, Floch,“ schrie die Kleine,  
die Händchen umklammerten die Bettkante, der ganze winzige  
Körper flog nur so vor Angst hin und her.

Der Hund wachte auf, blinzelte und erhob sich dann langsam.  
Mit schleppendem Gang kam er auf das Bett zu. Das Mädchen  
streichelte seinen struppigen Rücken und sagte dann wie tröstend:  
„Oma kommt bald, Flochchen, die bringt Brot mit und Kartoffeln,  
dann gibt's wieder was zu essen, Flochchen.“

Dann stand es auf, schloß ein wenig ängstlich das Fenster  
und kroch wieder zähneklappernd ins Bett.

Es legte sich auf den Rücken, die Augen sahen gerade zur  
Decke, es dachte nach. Oma war ins Dorf gegangen, um den  
letzten Rest von Körben zu verkaufen, damit morgen wieder Brot  
im Hause war.

Wie lange sie blieb! Ob es wohl schon Mitternacht war?  
Mitternacht! Das war die Zeit der Geister und Mörder. Wenn  
jetzt einer käme!

Die Kleine kroch vor Angst ganz in sich zusammen, die Knie  
hatte sie bald bis an das Kinn gezogen. Nach einer Weile schlief  
das Kind ein.

Eine Stunde mochte wohl vergangen sein, als sich jemand  
dem Hause näherte. Die Schritte waren schwer und unsicher.  
Die Tür wurde aufgestoßen und eine alte Frau stolperte  
herein.

„Oma, da bist du ja, ist es schon sehr spät?“ Die Kleine  
kroch langsam aus dem Bett und lief zur Großmutter. Die sah  
starr vor sich hin, hielt sich an der Tischkante fest und schwankte  
hin und her.

Das Kind sah die Frau verwundert an; plötzlich hob es das  
Händchen.

„Branntwein!?“ „Großmutter, du hast ja getrunken, Groß-  
mutter, schäm' dich!“ Die kleine Stimme zitterte vor Entrüstung,  
und die Tränen liefen in Bächen über das Gesichtchen.

Die Alte antwortete nichts, erhob sich unsicher und warf  
sich mit Kleidern und Schuhen auf das Bett. Das Kind stand  
noch auf demselben Fleck, die bloßen Füße zitterten auf dem  
feuchten Holzboden.

Plötzlich schluchzte es laut auf und warf sich auf die Ofenbank.  
Der Hund sprang erschrocken auf die Erde, reckte sich und  
schnupperte in der Luft.

„Der merkt's auch,“ schluchzte die Kleine vor sich, „ich bleib'  
nicht hier, ich schäm' mich ja schier tot.“

Am anderen Morgen wachte die Alte zuerst auf, sah im  
ersten Augenblicke verwundert auf ihre Kleidung und dann auf  
das schlafende Kind auf der Ofenbank. Dann fiel ihr plötzlich  
alles ein.

Beim Kronenwirt war  
sie gewesen, um Körbe zu  
verkaufen, und dort hatten  
die Alten und Jungen sie  
gereizt, warum, das wußte  
sie auch nicht, bis sie,  
scheinbar gleichgültig, sich  
an einen Tisch gesetzt hatte  
und ein Glas Branntwein  
getrunken hatte. Da war  
der Jubel groß gewesen,  
man fing an, ihr ein Glas  
nach dem andern zu kre-  
denzen, bis sie, ihrer Sinne  
nicht mehr mächtig, aus  
dem Wirtshaus hinaus in  
die Nacht gelaufen war.  
Zu Hause angekommen,  
war die Grete noch wach  
gewesen und hatte ge-  
weint, das wußte sie noch.

Sie stand auf. Der  
Kopf schmerzte, die Glie-  
der waren ihr wie zer-  
schlagen, und die Spiegel-  
scheibe an der Wand zeigte  
ihr ein graues, schwam-  
miges Gesicht.

Nachdem sie ihre Klei-  
dung in Ordnung ge-  
bracht hatte, ging sie leise  
auf ihre Enkelin zu und

strich ihr die Haare aus der Stirn.

Da erwachte das Kind und sagte nach wenigen Minuten  
leise: „Oma, was war in der Nacht, sag' doch, Oma?“ Die Alte  
senkte den Kopf, dann begann sie mit leiser Stimme zu reden.  
Sie erzählte alles, ohne zu bedenken, daß ein kleines, achtjähriges  
Mädchen vor ihr stand. Ihr ganzes von Leid und Sorgen über-  
quellendes Herz schüttete sie dem Kinde aus, und als sie schloß,  
sah sie die Enkelin mit großen, hilflosen Augen, wie um Hilfe  
stehend an.

Das Kind senkte die Augen und sagte leise wie zu sich selbst:  
„Aber hier bleiben kann ich doch nicht, ich schäm' mich ja so. Wenn  
die Kinder in der Schule zu mir sagen werden: Deine Groß-  
mutter war ja . . .!“

Die Alte zuckte zusammen.

„Wo sollen wir denn hin,“ schrie sie fast, und sah dabei das  
Kind fragend an, „wir waren doch so glücklich hier, so glücklich  
wir beide, trotz unserer Armut.“

„Wir gehen eben in ein anderes Dorf, wo uns niemand  
kennt, aber hier bleib' ich nicht, nein, Oma,“ erwiderte die Kleine.  
Sie wollte es sehr fest sagen, doch ihre Stimme zitterte und große  
Tränen liefen über ihr Gesicht.

Da fügte sich die Alte.

Am selben Morgen packten sie ihre armseligen Sachen, und  
als die Sonne hoch am Himmel stand, schloß die Frau die Tür  
des Häuschens hinter sich zu.

So zogen die beiden von dannen.

Nach einer Stunde Wanderung kamen sie an einem Felde  
vorbei. Die Schnitter und Schnitterinnen saßen auf dem Felde  
und verzehrten gemächlich ihr Brot



Wolfsgruben und Drahtverhaue,  
die unsere Truppen auf dem westlichen Arlegtschauplatz erkürrt haben.

Beim Anblick der beiden lachten sie, und eine besonders große, übermütige Arbeiterin, ging auf die Alte zu und fragte höhnisch: „Wohin denn, liebe Lehrens, zieht ihr aus?“

Die Alte war blaß geworden. „Ja, antwortete sie, „ich will zu meiner Nichte hinüber ins Bergische.“ Sie nahm das Kind an die Hand und ging weiter.

Die Junge lachte und rief zu den anderen hinüber: „Mein Gott, als meine Mutter schon sechzig war, liebte sie noch den Branntwein und kam auch manchmal voll nach Hause. Deshalb zieht man doch nicht mit Kind und Kegel von dannen.“ Dabei streckte sie ihre Glieder und sah strahlend über die sonnigen Felder.

Die beiden waren weitergezogen.

Nach einer Weile machten sie halt, setzten sich auf die Erde, um ein wenig zu rasten.

Da plötzlich schlug die Alte die Hände vor's Gesicht und schluchzte zum Herzerbrechen. Das Kind sah verwundert die Greisin an und weinte dann leise mit. Aus der Ferne klang der fröhliche Sang der Schnitterinnen, die sangen von Heimat und Liebe, von Glück und Leben.

Das graue Leid sah vergessen am Wegrande und weinte.

## Das Perlenhalsband.

Erzählung von  
Wolfgang  
Semler.

(Nachdr. verboten.)

Um die erste Vormittagsstunde hielt vor dem Juwelengeschäfte Albert Jung in der Kronprinzenstraße ein rotlackiertes, geschlossenes Auto, dem rasch und behende ein schlanker Herr von vornehmer Neußerer und nach der neuesten Mode gekleidet emstiegt. Nachdem er dem Chauffeur einige Worte zugerufen, betrat er das Geschäft, in dem der Juwelier und ein Gehilfe anwesend waren.

Albert Jung ging dem zweifellos den besten Ständen angehörenden Herrn entgegen und fragte höflich nach seinem Begehre.

„Von meinem Bekannten, dem Prinzen Selm-Hochburg erfuhr ich, daß Sie gerade gegenwärtig ein prächtiges Perlenhalsband zum Verkaufe hätten. Ich bin Freund und Kenner und bevorzuge besonders hervorragende Perlen, von denen ich bereits eine größere Sammlung besitze. Wollen Sie mir, bitte, das Halsband zeigen.“

Diese Worte sagten dem Juwelier, daß der Herr dem Hochadel angehören müsse, da er durch Prinz Selm-Hochburg, der in der Tat vor kurzem das seltene Schmuckstück besichtigt hatte, hiervon Kenntnis erhielt.

„Mit größtem Vergnügen stehe ich zu Diensten,“ sprach der Juwelier, „ich bitte um einen Augenblick Geduld.“ Er verschwand durch eine Tür in einen Nebenraum und kehrte gleich mit einer länglichen Kassette in der Hand zurück. Nachdem er das kunstreich angebrachte Geheimschloß geöffnet hatte, überreichte er sie dem Fremden, der mit einem Ausruf des Staunens und Entzückens die erbsengroßen, birnförmigen Perlen betrachtete, aus denen das Halsband bestand.

Lange betrachtete der Fremde den Schmuck und schien sich an dem Anblicke zu weiden; endlich rief er: „In der Tat, seltene Stücke, wie sie meine Sammlung kaum aufweist. Der Preis?“

„Hunderttausend Mark.“

„Das Halsband gefällt mir außerordentlich, aber der Preis ist mir doch zu hoch.“

„Ich bedaure . . .“

„Ich will nicht sagen, daß die Perlen den geforderten Betrag nicht wert sind,“ unterbrach der Fremde den Juwelier, „und ich werde mich entschließen müssen, denn diese prachtvollen Stücke dürfen meiner Sammlung nicht fehlen. Ich werde Ihnen einen Scheck auf die Zentral-Bank ausstellen und es steht Ihnen frei, sich telephonisch dort nach mir zu erkundigen. Graf Eichland.“

Der Juwelier verbeugte sich zustimmend und sprach: „Wenn Herr Graf gestattet, es ist das mein Geschäftsprinzip.“

Der Graf nickte und Albert Jung begab sich zum Telephon. Vom Direktor der Zentral-Bank erhielt er befriedigende Auskunft. Graf Eichland hatte bei der Bank ein größeres Konto stehen und würde ein Scheck, von dessen Hand ausgestellt, selbstverständlich anstandslos honoriert. Mehr wollte der Juwelier nicht wissen und insbesondere fiel es ihm nicht ein, sich eine Personenbeschreibung des Grafen geben zu lassen. Aber wenn auch, sie hätte bis aufs kleinste Detail auf den Fremden gepaßt, der das Perlenhalsband kaufen wollte.

Nun war das Geschäft bald gemacht.

Albert Jung empfing den Scheck und übergab dem Grafen die sorgfältig verpackte Kassette mit dem Schmucke, nachdem er den Mechanismus des Schloßes erklärt hatte. — Graf Eichland dankte und verließ, vom Geschäftsinhaber bis zur Tür begleitet, den Laden. Er bestieg das Auto, das sich sofort in Bewegung setzte. Albert Jung, der selbst Autobesitzer war, überflog mit raschem Blick, an der Glastüre des Ladens stehend, den Wagen des Grafen und sah, daß das eine Schutzblech stark verbeult und die rote Farbe an dieser Stelle wie weggekratzt war, offenbar rührte der Defekt von einem Zusammenstoß her.

Neue Kunden betraten den Laden, und, mit ihrer Bedienung beschäftigt, verging dem Juwelier eine Stunde. Dann machte er sich auf den Weg zur Zentral-Bank, um den Scheck des Grafen Eichland einzulösen.

Kurz, aber scharf prüfte der Kassierer, ein älterer Beamter, die Unterschrift, betrachtete dann aber, während sich in seinen Nerven Besorgnis spielte, den Namenszug genauer und nahm endlich, indes der Juwelier seinem Tun mit großem Staunen zusah, ein Buch von einem

Regal, schlug eine Seite auf und verglich die Unterschrift des Schecks mit der, die im Buche stand. In diesem Augenblicke wurde hastig die Türe geöffnet und Direktor Marr trat ein.

„Wenn Herr Albert Jung zur Einlösung . . .“ jetzt bemerkte er den Juwelier, den er persönlich kannte, „ah, da sind Sie ja, Herr Jung, wollen Sie mir bitte in mein Zimmer folgen.“

Der Kassierer überreichte dem Direktor den Scheck und bemerkte: „Ich habe die Unterschrift verglichen und glaube die auf dem Scheck, wenn sie auch ziemlich ähnlich ist, doch nicht als die des Herrn Grafen erkennen zu können.“

Der Juwelier war erbläßt, während der Direktor zustimmend nickte. „Ganz recht, Herr Müller, Graf Eichland ist gerade bei mir, er weiß nichts von diesem Scheck.“

Wie betäubt und das ihm unglaublich Scheinende noch nicht recht fassen lönnend, folgte Albert Jung dem Direktor und stand kurz darauf in dessen Arbeitszimmer einem Herrn gegenüber, der dem Halsbandkäufer aufs Haar gleich und sich nach kurzen Worten als der rechte und einzige Graf Eichland erwies, der bei der Bank ein Konto hatte. Auch trug der Graf andere Kleidung und war bei näherem Betrachten etwas größer und schlanker.

Rasch fiel Wort und Gegenwort, und bald war kein Zweifel mehr, daß der Juwelier einem raffinierten Betrüger aufgesessen war. Der Umstand, daß er den Prinzen Selm-Hochburg nannte



General-Oberst von Hindenburg mit seinem Stabe.  
Hindenburg.

und auch davon Kenntnis hatte, daß Graf Eichland bei der Zentralbank ein Depot besitze, hatte den Juwelier vollkommen beruhigt, denn angesichts dieser Sicherheit waren ihm nicht die geringsten Bedenken aufgestiegen.

„Nun, Herr Jung,“ sprach Graf Eichland, „ich interessiere mich sehr für kriminalistische Dinge und in diesem Falle besonders für meinen Doppelgänger, ich stelle mich Ihnen daher zur Verfügung. Wir wollen uns sogleich zur Polizei begeben und es wird sich in Erfahrung bringen lassen, ob ein rotes Auto die Stadt verließ oder nicht. Im letzteren Falle haben wir in der Stadt zu suchen, im ersteren aber nehmen wir gleich in einem anderen Auto die Verfolgung auf. Vielleicht ist uns bei raschem Handeln ein rascher Erfolg beschieden, denn der Vorprung des Gauners kann nicht groß sein.“

„Herr Graf sind sehr gültig,“ erwiderte der Juwelier, der seine Takraft bald wiedergewonnen hatte, „wenn ich Ihre Güte im Anspruch nehmen darf, mit tausend Dank.“

Die Herren verabschiedeten sich vom Bankdirektor und fuhren zur Polizei.

In kürzester Zeit war der Polizeidirektor von dem Betrug unterrichtet, und schon wurde nach allen Posten der Stadt telephoniert, ob irgendwo ein rotes Auto beobachtet worden sei.

Inzwischen besprachen die Herren den Vorfall, tauschten Vermutungen aus, und Polizeirat Behndorf, der von seinem Chef den Fall zugewiesen bekam, erkundigte sich bei Albert Jung nach allen Einzelheiten.

„Es trifft sie gut,“ meinte der Direktor, „daß Herr Graf gerade in der Stadt weilten. Die Bank hätte zwar die Vorsicht des Kassierers vor Schaden bewahrt, aber für Herrn Jung ist es von großem Vorteil. Bis die nötigen Depeschen andern Falls gewechselt worden wären, hätte der Gauner reichlich Zeit gehabt zu verschwinden.“

Ein Beamter erschien und meldete, daß, laut telephonischer Nachricht gegen Mittag ein rotes Auto auf der Steinberger Landstraße die Stadt verlassen habe und hätte dieses Auto, ein verbogenes Schildeblech gehabt.

„Hallo, das ist unser Mann,“ rief Graf Eichland. Zehn Minuten später fuhr des Grafen Auto im schnellsten Tempo gegen Steinberg zu. Nebst dem Grafen und dem Juwelier hatten noch Polizeirat Behndorf und zwei Detektives im Wagen Platz genommen.

„Gegen diese Art Verlust gibt's keine Versicherung?“ fragte Graf Eichland. Albert Jung verneinte und sagte: „Es ist weder Diebstahl noch Einbruch.“

In Steinberg war das in der Richtung Waldegg durchfahrende Auto auch gesehen worden, ebenso im Städtchen Waldegg, das es gegen Weitenburg verlassen hatte.

In Weitenburg nahm die Angelegenheit eine unerwartete Wendung, indem der dortige Polizeikommissar das fragliche Auto nicht nur gesehen, sondern auch erkannt hatte. Der rote Wagen gehörte dem Autofahrer der benachbarten Stadt Hartenau, und er kannte auch den Chauffeur, der heute den Wagen gelenkt hatte.

Nach einer halben Stunde hielt des Grafen Auto vor dem Hause des Autofahrers Mehlmann in Hartenau. Als die Herren durch das Haustor traten, sahen sie sofort im geräumigen Hofe

das rote Auto stehen und schon rief Albert Jung: „Kein Zweifel, in diesem Auto ist der Schuft bei mir vorgefahren.“

Herr Mehlmann und sein Chauffeur bestätigten diese Angaben. Morgens gegen acht Uhr wäre ein fremder, ihnen unbekannter Herr gekommen und hätte das Auto zu einer Fahrt in die Residenz gemietet. Dort hätte er nur beim Juwelier Jung in der Kronprinzenstraße zu tun gehabt, worauf der Chauffeur ihn wieder nach Hartenau zurücksahren mußte. Weder Herr Mehlmann noch der Chauffeur hatten den Fremden gekannt, wenn auch letzterer behauptete, die Stimme wäre ihm merkwürdig bekannt vorgekommen, er müsse sie schon irgendwo gehört haben. Beide bestätigten auch, daß der Fremde diesem Herrn, womit sie Graf Eichland meinten, geglichen habe, als ob er dessen Zwillingbruder sei. Endlich konnten sie noch mitteilen, daß der Mann nach Bezahlung des Mietspreises, rasch auf der Straße, die nach Firstenstein, dem Schloß des Prinzen Selm-Hochburg führe, dahingeschritten wäre.

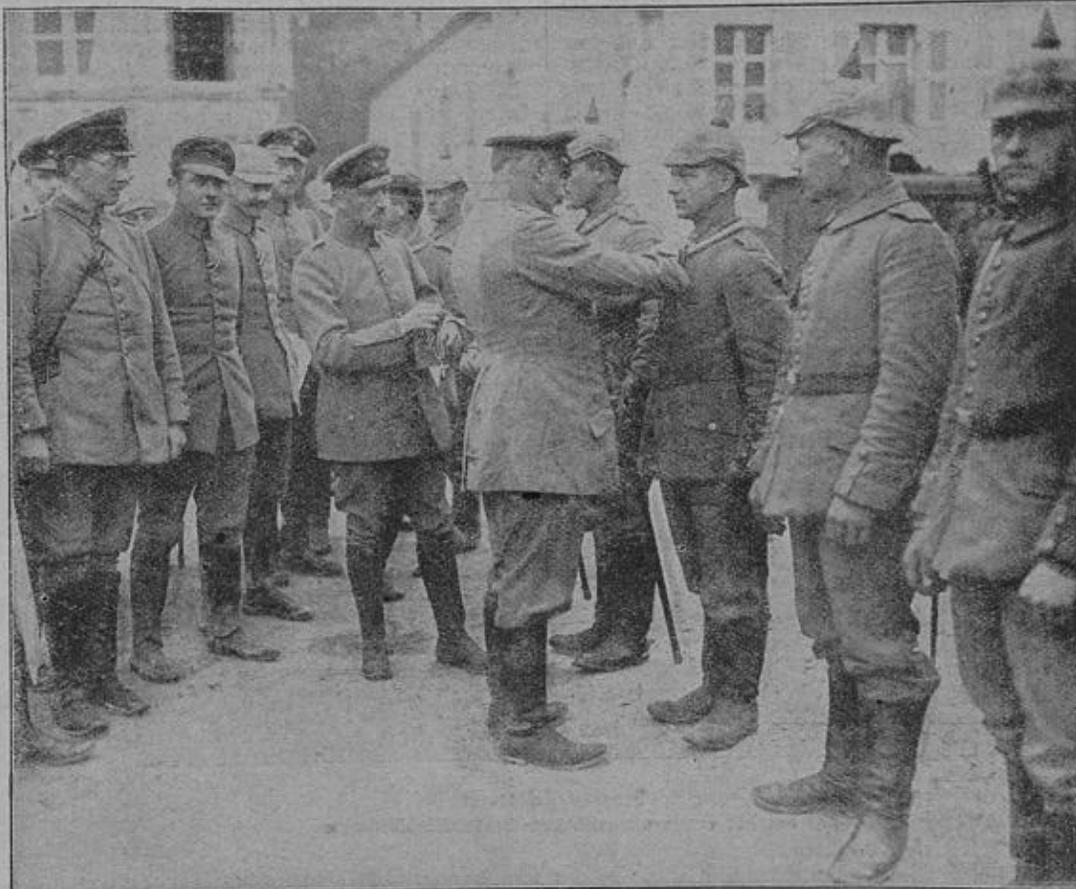
Auf Aufforderung des Polizeirates nahm Herr Mehlmanns Chauffeur ebenfalls im Auto Platz, und die Herren setzten ihre Verfolgung gegen Firstenstein fort.

Nach kurzer Zeit trafen sie einen Steinklopper am Wege, das Auto hielt, und auf Befragen erklärte der Mann ausführlich, daß er den beschriebenen Herrn zweimal gesehen habe, er könne sich genau erinnern, da nur wenige Menschen seit morgens die Straße passierten. Doch sei er nicht die Straße entlang gekommen, sondern ganz in der Nähe bei einem Fußwege aus dem Walde getreten und später, kurz nach Mittag, wieder dorthinein abgebogen. Er kenne ihn nicht, es sei kein Bewohner der Umgebung.

Wohin der Fußweg führe, fragte der Polizeirat.

Zu einer unbewohnten Köhlerhütte, war die Antwort.

Die Herren fuhren nun auf der Straße weiter und hielten auf des Polizeirates Befehl eine



Nach dem Kampf: Deflorierung der Tapfersten eines Regiments mit dem Eisernen Kreuz durch den Oberst.

viertelstunde später vor einem einsamen Gehöfte, das hier an der Straße stand.

Ein alter Bauer war vor dem Hause mit Holzhacken beschäftigt. Dieser gab auf Befragen an, daß er keinen Herrn, auf den die Beschreibung passe, gesehen habe, obwohl er schon seit der Frühe vor dem Hause arbeite. Mit Ausnahme von einigen Bauern und Händlern wäre diesen Vormittag nur der Kammerdiener des Prinzen Selm von Firstenstein gekommen. Gegen sieben Uhr Morgens sei das gewesen und er habe einige Worte mit ihm gewechselt. Der Diener wollte einen Spaziergang in den Firstenwald machen und gegen Mittag zurück sein. Nach zwölf Uhr wäre er dann auch wieder aus dem Walde gekommen und heimwärts gegangen.

In diesem Augenblicke rief der Chauffeur des Fiakers Mehlmann lebhaft: „Meine Herren, ich bemerkte schon in Hartenau, daß mir die Stimme des Fremden merkwürdig bekannt vorgekommen sei. Nun möchte ich darauf schwören, daß es die Stimme und Sprache, wenn auch ein wenig verstellt, des mir persönlich bekannten Kammerdieners Seiner Durchlaucht gewesen ist.“

„Der Fritz?“ rief Graf Eichland.

„Gewiß.“ Der Polizeirat stellte eine Frage an den Grafen, und dieser erwiderte, daß er zwar nie auf Firstenstein, aber im Palais in der Residenz sehr oft des Prinzen Gast gewesen sei, und daß ihn dessen Kammerdiener sehr gut kenne. Erst vor kurzem hätten

sie von verschiedenen Geldangelegenheiten, von Banken und auch von Perlen, seiner Liebhaberei gesprochen und Prinz Selm hätte ihm von dem prachtvollen Perlenhalsband des Herrn Jung Mitteilung gemacht; ob der Kammerdiener damals anwesend war, erinnere er sich nicht, doch hätte dieser die Bedienung der Gäste besorgt und sei den ganzen Abend ab und zu gegangen.

„Wie weit ist es zur Köhlerhütte?“ fragte der Polizeirat den Bauer.

„Eine leichte halbe Stunde.“

Das Auto mußte hier warten und die Herren stiegen durch den Wald zur Köhlerhütte hinauf, deren Türe sie verschlossen fanden. Da das Schloß aber nicht mehr im guten Zustande war, gelang es den beiden Detektivs leicht es zu öffnen. In der Hütte befand sich außer einer Feuerstelle nur ein kleiner Lederkoffer.

„Wie kommt denn der daher?“ erstaunte sich der Bauer, „vor zwei Wochen war ich heroben, als mich ein Wetter im Walde erwischte, da war der Koffer noch nicht da und die Hütte nicht verschlossen.“

Der Koffer konnte mit leichter Mühe geöffnet werden und nun entrang sich dem Juwelier ein lauter Ruf der Ueberraschung. Der Inhalt bestand aus einem Herrenanzug, einem ganz neuen Zylinder und aus einem in ein Papier gewickelten falschen Barte, wie ihn Graf Eichland trug.

Die Kleidung des Gainers,“ riefen der Juwelier und der Chauffeur wie aus einem Munde. Noch einen länglichen Gegenstand förderten die Detektivs zu Tage und abermals rief Albert Jung erstaunt: „Die Kassette, das Halsband.“ Rasch öffnete er sie, aber — sie war leer. Mit enttäuschem Gesicht

starrte er auf die rot-samtene Unterlage, aber der Polizeirat meinte ermutigend: „Herr Jung, ich glaube, wir werden auch die Perlen bald haben. Ein Zweifel an der Person des Täters ist ganz ausgeschlossen und daher so rasch als möglich nach Fürstenstein.“

Die Herren machten sich an den Abstieg und nahmen den Koffer mit seinem Inhalte mit. Bald darauf ratterte im schärfsten Tempo das Auto dem Schlosse des Prinzen Selm-Hochburg zu.

Der Prinz kam gerade von einem Spazerritte zurück, als das Auto auf der Rampe vorfuhr. Sogleich erkannte er den Grafen.

„Graf Eichland willkommen, welchem Umstände verdanke ich diese Ueberraschung?“

Der Graf stellte die Herren vor und in Zeit weniger Minuten war der Prinz von dem Ereignis dieses Morgens unterrichtet.

„Donnerwetter,“ rief er peinlichst überrascht, „und täuschen sich die Herren nicht?“

„Durchlaucht, jeder Zweifel ist ausgeschlossen, wir sind auf der rechten Fährte,“ antwortete der Polizeirat.

„Nun denn, Herr Rat,“ sprach der Prinz kurz, tun Sie Ihre Pflicht.“

Im Vestibül des Schlosses trat den Herren, ein höfliches nichts sagendes Lächeln auf dem Gesichte, der Kammerdiener, der bereits wieder seine Livree trug, entgegen. Als er aber den Juwelier, den Grafen und den Chauffeur erkannte, zuckte er zusammen und seine Züge nahmen eine aschfahle Färbung an. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, aber schon war der Polizeirat bei ihm und erklärte ihn für verhaftet.

Der Mann hatte sich vollkommen sicher gefühlt und, als ihm auch noch der Koffer und die Kassette vorgewiesen wurden, da legte er ganz gebrochen ein volles Geständnis ab. Das Perlenhalsband wurde auf seinem Zimmer im Geheimfach eines zweiten Koffers gefunden, und mit einem tiefen Aufatmen nahm Albert Jung sein kostbares Eigentum wieder an sich.

Wenig später wurde der Kammerdiener, der früher einmal Schauspieler gewesen war, in einem geschlossenen Wagen des Prinzen dem nächsten Gerichte überliefert. Graf Eichland nahm die Einladung des Prinzen einige Tage auf Fürstenstein zu verbringen an, und der Polizeirat und der Juwelier fuhrten nach kurzem Aufenthalt in des Grafen Auto, das dieser ihnen abermals zur Verfügung stellte, in die Residenz zurück.

„Sie hatten großes Glück,“ sprach der Polizeirat auf der Heimfahrt, „denn nur einer Reihe von außerordentlich günstigen Umständen und dem etwas plumpen Vorgehen des Schwindlers

haben wir es zu danken, daß sich des Rätsels Lösung viel schneller fand, als wir im besten Falle annehmen durften. Der schlau ausgedachte und ebenso ausgeführte Plan war das Stück eines Anfängers, der Kleinigkeiten, die zum sichersten Verräter werden können, keine Achtung schenkt.“

„Ich kann ihm deshalb nicht böse sein,“ antwortete lachend der Juwelier. . . .

## Der Feuerwurm.

Humoreske von Werner Gronville Schmidl.)

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Man kann nicht gerade sagen, daß diese Ueberraschung eine angenehme Wirkung ausübte. Marga sprang mit einem Schreien und dem Ruf: „Papa, wie entsetzlich, ein Feuerwurm!“ — „Ich geh' nicht wieder in die Küche!“ vom Stuhle auf und machte Mienen, in den Garten zu flüchten.

Auch die beiden Männer schienen über solch unerbetene Gäste wenig erbaut zu sein.

„Scht, ruhig!“ mahnte Körting ängstlich seine Tochter. „Du machst durch dein Geschrei noch Mrs. Norman aufmerksam. Wenn sie erfährt, daß wir hier Feuerwürmer haben, ist sie stande und zieht sofort aus! — Hannes, auch du verrätst kein Sterbenswörtchen, hörst du!“ wandte sich der Medizinalrat in beinahe flehendem Tone an sein Faktotum.

„I, wo werd ich denn, Herr Doktor!“ protestierte der Alte

beleidigt. „Wir dürfen doch die olle reiche Witwe nich raussehn. Sei'n Sie man nich ängstlich! — Ich geh' nachher zum Kammerjäger; dann woll'n wir die vertrackten Biester's woll wieder loswerden.“

Diese tröstliche Auskunft beruhigte den Medizinalrat etwas und er unterhielt sich bis zum Schluß des Essens angeregt mit dem Assistenzarzt über die Abwehrmittel, die man gegen diese schwarzen Eindringlinge in Zukunft anwenden wollte.

Hannes hatte Auftrag erhalten, in der Kellerküche nach weiteren Feuerwürmern zu fahnden, erzielte aber ein negatives Resultat, da die flinkbeinigen Käfer sich am Tage meistens an unzugänglichen Plätzen versteckt halten.

Leider hatte der Kammerjäger erst am nächsten Tage Zeit; aber der Medizinalrat klammerte sich an die Möglichkeit, daß der

von Hannes dingfest gemachte Feuerwurm sich nur zufällig in das Sanatorium verirrt hatte.

Gegen Abend, die ersten Schatten der Dämmerung senkten sich über Villa und Park, hörte man plötzlich aus dem Zimmer der reichen Amerikanerin gellende Hilferufe.

Nichts Gutes ahnend, stürzten Doktor Körting und sein Assistenzarzt die Treppen zum Obergeschoß empor.

In dem Zimmer der Pensionärin bot sich ihnen ein unerwarteter Anblick. Mrs. Norman hatte sich auf einen Stuhl geflüchtet, hielt ihr Kleid hoch gerafft und schrie aus Leibeskräften um Hilfe.

Mitten im Zimmer aber, jaß still und unbeweglich ein großer, schwarzer Feuerwurm. „Noch einer! — Nun ist alles verloren!“ röhnte Körting verzweifelt und blieb an der Türschwelle stehen. Er hatte nämlich auch keine Erfahrungen in bezug auf den Fang dieser Tierchen. Glücklicherweise war auch Hannes durch den Lärm angelockt worden. Mit kundiger Hand fing er den schwarzen Störenfried, um ihn an einem stillen Orte zu ertränken.

Mrs. Norman aber war noch nicht zu bewegen, von ihrem erhabenen Standpunkte herabzusteigen. Sie jammerte noch fortwährend: „O, die große Käfer! — Die terrible große Käfer!“

Erst als Hannes auf Körtings Befehl in alle Ecken geleuchtet hatte und unter Bett und Schrank nichts Verdächtiges gefunden hatte, beruhigte sie sich etwas. Körting versprach ihr, so schnell wie nur irgend möglich, den Kammerjäger kommen zu lassen. Er wendete seine ganze Beredsamkeit auf, um sie zu beruhigen und zum Bleiben zu veranlassen.



Deutsche Feldwache vor der eroberten russischen Stadt Wladislawow.

Als er nachher mit seinem Assistenzarzt die Treppen hinunter-  
stieg, meinte er ingrimig:  
„Diese Feuerwürmer hasse ich! — Jawohl, daß ist der richtige  
Ausdruck dafür! — Wolle Gott, diese Nacht wäre erst vorüber  
und der Kammerjäger da.“

Doktor Herbert Brandeis hatte diese Nacht einen äußerst  
unruhigen Schlaf. Bald träumte ihm, er saß mit seiner Marga  
in dem verstedten Pavillon und machte Jagd auf Feuerwürmer;  
dann wieder traten Hannes und die reiche Witwe Hand in Hand  
an sein Bett und stellten sich ihm als glückliches Brautpaar vor.  
Es mochte wohl Mitternacht vorüber sein, als er aus seinen  
äußersten Träumen sah emporstreckte.

Hatte nicht eben jemand an seine Tür gepocht? —  
Er lauschte. Wichtig, da klopfte jemand kräftig gegen die  
Tür, und nun vernahm er auch Hannes' Stimme: „Herr Doktor,  
kommen Sie doch mal schnell nach der alten Witwe. Sie kommt  
in ihrem Zimmer um, als wenn sie pütscherich geworden ist!“  
Mit einem wenig parlamentarischen Krastausdruck sprang  
Brandeis aus dem Bett und fuhr in die Kleider.

Das konnte ja noch nett werden! — Hatte sie am Ende gar  
noch einen Feuerwurm entdeckt? — Die Gedanken kreuzten sich  
in seinem Hirn, als er die Treppen hinaufsteigte. Mrs. Norman  
lag in ihrem Bett und stöhnte und jammerte zum Erbarmen.  
„O, Doktor, lieber Doktor — beste Doktor, helfen Sie mir!“  
schluchzte sie, als sie des jungen Arztes ansichtig wurde. „Retten  
Sie mich! — nur  
noch diese eine  
Mal!“

„Ja, was ist  
Ihnen denn, meine  
Gnädigste? Wo  
fühlen Sie denn  
Schmerzen?“  
forchtete Brandeis  
nun doch ernstlich  
befragt. Er wußte  
nämlich, daß Han-  
nes der Amerikaner-  
in trotz strengen  
Verbotens manch-  
mal Ledereien be-  
sorgte. Der sonst  
so brave Bursche  
hatte aber eine  
große Schwäche  
für die Goldstücke  
der „ollen, reichen  
Witwe“ und er-  
möglichte es ihr  
daher zuweilen,  
Verstöße gegen die  
angeordnete Diät  
zu begehen. Brand-  
eis vermutete nun,  
daß hier wieder  
Kognak - Kirichen  
im Spiele waren.

„Wo tut's also weh?“ examinierte der junge Arzt etwas  
energischer, und als die Patientin nur mit den Händen wild auf  
der Decke hin und her fuhr, fragte er streng: „Sie haben doch  
nicht schon wieder genascht? — Sagen Sie es; sonst kann ich Ihnen  
nicht helfen!“

„O no, liebe Doktor — certainly not!“ beteuerte Mrs.  
Norman und aufschluchzend fügte sie hinzu: „Die große Käfer tut  
es! — O, wie sie krabbelt — hier!“

„Was?“ entfuhr es Brandeis und sein Gesicht nahm einen  
wenig geistreichen Ausdruck an. „Sie wollen doch nicht behaupten,  
Sie hätten — ja, ich habe Sie wohl gar nicht richtig verstanden?“

„Doch, die schwarze Käfer! — Eine ugly Feuerwurm als Sie  
es nennen!“ weinte Mrs. Norman erneut auf. „Ich glaubte,  
ich hätte geträumt, daß ich hätte verschluckt im Schlaf eine Käfer.  
Jes, aber nun daß ich wache, fühle ich, daß ich wirklich hab ver-  
schluckt eine Käfer. — O, wie sie wieder krabbelt! — Liebste, aller-  
beste Doktor, machen Sie die Käfer wieder raus!“

„Aber meine Gnädigste!“ protestierte Brandeis, „Sie täuschen  
sich wirklich. Es ist ganz unmöglich, daß Sie einen Feuerwurm  
verschluckt haben. — Und selbst gesetzt den Fall, Ihre Vermutung  
träfe zu, so könnte das Tier keinesfalls mehr in Ihrem Magen  
leben. Sie geben sich bestimmt einer Selbsttäuschung hin.“

„So, wenn ich die Käfer aber krabbeln fühle!“ beharrte die  
Amerikanerin eigensinnig. Brandeis war ratlos. Kein Zweifel,  
es handelte sich hier um eine Autosuggestion, wie man sie bei sehr  
nervösen Menschen häufiger beobachtet. Mrs. Norman hatte  
lebhaft geträumt und beim Erwachen wurde es ihr zur fixen Idee,  
daß sie den imaginären Feuerwurm wirklich verschluckt hatte.  
Sie sprach auch nicht die Unwahrheit, wenn sie behauptete, das  
Tier wirklich im Magen hin und her wandern zu fühlen. Wie

sollte man diese eigenartige Autosuggestion nun bekämpfen?  
Es blieb dem jungen Assistenzarzt nichts anderes übrig, als den  
Medizinalrat selbst heraufbitten zu lassen.

Körting versuchte es durch gütiges Zureden; aber er mußte  
bald erkennen, daß die Patientin Vernunftsgründen nicht zu-  
gänglich war.

Sie wurde sogar bitterböse, als der Medizinalrat sie über-  
zeugen wollte, daß alles nur auf nervöser Einbildung beruhe.

Körting rang verzweifelt die Hände. „Was machen wir  
nur mit dem Weib?“ ächzte er ganz konsterniert. Im Geiste  
sah er seine letzte Pensionarin schon auf Nimmerwiedersehen der  
Konkurrenz vom Kurhotel in die Arme laufen. Endlich hatte  
er eine Idee.

„Wir applizieren ihr ein Vomitiv. Wenn sich dann Brechreiz  
einstellt und sie sieht, daß kein Käfer zu Tage gefördert wird, wird  
es ihr wohl klar, daß der verschluckte Feuerwurm nur in ihrer  
Phantasie existiert.“

Der Vorschlag kam auch zur Ausführung; aber als nach er-  
zwungenem Brechreiz kein Käfer sichtbar wurde, erkannte Körting,  
daß er nun vom Regen in die Traufe gekommen war. Mrs.  
Norman wimmerte nun zum Herzerbrechen: „Nun krabbelt die  
Käfer noch viel mehr! Ich will zu die Professor in die Kurhotel! —  
Jes noch diese Nacht! — Ich will nicht sterben in Germany, weil  
Sie nicht fangen die Käfer! — O, it is terrible!“

Ein krampfartiges Schluchzen erschütterte ihren Körper.

Körting blickte finster zur Erde nieder. „Was nun?“ knirschte  
er zwischen den Zähnen. „Ich kann doch dem übergeschnappten  
Weibsbild keinen  
Käfer aus dem  
Magen holen,  
wenn gar keiner  
darin ist.“

Er biß die Zähne  
aufeinander, um  
seine Erregung  
hinabzuschlucken.  
Wenn Mrs. Nor-  
man darauf be-  
stand, mußte er  
vielleicht doch noch  
den Professor vom  
Kurhotel zuziehen.  
Na, dann war sie  
ihm so gut wie ver-  
loren.

Auch Brandeis  
blickte sinnend auf  
die Amerikanerin,  
die sich alle Augen-  
blicke stöhnend im  
Bette wand und  
flehentlich bat, sie  
doch endlich von  
dem Feuerwurm  
zu erlösen.

Plötzlich zuckte  
ein heller Schein  
über sein offenes  
Gesicht.  
(Schluß folgt.)



Verwundetentransport auf Lazarettflößen.

Gesicht und er zupfte den Medizinalrat leise am Arm.

## Das eine aber kniet und weint.

Zwei Kinderaugen schau'n mich, ach, so traurig an,  
Und Kinderlippen zitternd lallen:  
„Mein Vater ist in Feindesland gefallen.“

Ich sieh' und weine mit des Kindes Schmerz. —  
Da geht ein Trösten durch das Kinderherz.  
Stumm sind die Kleinen all zu uns getreten,  
Und eines flüstert: „Fräulein, komm, wir wollen beten.“

Ein Ave für den toten Kriegermann  
Aus achtzig Kinderherzen steigt's vereint —  
Das eine aber kniet und weint. Auguste Bayer.

## Unsere Bilder.

Prinz Maximilian von Hessen, der kurz vor Vollendung  
seines 20. Lebensjahres auf den Schlachtfeldern Nordfrankreichs  
den Heldentod erlitt, war als zweiter von den sechs Söhnen des  
Prinzen Friedrich Karl von Hessen und der Prinzessin Margarete  
von Preußen, der jüngsten Schwester unseres Kaisers, am 20. Ok-  
tober 1894 zu Rumpenheim geboren.



## Sprüche.

Umsonst zu sterben lieb' ich nicht,  
Doch lieb' ich zu fallen am Opferhügel  
fürs Vaterland,  
Zu bluten des Herzens Blut fürs Vaterland!

O, daß du nicht unwillig bist,  
Wenn Gott, der in die Zukunft blickt,  
Dir schweres Leid und Tränen schickt;  
Denn weiß's zu deinem Heile ist,  
Schickt dir der Herr nur Leid und Schmerz  
Und führet dich so himmelwärts.

**Die Tiroler im Felde.** In dem Feldpostbrief eines Tiroler Fähnrüchls heißt es:  
Wir hatten gegen Truppen des

Moskauer Korps gekämpft. Als die Schlacht beendet war, da donnerte über das Feld ein vieltausendstimmiges Hurra; daran schloß sich ein Juchzer der Tiroler Truppen, wie es harmonischer volltönender und reiner wohl noch niemals in den Tiroler Bergen gelungen haben mag. Die Soldaten umarmten sich vor Freude über den ersten Erfolg. Als Siegesbeute fielen 16 Gefangene in unsere Hände. Am nächsten Morgen überschritten wir die russische Grenze, hatten auch in den nächsten fünf Tagen schwere Kämpfe mit den Russen zu bestehen. Die Menage konnte erst in der Nacht zugefahren werden. Uns schmeckte aber das Kraut vom Felde, mit etwas Salz gewürzt, großartig; auch frische Erbsen vom Felde mundeten uns sehr gut. Abends gruben wir uns ein Loch und schliefen nach den Anstrengungen des Tages trotz des unaufhaltenden Kanonendonners recht gut. Der Stimmung der Truppen entsprechend, wurde allerlei Mottoria getrieben. Man sollte einmal die Tiroler im Felde sehen. Wenn's zum Sturm geht, dann setzen sie als Zugabe noch mit ihren Juchzern ein. Liegt der Tiroler in der Feuerlinie, so raucht er seine Pfeife und schießt drauf los, als wär's am Scheibenstand. Gibt es dann einmal einige Stunden Raft, so dauert es nicht lange, und es ist eine kleine Kauferei im Gange. Wenn es Abend wurde, wenn dann aus hunderten Schlünden Feuer aufblitzte, der Feuerchein brennender Dörfer die Nacht erhellte, die Schrapnells gleich kleinen Leuchtugeln freisten, so war das, wenn auch schauerlich, doch schön.

Den Truppen wird im Felde auch von den Vorgängen auf den anderen Kriegsschauplätzen Mitteilung gemacht, auf ganz originelle Weise. So hieß es einmal im Kompagniebefehl: „Die 3. Kompagnie

stellt die Feldwachen aus. — Der Papst ist gestorben. — Sieg der Deutschen in Nordfrankreich. — Sieg der Oesterreicher an der Save. — Morgen Brot- und Munitionsfaffung. — Morgen große Sonnenfinsternis.“ — Wir waren nicht ganz ohne Nachrichten aus der Welt, wenn sie uns auch etwas lunterbunt serviert wurden.

**Man muß sich zu helfen wissen!** Ein bei Ausbruch des Krieges in Frankreich verbliebener ungarischer Staatsbürger, der jetzt dort als Kriegsgefangener behandelt wird, schrieb dieser Tage laut „Frankf. Btg.“ einen deutschen Brief an seine Eltern, in welchem er versicherte, daß er gesund sei und sich, um von der Zensur nicht belästigt zu werden, in folgender origineller Weise nach dem Stand der Dinge im Heimatland erkundigte: „Wie befindet sich die Tante Haboru, und was macht der Onkel Gyözelem?“ (Haboru, ungarisch, bedeutet

Dienstmädchen: „O ja, besonders in den letzten Tagen, gnädige Frau . . . da hab' ich 'n häufig seufzen hören.“

**Im Durchgangswagen.** Als der Zug anhielt, rief eine alte Dame, die des Reisens ungewohnt war, im Durchgangswagen den Schaffner an und fragte: „Schaffner, aus welcher Tür muß ich aussteigen?“ — „Aus irgendeiner,“ antwortete der Schaffner, „der Wagen hält an beiden Enden.“

**Aus der Schule.** Lehrer: „Wer von euch weiß, warum die Fische stumm sind?“ — Der kleine Hans: „Machen Sie mal den Mund auf, Herr Lehrer, wenn Sie mit dem Kopf im Wasser sind.“

**Unbedachtsam!** Professor: „Heutzutage drängt alles nach der Universität. Zu meiner Zeit studierte nicht jeder Schafkop; ich war in meinem ganzen Bezirke der einzige.“

**Der kluge Hospitalarzt** tritt in den Krankenjaal mit einer Kanne Tee: „Wer hat heute nacht so stark gehustet?“ — Alle: „Ich, Herr Doktor, ich!“ — Arzt (zum Wärter): „Dann reicht der Tee nicht aus, da müssen wir kalte Abwaschungen machen! Also wer hat gehustet?“ — Alle (einstimmig): „Der Müller war es!“ — Arzt: „So dann kriegt der den Tee!“

**Zerstreut.** Professor (läutend): „Katharine, sehen Sie doch 'mal! Hier im Zimmer muß die Stabe irgendwo stehen, ich höre die Stabe so erbärmlich miauen!“ — Katharine: „Aber, Herr Professor, Sie sitzen ja auf ihr!“

**Ganz einfach.** Förster (zum Sonntagsjäger): „Wie kommt es, daß Sie so oft Treiber treffen, Hasen aber nie?“ — Sonntagsjäger: „Ja, wissen Sie, die Treiber



Die Herren Verschönerungsräte im Felde.

Krieg, und Gyözelem Sieg.) Hoffentlich erreichte ihn die Antwort, die lautete: „Tante Haboru ist gesund, und Onkel Gyözelem besucht uns sehr oft!“

**Wohltätig.** Prinzipalin (die den kranken Buchhalter besucht): „Sie haben da einen Laubfrosch, wie ich sehe, lieber Müller. (Wohlvollend) Solange Sie krank sind und nicht für ihn sorgen können, werde ich Ihnen jeden Tag durch das Dienstmädchen einige Fliegen schicken.“

**In der Bierbrauersfamilie.** „Warum ist denn um die Photographie des Onkels ein Trauerflor gewunden; ist der gestorben?“ — „Nein . . . Abstinenzler ist er geworden!“

**Beweis.** Vorstand einer äußeren Dienststelle zum Inspektionsbeamten: „Ueber die Hasen ärgern sich doch nur die, welche sie ertellen. Sonst wären die Herren drinnen bei der Direktion nicht alle so mager, und wir da heraus so dick!“

**Zweifelhafte Schnjucht.** Hausfrau: „Hat mein Mann große Schnjucht nach mir gehabt, während ich verreist war?“ —

sind aber auch viel größer!“

## Rätsel.

Ein buntgeschmücktes, altes Wesen,  
Das alles möglich machen kann,  
Anfönnig, wie noch nichts gewesen  
Und ein entsetzlicher Tyrann.  
Dabei geschäft von Jung und Alten;  
Doch wollen's Letzte nicht gestehn;  
Zieht manche Stien in tiefe Falten  
Und hat's auf Lust doch abgesehn.  
Der Zeichen Erstes stell' ans Ende,  
So wird etwas gar Ernstes draus.  
Wir haben's alle und wer's fände  
Nicht mehr, mit dem wär's gründlich aus.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Wachstelze.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
E. Kellen, Bredeneu (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredebeul & Koenen, Essen (Ruhr).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 49

Sonntag, den 6. Dezember

1914

## Der Amtschreiber vom Klosterhof.

Kriegsskizze von Ludwig Blümke.

(Nachdruck verboten.)

„Und zu Hause bleibe ich unter keinen Umständen, Fräulein Gretchen. Wenn es wirklich losgehen sollte, dann melde ich mich freiwillig bei den Königsberger Grenadieren,“ rief Paul Krämer, der schmutze Amtschreiber vom Klosterhof, voller Begeisterung aus, nachdem er der blonden Stütze der Hausfrau mit gehobener Stimme den Artikel von der drohenden Kriegsgefahr aus der Morgenpost vorgelesen hatte. — Das junge Mädchen schaute ihn angstvoll an mit den großen wunderschönen Blauaugen:

„Aber Herr Krämer, Sie sind doch militäruntauglich. — O Gott — der Krieg!“

„Ich wurde allerdings damals vor drei Jahren nach Hause geschickt, weil ich infolge einer überstandenen schweren Lungenentzündung stark heruntergekommen war. Aber heute? — Alles ist ausgeheilt. Ich bin kerngesund, und keiner im Dorf nimmt es an Körperkraft mit mir auf. Da müßte ich mich doch zeit lebens schämen, wollte ich daheim hocken. Nein, nein, nichts soll mich zurückhalten! Und der Oberst kennt mich. Er war doch oft zur Jagd bei uns. Ich brauche ihn nur an meinen verstorbenen Vater, den alten Hegemeister Krämer mit dem Eisernen Kreuz, zu erinnern, dann nimmt er mich an. — Doch Sie sehen so ernst und traurig aus, Fräulein Gretchen. — Wäre Ihnen der Gedanke, daß ich fort muß, wirklich schmerzlich?“

Dunkle Röte stieg verräterisch in des schönen Mädchens zarte Wangen. Die langen, seidigen Wimpern senkend, erwiderte sie: „Ich bin ja selber ein Soldatenkind. Drei Brüder von mir müssen ins Feld. Daß Sie nicht zu Hause bleiben wollen, kann ich wohl verstehen, Herr Krämer. Und — und Sie dürfen überzeugt sein, daß ich für Sie zu Gott beten werde wie für meine Brüder.“

Da ergriff der Amtschreiber mit ungefühl ihre kleine Hand und kühlte sich auf einmal so glücklich, daß er hätte laut aufjauchzen mögen: Gretchen liebte ihn, ja, das unterlag keinem Zweifel. Bis heute hatte er immer noch nicht so recht daran glauben können, aber jetzt wußte er es. Und darum wollte er ihr sofort sein übervolles Herz ausschütten, ihr gestehen, daß er sie schon längst wie ein höheres Wesen verehrt und Tag und Nacht nur an sie denke. — Allein, er kam nicht zu einer Liebeserklärung, denn gerade in diesem Augenblick tauchte des Hofinspektors Janitschek lange, dürre Gestalt hinter den Kastanienbäumen auf. Graugrün sah dieses Paul Krämer so unsympathischen Mannes knochiges Gesicht aus. Eifersucht und Bosheit sprachen nur zu deutlich aus den schwarzen, unruhigen Augen. Sollte er sie belauscht haben?

„Krieg gibt es! Kann sein, daß wir in acht Tagen die Russen bei uns im Quartier haben,“ sagte der Lange, und das klang beinahe wie triumphierende Schadenfreude. Aber der Amtschreiber entgegnete sehr gelassen:

„Wir wissen bereits, wie es steht. Ich habe hier die neueste Zeitung. Und wir fürchten uns nicht vor den Russen.“

„Dann ist's ja schön!“ Inurrte der Inspektor und ging weiter. Nur gut, daß die beiden den gräßlichen Fluch nicht hörten, den er ausstieß. O, der Janitschek war ein gefährlicher Mensch. Und Paul Krämer haßte er schon längst tödlich, weil der nur gerade

Wege wandelte und vor allem, weil die schöne Gretchen Soldau ihn so auffallend bevorzugte. Dieses reizende Geschöpf, das er selber so gern in seine Netze gelockt hätte und das ihn doch immer wieder abblitzen ließ, wenn er einen Annäherungsversuch wagte. — Da jetzt auch der alte Kammerherr v. Dierfeld auf der Schloßterrasse erschien, so trennten Paul und Gretchen sich.

„Krämer,“ rief der greise Edelmann, „bringen Sie mir die Zeitung!“

Und als er einen Blick hineingeworfen, sprach er mit gerunzelter Stirn:

„Das wird sehr bedenklich! Wir werden es nicht nur mit einem Gegner zu tun kriegen. Ich wollte, daß mein Sohn mit seiner Familie erst zu Hause wäre. — Bald sind die Flüge ausschließlich fürs Militär bestimmt. — Der Himmel bewahre uns vor einem Einfall der Russen! Wir wohnen nur vier Meilen von der Grenze. hm, hm, fatale Geschichte!“

Damit begab der Achtzigjährige sich, schwer auf seinen Krückstock gestützt, wieder ins Schloß, voller Sorgen und Aufregung: Sein Sohn, der Besitzer des Ritterguts Klosterhof, mit Weib und Kindern auf der Nordlandsreise. — Was sollte werden, wenn sie nicht mehr herankämen? — Dokumente und Wertsachen müßten doch schon heute in Sicherheit gebracht werden. — Da lagen im Silberschrank so überaus wertvolle Kleinodien: Brillantbrotschen, goldene Ketten, Ringe und was es sonst noch alles war. — Und dann die uralten Handschriften alle die Pergamente, die unbezahlbaren Schriftstücke, an denen der gelehrte alte Herr mit ganzer Seele hing. — Ja, das alles müßte noch heute geborgen werden. Morgen könnte die Kriegserklärung da sein, und dann die Russen — Aber weder der Diener noch Paul Krämer sollten erfahren, wo die Schätze verborgen wären. Ganz allein wollte der Kammerherr alles in die große, eisenbeschlagene Truhe stecken und diese dann nach der Stadt fahren, zum Bankier Rosental, in dessen Stahlkammer würden sie sicher sein.

Mit beinahe kindlichem Eifer machte der alte Herr sich sogleich ans Werk. Und es wurde ihm blutsauer, die schweren Follanten in den Keller, wo die Truhe stand, zu schleppen. Aber nun war es geschehen. Neuchend öffnete er jetzt auch den Silberschrank.



König Friedrich August mit dem deutschen Kronprinzen bei der Befestigung einer eroberten französischen Ortschaft.

Da stand zunächst eine silberne Kassette, in der sich die wertvollsten Schmuckfachen befanden. Er nahm sie mit Tränen in den Augen in beide Hände und wankte unsicheren Schrittes abermals nach unten. Zwischen die Schriftstücke wurde das Kästchen gesetzt und mit vergilbten Zeitungen bedeckt. — So, jetzt aber eine kleine Ruhepause. Nun erst hinauf und den Schrank verschlossen, damit Johann nicht etwa — — O, dieser Schwindel! — Was ist denn das nur? Mit Mühe nur vermochte Herr v. Osterfeld den Silberschrank zu verschließen und das Sofa, auf dem er rasten wollte, zu erreichen. — Herr des Himmels — ein Schlaganfall. Die Aufregung — die Anstrengung. — —

Am nächsten Morgen traf der Rittmeister a. D. v. Osterfeld mit seiner Gattin und den drei noch unerwachsenen Töchtern auf Rittergut Klosterhof ein. Paul Krämer trat den Herrschaften blaß und verstört entgegen. Es war ihm ganz gewiß nicht leicht, sie mit der Trauerbotschaft zu empfangen, daß der alte Herr gestern nachmittag seinen Geist aufgegeben habe. — Welch eine Aufregung gab das! — Zu all dem andern nun auch noch dieser plötzliche Todesfall.

Das Begräbnis war vorüber. Der Kaiser hatte sein Volk zu den Waffen gerufen. Morgen wollte Herr v. Osterfeld zur Armee abreisen und Paul Krämer sich als Freiwilliger melden. Aber zuvor sollten erst noch mehrere Wagenladungen mit Möbeln, Gemälden und Wertfachen zur Stadt befördert werden. — Die Schlossherrin hatte den Silberschrank geöffnet und war dabei, alle ihre Schätze in Kisten und Koffern unterzubringen. Da ent-

deckte sie mit Entsetzen, daß die silberne Kassette fehlte. — Herr des Himmels, wo konnte die sein? Ein Diebstahl, schon ehe der Feind die Grenze überschritten. — Ja, gestohlen mußte sie sein mit den Juwelen im Werte von mindestens hunderttausend Mark. — Doch wer könnte sie genommen haben? Gerade die Kassette. Alles andere stand unberührt da. — Johann, der alte Diener, Fräulein Soldau, die Mamsell, die Mägde, niemand von ihnen wußte etwas von den Schätzen, die sie barg. Der Amtschreiber Krämer? — Ja, der hatte einmal dabei gestanden, als Frau v. Osterfeld den Inhalt des Kästchens dem Professor Tiedemann zeigte — doch Krämer — nein, nein — unmöglich! — —

Eine große Untersuchung wurde sofort eingeleitet. Der Gendarm kam. — Umsonst! —

„Herr Rittmeister,“ sagte am Abend der Hofinspektor Janitschek mit geheimnisvoller Miene zu seinem Herrn, „ich hätte eine Mitteilung zu machen. Will zwar niemand unrecht tun, aber ich halte es für meine Pflicht, einen Verdacht zu äußern, den ich nun mal nicht los werden kann: der Amtschreiber hat gewußt, welche Kleinodien die Kassette birgt. Er war ja auch immer um den verstorbenen alten Herrn. Gestern abend, als die Herrschaften noch in der Stadt weilten, sah ich ihn vom Park aus mit einem Licht die Treppe hinaufsteigen. Wohl eine Viertelstunde war er oben. — Wenn die gnädige Frau die Schlüssel in der Verwirrung auf dem Tisch des Speisesaals hat liegen lassen, wie es heute hieß, dann wäre es Krämer doch ein Leichtes gewesen.“

„Ach, Unsinn, Janitschek, verdächtigen Sie nicht den Sohn vom alten Hegemeister!“ unterbrach der Schlossherr den falschen Menschen sehr unwirsch. „Sie haben sich entschieden geirrt!“

„Herr Rittmeister, ich könnte meine Behauptung beschwören. Den Lichtschein sah übrigens auch der Gärtner.“

„Werde mit Krämer reden. Aber halten Sie den Leuten gegenüber Ihren Mund, damit nicht dummes Geschwätz entstehe.“

Paul Krämer saß ahnungslos in seinem Stübchen im Erdgeschoß des Schlosses und träumte von Heldentaten und Kriegserlebnissen, als plötzlich der Herr Rittmeister eintrat. „Krämer, waren Sie gestern abend noch oben?“ fragte Herr v. Osterfeld sichtlich verstimmt. — Der Amtschreiber fuhr zusammen. Was sollte er darauf antworten? Ja, er war tatsächlich noch einmal nach oben gegangen, um Gretchen, deren Zimmer sich dort befand, die beruhigende Mitteilung zu machen, daß alles dummes Geschwätz sei, was die Leute von heranrückenden Kosaken berichtet hätten. Aber das geliebte Mädchen schlief bereits, und niemand hatte ihn gesehen. Könnte es nicht zu peinlichem Gerede Anlaß geben, wenn er jetzt die Wahrheit sagte? Verwirrt stotterte er in größter Verlegenheit: „Nein, Herr Rittmeister — das muß auf einem Irrtum beruhen.“ —

„Aber Sie sind gesehen worden. Warum erröten Sie denn? Krämer, da stimmt etwas nicht. Sie waren bisher ehrlich und zuverlässig. Ich kannte Ihren Vater als einen Ehrenmann. Krämer, haben Sie etwas einzugestehen? Sie wollen ins Feld ziehen.“

„Herr Rittmeister — da ist wirklich nichts — nein, rein gar nichts zu gestehen. Ich — ich war allerdings — ja, das gebe ich zu. — Ich war mit Licht oben, um, um zu sehen — ob die Herrschaften zurück wären.“

„Das ist eine Püße!“ fuhr Herr v. Osterfeld ihm in höchstem Zorn ins Wort. „Junger Mann, jetzt traue ich Ihnen nicht mehr! Wo ist die silberne Kassette? Sie wissen es!“ —

Es war dem Amtschreiber, als habe ihm jemand einen Schlag ins Gesicht versetzt. Erst jetzt begriff er. — Je mehr er seine Unschuld beteuerte und sich zu verteidigen suchte, je aufgebracht wurde der misstrauische Herr. Und das Ende vom Liede war, daß Herr von Osterfeld an den Gendarm telefonierte, er solle kommen und den Verdächtigen in Untersuchungshaft abführen. —

Welch eine Nacht brach an für Paul Krämer! — Da saß er nun in der engen Zelle, konnte keinen vernünftigen Gedanken mehr fassen, litt Höllenqualen und sah nirgend einen Ausweg. — Für einen Dieb hielt man ihn, verurteilt würde er werden, ohne Zweifel, des Königs Kod durfte er nicht tragen, und — Gretchen — ja, was sagte wohl Gretchen dazu!? — Glaubte sie auch an seine Schuld? — Laut jammern und warf er sich auf sein hartes Lager und glaubte den Morgen nicht zu erleben. Da schien ein Sternlein so hell und leuchtend zum vergitterten Fenster hinein wie ein

freundliches Auge des ewigen Vaters im Himmel. — Ein schwacher Hoffnungstrahl fiel in des Gefangenen verzagtes Herz: der Herrgott lebt noch. Er weiß, daß du unschuldig bist!

Alle wußten es jetzt im Schloß, auf dem Gutshof, im Dorf, daß der Amtschreiber Krämer die Kassette gestohlen hatte. Und Janitschek sagte mit triumphierendem Lächeln:

„Ich hab's lange gewußt, daß dem Menschen nicht zu trauen ist. Der Krug geht so lange zu Wasser, bis er zerbricht.“ —

Nun würde, so hoffte dieser Falsche zuversichtlich, auch das schöne Fräulein Grete anderer Meinung werden. — Wie sah sie nur blaß und verzweifelt aus! Untröstlich schien sie, und immer wieder nahm sie Partie für Paul Krämer, trotzdem dieser doch so gut wie überführt war. Nein, sie glaubte nicht an seine Schuld. Und das sollte Paul auch zu wissen bekommen. Sie schrieb ihm einen langen Brief, indem sie ihn tröstete, wie eben nur ein liebendes Herz zu trösten vermag. —

Zwei Wagen mit Sachen aller Art waren bereits abgefahren. Jetzt wurde der dritte beladen. „Was — die Truhe ist schon vollgepackt?“ fragte die Schlossherrin überrascht, als sie diese öffnete, um Kleidungsstücke und Wäsche darin zu bergen. „Die alten Scharteken! Wer hat das angeordnet? Sollte mein verstorbener Schwiegervater das etwa hier verpackt haben? Aber Bücher und Papiere werden die Russen nicht stehlen. Fräulein Soldau, helfen Sie doch bitte, die Truhe auszuräumen. Zunächst die wichtigsten Sachen, nachher das Gerümpel!“ —

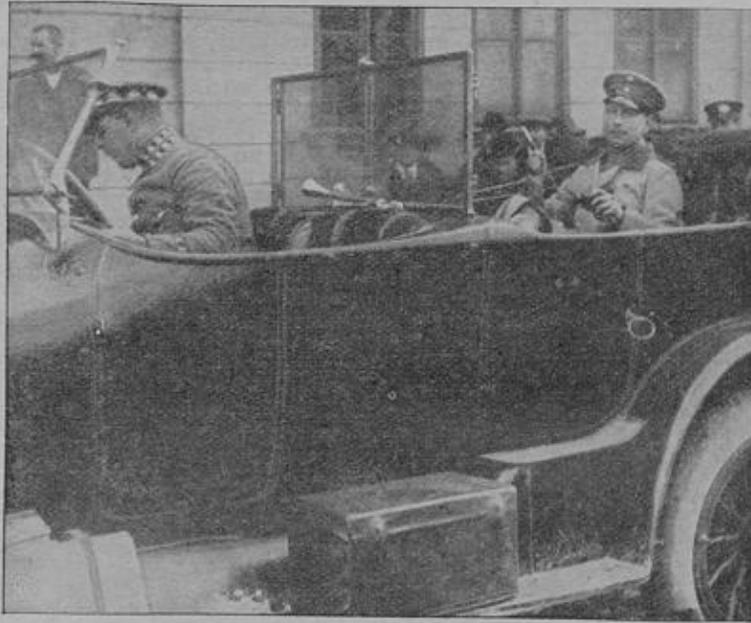
Sofort machte Gretchen sich an die Arbeit. Und da — ja — was ist denn das? — Was fällt da aus dem vergilbten Zeitungspapier mit lautem Klirren auf die Steinfliesen? —

„Herr des Himmels — die Kassette!“ schreit Frau v. Osterfeld.

„Die gestohlene Kassette! — Wie ist denn das nur denkbar?“

„Herrn Krämers Unschuld erwiesen!“ vermag Grete nur zu stammeln. „Das Amtsgericht muß sofort benachrichtigt werden.“ — Da sieht auch schon der Hofinspektor Janitschek, Mägde, Mamsell, der Diener, alle sind zur Stelle. — Die Kassette gefunden. — Gottlob, Krämer unschuldig. — Janitschek allein knirscht mit den Zähnen und unterdrückt mühsam einen grimmen Fluch. —

„Soll ich ans Amtsgericht telefonieren?“ fragte Fräulein Soldau voll peinlicher Ungebuld. — „Lassen Sie, lassen Sie,“ wehrt die Herrin ab. „Der Inspektor wird sofort hinüber reiten und alles berichten. Der verstorbene alte Herr hat zweifellos kurz vor seinem Tode die Kassette zugleich mit seinen alten Büchern und Schriftstücken hier in der Truhe verwahrt. Das ist der Rätsels Lösung. Es tut mir furchtbar leid, daß der Amtschreiber unschuldig leiden mußte. Aber ich werde es gut zu machen wissen. — Reiten Sie, was das Pferd laufen kann, Janitschek! Krämer muß



Der von seiner Verwundung genesene Prinz Joachim von Preußen kehrt ins Feld zurück.

sofort aus der Haft entlassen werden. Warten Sie, ich schreibe schnell ein paar Worte auf, damit der Herr Amtsrichter nicht etwa mißtrauisch ist.“

Der Hofinspektor machte ein Gesicht, als habe man ihm Essig zu trinken gegeben. Doch er mußte gehorchen. —

Paul Krämer hatte Gretchens Brief erhalten. Nun mußte er, daß dieses Wesen, an dessen Meinung ihm so unendlich viel lag, nicht an seine Schuld glaubte. Und er wußte noch weit mehr: Grete liebte ihn, sie litt mit ihm. Das mußte er zwischen den Zeilen lesen. O, das gute Mädchen! Welch ein süßer Trost! Langsam wie die schrecklichen Stunden der Nacht, schlichen auch sie des Vormittags dahin. — Es war Mittagszeit jetzt. Da — schüchternes Sprechen auf dem Korridor. Des Richters Stimme. Natürlich sollte das Verhör fortgesetzt werden. — Nur Ruhe, Ruhe und Besonnenheit! Nicht wieder so konfuse Antworten wie gestern abend! — Der Wärter öffnete die Zellentür. Ein älterer Herr mit scharfgeschliffenen Brillengläsern tritt ein. — Das ist der Amtsgerichtsrat Wellner. Aber wie milde und freundlich sieht sein gestern so strenges Gesicht heute aus. Die Hand reicht er dem Gefangenen und mit bewegter Stimme spricht er: „Herr Krämer, Sie sind unschuldig und dürfen das Gefängnis sofort verlassen.“

Was er noch weiter sagte, hörte der Uebergelückliche nicht mehr. Fünf Minuten später befand er sich auf dem Wege nach Klosterhof. Nur das Eine vermochte er zu denken: „Nun darfst du doch mit, und Gretchen ist dein!“

Im Schlosspark kam Gretchen dem Heimkehrenden mit Freudenstränen in den Augen entgegen. Und sie wehrte ihm nicht, als er sie wortlos in seine Arme schloß und ihr glühendes Antlitz mit heißen Küssen bedeckte. Ja, sie war fein. Und Welch ein Empfang wurde dem schlichten Amtsschreiber im Schlosse! Alles begehrt wünschte ihn, jeder freute sich mit ihm. — Nur Janitschek allein stand mit erzwungenem Lächeln abseits, voll Groll und Eifersucht. Er würde seinen Nebenbuhler niemals aus dem Felde schlagen. Das war ihm zur Gewißheit geworden.

Am Nachmittag reiste Paul Krämer nach Königsberg, und schon am nächsten Tage trug er mit freudigem Stolz die feldgraue Uniform. Nur noch wenige Wochen Geduld, dann sollte sein Gretchen es erfahren, daß er ihrer Liebe würdig, dann dürfte er es ihr beweisen, daß er ein ganzer Mann war.

## Kriegsgefangen in England.

Nach Berichten  
von Marte Sorge.  
(Nachdruck verboten.)

Die unerhört scharfen Maßnahmen, die sich gegen all die Tausenden deutscher Untertanen richten, die ihr Beruf bei Kriegsausbruch innerhalb des englischen Machtbereichs fand, geben Zeugnis, daß es England nur darauf ankommt, Deutschland und Oesterreich in jedem einzelnen Untertan, dessen es habhaft werden kann, zu treffen, einerlei, ob die hilflos ihm ausgelieferten Deutschen und Oesterreicher gesundheitlich geschädigt, ja ganz zu Grunde gerichtet werden.

Am Dienstag, dem 4. August, war die Stimmung schon sehr gehässig in der Bevölkerung. Der letzte Zug, der Deutsche zum Hofen brachte, war von einer Menschenmenge bei der Abfahrt umstellt. Als er abging, riefen zwei Polizisten: „Hiyy, hiyy, hiyy, da fahren die letzten „Deutschen Würste“ ab,“ und alles brüllte mit und spottete: „Wenn sie wiederkommen, kriegen wir sie in einer Pferdedurst.“

Den Deutschen gegenüber begannen nun die Drangsale. Es ist bekannt, daß sich jeder Deutsche binnen einer kurzen Zeit — in den deutschen Kirchen war es angeschlagen — melden mußte, daß er unter Androhung gräßlicher Zuchthausstrafen nicht eine Zone von 5 englischen Seemeilen (5 Stunden) überschreiten durfte; jeder, der ein Gewehr, einen Revolver, einen photographischen Apparat, ein Rad, Motorrad und Auto hatte, oder, o fürchtbare Waffe — etwa Tauben hielt, mußte alles unverzüglich abgeben. Telephon wurde sofort abgeschritten. Dabei begann Angeberei, ja Spitzelwesen, kräftig emporzublühen. 15 junge Leute, die sich nicht von ihren Tauben trennen wollten, und diese

verheimlicht hatten, wurden erschossen, ebenso ein in der Nähe von Oxford schon verschiedene Jahre praktizierender junger Arzt, der sich aus Liebhaberei einen Funtenapparat in einem Zimmer selbst gebaut hatte. Er wurde spät abends eingeliefert und am andern Morgen ohne Aburteilung erschossen.

In dieser allgemeinen Deutschenhege bewahrten, dies sei ihnen hoch angerechnet, die englischen Wahlweiber eine menschlich wohlwollende Haltung gegen die hilflosen Deutschen und Oesterreicher. Man hatte sie bei Beginn des Krieges, da sie ruhiges Verhalten versprochen, aus den Gefängnissen entlassen. Sie entfalteten dann sogleich nach dem Einsetzen der harten Verordnungen gegen unsere Landsteuere eine segensreiche Tätigkeit. Sie errichteten am Hofen-Bureau mit weithin sichtbaren Schildern. Auf diesen stand zu lesen, daß sie sich der hilflosen Frauen und Mädchen deutscher und österreicherischer Nation mit Rat und Tat annehmen wollten, sie gaben ihnen, so weit ihre Räume reichten, Unterkunft und halfen ihnen, so lange es ging, mit Geld zur Abfahrt aus England aus.

Das Fräulein, das dies berichtet, lebte, obgleich auch gemeldet, zunächst unbehelligt bei ihrer Dame. Nur wurde das Telephon sofort abgeschritten.

Eine Fahrt mit ihrer Frau brachte dem Fräulein viele Drangsale: so sollte sie zuerst nicht im Auto die Reise nach Schottland machen dürfen, sondern nur im Eisenbahnzug; dann wurde die

Fahrt erlaubt, aber nur bei geschlossenen Fenstern des Autos. In Edinburgh, wo die beiden Reisenden im Hotel übernachteten mußten, wurde die junge Deutsche von der Abendtisch weg verhaftet und man wollte ihr nicht erlauben, zu übernachteten. Nur der Fürsprache ihrer Herrin verdankte sie endlich ein Nachtlager im Hotel. Das Schloß der Dame in Schottland lag nahe einem Hafenort. Es war nun dem Fräulein streng untersagt, diesen Ort aufzusuchen — die Spionenfurcht trieb die häßlichsten Blüten.

Ein äußerst tüchtiger Fabrikbesitzer des deutschen Namens Holzappel, der ein Farbwerk in Newcastle besaß, dort, wo er seit mehreren Jahrzehnten lebte, das Amt eines Konsuls verwaltete, und sich der größten Beliebtheit erfreute, mußte nach Ausbruch der deutsch-englischen Feindseligkeiten mit ansehen, wie sein ganzes schönes Heim, der Sammelplatz der dortigen Einwohnerschaft zerstört wurde; er selbst wurde als Spion verfolgt, so daß er, jetzt vollständig gebrochen, fliehen mußte.

### Im Gefangenen-Lager.

Als in England die deutschen Siege bekannter wurden, und als schon Deutschen-Hege in London stattgefunden hatten, wurde die junge Deutsche nach ihrer Rückkehr dahin eines Abends von zwei Geheimschutzeuten festgenommen. Noch etwas einzupacken, wurde ihr verweigert. Die Schutzleute wollten das Fräulein

auf der Straße am Handgelenk fassen, unterließen es aber auf den mutvollen Widerspruch der Dame. Auf der Polizei wurde ihr gesagt: „Die Deutschen machen große Fortschritte, sie stehen schon bei Reims, die Erbitterung wächst gegen die Deutschen deshalb im Lande ungeheuer; wir müssen darum schon um ihrer eigenen Sicherheit willen die Deutschen in die Gefangenenlager bringen.“ Welch elende Heuchelei! Das Fräulein kam nun in ihrer wenig auf Nachfröste eingerichteten Kleidung in das Gefangenenlager von Aldershot.

Der Kennplatz ist dort zweimal umhegt; das innere Gehege ist so von Stacheldraht durchwirrt, daß es ganz unmöglich sein würde, darüber zu entfliehen; am oberen Rande des Geheges läuft noch eine elektrische Leitung hin. So kostbar sind den Engländern ihre gefangenen Feinde — freilich nur harmlose Zivilisten!

Das Lager hat viele Leinwandzelte von der Größe von 3 Metern im Geviert, sie sind zur Aufnahme von etwa 20 Gefangenen bestimmt. Auf der bloßen Erde ist etwas Stroh ausgebreitet; die erste Zeit gab es nicht mal dies. Bei dem feuchten englischen Klima geht Sturm und Regen sehr oft von oben auf die armen hier ohne jeden Schutz gegen Wetterunbilden zusammengedrängten Menschen nieder.

Soldaten der Territorialarmee, Burschen von der schlechtesten Lebensart, sind die Wächter vor diesen Zelten, je zwei bewachen eins. Und sie ergehen sich gegen ihre Unterstellten in der unfähigsten Weise in Verwünschungen oder Anpöbelungen, sodaß,



Regattentapitän von Müller,  
der Kommandant des Kreuzers „Emden“.

wie das Fräulein erzählt, Kinder, die Englisch verstanden, zu bedauern wären, wenn sie die rohen Kerle hörten.

Nachts drängten sich die Gefangenen im Zelte zusammen, um sich zu wärmen. Es regnete von oben stark herein. Früh wurden Brotstücke hereingeworfen, dazu geschmackloser Tee. Mittags gab es dünnen schwarzen Tee in einem Gefäß für alle, abends ein Stück Brot. Jeder Ankömmling erhielt eine Nummer. Unsere Gewährsmännin eine Nummer über 1000. Mit der Nummer wurden die Gefangenen aufgerufen: hatte man diese vergessen und bat, nochmals nachzusehen, welche Nummer dem Namen beigegeben war, so gab es Grobheiten.

Die in einem Zelte zusammengebrachten deutschen Frauen und Kinder, von denen viele bitterlich weinten, suchten sich zu erheitern, ja sie sangen sogar zuversichtlich „Deutschland, Deutschland über alles“ und „Die Wacht am Rhein“ und andere deutsche Lieder. Aus keinem der Zelte durfte man mit einem anderen verkehren. Man durfte nur eng im Kreise um das Zelt gehen.

Die Dame des jungen Mädchens, die ihre Landsleute in der Gefangenschaft beschämte, hatte aber nicht gerührt und versuchte, ihre Gefährtin zu befreien. Am zweiten Morgen, wieder stark durchgefroren und erkältet, wurde das Fräulein zur Verwaltung des Lagers gerufen.

#### Losgekauft.

Als die Deutsche diese betrat, kam ihr ihre Dame entgegen und teilte ihr mit, daß sie frei sei und nach Deutschland reisen könne. Die Engländerin hatte sie durch Hinterlegung einer hohen Summe, wohl 1000 Mark, befreit. Dazu hatten mit ihr sechs Damen der Londoner Gesellschaft mit Unterschriften für sie gutgesagt, daß sie keine Spionin sei!

Dies war beglückend für das junge Mädchen, das sicher ebenso wie tausend andere der ungenügenden Verpflegung nicht gewachsen war.

Wußte sie doch aus der deutschen Kirche, in der Pfarrer Wardenberg so unermüdet für seine Deutschen sorgte, daß es in den anderen großen Kriegsgefangenenlagern noch weniger Fürsorge gäbe, ja, daß weder für Erkrankte noch Schwache eine besondere Fürsorge bestand. Allsonntags hatte sie gehört, wie dieser treue Hirte bat, den Opferstod zu bedenken, um allen denen, die nichts, aber auch gar nichts mehr ihr eigen nannten, und nur auf die armselige Hunger-Ernährung angewiesen waren, eine kleine Geldhilfe ins Lager senden zu können. Krankheit herrschte stark in den Lagern.

Bis zum Schiff gab es, da das Fräulein keine Heimatpapiere bei sich hatte, noch vielerlei Umstände, doch sind diese mit dem Kriege zu entschuldigen. Dagegen erhielt die junge Deutsche noch einmal am Bord eine kleine Lehre von der britischen „Roblesse“. Man ging abends gegen 10 Uhr aufs Schiff. Das Fräulein war scheinbar die einzige Deutsche und wahrscheinlich dem Kapitän schon angekündigt. Als sie nun sogleich ihre Schiffspapiere vorzeigen wollte, hieß es: „Sie haben zu warten; erst kommen englische „Gentlemen“ dran. Sie wurde dann mit einer Kette in einem kleinen Geklatz abgesperrt. Man nahm nun erst den Engländern und vielen Holländern die Schiffspapiere ab; das Fräulein stand von abends 10 Uhr bis früh 4 Uhr noch immer in Nachtkälte und im Sturm. Die letzten vier Holländer, die auch so lange oben auf Deck hatten warten müssen, waren dann so menschlich, darum zu bitten, daß das Fräulein vor ihnen abgefertigt werde. Dann kam wieder durch eine englische Dienerin die Leibesdurchsuchung bis auf die umgekehrten Strümpfe, und dann durfte die Deutsche, der „böse Feind“ endlich zur Ruhe gehen!

#### In Holland.

wurde das Fräulein sehr gütig vom holländischen Konsul behandelt. Deutlich war die deutsch-freundliche Stimmung zu merken, und man sagte dem jungen Mädchen, bis vor kurzem sei die Stimmung in Holland nicht sehr deutschfreundlich gewesen, aber nach dem Fall Antwerpens, bei dem die englische kalte, eigennützig-politische eine recht unzweideutige Rolle gespielt habe, ja der Abzug der Engländer einem Verrat an Belgien gleichgekommen wäre, hat

sich die Zuneigung Hollands mit einem Schlage Deutschland zugewendet; auch in Belgien brähe sich eine andere Ansicht Bahn.

Welche Freude aber empfand das junge Mädchen, das so oft Bitteres in den Kriegswochen aus dem Munde angesehener Engländer über die deutsche Kriegsführung, so viel Ironisches über angebliche deutsche Kriegsmißerfolge gehört und so viel unflätige Presseauslassungen gelesen hatte, als sie, auf deutschem Boden angekommen, von der herrlichen, einzigartigen Erhebung Deutschlands erfuhr und von den deutschen Siegen las!

## Der Feuerwurm.

Humoreske von Werner Cronwille Schmidt.  
(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

„Dürfte ich Sie zu einer kleinen Unterredung unter vier Augen auf einen Moment hinausbitten, Herr Medizinalrat?“ flüsterte er.

Etwas befremdet nickte der alte Herr und folgte seinem jungen Assistenzarzt auf den Korridor. Er war recht begierig, was der junge Mann ihm gerade jetzt zu sagen hatte.

Brandeis schöpfte tief Luft; dann begann er fest: „Herr



Gegen feindliches Geschützfeuer gesicherter Unterstand einer Feldwache.

Medizinalrat, ich wüßte noch ein Mittel, durch das wir Mrs. Norman vielleicht von ihrer fixen Idee heilen könnten.“

„Wie? — Ah, das wäre ja vortrefflich! — Aber bitte, was meinen Sie, was wir tun sollen?“ fiel ihm Körtling eifrig ins Wort.

Brandeis lächelte sein verbindlichstes Lächeln: „Verzeihung, Herr Medizinalrat; aber ich hätte vorher noch eine kleine Bedingung.“ — Sie wissen wohl: eine Hand wäscht die andere!“

„Um, mein junger Freund, Sie sehen mir da sozusagen die Pistole auf die Brust; aber wenn es in meiner Macht steht, warum nicht! — Worin besteht also die Bedingung?“

„Wenn Sie mir die Hand Ihrer Tochter gewähren! — Von Fräulein Margas Seite habe ich keine Abweijung zu befürchten!“

„So, so!“ entgegnete Körtling und konnte sich trotz seiner aufgeregten Stimmung eines schlüchtigen Lächelns nicht enthalten.

„Es ist ja sehr brav von Ihnen, daß Sie dann doch noch meine Einwilligung für nötig halten, aber in diesem Augenblick wird mir mein Segen ja volens volens erpreßt. — Nun gut, wenn Mrs. Norman meinem Institut erhalten bleibt, und das wird sie, wenn es Ihnen gelingt, sie von ihrer verrückten Idee zu befreien, will ich mir die Sache mal ernstlich überlegen. Aber jetzt zeigen Sie erst Ihre Kunst, Sie Schlauberger.“

Vergnügt lächelnd betrat Brandeis wieder das Zimmer.

„Nur Geduld, Mrs. Norman, wir werden den frechen Störenfried bald haben!“ tröstete Brandeis freundlich. „Ich bin jetzt auch der Ueberzeugung, daß Sie tatsächlich einen Käfer verschluckt haben.“

„O, nicht wahr, Doktor, Sie glauben auch? Yes, ich wußte ja, daß Sie ein tüchtiger Doktor sind. Sie werden die Käfer fangen — will you? — O, wie sie wieder krabbelt, die horrible Käfer!“ Es beruhigte sie scheinbar bedeutend, daß man ihr die Existenz des Käfers nicht mehr bestritt. Geduldig wartete sie nun auf des Doktors Eingreifen.

Brandeis verließ wieder das Zimmer und begab sich auf den Korridor, wo Körting noch immer unruhig, in Gedanken vertieft auf und ab schritt.

„Nun?“ forschte er, als der Assistenzarzt auf ihn zutrat.

„Herr Medizinalrat, ich muß die Magenpumpe einmal zu kurzer Benutzung haben.“

„Aber mein lieber Brandeis,“ entgegnete der Medizinalrat und eine starke Enttäuschung malte sich in seinen Zügen, „wird die Benutzung der Magenpumpe nicht völlig unnütz sein? Wir

einen. Jetzt, wo es düster ist, rennen die Biester allerwegens rum. Ich komme denn sofort raus!“ —

Etwas mißtrauisch betrachtete Mrs. Norman die herbeigeschaffte Pumpe und den obligaten Eimer.

„Das dauert nur einen Augenblick, dann werden wir Ihren Käfer schon an die Oberwelt befördert haben!“ tröstete Brandeis. „Jetzt nur ruhig stillhalten — es tut nicht weh!“ Er wandte sich nach der Tür. „Ah, sieh da, Hannes, bist Du hier? — Du sollst mir ein wenig behilflich sein. Es ist alles in Ordnung, nicht wahr?“

„Zawoll, Herr Doktor!“ bestätigte Hannes treuherzig und warf einen vergnügten Blick auf seine rechte Faust, in der es ebenso lebhaft krabbelte wie in Mrs. Normans Magen.

„Hurra, wie hebt es!“

Hannes fiel in sein geliebtes „Platt“ und sprang von einem Bein aufs andere.

„Wahrhaftig! Meinen besten Glückwunsch, Mrs. Norman!“ fügte Brandeis hinzu und sein Gesicht strahlte vor eitel Freude.

Mrs. Norman, die mit geschlossenen Augen würgend und röchelnd die unangenehme Prozedur des Magenaspumpens hatte über sich ergehen lassen, öffnete die Augen und warf einen Blick in den Eimer.

Wahrhaftig, da schwamm der entsetzliche Käfer, der sie so lange gequält hatte. Ein ganz anständiger Kerl war es; pechschwarz und ver-teufelt lebhaft.

Da trat ein Leuchten in ihre Augen. „O, liebe Doktor, wie bin ich dankbar! Yes, so sehr — so terrible thankfull!“

Sie drückte ihm begeistert die Hand und ließ sich den schwarzen Quälgeist immer wieder zeigen.

Am andern Tage saß eine fröhliche Gesellschaft auf der Hinterveranda; denn Doktor Herbert Brandeis feierte seine Verlobung mit Fräulein Marga Körting. Auch Mrs. Norman nahm an dem kleinen Feste teil, denn sie fühlte sich vollständig von dem furchtbaren „Krabbeln“ befreit. Kein Wunder allerdings; denn Brandeis hatte sie ja auch geheilt. Dafür hatte sie nun tief in ihre reichgespülte Börse gegriffen, um sich dem jungen Arzte erkenntlich zu zeigen, und Brandeis fühlte nicht einmal Gewissensbisse über seinen

Streich. „Sie hat mich oft genug mit ihrem eingebildeten Leiden gepiesackt,“ meinte er lachend, als er einmal mit seiner Verlobten allein auf der Veranda weilte. „Komm, fülle die Gläser, wir wollen auf unser künftiges Glück anstoßen!“

„Nein,“ lächelte Marga, „ohne Mrs. Norman hätten wir uns gewiß noch nicht so schnell bekommen. Ihr gilt unser erstes Glas: Mrs. Norman soll leben!“

„Und der Feuerwurm daneben!“ rief Brandeis, und hell klangen ihre Gläser aneinander.

## Spruch.

Voll stolzer Gedanken  
durchdauert unsterblich  
der Deutsche die Stürme  
mit starker Geduld.

W. Jordan.



Generaloberst von Hindenburg in seinem Hauptquartier. Der Befreier Ostpreußens.

sind uns doch einig, daß Mrs. Norman in Wirklichkeit keinen Feuerwurm verschluckt hat; also wird die Magenpumpe, genau wie das Vomitiv, nur einen negativen Erfolg zeitigen.“

„Die Magenpumpe gehört mit in meinen Plan, Herr Medizinalrat,“ lächelte Brandeis. „Und was den Feuerwurm anbelangt, so glaube ich, daß wir ihn unserer Patientin doch noch vorzeigen können.“

„Na, da bin ich aber doch wirklich begierig!“ orakelte Körting treffsinnig und ging nach seinem Arbeitszimmer, um die benötigte Pumpe zu holen.

Brandeis ging jedoch ein paar Treppen tiefer bis er vor dem Gemach des Faktotums angelangt war. Hier hatte er mit Hannes eine Unterredung, bei deren Schluß er dem biederen Hamburger einen harten Taler in die Hand drückte.

Da verzog sich Hannes breites Gesicht zu dem behaglichsten Lächeln, und dienstbeflissen meinte er: „Lassen Sie mich machen, Herr Doktor. In dem Kohlenkeller greif ich bestimmt

## Ein Bekenntnis.

Von Ruth Wjssenschaft - Bern.

(Nachdruck verboten.)

London, 16. Mai 1901.

Liebe Elisabeth!

Besten Dank für Deinen lieben, herzlichen Brief, den Du mir geschickt. Du schreibst: Warum bist Du stets so traurig? Warum, ja warum! Du schreibst ferner: Du stehst auf der Höhe des Lebens, solltest glücklich sein.

Ich bin wohl glücklich, liebste Elisabeth, aber oft ergreift mich tiefe, schmerzliche Wehmut, das ist zu Zeiten, wo ich tief über das Dasein nachdenke. Meine Jugend, meine so traurige Jugend kommt mir dann immer wieder in Erinnerung.

Du weißt von mir nur, daß ich oben bin, auf der Höhe, wie Du es zu nennen liebst.

Du schreibst: Du bist Gräfin, trägst einen vornehmen Namen, hast einen Gatten, der dich auf Händen trägt, und scheinst doch nicht ganz glücklich zu sein?

Ja, liebste Elisabeth, das ist alles richtig, ich bin ja auch zufrieden, nur, wenn ich an meine Jugend denke, bin ich tief traurig. Ich wollte Dir schon lange einmal darüber schreiben, stets habe ich es tun wollen und habe es doch stets wieder gelassen — warum?

Nicht, daß ich mich geschämt hätte, denn Du weißt ja so gut wie ich, daß gegen das Schicksal keiner Macht hat!

Heute will ich Dir alles sagen.

Meine arme, geliebte Mutter hatte den Mut, dem Manne ihrer Wahl zu folgen, nicht in einen Palast, sondern in die Armut, ins Elend. Statt

eines schönen, sonnigen Glückes fand sie sich plötzlich aus ihrem luxuriösen Heim in eine der armeligsten, primitivsten Wohnungen verjagt. Mein Vater war Künstler, Maler, weder reich, noch berühmt, aber meine Mutter hatte ihn trotzdem geheiratet, da sie ihn innig liebte; ihre Eltern hatten sie deshalb verstoßen. In diesem

Milieu von Not und Sorgen, erblickte ich das Licht der Welt. Trotz des Kummers meiner Mutter gedieh ich prächtig, ich war ihr einziger Glückstrahl, und sie liebte mich zärtlich.

Mein Vater hatte damit gerechnet, daß seine Schwiegereltern nach vollzogener Heirat ihrer Tochter verzeihen würden und ihre Hand nicht von ihr abziehen würden, dem war jedoch nicht so; meine Großeltern taten nichts, um dem Elende zu steuern. Als ich sechs Jahre zählte, verließ uns der Vater, um nie mehr zurückzukehren.

Meine arme Mutter war der Verzweiflung, dem Wahnsinne nahe, aber meinewillen raffte sie sich endlich auf und nahm den Kampf mit dem Leben auf.

Noch sehe ich das blasse, verhärmte Antlitz vor mir, das, erstarrt in Leid und Schmerzen, nie mehr von einem Lächeln verschönt wurde.

Zwei Jahre später starb sie und ließ mich allein auf der Welt zurück.

Da weder meine Großmutter, noch sonst jemand von der reichen Verwandtschaft sich meiner annahm, so gab mich der Waisenvater zu einem reichen Bauer auf das Land.

Du kannst Dir, liebe Elisabeth, denken, was ich dort durchmachte!

Zuerst striegelten und ölten sie meine schönen, goldblonden Locken so lange, bis sie glatt angeflacht am Kopfe waren, flochten mir zwei Zöpfe; ich war ganz entsetzt.

Da ich weiter nichts konnte, mußte ich Tag für Tag, bei Sonnenschein und Regen, barfuß und barhaupt, die Gänse hüten. Die grüne Wiese, der blaue Himmel, waren mein Entzücken. Nahe bei dem häßlichen Bauernhose war ein großer Wald. Das war schön. Derselbe war so tief und dicht, daß man kein Ende

sah. Dorthin schickten sie mich oft, um Tannenzapfen zu sammeln. Schnell füllte ich den Sack, den sie mir mitgaben, und dann setzte ich mich auf einen Baumstumpf und träumte. Ich dachte, ich wäre eine Prinzessin, und die Tiere des Waldes kämen, um mich in meiner großen Verlassenheit zu trösten. Aber nur ein Specht hämmerte, ein Birol piffte in der Ferne, die Farnwedel am Bächlein nickten mir leise zu, sonst war alles totensstill in dem dunklen Forste. Aber ich fürchtete mich gar nicht, ich liebte vielmehr diese Einsamkeit sehr.

Ich dachte auch nach über mein trauriges Leben, seufzte und weinte; niemand sah es.

„Ach Mutter, Mutter,“ schrie ich oft, übermannt von dem Leide, das mich oft erfaßte, „warum hast du dein armes Kind verlassen, allein gelassen in dieser kalten Welt, daß ich nun bei diesen harten, groben Bauern sein muß, die mich schlagen, mich schelten, ich taue nichts, ich verdiene nicht das Essen, ich eleudere Stadtfray, wie sie mich nennen. Ich habe keine Sauhe, und ach, so weh taten mir zuerst die Steine, die wie spitze Nadeln mir in meine weißen Füße drangen, so daß sie oft bluteten; ach Mutter, siehst du vom Himmel das Leid deines Kindes nicht, hilf mir, o, hilf mir!“

So jammerte ich oft, liebe Elisabeth, aber keine Hilfe wurde mir zu Teil, ich mußte mein herbes Geschick tragen. Kannst Du es mir verdienen, daß ich böse wurde, verstockt und störrisch? Das kleinste Tier wehrt sich, wenn man es quält.

Der Bauer war ein böser Mann, einmal schlug er mich halb tot, weil eine der Gänse in das Nachbarfeld lief und ich es nicht gleich sah.

Hart und stolz waren auch die Bäuerin und ihre Töchter; sie schupsten und stießen mich hin und her, wie eine räudige Katze. Niemand liebte mich, ich liebte niemand; nur der Tyras, der große Hofsund, war mein einziger Freund, der mich oft mit seinen guten, treuen Augen anblickte, als wollte er mich trösten.

Der Schulweg war im Winter weit und schwer. Dieser, fußhoher Schnee lag oft, den ich durchwatzen mußte. Die Bauernhuben zwickten mich in die Arme, schlugen mich wohl auch, und je mehr ich weinte, desto mehr lachten sie mich aus. Die Mädchen machten es nicht viel besser.

O, was habe ich gelitten; das kann ich Dir gar nicht sagen. Aber dann kam wieder der Frühling, und ich konnte wieder auf die Wiese gehen mit meiner Schar Gänse, wo die tausend und tausend Maiglöckchen blühten, die ich alle pflücken konnte, wenn ich wollte, aber ich ließ sie alle stehen, denn in dem alten, kalten Bauernhause liebte man die schönen Blumen nicht.

So gingen die Jahre dahin, freudlos, düster und trübe; kein Sonnenstrahl hat meine Jugendzeit erhellt. Endlich, endlich, schlug die Stunde der Befreiung. Ich konnte wieder in meine Heimatstadt zurückkehren.

Noch folgten trostlosere Jahre, liebe Elisabeth. Ich will Dir nicht schildern, wie ich die Zeit bis zu meinem achtzehnten Jahre verbracht habe; sie waren fast noch trauriger, als die auf dem Lande. Die Schule des Lebens habe ich bis zur Reife durchkosten müssen.

Da starb meine Großmutter, mein Großvater war schon früher gestorben, und da meine Mutter das einzige Kind war, fiel das große Vermögen also mir zu.

Es wäre mir nicht eingefallen, Künstlerin zu werden, wenn nicht zufällig Professor Kummer meine Stimme entdeckt hätte.

Auf sein Zureden ging ich nach Mailand an das Konservatorium. Bald war ich so weit, daß ich austreten konnte, und zwar, da ich ja, wie Du weißt, eine prächtige Koloraturstimme hatte, war mein erstes Engagement gleich an der Mailänder Scala.

Auf einer meiner späteren Gastspielreisen lernte ich meinen Mann, den Grafen Vanden-Boelch kennen. Noch glaubte ich, meinem mir so lieben Verufe treu bleiben zu müssen, und gab nicht gleich mein Jawort, aber die rührende Treue und Standhaftigkeit des Grafen bewegten mich endlich, ihn zu erheben, und heute bin ich eine Frau der ersten Londoner Gesellschaft, verkehre sogar am Hof, und das arme Mädchen von einst konnte glücklich sein, wenn nicht die Schatten der Vergangenheit mich oft quälten, denn ich habe einen Gatten, der mich vergöttert, dessen Liebe gut und wahr, mich für alles frühere Leid entschädigt, habe drei prächtige Kinder, die mir nur Freude bereiten, und doch bin ich oft traurig. Du kannst Dir nicht vorstellen, wie es ist, wenn man solche Jugend verlebt hat, wie ich.

Von meinem Vater habe ich nie mehr etwas gehört. Ich weiß nicht, ob er noch lebt oder schon tot ist. Ich denke oft, daß er seiner Strafe nicht entgeht, so oder so, denn: es gibt eine Vergeltung.

Meiner geliebten Mutter habe ich ein prächtiges Grabmal von einem der berühmtesten Künstler errichten lassen; es ist das einzige, was ich für die teure Tote tun konnte. Ach, daß sie lebte, um sich an meinem Glücke mit zu sonnen, aber leider deckt sie die Erde, zu früh mußte sie ins Grab; sie war erst zweiunddreißig Jahre alt.

Infolge meiner Triumphe als Sängerin sowie der großartigen Heirat haben sich meine Verwandten meiner zu erinneren gerührt, aber ich will nichts von ihnen wissen, ich bin zu verbittert. Haben sie mich in meiner Armut nicht gekannt, so brauchen sie mich jetzt auch nicht zu kennen.

Ich war voriges Jahr einen Tag in der Heimat; ich hörte,



Feldzeugmeister Oskar Poliorek,  
Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen  
Balkan-Armee.

daß sie von mir wie von einem Phänomen reden; es läßt mich sehr kalt! Du wirst mir nachfühlen können, was ich denke! Und nun, liebe Elisabeth, schließe ich für heute in der Hoffnung, bald wieder etwas von Dir zu hören.  
In treuer Liebe grüßt Dich

Deine Maria, Gräfin Banden-Goeth.

## In England.

Britannia, stolzes Königreich,  
Kein andres schien dir auf Erden gleich.  
Durch Habsucht geblendet, Gott sei's geklagt! —  
Hast Tausende du in den Tod gejagt.  
Die friedlich schafften am heimischen Herd',  
Sie ruhen nun still in der fremden Erd'.  
Doch das Blut der Gefallenen im Schlachtfeld weit  
Zum Himmel empor um Vergeltung schreit.  
Du streutest Lüge und Haß ins Feld  
Und erntest? Verachtung der ganzen Welt!  
Vielleicht schon erweist sich nach kurzer Frist,  
Wie klein, wie klein du geworden bist.

Bruno Wehner.

## Deutsche Kleidung.

In wahrhaft erheben-der Weise ist die Einigkeit und die Vaterlandsliebe des deutschen Volkes bei Beginn des Krieges zu Tage getreten. Mit bewundernswürdiger Selbstverständlichkeit sind von allen, von Mann wie Frau, für das Vaterland Opfer gebracht worden, die für alle Zeiten als ein leuchtendes Beispiel des hohen sittlichen Wertes unseres Volkes dastehen werden.

Die deutschen Frauen haben alle, je nach Fähigkeit und Stellung, seit Beginn des Krieges in größerem oder kleinerem Kreise nach Kräften gewirkt, und jede noch so große und schwere Forderung, die etwa in Zukunft an sie herantreten sollte, werden sie gern auf sich nehmen, wenn es sich um das Wohl des Vaterlandes handelt. Der augenblickliche Krieg, der durch Neid und Mißgunst des Auslandes über unsere wirtschaftlichen Erfolge heraufbeschworen ist, bietet der Frau ein neues Arbeitsfeld, wenn sie sich im Interesse unseres Wirtschaftslebens für eine vom Ausland und von ausländischer Mode unabhängige, der deutschen Frau würdige Kleidung einsetzt und damit auch zu ihrem Teil beiträgt, unsere wirtschaftliche Unabhängigkeit zu fördern. Der Fernstehende bedenkt nicht, wie hoch diese Arbeit, auch wenn sie sich beim Einzelnen in engen Grenzen bewegt, der Allgemeinheit nützt, wenn man berücksichtigt, in welchem Umfange der Bedarf unserer Bekleidungsindustrie durch den Einfluß der französischen Mode im Ausland gedeckt wird, und wie unserer an sich nicht minder leistungsfähigen einheimischen Industrie durch Ueberschätzung ausländischer Ware die Arbeitsmöglichkeiten erschwert werden.

Allein nicht nur in volkswirtschaftlicher, auch in künstlerischer und ethischer Beziehung entstehen uns durch Nachahmung der französischen Mode Schäden. Die künstlerische Entwicklung Deutschlands ist so mächtig gewesen, daß sie auch fernstehendere Gebiete in Handwerk und Industrie aufs günstigste beeinflusst hat. Nur die Kleidung macht eine unrühmliche Ausnahme, was um so bedauerlicher ist, als gerade die Kleidung ein ziemlich sicheres Dokument für den Stand der Kultur eines Volkes abgibt. Die französische Damenmode trägt den Stempel der Dekadenz in künstlerischer Beziehung. Ist nun eine derartige Kleidung der deutschen Frau angepaßt? Wir sollen unser gesundes, natürliches Empfinden nicht abtumpfen lassen, auch nicht durch Massenempfehlung auf diesem Gebiete!

Der Verband für Deutsche Frauenkleidung und Frauenkultur arbeitet seit Jahren an der Verbesserung der Frauenkleidung in gesundheitlicher, künstlerischer und volkswirtschaftlicher

Beziehung. Die Zahl seiner Anhänger ist, besonders seit Beginn des Krieges, in steter Zunahme begriffen, aber die Mitarbeit aller Frauen ist notwendig, wenn die deutsche Mode nicht nur eine vorübergehende, durch wirtschaftliche Notlage hervorgerufene Zeitererscheinung werden soll. Die deutsche Kleidung kann nur dann lebensfähig gestaltet werden und zwar derart, daß sie allen Anforderungen entspricht, wenn der feste Wille und die Mithilfe aller Frauen dafür vorhanden und wenn der Sinn für das Gesamtwohl des deutschen Volkes in allen lebendig ist.

Wahrhaft deutsches Wesen wird sich nur dann dauernd durchsetzen, wenn es alles durchdringt: unsere Gesinnung, unsere Lebensart, unsere Kleidung!

## Opium in Moskau.

An einer der schmutzigsten Straßen in der Nähe der Radowaja liegt das chinesische Viertel in Moskau. Die chinesische Kolonie war bis vor kurzem noch nicht allzu zahlreich; in den letzten Jahren aber wird der Zubrang der bezopften Söhne des Himmlichen Reiches zum Mütterchen Moskwa immer stärker. Den Kaufleuten und Gewerbetreibenden, die große Geschäfte betreiben und über Kapitalien verfügen, folgten die kleinen Straßenhändler, die Seidenhändler und Spitzenhändler, dann Kleinräumer, die vorgeben, echt chinesische Waren zu besitzen. Meistens haben sie ihre Familien in China gelassen. Sie betreiben ihre Geschäfte auf ihr eigenes Risiko. Diese sind es, die das nationale Laster des Opiumrauchens nach Moskau gebracht haben. Es ist nicht leicht, sich das teure Rauchmaterial zu verschaffen. Anfangs rauchten sie es nur selbst; jetzt aber haben sie Wege gefunden, das Gift, dessen Einfuhr streng verboten ist, unter dem Deckmantel von

chinesischem und japanischem Parfüm einzuschmuggeln, und nun verkaufen sie es ganz flott mit großem Vorteil. Man dürfte wohl bei jedem chinesischen Straßenhändler unter seinem Kram ein kleines rotes Körbchen finden, das zehn Pillen Opium nebst einem kurzen Pfeifchen enthält. Das ist natürlich zum eigenen Gebrauch. Die Bezopften wissen sehr genau, daß man ihnen auf die Finger sieht, und daß sie, wenn sie gefaßt werden, strenge Strafen zu erwarten haben. Sie verkaufen daher diese Schächtelchen nur an Leute, die sie genau kennen. Die chinesischen Musikanten und Tänzer dagegen handeln viel offener mit Opium. Sie schleichen um die Trink- und Teehallen, um die verrufenen Kellertneipen und Nachtasyle; sie kennen das lichtscheue Gefindel, das sich

dort zusammensindet, ganz vortrefflich. Das sind ihre Hauptabnehmer, und es sind die, die diesem Laster rettungslos verfallen sind, sobald sie von ihm gekostet haben. Besondere Opiumhallen gibt es in Moskau nicht. Man raucht das Zeug zu Hause; meist wird es dem Tabak beigemischt. Die leidenschaftlichen Opiumraucher sind diejenigen, für deren abgestumpfte Nerven der Schnaps bereits viel zu schwach und wirkungslos geworden ist. Unter der Intelligenz ist dieses scheußliche Laster noch nicht verbreitet. Dafür verbreitet sich in diesen Schichten das Morphinum. Die amerikanische Sitte, das Opium nicht zu rauchen, sondern zu kauen, sagt wohl den Chinesen zu, nicht aber den Moskauer Rauchern. Daher finden die aus Amerika hier eingeführten Tabletten keinen Abjaß. Uebrigens doch: in den Lasterhöhlen am Chitrowomarkt, und der berühmten Takkutschka trinkt man das Zeug. Zwei Tabletten werden in einer halben Flasche Wasser aufgelöst. Es soll nach Angabe der Sachverständigen herrlich schmecken.

## Sprüche.

Wie mancher regsame Geist wird auf Lebenszeit flügelstumm,  
weil er zu lange in der Jugend das Joch trägt, welches pedantische Weisheit nach dem Radenmaße der Dummen hat anfertigen lassen.

Du weinstest einst, als du die Welt begrüßt,  
Doch aller Lächeln grüßte dein Erscheinen;  
Gott gebe, daß, wenn du die Augen schließt,  
Dein Antlitz lächle, während alle weinen.



Landrau von Väden übernahm als Mitglied des Gouvernements die Verwaltung des Kreises Oltus.



Generalmajor Jung, Gouverneur von Ostlandern.

### Deutsche Verwaltung in Heidesland.



## Sprüche.

Durch Ausharren ebnen wir Berge,  
sehen dem Meere Grenzen und machen aus  
Steinen Städte und Paläste und Mauern.

\*

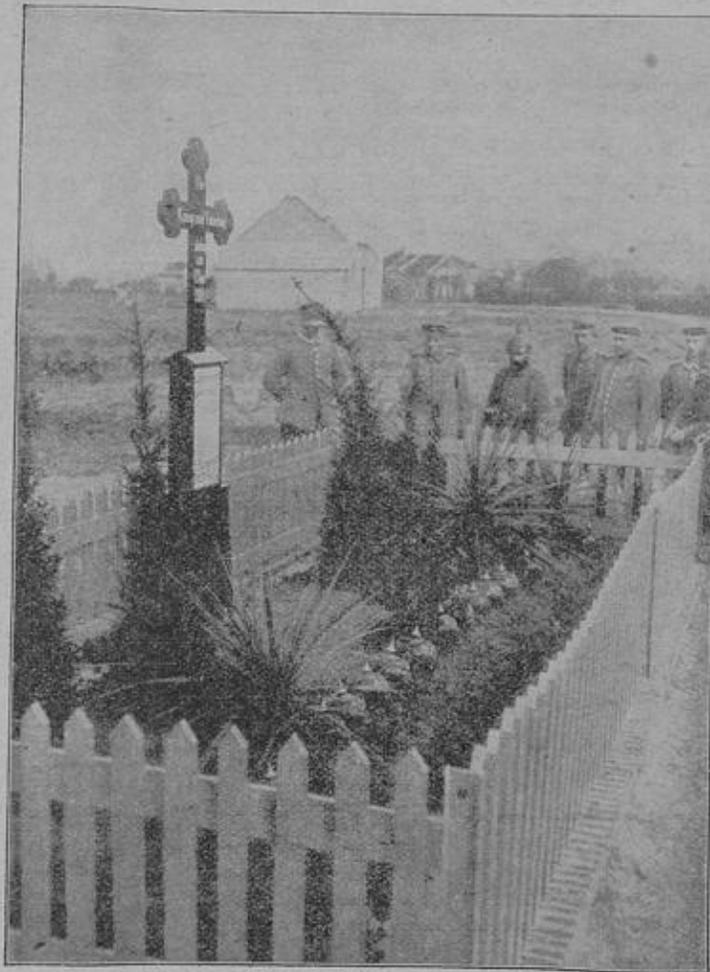
Der echte Heldensinn reicht fest, lähn,  
ruhig der Gefahr die Hand, und weicht sie  
dem eisernen Drucke nicht, so umfaßt er sie  
ringend, bis einer von den zweien erliegt.

## Verschwundene deutsche Universitäten. Die

Eröffnung der Universität Frankfurt a. M. gibt Anlaß, den Blick in die deutsche Vergangenheit zurückzulenken und sich aufgehobener Universitäten zu erinnern, die einst hochberühmt, längst der Vergessenheit anheim gefallen sind. An erster Stelle muß hier die Universität Helmstedt genannt werden, mit der die heutige wissenschaftliche Welt noch in gewisser Beziehung verbunden geblieben ist. Diese Universität besaß nämlich eine ausgezeichnete Bibliothek, die in der Wolfenbütteler Bibliothek Aufnahme gefunden hat und noch heute von der Gelehrtenwelt benutzt wird. In der Zeit, da das Deutsche Reich eine bunte Musterkarte von allerlei Kleinstaaten darstellte, zählte man noch eine ganze Reihe Universitäten, die stets den Mittelpunkt des geistigen Lebens eines jeden Fürstentums bildeten. Jeder Landesvater setzte seinen Stolz darein, auch eine Universität sein eigen nennen zu können. Wir erwähnen nur die nassauische, im Jahre 1654 gestiftete Universität Herborn, deren Aufhebung erst 1807 erfolgte oder die 1619 gegründete Universität Kinteln, die der Grafschaft Schaumburg gehörte. An der Mittelmer Universität lehrten bedeutende Juristen, die den Ruf dieser Lehrstätte weit hin verbreiteten. Ihr Ende fand sie 1809 durch ein Dekret des Königs Jerome, der sie kurzerhand aufhob. Auch große deutsche Städte, vornehmlich die alten freien Reichsstädte, blühten mit Stolz auf eigene Universitäten. Hierhin gehört z. B. die Universität Altorf der Stadt Nürnberg, an der Wallenstein studierte und die erst 1807 in der Erlanger Universität aufging. Brandenburg besaß eine eigene Landesuniversität in Frankfurt a. d. O., an der Heinrich v. Kleist dem philosophischen Studium oblag. Kurachsen besaß sein Geisteszentrum in der Universität Wittenberg. Auch diese beiden Universitäten verfielen dem Schicksal der Vereinigung mit anderen Hochschulen: Frankfurt a. d. O. wurde 1811 mit der Universität Breslau vereinigt, während Wittenberg 1817 mit der Universität Halle verbunden wurde. Wie die weltlichen Fürsten, so wollten auch die geistlichen Landesherren nicht ohne eine Universität bleiben. Zahlreiche Universitäten in den einzelnen Bistümern legen davon beredtes Zeugnis ab, so z. B. die Universitäten Bamberg, Köln, Mainz, Trier und Paderborn. Sehr wenig bekannt dürfte es auch sein, daß der Große Kurfürst für seine rheinischen

Lande im Jahre 1655 die Universität Duisburg gründete, die erst im Jahre 1802 zu existieren aufhörte. Um die Liste der verschollenen deutschen Universitäten noch zu vervollständigen, seien noch zum Schluß die Jesuitenuniversität Billungen im Bistum Augsburg und die Kurmainzische Universität Erfurt genannt, der 1816 von Preußen ein Ende bereitet wurde.

Das deutsche Heer hat im Kriege 1870/71 nur eine Fahne verloren, die des zweiten Bataillons des 8. Kommerzien Infanterie Regiments Nr. 61. Sie wurde am 23. Januar 1871 im Gefecht bei Pouilly unter



Soldatengrab bei Dilsorde in der Nähe von Löwen.

dem Leichenhaufen ihrer Verteidiger in einzelnen Stüden aufgefunden. Nach Paris gebracht, blieb sie bis 1877 im Gewahrsam des Ministeriums des Innern, dann überwies sie Mac Mahon, der Präsident der Republik, dem Kriegsministerium. Von dort kam sie 1885 in das Artillerie-Museum. Am 20. April 1888 wurde sie in der Kirche des Invalidendoms aufgehängt. Julius Wolff hat den Verlust der Fahne in einem ergreifenden Gedicht geschildert. Es entstand im Februar 1871 in Vaignes (Cote-d'Or), wo der Dichter sich als Landwehrsoldat aufhielt.

**Soldatenbrot.** Ein dem heutigen Kommissbrot ähnliches Bäckerzeugnis wurde schon von den Soldaten der ägyptischen Pharaonen, 2500 Jahre v. Chr., als eiserner Bestand mitgeführt. In Europa wurde es zuerst von Louvois, einem Kriegsminister Ludwigs XV., eingeführt, bald darauf durch König Friedrich Wilhelm I.

in Preußen, in Ausland erst vor kurzem und auch nicht in allen Teilen des Reiches.

**Die Eisenbahnen** wurden im Jahre 1848 zum erstenmal für Kriegszwecke benutzt, und zwar von sardinischen Truppen in Oberitalien im Feldzug Oesterreichs gegen Italien.

**Der Schnorrer.** „Herr Kommerzienrat, ich hab' gekannt Ihren Herrn Vater und Ihre Frau Mutter, ich hab' gekannt Ihre Onkels und Tantens, ich hab' sogar gekannt Ihren Herrn Großvater selig . . .“ — „Nun sagen Sie mir schon, was Sie wollen und klettern Sie mir nicht immerfort auf meinen Stammbaum herum.“

**Ein Renommist.** Bekannter: „Vorhin sah ich Sie im Wildbretladen.“ — Assessor: „Ja, der Wildbretthändler kauft mir immer das Wild ab, wenn ich soviel geschossen, daß ich's allein nicht essen kann.“

**Händ Ihr's schriftlich?** Hans und Heiri stehen vor dem Verhörrichter fragt den Hans: „I's wahr, Hans, händ Ihr au g'hört, der Heiri heb g'seit, wir Richter und Advokate siget alle Spizbuebe?“ — Hans: „Jo, Herr Präsident, und er hat no g'seit, wir wöll's schriftli gäh.“ — Verhörrichter: „Händ Ihr's schriftli gäh?“ — Hans: „Nei, nei, mer händ em's so glaubt.“

**Zwangslage.** Fanny: „Du hast dich mit dem Referendar Schmidt verlobt, trotzdem er dir zuwider war?“ — Rosalie: „Ja, ich konnte aber nichts dafür; er machte mir seinen Antrag unter einem Regenschirm und versicherte mir feierlichst, er werde, wenn ich ihn abweise, es auf meinen Gut regnen lassen.“

**Die Letzte.** „Du siehst so betrübt aus, und dabei war es doch eine Erbtante, die dir gestorben ist, nicht wahr?“ — „Ja, wohl, aber es war meine letzte.“

**Der rücksichtsvolle Gatte.** „Können Sie sagen, welcher Gedanke Ihnen am schmerzlichsten wäre?“ — „Ja, sehen Sie, der schmerzlichste Gedanke wäre mir, daß meine Frau eine Witwe werden sollte.“

**Milderungsgrund.** Richter: „Angellagter, haben Sie einen Grund zur Milderung Ihrer Strafe anzuführen?“ — Angellagter: „Allerdings, denn seh'n Sie, ich bin schon zwanzigmal bestraft worden, und noch nie hat's was g'nützt!“

## Rästel.

Wo kommst du her? — Von weiter Reise,  
Genoß auf ihr nicht Trank noch Speise,  
Saß eng gedrückt, gebückt in mich,  
Und grüße jetzt mit Namen dich;  
Doch wer du bist, wer mich gesandt,  
Dies alles ist mir unbekannt.  
Betrachte meinen Ritterschild,  
Vielleicht erkennst du drauf das Bild;  
Wo nicht, so brich ihn keck entzwei  
Und forsche, wessen Sohn ich sei.

**Auflösung des Rästels in voriger Nummer:**  
Rode, Odem.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.  
(Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur  
E. Kellen, Bredeneß (Nabr.). Gedruckt u. herausgegeben von Fredebeul & Roenen, Ess. u. (Nabr.).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt



Nr. 50

Sonntag, den 13. Dezember

1914

## Vergolten.

Kriegsskizze von Karl Berger.

(Nachdruck verboten.)

Umsonst ist alles Bitten und Flehen gewesen. Der Bucherer Moritz Silberstein hat kein Herz in der Brust. Am ersten Juli will er sein Geld haben, oder — — — Ja, was dann, wenn er es nicht bekommt? — Heinrich Hoffmann, der Rechnungsführer vom Schloßgut, weiß wirklich nicht, was dann werden soll. — Ehrlos, davongejagt mit Schimpf und Schande. Unmöglich in der Heimat, an der er mit so großer Liebe hängt. Und die armen, armen Eltern, die so stolz sind auf ihren Aeltesten, würden die es überleben? — Ihr Sohn ein Spieler — zweitausend Mark Schulden. — — — Aber noch lebt ja Onkel Egon, der reiche Hagestolz, der schon so manchem geholfen und von Heinrich, seinem Patenkind, immer sehr viel gehalten hat. Ob der sich nicht auch jetzt erbitten ließe? — Es soll versucht werden. — — —

Schon ist der Hartbedrängte bei ihm. Kopfschüttelnd hört der alte Herr seine Bittrede an, zupft mit nervösen Fingern an der Brille mit den großen, runden, scharfgeschliffenen Gläsern, zersaut sich den langen, schneeweißen Bart und will durchaus nichts vom Helfen wissen, schilt den jungen Mann vielmehr einen unterbeherlichen Windbeutel und hält ihm eine fürchterliche Strafpredigt. Aber schließlich wird er doch weich gestimmt und erklärt sich bereit, die Summe von zweitausend Mark gegen einen Schuldschein herzugeben; freilich kann er das nicht schon am ersten Juli, sondern erst am dritten. Bis dahin müsse Silberstein sich eben gedulden. — — — Der Bucherer wird nicht warten, keinen Tag, das weiß Hoffmann. Doch da kann Rat werden: In der Wirtschaftskasse befinden sich volle viertausend Mark. Der Herr Graf ist in Italien und kommt vor Mitte August nicht zurück. Wenn das Geld also auf drei Tage dem Tresor im Wirtschaftsbureau entnommen würde, so käme das niemals ans Tageslicht. Die Verwaltung der Kasse liegt ja dem Rechnungsführer ob. — Nein, das ist keine Unterschlagung, kein Diebstahl. Bestimmt nicht! — — — Freilich, gern tut man es nicht, aber es muß doch sein. — — —

Am ersten Juli erhält Silberstein sein Geld. — Zweitausend Mark fehlen an der Wirtschaftskasse, und wohl ist Heinrich Hoffmann keineswegs dabei. Wie ein Alpdruck lastet es ihm auf der Seele. Daß doch

nur der Dritte erst da wäre! — — — Es ist am zweiten Juli, abends um 7 Uhr. — Hoffmann hat die großen, blauegebundenen Wirtschaftsbücher beiseite gelegt und will im Schloßpark frische Luft atmen nach des Tages Schwüle. — Da tritt der alte Johann, des Grafen langjähriger Diener, an ihn heran und sagt:

„Wissen Sie es schon? Der Rentner Egon Haase ist nachmittags am Herzschlag gestorben. Er war ja wohl noch weitläufig verwandt mit Ihnen? — Aber — was ist Ihnen?“

Totenblaß wird des Rechnungsführers Gesicht. Die Augen quellen ihm weit aus ihren Höhlen, er taumelt zurück, als habe er einen Hieb ins Gesicht bekommen. — Onkel Egon tot? — Ja, was dann? — Tot — wirklich tot? — Nein, das muß ein Irrtum sein! — — — Und es ist doch bittere Wahrheit. — In Haases Wohnung findet Hoffmann die Befähigung. Nichten und Neffen — er selber ist kein wirklicher Neffe des Verstorbenen — haben sich im Hause versammelt, tun sehr wehleidig und scheinen doch in Wirklichkeit keineswegs tief erschüttert zu sein: Ihnen fällt ja ein bedeutendes Erbeil zu. — Noch hofft er, Onkel Egon möchte irgendeine schriftliche Notiz betreffs der zu vererbenden zweitausend Mark hinterlassen haben. Aber das ist leider nicht der Fall. Und die Erben sind lieblose Leute, die ihm fernstehen. Er darf also auf keine Hilfe rechnen. — Aber was soll denn nur werden? Wie soll er die unterschlagene Summe ersetzen? — Ins Gefängnis wird man ihn stecken. — Und die Schande ertrüge er nimmer. Nein, dann will er viel lieber tot sein. — O, die armen, armen Eltern! — Als müsse er den Verstand verlieren, ist es ihm. In einen fürchterlichen, nachtschwarzen Abgrund schauen seine Augen. Wer borgte ihm im Städtchen zweitausend Mark? — Niemand. — Außer Silberstein gibt es keinen berufsmäßigen Geldverleiher. Und mit dem ist er durch für immer. — — —

„Eine Kugel in den Kopf; etwas anderes bleibt dir nicht übrig,“ stöhnt der Verzweifelte. „So muß du enden, auf den die Eltern alle ihre Hoffnung gesetzt. Ehrlos — als ein Lump. Und deine Ehre galt dir doch immer als etwas Heiliges. — Was sagte doch dein Hauptmann von Waldensfeld?“

Der Gefreite Hoffmann ist der tüchtigste Soldat in der Kompanie; weil er am meisten Ehrgefühl besitzt.

Ja, das sagte er nicht einmal, sondern wohl ein Duzendmal. Ach, die Soldatenzeit! — Vor zwei Jahren wurde Hoffmann zur Reserve entlassen, als Unteroffizier. — Was würde wohl der Hauptmann denken, wenn er erühre, daß sein bester Grenadier ein Epithube ge-



Aus dem österreichisch-ungarischen Hauptquartier:  
Der Oberkommandierende Erzherzog Friedrich (links)  
mit dem Generalstabchef Conrad von Höbendorf (in der Mitte).

worden sei? — Und die Kameraden? — Keiner könnte das begreifen.

Eine entsetzliche Nacht bricht an für den Rechnungsführer. Ruhe-los wälzt er sich auf seinem Lager, und alle bösen Geister des schuld-beladenen Gewissens umlauern ihn. Immer wieder muß er an seinen ehemaligen Hauptmann v. Waldensfeld denken. Und da kommt ihm auf einmal der Gedanke:

„Suche diesen Herrn, der dir so sehr wohlgegnut war, auf, schil-dere ihm deine Notlage und bitte ihn um Hilfe. Er sagte doch noch beim Abschiede, wenn du seiner Fürsprache oder seines Beistandes ein-mal bedürfen solltest, dann möchtest du dich getrost an ihn wenden. Morgen ist Sonntag, da kannst du nach der Garnison fahren. Und glückt es nicht, dann — ja, dann bleibt dir eben nur der eine Ausweg. — Den Revolver nimmst du mit dir.“

Heinrich Hoffmann ist zurück aus der Garnisonstadt. Wie neu-geboren fühlt er sich, wie ein vom sicheren Tode Geretteter: das Geld befindet sich in seinen Händen. Er kann es in den Tresor legen und braucht nicht in Schimpf und Schande umzukommen. — Wie ein Bruder hat der Hauptmann an ihn gehandelt. O, dieser edle Herr! Daß er ihm doch jemals beweisen dürfte, wie unend-lich dankbar er ihm ist, wie er ihn verehrt! — In ganz geringen viertel-jährlichen Raten soll er ihm die Summe zurückzahlen. Und der Gute denkt heute nicht schlechter von seinem ehemaligen Mustergrenadier, als früher. Er verurteilt ihn nicht, und ist überzeugt davon, daß Hoffmann niemals wieder auf Abwege geraten wird.

Drohendes Kriegsgewitter zieht herauf. Und ehe man es noch ge-dacht, bricht es herein mit elemen-tarer Gewalt über die deutschen Lande, über Europa. — Der Deutsche Kaiser ruft sein Volk zu den Waffen.

Auch Heinrich Hoffmann muß zur Fahne eilen. Er tut es mit gleich freudiger Begeisterung wie all die anderen. Männer und Jünglinge aus Nord und Süd, aus Ost und West. — Zu seiner alten Kompagnie kommt er. Das ist ihm überaus an-geheim, denn nun darf er hoffen, seinem Hauptmann den Beweis dafür liefern zu können, daß er kein Un-dankbarer ist. Im Kriege wird sich Gelegenheit finden, alte Sünden gut-zumachen. — Und Unteroffizier Hoffmann ist wirklich der Luch-tigste einer im Regiment.

Auf Ostpreußens Fluren tobt die Tannenberg-Schlacht. Bei Ortels-burg kämpft Heinrich Hoffmanns Re-giment gegen drohende feindliche Uebermacht. Die dritte Kompagnie steht mit kurzen Unterbrechungen nun bereits vierzig Stunden im Feuer. Keinen Schritt will ihr kühner Haupt-mann v. Waldensfeld weichen, trog-dem fast die Hälfte seiner Leute kampfunfähig ist und er selber aus mehreren Wunden blutet. Aber jetzt bricht der tapfere Held zusammen im Schrapnellfeuer, und seine kühne Schar wird versprengt. Auch Unteroffizier Hoffmann hat einen Streif-schuß an der linken Hüfte erhalten. Er achtet dessen nicht, er denkt in diesen Augenblicken höchster Gefahr überhaupt nicht an sein Leben und seine Sicherheit. — Den schwerverwundeten Hauptmann will er vor sicherer Gefangenschaft, vor einem traurigen Ende bewahren. Mit zwei Leuten eilt er also zurück zu der eben verlassenem, jetzt nur durch ein schmales Stückchen Wiesenland von den heranflutenden feindlichen Massen getrennten Stellung. — Dort liegt v. Waldensfeld inmitten eines Haufens von Toten und Verwundeten. — Die beiden, Hoffmann beglei-tenden Grenadiere brechen, tödlich getroffen, zusammen. Da stürzt er allein auf seinen Hauptmann, hebt den schweren Körper, trotz der eigenen Verwundung, empor und zerzt ihn aus dem immer heftiger werdenden feindlichen Feuer. — Fürwahr, eine heldenmütige Leistung. — — — Dort hinter den Tannen ist Schutz. — Nur noch wenige Minuten, und sie sind erreicht. — Aber da taumelt Hoffmann und stößt unwillkürlich einen Schmerzensschrei aus: Ein Geschoß ist ihm in den Rücken ein-gedrungen. — Er kann nicht weiter. — Sanft läßt er seinen Hauptmann in eine breite Akerfurche nieder und leucht:

„Herr Hauptmann, — meine Schuld werde ich nun niemals be-zahlen können. — denn — — — Aber ich habe versucht, mich dankbar zu zeigen.“ — Blut strömt ihm in dickem Strahl aus dem Munde, er sinkt

neben Herrn v. Waldensfeld nieder. — Und der ergreift seines Rettens-Hand, drückt sie zum letztenmal und haucht leise:

„Hoffmann, ich wußte, daß Sie kein Unwürdiger sind! Sie haben Ihre Schuld getilgt und mir meinen Dienst tausendfach vergolten. — Ich danke Ihnen.“

Ein müdes Lächeln, ein letzter, tiefer Atemzug, und der Unter-offizier fühlt keine Schmerzen mehr. — Den Heldentod fürs Vaterland ist er gestorben. — — —

Hauptmann v. Waldensfeld wird eine halbe Stunde später in nächste Hilfslazarett getragen. Er darf hoffen, seinem Kaiser noch weitere treue Dienste zu leisten, denn seine Wunden sind schwer, aber nicht tödlich. — — —



Der Thronfolger Erzherzog Karl Franz Josef mit dem Verteidiger von Braszow, Feldmarschall-Lieutenant von Kusmanek (rechts) bei einer Besichtigung der Festung.

## Der Erbonkel.

Humoreske von Werner Granville-Schmidt.

(Nachdruck verboten.)

„Vater! — Ein Brief von Onkel Max aus Amerika!“

Mit diesen Worten stürzte ein etwa zwölfjähriger Knabe in das kleine Speisezimmer der Familie Schneemilch, einen Brief mit ausländischer Marke in der Rechten schwin-gend.

Herr Amandus Schneemilch, der als technischer Lehrer an der Städti-schen Realschule wirkte, legte Messer und Gabel beiseite und langte mit spizen Fingern nach dem Briefe. Strenge deutete er darauf nach einem Stuhl am unteren Ende des Tisches.

„Setz dich dort hin, Kurt! Komme, du trotz meiner Mahnung schon wie-der zu spät zu Tisch? Ebenso habe ich dir oft gesagt, du solltest nicht so ge-räuschvoll ins Zimmer treten! Zur Strafe schreibst du nach Tische 20 mal den Satz: „Ein wohlzogener Knabe befehligt sich der Pünktlichkeit und bewegt sich leise“, in Reinschrift an!“

„Meinlaut, mit hängender Unter-lippe, begab sich der Sextaner an sei-nen Platz.“

„Was schreibt denn dein Bruder?“ erkundigte sich Schneemilchs Gattin, eine hagere, starknochige Frau mit unympathischen Gesichtszügen.

Schneemilch hob abwehrend die Hand. „Nach dem Essen, liebe Emma!“

Es gab heute nämlich keine Leib-speise, „Steckrüben mit Kartoffeln“, und bei solcher Gelegenheit ließ er sich nicht gerne stören.

Fleisch kam allerdings nie auf den Tisch; denn die ganze Familie lebte streng vegetarisch.

„Wir tun das aus Gesundheits-rücksichten“, erklärte Frau Schneemilch gegebenenfalls ihren Gästen. Böse Jungen behaupteten freilich, sie

legten sich diese Entbehrungen nur aus ganz gewöhnlichem, berech-nendem Geiz auf. —

„Mutter, ich will noch'n paar Kartoffeln!“ meldete sich Kurt, der trotz der in Aussicht stehenden Strafarbeit wader eingeknien hatte.

Frau Emmas Stirn zog sich in verweisende Falten.

„Kurt, wie oft soll ich dir sagen, es heißt nicht, „ich will!“, son-dern „ich möchte bitten!“ Uebrigens ist es unsein, etwas zu fordern!“

„Ich darf mir aber doch nicht selbst nehmen, wie der Papa es immer tut“, verteidigte sich Kurt.

„Wenn man viele Kartoffeln isst, wird man überhaupt dumm, verstanden!“ schloß die Mutter den Disput.

Herr Amandus hielt schleunigst seine Hand schützend vor den Teller, denn wozu brauchte sein Sproßling nach der eben empfangenen mütterlichen Belehrung zu sehen, daß der Vater sich gerade vorher zum dritten Male eine erkleckliche Portion der nahrhaften Mchlfrucht auf-gefüllt hatte.

Nach dem Essen öffnete Herr Schneemilch den Brief des Bruders und las ihn laut vor. Er lautete:

„Lieber Bruder und liebe Schwägerin!

Allmählich rückt mir das Alter immer näher auf den Hals, und damit ist auch in mir der Wunsch aufgeleimt, meinen Lebensabend in

er Heimat zu beschließen. Ja, mein lieber Bruder, meine Parole heißt „Deutschland“, und ich bin recht froh, bald meine Vaterstadt wiederzusehen. Dürfte ich dich um einen Gefallen bitten? — Bei diesen Worten blühte Frau Emma unangenehm überrascht auf; aber ihre Züge lösteten sich sofort wieder, als ihr Mann in der Lektüre fortfuhr: „Bitte, besorgt mir doch, wenn Eure Zeit es erlaubt, eine kleine Wohnung. Am liebsten würde ich in der Nähe der Bank wohnen. Die genaue Zeit meiner Ankunft teile ich Euch vor meiner Abfahrt von Newyork noch mit. Vorerst schon besten Dank im voraus für Eure Gefälligkeit.“

Besten Gruß und frohes Wiedersehen Euer Bruder und Schwager Max!“  
„Um,“ meinte Herr Amandus Schneemilch bedächtig, „also Max will sich hier niederlassen. Nun, dann wird er sich ein nettes Stümper auf die hohe Kante gelegt haben; denn du weißt doch noch, Emma, wie er damals nach drüben ging, sagte er: „Entweder komme ich als reicher Mann zurück — oder gar nicht!“ Wahrscheinlich beschäftigt er sich doch mit finanziellen Unternehmungen; denn darauf deutet sein Wunsch, in der Nähe der Bank zu wohnen, doch hin.“

Frau Emma nickte gedankenvoll; aber plötzlich forschte sie lebhaft, wie von einer inneren Eingebung erfasst: „Sag mal, Amandus, ist dein Bruder nicht schon in den Siebzigern?“  
„Nein, fuhr sie eifrig fort: „Ich habe eine Idee. Weißt du was, — wir nehmen deinen Bruder zu uns! Ich mal, wozu soll er fremden Leuten sein sauer verdientes Geld in den Hals jagen? Ich seh' das gar nicht ein; das muß doch in der Familie bleiben. Wenn er anderswo wohnt, schmeicheln die Leute sich bei ihm ein, und wenn er schließlich mal stirbt, er zählt ja doch nicht mehr zu den Jüngsten, haben wir das Nachsehen.“

„Das Couponschneiden soll auch sehr anstrengend sein,“ warf Herr Schneemilch ein und belachte selbstgefällig seine Bemerkung; aber Frau Emma entwickelte unbeirrt ihre Pläne weiter: „Hinten die kleine Kammer steht ja doch unbenutzt. Da schlagen wir ein Bett auf und am Tage kam er vorne mit bei uns sitzen. Ob einer mehr bei Tische mit isst, fällt nicht so ins Gewicht; denn wenn er schließlich mal stirbt, kriegen wir's ja drei- oder vierfach wieder. — Wieviel er wohl hat?“

„Na, du weißt ja doch,“ entgegnete der zärtliche Bruder mit einer großartigen Handbewegung, „ich lehre entweder als reicher Mann zurück, oder gar nicht! — Nein, Lumpen läßt Max sich nicht; überhaupt nicht, wenn wir ihn zu Dank verpflichten.“

„Ja eben!“ stimmte Frau Emma bei. „Du weißt gar nicht, wieviel Unruhe und Schmutz ständiger Logierbesuch bringt. Alte Leute haben sowieso oft ihre Eigenheiten; — aber wenn er uns, oder Kurt, später sein Vermögen vermachte, nimmt man die Last ja gerne an sich.“

„Ja, ja, einer bekommt das Geld später doch!“ pschliete Schneemilch tiefstimmig bei. Für ihn gab es nur noch praktische Erwägungen; denn er hatte sich im Laufe der Jahre ganz den Anschauen seiner egoistischen Gattin untergeordnet.

So war es also beschlossene Sache, daß „Onkel Max“ im Hause seines Bruders ein Altersjahr finden sollte.

An einem schönen Sommermorgen langte die „Bretoria“ der weltbekannten „S. A. B. A. G.“ von Newyork in Hamburg an.

Unter den Wartenden, die zur Begrüßung ankommender Freunde oder Verwandter anwesend waren, besand sich auch Herr Amandus Schneemilch. Suchend glitten seine verkniffenen Augen über die Reihen der Passagiere, die an der Reling des Dampfers standen und des Augenblicks harzten, da die breiten Bausteege eine Verbindung mit dem Lande herstellen würden.

Endlich nahte der erlösende Augenblick. Plötzlich begegneten Schneemilchs Augen den suchenden Blicken eines alten, rüstigen Herrn in hellgrauem, fleidämern Anzug. Ein Erkennen blitzte in beider Augen auf; dann eilten sie aufeinander zu und begrüßten sich mit kräftigem Händedruck.

„Amandus!“  
„Mein lieber Max! — Herzlich willkommen in der alten Heimat. Meine Frau wäre auch gerne mitgekommen; aber sie richtet alles zu deinem Empfang her und da hat sie natürlich keine Zeit. — Selbstverständlich wohnst du bei uns! Bei fremden Leuten würdest du dich ja doch nicht gemütlich fühlen. — He, Droschke!“

„Aber laß doch, Amandus; wir können doch gut zu Fuß gehen,“ unterbrach der Heimgekehrte den Bruder mit einem forschenden Seiten-

blick. Er wunderte sich nicht wenig über die Freigebigkeit des Bruders, den er noch von früher als ziemlich kniderig kannte. Auch daß seine Schwägerin ihn so ohne weiteres in ihr Haus aufnehmen wollte, kam ihm etwas verdächtig vor; denn er wußte wirklich nicht, wie er solche wahrhaft großartige Fürsorge und Liebenswürdigkeit verdient hatte.

Wie sie Seite an Seite in der Droschke saßen, kam ein angeregtes Gespräch in Gang.

„Da „Drüben“ wird wohl schweres Geld verdient?“ forschte Schneemilch interessiert.

„Ja, viele verdienen Geld wie Heu; viele ziehen aber auch mit leeren Taschen heim!“ entgegnete der Bruder zweideutig.

Amandus Schneemilch zwinkerte dem Bruder verständnisvoll zu, als er mit besonderer Betonung meinte: „Na ja, dir konnt's ja nicht fehlen. Warst stets ein schlauer Stoppf. Ich sagte schon oft zu meiner Frau: Der Max bringt es bestimmt zu was! — Uebrigens, da drüben, das große, graue Gebäude ist die Bank. In fünf Minuten sind wir zu Hause. Du kannst also ganz bequem deine Geschäfte dort erledigen und brauchst die Geldsäcke nicht so weit zu schleppen.“

Amandus Schneemilch belachte die letztere Bemerkung kräftig und klopfte dem Heimgekehrten fortdial die Schulter.

Max Schneemilch, oder Mr. Snowmill, wie er sich in den „U. S. A.“ genannt hatte, konnte auch ein Lächeln nicht verbergen; aber es war mehr ironischer Natur. Er hatte sich in Amerika einen guten Posten Menschenkenntnis angeeignet und hatte nach den verstreuten Äußerungen des Bruders bald heraus, daß der ihm inbezug auf seine finanziellen Verhältnisse etwas auf den Zahn fühlen wollte. Natürlich ahnte er auch sofort, was Bruder und Schwägerin mit ihrer aufopfernden Zu-

vorkommenheit bezweckten, und als erfahrener Mann beschloß er, seinen Vorteil aus der Situation zu ziehen. Mit einem freundlichen Lächeln wandte er sich deshalb, ehe sie bei dem Heim anlangten, an den Bruder und sagte: „Du tußt mir wohl den Gefallen und sprichst recht laut, lieber Amandus; ich höre nämlich nicht gut. Du weißt wohl, wenn das Alter kommt! —“

Vor der Haustür erwartete Frau Emma den Besuch. Mit ihrem lebenswürdigsten Lächeln empfing sie ihren künftigen Hausgenossen und führte ihn in die Wohnung. Etwas enttäuschte sie aber doch: der Schwager sah durchaus noch nicht altersschwach und gebrechlich aus.

„Du mußt recht laut sprechen! Max hört nicht gut!“ belehrte ihr Mann sie sofort. Diese Nachricht beruhigte sie wieder etwas. Die ersten Zeichen des beginnenden Greientums stellten sich wenigstens schon ein und damit stiegen ihre Aktien ja auch wieder.

Oben setzte man sich, sobald „Onkel Max“, wie er nun in der Familie hieß, sich etwas restauriert hatte, an den gedeckten Kaffeetisch.

Der Deutsch-Amerikaner fand zwar schnell heraus, daß dem Stuchen zwei wichtige Bestandteile fehlten, nämlich Eier und Milch; aber der Höflichkeit halber quälte er doch einige Stücke des

trockenen Zeugens hinunter.

Frau Emma unterzog derweile das Äußere des Gastes einer unauffälligen Prüfung, und sie war ganz befriedigt. Der Anzug schien aus gutem, festem Stoff zu sein und hatte gewiß ein nettes Stück Geld gekostet. Ueberhaupt strahlte schon das volle, glattrasierte Gesicht des Schwagers eine gewisse Wohlhabenheit aus. Diese Beobachtung stimmte sie so froh, daß sie ihm fast mit Gewalt noch ein Stück ihres selbstgebackenen „Kuchens“ aufdrängte.

Nach Tisch setzte man sich zu einem Plauderstündchen nieder.

„Weider kann ich dir keine Zigarren anbieten, lieber Max,“ bedauerte Schneemilch. „Seit mehreren Jahren bin ich nämlich Nicht-raucher.“

„Aus Gesundheitsrücksichten natürlich!“ schaltete Frau Emma ein. „Well, ich verstehe,“ lächelte der Schwager. „Bemüht Euch nur nicht um Zigarren; ich rauche meine alte Schappfelle.“

Damit zog er auch schon eine Stummelpfeife aus seiner Rocktasche und begann sie umständlich zu stopfen. Herrn Amandus Schneemilch wäre es gewiß schlecht ergangen, wenn er es gewagt hätte, die Stube und die weißen Gardinen vollzuqualmen. Einem „Erbonkel“ zeigt man natürlich mehr Entgegenkommen, und Frau Emma eilte sogar fort, um dem Schwager selbst Feuer zu holen.

Der tat, als bemerkte er ihre süßsaure Miene nicht und paffte lustig darauf los.



Ein österreichisch-ungarischer Feldpater.

„O Gott,“ wandte sich Frau Emma an ihren Mann, „dein Bruder raucht ja wohl Spinatblätter oder altes Zeitungspapier. Man wird ja ohnmächtig in dieser Luft!“

Frau Emma senkte ihre Stimme nicht besonders; der Schwager war doch schwerhörig und konnte nicht verstehen, was man sagte.

„Onkel Max“ rauchte ungestört weiter; aber in seinen klaren, grauen Augen lag ein verstecktes, pfliffiges Lächeln, und dieses Lächeln schien zu sagen: „Naha, ich habe mich doch nicht getäuscht. Wenn ich meine Rolle als Schwerhöriger so weiter spiele, werde ich bald die Gewißheit haben, ob sie aus reiner Nächstenliebe oder aus Berechnung so zuvorkommend an mir handeln.“

Der erste Tag verlief ohne weitere Störungen; aber am zweiten Tag stellten sich verschiedene, für Frau Emma unwillkommene Ueberraschungen ein.

Als man sich nämlich an den gedeckten Mittagstisch setzte, stöberte „Onkel Max“ so eigentümlich auf seinem Teller herum und blickte suchend über die ganze Tafel. Endlich forschte er liebenswürdig:

„Sagt mal, Ihr habt wohl das Fleisch aufzutragen vergessen?“

Frau Emma verzog ihr Gesicht zu einer freundlich sein sollenden Grimasse und erklärte: „Nein, weißt du, lieber Max, wir leben vegetarisch, aus Gesundheitsrücksichten. Du solltest auch mal einen Versuch mit dieser Lebensweise machen!“

Entsetzt hob der Schwager die Hände.

„Das ist mir ganz unmöglich, liebe Schwägerin. In New York aß ich bereits zum ersten Frühstück eine warme Fleischspeise. Segen das ewige Grünfutter kann ich nicht an. — Wißt Ihr nicht hier in der Nähe einen sauberen Mittagstisch?“

Amandus Schneemilch wollte schon den Mund auf-tun; aber ein giftiger Blick seiner Gattin brachte ihn zum Schweigen. Erzürnt grollte sie: „Das wird immer niedlicher; der wird hier wohl wie ein Fürst auf unsere Kosten leben. Aber lieber laß ich ihm Fleisch holen, als daß ich zugebe, daß er anderswo ißt. Denk' mal an, was für Geld von seinem Vermögen abgeht, wenn er jeden Tag das teure Essen kauft. Ich kann ihm das viel billiger machen, und das Geld bleibt wenigstens in der Familie.“

Freundlich wandte sie sich nun an ihren Schwager: „Natürlich laß ich dir Fleisch holen, lieber Max. Anderswo weißt du doch nicht, ob auch alles sauber zubereitet ist.“

Der Schwager nickte befriedigt und natürlich ganz ahnungslos; denn wenn Frau Emma die Bemerkungen zu ihrem Gatten auch nicht gerade im Flüsterton getan hatte, so sprach sie doch leise genug, um nicht von einem Schwerhörigen verstanden zu werden.

Kurt mußte also zum Schlächter laufen und ein Stückchen Fleisch holen.

O, welche Tantalusqualen stand Herr Amandus Schneemilch aus, als nun das appetitlich gebratene Fleischstückchen vor dem Bruder stand und ihm der warme Bratenduft so verlockend in die Nase zog. Es gehörte ein wahrer Heldenmut dazu, bei solcher Situation noch den Fleischverächter zu markieren. Aber, das Maß der Ueberraschungen war noch nicht erschöpft.

Wie Frau Emma ihren Pensionär beim Abendbrot fragte, ob er lieber Tee trinke oder Kaffee, gab dieser höflichst zu verstehen, daß er gewohnt sei, seinen Schoppen Bier zu trinken — und ob sie nicht ein gutes Restaurant in der Nähe wüßten. —

Man stelle sich das Entsetzen der Familie Schneemilch vor. Nichtsdestoweniger fügte sich Frau Emma schweigend, wenn auch innerlich grollend in den Wunsch des Schwagers; denn wenn man ihm nicht zu Gefallen war, gewöhnte er sich vielleicht den Wirtshausbesuch an — und dann ade, du schönes Geld!

Nein, was waren das für Herrn Amandus Schneemilch für schreckliche Abende, wenn der Bruder ihm mit dem schäumenden Humper gegenübersah und er selbst seine Tasse dünnen Tee schlürfen mußte, — aus Gesundheitsrücksichten natürlich. —

Der einzige, der etwas von „Onkel Maxens“ Alkoholleidenschaft profitierte, war Kurt. Er mußte nämlich das Bier holen, und bei dieser Gelegenheit nahm er stets heimlich auf der Treppe einen ansehnlichen Schluck. —

Auf die Dauer konnte Herr Amandus die Qual des Zusehens aber nicht mehr aushalten. Weil seine Frau ihm das Biertrinken aber nicht gestattete, blieb ihm nur eines übrig: er mußte versuchen, seinen Bruder zum Temperenzler zu bekehren.

Eifrig machte er sich ans Werk, dem Bruder die Schädlichkeit des

Alkohols zu demonstrieren und ihm das segensreiche einer enthaltamen Lebensweise zu schildern. Und, o Wunder, eines Tages hatte er, dank seines unermüdligen Redens, den Bruder mürbe gekriegt — und Max Schneemilch wurde Mitglied des Abstinentenvereins, zu dessen Mitglieder auch Herr Amandus zählte.

Eines Abends saß die Familie Schneemilch im Wohnzimmer beisammen, und da man auf Schwerhörige inbezug auf die Unterhaltung keine Rücksicht zu nehmen braucht, meinte Frau Emma, zu ihrem Gemahl gewandt:

„Weißt du, Amandus, das Trinken haben wir deinem Bruder glücklich abgewöhnt; aber denke mal, wieviel Geld wir sparen würden, wenn wir ihm auch noch das Fleisessen abgewöhnten. Kann er nicht auch vegetarisch leben wie wir, und schließlich, was wir jetzt für ihn weniger ausgeben, ist später bar verdient.“

Also setzte Herr Amandus seinem Bruder zum zweiten Mal eine Daumschraube an; aber erst nach langem, langem Bemühen hatte sein Plan Erfolg, und das war an dem Tage, als Max Schneemilch für immer das Zeitliche segnete. Die Trauer in der Familie Schneemilch um den vortrefflichen Mann war dem Falle durchaus angemessen, und Herr Amandus bezahlte sogar noch das Begräbniß aus seiner Tasche.

Voll freundiger Erwartung sah man dem Tage der Testaments-eröffnung entgegen. Und der Tag kam!

Mit feierlicher Miene versammelte sich die Familie Schneemilch am bestimmten Ort, und dann verlas der Testamentsvollstrecker das folgende Schriftstück:

„Mein Testament!

Vor allem danke ich zuerst meinem lieben Bruder und meiner lieben Schwägerin für das liebenswürdige Entgegenkommen, das sie einem alten Manne so selbstlos gewährten. Ich weiß, daß ich ihnen viel Umstände bereitet habe, umso-mehr, da ich anfangs schwerhörig war. Zu meinem Glück legte sich die Schwerhörigkeit ja schon nach einwöchigem Aufenthalt in der Familie meines Bruders, und ich hatte daher Gelegenheit, oft festzustellen, wie wahrhaft gut sie es alle mit mir meinten.“

Bei diesen Worten des Testamentsvollstreckers sahen sich die würdigen Eheleute erbleichend in die Augen.

Der Vollstrecker aber fuhr fort: „Was mein Vermögen nun anbelangt, ging mir es wie vielen, die mit großen Hoffnungen nach Amerika gingen; ich konnte leider kein Vermögen erwerben. Die Sehnsucht trieb mich aber nach der Heimat und ich hoffte, in meiner Vaterstadt eine leichte Beschäftigung, vielleicht als Bankbote zu erhalten, umso-

mehr, da ich gute Empfehlungen mitbrachte.

Dank der Freundlichkeit meines Bruders aber, der mir Wohnung und Verköstigung anbot, brauchte ich nicht mehr für andere zu arbeiten, sondern konnte meinen Lebensabend in beschaulicher Ruhe beschließen.“

Was nun die paar hundert Mark betrifft, die ich von „Drüben“ mitbrachte und hier auf die Bank bringen konnte, so glaube ich ganz im Sinne meines Bruders zu handeln, wenn ich die Summe hiermit dem Abstinentenverein vermache, dem mein Bruder angehört, und für den er so begeistert war, daß er auch mich von dessen segensreicher Tätigkeit überzeugen konnte.

Dies ist mein letzter Wunsch!

Max Schneemilch.“

Beinahe ohnmächtig sank Frau Emma in einen Stuhl; ihr Gatte aber stürmte voll Wut zur Tür hinaus.

## Spruch.

Willkommen, Tod fürs Vaterland!  
Wenn unser sinkend Haupt  
schon Blut bedeckt,  
dann sterben wir  
mit Ruhm fürs Vaterland!

F. O. Alopstod, Oden, Heinrich der Vogler.



Bilder aus einem Konzentrationslager deutscher Sozialgefangener in Frankreich.  
Deutsch sprechen ist verboten! Erteilung von Unterricht im Französischen

# Die Geschichte von der Liebe des Herrn Friedrich Treuendorf.

Von M. Elise Albers.

(Nachdruck verboten.)

Herr Friedrich war ein Student der Rechte, still, arbeitsam und mit dem heimlichen Ehrgeiz, einstmals ein feuriger Anwalt zu werden. Seine ersten Semester hatte er in Erlangen zugebracht. Mit guten Vorsätzen gepanzert, war er nun in die Residenzstadt am Rhein gekommen. Natürlich wollte er arbeiten.

Wie ihm das leider mißlang, will ich Ihnen der Reihe nach erzählen. Nur möchte ich Ihnen eben vorher verraten, daß in seiner Geschichte ein allerliebste Blondköpchen eine Rolle spielt, Fräulein Lilly van Beers, Studentin der Kunst und Literaturgeschichte. Die ersten Tage kam sich Herr Friedrich sehr einsam und unmütig vor. Als dann die Kollegen begannen, besserte sich sein Gemütszustand etwas. Aber die Arbeit wollte nicht recht vorstatten. Wenn draußen der rheinische Frühling lockt und alles, was Höhe und bunte Mähen trägt, hinauszieht an den Rhein, dann ist es verdammt schwer, in einem Zimmerchen von zwei zu drei Meter zu sitzen und zu studieren, selbst wenn man es so eifrig mit dem Rechte meint, wie einstweilen der Herr Friedrich.

Und als eines Nachmittags wieder einmal die ganze Welt leuchtete von Sonnenschein, nahm er seinen Panama und fuhr mit dem nächsten Dampfer nach Königswinter. Hier ließ er sich von dem Menschenstrom weitertreiben und gelangte in ein altherühmtes Studentenweinstock, Bellinghausen, wo man vom ersten bis zum fünfzehnten Bowle trinkt. Der reiche Korpsstudent mit seinem Tausend-Mark-Wechsel verwandelt ihn nämlich genau so rasch wie der kleine Philologe seine hundertfünfzig Mark. Darin sind die Studenten alle eigen, nach dem fünfzehnten ist selten mehr Geld da.

Hier bei Bellinghausen ist jeder Tag ein Sonntag. Wenn das Rheintal von sonniger Schönheit durchdrungen ist, und es drüben aus den Abhängen überblau und violett und ultramarin herüberstrahlt, trägt der Wind eine Ahnung her von den süßen, schweren Trauben, die da im Herbst reifen werden. Die jungen Menschen trinken den dunkelroten Wein und juchzen vor Lust im Vollgefühl ihrer Jugend. „Jetzt sind wir jung, jetzt haben wir die Jugend.“

Herr Friedrich hatte die Gewohnheit, etwas wiegend zu gehen, was ihm im Laufe der Zeit den Beinamen „das Büsten-schiff“ eintug. Als er so durch das Lokal streute, entdeckte er an einem Fensterplatz seine neuen Zimmernachbarn. Hocherfreut näherte er sich ihnen und bot um die Erlaubnis, Platz nehmen zu dürfen. Man gewährte sie ihm, nicht ohne einen halb mißbilligenden, halb belustigten Blick auf sein Neuhäres. Unsere beiden Freunde waren nämlich Kavaliere, die sich in allem nur nach der „eleganten Welt“ richteten. Aus ihr erfahen sie, wie man in der Welt, die sich die Große nennt, den Schirm trägt, wie man Spargel essen soll und wieviel Zentimeter die Hosenbeine weit sein dürfen in dieser Saison. Es sind eben Fragen von höchster Wichtigkeit, nicht wahr? Manche Leute können sich davor vertiefen und ihre Tage damit ausfüllen.

Anfangs wollte die Unterhaltung nicht recht in Gang kommen. Bald aber löste die schöne Erdbeerbowle die Zungen und man trat sich näher. Herr Friedrich erzählte von Erlangen, von seinen Studien, und wollte sich gerade in die Frage vertiefen, welche Weltanschauung glücklicher mache, als eine lärmende Gesellschaft eintrat. Unter ihnen befand sich auch Lilly van Beers. Man setzte sich zueinander, und lachte, sang und trank.

Herr Friedrich verstummte und sprach an dem Abend nicht weiter. Er schaute die junge Dame an und schaute sie wieder an. Sie schien ihm liebreizend wie ein Engel. Mit verwundetem Herzen beobachtete er, wie sie mit allen ganz kameradschaftlich redete, nur ihm schien sie nicht zu sehen.

Er hatte noch sehr wenig Frauen getroffen in seinem Leben und war ein wenig naiv. Abends, in seinem Kämmerlein, mußte er denn konstataren, daß er verliebt sei, rettungslos verliebt in die hübsche Hexe. Ihr Bild verließ ihn auch im Traume nicht, und halb ausgeschlafen und mühsam wachte er am folgenden Morgen auf. Er nahm sich vor, sie zu meiden, nichts, am wenigsten ein kleines Mädel sollte ihn seinen Studien entfremden und ihn abhängig von Launen machen. Er war

eben noch etwas unerfahren und kannte die Frauen und den Sommer am Rhein nicht.

Wenn er über seinen Büchern saß und dann plötzlich neben sich silberbelles Lachen hörte, wurde es ihm ganz heiß. Er sah sie vor sich und sehnte sich nach ihr. Langsam wuchs die Liebe in seinem herben Jungenherzen, das noch so scheu und unverdorben war. Traß er sie, so sah er sie groß und erstaunt an, als sähe er sie zum ersten Male. Es war sehr bang auszuhalten. Sie aber war stets klug und heiter und sonnig.

Manchmal gingen sie zusammen zur Universität. Und alle Bäume und alle Blumen schienen ihm zu sagen: „Stehst du die Feine, das schöne Mädchen?“ Er ging ganz ehrfürchtig neben ihr her und ließ soviel Platz zwischen ihnen, daß noch einer hätte Raum gehabt. Dann kam ihm wohl eine Melodie in den Sinn, die er jedesmal pfeifen mußte: „Ach, hä! ich nimmer dich geseh'n.“ Es ist eine klagende, wehmütige Melodie. Drügend fiel es ihm aufs Herz, denn er wußte, daß er an einer süßen, schweren, hoffnungslosen Liebe erkrankt sei, die weder aus noch ein wußte.

Diese Liebe war größer, als sein Herz es fragen konnte. Ein klein wenig mußte es heraus, sonst wäre er gestorben daran. Er drückte ihr die Hand und brachte ihr Blumen, Rosen, zartfarbene und brennend rote. Jeden Tag einen großen Strauß.

Das kleine Fräulein Lilly nahm sie dankend an. Wenn er ins Zimmer trat, den Arm voll Rosen, hatte er den Kopf voll heißer Gedanken.

Eines Morgens brachte er ihr wieder den glühenden, farbigen Duft auf lauen, schaukelnden Stielen.

„Darf ich Ihnen die Hände küssen?“ fragte er.

Sie lächelte.

„Du kannst kein Lachen, du Kluge,“ dachte Herr Friedrich, „alle lieben dich, doch du bist überlegen und harmonisch. Und dir kann ich nicht von Liebe reden, weil du so abgetönt bist.“

Sie gab ihm die Hände, die er zart küßte. Er saß neben ihr und verzehrte sich im Anschauen der feinen, hellen Züge, die tausendstimmig zu ihm redeten.

Er seufzte.

Lilly sah blitzartig auf.

„Warum sind Sie so traurig und nachdenkend?“

„Sie sind zu klug!“ gab er ihr zur Antwort.

„Zu klug?“ Ihr Mund suchte.

Melancholisch nickte er.

„Jedenfalls zu klug, um sich bestimmungslos zu verlieben. Da haben Sie recht. Die Liebe ist mir zu unklug.“

„Und die Klugheit zu lieblos!“ Mit schwerem Gefühle ging er fort.

Kopfhängerisch ging er durch die Straßen und überlegte, die schönen Lilly zu gewinnen.

Er konnte nicht gut reden, im entscheidenden Moment fehlte ihm immer wieder der Mut dazu.

„Aber, sie sagt, sie sei zu klug, sich zu verlieben. Also liebt sie auch keinen andern,“ denkt er. „Und das ist schließlich der letzte Hoffnungsstrahl. Nur keinen andern! Ich ginge und schöße mich tot. Oder — ich vermachte meinen armen Leib der Anatomie und hätte in einem rührenden Schreiben einen romantischen Studenten, mein Herz der Geliebten zu übersenden in einem Schächtelchen, eingebettet auf Rosenblättern. Und wenn sie dann in ihrem späteren Leben Rosen sähe, müßte sie an den Studenten denken, der sie zu sehr liebte, um ohne sie leben zu können.“

Der arme Junge sehnte sich von Tag zu Tag mehr und arbeitete nicht viel. Er hatte niemand auf der Welt als eine alte Großmutter, die ihm jeden Monat fünfzig Mark schickte, von denen der bescheidene Mensch bisher gelebt hatte. Nun gingen mindestens zwanzig für Rosen davon ab, und er empfand dies nicht einmal als Einschränkung. Denn er liebte sie so sehr.

Er ging die Stätten suchen, wo er schon mit ihr zusammen gewesen war. Zuerst nach Königswinter, dann stieg er auf den Venusberg und setzte sich auf die Bank, auf der sie einstmals sich ausgeruht hatte. Sie war damals sehr lieb zu ihm gewesen und hatte sich sein einsames Leben erzählen lassen.

Von dem stillen Hause bei der Großmutter und seinem einzigen Freunde, dem Seppel. Das Tier war ein hirschröter Dackel gewesen, ein köstlicher, junger Kerl, mit treuen, braunen Augen und einer angeborenen Liebeshörigkeit und Heiterkeit des Gemütes. Sein Schwanz war gar drollig und immer in Bewegung, so daß sein Herr ihn ein natürliches Bendel genannt hatte.



Bilder aus einem Konzentrationslager deutscher Zivilgefangener in Frankreich. Wohnraum der Gefangenen, die hier auf dem mit Stroh bedeckten Steinboden schlafen.

Der Seppel war sein Trost gewesen, wenn ihn keiner mehr verstanden hatte. Er nahm ihn mit sich in sein Zimmer und sagte ihm alles. Und Seppel sah ihn an und bat ihn, nicht traurig zu sein, und legte ihm die Hand. Lachen und weinen konnte er, beinahe so gut wie ein Mensch.

Lilly hatte ihn leise lächelnd angesehen und war ihm liebevoll-mütterlich über seine Haare gefahren. Er dankte ihr mit diesem Blick, empfand aber zu gleicher Zeit das jähe Bewußtsein seiner unerwiderten Liebe.

Es gab einen Riß in seinem Herzen. Das Studium behagte ihm nicht besonders mehr. Wohl steckte er seine Nase in die Bücher, aber was er las, schien ihm nicht besonders verlockend, und er schlug sie wieder zu, um zu Gedichten zu greifen. Ständig schienen ihm diese Offenbarungen des Gefühlslebens, er konnte stundenlang im Grase unter den blühenden Bäumen liegen und genießen.

Eines Tages hatte er selber ein Gedicht gemacht und schrieb es in ein Buch, das er Lilly schenken wollte.

Sie nahm es glücklich und dankbar an und warf einen Blick auf die Strophe. Mechanisch las sie diese.

„Das ist hinweisend schön,“ sagte sie. „Wer hat das gemacht?“

Da sah sie ihm ins Gesicht und wußte es.

„Sie sind ein Dichter,“ sagte sie leise.

Grund. „Sie sind wie ein Engel, den ich nur aus der Ferne anbeten darf. Und doch auch ein Kind, das mit bloßen Füßen und zudendem Herzen durch die Welt schreitet, ohne sich zu verleben. Ein Kind, das spielt und zerbricht und wehe tut. Das streichelt und liebt, wo sein mütterliches Herz es ihm sagt.“

Ihr Mund zuckte.

„Ja, ich bin ein Kind! Sie verstehen mich. Ein Kind, das gelangt und gelacht hat und sich tausend Wunder vom Leben erträumen wollte. Mein Herz war sonnig und glücklich. Bis auch ich erfuhr von der Häßlichkeit. Da war ich so töricht, mein Herz zu verhärten, weil ich die Wahrheit in bitterer Form gesehen hatte. Ich hatte viel Schmerzen darum.“

„Halt' dich gar, ach, gar zu lieb!“ formten ihre Finger auf den Tasten. Stumm und blaß sah sie da.

„Lieben Sie ihn sehr?“

Ihr Blick sagte ihm alles.

Mit einmal wurde es dunkel und schwarz. Er war bereit, von ihr zu gehen, denn er vermeinte, ohne ihre Liebe sterben zu müssen. Einsam und traurig wollte er seinen Weg wandeln. Sie, die Hohe, Reine, hatte schon eine Enttäuschung erlebt.

Das Mädchen fühlte den Schmerz und die herbe Enttäuschung in seiner Bewegung. Es wagte nicht, zu ihm aufzublicken, und wollte



Deutscher Landsturm in Belgien: Essenaußgabe auf einem Kasernenhof in Bergen (Mons).

Er sah sie traurig an. „Ich glaube, daß ich's bin.“

Unendlich viel an Güte und Hingebung gab er ihr. Aber er lehrte immer alles um. Er war's, der schenkte aus seinem ganzen, großen Herzen, dieser heimliche, reiche, reine Junge, mit dem scheuen Äußern. Und daß er die kleine lebensunklige Lilly nicht verließ, war sein köstlichster und reichster Gewinn vom Leben.

Da in der Nacht lag er mit geschlossenen Augen. Dann sah er sie vor sich wandeln durch eine tiefe Dunkelheit, aber sie selber war Licht und Tag. Und er stand und betete sie an. Sie sah sich um und gerade ihm in die Augen. Er lächelte, denn er sah ihr durch die Augen in die Seele, die gut und schön und milde war.

So ist die Liebe, Schmerz und Glück zugleich in Traum und Wirklichkeit. Wenn sie an stillen Abenden ab und zu Klavier spielte, kam er leise in ihr Zimmer geschlichen. Er wußte dann nicht, was ihm war. Er stand am Fenster und träumte dem Liebes nach, das da aus dem dämmernden Raum hin über den Garten und die Rosen ging, leise und klar. Die Sterne flimmerten, und der Wind ging durch die Büsche.

„Möchten Sie mein Kamerad sein?“ fragte Lilly.

„Wenn Sie mich gebrauchen können,“ war seine schlichte Antwort.

Sie sah so lieb und hell vor ihm, daß er plötzlich alles sagen konnte, was klar oder unausgedacht in ihm lag und ihn schmerzte. Ihr teilnehmender Blick löste unmerklich die Lippen. Er sprach ihr von seiner großen, tiefen Liebe, von seiner Verehrung der Frauen, die er nicht kannte bisher, aus einem ahnenden Gemüte und ohne triftigen

still das Leben auf sich nehmen. Leise und traurig sagte es: „Ich hab' gewünscht. Wenn Sie die Wahrheit wollten, würde alles vorbei sein.“

Und da er ihr vor Trauer nicht in die Augen sehen konnte, fühlte er sanft ihre Lippen auf seiner Hand. Er sah zu ihr auf und ritt in Tränen. Er fühlte ihre Nähe mit allen Fasern, und daß er sie lieber habe als alles auf der Erde.

„Ich hab' dich lieb,“ sagte er einfach.

Dann nahm er ihre Hände, die lieben, schlanken Hände, und küßte sie. Sie wußte, daß er sie nun verstand, und fühlte sich rein und froh. So war sie geborgen und legte ihren Kopf in seinen Schoß und ließ sich streicheln. Und sie sagte ihm jeden Fliesen in ihrem Leben, was sie meist unbewußt, unbedacht getan. Klar und ohne Schleier, keine Faste in ihrem Herzen blieb ihm verborgen.

„Das hab' ich getan. Er hatte mir gesagt, er habe dasselbe Streben, dieselben Ideale wie ich. Wir suchten den gleichen Weg. Harmonie und Schönheit schien alles. Da wandelte er sein Wesen. Ich hatte ihn lieb. Zart und schön war alles. Aber mein Herz erschraf vor dem Weg. Er verschloß die heiße Liebe und wartete. Wir lachten und plauderten lebhafter als früher, und doch flackerte ein unruhiger, flüchtiger Scheintanz durch unsere Reden. Jeder verbarg dem andern seine letzten Gedanken. Wir übten eine erzwungene Ruhe, hinter der ein inneres Beben stand. Ich sah das Zittern seiner leidenschaftlichen Seele, die keine Halbheit kannte, fühlte das Verlangen. Da wurde ich traurig und lag die Nächte wach, und umgab ihn mit aller Zartheit meines Herzens. Aber er litt, weil er wollte, daß mein Wesen,

mein Intellekt, mein Fühlen ganz in ihm verschmelzen sollte. So kamen uns die Schmerzen durch die Liebe.

Als die Ferien kamen, reiste ich an die nordische Küste. Hier traf ich einen Herrn, der unser beider Freund sich nannte. Er war sehr bemüht um mich. An einem Mittag saßen wir am Strand, und ich erfuhr, daß er, den ich liebte und der meinen Jugendglauben in Händen hielt, ihm in einer vertrauten Stunde gesagt habe, ich sei das interessanteste Experiment, das er jemals getroffen habe.

Sie neigte den Kopf.

„Ziehst du, da stur ich und zitterte und fühlte, wie arm und darben ich war. Ich habe mich verachtet, wenn ich an den Becher der schalen Leidenschaft dachte, und wie die brennend roten Mohnblüten der Sinne meine heilige Liebe überwuchert hatten. Lange habe ich gebraucht, um wieder in die Harmonie meiner Seele hineinzufinden.“

Da kam er und küßte ihr die Stirn und die Augen, und sie sahen sich an. Und sie wußten, daß sie sich das Beste in ihrem Leben waren.

Der Wind wehte den Rosenduft ins Zimmer und sang ein altes, ewig neues Lied.

## Wie die deutschfeindliche Gesinnung der Belgier entstanden ist.

Es war längst bekannt, daß die Belgier zum großen Teil unter französischem Einflusse standen, und man hat deshalb früher die deutsch-



Deutsche und holländische Grenzwahe in Effen an der holländisch-belgischen Grenze. An dem Telegraphenmast weht die holländische Flagge.

feindlichen Bemerkungen in den belgischen Zeitungen wenig oder gar nicht beachtet. Als nun bei Ausbruch des jetzigen Krieges die barbarischen Ausschreitungen der Belgier gegen die Deutschen bekannt wurden, standen viele vor einem Räthsel, weil sie nicht wußten, wie systematisch die Belgier seit langen Jahren von ihrer französisch gesinnten Presse gegen alles Deutsche aufgereizt worden waren. Zur Erklärung dieser Erscheinung dürfte es von Interesse sein, jetzt an eine Broschüre zu erinnern, die 1906 in Brüssel von einem gewissen Oscar Grojean unter dem Titel „La Belgique et le Pangermanisme“ (Belgien und das Alldeutschthum) herausgegeben wurde. Diese Heftchrift erschien zuerst als Abhandlung in der Monatschrift „La Belgique artistique et littéraire“, deren Verlag sie dann auch gesondert als Broschüre herausgab.

Der Verfasser behauptet, das Deutsche Reich habe die Absicht, Belgien und Holland einzuverleiben. Zum Beweise dafür weist er zuerst auf die Forschungen über Herkunft und Ausbreitung der Germanen hin. Diese Forschungen haben nach ihm lediglich den Zweck, einen Vorwand zur Ausdehnung der deutschen Macht abzugeben, gerade wie die Geschichte des Elsass und Lothringens nur benutzt worden sei, um die Einverleibung dieser Provinzen zu rechtfertigen. Sehr verdächtig erscheinen ihm auch die deutschen Lehrbücher der Erdkunde, die außer dem Deutschen Reich auch Deutsch-Oesterreich, Lichtenstein, die Schweiz, Belgien, Luxemburg und die Niederlande als Länder mit deutschsprechenden Einwohnern bezeichnen, die im Mittelalter zu einem Staate verbunden waren. Der Verfasser entrüstet sich darüber, daß die Vlaemien als Germanen zu betrachten sind, abgesehen davon, daß ein östlicher Streifen von Belgien (ein Teil der Provinz Luxemburg) rein deutsch ist. Das „geschichtliche Alldeutschthum“ (so pangermanisme historique) ist nach

Grojean die erste Gefahr, die Belgien bedroht, und da jene verhängnisvolle Lehre, die nur aus „dunstigen Viertöpfen“ aufgestiegen ist (les fumées vaines de corveaux alourdis de bière), auch in den deutschen Schulen des Auslandes vorgetragen wird, bemüht er die Gelegenheit, um zuerst die deutschen Schulen in Belgien zu verächtigen, namentlich die Deutsche Schule in Brüssel, die es gewagt habe, in der Rue des Minimes ein luxuriöses Gebäude (une somptueuse école) zu errichten!

Der wadere Grojean greift dann die inzwischen eingegangene deutsch-vlaemische Zeitschrift „Germania“ an und denunziert die vlaemischen Mitarbeiter, die es gewagt haben, für ein solches Blatt Beiträge zu liefern, namentlich den Professor Omer Wattez und den Dichter Pol de Mont, dessen Eigenschaft als Konservator des Antwerpener Museums besonders hervorgehoben wird.

In dritter Linie weist Grojean auf den Anteil hin, den die Deutschen in Belgien am wirtschaftlichen Leben gewonnen haben. Er begnügt sich nicht, allgemein die Unternehmen zu erwähnen, die einem deutschen Einfluß unterstehen, sondern er nennt auch einzelne Firmen und Namen. In welcher Absicht das geschehen ist, dafür sind die Greenelaten bei Beginn des jetzigen Krieges ein deutlicher Beweis.

Beachtenswert ist auch der von Grojean wiedergegebene „Alarmruf“, den der auch als Schriftsteller eifrig tätige Rechtsanwalt Edmond Picard am 9. März 1906 im belgischen Senat ausrief. Bei der Beratung über die Befestigung Antwerpens sagte nämlich dieser „éminent avocat“: „Deutschland ist alldeutsch! Es will Antwerpen erhaschen. In dieser Festung gibt es eine Bevölkerung deutscher Rationalität: diese Bevölkerung ist eine Gefahr.“

Wenn man die Wut des belgischen Pöbels gegen die Deutschen in Belgien begreifen will, so darf man nicht vergessen, daß selbst Männer wie Picard schon seit Jahren das Volk durch solche Äußerungen aufgehetzt haben.

Was Grojean absichtlich nicht gesagt hat, das haben die Zeitungen und Zeitschriften, die seine Broschüre besprochen haben, hinzugefügt. So schrieb die in Brügge erscheinende Monatschrift „Actualité“, die jene Heftchrift als eine große Tat feierte: „Unsere Hoffnungen sind wie die der ganzen Menschheit im französischen Lager, und unser Geist ist französisch.“ In demselben Artikel werden diejenigen Belgier, die die „deutsche Gefahr“ in ihrem Lande nicht genügend beachten, gewarnt: sie könnten wohl eines Tages mit einer Pickelhaube auf dem Kopfe erwachen. K.

## Sprüche.

Willst das Große du erreichen,  
Fange mit dem Kleinen an;  
Deine Tadel werden schweigen,  
Ist das Kleine groß getan.

\*

In festem Mut und Gottvertraun drück' die Sporen ein, und laß das wilde Roß des Lebens mit dir setzen über Stod und Bloß, darauf gefaßt, den Hals zu brechen, aber furchtlos; da du doch einmal scheiden mußt von allem, was dir im Leben lieb — und doch nicht auf ewig.

Bismarck.

\*

Süß ist und ehrenvoll, sterben fürs Vaterland.  
Soras, Oden.

\*

... selig sind die Tausende, die sterben den bitter süßen Tod von Feindeshand!  
Goethe, Iphigenie.

\*

Wer mutig für sein Vaterland gefallen,  
der baut sich selbst ein ewig Monument  
im treuen Herzen seiner Landesbrüder;  
und dies Gebäude stürzt kein Sturmwind nieder.  
Theodor Körner, Prinz.

\*

Das Menschliche nützt sich ab — das Göttliche bleibt wandellos.



## Sprüche.

Wie entzückend und süß ist es, in einer schönen Seele verherrlicht uns zu fühlen, es zu wissen, daß unsre Freude fremde Wangen rötet, daß unsre Angst in fremdem Busen zittert, daß unser Leiden fremde Augen wässert.  
Schiller.

\*

Deutsches Herz, verzage nicht,  
Du, was dein Gewissen spricht,  
Dieser Strahl des Himmelslichts:  
Tue recht und fürchte nichts!  
Deutsche Freiheit, deutscher Gott,  
Deutscher Glaube ohne Spott,  
Deutsches Herz und deutscher Stahl  
Sind vier Helden allzumal.

E. M. Arndt.

**Der Geburtstag im Schützengraben.** Eine Kompagnie liegt, ohne zu schießen oder beschossen zu werden, friedlich in ihrem Graben, während rechts und links ganz lebhaftes Feuer ist. Man fragt erstaunt, weshalb es denn in der Mitte so ruhig sei. Da erfährt man, der Kompagniechef hat heute Geburtstag, und da hat die Kompagnie zum Feinde geschickt, ihm das melden lassen und den Vorschlag gemacht, diesen Tag dadurch zu feiern, daß man gegenseitig nicht schießt. Die Franzosen sind darauf eingegangen und halten Wort. Der Hauptmann kann seinen Geburtstag unbehelligt begeben, und erst nach dessen Ablauf, um Mitternacht tracht der erste feindliche Gruß herüber.

**Was der deutsche Soldat in den Taschen hat.** In dem Feldpostbriefe eines im Osten fechtenden deutschen Soldaten wird nicht ohne Humor geschildert, wie es in den Taschen eines deutschen Soldaten aussteht. „Willst du mal wissen (so fragt der Brieffschreiber), wie meine Taschen aussehen? Linke Hosentasche: ein Hosenträgerersatzteil, ein Taschentuch, innen weiß, außen Schmutzfarbe (selbgraun), etwas Berg zum Gewehrreinigen, die Zelluloidschachtel mit Klosett-papier, Seife, Seiflappen und schließlich das Handtuch. Rechte Hosentasche: Portemonnaie, silbernes Messer, großes buntes Taschentuch, Pulswärmer. Ubertasche: links unten Kompaß, Spiegel, Kalender. Rechte Westentasche: Notizbuch, Pergamentpapier. Litewka: Innentasche: vollgepfropfte Briefftasche — alle Briefe trage ich natürlich nicht bei mir, die sind im Tornister. Litewka, linke äußere Tasche: Keks, Schokolade usw. Rechte: halb frei für ein Stück Brot. Kannst du dir eine Vorstellung machen von meiner Vollgepfropftheit?“

**Die Gistprobe.** Aus der Zeitung „Der Landsturm“, die augenblicklich mitten im Feindesland, in Bouziers, erscheint, sei folgendes „wahre Geschichtchen“ mitgeteilt: „Bei Sedan. Staubige Landstraße. Sengende Hitze. Oberleutnant v. Sp., ein Schwabe, hat auf dem Marsche verdächtige Zivilisten ergriffen und verhört sie in der nächsten Mairie. Devot bringt der Maire dem Offizier ein Glas Wein, das dieser unbedacht auf einen Zug hinunterstürzt. Tausel, das war Gift! Ein höllisches Feuer in der Kehle und im Magen. Pistole heraus: „Merl, was hast du mir vorgelesen?“ — „Ach,

bedauerliches Versehen, aber kein Gift, nein, nein, nur Essig.“ — „So-o-o? Flasche her! Ganz richtig, Vinaigre de salade. Ob nicht doch Gift? Na, besser ist besser, warte, mein Freund, ein zweites Mal leinst du einen deutschen Offizier mit deinem Essig jedenfalls nicht mehr.“ Mit raschem Griff nimmt der Oberleutnant aus dem Wandschrantke drei solide Wassergläser, recht nette Hümpchen, füllt sie bis zum Rande mit dem köstlichen Essig, stellt sie vor den Maire, und der Einfachheit halber auch vor die beiden Inkulpaten. Darauf mit erhobener Pistole: „Ayez la bonté, messieurs! Un, deux, trois!“ Sechs tränende Augen heben sich stehend zum Himmel. Aber was half's? Wuppdi, waren wie beim schönsten Bierjungen die schmerzlichen drei Gläser Essig hinuntergestürzt. Drei Indianer tanzten wie besessen im Zimmer umher und haben seitdem einen grimmen Haß auf alle Essigsabrikanten.“

**Die üble Rolle.** Ein französischer Leser teilt folgende Beobachtung aus dem Kinder-

geschobenen Kasten eine preussische Kompagnie, die in einem Wäldchen vorging. Wir umzingelten sie und eröffneten ein heftiges Feuer. In diesem Augenblicke stimmten sie die Marschallaise an. „Bahn in Ruh“, kommandierte der Sergeant. „Wir schießen auf Franzosen.“ Alles glaubte an ein Mißverständnis. Aber kein Zweifel, es waren doch Soldaten des Kaisers in dem Wäldchen, die die Marschallaise sangen. Bis wir uns von unserer Ueberwachung erholten, waren die meisten Preussen entwöhlt; wir hatten aber doch einige getroffen und machten auch noch Gefangene.“

**Nicht unter hundert.** Als 10 Russen ohne Waffen zu einem Kavallerievorposten kamen, um sich zu ergeben, jagte sie dieser zurück mit den Worten: „Unter hundert nehmen wir nicht an!“ Die Russen liefen eilig davon, kamen aber bald mit den gewünschten 10 Überläufern zurück!

**Befähigungsnachweis.** Theaterdirektor: „In dem neuen Stück werden Sie eine Treppe von dreißig Stufen hinuntergestoßen; werden Sie das auch machen können?“ — Schauspieler: „D, gewiß; ich habe ja früher Privatkundschaft als Weinreisender besucht.“

**Protest.** „Sei doch nicht so laut, Huber! Drüben am Nebentische hat eben ein Herr gerufen: Dem Schreimaul sollt' man doch etwas Bildung beibringen!“ — „Was, wer hat gerufen? Den möcht' ich seh'n, der mir a Bildung beibrächt!“

**Zarte Andeutung.** Strödel (zum einsamen Spaziergänger): „Ach, lieber Herr, könnten Sie einem armen, alten Mann nicht ein bißchen mit was behilflich sein, der nichts sein eigen nennt als nen geladenen Revolver?“

**Bedenkliches Lob.** „Na, Frau Bibbeln, Sie seh'n doch so vergnügt aus!“ — „Ja, mein Sohn kommt heute 'raus!“ — „Wat, ich denke, dem haben sie vier Jahre aufgebrummt!“ — „Ja, aber wegen guter

Führung hat er ein Jahr geschenkt gekriegt!“ — „Ne, wirklich, Frau Bibbeln, auf so'n Sohn können Sie aber stolz sein!“

## Rätsel.

- Auf dem Ersten möcht' ich wohnen,
- Auf dem Ersten ist es schön,
- Wo sich Fleiß und Arbeit lohnen,
- Wo die Stunden schnell vergeh'n.

Dem ich liebe stillen Frieden  
In der herrlichen Natur;  
Dort ist alles Glück beschieden,  
Ist der Mensch das Zweite nur.

Doppelt kann es der genießen,  
Dem das Ganze frod gehört!  
Drum will oft es mich verdrießen,  
Daß es mir nicht ward beschert.

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Brief.

**Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten.** (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: E. Kellen, Bredeben (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredeben & Kocnen, Essen (Ruhr).



Paris in Erwartung des deutschen Angriffs:  
Anlegen von Erdbefestigungen in einem Vorort.

leben Sachsenhausen mit: Auf einem kleinen Plätzchen sind fünf kleine Linksmänner im Alter von acht bis zehn Jahren beim Kriegsspiel mit dem Verteilen der Rollen beschäftigt.

„Ich bin der Deutsche,“ erklärt im Bewußtsein seiner Ueberlegenheit stolz der Größte, und zum Nächstältesten, der schon an seiner Seite steht, gewandt: „Du bist der Desterreicher.“

„Du bist der Franzos und du bist der Russe.“

Zwei resignierte lange Gesichter.

„Und du bist der Engländer.“

„Des leibt mer grad uff! Do werd mir draus! Ich hob vergange Woch ercht, wo mer Käuwer und Schandarm gespielt hawwe, den Raubmörder gemacht.“

**Die „Marseillaise“ als Kriegslift.** Mit welcher Kaltblütigkeit sich eine deutsche Kompagnie der Gefangennahme entzog, erzählt ein verwundeter französischer Offizier im „Petit Parisien“: „Wer hätte das gedacht, daß unsere Gegner, die sich so schwer gegen Freiheit und Recht veründigen, sich eines Tages der begeisterten Strapazen der Marseillaise bedienen! Freilich nur, um unsere tapferen Truppen zu täuschen. Wir waren bei Dombasle auf Vorposten, als uns plötzlich der Anmarsch feindlicher Abteilungen gemeldet wurde. Ich ließ meine Kompagnie sofort am Waldrand ausschwärmen. Sehr bald entdeckten die vor-

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



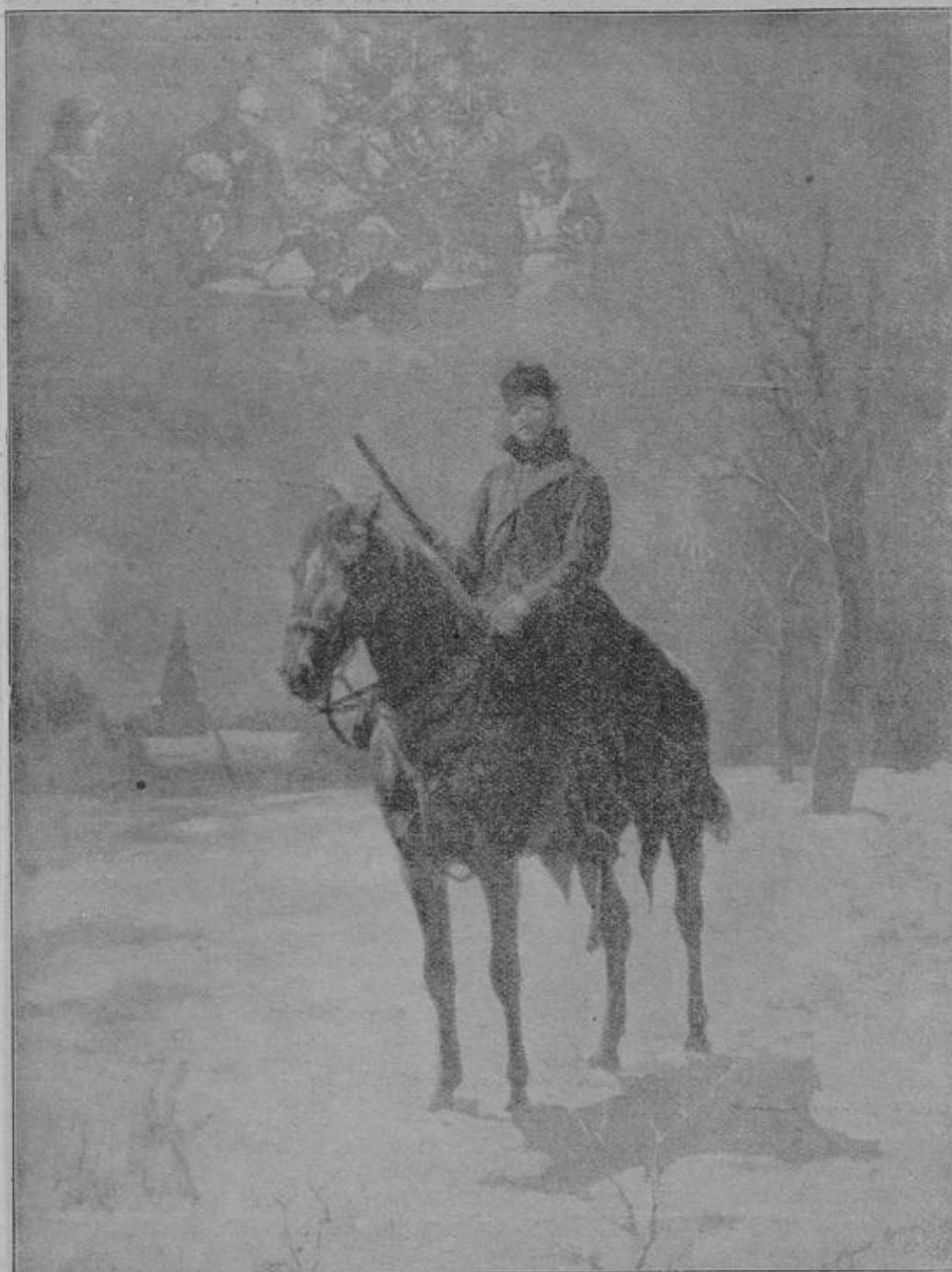
Beilage zum  
Düsseldorfer  
Tageblatt.



Nr. 51

Sonntag, den 20. Dezember

1914



Am Weihnachtsabend auf Vorposten im Feindesland.

## Weihnachten im Feindesland.

Von T. Kellen.

(Nachdruck verboten.)

Nicht erfüllt hat sich die Erwartung derjenigen, die glaubten, der jetzige Krieg werde binnen wenigen Monaten zu Ende sein. Nun dauert er schon in den fünften Monat hinein, und ein Ende ist noch nicht abzusehen. So müssen denn die Krieger auch diesmal wieder wie 1870 das Weihnachtsfest im Feindesland feiern.

Es leben noch manche alte Krieger unter uns, die damals in Frankreich deutsche Weihnachtslieder um einen Tannenbaum gesungen haben, und die Erinnerung daran ist jedes Jahr in ihnen neuaufgelebt. Wie werden sie erst in dieser Zeit des Völkerrkrieges jenes Tages gedenken! Auch in allen Werken über den Krieg von 1870/71, in den Geschichtswerken von Hillf u. a., wie in den Einzelschriften, Tagebüchern, Berichten usw. von Teilnehmern wird mit besonderer Rührung jener ersten, weihvollen Weihnachtsfeier im Feindesland gedacht.

Damals waren die deutschen Heere schon weiter vorgerückt als jetzt, da damals die ganze Lage wie die Kampfesweise eine andere war.

Seit September waren die Heere im Begriffe, Paris einzuschließen, aber das war eine lange, mühevollen Arbeit, die oft durch größere und kleinere Ausfälle der Franzosen unterbrochen wurde. Am 5. Oktober war König Wilhelm mit dem Kronprinzen in Versailles eingezogen. Am 28. September war Straßburg gefallen, und man wartete nun von dort die Verstärkungen ab, die erst am 19. Oktober eintrafen. Dann spielten sich wieder blutige Kämpfe um Paris ab, namentlich um Le Bourget. Die Deutschen besetzten diesen Ort, aber am 21. De-

zumber machten die Franzosen wieder einen Ausfall dorthin, der blutig abgewiesen wurde.

Vier Tage später lagerte tiefe, feierliche Stille auf der weiten, öden, von Schnee bedeckten Gegend. In der Ferne, unter den Bäumen, die die Last des Schnees fast niederbeugt, sieht man die Posten. Sie haben ihre Kapuzen über die Helme oder Mützen gezogen, ein dicker Schappels hüllt sie ein, und plumpe Handschuhe bedecken die Hände.

Der Tag vergeht in größter Ruhe. Kein feindlicher Lärm, — nur ein dumpfer Signalschuss ist zu vernehmen. Aus der Tiefe dort bei Montmorency und bei Groslay, in der Nähe von Dugny und hinter dem zusammengeschossenen Steins wird es lebendig. Gibt es einen Ausfall? Naht der Feind? Nein. Es sind lachende Stimmen, fröhliche Jauchzer, die sich hören lassen. Jetzt erscheinen die Männer. Es sind Soldaten, Preußen. Was tragen sie? Grüne Bäume, Tannen, und die Träger dieser Stämmchen werden mit Jubel empfangen. Alles eilt herbei.

Dort hat die Feldpost viele Pakete gebracht. Da liegen Gaben aller Art aufgehäuft, und die Korporalschaften nehmen das alles in Empfang. Es wird in die Quartiere gebracht, aufgestellt, geordnet, besehen und mit freudigen Blicken gemustert. Und abends, als der Mond herniederblickt, als er sein schönes, bleiches Licht auf die Erde wirft, da kämpft es mit dem hellen Kerzenglanz, der aus den Fenstern strahlt, der von den Lichtern, an den Tannenhälmchen herrührt. Dazu schallt Gesang, froher, heiterer Jura, und wenn ein Posten abgelöst in das Quartier rückt, dann harret auch ihm eine Überraschung. Die Kameraden haben sie ihm bereitet.

Und so geht es rings um Paris zu, vom königlichen Hauptquartiere zu Versailles an um die weite Weltstadt, bis sich der Kreis wieder in der ehemaligen Residenz des Sonnenkönigs schließt. Überall Frohsinn, Freude, überall wehmütige und doch so liebe, schöne Gedanken an die ferne, teure Heimat.

So feiert die deutsche Armee um Paris das Weihnachtsfest, — Weihnacht im Feindesland.

Der Feind hört diese Feier nicht. Neugierig blicken wohl seine Posten auf die hell erleuchteten Punkte. Sie vernehmen den Gesang, der leise zu ihnen herüberschallt, und manch einer mag da erst etwas von der Poesie des deutschen Weihnachtsfestes geahnt haben.

In den Einzelberichten von Mitkämpfern sind allerlei rührende Geschichten von jenem Weihnachtsfest zu lesen. Manche Soldaten haben sich mit Lebensgefahr einen Tannenbaum aus einem Walde geholt, um dem alten, sinnigen Brauche der deutschen Weihnachtsfeier nicht unfreu zu werden.

Anderer, die in sicherer Stellung waren, bereiteten sich ein Weihnachtsfest, so gut es eben ging. Aus den kürzlich erschienenen Feldpostbriefen von George Fontane, dem Sohne des berühmten Schriftstellers Fontane, der als blutjunger Bursche mit in den Krieg zog, sei hier ein kurzer Auszug wiedergegeben, aus dem man erfieht, wie er damals Weihnachten vor Paris feierte.

Deuil, den 24. Dezember 1870.

Mein lieber, guter Vater!

„Heilsa, heut ist Weihnachten!“ werden wohl Theo und Friedel

an diesem Tage jubeln. Unsere Freude hier ist allerdings sehr gedämpft durch die Umstände. Wir haben uns einen Baum geholt, durch unseren Tischler die fehlenden Zaden hineinschneiden lassen, und werden uns gleich daran machen, ihn auszuräumen. Leider geben wir heute die Garnisonwache, so daß unser P. heute abend allein sein muß. Beim Major ist um 7½ Uhr große Bowle. (Notiz: Jeder Herr bringt sich Glas und Stuhl mit.) Morgen mittag wird dann großes Diner sein, wozu unsere letzte Büchse Sardinen angegriffen werden soll. Hoffentlich verhalten sich die Pariser während der Feiertage ruhig. Endlich, gestern abend ist auch die Kiste vom 3. angekommen, allerdings in einem sehr traurigen Zustande (Schokolade und Zucker vollständig versalzen, gar nicht zu essen). Meinen herzlichsten Dank dafür.

Die Nachrichten aus Paris werden immer trübseliger, indem allgemein behauptet wird, die Pariser hätten noch massenhafte Vorräte

Deuil, den 27. Dez. 1870.

Mein lieber, guter Vater!

Wir hatten uns, wie ich Dir auch schon geschrieben habe, alle sehr gefreut, den heiligen Abend weder auf Garnison noch auf Feldwache, ruhig in unserer stillen Behausung feiern zu können. Es kam aber anders. Unsere Kompagnie hatte die Dorfwache zu geben, statt, wie wir glaubten, die zweite. Dies hätte nun nicht viel geschadet, denn am Ende kann man sich auf Wache, wo es ganz gemüthlich ist, auch seinen Baum anbrennen. Mittags um 12 Uhr zog unser Leutnant P. auf, um 4 Uhr belamen wir Konterorder und es hieß, auf Vorposten ziehen. Um 5 Uhr rückten wir dann in unsere Stellungen. Gott sei Dank kamen wir nicht ganz vorne hin in die elenden hölzernen Baracken, sondern in eines der Replhäuser, zwar auch jämmerlich genug, aber doch Gold gegen ganz vorne. Da saßen wir denn nun und ein jeder machte so im Stillen seine Betrachtungen. Adjutant von B. brachte unserm Hauptmann eine halbe Flasche Champagner als Weihnachtsgeschenk. Jeder trank sein Vogelnapfchen aus, die anderen Herren arrangierten ihren Whist, und ich drückte mich zur ersten Kompagnie, die nicht weit von uns in einem anderen Replhaus lag. Hier hatte Leutnant von L. von seiner Schwägerin einen kleinen Weihnachtsbaum,



Die Verteidigung des Weihnachtsbaumes. Eine Erinnerung an 1870.

½ Meter hoch, geschickt bekommen; dieser wurde angesteckt, doch die kleinen, dünnen Wachslichterchen waren in wenigen Sekunden herunter gebrannt. Ich muß gestehen, es machte momentan auf mich einen äußerst wehmütigen Eindruck, wie so ein Lichtchen nach dem anderen erlosch. Darauf wurde der Baum geplündert und schwarzer Peter gespielt. Ich ging bald wieder zu meiner Kompagnie, wo wir noch bis zur Bewußtlosigkeit (nicht im schlimmsten Sinn aufzufassen) Glühwein tranken und Skat spielten. Um 5½ Uhr morgens ging ich für P., der sehr erkältet war, eine von den kleinen Patrouillen, machte aber diesmal schnell, daß ich nach Hause kam, denn es war eine Bombenkälte und stofffinster.

Am anderen Morgen tranken wir unseren Kaffee und aßen dazu, und überhaupt im Laufe des Vormittags, massenhaft Pfefferkuchen. Bis um 5 Uhr, wo die Ablösung kam, langweilten wir uns mit Mühe und Not durch. Zu Haus angelangt, aßen wir erst Mittag, bestehend aus Bouillonsuppe, Weißkohl und etwas verbranntes Kalbskotelettes. Darauf reinigten wir uns und brannten unsern Baum an, den Karl (unser Zivildienner), während wir auf Posten waren, etwas mit bunten

gehen und Tapetenstreifen ausgeputzt hatte. Wir hingen dann noch etwas Zuderwerk dran, freilich nicht an so feinen Zwirnsfäden, wie zu Haus, sondern an lange angesammelte Zuderstrippen. Dann besuchten wir unsern Burschen: Zigarren, Kognal und Pfefferkuchen.

Am 7½ Uhr waren sämtliche Herren Offiziere des Bataillons zum Herrn Major befohlen. Ich muß gestehen, ich und wir alle hatten keine große Lust dazu, denn so eine Nacht auf Vorposten strengt doch immer etwas an. Während mir mein Bursche die Stiefeln putzte, sagte ich zu ihm, nicht gerade in der rosigsten Stimmung: „Na, Berger, so ein schlechtes Weihnachtsfest haben Sie wohl auch noch nicht gehabt?“, worauf er mir in seinem treuherzigen, breiten, sächsischen Dialekt antwortete: „Ach, Herr Leutnant, da hätten Sie mal erst vorigen Winter sehen sollen, da war ich erst acht Tage Soldat, da mußten wir den heiligen Abend und die Festtage sitzen und alle Kammerhosen, wo schon fast kein Futter mehr drinne war, ausbessern.“ Da ging mir

netes Nachwerk unseres Hauptmanns), und zuletzt eine Hammelleule und Rosenkohl.

Wir leben hier überhaupt, was die Verpflegung anbetrifft, ausgezeichnet, und ohne, wie die andere Kompagnie, dafür viel Geld ausgeben zu müssen. Dank unserm verehrten Kapitano, ein Prachtmann, die Güte selbst. Gestern besuchte ich P. auf Wache, abends Warmhaus, Punsch, Stat. Das sind unsere Festtage. Hoffentlich waren die Euren recht froher Natur.

Morgen oder in diesen Tagen geht doch wohl das Bombardement los.

Dein alter Sohn

George Fontane.

In der Tat sahen schon am Morgen nach dem Weihnachtstage die französischen Posten lange Züge von Mannschaften durch die Ebene rings um Paris sich bewegen. Was es bedeuten sollte, ahnten sie wohl. Auf deutscher Seite aber wußte man, daß es jetzt wieder vor-



Weihnacht: 10: Paris.

doch ein Licht auf, und ich machte mir innerlich bittere Vorwürfe über meine schlechte Stimmung.

Wider Erwarten war es abends beim Major sehr hübsch. Der Saal, in dem wir saßen, war ziemlich geschmackvoll mit Tannen, Fichten und Lärchenbäumen geschmückt. Gruppenweise sahen wir an mehreren kleinen Tischchen zusammen, dazu ein schönes Feuer im riesigen Kamin; es machte den Eindruck eines wahren Tannenwaldes. Verpflegung, bestehend aus Pomeranzenbowle und Krausgebädem, war gut. General von Z. war auch da und läßt Dich herzlich grüßen. Ziemlich müde legten wir uns gegen 11 Uhr zu Bett.

Gestern, als am zweiten Weihnachtstage, führte unser guter Hauptmann den Plan des schon am ersten projektirten solennen Weihnachtsdiners aus. Leider kam (da uns die fünf Stunden am 24. natürlich nicht angerechnet wurden) die Kompagnie wieder auf Wache, so daß wir das Diner ohne unsern alten Pl. einnehmen mußten. Es war für hiesige Umstände brillant, noch dazu, da es uns keinen Pfennig Geld gekostet hat. Erst sehr gute Bouillon in Tassen, darauf Sardinen (ein Geburtstagsgeschenk, schon lange für diese Gelegenheit aufgehoben) mit sehr schönem Madeira (allerdings unsere letzte Pulle), dann Makkaroni mit Cheddarkäse und gebacktem Pölsfleisch (ein ausgezeich-

wärts ging. Der Tag des Friedens, der Weihnachtstag, war vorüber. Die Soldaten gingen wieder an ernste, schwere Arbeiten. Rings um Paris pochte und stampfte es im Erdboden, Mannschaften verschwand in der Tiefe der Gräben, und Wälle türmten sich auf. Es waren Deckungen für Geschütze, für Batterien. Auf den Bahnen vor Paris bewegten sich lange Züge, die Geschosse aller Art, ungeheure Krupp'sche Feuerrohre heranzuführen. Dumpf rollend nahen diese Züge, geschäftige Hände leerten den Inhalt der Wagen. Die entscheidenden Tage waren nahe. Paris sollte die eisernen Grütze der Deutschen noch vor Ablauf des Jahres empfangen, denn das Bombardement war jetzt endgültig beschlossen.

### Spruch.

Wer die Zeit verlagen will,  
Daß sie gar so früh verbracht,  
Der verklage sich nur selbst,  
Daß er sie nicht früh gebraucht.

## An unsere Truppen zu Weihnachten 1914.

Euch lieben, tapferen, deutschen Jungen,  
 Auch Euch ist heut „Ein Noß“ entsprungen!“ —  
 Christkindlein hält bei Euch die Wacht.  
 Drum singt: „O stille, heilige Nacht!“ —  
 In Eure Gebete schließt mit ein  
 Das Liebste, das ihr liebt allein.  
 Und habt Ihr so gestärkt die Herzen,  
 Und sind verbrannt die Weihnachtskerzen,  
 Nehmt wieder das Gewehr zur Hand  
 Und schützt das deutsche Vaterland. —

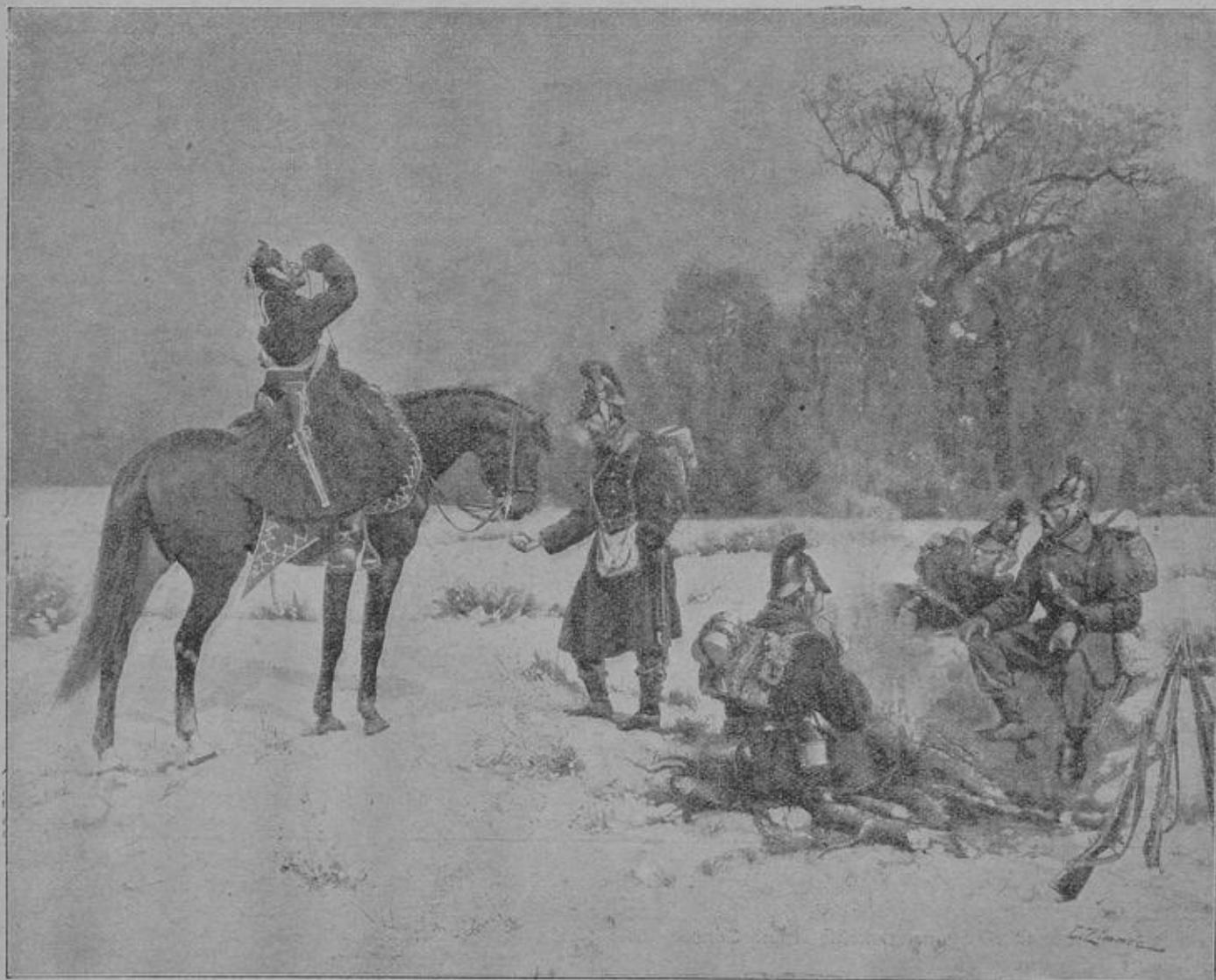
P o d u m.

S. W. B r a c h t.

Man spürte das Flügelrauschen einer großen Zeit, — einen Ewigleitshauch. Die Kleinheit des Werktags verjant, der Parteihader schwieg. Etwas Großes, Einiges war aufgestiegen — das Vaterland. Nun erst fühlte man die tausend sichtbaren und unsichtbaren Fäden, die damit verbanden, die heißen Herzschnitte, — die Liebe.

Eine große Bewegung und Ergriffenheit hatte sich der Menge bemächtigt. Wie ein drohendes, gärendes Meer wogte sie durch die Straßen dahin. Aus den Fenstern lugte das schwarz-weiß-rot der Fahnen. Die Vaterlandslieder klangen stürmisch in die Tage und Nächte hinein. Und wie sie klangen, wie sie brausen! als sei nun erst eine Seele in sie hinein gekommen, die große deutsche Seele. So, daß niemand, der sie vernommen, sie je wieder vergessen kann.

Und droben hinter den großen Schloßfenstern stand tief bewegt eine Majestät, ein unvergleichlich herrlicher Kaiser, der stille Zwiesprache mit seinem Herrgott hielt, mit seinem Volk und mit sich selber, um dann zielbewußt ein Signal ins Land hinauszuschmettern, das kraftvoll hinein bis in die letzte Hütte drang, und das jedes Herz bis in den Grund erschauern ließ:



Weihnachten auf der Feldwache 1870.

## Um die Ehre.

Kriegserzählung von Maria Weinand.  
 (Nachdruck verboten.)

Deutschland stand vor der Entscheidung. Sie mußte kommen. Jeder Tag, jede Stunde konnte sie bringen. Die Erregung wuchs ins Ungeheuerliche hinein und wurde durch die Zeitungsblätter noch verstärkt. Druckseuchte flatterten sie über die Straßen dahin und wurden von der Menge gierig aufgegriffen. Jedes Wort wurde gelesen und gedeutet, und die eigene politische Weisheit mischte sich hinein. Es war ein Reden und Streiten, ein Fürchten und Hoffen ohne Ende und eine Begeisterung — himmelhoch.

Jedes deutsche Auge sah mit Stolz und Zuversicht hin auf des Kaisers glanzvolle Persönlichkeit, wie sie ruhig und zielsicher am Ruder stand, sich wohl bewußt, Deutschlands Auf- und Niedergang, das Schicksal seiner Millionen in Händen zu halten. Nie hatte ein Kaiser seines Volkes Vertrauen so befaßt, nie hatte es ihm so aus vollstem Herzen zugejubelt, nie hatte es so einmütig und stark um seinen Thron gestanden.

„Mobilmachung!“

Das war die Entscheidung.

Das war der Krieg.

Ging es nicht wie Adlerrauschen hin über das deutsche Land? Alles stand in tiefster, heiligster Ergriffenheit. Alles hielt den Atem an und schwieg — nur einen Herzschlag lang. Dann hob ein Brausen an, das die Welt erzittern machte, ein Brausen, vor dem selbst das junge Jahrhundert erschraf.

Deutschland, Deutschland über alles — — —

Es war ein Ewigleitsgesang — eine Offenbarung der großen deutschen Seele. Ihr Stolz und ihre Freude, ihre Liebe und ihr Haß, ihr Hoffen und ihr Leid, alles, alles war darin verwoben und stärker als alles eine untrügliche, felsenste Zuversicht.

Wir müssen siegen. Unsere Sache ist gerecht.

An den Bahnhöfen allerwärts war großes Getümmel. Zug auf Zug lief ein und aus. Alles stand im Zeichen der Feldgrauen. Wohin ihre Fahrt ging? Vergebliche Frage. In den Krieg. Mehr wußte keiner. Verschwiegen und geheimnisvoll, still und ordnungsgemäß ging

der Transport von statten. Aus den Fenstern winkten hunderte und tausende blühender Gestalten ihren letzten frohen Gruß. Sie wußten es, und sie trugen es, wie deutsche Männer tragen, und leuchtenden Auges gingen sie ihrem dunklen Schicksal entgegen, das vielleicht Tod, — vielleicht Krüppel, — vielleicht auch Siedthum hieß.  
Vorwärts! es galt dem Vaterlande.

Auch Hans Berger. Er hätte sie aber um keinen Preis der Welt erzählt, denn sie vertruug kein Sonnenlicht. —

Er war unter vier Schwestern eines reichen Kaufmanns einziger Sohn gewesen, verwöhnt und verzogen von Jugend auf, und so mußte aus ihm werden, was er geworden: ein unbrauchbarer, haltloser Mensch, ohne Tatkraft und Energie, ohne Ehr- und Rechtsgefühl. Auf der

Hochschule geriet er dann vollends in den Sumpf. Des Vaters Mahnungen und Drohungen kamen vergeblich und zu spät. Der Sohn ging unbeirrt seine schlechten Wege weiter und half sich allemal durch einen kühnen Griff in seines Vaters Kasse, den er von Jugend auf emsig geübt. Jahrelang gelang es ihm. Dann kam der Krug zum Brechen. Die ungeheuren Unstimmigkeiten wurden entdeckt, und jedes einzelne Glied des großen Hauses wurde vor seinen Herrn zur Rechtfertigung berufen. Alle gingen schuldlos aus dem Verhör hervor, nur der, an den niemand gedacht, den niemand zu verdächtigen gewagt, — der Sohn des Hauses — wurde sonnenklar des Diebstahls und der Unterschlagung überführt. Wie ein Donnerschlag hat diese harte plötzliche Erkenntnis den Vater gerührt. Es war weiß um seine Schläfen und eisig um sein Herz geworden. Gut, daß der, um den er litt, in der Fremde weilte. Er wußte nicht, was er ihm sonst vielleicht angetan hätte. So konnte er ihm nur einen Fluch in die Welt hinaus nachsenden. Fürderhin war das Haus für ihn verschlossen.

Vergebens hatte die weiche, nachsichtige Mutter zu vermitteln versucht. In der unerbittlichen Strenge des Vaters scheiterte alles. Da wurde sie still und lehrte ihr Leid um ihren Liebling nach innen. Und da fraß und zehrte es an ihren zarten Lebenskräften, und sie starb nach Jahresfrist wehen Herzens in heißer Sehnsucht um ihr geliebtes Kind, das sie nicht wiedergesehen, von dem sie auch nicht wieder gehört hatte.

Das war Hans Bergers Geschichte.

Um keinen Preis hätte er sie erzählen mögen — jetzt — gerade jetzt nicht.

Er wußte selbst nicht, wie das alles so plötzlich über ihn gekommen war. In der Welt hatte er sich umhergetrieben ziel- und ehrlos, auf dunklen Wegen war er geschritten Tag und Nacht, ohne eine leise Regung seines Gewissens zu verspüren, ohne überhaupt zu glauben, daß er ein Gewissen besaß.

Da kam der Krieg — das Flammenszeichen — und fuhr hinein ins deutsche Volk, hinein in die deutsche Seele und beleuchtete sie erbarmungslos bis auf den Grund — auch die seine. Er erschrak und floh vor sich selbst in heißer Scham. Unwürdiger! Und es schüttelte und rüttelte ihn und tausend Stimmen in ihm drängten und riefen: Steh auf! Werde

ein Mensch! Erwirb dir deine Ehre wieder!

Und eine von diesen Stimmen klang wie die seines Vaters. Da setzte er sich in einen Winkel und weinte, weinte, wie ein ausgestoßenes Kind. Aber es wurde klar in ihm. Er sah seinen Weg vor sich, den er gehen mußte: Freiwillige vor!

Und da einmal überkam ihn eine große Angst, er würde untuglich sein. Das Leben hatte ihn gezeichnet, ihn zu einem jungen Greise gemacht. Nein, es durfte nicht sein! Sie mußten ihn nehmen. Es galt um seine Ehre.



Germanias Dank für ihre Krieger. Ein deutsches Weihnachten.

Nur in den langen Nächten, wenn sie auf den harten Holzbänken nebeneinander saßen, und der Schlaf nicht kommen wollte, dann zwang es sie wohl zu leisem, andächtigem Rückwärtschauen, nach allem, was sie Liebes hatten verlassen müssen. Und dann floß ihnen weich und warm das Herz über, und sie erzählten ihren Kameraden von der großen Stadt oder dem kleinen Dorf, das ihre Heimat war, von Vater und Mutter, von Bruder und Schwester, und vom Herzlieb, das um sie weinte, von Sorge und Arbeit um Heim und Herd, die nun auf müden, alten Schultern lag, und von viel Zukunftshoffnung, die begraben war.  
So hatte jeder seine Geschichte.

So ging er von Garnison zu Garnison. Überall leuchteten ihm jungfräuliche Soldatengesichter entgegen, begeistert und kampfesfroh, nur für ihn fand sich nirgends Raum und Waffe. Und als man ihn wieder einmal von hinten schiden wollte, da faßte ihn die Verzweiflung an, und er offenbarte dem Hauptmann seine Geschichte, die kein Sonnenlicht vertrat. Da hatte es in dessen weiterhartem Gesicht gesucht, aber fortgeschickt hatte er ihn nicht.

Er verstand die große, süßende, heilige Stunde und nahm Hans Berger auf.

Kriegsfreiwilliger!

Seither war eine große befreiende Ruhe über ihn gekommen, ein Gefühl, das er im Leben nie gekannt und befaßt, das Bewußtsein, ein brauchbarer Mensch zu sein. Und das half ihm hinweg über alles Schwere und Ungewohnte, was der Militärdienst von ihm forderte. Nach wenigen Wochen schon stand er kriegsbereit.

Es drängte ihn gewaltig, an seinen Vater zu schreiben, ihm alles mitzuteilen. Aber noch durfte er nicht, noch war er nicht innerlich gerechtfertigt. Der Weg zu seiner Ehre ging durch Feuer und Kugelregen.

Aber es würde nun bald kommen. Liebevoll strich er über den struppigen Soldatentornister, der neben ihm auf der harten Holzbank lag. Da drinnen war ein kleines gezeichnetes Briefchen an seine Kameraden:

„Wenn Gott mich im Kampfe sterben läßt oder eine schwere Verwundung mir widerfährt, so schreibe an meinen Vater, wie und wo es geschehen ist. Gebt auch das beigelegte verschlossene Schreiben in seine Hände.“

Das war sein Testament.

Nun fuhr er ruhig dem Feinde entgegen.

Quer durch Deutschland ging die Reise, quer durch ein großes, ergrißenes, begeistertes Land.

Nachen kam näher. Nun ahnte man das Ziel. Es konnte nur Belgien sein. In großen Eilmärschen ging es hinein. Über die Grenze!

Noch einmal wandten sich alle die jungfräulichen Soldatengesichter heimwärts. Weit hinter ihnen blieb die Vergangenheit — auch die Hans Bergers. Mit festem Schritt und starkem Herzschlag heirat das junge Regiment die eroberten Gebiete. Andere waren vor ihnen da gewesen und hatten mit ihrem Blute die Bahn frei gemacht. Nun kamen auch schon die Zeichen des Kampfes: aufgewühlte Straßen, verbrannte Häuser, herrenlos umherirrendes Vieh, ausgestorbene Dörfer und stille kleine Hügel mit Kreuz und Helm darauf.

Die Vorüberziehenden grüßten andächtigen Blickes hinüber.

Wann würde für sie das Feuer kommen?

O, so bald!

Schon beim ersten nächtlichen Dunkel prasselte es plötzlich aus der Finsternis auf sie ein, immer stärker und heftiger. Hier und dort war schon einer von ihnen zwischen die Reihen gesunken. Da klang für sie ein kurzes Kommando, und in demselben Augenblicke trachtete es aus ihren Gewehrläufen viel hundertfach in die Nacht hinaus.

Hans Berger horchte seinem Geschosse nach, als habe er es unter all den andern zischen und pfeifen gehört. Er fühlte, daß es getroffen haben mußte.

Und wieviel Schüsse waren diesem einen ersten gefolgt. Durch ganz Belgien hatten sie sich durchkämpfen müssen, immer durch Tüde

und Hinterlist bedroht, von einem Gesecht ins andere hineingedrängt und unendliche Strapazen, dazu: Hunger und Durst, Hitze und Kälte und nasse, trübe Nächte draußen auf den aufgeweichten Feldern. Und das alles hatte Hans Berger männlich ertragen, weil er ein Mann geworden war.

Antwerpen kam.

Der stolze Donner der deutschen Geschütze berauschte das deutsche Heer. Sturm auf Sturm erfolgte. Hunderte und Tausende starben. Hans Berger lebte und zog als Sieger mit hinein in die gebengte und eroberte Stadt. Das war ein Triumph für alle die tapferen Streiter. Sie fühlten die Begeisterung und den Dank des deutschen Volkes zu sich herüberwehen. Sie hörten weit, weit fernwärts die Glocken läuten, die Fahnen rauschen und die Kinder in den Straßen deutsche Vieder singen. Aber immer noch nicht Ruhe und Raft.

Weiter, weiter, neuen Siegen entgegen.

Südwärts hin am Kanal zog sich die Schlacht zusammen. Dort bedurfte man junger, begeisterter Kräfte.

Und Belgien dröhte abermals unter dem festen Schritte des Regiments.

Gilt! Gilt!

Am Himmelsrand standen schon wie blutige Fadeln die großen Feuerbrände, und die furchtbare Schlacht sang über dröhnendes eisernes Lied.

Nun hineinstürmen dürfen, mitten hinein ins Getöse!

Aber die Stunde war noch nicht da.

In den Schützengruben hockte das Regiment und wartete — wartete — einen Tag — zwei Tage — vier Tage — eine Woche und noch länger.

Ob man es vergessen hatte? — Eine heisse Ungeduld brannte allen in der jungen Seele.

Wenn die Stunde überhaupt nicht kam.

Aber sie kam.

Sturm!

Hei, wie das in die Glieder fuhr.

Vorwärts; vorwärts! Hinein in Feuer und Tod!

„Deutschland, Deutschland über alles!“

Das klang. Das begeisterte. Das berauschte. Das führte in den Feind hinein.

Vornaus der Hauptmann und hinter ihm her sein junges Volk.

Hans Berger war einer der ersten. Sein Herz schlug zum Berspringen. Mit fester Hand hielt er die Waffe umfaßt. Weit und glänzend schauten seine Augen in die Gefahr hinein. Immer dem Hauptmann nach, — immer nach. Da

begann die große, starke Gestalt vor ihm zu wanken, der Feind drängte sich mehr heran. Der Hauptmann sank. Der junge Soldat sah es und nur noch ein Gedanke, ein Ziel war in ihm, — ihn retten, ihn befreien.

Es galt um seine Ehre.

Wie er es gekonnt, wie er sich Bahn gebrochen, er wußte es nicht mehr. Er fühlte nur die schwere Last auf seinen schwachen Armen. Hörte fernwärts das sieghafte Geschrei seiner Kameraden, und dachte in heißiger Ergriffenheit:

Das muß die große, süßende, heilige Stunde sein.

Dann dachte er nichts mehr.

Vor seinen Augen tanzten blutige Flammen und ganz ferne, ferne schien ihm eine große Quelle zu rauschen, die er nicht erreichen konnte. Wasser! Wasser! — — —



Ohne den Vater!

In einem Lazarett zu Aachen lag ein junger Kriegsfreiwilliger zwischen Leben und Tod. In der zweiten Nacht hatte man ihn gefunden, nicht neben seinem Hauptmann, wie er noch seinen Arm um dessen Raden hielt. So war er wohl zusammengebrochen.

Eine schwere Verletzung am Kopf und Oberarm. Dazu schüttelte ihn das Fieber nun schon wochenlang. Sein Denken und Reden war stoßweise — ohne Zusammenhang, bald anlagend und verzweifelt und dann wieder jubelnd in Kriegsbegeisterung und Muth.

Die stillen Pflegerinnen, die Tag und Nacht an seinem Lager wachten, und die in dieser schweren Zeit in so manches junge Menschenherz hineingeblickt, verstanden auch das seine, und sie ahnten wohl, warum der alte, gebeugte Mann, den sie hierhergerufen, so lange und starrbittig an dem Lager geknielt, und warum er das Eiserne Kreuz so innig geliebt hatte. Sie versprachen ihm tägliche Nachricht, und die lautete nun immer besser.

Hans Berger erwachte langsam zum Bewußtsein. Schritt um Schritt wurde es Tag in seiner Seele, und auf einmal stand sie wieder in voller Helligkeit. Er überzeugte sich, wo er war, er dachte zurück. D, man wußte er wieder alles! Und seine erste müde Frage galt dem Hauptmann.

Der lebte.

Wie das befreite.

Er wollte sich zurücklegen. Da sah er auf seinem Tischchen etwas schimmern und leuchten.

Die Pflegerin reichte es ihm mit herzlichem Wort.

Das Eiserne Kreuz.

Und ein Brief von zitternder Männerhand geschrieben:

Mein lieber einziger Sohn! Ich habe an deinem Lager geknielt und grüße dich nun bei deinem Erwachen. Ich neige tief mein ergrautes Haupt vor deiner männlichen Ehre und vor dem Kreuz, das zu tragen du erwählt bist. Ich komme wieder. Dein Vater.

Hans Berger las und weinte ein glückliches genesendes Weinen.

Er hatte die große, süßnende, heilige Stunde erlebt.

Nun konnte es Weihnachten werden.



Der Christabend der armen Witwe.

## Kriegs-Allerlei.

**Kapitulationen in der Türkei.** Die in der letzten Zeit in Telegrammen aus Konstantinopel mehrfach genannten Kapitulationen sind manchen Zeitungslesern fremdartig vorgekommen. Gewöhnlich versteht man unter Kapitulation die Uebergabe einer Festung oder Armee oder die freiwillige Dienstverpflichtung eines Soldaten über die gesetzliche Dienstzeit hinaus. In den Meldungen aus der Türkei hat das Wort aber lediglich seinen alten Sinn: Uebereinkommen, das in Kapitel eingeteilt ist. Die nähere Bedeutung ist folgende: Am Orient sind im Laufe der Jahrhunderte infolge der schlechten Rechtspflege einzelnen christlichen Nationen besondere Vorrechte in der Ausübung der Gerichtsbarkeit über ihre Untertanen durch eigene Konsulen eingeräumt worden, und die hierauf bezüglichen Verträge hießen seit alter Zeit Kapitulationen.

Jahrhundertlang wurden die Türken als ein barbarisches, außerhalb der europäischen Gemeinschaft stehendes Volk betrachtet. Franz I. von Frankreich war der erste der christlichen Monarchen Europas, der mit den Türken in amtlichen Verkehr trat. Er schloß 1535 mit dem Sultan Soliman II. einen Vertrag, der Frankreich große wirtschaftliche und politische Vorteile in der Türkei sicherte und der für die Politik seiner Nachfolger bestimmend wurde. Durch eine neue Kapitulation, die Karl IX. im Jahre 1569 mit den Türken schloß, erlangte Frankreich das Vorrecht, daß alle fremden Schiffe in der Levante nur unter französischer Flagge segeln durften. Heinrich III. von Frankreich setzte es 1581 durch, daß seine Botschafter den Vortritt vor denen aller anderen christlichen Mächte erhielten. Auch seine Nachfolger bemühten sich mit Erfolge, weitere Vorteile für Frankreich in der Türkei zu erlangen. Heinrich IV., Richelieu und Ludwig XIV. gewannen die Türken durch Geldzuschüsse und Ausfichten auf neue Gebietsverweiterungen, denn die

Türken waren ihnen unentbehrlich für die Ausführung ihres Hauptplanes, der die Erniedrigung oder gar die Vernichtung des Hauses Habsburg bezweckte.

Durch einen Vertrag von 1604 übernahm Frankreich den Schutz der Christen in der Türkei. Seitdem hat es diesen als Vorrecht für sich in Anspruch genommen, ohne daß ein solcher von Deutschland oder Oesterreich anerkannt wurde.

Preußen hat im Jahre 1761 eine Kapitulation mit der Türkei geschlossen, die bis jetzt in Kraft geblieben war.

Rußland hatte lange nach einem Protektorat über sämtliche Christen in der Türkei gestrebt, um dadurch Gelegenheit zu haben, sich fortwährend in die dortigen Angelegenheiten einzumischen. Am 2. März 1853 verlangte Fürst Menschikow als außerordentlicher russischer Botschafter in Konstantinopel die Gewährung eines religiösen Schutzrechtes Rußlands über alle griechischen Christen in der Türkei. Die Ablehnung dieser Forderung führte beinahe zu dem Krimkriege, den die Türkei mit Hilfe Frankreichs und Englands glücklich führte. Nach dem Falle von Sebastopol trat ein Kongreß in Paris zusammen, und am 30. März

1856 wurde der 3. Pariser Frieden unterzeichnet, durch den Rußland das Nordufer der Donaumündung an die Türkei abtreten mußte und das Osmanenreich in die europäische Staatengemeinschaft aufgenommen wurde. Der Sultan hatte schon am 25. Januar 1856 ein Reformgesetz erlassen, nach dem das Los seiner Untertanen ohne Unterschied der Religion verbessert werden sollte.

Rußland hatte sein Ziel also nicht erreicht, aber Napoleon III. war ein großer Wurf gelungen: er hatte mit England ein Bündnis geschlossen, das ihm eine bedeutende Stellung gab, und er hatte Oesterreich mit Rußland tödlich verfeindet. K.

## Sprüche.

Wenn du etwas zu schaffen hast,  
Nur nicht lange besonnen!  
Schnell die Arbeit angefaßt,  
Frisk gewagt, ist halb gewonnen!

\*

Welches Haus, welcher Staat stehen so fest, daß Haß und Zwietracht sie nicht von Grund aus umstürzen könnten?

\*

Wenn alles eben käme, wie du gewollt es hast, und Gott dir gar nichts nähme und gab dir keine Last: wie wär's da um dein Sterben, du Menschenkind, bestellt? Du müßtest fast verderben, so lieb wär dir die Welt!

## Den Helden des Eisernen Kreuzes.

Schmück' deine Brust mit diesem Ehrenzeichen,  
Die Brust, die du dem Feind geboten hast!  
Laß stolz und still dies schlichte Kreuz dir reichen,  
Daß es erleicht're dir, des Krieges Last! —

Schmück' deine Brust — und dann aufs neu' entgegen  
Dem Feind, der's Kreuz mit Füßen tritt!  
Nur Mut! — Du wandelst ja auf rechten Wegen,  
Mit Kreuzesträgern stets der Herr selbst tritt!

Schmück' deine Brust! — Am Kreuz von Eisen,  
Da wird sich brechen deiner Feinde Mut;  
Du wirst erfahren, „Deutschlands Kreuz und Eisen“  
Noch heut — wie immer — Wunder tut! —

Geschmückt die Brust, wirst heimwärts du dann kehren,  
Trog Blei und Pulver, Rot und Todesnacht;  
Geschmückt die Brust, wirst du die Deinen lehren,  
Daß Gott dich Kreuzesträger hat bewacht. P. Schreiber.



## Weihnacht.

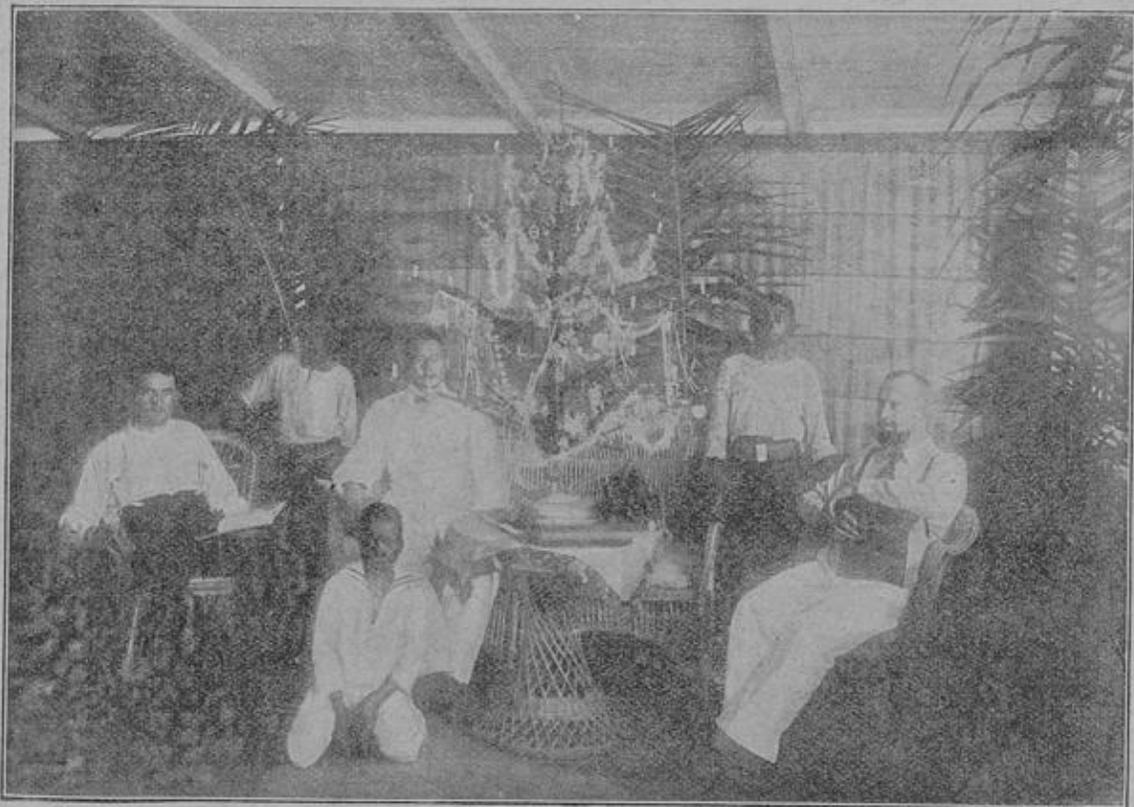
Sei uns gegrüßt in dunkler Nacht,  
O Kind, so arm, so reich!  
Du hast den Himmel uns gebracht,  
Wer ist an Lieb' dir gleich?

O Weihnachtsstern, o Weihnachtsbaum,  
O Kind, so groß, so klein!  
Wir küssen deines Kleides Saum,  
Die Herzen all' sind dein!

Sei uns willkommen, heil'ger Christ,  
O, lehre bei uns ein!  
Und mach' uns, wie du selber bist,  
So lieblich, gut und rein!

Balkans beherrschten. Es wurde hinweggefegt und zertrümmert, als im 13. Jahrhundert die Tataren von Osten her in Europa einbrachen. Später wurde das Land eine Beute der Großrussen und ging dann zum größten Teil im Russenreich auf. Glückliche Tage hat das ukrainische Volk seitdem nicht mehr gesehen; es wurde, wie andere Völkernationen, in brutaler Weise von Rußland unterdrückt; unter Peter dem Großen wurde sogar versucht, die Sprache auszurotten: ihr Gebrauch wurde einfach verboten. Heute ist das Land der ehemaligen Ukraine wirtschaftlich von sehr großer Wichtigkeit im Rahmen der russischen Volkswirtschaft. Die Ertragnisse der Landwirtschaft sind bedeu-

Heinrich V. gab dem Heere, das er Karl zu Hilfe schickte, 4000 Hunde mit, die sogar in der Feldschlacht gegen die Franzosen den Ausschlag gegeben haben sollen. Der berühmteste Hund in der Geschichte dürfte aber „Moustache“ (Schwanz) gewesen sein, der die Kriege des ersten Konsul der französischen Republik wie die des ersten Kaiserreiches mitmachte. Seine größte Tat verrichtete er in der Schlacht bei Austerlitz, wo er einen französischen Regimentsadler, der bereits in die Hände der Oesterreicher gefallen war, diesen wieder entriß. Er bekam dafür nach der Schlacht von Marischall Lannes einen Orden. (Eine Wurst wäre für seinen Hundgeschmack wahrscheinlich besser gewesen.)



Unter dem Christbaum in Kamerun.

Eine Million Bücher als Liebesgabe für unsere tapferen Krieger und eine wohl gleich hohe Anzahl einzelner Broschüren, Hefte usw. konnten durch die in dem Gesamtauschuß zur Verteilung von Lesestoff im Felde und in den Lazaretten zusammengeschlossenen Vereine und Stellen bisher ihrer Bestimmung zugeführt werden. Die Versendung von Zeitungen an die Front wurde weiter nach Möglichkeit gefördert.

**Die Ukrainer.** Im Süden des Moskowiterreiches vom Don im Osten, an den Ufern des Asowschen und des Schwarzen Meeres, über den Dnjepr und Dnjestr hinüber nach Westen bis an den Golf von Nordgaltzien heran, wohnt, nur wenig von anderen Völkern durchsetzt, der Stamm der Ukrainer, der seit Jahrhunderten unter der russischen Herrschaft leidet. Nach der für die Ukrainer jedenfalls nicht wohlwollend gefärbten russischen Statistik wohnen im Zarenreich allein 27,7 Millionen Ukrainer; mit den unter der habsburgischen Krone lebenden zusammen sind es etwas über 32 Millionen, die sich über ein Gebiet von etwa 650 000 Quadratkilometer verteilen, d. i. eine Fläche beträchtlich größer als das Deutsche Reich mit seinen 540 000 Quadratkilometern. Vor langen Jahrhunderten gab es ein mächtiges ukrainisches Reich, dessen Fürsten auch weite Teile des

tend, die Erzeugung an Kohle und Eisen in diesem Gebiete beträgt zwei Drittel bis drei Viertel der ganzen Förderung im europäischen Rußland. Die Vorbedingungen für das Blühen eines freien Landes sind also gegeben durch Fruchtbarkeit und Bodenschätze. Daß ihnen die Freiheit wiedergegeben werde, erhoffen die Ukrainer von einem Siege Deutschlands und Osterreich-Ungarns, von einer Zertrümmerung des Moskowiterreiches.

**Kriegshunde.** Neuerdings hört man wieder, daß in Heeren der kriegsführenden Staaten zu allen möglichen Zwecken Hunde verwendet werden. Man greift da auf ein Hilfsmittel zurück, das schon die Verwendung von Kriegshunden in früheren Zeiten bei den alten Griechen und Römern im Altertum bekannt war; im Mittelalter machten davon die Spanier, Schotten und Schweizer Gebrauch. Die Türkei verwendete in den Kriegen der Jahre 1769, 1774, 1778, Napoleon im Jahre 1800, die Franzosen bei den Kämpfen in Algier 1831, 1832 und 1836 Kriegshunde, und stets war man mit dem Ergebnis außerordentlich zufrieden. Der Hund „Soter“ (griechisch: der Netter) erhielt sogar vom Staat ein silbernes Halsband, da durch seine Wachsamkeit die Stadt Korinth vor einem feindlichen Überfall bewahrt worden war.

**Jäger Umschlag.** „Ein allerliebste Bild! Das hat wohl Ihr Herr Gemahl gefertigt?“ — „Nein, wir haben's von einem Mieter für rückständigen Zins nehmen müssen!“ — „Was? So einen Klitz?“

**Einem Bürger in Przemysl** war sein lieberlicher Bube entlaufen, und hatte sich zu einer herumziehenden Komödiantenbande gesellt. Der Vater hörte lange nichts von ihm, endlich fand er ihn in einem nahegelegenen Städtchen wieder, wo die Komödianten eben einen Dichterabend gaben. Der Sohn trat auf und fing an zu declamieren: „Auch ich war in Arkadien geboren.“ Da überließ den Vater die Gasse, er stürzte vor und rief: „Lump! is e nit wahr! is e geboren in Przemysl.“

**Eine echte Soldatenbraut.** Soldat: „Wirst du mir auch nicht untreu werden, während ich fort bin, Kiele?“ — Köchin: „Wer bleibt denn jetzt zurück . . . (verächtlich) mit so 'ne gebe id mir nicht ab!“

**Auflösung des Rätsels in voriger Nummer:**  
Landgut.

Nachdruck aus dem Inhalt dieses Blattes verboten. (Gesetz vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur L. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Bredebeck & Koenen, Essen (Ruhr).

# -Düsseldorfer Sonntagsblatt-



## Beilage zum Düsseldorfer Tageblatt



Nr. 52

Sonntag, den 27. Dezember

1914

### Grete.

Weihnachtserzählung von W. A. Rehm.

(Nachdruck verboten.)

Der alte Barthel seufzte schwer unter der Last seiner Schmerzen und wälzte sich unruhig auf seinem Strohsack hin und her.

„Herrgott, wann wird's enden?“

„Du wirst bald gesund sein, Väterchen.“

Der Alte sah mit trüben Augen aus denen das Lebensfeuer schon gewichen war, seine Tochter an, und ein schmerzhaftes Lächeln spielte um seine wellen lippen.

„Gesund sein? Auf mich wartet ein anderer. Mir ist's nur bang um euch, liebe Kinder, — ich gehe ja gern, — wahrhaftig gern, der liebe Herrgott findet mich bereit, mag's sein, wenn's will, aber mir ist's um euch! Mir ist's um dich, Grete, um dich und um den kleinen Hans! Dann seid ihr ganz allein.“

Die Stimme schlug ihm über und das Mädchen preßte die Zähne aufeinander.

„Nein, Vater, nein, das nicht! Du wirst gesund werden.“

Aber die Bellemmung und Furcht wieben in der Kinderseele. Das erregte Herz schlug ungestüm in der kleinen Brust. Die kleine lächelnde Hand legte sich auf des Vaters erhitte Stirn.

„Du bist lieb, Grete!“

Da schluchzte die Zwölfjährige wild auf, preßte die Schürze vor die Augen und eilte hinaus. Sie wollte tapfer sein, — tapfer und stolz.

Am Bettende saß der vierjährige Hans und spielte mit Holzstücken. Auf diesen richteten sich nun die Blicke Barthels, und je länger der Vater das Bild des Kindes auf sich wirken ließ, um so kampfhafter krallten sich seine Finger in die leichte Bettdecke. Und er vergaß die Schmerzen, die ihn folterten, weil ein anderer größerer Schmerz die Seele erfüllte, der Schmerz des Vaters um die Zukunft der Kinder. — Sein Hirn arbeitete schwer und rang nach einer Lösung, nach einem Ausweg, und dazwischen schrie die Sorge und schrie das Weh und schrie das Heimweh um das verstorbene Weib, um die sorgende Mutter. — Vor erst zwei Monaten hatte man die Gute hinausgetragen auf den stillen Gottesacker, und an ihrem offenen Grabe war er zusammengesunken. Und seine Nachbarn hatten ihn auf derselben Bahre, auf der man zuvor sein Weib hinausgetragen hatte, in die armselige Wohnung zurückgebracht. Der Arzt kam mit erster Miene und schüttelte das ehrwürdige Greisenhaupt. Er verordnete Ruhe, kräftige Kost und warnte vor Aufregungen. — Vor Aufregungen! Die dreijährige Krankheit des Weibes hatte alle Ersparnisse aufgezehrt, sein Notgroschen war übriggeblieben, nur unbezahlte Rechnungen. Die Borratskammern waren leer, und die Kinder schrien nach Brot. Dazu kam noch der Schmerz um sein Weib, um seine gute Marie! — Und wie eine Erlöserin kam die Nacht und mit ihr der Schlaf. Das tat wohl. Am

Morgen fühlte er sich gekräftigt und ging wieder an die Arbeit. Es ging schwer, aber es ging, es mußte gehen! „Sich regen bringt Segen!“ Das war immer sein Wahlspruch gewesen. Und nun, da ihm die Not im Nacken saß, arbeitete er wie ein Verzweifelter. Die Leute warteten ihn, aber er dachte nur an die Kinder und an die Not im Hausstand, an die Schulden. — — — Es mußte gehen! — — — Aber vor drei Wochen brachten sie ihn wieder heim. Bei der Arbeit war er ungesunken; den Hammer in der Hand, stürzte er vom Gerüst eines Neubaus. „Schwäche“, stellte der Arzt fest. „Schwäche“, und dann sagte er noch ein lateinisches Wort. Seitdem lag er nun da und die Nachbarn brachten dem Barthel und seinen Kindern zu essen. Die zwölfjährige Grete, die so viel von der Mutter hatte, war die Sonne des Hauses. Das Mädchen bemutterte das junge Brüderchen, sorgte für den Vater, war ihm Pflegerin und Tochter zugleich, führte den Haushalt und eilte zur Schule. Tief in die Nacht hinein arbeitete das Kind und streifte Schuhe für eine Fabrik, um wenigstens das Notwendigste verdienen zu können. Wie lange noch, und auch das Kind erlag dem schweren Berufe, dem es nicht gewachsen war. — —

Mit forschenden Augen betrachtete der Vater seine Tochter, als sie wenige Minuten später wieder ins Zimmer trat, und ein glückliches Lächeln spielte sekundenlang um seine Mundwinkel. In dem frischen Mädchengesichte suchte er die Züge seines Weibes, und fand sie.

„Du mußt jetzt einnehmen, Väterchen, 's ist fünf Uhr.“

Mit der Sorgfalt einer geübten Krankenpflegerin stützte sie des Vaters Rücken und flößte ihm die Arznei ein.

Da zupfte auch schon der kleine Hans die Schürze an der Schürze und signalisierte seinen Hunger.

„Grete, Brot!“

„Meine Leutchen müssen warten, bis die Großen ihre Sachen haben.“

Kopfnickend trippelte der Kleine in eine Ecke des kleinen Zimmers und arbeitete mit seinem Holzschächtchen, das er noch immer in Händen hielt, einen dort stehenden Holzstuhl.

Langsam krochen die Schatten der Nacht durchs Fenster und füllten die Stube. Argendwoher kam durch den

Abend ein Glockensingen. Man läutete Weihnachten ein. Und wie auf das Signal wartend, setzte die eigene Dorfkirche ein. Feierlich tönte das harmonische Geläute durch das stille Tal und machte die Menschen aufhören.

„Was ist heute?“ fragte Barthel aus seinen Rissen heraus.

„Heiliger Abend, Vater.“

„Heiliger Abend,“ wiederholte Barthel langsam, und aus seiner Stimme klang ein Weh. — —

„Wie schön war's früher, wo Mutter noch lebte, voriges Jahr noch, obwohl sie ja schon krank war. . . . Arme, liebe Kinder, was habt ihr heute, nicht mal ein Christbäumchen! Heiliger Abend ist, Heiliger Abend!“ In die matten Augen kam ein heimliches Leuchten, und die Gedanken des Alten wanderten zum Erlöser — — — zum Christkinde,



Der neue deutsche Botschafter in Rom: Fürst von Billow  
(Neueste Aufnahme.)

das noch ärmer war, als er, das auch auf Stroh lag, aber in einem ungastlichen Stall und nur in Windeln gehüllt. Und mit den Augen liebteste er den trauten Wohnraum. Seine Blicke wanderten durchs Dunkel. Er konnte nur die Umrisse der einzelnen Gegenstände erkennen, die Schatten verbanden alles zu einem traulichen, heimlichen Ganzen.

Grete hatte sich hinausgeschlichen und machte sich in der Küche zu schaffen. Hänschen hatte den Stuhl am Fenster erklettert und blickte neugierig hinaus auf die Straße, wo verspätete Menschen eilig durch den Schnee stampften.

Und des Barthels Gedanken wanderten wieder zurück in vergangene Jahre, wo er und sein Weib sich gemeinsam der Kinder freuten. Da kamen die Schmerzen wieder, die Seelenschmerzen, die die Qualen des Körpers versummen machten. Und der Kranke biß in seine Decke, um einen Aufschrei, einen Schrei nach dem Weib und nach der Gesundheit zu ersticken.

Da öffnete sich die Stubentür und ein breiter Lichtschein fiel ins Zimmer. Grete kam und trug ein Christbäumchen, das in helllichem Kerzenschimmer erstrahlte.

„Damit wir wenigstens den Heiligen Abend ein bißchen feiern können,“ sagte sie, während sie das schmucke Bäumchen auf den Tisch niederstellte.

„Prachtmädel,“ murmelte Barthel, während Hans verwundert Mund und Angeln aufriß und ein „Oooh“ über die erstaunten Kinderslippen kam.

„Kann ich dir eine Freude damit machen, Vater?“ fragte Grete und legte eine Flasche Medizinalkvein aufs Bett.

„Aber, Kind!“

„Ach habe mir das Geld vom Nähen weggespart, und dir wird der Wein gut tun. Er ist von der Apotheke.“

„Prachtmädel — Prachtmädel!“ mehr brachte der Alte nicht über die Lippen, während er des Kindes Hände festhielt, aber in seinen Augen schimmerte es feucht.

„Auch an dich hat Christkindchen gedacht, Hänschen,“ dabei hob die Schwester den kleinen Bruder, der sich schüchtern an den Christbaum herangevagt hatte und in den Anblick der strahlenden Herrlichkeit versunken war, auf die Arme und händigte dem Kind einen selbstgemachten kleinen Anzug, eine Schürze und ein Spielzeug ein. — „Christkind?“ wiederholte der Kleine und sah erstaunt auf die Schwester.

„Ja,“ erwiderte Grete, und sie erzählte dem Hans die Geschichte des Christkindes. Der machte große Augen und faltete andächtig die kleinen Händchen, als wenige Minuten nachher alle ein Vatermüßer zum heiligen Christkind beteten.

„Und du, die du am meisten Recht auf Besenkung hättest, und es weit vor anderen verdient hättest, gehst mit leeren Händen aus, Grete! Komm, habe Dank!“

„Vater, ich bin ja so froh, daß ich das sein darf, was ich bin; daß ich erfüllen darf, was die selige Mutter mir anvertraute, mir vorzumache.“

„Hausmütterchen!“ scherzte Barthel und streichelte die Hand des Kindes.

„Ich hätte einen Wunsch, Vater!“

„Einen Wunsch? Ich kann in meinem Bett wenig verschicken!“

„Doch, Vater, ich möchte ein Christbäumchen auf der seligen Mutter Grab bringen. Ich hab's schon gerichtet.“

„Aber doch jetzt nimmer, 's ist ja stockfinstere Nacht draußen; Kind, morgen, bei Tag kannst du das tun.“

„Ich wollte Lichter anzünden, Vater, und heute ist Heiliger Abend. Ich wäre gern zur Mutter.“

„Dast du keine Angst?“

„Vor dem Kirchhof? — Ich will ja nur zur Mutter, Vater.“

Da willigte Barthel ein.

„Dast aber nichts passiert, Grete!“

„Ich habe keine Furcht, Vater. Und vergelt's Gott!“

Sie drückte dem Kranken die Hand. —

„Grüß mir die Mutter, Mädel! Und sei bald zurück!“

„Ist dir auch wohl, Vater?“

„Beh' ohne Sorge!“

Sie stellte die Lampe neben das Bett, schloß die Fensterläden und

band sich ein wollenes Tuch um den Kopf. Als Hans dies sah, hängte er sich an der Schwester Schürze.

„Hans auch mit will, Grete!“

„Nein, jetzt ist dicke, schwarze Nacht draußen, da dürfen Kinder nimmer über die Straße.“

Der Kleine machte ein kluges Gesicht und sagte wichtig:

„Draußen jetzt Christkind ist und Hirten und drei Könige und Kamele und Ruhmoheln und Himmelmutter und heiliger Oseph.“

„Ja, aber da dürfen nachts keine Kinder kommen, nur wenn's Tag ist.“

„Christkind auch klein Kind ist.“

„Nein, nein, du bist lieb und bleibst beim Vater, und wenn ich zurück bin, gehen wir tapfer zu Bett.“

Da verzog Hans sein Mäulchen.

„Hans auch mit will zur Mutter.“ Das Weinen war ihm nahe. Grete sah fragend zum Vater hinüber. Der nickte nur.

„Also, weil's Vater erlaubt und heute eine ganz heilige Nacht ist.“

Da klatschte das Kind in die Hände, kletterte auf Barthels Bett und drückte dem Vater einen Dankeskuß auf die Lippen.

Hans in Hand gingen die Kinder durch die Straßen. Vor den einsam stehenden Straßenlaternen wirbelten und tanzten die Flodern, hinter helleuchtenden Fenstern strahlten Christbaumleuchten und erzählten von Familienfreuden, von Jubel und Wonne und Glück. Da fühlte die Grete zum erstenmal so recht, daß sie selbst noch Kind sei. Ein ungestümes Verlangen nach der Mutter, nach dem gesunden Vater erfüllte sie.

Vor dem Dorfe lag finstere Nacht; nur der hochstehende Schnee gab spärliches Licht und wies den einsam wandernden Kindern den Weg.

Eng an die ältere

Schwester geschmiegt, wollte Hänschen immer mehr wissen vom Jamben der Weihnacht. Und Grete erzählte. Sie vergaß die Gegenwart und träumte sich hinein in das Land der Märchen und Wunder. Sie fühlte die Kälte nicht mehr, die sie umschauerte und durch die leichte Kleidung eindrang, sie sah die Nacht nicht und vergaß, daß sie des armen Barthels Kind war.

Die Dorfkirche rief die achte Abendstunde über das verschneite Tal, als die Kinder an der Mutter Grab standen. — Es hatte zu schneien aufgehört, der Sternenhimmel

flamnte und streute sein mildes Licht über das Land. Unheimlich ungespenstig starrten die Leichensteine in die ruhige Nachtkluft und liebeerlassen lagen die Gräber. Nichts regte sich, nur im nahen

Walde sang der Frost. — Grete hatte sich wiedergefunden, aber sie dachte nur an die Mutter. Sie langte das Christbäumchen unter der Schürze vor und pflanzte es behutsam aufs Grab. Dann steckte sie die Kerzen an. Kein Lüftchen bewegte sich.

Hänschen hielt sich dicht an die Schwester, die mit brennenden Augen auf den Hügel starrte.

„Warum ist Mutter gestorben, Grete?“

„Weil's der liebe Gott haben wollte.“

„Und warum ist es so kalt bei Mutter und so kalt, Grete?“

„Auch weil's der liebe Gott so haben will.“

„Lieber Gott nicht brav ist.“

„Das darf man nicht sagen, Hänschen, der liebe Gott ist immer brav! Bei Mutter ist's nicht kalt und nicht dunkel, sie ist jetzt bei den lieben Engeln, wo es viel schöner ist als bei uns, und sie freut sich wenn wir recht brav sind.“

„Hans brav ist,“ machte der Kleine wichtig und legte die kleinen Händchen wie zum Gebete zusammen.

Grete aber brachte der Mutter die Grüße des Vaters und erzählte ihr von Freud und Leid, leerte ihr bedrängtes Herz aus und erleichterte sich die Seele, bis dem Kinde die Tränen von den Wangen tropften.

Die Dorfstraße vom Walde herab flog ein Schlittengläute durch die Nacht.

Grete hörte es nicht. Nur Hänschen schauerte zusammen und hielt sich krampfhaft an der Schwester Hand, überzeugt davon, nun komme das Christkind vom Himmel herab. —

„He, Kinder! Was macht ihr denn so spät auf dem Friedhofe?“

Jah fuhren die Geschwister zusammen. Von einer plötzlichen Furcht gepackt, ergriff das Mädchen die Flucht und eilte räthselhaft



Am Wärmefeuier.

Unser Bild zeigt eine Szene bei Dornmiden, wo die Wadtposten sich zu einem flüchtig angezündeten Heisfeuer die erkalteten Hände wieder erwärmen.

dem Ausgange zu, den kleinen Bruder, der mächtig zu heulen anfang, neben sich herziehend.

„Ja, Kinder, was ist euch denn?“ Liebevoll beugte sich Baronin Sandoß zu den angstgejollerten Kindern herab und hielt sie umfangen, wie sie ihr am Friedhofsportal in die Arme gelaufen kamen.

Keiner Antwort fähig, bebend vor Erregung, starrte Grete die hohe Frau an, während Hans sich wild schluchzend an die Schwester anflammerte.

„Es ist mir unbegreiflich, wie man nachts Kinder ohne jegliche Begleitung nach dem Friedhofe schicken kann, überhaupt Kinder!“ sagte die Baronin zu ihrem Kutscher hinüber, der die dampfenden Pferde hielt. „Wissen Sie nicht, wo sie hingehören?“

„Ich bedauere, nein, gnädige Frau!“ Der Kutscher nahm den Hut ab.

„Sehen Sie auf und löschen Sie mal die Christbaumlächchen auf dem Grabe dort, sehen Sie aber erst nach, was auf dem Leichensteine steht.“

Sie hielt die ungeduldig scharrenden Pferde, während der Kutscher zum Kirchhofe ging.

Da fand Grete allmählich den Mut zum Sprechen.

„Entschuldigen Sie, gnädige Frau, aber ich war nur erschrocken.“ Sie strich sich die Haare aus dem Gesichte.

„Wem gehört ihr denn? Und wer hat euch angewiesen, nach dem Friedhofe zu gehen?“

„Wir sind Geschwister, gnädige Frau, und gehören dem Zimmermann Barthel. Ich wollte der Mutter ein Christbäumchen bringen.“

„Weiß dein Vater, daß ihr hier seid?“

„Vater ist sehr krank. Ich habe mir die Erlaubnis, zur Mutter zu gehen, als Weihnachtsgeschenk erbeten.“

„Gott, wie rührend, und doch wie töricht! Und das ist also dein Brüderchen?“

Hans verbarg sich rasch hinter der Schwester.

„Willst du gleich artig sein?“ sagte Grete, „mal, mal einen schönen Kniz und sage der gnädigen Frau, wie du heißt.“

„Hans,“ sagte der, „aber man hörte sein Stimmchen kaum.“

„Na, schön,“ sagte die Baronin und übergab dem Kutscher die Pferde wieder.

Grete und Hänschen! Nun werdet ihr mal mit mir in den Schlitten kommen, ich lese euch dann vor eurem Hause ab. Inzwischen nimmt mal das, und morgen werde ich mich nach euch erkundigen.“ Sie reichte dem Mädchen zwei Geldstücke. Im hellen Scheine der Schlittenlaternen sah Grete das Gold blitzen. „Vergelt's Gott, gnädige Frau, aber ich kann das nicht nehmen.“

„Ei, warum so stolz? Wenn ich dir's aber zu Weihnachten schenke, dir und dem Hänschen! Und nun erzähle mir von daheim.“

Der Kutscher hob die Kinder in den Schlitten und Grete verbarg das Geld sorgfältig in ihrer Tasche. Das Herz schlug ihr bis an den Hals heran. „Vergelt's Gott!“ stammelte sie noch einmal. Aber die Baronin stellte sich gleichgültig und fragte lächelnd nach dem Vater. Sie hatte die Armut gesehen.

Und Grete erzählte.

Fast geräuschlos flog der Schlitten über die weiße Fläche dem Dorfe zu. Die Kinder dehnten wohligh die erkalteten Glieder unter der warmen Decke und sahen mit glänzenden Augen in die Nacht hinaus. . .

„Da wohnen wir!“

Ein kurzer Kniz, und der Schlitten stand still.

„Nun grüßt mir den Vater, und morgen werde ich nach eurem Befinden fragen.“

„Wir wohnen sehr arm, gnädige Frau. Und vergelt's Gott.“ Grete drückte schon und flüchtig der hohen Dame einen Kuß auf die behandschuhete Rechte. Sie hatte irgendwo in einem Geschichtenbuche davon gelesen, daß man das tue.

„Nun, hat dir das Schlittensahren gefallen, kleiner Mann?“ Die Baronin hielt Hänschens Lockenkopf zwischen den Händen; dann hob sie ihn aus dem Schlitten.

Grete machte eine lütschliche Verbeugung, und das Gefährt eilte davon. Mit heißen Wangen standen die Kinder und ließen sich die Augen, ob nicht alles ein schöner Traum gewesen sei. — — —

„Nichts zum Vater sagen, Hänschen! Gar nichts! Er könnte sich für die Nacht erregen! Morgen dann!“

Der Kleine nickte und trippelte ins Haus.

Grete aber hatte die Hand in der Rocktasche und hielt krampfhaft die beiden Goldstücke fest, den greifbaren Rest des erlebten Märchens.

„Du bleibst lange aus, liebe Lotte! Ich hatte schon Sorge um dich, und unsere Kinder warten mit heißen Wangen auf die Bescherung!“

Baron von Sandoß half seiner Gattin aus dem Schlitten.

„Entschuldige, lieber Egon, aber ich habe ein paar Kinder gefunden, ärmer als die unseren, da habe ich ihnen ein bißchen von unserem Glücke mitgeteilt und versprochen.“

„Du sammelst dir viele Freunde, Lotte, und wirst nicht müde, Glück um dich zu streuen.“

„Ach Gott, es ist so beseligend, den ärmsten unter den Kindern mitzuteilen, sie beschenken uns immer tausendfach wieder mit ihren dankbar leuchtenden Blicken.“

„Ja, es ist schön, zu schenken und wieder beschenkt zu werden! Nun komm, die Weihnacht erwartet uns!“

Als Grete am Morgen in das Zimmer ihres Vaters kam, traf sie dort den Esbauer, der in scharfen Worten von ihm den fälligen Mietzins verlangte und bemerkte, wenn er diesen nicht bezahlen könnte, so brauchte er auch keinen Weihnachtsbaum zu machen.

Da warf Grete den Kopf jäh zurück und eilte hinaus, um wenige Sekunden später zurück zu sein. Sie trug das noch schlaftrunkene Hänschen, das nur mit dem farbigen Hemdchen bekleidet war, auf dem Arm. Mit glühenden Wangen stellte sie sich dicht vor den Besucher.

„Herr Esbauer,“ sagte sie aufgeregt, „ich bin ja selbst noch ein halbes Kind — aber, das ist mein kleines Brüderchen, und wenn das kein Christbäumchen wert ist, wenn Ihr das Duzus nennt, wenn ich dieses Kind ein klein bißchen den Weihnachtszauber ahnen ließ, dann, Herr Esbauer, seid Ihr ein böser Mann und nicht wert, meines Vaters Haus zu betreten.“

Der Bauer lachte höhnisch auf und griff nach seinem baumwollenen Scharf, als wollte er sich einer Waffe bedienen.

„Jawohl!“ schrie Grete und eine glühende Rote flog ihr über die Stirn. „Und wenn Ihr meinem Vater kein anderes Weihnachtsgeschenk bringen und am heiligen Weihnachtsmorgen keine andere Unterhaltung führen könnt, dann bleibt zu Haus! Jawohl, Herr Esbauer! Das sage ich Euch, des Barthels Tochter! Den Zins würde ich Euch schon gebracht haben. Da ist er! Gebt dem Vater aber eine Quittung.“

Und sie warf dem Verblüfften ein Goldstück über den Tisch.

Der gab, ohne ein weiteres Wort zu sprechen, auf einem alten Blatt Papier die Quittung und verließ das Haus.

„Böser Mann,“ sagte Hänschen, und Grete drückte einen heißen Kuß auf die Wange des Brüderchens.

Dann richtete sie das Frühstück und brachte das Haus in Ordnung. Für den Barthel kamen ihr üble Stunden. Die Nachwirkung der Aufregung des Besuches blieb nicht aus.

„Woher hast du das Geld, Grete?“ fragte er mit bebender Stimme.

„Es ist rechtschaffenes Geld, Vater! Nachher erzähl' ich dir alles. Vorher ruh' dich aus. Du hast die Ruhe so nötig. Und gelt, Väterchen, vergiß die Aufregung.“

Sie reichte ihm die Arznei und er sank müde in das Kissen zurück. Als die Kirchenglocken die Dörfler zum Hochamt riefen, saß Grete neben dem Vater am Bett und erzählte ihm vom gestrigen Abend. Sie erzählte von der Mutter Grab, von ihrer Furcht vor des Kutschers Stimme, von der Baronin, von den Goldstücken und von der Heimfahrt.

Zum Mittag brachte eine mildtätige Nachbarin dem Kranken und den Kindern Suppe, Fleisch und Gemüse.

Der Nachmittag kam und brachte neuen Schneefall. Eine behagliche Wärme füllte die Stube Barthels. Männer und Frauen aus dem Dorfe kamen und besuchten den Kranken. Einzelne brachten kleine Geschenke.

Die munter tickende Wanduhr schlug die dritte Mittagsstunde, da flog ein Schlittengeläute über die Straße.

„Die Frau Baronin!“

Hänschen kletterte auf einen Stuhl am Fenster, um das Gefährt zu sehen, während Grete in heller Aufregung da und dort noch schnell etwas in Ordnung brachte. Barthel strich seine Haare zurecht und alletzte die Bettdecke.

Leise klopfte es an die Tür.



Ueberschwemmtes Land im Hsergebiet.

Barthel sagte schüchtern: „Gerein“.

Da stand sie mitten im Zimmer, die große Frau mit den heiteren Augen und dem lachenden Mund, und drückte der Grete die Hand und jubr dem kleinen Hans losend durchs lockige Haar.

„Grüß Gott, Kinder! Wie habt Ihr geschlafen? Wie ich hoffe, hat euch die Aufregung von gestern nicht geschadet?“

Und dann reichte sie dem Barthel die Hand und ließ sich auf denselben Stuhl nieder, auf dem der Cobauer gesessen hatte.

„Grüß Gott, Barthel! Ich weiß nicht, kennen Sie mich oder nicht, ich bin die Baronin Sandoff und habe gestern auf ganz romantische Weise mit Ihren Kindern Bekanntschaft gemacht, und da Grete so lieb von Ihnen plauderte, dachte ich, ich müßte auch mal nach dem Vater Barthel sehen. Entschuldigen Sie die Anekdote, aber ich weiß nicht einmal Ihren Familiennamen.“

„Man heißt mich allgemein nur den Barthel.“

„Hoffentlich regen Sie sich nicht auf wegen meines Besuchs, ich möchte Ihren Zustand nicht verschlimmern! Im Gegenteil! Ich möchte Ihnen nur Freude bringen und Ihnen sagen, daß ich Ihre Kinder sehr liebgekommen habe. Auch sonst möchte ich noch einiges plaudern. Zuerst sagen Sie mir aber, wie Sie sich fühlen?“

„Es geht, gnädige Frau, es geht! Es ist mir nur zu viel Ehre, gnädige Frau!“

„Beruhigen Sie sich, Barthel; ich und mein Gemahl möchten Ihnen eine kleine Weihnachtsfreude machen. Haben Sie keine besonderen Wünsche?“

„Es ist nicht so schlimm,“ sagte die Baronin mit weicher Stimme. Der Dank des unbeholfenen und natürlichen Mannes ging ihr zu Herzen. „Werden Sie nur gesund! Und freuen Sie sich Ihrer Kinder! Gott behüte Sie!“ Sie reichte ihm die Hand.

„Wir beten für Sie, gnädige Frau!“ Der Kranke brachte es kaum über die Lippen. Er meinte, das Herz laufe ihm über.

Die Kinder drängten sich heran, und Grete fiel in die Knie und weinte über die Hände der Wohltäterin.

„Vergelt's Gott, gute Frau Baronin!“

„Steh auf, Grete! Es ist schon gut! Du wirst einmal ein fleißiges Mägdlein bei mir werden. Und nun singt mir ein Weihnachtslied, liebe Kinder. Ich höre das so gern! Gewiß kann der kleine Hans auch schon singen!“

Da stellten sich die Kinder mit andächtiger Miene vor den Baum und sangen:

„Stille Nacht, heilige Nacht . . .“

Und während der Kinder Stimmen feierlich das Zimmer füllten, ging die Baronin auf den Boden aus dem Hause . . .

Das Schlittengeläute verlang in der Ferne. Der Barthel lag in seinem Bett und weinte in seine faltensehenden, bageren Hände hinein. Aber es waren Freudentränen.

Der Abend kam.

Wieder strahlte der Christbaum durch das kleine, traurige Bodengemach und der Barthel schlürfte mit Wohlbehagen den süßen, blutroten



Blick in das von uns nach helhem Kampfe besetzte Lissa.

Man sieht, daß die Prachtbauten, a. B. Rathhaus und Theater im Hintergrunde geschont wurden.

„Sie haben die Grete so reich beschenkt — die Kinder meine ich — vergelt's Gott, Frau Baronin!“

„Schön! Aber nun möchten wir auch Ihnen eine Freude machen. Und da meinen wir, ich und mein Mann, wenn Sie wieder gesund seien, sollten Sie bei uns in Dienst treten, als Schlossaufseher. Sie hätten da weiter nichts zu tun, als im Hof und Garten nach dem Rechten zu sehen. Der Posten wäre jedenfalls leichter, als Ihr Zimmermannshandwerk. Wegen des Lohnes würden wir einig werden; mein Mann meint, 1200 Mark im Jahr und freie Meldung.“

Dem Barthel wurde siedend heiß unter seiner Decke. „Gnädige Frau, das — das bin ich ja gar nicht wert!“

„Wir haben uns natürlich vorher über Sie erkundigt,“ sagte die Baronin lächelnd. „Viel Sie vollständig hergestellt sind, kann die Grete täglich das Essen im goldenen Lamm holen. Die Wirtsleute haben bereits Anweisung. Und nun erholen Sie sich gut, Barthel, ich komme von Zeit zu Zeit, nach Ihnen zu sehen. Und seien Sie munter. Der Arzt meint, bei kräftiger Kost werde er Sie bald wieder hoch haben. — Natürlich wegen des Berufswechsels überlassen wir Ihnen die Wahl. Wenn Ihnen Ihr Handwerk ans Herz gewachsen ist, bleiben Sie ruhig dabei! Borerst sammeln Sie Kräfte und werden Sie hübsch gesund!“

Dem Barthel gab's Herzstöße und Tränen rollten ihm über die Wangen.

„Vergelt's Gott! Tausendmal vergelt's Gott, gnädige Frau Baronin! Wenn ich es nur weit machen kann! Ach, die Freude . . . ! Die Weihnachten . . .“

Aufs neue brachen dem Barthel die Tränen aus den Augen.

Medizinalwein. Grete aber erzählte dem Hans vom Welterlöser und von der Nächstenliebe.

Da machte der Kleine runde Augen und sagte wichtig:

„Frau Baronin arg liebe Frau ist!“

Und ein Jahr darauf, als die Weihnachtskugeln wieder ihr begeisterndes Lied über das Tal jubelten, saß der Barthel mit strammem Muskel und leuchtenden Augen in der freiherrlich von Sandoff'schen Uniform im Kreise seiner Kinder und drückte die Lieblinge an seine Brust. „Wißt ihr's noch — — vorige Weihnacht?“ sagte er feierlich und bewegt.

Die Grete nickte. „Du bist so jung geworden, Vater!“

„Und auch danke ich es, ihr lieben Kinder, Hans und Grete!“

Da lehnten sich die Kinder losend an des Vaters Brust und blickten mit strahlenden Augen zu ihm auf.

Und die Seelen sprachen zueinander ohne Worte. Eins verstand die Sprache des anderen.

Ein gedämpftes Singen kam aus der Ferne und schmiegte sich schon um das kleine Häuschen.

Ein Weihnachtslied . . . . .

### Merkspruch.

Kein Gelehrter fällt vom Himmel,  
Nur durch Arbeit geht's zur Höh,  
Auch der Papst muß' einmal lernen  
Sinnmaleins und Abe.

## Landstraßenkinder.

Erzählung von Luise Camerer.

(Nachdruck verboten.)

Es waren ihrer vier arbeitslose Gesellen, wie sie das Landstraßenleben zusammenführt, die in der Dorsberge um Aufnahme nachsuchten. Ein jeder von ihnen war vielleicht einst mit einem frommen Geleitspruch oder Segenswort seiner Angehörigen in die Fremde gezogen, doch die Unrast des Wanderlebens und Landstraßengesellschaft hatten die guten Eindrücke der Kindheit und Jugendtage längst verflüchtigt und den Bittkamen des Dasses aufgestreut.

Verlumpt und zerrissen, und ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, klopfen sie an, indes Zehrung und Nachtlager wurden ihnen unbarmherzig verweigert.

Die Tür schloß sich vor dem scheltenden Herbergsvater. Der große Hausriegel schob sich Inarrend ins Schloß. Das letzte Licht erlosch, und draußen im Hofe knurrte der mächtige Haushund und zeigte fleischend die großen Reißzähne.

Frostzitternd, bei fast 20 Grad Kälte, stand das vierblättrige Kleeblatt unter dem klaren, freien Winterhimmel. Was tun? — Mutter Grün war längst zur Mutter Weiß geworden, und die glitzernde, schimmernde Schneefläche, die die Winterjaat einhüllte, konnte für die vier Wegesellen nur zu leicht zu einer Sterbedecke werden.

Vor dem Dorfe machten sie halt. Gemeinsam beratschlagten sie das Trostlose ihrer Lage.

„Ein Hundeleben, dat! Seit Tagen habe ich nichts Warmes mehr gehabt — und die Füße jaden mich aus die Schuhe heraus!“ murkte der robusteste der Burschen im nordischen Dialekt. „Für wat lebt ma egentlich, wenn ma nich amal wat zu knabbern hat. Der erste, der des

zu Hause angetroffen und zog nun unberrichteter Sache heimwärts. Die Laterne schwannte unsicher in seinen Händen auf und nieder und sein Herz klopfte hörbar bang, als er unvermittelt die vier verlumpten Gesellen vor sich sah.

Der Bayer trat vor.

„Sei stad (ruhig), es g'schieht dir nichts, Bauer!“ sagte er im trauberzigen Tone. „Wir san arbeitslose Gesellen, doch keine Lumpen net! Dafür stehe ich ein! Der Herbergsvater hat uns Obdach und Zehrung verweigert, weil ma' foa Geld net hab'n — und im Freien müssen ma dafrier'n! Eine Schütte Heu, einen Weidling Milch und ein Stückel Brot wirst wohl übrighaben für hungrige Christenmenschen. Morgen in aller Früh schieb'n wir ab. Tu's für einen Gotteslohn, Bauer, mein Wort darauf, es g'schieht dir nichts!“

„So kommt!“ entschied der Bauer kurz. „Bier gegen etnen? Habt ihr Schliches im Sinn, bin ich wahrlos dagegen. Doch die Untat würde euch keinen Segen bringen! Der Einödbauer ist selbst ein armer Teufel, der sechs Kinder und nicht viel zu brocken und zu beihen hat. Es ist Nachtszeit und gerade nicht gut getan, vier Burschen mit ins Haus zu nehmen. Ich tu's im Göttervertrauen, gehe es, wie es will!“

Schweigend schritten sie über den knirschenden Schnee in die mond-helle Nacht hinein.

Der Einödhof, ein kleines Anwesen, lag vom Hochwalde gegen den Schneebrock der Berge gedeckt, wie verlassen und verloren, außerhalb des Dorfes.

Aus den niederen Fenstern schimmerte das matte Licht einer Oellampe. Drinnen schaffte die Bäuerin und ein halbtodes, alterndes Dirndel am Herd. Der zottige Haushund heulte in allen Tonarten, als die fünf sich dem Hofraume näherten.

„Mutter, ich bringe hungrige Gäste mit, die ich hilflos am Wege aufgelesen habe!“ rief der Einödbauer seiner Frau entgegen. „Die Not



Deutscher Landsturm auf dem Marsch an der russischen Grenze.

Begeh kommt, wird niedergemacht und ausgeraubt, nachher is uns beholzen. Und dat Stechen, dat versteh' ich. Dat is mein Geschöft!“ Er lachte roh, und in seinem Auge lag wilder Haß.

„Morden?! Nee, da tu ich nich mit! Dazu gamste mich nich haben!“ widerspricht ein schlanker, hellblonder Sachse, dem man die Erziehung besserer Tage sofort ansah. „Nee, dadrus steht Zuchtbaus, und ich bin noch gar jung und will mich egal im Zuchtbaus sein. Es wern wohl auch mol bessere Tage gommen, — morden, nee, weeh Knöpfchen, das tu ich nich, lieber verhungern!“

„G'schichte und stiebtst habe ich au schon amal,“ meinte ein biederer Schwabe, „obgleich mei Bäsele g'sait hat: Fröhle, tu nich Unrechts net, — onst nehm ich ein' andre! 's Bäsele is mei liebs Schäggle, wo mir erscht g'schriewe hat, daß ich brav bleibe soll. Ich will heimwandre und ein rechta Bürgerma mache. Noi, — noi, morden, — das tut a Schwabe net!“

„A leerer Heustadel zum einaschliffen tät's a noch!“ sagte lachend ein frischer Bayer. „Mei Mager knurrt vor Hunger, — da wird sich drass'legt, und dracht, dann wird der elendige Kerl scho' a Nuch' geb'n. Morg'n is a wieder a Tag, wo ma klopfen kanna, und an der Grenz laß' i mit abschuben, das is scho' mandem passiert. I hab's Fretterleben satt! Von jetzt ab wird gearbeitet. Aber morden?? — Wehst, wannst net a guiter Spejel von meina wärst, — und die letzten Bettel-pfennig mit mir geteilt hättst, — nacha, nacha gebet i dir a Watsch'n, daß d' all bei Lebtag aufs Aufsteh'n vergesse täst! Blut, dessell bleibt pappen (leben), des bringt nimmer weg von Leib und Seel!“

Der nordische Fehthbruder schwieg verdrossen. Aus der Ferne hörte man knirschende Schritte näher herankommen, und allmählich wurde das flackernde Licht einer Stallaterne sichtbar.

Ein Bäuerlein kam des Begeh. Es war nach tierärztlicher Hilfe für sein erkranktes Vieh ausgegangen, hatte jedoch den Tierarzt nicht

treibt sie untern Dach, sie werden aus der Not kein Verbrechen machen. Stelle eine Schüssel Milch an den Herd und schaffe die alten wolkigen Bierbedden zur Stelle. Es ist eine kalte Winternacht. Meinetwegen können sie im Heustadel rasten.“

Willfährig, doch innerlich erschreckt, gab die Bäuerin dem Geheiß Folge, indes die Ausgestoßenen sich auf der Holzbank niederließen, die den nachlosen einsiedete. In der Wandnische thronte ein Christusbild, das leidvolle Haupt von Eseranken umgrünt.

Das enge Zimmerchen war mit dem ärmlichsten Hausgerät angefüllt, und aus dem anstößenden Kämmerchen hörte man die gesunden Atemzüge der schlafenden Kinder.

„G'egne's Gott!“ Mit dem üblichen Gruße stellte die Bäuerin eine Schüssel dampfender Milch auf den Esstisch und legte einen mächtigen Laib kernigen Schwarzbrottes hinzu.

Mit wahrer Gier fielen die vier Wanderburschen über das Gebotene her, und gar bald war die Schüssel ihres Inhaltes entleert und der Brollaib zur Hälfte abgeschnitten.

„Sprecht euer Nachtgebet, dann geht zur Ruhe,“ mahnte die Bäuerin, nach einer Weile etwas freundlicher werdend. Sie hatte die Gesellen fest ins Auge gefaßt, und der hellblinde Sachse, der frische Bayer und der muntere Schwabe hatten ihre Furcht ein wenig vermindert. „Der Bauer und ich, wir kommen heute nicht zur Ruhe. Das Vieh ist krank, und die Schedin, unsere beste Milchkuh, nimmt heute gar kein Futter. Das sind schwere Sorgen in einem kleinen Hof, und zu allem Elend hat mein Bauer den Tierarzt auch mit angetroffen. Habt ihr denn nirgends Arbeit gefunden im Land, weil ihr so umherstreunt und sehtet? Seid's doch alle zusammen frische, saubere Burschen!“

Verlegen schaute einer den andern an.

Ja, da gab es viele faule Ausflüchte, die in ihrem Munde sich zu Beweisgründen formulierten. Hier war die Bezahlung zu gering, dort

die Arbeit zu streng gewesen. Anderwärts war der Meister zu grob, die Meisterin zu schmutzig. Jemandem hatte überall gefehlt.

Das Examen über ihre Lebensführung schien den Burtsche durchaus nicht zu beagen, gähnend erhoben sie sich, ihr Heulager aufzusuchen, das nur durch einen Bretterverschlag von den Wohnräumen getrennt war. Nur der biedere Schwabe blieb noch sitzen.

„Ich bin ein Bauernkind und versteh' an ein bißel was von der Feldarbeit und der Viehzucht,“ sagte er mitteilidig zu der belämmerten Bäuerin. „Uns sein an amal vier Stüdle Vieh über Nacht hin worde. Vielleicht kömmt' ich euch ein bißel aushelfe.“

Sein Vorschlag wurde mit Dank angenommen, und während die Bäuerin heilsame Tränke zubereitete, war der Schwabe dem Bauern bei der Fütterung und Stallarbeit behilflich, und es war erstaunlich, wie umsichtig und anständig er sich zur Arbeit zeigte.

Als die alte Kuckuhr die zehnte Abendstunde verkündigte, gingen die Eindöcker beruhigt ins Bett, da das Vieh außer Gefahr schien. Der brave Schwabe legte sich ins Heu zu seinen Wegesellen, und nach langer, langer Zeit sprach er zum erstenmal wieder ein kurzes Nachtgebet.

Im Hofe herrschte tiefste Stille. — Alles schlief den Schlaf der Gerechten, nur der Berliner Schlächtergeselle kam nicht zur Ruhe. Seine Gedanken wanderten dunkle Wege, die brüteten Unheil. Er kannte die Bauern und wußte, daß sie für besondere Vorkommnisse stets etwas Geld im Hause behielten. Der alte, festgefahrene Wanderschrank im Wohnzimmer hatte ihm zu denken gegeben, und die Räumlichkeiten im Erdgeschosse hatte er sich wohl gemerkt.

Leise, bloßfüßig, erhob er sich vom Heu und schlich über die Leiter hinauf in den Hausflur, wo er beim Durchgehen eine scharfgeschliffene Spitzhaue gewahrte, die er als Waffe zu benutzen gedachte.

Durch das Dachgebälk äugten Sterne hernieder und verbreiteten lichten Silberglanz, doch der Strolch beachtete es nicht, seine Gedanken blieben auf Raub gerichtet.

Die Spitzhaue in den Händen, schlich er neben den arglos schlafenden Kindern vorbei in das Wohnzimmer.

Indes, er hatte die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Sachse und Bader folgten ihm auf dem Fuße nach.

Daß Mißtrauen gegen den Wandergesellen, der sich ihnen erst in den letzten Tagen zugesellt, und der von einem Nord wie von einer Meinigkeit sprach, hatte sie nicht zur Ruhe kommen lassen, und als er insgeheim seine Lagerstätte verließ, wurde es beiden klar, daß er einen Raub, wenn nicht noch Schlimmeres beabsichtige.

Ihn rücklings umfassend, drückte der Bader ihn kräftig zu Boden, während der Sachse sich der Spitzhaue bemächtigte und laut nach Hilfe schrie.

Der Lärm und die verzweifelte Gegenwehr des Eindöckers riefen auch die Eindöcker und den Schwaben herbei, und ihren vereinten Kräften gelang es, den Unhold zu bezwingen und ihn, an Händen und Füßen gebunden, in der Holzkammer einzuschließen.

„So, der Lump wäre für heute unschädlich gemacht,“ sagte der Bader verächtlich. „Doch seht Euch vor, Eindöcker, denn der Burtsche führt nichts Gutes im Sinn, und da sei Gott vor, daß Ihr für Eure Gutmütigkeit solchen Dank fändet. Erst vor einigen Tagen schlug sich der Burtsche zu uns, und seine Papiere scheinen auch nicht in bester Ordnung zu sein. Wir ändern wandern morgen der Heimat zu, das Vagabundenleben verdirbt an Leib und Seele. Ich rate Euch, Anzeige bei der Ortsgendarmerie zu machen, Eindöcker, doch wartet noch so lange, bis wir aus der Nähe sind!“

Nachdem die drei Gesellen sich morgens in der Frühe noch mit einer kräftigen Brennsuppe für die Weiterreise gestärkt und ihrem freundlichen Wirt ein herzliches „Vergelt's Gott“ gesagt, öffnete der die Holzkammer, um nach dem Strolche zu sehen. Aber der Vogel war ausgeflogen. Wie er sich der tride entledigt hatte, war unbegreiflich, doch einige eingedrückte Bretter an der Seitenwand verrieten den Weg, den er genommen.

In der Herberge zur Heimat wurde Christbescherung gefeiert. Der weite Saal war vom Glanz der Weihnachtsterzen tageshell erleuchtet. In allen Mundarten klangen die Stimmen durcheinander. Ein beglücktes Ausruhen nach kalter Winterfahrt auf der Landstraße! Auf einer langen Tafel lagen die Liebesgaben für die jungen Wandergesellen bereit, nützliche, zweckmäßige Geschenke, wie sie barmherziger Menschenmuth not-

leidenden Kindern der Arbeit beschert. Wollene Strümpfe und Unterwäsche, Beinkleider und Zoppen, doch auch für Liebhaber, Zigarren, warme Speisen und Getränke war bestens gesorgt. Der würdige Anstaltsgeistliche hielt eine herzliche Ansprache, in der er auf die herrliche Bedeutung der Feier hinwies; die jungen Leute ermahnte, auch in harten Tagen auszuharren und Gott nicht zu vergessen, — dann ging er zur Verteilung der Liebesgaben über, die denn auch freudig in Empfang genommen wurden.

Obenan an der Tafel saßen Bader, Sachse und Schwabe in frohlichster Eintracht beisammen. Seit drei Tagen befanden sie sich in der Herberge, frischen Mutes und voll froher Zuversicht auf kommende Zeiten.

Der Schwabe hatte einen postlagernden Brief von seinem Schöpfer vorgefunden, worin sie ihm schrieb, ihr Vater sei krank und brauche eine Stütze in der Schreinerei. Wenn es ihm ernst wäre mit dem Freier, möchte er bald heimkommen. Das Reisegeld wollte sie dem „Frisple“ nach München schicken.

Damit war Friske sehr einverstanden.

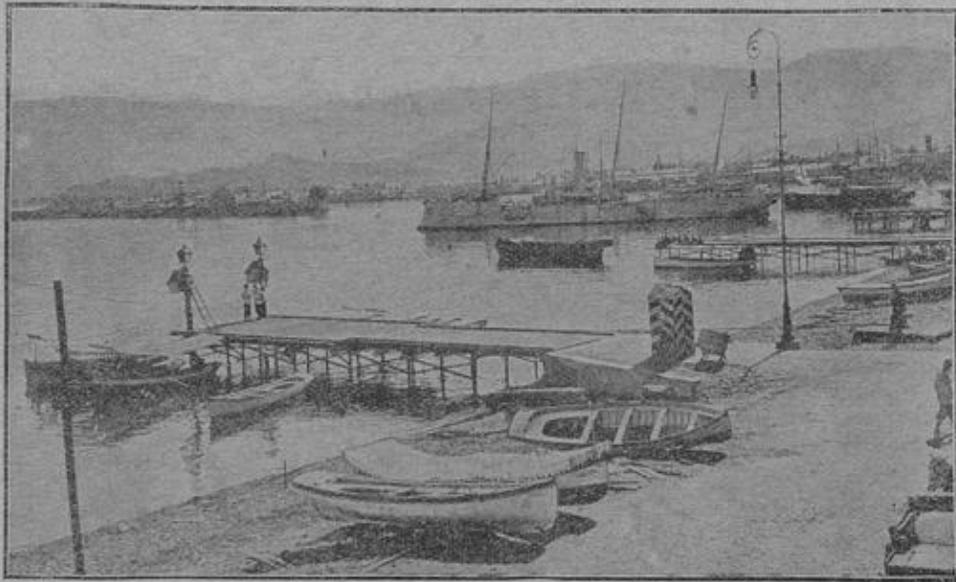
Der Sachse, ein gelernter Gärtner, und tüchtig in seinem Fach, besonders aber im Anbau von Obst erfahren, sollte auf Verwendung des Pfarrers hin eine Stelle als Gärtner in Simonshof erhalten, und der Bader war als Bierführer in einer Großbrauerei untergebracht. Solch günstige Ausichten für alle drei. Weihnachtsfreude sprach aus ihren Zügen und Weihnachtsstimmung klang aus ihren Worten.

Die Nacht im Einödhof war nicht wirkungslos an ihnen vorbeigezogen, sie hatte ihnen die Augen über die Gefahren des Landstreicherturns geöffnet.

Am unteren Tafelende, inmitten mehrerer Hadaubröder, saß der

vormaliger Wandergeselle, der Schlächtergeselle, und schielte mit bayerfüllten Blicken zu ihnen hinauf. Bloßfüßig und zerlumpt war er erst heute eingewandert, weshalb man ihn vor allem mit Schuhen und Strümpfen beschenkte. Der Zeigefinger und Daumen der rechten Hand trug er mit Verwundung unwiderrüstlich. In gütigen Zügen trank er ein Glas, dann ein zweites Glas Bier leer; als er ein drittes forderte, wurde es ihm vom Herbergsvater kurzweg verweigert.

Auch der stille, würdige Anstaltsgeistliche schaute mißbilligenden Blickes zu den roten Gesellen hinüber, die sich laut und fed in allerlei Schmähreden über geseplene und roßigöse Einrichtungen



Der Kriegshafen von Batun.

ergingen und die empfangenen Wohlthaten bekräftelten.

Unauffällig winkte der Pfarrer den Herbergsvater zu sich heran und gab ihm mit gedämpfter Stimme einen Auftrag. Dieser trat mit zu den Gesellen heran und sagte scharf: „Für Euch wird's Zeit zur Ruhe! Wir halten Weihnachtsfeier, nicht aber politische Versammlung. Ich ersuche die Gesellen, sich an die Hausordnung zu halten oder den Saal zu verlassen!“

Ein rohes Gelächter folgte, am lautesten lachte der Schlächter. „Von selbst hebt Ihr ja nichts! Es alles zusammengefochten von den Reichen, damit wir anderen, die Broleten, das Mundstück halten. Ich hau Dir eins an die Bundeslade, Du alter Quatschtopf, wenn Du mich nochmals das Wort verbiest!“

In diesem kritischen Augenblick wurden Pfarrer und Herbergsvater abgerufen.

Eine unheimliche Stille trat ein.

Auch die Zornschreienden rückten von den Vagabunden weg.

Da öffnete sich die Thür und der Herbergsvater lehrte in Begleitung von zwei Schutzeuten zurück.

„Die Herren suchen einen Gesellen, der in der Nacht des 21. Dezember bei den Wirtskenten Hochstätter in Fischbachau einen Einbruch veruchte, wobei die Wirtin und die Frau schwer verletzt wurden. Der Burtsche hat sich allem Anschein nach nach München gewandt. Er sprach norddeutschen Dialekt und sein Signalement stimmte auffällig mit dem Auseren des heute zugewanderten Schlächtergesellen Dölle überein. Da die Wirtin ihm im Kampfe einige Wunden an der rechten Hand beibrachte, und Dölle auch diese aufzuweisen hat, — so dürfte er mit dem Gesuchten identisch sein. In der Herberge legitimierte er sich mit falscher Namensangabe. Schutzeute, tut Eure Pflicht!“

Schimpfend und stuchend drängte sich der Gesuchte gegen das obere Ende der Tafel, um von dort einen Ausweg durchs Fenster zu gewinnen, doch er sah sich von allen Seiten umstellt.

Gleichzeitig erhoben sich alle Gefellen von ihrem Platz, ihm ihren Aushändeln und ihre Verachtung kundzugeben.

„Ein Einbrecher, ein Dieb, nein, nein, wir sind Arbeitsgesellen, wir wollen mit Verbrechern nichts gemein haben. Ihm gehört, was ihm gehört!“

Ziemlich derb stießen sie ihn vorwärts, der Türe zu, wo ihn die Hauptleute in Empfang nahmen.

„Dann nehmt mir auch gleich die Drei mit, die sich dort oben an der Tafel so breit machen, die sind meine Wegesellen durch Tirol ins Oberland gewesen, und wir haben manche gemeinsame Arbeit hinter uns.“

„Bösen, türkischen Blides deutete er auf seine früheren Wanderarten, die gleich, mit bestürzten Gesichtern die erbärmliche Verdächtigung vernahmen.“

„Unser gemeinsamer Einbruch im Einödhof bei Jenbach war och von Papp, nur daß Ihr Euch, als die Sache schief ging, wegjuleugert, und ich die Nase halten sollte!“ log der Burische frech.

Der Bayer faßte sich zuerst.

„Der Halunke lügt! Gebettelt und im Freien genächtigt haben wir wohl hier und da, wie es eben lange Arbeitslosigkeit und das Landhungernd so mit sich bringt, aber gestohlen hat keiner von uns! Der Landbauer muß uns bezugen, daß wir ihn und sein Anwesen gegen den räuberischen Überfall dieses Lumpen schützten! Geh'n wir halt in Gottes Namen. Es kann uns nichts geschehen!“

„Sagt ich's nicht, Brüderl, daß wir wieder zusammenkommen.“

„Sagt der Schlächter höhnisch, „Ihr Brüder, Ihr Kappen! Viel Licht geht's in eine Zelle!“

Auf eine bloße Verdächtigung hin verhaften zu lassen niemand!“ sagte der Kriminalist gemessen. „Nur der Orden geht auf diesen. Zeigt Eure Papiere vor, ist die Geschichte erledigt!“

Die Papiere bezaunten sich in bester Ordnung, auch der Herbergsvater legte sich ins Mittel und die ihr anständiges Verhalten. So blieben sie unbedrückt, während der vor Wut schäumende Arrestant geführt wurde.

Diese drückende Stille herrschte im Saal. Diese Stille erregend, sprach der Geistliche noch einige tröstende Worte an die jungen Gefellen, worauf man den vielstimmigen Chorus das Lied absang: „Ehre sei Gott in der Höhe!“

Noch niemals war es vielleicht so mächtigen Sinnes gesungen worden, wie hier von den Lippen der Wanderbuttschen. Damit war die Nacht beschlossen.

Bayer, Sachse und Schwabe blieben ohne jede persönliche Belästigung. Ein jeder von ihnen trat am Neujahr in einen neuen Arbeitskreis.

Wohlgenut und voll ehrlichen Strebens, denn hartnackige Tage der Wanderzeit und die Erinnerung an die Weihnachtsfeier in der Herberge zur Heimat hatten in ihren Herzen nach und befestigten ihre Lebensgrundsätze mehr und mehr.

### Kriegsallerlei.

Kartoffelgraben zwischen Schützengraben. Daß auf dem österreichisch-russischen Kriegsschauplatz der friedlich-private Verkehr zwischen den gegnerischen Linien herrschen kann, wie man ihn aus so vieler Schilderung vom westlichen Kriegsschauplatz

kennt, lehrte ein Feldpostbrief, den ein ungarischer Fähnrich nach Hause geschrieben hat. In dem Briefe, den die Frankfurter Zeitung einem ungarischen Blatt entnimmt, heißt es: „Unsere Honveds hatten, als sie in den Schützengraben lagen, Hunger nach gebratenen Kartoffeln bekommen. Vor den Schützengraben und jenen des Feindes zog sich ein langgestreckter, noch nicht ausgeädetes Kartoffelfeld hin. Da sagte plötzlich ein Unteroffizier zu den Jüngern: „Kinder, heut' abend würden aber gebratene Kartoffeln schmecken!“ Kaum hatte er die Worte gesprochen, als sich da und dort Soldaten meldeten. Einer sagte: „Herr Zugführer, wird ein Hundstuck voll genügen?“ Kurz und gut, abends trocken zwei Honveds auf das Kartoffelfeld. Bald folgten noch drei, dann fünf und schließlich noch zehn. Ihre ganze Bewaffnung bestand nur aus dem Infanteriespaten. Auf allen Vieren trocken sie dahin und mit angehaltenem Atem warteten die übrigen im Schützengraben zurückgebliebenen Kameraden, was geschehen werde. Alle waren bereit, wenn es sein mußte, die Kameraden mit einem Sturmangriff auf den Feind zu retten. Angstvolle Minuten verstrichen, da bemerkte man plötzlich, daß auch aus der russischen Deckung acht bis zehn Mann mit Spaten hervorkrochen. Was würde jetzt geschehen? Die Russen trocken gleichfalls gegen den Kartoffelader. Vorsichtig, achtsam, furchtsam! Auf der einen Seite scharren die Honveds, auf der anderen Seite die Russen Kartoffel aus dem Acker. Du kannst Dir die aufgeregte Neugierde der Unserigen vorstellen, mit der sie die Weiterentwicklung erwarteten. Langsam kamen die Leute näher. Da sahen wir, wie sie sich höflich grüßten, und Honveds und Russen zogen ruhig mit ihren Kartoffeln zurück in die Deckungen. — Es verging keine halbe Stunde, und das heftigste Gewehrfeuer entwickelte sich wieder zwischen den beiden Schwarmlinien . . .“



Der Generalarzt unserer Armee, von Schjerning.

Die Oberste Heeresleitung dichtet. Die Züricher Schriftstellerin Käthe Joel hatte der deutschen Obersten Heeresleitung einen poetischen Gruß gesandt und hat darauf alsbald folgende Antwortverse erhalten:

Daß Du uns Deinen Gruß gesandt,  
Wird Dir der Herrgott danken,  
Im Streite für sein Vaterland  
Wird nie ein Deutscher wanken.  
Ist auch die halbe Welt uns feind  
In Niedertracht und Lügen,  
Ein Volk wie wir, im Kampf vereint,  
Wird siegen, siegen, siegen!

Deutsche Oberste Heeresleitung.  
Die Verse sind ein bemerkenswertes Zeugnis dafür, daß die deutsche Heeresleitung, die sogar zum Dichten noch Zeit hat, den Dingen mit Ruhe, Humor und unerschütterlicher Zubericht entgegensteht.

Friedrich der Große über das Kriegsführen. „Ich wundere mich über die englische Politik; sie sehen Europa nur als eine große Staatsgemeinschaft an, die dazu da ist, ihnen zu dienen; sie gehen niemals auf die Interessen anderer ein und bedienen sich keiner anderen Überredungsmittel als ihrer Günteen.“

### Spruch.

Wer viel anfängt zu gleicher Zeit,  
Macht alles halb und nichts geschieht.

### Des Kriegers Weihnachtstraum.

O, das war ein Ringen gar blutig und schwer,  
Bis endlich bezwungen das feindliche Heer,  
Bis endlich der Gegner zu Boden gestreckt,  
Und Hügel an Hügel die Walfstätt bedeckt! —  
Nun lehren die Wäden mit bleiernem Schritt  
Zurück zum Quartier — und das Grauen geht mit  
Das Grauen! . . . Und einem, der schreitet furchtlos  
Dem juckt es im Antlitz, das hager und blaß;  
Sein Auge erzittert in Kummer und Leid,  
Er denkt an die Heimat, die weit ist, so weit. . . .

Nun senkt sich die Nacht mit dem Schleiergewande  
Gerab auf die Brüder im feindlichen Lande;  
Die goldenen Sternlein am Himmelsgezelt,  
Sie schanen den Hammer der hadernden Welt,  
Und leuchten den Englein, die Frieden nun wieder  
Uns gläubige Menschenberg tragen herüber,  
So wie sie ihn einstens den Hirten gebracht. . . .  
— Es ist ja die stille, die heilige Nacht. —

Ja, Weihnacht! — — — Da draußen in ärmlicher Hütte,  
Da stehst du von saulendem Stroh eine Schütte,  
Und drauf jenen Armen in köstlichem Traum:  
Die Seinigen schaut er beim strahlenden Baum.

Zur Seite die große, verständige Grete,  
Auf Muttters Schoß mit der Puppe die Käthe,  
Beim hölzernen Pferdchen den lockigen Franz,  
Und hier mit der Trommel den lustigen Hans.

Vom Weihnachtsbaume die strahlenden Lichter,  
Die schimmern hernieder auf sel'ge Gesichter;  
Und doch ist's dem Vater, als ob er ein Weh  
Bei jedem der Lieben im Antlitz säh'.  
Und als er nun folgt den bekümmerten Wäden,  
Da spiegelt sein Auge ein helles Entzünden;  
Sein Bildnis, — nein! Täuschung, die kann es nicht sein,  
Nimmt unter dem Baume den Ehrenplatz ein.

Er sieht, wie die Seinigen all an ihm hangen,  
In Lieb' nach dem treuesten Vater verlangen, —  
Ein Jubel erfüllt ihn; — doch da — wacht er auf . . .  
Den glücklichen Tränen läßt frei er den Lauf;  
Es tönt ihm im Ohre noch liebliches Singen . . .  
Er hört noch die Glocken so leise verklingen . . .

Die segnenverbreitende heilige Nacht,  
Sie hat ihm das Glück aus der Heimat gebracht.  
B. Petit



## Ernst und Scherz.



Ein Franzose über deutsche Ärzte. Ein französisches Kriegsgericht hat es gewagt, deutsche Ärzte ins Gefängnis zu setzen. Man dachte sich nicht geschent, die deutschen Ärzte, die deutsche und französische Verwundete in gleicher Weise liebevoll behandeln, aufs schmächtigste zu beschimpfen und zu vergewaltigen. Da ist das Urteil eines fanatischen Franzosen über unsere deutschen Militärärzte von besonderem Interesse. Es handelt sich um den verbohrteten Deutschenbasser Paul Déroulède, der als Jüngling mit seinem Bruder den Krieg von 1870/71 in einem Zouaveregiment mitmachte. Als sein Bruder verwundet wurde, begleitete er ihn in das deutsche Lazarett in Holly. Déroulède schildert nun in seinen Kriegserinnerungen die musterhaften Einrichtungen des Lazarett und die fürsorgende Tätigkeit der deutschen Ärzte. Der deutsche Oberarzt flößte dem Franzosen gleich ganz besonderes Vertrauen ein, das noch durch die ausgezeichnete Höflichkeit, die der Deutsche den beiden einfachen französischen Soldaten erwies, gestärkt wurde. Hilfsbereit ging der Doktor sofort an die notwendige Operation und führte sie sachgemäß und rasch aus. Als ihm der überglückliche Déroulède, der seinen Bruder schon gerettet sah, seine Börse anbieten wollte, wies sie der Arzt kalt, aber ohne Jörn zurück. Auch die dann als Andenken überreichte goldene Uhr fand entschiedene Zurückweisung. Als Déroulède aber mit dem Eifer eines Glücklichen weiter in den Arzt drang und ihm ein kleines Amulett aufdrängte, sagte der Deutsche zur größten Freude des Franzosen nicht Nein. Déroulède erstelt mit seinem Bruder ein besonderes Zimmer und gute Verpflegung. Als er sich von dem Arzte verabschiedete, erklärte er mit vor Rührung bebender Stimme: „Ich will Ihnen offen gestehen: Ich habe bis jetzt wohl an die deutsche Wissenschaft, aber nicht an die deutsche Güte geglaubt. Sie haben mir meinen Irrtum genommen.“ — Das sprach einer der größten Deutschenbasser Frankreichs.

Der Zapsenreich. In Grimmschen „abenteuerlichem Simplicissimus“ finden wir dieser altdeutschen Einrichtung Erwähnung getan. Im 17. Jahrhundert, also zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, wurden in den Trinkstuben der Städte zu einer bestimmten Abendstunde von den Polizeibeamten die Zapsen der Fässer, aus denen die Krüge gefüllt wurden, gestrichen. Nach der einen Vesart geschah dies, indem mit Kreide ein Strich über den Zapsen gemacht wurde, nach anderer Überlieferung wurde ein Streich auf den Zapsen geführt, um diesen fest einzutreiben. Damit war gelangt, daß der Ausschank für diesen Tag ein Ende habe und die Gäste nach Hause gehen sollten. Für die Soldaten ward die Stunde der Enthaltbarkeit und Müßigkeit in ihre Zelte oder Quartiere durch ein Trommel-, Horn- oder Trompeten-Signal kundgegeben. Die Polizeistunde von heute hat den eigentlichen Zapsenreich längst verdrängt, aber auf das Signal, das noch heute die Soldaten in die Kasernen

oder ihre Quartiere zurückruft, ist — wohl durch Soldatenwitz — der Ausdruck „Zapsenreich“ übertragen worden und erhalten geblieben.

Ein als wahr verbürgtes Geschichtchen aus einem Gefangenenlager in Sachsen berichtet das „Frankenland Tagebl.“ wie folgt: Die in deutsche Gefangenschaft geratenen Russen müssen sich, so ungewohnt es ihnen vorkommt, auch an Keilichkeit gewöhnen. Kürzlich wurden nun für das Lager zwei Faß weiße Schmierseife geliefert; in verhältnismäßig kurzer Zeit war diese Seife aber verschwunden, ohne daß man sich den Verbleib derselben erklären konnte. Es wurden Nachforschungen angestellt, und da ergab es sich, daß die Russen die weiße Schmierseife auf das Brot geschmiert

troden liegen. Ich habe schon ein Loch gegraben. Keulich ist eine Granate vorbeigegangen, ist ins Wasser gefallen und hat den ganzen Meeresspiegel zertrümmert. Die Granaten haben auch einen „Bunder“; an die wird eingestellt, wie weit sie fliegen sollen. Bei einer Granate hat man das vergessen, die liegt nun immer weiter. Zwoimal ist schon rümt um die Erde, denn sie ist schon zweimal hier vorbeigekommen. Ja, Esfriebe, passiert allerlei . . .“

Ein schwerer Entschluß. Heiratsvermittler: „Hübsch ist die Witwe nicht, aber sie hat achttausend Mark! Greifen Sie schnell zu . . . Nebenzimmer sitzt auch einer und überlegt sich.“



Bei 20 Grad Kälte in der Bukowina.

Unser Bild ist eine der ersten Ausnahmen aus dem Kampfgebiet zwischen den Österreichern und Russen in der Bukowina und zeigt einen Unterhand eines Wachtpostens, der tief verdeckt und bei 20 Grad Kälte festgefroren, den Soldaten gegen die Unbilden einigermassen Schutz gewährt. Dieser Unterhand ist ein vorseitobener Posten und der Feind muß scharf beobachtet werden, da er stets in Sicht ist.

hatten. Seitdem kommt nur noch Stückseife ins Lager. Hoffentlich werden die Russen die Stückseife nun nicht für Käse ansehen und sich auf das Brot schneiden.

Station Hommes! Ein Mitkämpfer erzählt in einem Feldpostbriefe folgendes Geschichtchen: Wir führen von Mey nach Frankreich in vollbesetzten Solatenzugen. Auf französischem Boden, in einem kleinen Orte, gab es den ersten Aufenthalt, der neben der „Einnahme“ des Mittagessens auch zum Schreiben von Feldpostkarten verwendet wurde. Aber wie heißt der Ort? Da erblickt man an einem kleinen Häuschen neben dem Bahnhofsgelände eine Aufschrift, die französische Übertragung unserer Beschilderung „Für Männer“, und bald werden mehrere Postkarten abgegeben mit der Datierung: „Hommes, 21. 10. 14.“

Humor in der Marine. Daß trotz der schweren Zeiten den Angehörigen der Marine der Humor nicht ausgeht, beweisen ihre Feldpostkarten. So erhielt eine Hamburgerin von ihrem Vater folgende Zeilen: „Freut mich, daß du versuchst, dem Vaterland auf die Beine zu helfen, und Strümpfe strickt, denn ohne Strümpfe kann man nicht gut laufen. . . Wir geht es gut, und wenn die Engländer kommen, lasse ich die Nordsee leerlaufen, daß alle Schiffe

Trostlos. Mächtig: „Ein Wort im Vertrauen, Johann! We Sie sich dafür bemühen, daß ich von Ihrer Herr mein Geld komme, schenke Ihnen einen Taler.“ „Ihnen schenke ich gar zwei, wenn Sie für sorgen, daß ich meine rückständigen Löhne frische.“

Streng überwacht. St. minalkommissar: „Nun haben Sie nun Punkt 8 Uhr Ihren Bericht erstattet, wie befaßt?“ — Detektiv: „Entschuldigen Herr Kommissar, als einer von den Taschendieben, die ich überwachen sollte, hat meine Uhr gestohlen.“

Zum Abgehören. Miß Waslin: „Was aus unserem Freund Mr. Clay geworden?“ — Mr. Rand: „Er für sechs Monate e Stellung in einer Fabrikfabrik angenommen.“ — Miß Waslin: „Lustig!“ — Mr. Rand: „Durchaus nicht.“

Wünschst dich das Mädchen abzugewöhnen.“

Mutterstolz. B. fiersgattin: „Un-

Rosa hat einen großartigen Erfolg.“ — „Un- Dezember haben mer se 's erstmal eingeführt in de Gesellschaft, und jetzt können schon jeder nicht ohne ihr leben.“

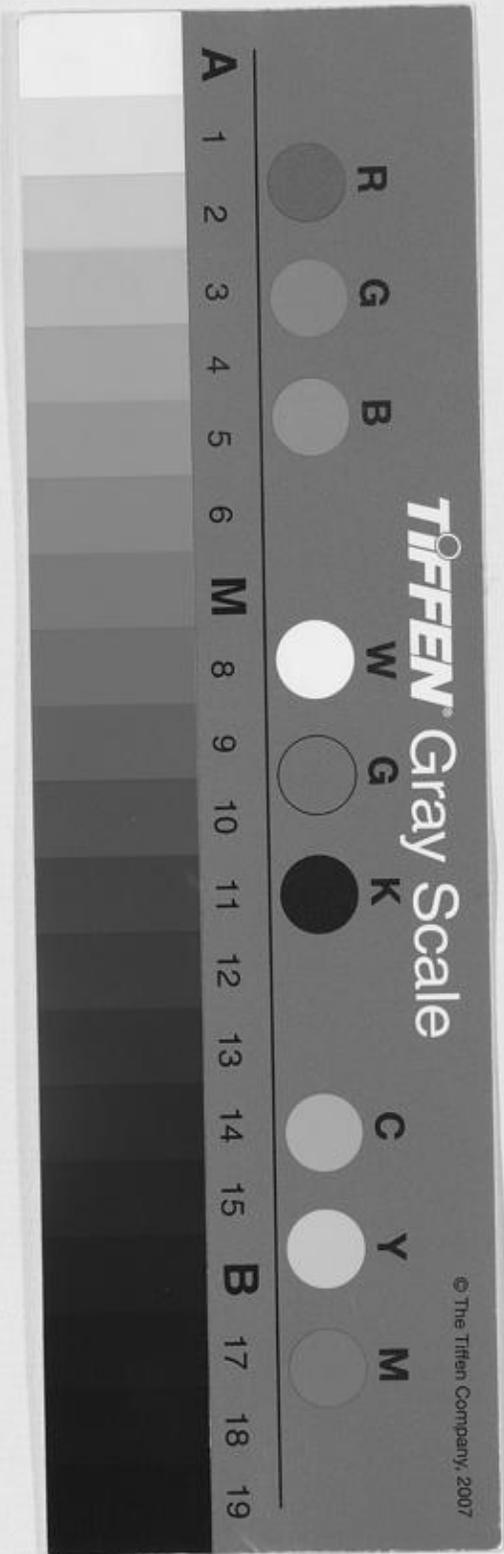
Verzeigte Maßregel. Eines Tages kommt Tommy nach Hause, schmutzig und mit ein blaues Auge. „Aber, Tommy,“ sagt die Mutter vorwurfsvoll, „habe ich dir denn nicht gesagt, du sollst erst immer bis Hundert zählen, bevor du dich mit einem anderen Jungen prügelst?“ — „Ach, Mama, das ist's,“ schluch er schmerzlich. „Ich hab's getan, aber das ist nie wieder. Sieh mal, was der andere Junge getan hat, während ich gezählt habe.“

Frümmern. „Welch seltsame Frümmern Menschen doch manchmal begeben. Ich habe z. B. gesehen, daß Kolumbus des Glaubens war, er hätte Indien entdeckt.“ — „Ach,“ habe einen schlimmern Frctum begangen. Ich meine Frau heiratete, dachte ich, ich hätte das Paradies entdeckt.“

Redaktion aus dem Herbst dieses Jahres verbot (ersch. vom 19. Juni 1901.) Verantwortl. Redakteur: K. Kellen, Bredeneß (Ruhr). Gedruckt u. herausgegeben von Herbeul & Roenen, Essen (Ruhr).









Die  
S...

...